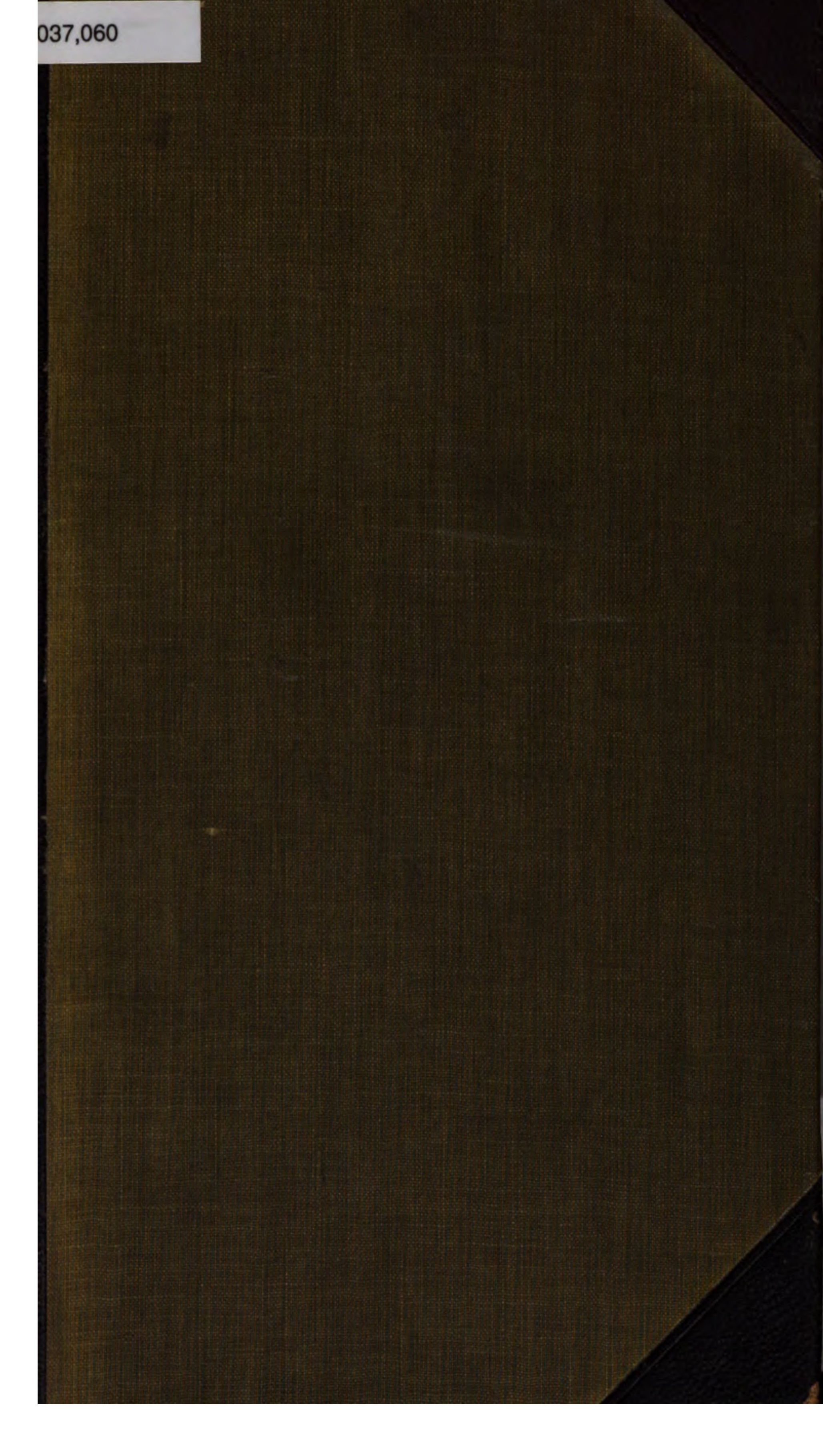


lichkeit" im absoluten Geiste. Leider können wir Hartmanns Beantwortung der oben erwähnten fünf interessanten Fragen, sowie seine geistvollen Argumente gegen die soeben bemerkten Annahmen hier nicht reproduzieren. Es dürfte sich auch in dieser wie in jeder anderen metaphysisch-wissenschaftlichen Beziehung für den Leser lohnen, sich in dem Grundriß selbst zu orientieren, insofern ihm darin alles in systematisch durchgearbeiteter, logisch korrekter, konziser Form dargeboten ist, so daß dort eine mißverständliche Auffassung weit mehr ausgeschlossen ist, als bei den knappen Andeutungen, auf die wir uns hier beschränken müssen.

Wenden wir uns zur Axiologie! Noch größerem Mißverständnis als Hartmanns Metaphysik waren bisher seine axiologischen Untersuchungen ausgesetzt. Schon die von Schopenhauer arglos entlehnte Bezeichnung seiner diesbezüglichen Ergebnisse als „Pessimismus" genügte, um z. B. die Feinde des Schopenhauerschen Pessimismus auch gegen denjenigen Hartmanns in den Harnisch zu bringen. Und doch war dessen Pessimismus schon gleich von Anfang an weder ein Schopenhauerscher noch überhaupt ein Pessimismus im strengen Sinne des Wortes, sondern nur ein sogenannter. Hartmann versuchte deshalb später an Stelle der ungenauen Bezeichnung „Pessimismus" den zutreffenderen Terminus „Pejorismus" für das Ergebnis seiner Wertschätzungslehre einzuführen, hatte aber damit inbezug auf eine bessere Beurteilung derselben bis jetzt nur geringen Erfolg; noch heute ist er als „Pessimist" allen Optimisten ein Schrecken. Recht verstanden ist aber Hartmann selber ebensowohl Optimist als Pessimist, was seine Gegner freilich nicht begreifen können, indem sie dies für eine widerspruchsvolle Vereinigung halten, trotzdem Hartmann immer wieder darauf hingewiesen, daß er beides in verschiedener Beziehung ist, Pessimist nämlich in „eudämonologischer" Beziehung oder in Beziehung auf den Lustwert der Welt, Optimist hingegen inbezug auf den Entwicklungswert derselben oder in „evolutionistischer" Beziehung. Sie aber verurteilen ihn demungeachtet in Bausch und Bogen als Pessimisten und begehen dabei denselben Fehler, nur in entgegengesetzter Richtung, den sie machen, indem sie Nietzsche als „Optimisten" feiern, obschon auch dieser in eudämonologischer Hinsicht Pessimist ist und nur in evolutionistischer Beziehung dem Optimismus, aber einem sich selbst widersprechenden, huldigt. Hartmann selbst äußert sich über dieses Verhältnis in seinem Grundriß folgendermaßen: „Neuerdings ist es üblich geworden, zu verkünden, daß der Pessimismus durch Nietzsche überwunden sei. Man verkennt dabei, daß Nietzsche genau in demselben Sinne Pessimist ist wie ich, nämlich inbezug auf den Glückseligkeitsmaßstab, und daß er genau in demselben Sinne wie ich den evolutionistischen Maßstab in praktischer Hinsicht über den eudämonologischen stellt, also genau mit denselben Mitteln wie ich vor ihm den eudämonologischen Pessimismus praktisch überwinden will. Da jedoch bei Nietzsche die aufsteigende Entwicklung nur eine vorläufige ist, die nach dem Mittag jede Weltperiode in eine absteigende Devolution übergeht, da ferner die Gesamthe-

des Weltprozesses als „Ring der ewigen Wiederkehr“ das Gegenteil von Entwicklung ist, so ist auch die evolutionistische Ueberwindung des eudämonologischen Pessimismus, die bei mir in praktischer Hinsicht eine wahre und echte ist, bei Nietzsche eine falsche und trügerische. An ihre Stelle tritt bei Nietzsche dann weiterhin die Ueberwindung durch den [illegible] des [illegible] logischen Willens, der [illegible] Selbst[illegible] [illegible] und nur um [illegible] Sonne des Leids [illegible] [illegible] ordnung des alogischen [illegible] [illegible] Gefühlsm[illegible] [illegible] [illegible] die Vernünftigkeit [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von derjenigen [illegible]

Der heute noch [illegible] [illegible] Teleologie entgegen[illegible] [illegible] der Verfasser zum [illegible] [illegible] Form“ zu [illegible] [illegible] über seinen [illegible] Pessimismus [illegible] [illegible] noch im [illegible] [illegible] komme [illegible] [illegible] Schopenhauerischer Pessimismus [illegible] [illegible] auch nicht [illegible] [illegible] nur [illegible]

Im Grunde [illegible] [illegible] Teleologie als [illegible] [illegible] Teleologie des [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] die Weltbetrachtung [illegible] [illegible] Wertung [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] werden, und [illegible] [illegible] durchgehends [illegible] [illegible] der Welt [illegible] [illegible] positiver [illegible] [illegible] evolutionistischen [illegible] [illegible] logischen“ Maßstab [illegible] [illegible] der Willenswert und [illegible] [illegible] derselben [illegible] [illegible] für den jeder Welt[illegible] [illegible] gelangt, gleich gut [illegible] [illegible] der Welt läßt [illegible] [illegible] zur deren Sinn und [illegible] [illegible] des Weltwerts an den [illegible] [illegible] Liegendes, noch [illegible]

an den anderen Maßstäben bereits indirekt mit erledigt sei. Die Untersuchung sei vielmehr einerseits höchst wichtig und müsse anderseits für sich besonders durchgeführt werden. In der Durchführung dieser Untersuchung werde die Wertlehre zur Wägungslehre; denn die Positivität oder Negativität des Lustwerts der Welt hänge davon ab, ob Lust oder ob Unlust in der Welt „überwiegen". In der Ermittlung dieses „relativen Uebergewichts" der Lust oder Unlust erblickt Hartmann sonach die Aufgabe der Axiologie als Wägungslehre und nicht etwa in der Begründung eines „superlativen" Optimismus oder Pessimismus noch in dem Nachweis des a priori unendlich unwahrscheinlichen Falles einer punktuell gleichschwebenden Mitte zwischen Lust und Unlust in der Welt. Um das relative Uebergewicht der einen oder anderen feststellen zu können, müssen sich natürlich die Gefühle in der Welt miteinander vergleichen lassen und gegeneinander abwägbar sein. Daß und wie dies möglich ist, lehrt Hartmann in einem besonderen Kapitel und schlägt alsdann zwecks eigener Erforschung des fraglichen Uebergewichts sowohl den induktiven, von der Erfahrung aufsteigenden, als den deduktiven, von anerkannten Voraussetzungen ausgehenden Weg der Beweisführung ein. So gewinnt er zuerst ein negatives Wägungsergebnis bei der Menschheit auf Erden, und zwar nicht bloß in deren natürlichem Leben in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, sondern auch in deren geistigem, d. h. intellektuellem, ästhetischem, sittlichem und religiösem Leben. Erfahrung und Ableitung aus psychologischen, aus der Erfahrung selbst wieder induzierten Gesetzen, sowie auch Postulate des ästhetischen, sittlichen und religiösen Bewußtseins führen ihn gleichermaßen zum Pejorismus oder „komparativen" Pessimismus oder zu der Einsicht, daß das Leben für den Menschen einen beträchtlichen Unlustüberschuß ergibt, daß es also eudämonologisch schlechter oder schlimmer (pejor) ist als das Nichtleben, das das einzige mathematisch exakte Beispiel des Nullpunktes der Lust und Unlust darbietet. Damit nicht genug sucht Hartmann mit Hilfe des Analogieschlusses und der deduktiven Beweisführung dann weiter nach einem Wägungsergebnis auch außerhalb des menschlichen Erdenlebens, nämlich in der Tierwelt, auf anderen Himmelskörpern und in etwaigen jenseitigen Sphären der Willens-Vorstellungswelt. Auch da ergibt sich ihm überall ein Unlustüberschuß, der somit ein „kosmisch-phänomenaler" ist. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß der Autor auf allen diesen Wegen nirgends von „metaphysischen" Voraussetzungen oder Deduktionen Gebrauch gemacht; erst jetzt, nachdem er so die Lust und Unlust der ganzen Welt erwogen, erlaubt er sich, die metaphysischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Zwar findet er den intellektuellen, ästhetischen, sittlichen, religiösen, evolutionellen und Willensmaßstab unanwendbar auf das Absolute, für anwendbar jedoch erachtet er den Zweckmäßigkeitsmaßstab sowohl als den Lustmaßstab, wenn auch dieses nur in hypothetischer Weise Seiner Meinung nach stehen beide Maßstäbe im Absoluten in keinerlei Widerstreit, vielmehr decken sich in ihm Eudämonologie und Teleologie, insofern sie nur verschiedene Adspekte derselben Beziehung

aus den einseitigen Gesichtspunkten der attributiven Prinzipien sind, aber aus dem zusammenfassenden Gesichtspunkt des absoluten Wesens in Eins fallen. Aus der Verbindung des phänomenalen Pejorismus mit dem ontologischen Monismus folgert er schließlich die innerweltliche, und aus der überschießenden Unendlichkeit des Wollenwollens über seine ideelle Erfüllung die außerweltliche Unseligkeit des Absoluten, macht aber dabei ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der teleologische usw. Optimismus und der eudämonologische Pejorismus inbezug auf die Welt auch dann bestehen bleiben, „wenn der metaphysische Monismus und mit ihm die innerweltliche Unseligkeit des Absoluten als unhaltbar und die außerweltliche Unseligkeit als eine metaphysische Schrulle beiseite geschoben würden. Das Nebeneinanderbestehen des teleologischen Optimismus und eudämonologischen Pejorismus bliebe auch dann ein übereinstimmendes Ergebnis der Induktion und Deduktion, dem keinerlei Widersprüche anhaften."

Aber nicht nur die „metaphysischen", sondern auch die „praktischen" Konsequenzen zieht Hartmann aus seinen axiologischen Resultaten, und zwar jedesmal in einem besonderen Kapitel aus dem Zweckwert, dem positiven, neutralen und negativen Lustwert, der Verbindung von Zweckwert und Lustwert und aus der Axiologie des Absoluten, welche Kapitel somit zusammen den letzten Abschnitt seines Grundrisses bilden. Gar mancher, der diesen Abschnitt liest, und insbesondere wenn er auch die vorhergehenden Abschnitte eines unvoreingenommenen Studiums gewürdigt hat, dürfte, sofern er früher einem unkritischen superlativen Optimismus gehuldigt, diesen gewiß etwas [illegible]nnten des von Hartmann vertretenen Pejorismus einschränken, denn er wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß dieser keineswegs zu solch ungeheuerlichen Konsequenzen führt, wie man sie ihm bisher anhängte. Zu seinem Erstaunen wird er vielmehr im Gegenteil in ihm einen unentbehrlichen hohen Kulturfaktor erkennen, der nicht zum wenigsten in sittlicher und religiöser Beziehung noch eine große Rolle zu spielen berufen sein dürfte.

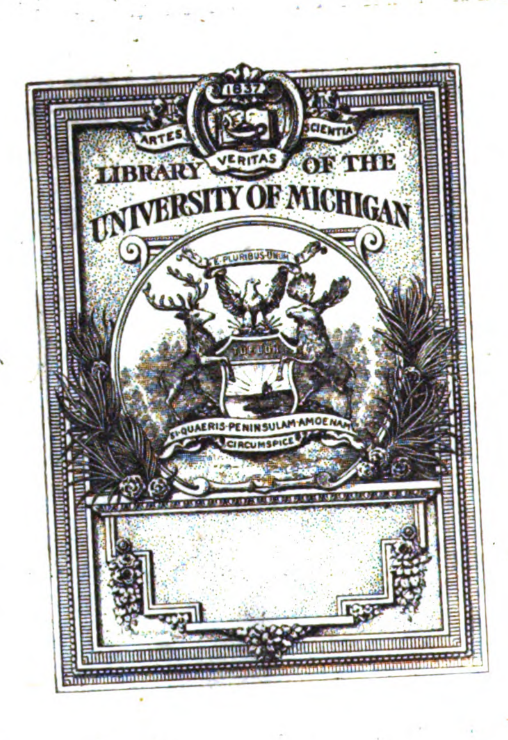
Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

---

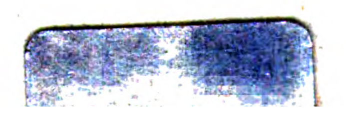
# Pädagogik.

F. W. Foerster, Lebensführung. Ein Buch für junge Menschen. Berlin, 1909. Druck und Verlag von Georg Reimer. 298 S.

Unseren „Halbstarken", die bekanntlich, auch wenn sie sich zu den gebildeten Kreisen zählen, eine besonders schwierig zu behandelnde Menschensorte sind, [illegible] Winke über Lebensführung zu geben, ist nicht jedermanns Sache. Wer es noch so gut mit ihnen meint, ist doch in Gefahr über die Köpfe der zu Leitenden hinweg zu reden oder Ideale in die Luft steigen zu lassen, die an dem scharfen Hauch der Wirklichkeit wie Seifenblasen zerstieben.



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

**Hans Delbrück.**

---

## Einhundertsiebenunddreißigster Band.

**Juli bis September 1909.**



**Berlin.**
Verlag von Georg Stilke.
**1909.**

# Inhaltsverzeichnis

des

## 137. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

---

### Aufsätze.

Seite

## Besprochene Werke.

## Politische Korrespondenz.



# Ferreros Römische Geschichte.

Von

**Francis Smith.**

---

Einen ganz ungewöhnlichen literarischen und buchhändlerischen Erfolg hat Guglielmo Ferrero mit seinem Werke **Grandezza e Decadenza di Roma** davongetragen. Wer an deutsche Verhältnisse gewöhnt ist, muß staunen, daß eine wissenschaftliche Arbeit großen Stils und nicht etwa ein Handbuch binnen kurzer Zeit in vielen Tausend Exemplaren Absatz gefunden hat. Der erste 1902 veröffentlichte Band dürfte jetzt bereits bei einer Myriade angelangt sein.

Seit dem Erscheinen der „Römischen Geschichte" Mommsens ist mehr als ein halbes Säkulum verstrichen. Da nun, um von Rankes „Weltgeschichte" und Eduard Meyers (groß angelegten, aber leider noch unvollendeten „Geschichte des Altertums"*) abzusehen, noch kein deutscher Forscher, außer dem weit weniger bekannten W. Ihne, sich gefunden hat, der es gewagt hätte, dem leuchtenden Vorbilde zu folgen und eine Gesamtdarstellung der Bildung jenes das Mittelmeer in sich fassenden Weltreiches auf breitester Grundlage zu versuchen, so durfte der Hoffmannsche Verlag in Stuttgart mit Recht auf große Teilnahme bei unserm Publikum rechnen, als er es unternahm, die Schöpfung Ferreros in deutscher Uebersetzung den Fachgenossen und der geschichtsverständigen Lesewelt darzubieten. Die dem Italiener in unserer Tagespresse gezollte Bewunderung ist verständlich und nicht unbegründet, aber sie hat nicht immer die Grenzen des Erlaubten eingehalten. Man hat sich in Uebertreibungen gefallen und sogar unterfangen, Ferrero als einen schöpferischen Gelehrten anzusehen

*) Der 5. Band (1902) führt die römische Geschichte nicht über die Kelteninvasion hinaus.

und ihn dem großen Bahnbrecher Mommsen wie einen Ebenbürtigen an die Seite zu stellen. Muß nun auch eine derartige Einschätzung mit aller Entschiedenheit als ein Fehlgriff bezeichnet werden, so ist doch dem Autor zuzugestehen, daß er sichtlich bemüht gewesen, in seiner formgewandten, ja glänzenden, wenn auch mit journalistischem Aufputz etwas überladenen Darstellung den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung zu tragen. Er verbindet eine gewissenhafte und ausgibige, wennschon nicht gleichmäßig einwandfreie Benutzung der Quellen mit der gründlichen Verwendung seiner umfassenden Kenntnis der einschlägigen deutschen und italienischen Literatur. Es ist als ein besonderer Vorzug dem Autor anzurechnen, daß er uns manche weniger bekannte Arbeiten seiner Landsleute in ihren Resultaten vermittelt.

Drei von den fünf bisher erschienenen Bänden sind nunmehr in einer von Max Pannwitz und Ernst Kapff besorgten Uebertragung (angeordnet in 4 Volumina) allgemein zugänglich. Unsere Besprechung gilt vor allem den auf den alten Freistaat bezüglichen Teilen (I u. II). Der geschmackvollen Pannwitzschen Verdeutschung ist ihre flüssige und angenehm lesbare Sprache nachzurühmen, und es wäre unbillig, bei einzelnen Ausstellungen zu verweilen.*)

Ferrero nennt die ersten fünf Kapitel seiner Geschichte, die uns bis zum Tode Sullas führen, eine Einleitung. Die mähliche Entwicklung einer kleinen Landstadt zu der beherrschenden okzidentalen Großmacht wird gleichsam mit einigen kräftigen Strichen skizziert, und der breite Fluß der Darstellung setzt erst mit dem Zeitalter Cäsars ein. Der zweite Band schließt mit der Ermordung des großen Juliers, und die folgenden Abteilungen schildern das Emporkommen und die Herrschaft des Octavianus Augustus. Sollte das Werk in der gleichen Ausführlichkeit fortgesetzt werden, so ist damit zu rechnen, daß es für sich allein eine kleine Bücherei füllen wird, denn der Autor hat uns versprochen, auch noch die Cäsaren-

*) Pannwitz hat, wie mir auf eine Anfrage mitgeteilt wurde, seiner Uebersetzung eine in der französischen Ausgabe des Werkes vorliegende Ueberarbeitung des Originals zugrunde gelegt. Da wäre es gewiß seines Amtes gewesen, in einem Geleitworte hierüber Auskunft zu erteilen. Die Abweichungen des umgeschmolzenen Werkes gegenüber der mir vorliegenden ursprünglichen italienischen Fassung sind sehr erheblich; es enthält z. B., um von allem übrigen abzusehen, eine völlig veränderte und verbesserte Darlegung der Genesis des Helvetierkrieges — Wie in der italienischen, so vermißt man in der deutschen Ausgabe schmerzlich ein eingehendes Personen- und Sachregister. Die ausführliche Inhaltsangabe bietet nur unzureichenden Ersatz. — Ich zitiere im allgemeinen die deutsche Uebersetzung und nicht das Original.

[illegible] das kosmopolitische Reich und den Niedergang der ewigen Stadt zu schildern.

Es ist nicht abzuleugnen, daß diese Anlage einer die Größe und den Niedergang Roms behandelnden Geschichte zu gewichtigen Bedenken Anlaß bietet. Wer sich nicht darauf beschränken mag, das ungeheure Geschehnis der den Westen mit dem Osten verbindenden römischen Macht- und Kulturentfaltung wie ein Bilderbuch mit den Augen eines Chronisten zu betrachten, der die großen und kleinen Ursachen zu einem bunten, aber in der Linienführung nicht hinreichend anschaulichen Gewebe verknüpft, der philosophische Geist muß das Triebwerk der tätigen Kräfte bloßlegen und das Geheimnis des der Tiberstadt beschiedenen Welterfolges zu entschleiern suchen. Die aus einem kräftigen Volkstum und trefflichen Einrichtungen des Familien- und Gemeinschaftslebens (Pontifikat, Magistrat, Tribunat) hervorbrechende moralische Energie ist in ihren gewaltigsten und furchtbarsten Aeußerungen klarzulegen, wenn die Größe Roms in ihrer natürlichen Bedingtheit fühlbar werden soll. Das vom italienischen Historiker selbst in dürftigsten Umrissen kaum vorgeführte Zeitalter der punischen Kriege zeigt die unbeugsame Tatkraft, den entschlossenen Opfermut und den politischen Idealismus des römischen Volkes im Kulminationspunkte. Die in den folgenden beiden Jahrhunderten vollendete Bezwingung der Mittelmeerwelt stellte vielleicht durch ihre verblüffende Großartigkeit alles Vergangene in Schatten, die innere Gediegenheit und erhabene Größe der Vorfahren hat das Römertum der ausgehenden Republik nicht sich zu erhalten verstanden.

Wen es gelüstet, von dem Heroismus der Italiker und der Grundlegung der italienischen Nationalität durch die römischen Bauern" zu hören, muß nach wie vor bei den eindringlichen Gestaltungen Mommsens und dem Tiefsinne Rankes verweilen. Darstellungen der Frühgeschichte Roms liegen aus jüngster Zeit von Ettore Pais und G. de Sanctis vor. Zudem haben Delbrücks in der „Geschichte der Kriegskunst“ (I ²) niedergelegte Forschungen nicht allein die römischen Heereseinrichtungen zu wahrer Anschaulichkeit gebracht, sondern auch auf die Entstehung des alten Patriziats, als der mittelalterlichen Ritterschaft gleichartigen Standes, überraschendes Licht geworfen. Was uns Ferrero bietet, ist keine Gesamtschilderung der römischen Geschichte, es sind auch — von dem traditionellen Lob der altrömischen Zucht abgesehen — keine in die Tiefe dringenden considérations sur les causes de la

**grandeur des Romains**, er ist vielmehr in den ersten beiden Bänden lediglich bemüht, zu zeigen, wie durch fortlaufende Abwandlung aus einem in kleinen Anfängen wurzelnden aristokratischen Bauernstaat die in fieberhafter Geschäftigkeit dem Handelsgewinn nachjagende, genußsüchtige und demokratisch geordnete Gesellschaft des Weltstaates emporwuchs. So richtig diese Antithese ist, so wäre doch vielleicht in kurzen Worten die bäuerliche Wesensart der Frührepublik einschränkend dahin zu erläutern gewesen, daß Latium immerhin einen bescheidenen Handelsplatz am Tiberstrom besaß und daß gerade auf der in Rom langsam erblühenden städtischen Wirtschaft jener kapitalistisch geordnete Staatshaushalt sich aufbauen konnte, der dem Gemeinwesen ein zwar geringes, aber im Kriege ausreichendes Uebergewicht über seine engeren und weiteren Nachbarn, über Volsker und Aequer, Samniter und Kelten verschaffte. Das Rom des 4. Jahrhunderts war gewiß kein Manchester, aber es war auch kein winziges Cetinje. Niemals werden die Söhne der schwarzen Berge, selbst wenn die Weltlage sich durchaus ändern sollte, das alte Illyrien beherrschen, denn der absolute Agrarstaat ist nur von beschränktester Ausdehnungsfähigkeit.

Aus der Fülle eines erstaunlich umfassenden Wissens hervor gibt Ferrero den Menschen und Dingen, was man auch gegen seine Geschichtsauffassung einwenden mag, eine warme Lebendigkeit, die entsetzlichen Parteikämpfe, der revolutionäre Sturm und das langsame Aufblühen neuer wirtschaftlicher Potenzen gelangen in wuchtigen Bildern zur Anschauung.

Die von Ranke stiefmütterlich und selbst von Mommsen etwas nebenher behandelte Sozialgeschichte Roms steht in ihrer Verflechtung mit den Kämpfen des Forums und den sich wandelnden wirtschaftlichen Daseinsbedingungen bei Ferrero im Mittelpunkt des Interesses und bildet recht eigentlich den Kern seiner Ausführungen. Die äußeren Verwicklungen des Reiches erscheinen vorzüglich durch die inneren Zustände der Republik bedingt, und die Rückwirkung der Kriegszufälle auf die Gruppenbildung der Parteien und auf die persönliche Stellung der leitenden Männer wird mit blutwarmer Anteilnahme verfolgt. Es ist nicht Ferreros Ehrgeiz gewesen, den Verlauf des Kampfes der großen Mächte mit der Weitsichtigkeit und Behutsamkeit Rankes aus der Kräfteverteilung und dem diplomatischen Ränkespiel zu erklären, er behandelt die nachbarlichen Beziehungen Roms und seine Kriege zwar mit pflichtgemäßer Sorgsamkeit, aber ohne die rechte Liebe zur Sache. Die antimilitaristische Gesinnung

des Autors ist nur unzureichend verschleiert, und zudem kennt er nicht die unerbittliche Folgerichtigkeit der kriegsgeschichtlichen Sachkritik, so fern ihm auch ein blinder Autoritätsglauben liegt. Die Methode der auswärtigen römischen Politik ist in kein einheitliches Licht gerückt, in diesem Betracht ist ein einziges Kapitel Montesquieus belehrender als alle Ausführungen Ferreros. Die Bedeutung seiner Geschichte liegt vielmehr in der eigenartigen, vielfach in neuen Bahnen sich bewegenden Darstellung und Bewertung, die er den Fortschritten und Irrungen der lateinischen Zivilisation, den mannigfachen schmerzhaften Neubildungen und der Charakterformung der römischen Stände angedeihen läßt.

Der Gegenstand bringt es mit sich, daß Ferrero und der das Wesentliche seiner Gedankengänge hervorhebende Rezensent mehr Altes zu berühren als Neues mitzuteilen oder zu würdigen haben. Die Materie ist eben schon von allen Seiten beleuchtet worden, und ein nachdenklicher Schriftsteller wird höchstens einiges hinzuzufügen und bedeutsame Erscheinungen eigentümlich zu bewerten wissen. Leider muß auch gesagt werden, daß unser Autor mehrfach in unliebsamer Weise sich selber wiederholt.

Es überrascht, zu hören, daß die ersten dreißig Jahre nach dem zweiten punischen Kriege ein besonders glückliches Zeitalter für Italiens Wirtschaft gewesen seien. Die im hannibalischen Kriege angerichteten Verwüstungen und das Fortsterben vieler Landeigentümer eröffnete, namentlich in Süditalien, der Güterspekulation große Aussichten. Da ausgedehnte Bodenflächen zum Verkauf standen, so war es auch dem mittleren Besitze möglich, seine Liegenschaften zu vergrößern und durch Sklaven, deren Anschaffung etwa aus Kriegsersparnissen bestritten wurde, in Bestellung zu nehmen. Die Wohlhabenden pachteten Staatsländereien in Italien, Sizilien und der Polandschaft, dort ließen sie dann große Rinderherden, auch Schafe, Schweine und Ziegen auf die Weide gehen. Ein gewinnbringendes Geschäft. Denn in diesen kriegsbewegten Zeiten war an Armeelieferungen, etwa an Leder für die Zelte, Ziegenfellen für die Maschinen und an gesalzenem Fleisch viel zu verdienen. So ist überall der Wohlstand im Wachsen. Fast möchten wir darüber vergessen, daß dieses neue Leben aus Ruinen und rauchenden Trümmern erblüht ist. Und doch! in eben dieser Zeit ist eine rührige agrarisch-konservative Partei bestrebt gewesen, dem verfallenden Mittelstand durch einschneidende Maßregeln aufzuhelfen.*)

*) Vgl. F. Smith, Die römische Timokratie, S. 140 ff.

Ferrero sieht nicht diese Schatten. Er ist hier nicht weniger einseitig, als wenn er von den in der Heldenzeit geführten Kriegen behauptet, sie seien eine Nebenindustrie der Landwirtschaft gewesen. Gewiß winkte dem siegreichen Römer neben dem Kriegssold auch noch der Anteil am erbeuteten Grund und Boden, daneben sind aber die ungeheuren wirtschaftlichen Schädigungen und Opfer, die das Aufgebot von Bürgerheeren mit sich bringt, nicht zu vergessen.

Eine Folge des Kampfes mit Karthago und der Besiegung der schlimmen Rivalin ist die Zunahme der Sklaverei in Italien gewesen. „Nach einem Menschenalter konnte niemand mehr der fremden Arbeitskraft entbehren: die Landpächter für ihre Herden, die Unternehmer zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten und der Heereslieferungen, der Staat für den öffentlichen Dienst, die Schiffsbesitzer und Seehändler für die Ruderarbeit, die Reichen für die häuslichen Verrichtungen und die Gladiatorenkämpfe, die kleinen Grundbesitzer und die Mittelklassen zur Ausführung der schwersten Handarbeiten.“ (I, 31/32.) Während das Leben, das weiter und größer geworden war, fleißige Hände in großer Zahl verlangte, fehlte es leider, so meint unser Autor, in Italien an den benötigten freien Arbeitskräften. Das niedere Volk war arbeitsscheu und jedem Zwange abgeneigt! Statt emsig und ehrlich tätig zu sein, zog es vor, zu betteln und zu rauben. (I, 44 der älteren italienischen Ausgabe.) Was war da zu tun? Der Orient war dichtbevölkert, aber die bedürfnislosen Massen empfanden nicht den Drang, nach Ländern auszuwandern, wo sie einen besseren Lohn erwarten durften. Nach Rom kamen zwar aus aller Welt zahllose Abenteurer, aber keine freiwilligen Lohnarbeiter. Deshalb war man genötigt, die Menschen mit Gewalt herbeizuschaffen, und das wirksamste Mittel hierzu waren Krieg und Eroberung. Die Sklaverei soll mehr denn je eine wirtschaftliche Notwendigkeit gewesen sein. In den Heerlagern wurden die Kriegsgefangenen den Händlern überantwortet. Das deckte aber nicht den Bedarf. Die benachbarten Könige und Häuptlinge, z. B. in Afrika, verkauften römischen Kaufleuten ihre erbeuteten Feinde und bisweilen auch die eigenen Untertanen. Auf der Insel Delos erblühte ein schwunghafter Handel in der unglückseligen Menschenware. Der seiner Freiheit beraubte Natursohn wurde nicht selten seitens einzelner Unternehmer in eine besondere Schulung genommen. Man unterwies ihn in allerhand Gewerben und Künsten, bereitete ihn auch wohl zum Waffenspiel der Gladiatoren vor, um ihn alsdann mit einem entsprechenden Aufschlag weiterzuverkaufen.

Die sich anbahnende Weltherrschaft und das stärker als je pulsierende wirtschaftliche Leben sind der Nährboden der üppig aufwuchernden Sklaverei gewesen. Das kann Ferrero nicht bestritten werden. Eine andere Frage ist es freilich, ob diese in den größten Dimensionen sich vollziehende Entwicklung eine durch sachliche Notwendigkeit erzeugte und für Italien segensreiche war. Allerdings waren die Bedürfnisse gestiegen, und es mußte mehr gearbeitet werden, insofern aber auch der Geldverkehr wuchs, ließ sich erwarten, daß der Mehrbedarf an Arbeitskräften zu einem beträchtlichen Teile ohne Zwangseinrichtungen gedeckt werden könne. Es ist doch ein starkes Stück, die Italiker kurzerhand für so unbändig und faul zu erklären, daß sie keinen fremden Dienst leiden mochten. Anderseits ist es nicht zu bezweifeln, daß mit gefügigen Sklaven, kurzweg instrumentum vocale genannt, für gewöhnlich ein bequemeres Auskommen war, als mit dem freien Tagelöhner. Sie werden auch gewinnbringender gewesen sein, solange wenigstens, als die unfreien Produzenten auf allen Märkten verhältnismäßig wohlfeil erhandelt werden konnten; zudem unterlagen sie nicht der Wehrpflicht. Der kurzsichtige Egoismus stellte also um des augenblicklichen Vorteils willen die Zukunft der Nation in Frage. Es ist eben nicht anders, die menschliche Natur erhebt sich nur unter außergewöhnlichen Umständen, und auch dann nicht immer, aus der glatten Niederung des Alltags. Die Not der Sklavenkriege mußte kommen, der furchtbare sizilische Aufstand und die Erhebung des Spartacus, um das Uebel in seiner nackten Häßlichkeit zu offenbaren.

Die verhängnisvolle Beziehung der Sklavenwirtschaft zu der großen Agrarkrisis des zweiten Jahrhunderts scheint Ferrero völlig verkannt zu haben. Die von den Unfreien dem Kleinbauernstande und den Tagelöhnern gemachte Konkurrenz zählt unser Geschichtschreiber mit nichten unter den Gründen für den landwirtschaftlichen Notstand auf.*) Die ungünstige Abwandlung soll angeblich erst nach dem Perseischen Kriege fühlbar geworden sein. Während mir diese Datierung nicht recht einleuchten will, gebe ich bereitwillig zu, daß Ferrero die bestimmenden Ursachen des umsichgreifenden Uebels zum guten Teil richtig erkannt hat. Die Einnahmen vieler Grundbesitzer gingen infolge

*) Nach Sueton, Cäs. 42, verfügte Cäsar, daß ein Drittel der Viehhirten freie Leute sein sollten. (M. Weber, Röm. Agrargesch., S. 229.) Es muß also wohl zu Cäsars Zeit schutzbedürftige ländliche Lohnarbeiter gegeben haben.

des Wegfalls der außerordentlichen Kriegsgewinne zurück, die Bedürfnisse aber wuchsen ständig, und die notwendigen Industrieprodukte stiegen mit der Zunahme der Umlaufsmittel im Preise. Die verteuerte Lebenshaltung mußte ein Ansporn werden, die Produktion zu vermehren und den Absatz zu erweitern. Nun hatten allerdings noch Latium und das cispadanische Gallien in der Hauptstadt und den größeren blühenden Orten längs der via Aemilia, der verkehrsreichen nördlichen Heerstraße, eine gute Absatzmöglichkeit für landwirtschaftliche Produkte. In abgelegeneren Gebieten hingegen, deren Absatz sich wegen der übermäßigen Kostspieligkeit des Fernexportes der Kornfrucht auf die wenig aufnahmefähige Nachbarschaft beschränkte, mußten die Getreidepreise stürzen, und dabei war das Getreide das vornehmste Erzeugnis. Unter diesen Verhältnissen gedieh üppig die Sumpfpflanze des Wuchers. Das alte bäuerliche Italien eilte, so schien es, seinem Ruin entgegen.

Ferrero will nichts davon wissen, daß, wie Mommsen (Röm. Gesch. I[10], 840/1) und andere Forscher behauptet haben, aus der Konkurrenz des ausländischen Getreides der Niedergang der italischen Agrikultur zu erklären sei, eine Annahme, die schon von Weber und Salvioli eingeschränkt worden ist.*) In einer längeren Beilage (II, Anhang A, S. 379—386) faßt er nachdrücklich das Problem des Kornhandels im Altertum an. Die moderne Politik der Schutzzölle sei im antiken Industriestaat nicht möglich gewesen, es war ihm vielmehr eigentümlich, den Getreideexport tunlichst zu verhindern und den Import mit allen Kräften und durch die rigorosesten Mittel zu heben. Die Dinge lagen so, daß es für eine Macht, die einen großen auswärtigen Krieg führen wollte, zu den wesentlichen Bedingungen des Erfolges gehörte, im Besitze einer reichen Kornkammer zu sein, wie es Sizilien, Sardinien, Spanien, Afrika und Aegypten waren. Mithridates konnte ein Duell mit Rom wagen, nachdem er die kornreiche Krim erobert hatte. Seit dem 5. Jahrhundert war die Brotfrage für Athen brennend geworden, und jetzt befand sich die mächtig anwachsende Stadt Rom in der gleichen Lage.

Das Unglück war, daß sich das Getreide für den regelmäßigen Warenaustausch nicht eignete. Der Transport von Massengütern verlohnte nicht einmal auf dem Seewege, in Ansehung der Unsicherheit auf dem Meere, des spärlichen und hochverzinslichen

*) Vor Weber und Salvioli hätte Ferrero rechtens W. Ihne (Röm. Gesch. V, 16) nennen können.

Kapitals, sowie des geringen Fassungsvermögens und der Langsamkeit der Schiffe. Nur wenn Hungersnöte die Gelegenheit zu ganz außergewöhnlichen Gewinnen boten, griff die private Spekulation [illegible] ein. Man rechnete eben vorzüglich auf den lokalen Unterschied des Tauschwerts und nicht wie heute auf die zeitliche Preissteigerung. Die Landtransporte waren noch kostspieliger als die Benutzung der Wasserstraßen. Aus der Schwierigkeit der Herbeischaffung der notwendigen Nahrungsmittel erklärt es sich, daß das Altertum nur wenige Großstädte im heutigen Sinne gesehen hat. Das weltherrschende Rom litt unter ständigen Verpflegungssorgen. Wenn nun aber dieser Not durch Getreidesendungen aus den überreichen Provinzen abgeholfen wurde*), so ist doch dieser Tatsache kein Argument gegen Ferrero zu entnehmen. Denn ein Italien, das nicht fähig war, die Weltstadt Rom vor zeitweiligen Hungersnöten zu schützen, ist auch meines Erachtens von dem Markte der Metropole eigentlich nicht verdrängt worden. Das römische Absatzzentrum errang gewiß erst nach dem hannibalischen Kriege eine überragende Bedeutung und hätte von den heimischen Getreidebauern gewissermaßen als ein Neuland erobert werden müssen. Das ausländische Korn kann höchstens dem Absatz der maritimen und der durch bedeutende Flußläufe erschlossenen Getreidegebiete Italiens Schaden zugefügt haben, nicht den absolut binnenländischen Erzeugern der Brotfrucht, denn insofern sich diesen kein Wasserweg öffnete, vermochten sie schlechterdings nicht, die Kapitale zu erreichen, wie sie denn auch anderseits auf dem Lokalmarkt vor der auswärtigen Konkurrenz sicher waren. Der überseeische Wettbewerb hat also die Italiker nicht ruiniert.

Um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts machte sich der Verfall des Bauernstandes immer deutlicher bemerkbar; nach den zensitischen Ausweisen ging die Bürgerzahl zurück. Wir dürfen zwar nicht wähnen, daß die Verteidigungskraft des Landes unmittelbar in Frage gestellt gewesen sei. Rom brauchte, soweit sich absehen ließ, kein zweites Karthago zu fürchten, und für das Söldnerheer, das sich fast unmerklich an die Stelle der alten Bürgerwehr setzte, war der notwendige Ersatz tatsächlich vorhanden und durch die zunehmende Abneigung gegen den Kriegsdienst mehr erschwert als bedroht. Höchstens verschlechterte sich die Qualität

*) Bei Mommsen, Röm. Staatsrecht, II 2, 1038 (3. Aufl.), heißt es vom kaiserlichen Rom, die Stadt habe vor der Getreideflotte vom Nil kapituliert und ihre alte Freiheit um die Lieferung des täglichen Brotes verkauft.

des Rekrutenmaterials, aber in diesem Betracht konnte eine verständige Disziplin zureichende Abhilfe schaffen. Schlimmere Befürchtungen als hinsichtlich der Armee durfte man wegen der wirtschaftlichen und politischen Zukunft des Reiches hegen, solange der Bauernnot nicht gesteuert oder zum mindesten im Gesellschaftsleben ein Aequivalent für den alten Stand kleiner Grundbesitzer aufgefunden worden war. Die Patrioten sannen auf Abhilfe und folgten dem vom Mittelstandsretter Cato einst gegebenen Beispiele, auf anderen Wegen und mit einem noch weiter gesteckten Ziel.

Es ist für Ferrero bezeichnend, daß er sich in klarer Erkenntnis des Wirklichen sofort gegen den Aberglauben wendet, die zu einer bestimmten Zeit auftretenden Mißstände könnten allein auf gesetzgeberischem Wege behoben werden. Darauf zielte aber die gracchische Reformbewegung.

Die von wohlhabenden Landwirten in Nutzung genommenen Staatsländereien, der ager publicus, sollte der inneren Kolonisation dienstbar gemacht werden, indem er zum Teil wieder eingezogen und dann den Mittellosen als Erbpächtern zu unveräußerlichem Besitz überlassen wurde. Dieser Gedanke erfüllte den gelehrten, aber unpraktischen Ti. Sempronius Gracchus, einen Jüngling, der voll hochherziger Pläne, doch ohne die nötige Lebenserfahrung war. Ferrero nähert sich in dieser Charakterisierung des Gracchus dem Urteile Mommsens, der in seiner Römischen Geschichte (II[10] 96) den Tribunen nur einen „leidlich fähigen“ Mann nennt. Hingegen hat Ranke der Großartigkeit der Gesinnung des Reformators höchstes Lob gespendet und in seinem Tun die erste nachdrückliche Kraftäußerung des politischen Idealismus gefunden.

Die vom Volkstribunen durchgesetzte lex agraria barg gewiß große Unzuträglichkeiten in sich. Schon die Feststellung des ager publicus, der durch Kauf und Verkauf häufig den Besitzer gewechselt hatte, war schwierig. Es mußte auch zweifelhaft scheinen, ob es gelingen werde, dem Ackerbau bereits entfremdete Menschen wieder mit der Scholle zu befreunden. Die nicht überlieferte, aber von Ferrero gemutmaßte Bestimmung, daß der von Latinern und Italikern unbefugt okkupierte staatliche Grund und Boden gleichfalls dem Fiskus verfallen solle, war nur allzu geeignet, Mißstimmung zu erzeugen. (I 57.) Was half den Bundesgenossen, daß sie, so meint unser Autor, an den neuen Ackerassignationen teilnehmen durften, wenn dem mittleren Besitz das Land entrissen wurde, an

…n sein Schweiß und seine Mühe klebte?*) — Die Reform hatte …en durchschlagenden Erfolg. Die Wirkung der Landzuweisungen … beurteilen, sei insofern schwierig, als die livianische Nachricht, die …erzahl sei von 318 823 im Jahre 130 auf 394 736 im Jahre …gestiegen, Bedenken unterliegt. Beloch glaubt an eine Ver…chung der zweiten Zahl, für die möglicherweise 294 736 einzu…setzen sein möchte. Obwohl sich Ferrero im Kontext für die höhere …**) entscheidet, so hält er doch die Politik des Tiberius für …en unzeitgemäßen und im Verfahren unzulänglichen Versuch, der …schichtlichen Notwendigkeit der ökonomischen Abwandlungen ent…gegenzutreten (I 52, 60, 61).

Die Meinungen über die Agrargesetzgebung des Tribunen sind …t alters weit auseinandergegangen. Es hat auch an Lobspendern nicht gefehlt, von Appian angefangen, der den genannten Be…rebungen mit Sympathie begegnet, bis auf Mommsen, der die Expropriation der Domänenbesitzer für das einzige Mittel erklärt, dem Untergang des italischen Bauernstandes auf lange hinaus …u steuern (Röm. Gesch. II[10] 93). Unser Landsmann hat zwar die …derungen des Tiberius keineswegs für völlig einwandfrei ge…lten und auf die in ihrer Gewaltsamkeit schmerzlich empfundenen, …nn auch rechtsbeständigen Eingriffe in die privaten Besitzverhält…nisse, auf die Beschränkungen des freien Güterverkehrs und die An…tung des öffentlichen Kassenwesens durch den Pöbel als auf be…klagenswerte Begleiterscheinungen hingewiesen, es ist ihm aber nicht …gefallen, die ökonomische Zweckmäßigkeit der gracchischen Maß…regeln ernstlich abzuwägen oder gar zu bezweifeln. Er erklärt …erhand die in sechs Jahren angeblich eingetretene und aus den …nsuszahlen ersichtliche Zunahme der Bürgerschaft von 319 000 auf 395 000 für eine wohltätige Folge der gracchischen Assignationen. Es seien eben an 80 000 neue Bauernhufen geschaffen worden (Röm. Gesch. II[10] 101). Mommsen geht offenbar von der Ansicht aus, daß die Proletarier vor der Ansiedlung nicht als Bürger mit…gezählt wurden.***) Diese Voraussetzung dürfte aber nicht stichhaltig

*) I 57; 60/61. Mommsen, Röm. Gesch. II[10] 86 u. 99 und Ed. Meyer, Untersuchungen zur Geschichte der Gracchen. S. 15, vertreten gleichfalls die Ansicht, daß das Ackergesetz nicht allein die Römer, sondern auch die Bundesgenossen berührte.

**) Es ist wohl auf einen Druckfehler zurückzuführen, wenn in Ferreros fortlaufender Darstellung 394 376 (so die ital. Ausgabe; die deutsche schreibt 394 375) statt 394 736 zu lesen ist.

***) Hingegen hat Mommsen im Römischen Staatsrecht II[3] 1, S. 411 die Meinung vertreten, daß unter den civium capita die gesamte Jungmann-

sein, vielmehr müssen die Armen nicht minder wie die Reichen in dem gleichzeitig als Steuer-, Stimm- und Heerliste dienenden Verzeichnis bei der Addition berücksichtigt worden sein (Beloch, Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, S. 318). Die Aufteilung der Domänen konnte also keinen unmittelbaren Zuwachs an Bürgern bedingen; die natürliche Bevölkerungsvermehrung schloß aber jedes Wunder, wie es ein Anschwellen der Ziffern um 25 % gewesen wäre, aus. Da ferner ein infolge der Reform sich etwa ergebender Geburtenüberschuß erst nach geraumer Zeit in der Zahl der Erwachsenen (nur diese wurden als Bürger gerechnet) zum Ausdruck gelangt sein würde, und da eine umfassende Bürgerrechtsverleihung an Latiner oder Bundesgenossen in diesen Jahren schwerlich stattgefunden hat (vgl. Beloch, l. c. S. 351), so durfte Beloch die für 124 und 114 überlieferten gewaltigen Zensuszahlen (394 736 und 394 336) rechtens für unglaubwürdig und ersichtlich verderbt ansehen. Es liegt sogar auf der Hand, daß trotz eines möglicherweise erzielten Geburtenüberschusses die Zahl der mannbaren Bürger sich noch eine Weile in absteigender Linie bewegen und im Jahre 124 auf 295 000 sinken konnte. Für die behauptete Besserung der sozial-ökonomischen Zustände fehlt es mithin an jeglichem materiellen Beweise. Das Bemühen, einen ökonomischen Mißerfolg des gracchischen Ackergesetzes statistisch zu ermitteln, wäre nun freilich ebenso fruchtlos. Bleibt nun auch das wirtschaftsgeschichtliche Problem ungelöst, so büßen doch darum die von Ferrero geäußerten Bedenken keineswegs ihr Gewicht ein. Man wird vielmehr in der Skepsis noch über ihn hinausgehen müssen. Solange die Ansetzung neuer Bauern nicht mit dem Versuch verbunden wurde, wenn irgend möglich zu gleicher Zeit alle die Agrarkrisis erzeugenden Mißstände zu beseitigen und vor allem gegen die verheerende Hochflut des Sklavenimports Dämme zu bauen, solange war, nach meinem Dafürhalten, jede kolonisatorische Tätigkeit in Wahrheit keine Heilung, sondern lediglich eine an den Symptomen der Krankheit vorgenommene Kur.

Gajus, der das Werk seines ermordeten Bruders mit größerer Umsicht, als jener besessen, fortführte, wird uns als Mann von höchster Geisteskraft und tadellosem Lebenswandel geschildert, ohne daß sein revolutionäres Temperament geleugnet werden könnte. Keine Erwähnung findet der von Mommsen dem Tribunen ohne

schaft, die Proletarier eingeschlossen, verstanden werden müsse. Er begeht einen Irrtum, insofern er die Einrechnung der seniores leugnet.

unzureichende Motivierung zugeschriebene Ehrgeiz, eine monarchische Stellung, die napoleonisch (!) absolute Gewalt zu erringen.*) Wenn Ferrero über dessen Laufbahn ein hellstrahlendes Licht ausgegossen hat, so verdankt der große Volksführer diese Auszeichnung nicht seinen als rückschrittlich gekennzeichneten (I 67, vgl. I 52) Plänen zur Hebung der Landwirtschaft, sondern seiner verständnisvollen Förderung der römischen Handelsinteressen und der kolonialen Ausbreitung, sowie der großzügigen Bundesgenossenpolitik, die darauf abzielte, allen Italikern das römische Bürgerrecht zu geben. Die Reihenfolge der von Gajus eingebrachten Gesetze steht nicht fest, und es empfiehlt sich, wie unser Gewährsmann ausführt, den logischen Zusammenhang der Entwürfe zu erfassen und die vorbereitenden leges vor diejenigen zu setzen, die das Endziel bildeten. Ferrero folgt hierin dem Beispiele E. Callegaris**), von dem er freilich im einzelnen erheblich abweicht. Höchst befremdlich ist das milde Verhalten des Kritikers gegenüber der lex frumentaria. Auch wir kennen zwar die Armenunterstützung und das behördliche Eingreifen bei elementaren Katastrophen, dieses faule Gesetz jedoch, das die Fütterung des nichtsnutzigen Pöbels auf Staatskosten in die Wege leitete, hätte schärferen Tadel verdient.***) „Ein nicht ungefährliches Heilmittel“, — das ist ein zu matter Ausdruck. Ob die staatlichen Getreidekäufe für die italienische Landwirtschaft von beträchtlichem Vorteil waren, ist schließlich eine Frage, deren Beantwortung von der Feststellung abhängt, wieviel Korn das Aerar aus der Halbinsel und wieviel aus der Provinz bezog. Daß das Binnenland an sich nicht in Betracht kommt, ist ja von Ferrero selbst dargelegt worden.

Auch Gajus fand ein gewaltsames Ende, und der Stück für Stück durchgeführte Abbruch der gracchischen Agrarreform ließ nicht auf sich warten. Von entscheidender Bedeutung war eine 111 getroffene Maßnahme. Im Gegensatz zu Mommsen (Röm Gesch. II [10] 128.) hält Ferrero das in diesem Jahre erlassene Gesetz für die lex Thoria. Sie bestimmte, daß nicht allein die jüngsten Ackerassignationen, sondern auch die von Privatpersonen okkupierten Staatsländereien, wofern nur den gesetzlichen Bestimmungen entsprochen wurde, fortan in das Eigentum der Besitzer übergehen

*) Röm. Gesch. II [10] 115 Vgl. dagegen Ihne, Röm. Gesch. V 83/4.
**) La legislazione sociale di Cajo Gracco, Padova 1896, p. 53.
***) E. Callegari, l. c. S. 90, hält das Kornspendengesetz für eine Einrichtung, die nach der Absicht des Tribunen keineswegs eine dauernde sein sollte.

sollten. Dieser Schritt war von wohltätigen Folgen. Der neuen Einrichtung sei die Steigerung des Grundstückwertes und des Güterverkehrs zu danken, die Verkäuflichkeit des vielfach verschuldeten Besitzes und die Sicherung des Meliorationskapitals; vor allem wären die Ueberreste des antiken Agrarkommunismus ausgetilgt worden. (I 77 und 78.) Diese günstige Beurteilung der lex Thoria wird in ein eigenartiges Licht gerückt, wenn wir von Ferrero selbst hören, das Gesetz habe den Grundbesitzern nur flüchtige Erleichterung gebracht und zu ihrer endgültigen Verarmung beigetragen, der Kleinbesitz sei dahingeschwunden und das Land die Beute weniger Kapitalisten geworden. (I 87—89.)

Nicht auf den von den Gracchen betretenen Wegen erfolgte die Regeneration der italienischen Landwirtschaft. „Die großen wirtschaftlichen Krisen sind im Laufe der Geschichte nicht durch geniale Gesetzgeber, sondern durch die Völker selbst gelöst worden, die durch Arbeit den Reichtum vergrößerten.“ (I 61.) Die Besserung kam mit dem Aufschwung des Wein- und Oelbaues und mit dem Uebergang zur Gartenkultur. Gerade in der zwischen 130 und 120 liegenden Zeitspanne wird diese wirtschaftliche Evolution eingesetzt haben. Im Todesjahre des Gajus trugen die im letzten Jahrzehnt gepflanzten Weinstöcke eine reiche Ernte. Sie wanderte zu einem guten Teil nach Rom, wo in jeder Straße Schenken aufgetan wurden. Auf dem Weltmarkte dominierte freilich der Rebensaft aus Kleinasien und Griechenland. Diese Länder waren im Altertum das, was heute Burgund und Champagne sind. Der Weinhandel hatte einen Mittelpunkt in Rhodos. Langsam machte nun auch Italien Fortschritte. Durch die Beutezüge der Seeräuber und italienischen Händler und infolge der Kriege, die Sulla und seine Nachfolger im Osten des Mittelmeers führten, steigerte sich der Import orientalischer Sklaven, die ihre wertvollen Kenntnisse in der Behandlung des Weinstocks und des Oelbaums nach Italien trugen und dadurch unternehmungslustigen Kapitalisten die Anregung gaben, größere Summen in neue Anpflanzungen zu stecken. Allerdings empfahl es sich für die Großgrundbesitzer nach wie vor, ihre Aufmerksamkeit vorzüglich der Weidewirtschaft zu schenken. (II 162.) Man nahm auch ernstlich auf eine rationelle Viehzucht Bedacht. Hingegen schränkten die weniger begüterten Landwirte den Getreidebau ein und warfen sich auf die ertragsfähigen neuen Kulturen. Freigelassene und deren Söhne, Auswanderer, ländliche Besitzer und altgediente Soldaten legten ihre kleinen Ersparnisse in Grundstücks-

parzellen an, die sie etwa von verarmten und verschuldeten Adelsgeschlechtern erwarben. **Zwischen die großen Landbarone und das alte unwissende Bauernproletariat muß sich allgemach ein neuer Stand mittlerer Grundeigentümer eingelagert haben**, ein Stand, der etwas Kapital besaß und den intensiven Pflanzenbau des Orients nachahmte. (II 162.) Es wird dann das Ergebnis einer natürlichen Abwandlung zu sehen sein, daneben ist aber meines Erachtens die Wirkung der im Bürgerkrieg vorgenommenen Güterkonfiskationen und der Landzuweisungen an die Veteranen hier und da in Anschlag zu bringen. Im Jahre 52 war es so weit, daß wohlfeiles italienisches Oel mit dem des Ostens in Wettbewerb treten und exportiert werden konnte. Daß diese Bewegung auch dem Kleinbauernstande, den Lohnarbeitern und den Kleinpächtern (coloni)*) zugute gekommen sei, wird sich füglich nicht sagen lassen, vielmehr gewann der ländliche Sklavenbetrieb in Italien weitaus das Uebergewicht.

Das Gemälde der landwirtschaftlichen Erneuerung Italiens ist nicht durchgängig einwandfrei. Angesichts seines schönen Meeres und seines schönen blauen Himmels, so heißt es, zog Italien sein altes rauhes und barbarisches Kleid der Wälder und mit Brotfrucht bestellten Fluren aus und legte das schöne Gewand der östlichen Fruchtbäume, des Weinstockes und der Olivenhaine an. Wie Edelsteine schmückten ihren Körper herrliche Städte, Dörfer und Meiereien. — Man sollte meinen, daß das forstarme moderne Italien den Vorfahren für ihre Waldbevastationen keine ungemessene Dankbarkeit zu zollen Veranlassung hat. Wenn wir dieses bedenken, so läßt sich die von Ferrero beiläufig hingeworfene kühne Behauptung, Deutschland sei das unfruchtbarste Land Europas, mit Gleichmut tragen.

In den Anfängen der Republik und, solange der Kampf um die Vorherrschaft und den ausschließlichen Besitz Italiens währte, war der patriotische und sittlich tüchtige römische Adel nicht allein die maßgebende politische Potenz, sondern er besaß auch die Führung im Wirtschaftsleben. Der glückliche Ausgang des hannibalischen Krieges, der den Römern freie Bahn in der Weltpolitik schaffte, bedingte eine innere Veränderung in der Aristokratie. Aeußerlich erlitten die großen Geschlechter keine Einbuße an Macht; im Gegenteil, ihr vornehmstes Organ, der Senat, monopolisierte beinahe die Regierung.

*) Vgl. M. Weber, Röm. Agrargesch., S. 234.

Eine Anzahl von alten Familien, in denen die politische Erfahrung oder Routine sich wie ein Erbgut erhielt, behauptete das unvordenkliche Privilegium, die wichtigsten Aemter fast ausschließlich zu besetzen. Von der größten Bedeutung war der Umstand, daß die hohen Ehrenstellen ohne Vergütung bekleidet werden mußten und deshalb nur Leuten offen standen, die mit Glücksgütern gesegnet waren oder einen Rückhalt an willigen Geldgebern besaßen. Eine Erschütterung der wirtschaftlichen Vormacht des Adels mußte auf seine politische Stellung zurückwirken und sie modifizieren.

Die Verhältnisse lagen nun keineswegs so, daß die einsetzende Geldwirtschaft den Vornehmen zum Verderben gereichen mußte. Da die gesamte Verwaltung in ihrer Hand lag, so vermochten sie aus der schamlosen Ausbeutung der Provinzen reichen persönlichen Vorteil zu ziehen. Das gewissenlose Treiben der Statthalter ist ja auch sattsam bekannt, ihrer Habsucht entgingen weder die Privathäuser, noch die Tempel, und bis auf den heutigen Tag kann der Name eines Varros nur mit Abscheu genannt werden. Die in Kriegszeiten oder durch Amtsmißbrauch erworbenen Schätze mochten zu ansehnlichen Landkäufen verwandt werden. Insbesondere war es die Aufzucht des Viehs, die vom Großgrundbesitz bevorzugt wurde. In solchen Gegenden Italiens, die damals für eine intensive Bewirtschaftung nicht geeignet schienen, in den „noch ausgedehnten Wäldern und auf den weiten Wiesen des Polandes und Süditaliens, das seit Hannibals Zeit verhältnismäßig menschenleer geblieben war", entstanden große Weidewirtschaften der römischen Magnaten.*) Max Weber macht darauf aufmerksam, daß ein derartiger Großbetrieb nur bescheidene Arbeitskräfte erforderte und keine riesigen Kapitalien, eben dadurch empfahl er sich. — Es kommt hinzu, daß die Aristokratie sich keineswegs darauf beschränkte, einen standesgemäßen Lebensunterhalt in der Landwirtschaft oder einen minder ehrenhaften Erwerb in der Staatsverwaltung zu suchen, sie beteiligte sich viel-

---

*) Abweichend Ed. Meyer, Die Bevölkerung des Altertums, Hdwb. d. Staatswiss., II 679, „Die Latifundien, die Plantagen- und Weidewirtschaft gelangten zu voller Entwicklung nur in Sizilien, in Unteritalien (Apulien und Lucanien) und in den fruchtbaren Landschaften des Westens (Etrurien, Latium, Campanien), dagegen nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße im Gebirge und ebensowenig in der Polandschaft" Die damals etwa betätigte Umwandlung von Getreideland in Viehweide sollte nicht überschätzt werden Italien ist in allen seinen Teilen, namentlich in den Gebirgsgegenden reich an absolutem Weideland; vgl. W. Fleischmann, „Altgermanische und altrömische Agrarverhältnisse", S. 38—42.

mehr offen oder insgeheim an den Handelsgeschäften und war in den Reihen der Finanz zu finden.

Während ein Teil des Adels durch rücksichtslose Ausnutzung seiner Vorrechte und durch verständnisvolle Beteiligung an dem kapitalistischen Wettbewerbe seine Stellung behauptete, erlitten zahlreiche Mitglieder der Nobilität schwere wirtschaftliche Einbußen, verschuldeten, verarmten, verlotterten und gerieten als Schiffbrüchige in die schlimmste Gesellschaft. Die Zersetzung der Aristokratie erscheint beschleunigt durch die alle Schichten, selbst die stagnierenden und ökonomisch gefährdeten, erfassende Steigerung der Lebensbedürfnisse, eine Folge der Berührung mit dem reicher entwickelten, üppigen Orient und des mit den Siegen ins Maßlose gestiegenen, nach Glanz dürstenden Selbstbewußtseins.

Die Sittengeschichte Roms hat längst einen klassischen Bearbeiter gefunden: Ludwig Friedländer. Wenn auch von diesem vorzüglich die Kaiserzeit geschildert worden ist, so nimmt er doch in ausgiebiger Weise auf die republikanischen Zustände Bezug. Ich kann mich deswegen darauf beschränken, einige charakteristische Noten Ferreros nachklingen zu lassen. Die Genußsucht der vornehmen Kreise fand ihren ersten Ausdruck in geschmackloser Protzerei und wüster Unmäßigkeit. „Es kam vor, daß Magistratspersonen mit glänzenden Augen zum Forum schwankten und von Zeit zu Zeit ihre Amtshandlungen unterbrachen, um zu den Amphoren zu eilen, welche die Aedilen in versteckten Winkeln an Straßen und Plätzen hatten aufstellen lassen." (I 28.) Allmählich entfaltete sich dann auch der Sinn für feinere Lebensfreuden, für Kunst und literarische Bildung.

Die einfache Lebensweise der Altvordern geriet immer mehr in Vergessenheit, und wer wie der ältere Cato an seiner bäuerischen Eigenart festhielt, oder wie Cato Uticensis ohne Tunika und Sandalen auszugehen wagte und doch nicht errötete, mußte gewärtigen, für absonderlich zu gelten. Wo früher Unbestechlichkeit, Uneigennützigkeit und reine Sitten zu finden gewesen, da schossen die gröbsten Laster, vorzüglich in der Reichshauptstadt, gewaltig ins Kraut. „Allmählich und unvermerkt kam es dahin, daß Rom nicht mehr von einer Aristokratie regiert wurde, welche die politische Macht wie eine Pflicht ansah, sondern von einem entarteten, heruntergekommenen Adel, für den die Aemter nur ein Mittel zur Bereicherung waren, .... Allerdings war die Bestechlichkeit noch nicht schamlos und scheute das Tageslicht, doch traten schon manchmal arge Skandale

an die Oeffentlichkeit, wie der des Prätors Hostilius Tibulus, der im Jahre 142 überführt wurde, seinen Richterspruch in einem Mordprozeß verkauft zu haben. Aber wer vermochte den geheimen Bestechungen nachzuspüren und den Orgien, zu denen die reichen Bankiers die vornehmen, aber mittellosen Schlemmer einluden, dem Beistand, der bei den Wahlen mittels des Geldes und der Klientel erlangt wurde; den versteckten Geschenken, den partes — Aktien würden wir jetzt sagen — an den Staatspächtergesellschaften." (I 46.) Wie weit die Entartung der vornehmen Kreise, in deren Händen die Macht lag, vorgeschritten war, offenbarte sich dann im jugurthinischen Kriege.

Es folgte die Revolution, aber eine reinigende Wirkung blieb aus. Unausrottbar schien die auch die mittleren und unteren Stände vergiftende Verderbnis der Vornehmen! Welch ein Pandämonion! Cäsars zweite Frau Pompeja, eine Verwandte des Triumvirs, hat eine Liebelei mit dem perversen Clodius. Das Aergernis wird zu einem öffentlichen, als Clodius beim Feste der Göttin der Fruchtbarkeit, zu dem nur Frauen Zutritt hatten, in Weiberkleidern erscheint, um die dort anwesende Pompeja zu treffen, und entdeckt wird. Da ist es niemand anders als Cäsar, der dem Wüstling mit dem Golde des Crassus aus der Verlegenheit eines wegen Gotteslästerung anhängig gemachten Prozesses hilft (I 323—326).*) Soll es nun wundernehmen, daß der seine Ehre gering achtende Julier seinerseits unerlaubte Wege wandelt? Er bricht die Ehe mit der Gattin des Pompejus,**) dann aber schließt er Freundschaft mit dem Betrogenen und gibt ihm seine Tochter zur Frau. Diese tritt an die Stelle der verstoßenen Mucia.

Länger als von den Männern war die Sitteneinfalt von den Frauen bewahrt worden. „Aber schon zeigten sich die Laster und Verkehrtheiten, wie sie in der weiblichen Welt die reiche, verfeinerte und üppige merkantile Zivilisation mit sich bringt: Die Feilheit der Frauen der oberen Klassen, die sich ihren Luxus von reichen Männern bezahlen ließen, der Einfluß intelligenter und verderbter Frauen auf die vom Lotterleben verweichlichte Männerwelt, die beim Weibe das unterhaltende Laster höher schätzten als die langweilige Ehrbarkeit:

---

*) Vgl Drumann. Gesch. Roms, II 213/4; daneben Ihne, Röm. Gesch. VI 294—99.

**) Ferrero I 284 glaubt, in diesem Punkte Sueton, Cäs. 50 folgen zu dürfen Ebenso Ihne, l. c. VI 328. Dem klatschhaften Sueton gegenüber ist freilich einige Vorsicht immer am Platze.

die Jagd nach der Mitgift und die Tyrannei, welche die reiche Frau über den unbemittelten Mann ausübte; der Feminismus (?), d. h. die Neigung der Frauen, alles den Männern gleichzutun, zu studieren, zu spekulieren, zu reiten, zu spielen und Politik zu treiben." (I 164.) Beklagenswert soll anderseits das Los der vornehmen Römerinnen gewesen sein, die noch auf Zucht und Anstand hielten, — „war es nicht regelmäßig (sic) ihre Bestimmung, dem politischen Ehrgeiz ihrer Väter als Opfer zu dienen, verheiratet, verlassen und wiederverheiratet zu werden ein Jahr ums andere, . . . .?" (II 334). Die Entwertung der verwandtschaftlichen Beziehungen gehört zu den trübsten Kapiteln der römischen Sittengeschichte. Da die alte lateinische Familie viele heute dem Staate vorbehaltene gerichtliche und disziplinare Befugnisse ausübte, so mußte ihre fortschreitende Auflösung die Mißstände der Zeit mehr steigern, als es gegenwärtig geschehen würde. Der Staat griff nicht systematisch durch. Viele ehedem von den Angehörigen bestrafte Vergehen blieben, sobald die häusliche Instanz versagte, völlig ungeahndet (II 470 der ital., I 92 der deutschen Ausgabe). Daraus entstand unheilbarer Schaden, jene „Vernichtung des Familienlebens", über die auch ein Mommsen sein Wehe! gerufen hat. Ich muß gestehen, daß ich diesen Schilderungen nur mit einiger Reserve zu begegnen vermag. Der bedachtsame Forscher müßte zum wenigsten mit ihnen die zweifelnde Frage verbinden, ob der phosphoreszierende Glanz der Fäulnis, wie er von den Spitzen der Gesellschaft ausging, auch einen Rückschluß auf die bescheideneren Lebenssphären gestattet. Das Beispiel Friedländers, der über den mondainen Sünderinnen die unscheinbaren Tugenden so vieler tüchtiger Mütter und Ehefrauen — selbst der höheren Stände! — nicht vergißt, sollte dauernd im Gedächtnis bewahrt werden. Immerhin ist anzuerkennen, daß Ferrero noch vorsichtiger verfährt als Mommsen.

Eine neue Zeit war gekommen, und die alten Stände Roms, die Bauernschaft und der Landbau treibende Adel, sahen ihre historische Stellung schwer erschüttert, sie mußten entweder zugrunde gehen oder eine ökonomische und soziale Abwandlung erleiden. Neue Potenzen gewannen die Führung im Wirtschaftsleben, nicht ohne daß deren Emporstreben sein Gegenstück in der Verelendung breiter Volksschichten gefunden hätte.

Seit den punischen Kriegen begann Rom einen weltstädtischen Charakter anzunehmen. Die Tiberstadt, in der sich der eine schnelles Vorwärtskommen und behaglichen Lebensgenuß, der andere politischen

2*

Einfluß und allerhand goldene Berge erträumte, übte die gewaltigste Anziehungskraft auf die Italiker und bald auch die Bewohner weit entfernter Landstriche aus. Nicht lange und in den Straßen der herrschgewaltigen Metropole drängte sich ein buntes Völkergemisch, das heimische Sitten und Unsitten mitbrachte und die abenteuerlichsten Zutaten in den Hexenkessel des römischen Lebens schüttete. Der Zufluß verschiedenartigster Bevölkerungselemente nahm nicht zum wenigsten einen ungeheuren Umfang an infolge des sich mehr und mehr geltend machenden landwirtschaftlichen Notstandes. Tausende von entwurzelten Existenzen suchten am Tiber einen neuen Nährboden und mehrten das armselige, unruhige, zuchtlose, nach Sensation trachtende hauptstädtische Proletariat. Die Entwicklung barg die größten Gefahren in sich, zumal die Machthaber sich verleiten ließen, durch gewaltige Kornspenden, die anfangs zu Schleuderpreisen und später sogar umsonst gewährt wurden, den hungernden Mob zu erhalten und seiner Vermehrung Vorschub zu leisten. Das politische Leben ward mehr und mehr vergiftet, und ein feiler Stimmpöbel diente dem Ehrgeiz gewissenloser Politiker. So anschaulich auch Ferrero die vielgestaltige Menge der Ausgestoßenen und Enterbten im Zeitalter Catilinas zu schildern weiß (I 315—316), so hieße es doch Eulen nach Athen tragen, wollte man hierbei verweilen. Das Großstadtelend der ausgehenden Republik*) und das in Rom erblühende demagogische Treiben sind ja schon häufig in satten Farben geschildert worden.

Weit größere Tragweite ist den Ausführungen Ferreros dort beizumessen, wo er auf das mähliche Emporkommen *eines neuen merkantilen und handeltreibenden Mittelstandes* sein Augenmerk richtet. Die Tatsache dieser sozialen Evolution, die zwar von manchem Vorgänger**) in ihren singulären Erscheinungsformen erfaßt, aber doch nicht mit der wünschenswerten Deutlichkeit ans Licht gestellt worden ist, erhält von Ferrero einen nachdrücklichen Akzent. So ist er zu einer lebendigeren Auffassung des römischen Wirtschaftslebens gelangt, als sie etwa Mommsen trotz aller profunden Kenntnisse sich hat bilden können. Die hinreißende Dar-

*) Vgl. Pöhlmann, Die Uebervölkerung der antiken Großstädte, passim.

**) Z. B. bieten Friedländer in der „Sittengeschichte Roms" und Marquardt im „Privatleben der Römer" wohl Material, aber nicht die entsprechenden Schlußfolgerungen. Das von Ferrero häufig zitierte Buch H. Blümners, „Die gewerbliche Tätigkeit der Völker des klassischen Altertums", ist an sich eine reiche Fundgrube, der Verfasser will jedoch von einem Mittelstande in der Spätrepublik, zum wenigsten in der Stadt Rom, nichts wissen.

stellung und die gediegene Gelehrsamkeit Mommsens haben seiner Römischen Geschichte bei weitesten Kreisen den Ruf einer maßgebenden, ja fast untrüglichen Wissensquelle verschafft. Da erscheint es um der historischen Erkenntnis willen doppelt geboten, auf die [illegible] zu findende Ansicht, daß Rom der Bürgerkriege habe keinen [illegible]lichen Mittelstand mehr besessen, als auf eine extreme Einseitigkeit hinzuweisen. Die Bauernschaft sei ruiniert gewesen und keine Industrie zu erfreulicher Entfaltung gekommen. Allenfalls könne man einen „guten Mittelstand“ in den reichen (!) Kaufleuten und Gutsbesitzern, die sich der Politik fernhielten, erkennen, aber diese Klassen seien ja nicht tonangebend gewesen. Und ganz kraß wird die Behauptung aufgestellt: „Die oft gebrauchte und oft gemißbrauchte Rede von einem aus Millionären und Bettlern zusammengesetzten Gemeinwesen trifft vielleicht nirgends so vollständig zu wie bei dem Rom der letzten Zeit der Republik.“*) Mit diesen Anschauungen steht nun Mommsen keineswegs völlig allein da. Nichtsdestoweniger handelt es sich um ein Zerrbild, und es gilt, dessen suggestive Wirkung durch die Betrachtung eines der Realität der Dinge besser entsprechenden Gemäldes zu überwinden. Diesen Dienst kann uns Ferrero erweisen.

Die nach der Demütigung Karthagos durch Scipio von den Römern in Spanien und mit den Mächten des Ostens geführten glücklichen Kriege leiteten einen breiten Strom von Gold und Silber nach Italien. Der Staat war in der Lage, seine Schulden zu tilgen, seine Finanzen zu ordnen und große Summen auf öffentliche Bauten zu verwenden, so z. B. auf bedeutende Straßenanlagen (via Aemilia und via Cassia)**) und die Kanalisation der Stadt Rom. Die Vergebung von staatlichen Arbeiten und die zahlreichen Armeelieferungen boten gute Gelegenheit, ein in Kriegszeiten erworbenes kleines Kapital fruchtbar zu machen. Die Unternehmer beschränkten sich nicht darauf, ihre Geschäfte einzeln zu vergeben, sie schlossen sich auch in kleinen Gesellschaften zusammen. Auf dieser Grundlage entwickelte sich ein Stand mittlerer Kapitalisten,

---

*) Röm. Gesch. III[9] 520. Vgl. das. II[10] 380; 392; 393; 397; 410; III[9] 510; 512; 517. Man könnte es beinahe als Inkongruenz empfinden, daß Mommsen gelegentlich von den Mittelklassen in dieser Zeit redet und z. B. der gegen das erste Triumvirat gerichteten Opposition des in den Geschworenengerichten vertretenen Mittelstandes Erwähnung tut. Röm. Gesch. III[9] 330. Vgl. auch III[9] 382, wo von den „kleinen Kapitalisten“ die Rede ist.

**) Bezüglich weiterer Straßenbauten s. Mommsen, Röm. Gesch. II[10] 380.

von denen es manche zu großem Wohlstand brachten. Andere wieder pachteten Bergwerke oder die Zehnten in Sizilien und Sardinien oder die Weidesteuern auf den Staatsländereien. Die mit dem Fortschritt der Zivilisation wachsenden Bedürfnisse und die Zunahme der Geldmittel ließen den Handel erblühen, zumal die rege auswärtige Politik das Volk in mannigfache Berührung mit fremden Ländern brachte. Es fanden sich Leute, die ihr Erbgut verkauften, um den Erlös in einem Frachtschiff anzulegen, das etwa nach Delos segelte, um den dortigen Niederlagen Waren zu entnehmen und nach Italien zu führen. Der Sklavenhandel versprach reichen Verdienst. Die geldwirtschaftliche Entwicklung erfaßte alle Kreise der Bevölkerung, selbst der Landwirt Cato verwandelte sich in einen Wucherer, Terrainspekulanten und Sklavenaufzieher. „Viele Gold- und Silberarbeiter wurden zu Wechslern, so viel fremde Münzen flossen nach Rom, und viele von diesen Wechslern entwickelten sich bei dem leichten Gewinn und dem Ueberfluß an Geld zu Bankiers, nahmen Geld in Verwahrung und eröffneten Kredite. Viele Ausländer und Italiker richteten Wirtschaften ein, Bäder, Färbereien, Seifen-, Gold- und Silber- und Schneidergeschäfte, wurden Theaterunternehmer oder fingen an Komödien zu schreiben.“ (I 30—31.) —

Durch die Mittelklassen ging das Streben, die Bildung zu erweitern und die soziale Stellung zu verbessern. Die Aussichten waren nicht immer die gleichen, denn der Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens ging bald schneller, bald langsamer; aber die von uns geschilderte Evolution nahm beständig ihren Fortgang. „Oft schickten die Väter, um ihren Kindern ein besseres Los zu bereiten, diese, selbst wenn sie sich die Mittel dazu leihen mußten, zum Studium in die nächste Stadt, damit sie dort die Beredsamkeit erlernten, sich als Anwälte einen Namen machen, die Aufmerksamkeit reicher und mächtiger Leute auf sich ziehen und mit deren Hilfe zu Amt und Würden kommen könnten.“ (I 72.) Wer, wie Marius, unter einem besonders gnädigen Stern geboren war, konnte sogar hoffen, den Ring der alten Geschlechter zu durchbrechen und das Konsulat zu erringen. —

Eine alle Italiker umfassende und verschmelzende neue Bourgeoisie war im Entstehen, ein Bürgertum, das berufen war, die erste italienische Nation, von der die Geschichte weiß, zu verkörpern. In langen Jahren reifte das große Ereignis. Schon vor dem Zeitalter der Gracchen einsetzend, ist die Entwicklung mit dem Sozialkrieg und

den marianisch-sullanischen Wirren zum Abschluß gekommen. „Das oskische, sabellische, umbrische, latinische, etruskische, griechische und gallische Italien war in Trümmer zerbrochen und dahin. An Stelle einer Vielheit kleiner verbündeter Freistaaten war jetzt eine einzige italische Nation getreten.“ (I 127.) Wir freuen uns, vermerken zu dürfen, daß Ranke, dessen Weltgeschichte, nebenbei gesagt, von Ferrero meines Erinnerns nirgends erwähnt wird, schon vor dem italienischen Historiker auf diesen Prozeß einer völkischen Neubildung die Aufmerksamkeit gerichtet hat; es ist hingegen Ferreros eigenstes Verdienst, bemerkt zu haben, daß nur das Bürgertum, der Mittelstand, sich zum Träger eines solchen Prozesses eignete.*)

In den Jahrzehnten, die auf den ersten Bürgerkrieg folgten, erfreuten sich Handel und Gewerbe Italiens eines kräftigen Aufschwungs. Ferrero nimmt an, daß die Arbeitsteilung im ganzen sozialen Leben sich mehr und mehr geltend machte. Während in alter Zeit die Grundbesitzer bemüht gewesen waren, Kleider und Möbel für den Hausbedarf und die benötigten landwirtschaftlichen Geräte innerhalb des eigenen Gutsbetriebes zu erzeugen, machten sie nunmehr auf den Märkten Einkäufe, denn die Qualität der dort angebotenen Waren war ja vielfach eine bessere als die der selbstproduzierten. — Später hat sich freilich eine rückläufige Bewegung gezeigt. Wer hätte nicht von der Deckung des Eigenbedarfs in der für die Kaiserzeit charakteristischen großen Oikenwirtschaft gehört? Max Weber**) hat uns ja auch eine einleuchtende Erklärung für dieses Phänomen gegeben: wollten die Landwirte in der arbeitsreichen Saat- und Erntezeit eine genügende Zahl von geschäftigen Händen zur sicheren Verfügung haben, so mußten sie — um von der Ansetzung frohndender Kolonen hier abzusehen — Sklaven in stattlicher Menge dauernd unterhalten und da nun auch Monate kamen, wo es für diese keine ausreichende Beschäftigung gab, so mußte man auf die Verwendung der brachliegenden Kräfte in diesem oder jenem Handwerk sinnen.

Für die Zeitgenossen Varros zu Ausgang der Republik kann jedoch der angedeutete gewerbepolitische Rückschritt noch von keiner

*) Ranke sieht in der italischen Nationalität eine Hervorbringung der ewigen Stadt und ihrer politischen Eigenart, während Mommsen betont, daß die römische Geschichte die fortschreitende Assimilation großenteils uranfänglich verwandter Stämme durch die Latiner darstelle. Vgl. L. Rieß vortrefflichen Aufsatz: Grundprobleme der römischen Geschichte in ihrer verschiedenen Auffassung bei Ranke u. Mommsen, Preuß. Jahrbb. 56 (1885), S. 551—555.

**) Röm. Agrargesch. S. 240—41.

durchgreifenden Bedeutung gewesen sein. Die Absatzverhältnisse auf dem Lande dürfen wir uns wohl noch als verhältnismäßig günstige vorstellen. Vor allem war es dann freilich, wie wir ergänzend bemerken, der städtische Markt, dessen Aufnahmefähigkeit sich zusehends gesteigert haben muß. Die Fabrikanten, die aus dieser Konjunktur Gewinn zogen, gehörten sicherlich zum guten Teil dem eigentlichen Mittelstande an. „Von dieser Epoche datiert wahrscheinlich der gewerbliche Fortschritt, der sich, ...., im nächsten halben Jahrhundert vollzieht. In ganz Norditalien von Vercelli bis Mailand, bis Modena, ja bis Rimini entstanden jene Töpfereien, Lampen- und Amphorenfabriken, die so berühmt werden sollten. In Padua und Verona beschäftigten sich Handwerker und Kaufleute mit der Herstellung und dem Export jener geschätzten Teppiche und jener Decken, die in ganz Italien Absatz finden sollten. In Parma und Modena blühte die Hausweberei . . . (Herstellung von Wollstoffen). Um Faenza wurde Flachs gebaut, und in der Stadt fing man an, ihn zu verspinnen und zu weben. . . . Die Eisenminen der Insel Elba wurden im großen ausgebeutet. Puteoli wurde der Mittelpunkt des Eisenhandels, wo die reichen Kaufleute das Eisen von Elba von den Schmieden bearbeiten, Degen, Helme, Nägel und Stangen herstellen ließen, die sie dann in ganz Italien vertrieben. Neapel wurde die Stadt der Parfüme und Parfümbereiter. In Ancona entstanden blühende Purpurfärbereien.“ (II 163—164.) „In jeder Stadt bildete der beste und wohlhabendste Teil dieses Mittelstands den Stand der decuriones, aus denen man nach den verschiedenen Wahlsystemen den kleinen Senat und die Beamten, d. h. die Verwaltungsorgane der Stadt, wählte.“ (II 165.)

Man wird gut tun, gegenüber diesem Farbenreichtum die nüchterne Vorsicht nicht ganz außer Acht zu lassen. Es ist nämlich sehr schwer zu bestimmen, welche Bedeutung dem neuen geschäftstätigen und gewerbefleißigen Mittelstande, der ja zweifellos vorhanden war, im Gesamtorganismus der nationalen Wirtschaft zukam. Die entscheidende Frage lautet: machten die in den neuerschlossenen Erwerbszweigen beschäftigten Bevölkerungselemente einen sehr erheblichen Bruchteil des Volkes aus? Solange die statistischen Grundlagen fehlen, bleibt die Gefahr bestehen, daß wir uns durch eine glänzend beleuchtete Einzelerscheinung in der Beurteilung des Ganzen irreführen lassen und jene falsche Meinung, die römische Gesellschaft habe schließlich nur noch aus Reichen und Armen bestanden, nicht allein durch eine gemäßigtere Lehre ersetzen, sondern

in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Der gar zu häufig zitierten Behauptung des Volkstribunen Lucius Marcius Philippus (104 v. Chr.): non esse in civitate duo milia hominum, qui rem haberent,*) wird als einer tendenziösen Aeußerung kein übertriebenes Gewicht beizumessen sein.**) Sehr bedenklich ist hingegen die gewaltige Menge der römischen Bürger, denen man an den hauptstädtischen Frumentationen Anteil gewährte. Die Getreidespenden waren im Jahre 62 v. Chr. auf alle Bürger ausgedehnt worden. Die Zahl der Empfänger stieg bis auf 320 000, und erst Cäsar beschränkte sie im Jahre 46 auf 150 000.***) Es wird zu mutmaßen sein, daß zum wenigsten die genannten 150 000 männlichen Personen größtenteils elende Proletarier waren.†) Da zu eben dieser Zeit die Stadt Rom schwerlich auch nur 600 000 bürgerliche Einwohner gezählt haben dürfte,††) so darbte der vierte Teil von ihnen und bezog Almosen. Freilich kann nicht stark genug betont werden, daß die Metropole und Italien keineswegs identisch sind.

Es versteht sich, daß das Emporsteigen des jungen Mittelstandes nicht ohne Drang und Not von statten ging. Ferrero selbst berichtet ausführlich von den schmerzhaften Zuckungen des sozialen Organismus, die eine Folge der allgemeinen Verschuldung waren. Nicht allein der verschwenderische Adel, auch breite Massen der im Landbau, Handel und Gewerbe tätigen Bürgerschaft nahmen unaufhörlich und ohne sich Schranken zu setzen, Kredit in Anspruch. „Der ganze italische Wirtschaftskörper war ein unlösbares Wirrsal (inestricabile arruffio) von Schulden und Guthaben geworden, von syngraphae, wie man damals die Kreditscheine nannte, die beständig ein Gegenstand des Tausches und Handels waren, wie heutzutage die Schuldverschreibungen oder Wechsel, weil bei dem Mangel an Barmitteln und den häufigen Wertschwankungen die allzu häufige Auszahlung die schwersten Schäden mit sich gebracht hätte. Wer Geld brauchte, suchte an einen Geldmann die Guthaben, die ihm

*) Cicero, de off. II, 21, 73.

**) Mommsen, Röm. Gesch. II [10], 132 nennt den Lucius einen gemäßigt demokratischen Mann und macht auch weiterhin von dessen Ausspruch einen m. E. unzulässigen Gebrauch. Vgl. dagegen Pöhlmann, Gesch. d. antiken Kommunismus u. Sozialismus II, 592.

***) Sueton, Cäs. 41. Vgl. J. Beloch, Bev. der griech.-röm. Welt, S. 397.

†) Mommsen, Röm. Gesch. III [9], 506, spricht von der Umwandlung eines politischen Privilegiums in eine Armenversorgung. Vgl. Pöhlmann, Uebervölkerung der antiken Großstädte S. 155/56, über den stadtrömischen Pauperismus u. Cäsars Kolonialpläne.

††) J. Beloch, l. c. S. 401.

andern Personen gegenüber zustanden, zu verkaufen, und der Kapitalist eskomptierte den Schein, selbstverständlich mit einem Abzug, dessen Höhe sich nach der Güte des Scheines, den Bedürfnissen des Gläubigers und der Lage des Geldmarkts richtete." (II 64.) So intensiv die Inanspruchnahme des Kredites und so ungeheuerlich die Ueberschuldung der Berufspolitiker gewesen sein mag, es wird trotz allem zuzugestehen sein, daß der italische Wirtschaftskörper schwerlich ein größeres „Wirrsal" von Forderungen und Obligationen darstellte, als das, welches die Gegenwart kennt. Das hochgespannte Geldbedürfnis eines kapitalistischen Zeitalters wird stets über die Gesellschaft ein engmaschiges Netz gegenseitiger Verbindlichkeiten ausspannen. Die aufgenommenen Summen dienten in Rom nicht allein den persönlichen Bedürfnissen, sondern wurden auch auf produktive Anlagen verwandt. Man borgte sich wohl auch Gelder, um sie weiter zu verleihen oder auf Bestechungen zu verwenden und auf diesem Wege politischen Anhang zu werben. Ein Sturm mußte ausbrechen, wenn ein unerschrockener Mann die Frage der Schuldentilgung aufwarf. Und diese die Grundfesten des Wirtschaftsgebäudes erschütternde ökonomische Umwälzung drohte ständig, solange radikalen Volksaufwieglern die verlockende Aussicht winkte, durch die Beraubung der Geldgeber die Gunst der Elenden und Bedrückten zu erhaschen. Schuldenreduktionen sind im Jahre 86 von den Marianern und 49 von Cäsar vorgenommen worden, und ein Catilina versprach, nachdem er zum Konsul gemacht worden sei, ein Gesetz zu beantragen, wonach kein Schuldner seinen Gläubiger zu befriedigen brauche (I 291).

Das Großkapital, das alle Parteien und alle Klassen bewucherte und von sich abhängig machte, verdankt sein Entstehen, wie sich denken läßt, nicht allein dem Leihgeschäft. Armeelieferungen, Schiffsausrüstungen und vom Staat gepachtete Steuern, Gebühren und Nutzungen waren die vorzüglichsten Nährwurzeln eines seit dem hannibalischen Kriege zu voller Entfaltung gelangenden Bankierstandes, dessen wirtschaftliche Macht sich durch die Bildung großer Finanzkonsortien potenzierte. Es konnte nicht fehlen, daß die berüchtigten publicani (Staatspächter) politischen Einfluß und soziales Ansehen errangen. Ein gewisser Zensus gab ihnen eine Anwartschaft auf den Ritterrang, womit dann ihre — zwar nicht rechtliche, so doch tatsächliche — Einbeziehung in den Stand der equites verbunden war. Die rührigen Kapitalisten warfen sich auf Terrainspekulationen in der Hauptstadt und führten daselbst hohe Miets-

kasernen auf. Sie plünderten auch das ehemalige pergamenische Reich, das ihnen von Gajus Gracchus überantwortet worden war.

Während der kleinasiatische Besitz und Griechenland durch den mithridatischen Kriegsbrand verwüstet und infolge der Requisitionen und sullanischen Auflagen zum Schuldenmachen genötigt wurden, entwickelte sich die italienische Kapitale zum Zentrum des Geldhandels. „Dieselben römischen Kapitalisten, die man vor zehn Jahren mit solcher Wut (aus dem hellenistischen Osten) davongejagt und verfolgt hatte, stellten sich nun, von den notleidenden Städten und Privatleuten gerufen, allmählich wieder im Orient ein, um dort aus dem schrecklichen Schiffbruch wenigstens die Trümmer zu retten, so in Delos, das von Mithridates so mißhandelt worden war, in Patras, in Elis, in Lakonien, in Tenos, in Mytilene, in Assus, in Lampsacus, und sogar in Bithynien, das noch unabhängig war. Allenthalben liehen sie den Städten und Privatleuten Geld, rissen zum Teil den lokalen Handel und die Ausfuhr an sich und traten an die Stelle der einheimischen, durch den Krieg ruinierten Kaufmannschaft.“ (I 142—143.) Ephesus ward ein großer Markt für italische Kapitalisten, wo die Privatleute und Städte Asiens Anlehen suchten. Die Finanzmänner in Griechenland und Asien konnten „noch mit Aussicht auf reichen Gewinn die kommenden Ernten der unglücklichen Provinz beleihen, Bildsäulen, Gemälde, goldene Geräte und selbst Menschen in ihre Gewalt bringen; die Bauern, die ihre Schulden nicht bezahlten, machten sie zu Sklaven oder nahmen an Zahlungsstatt die Kinder ihrer Schuldner“ (I 143).

Ein typischer Vertreter der römischen Hochfinanz war M. Licinius Crassus, einer der erfolgreichsten Bankiers, von denen die Weltgeschichte weiß. Dadurch, daß er an alle möglichen Menschen große Geldsummen auslieh, schuf er sich einen Kreis abhängiger Personen, die seinen politischen Ambitionen dienen mußten. In großer Zahl wurden von ihm orientalische Sklaven aufgekauft, und zwar solche, die Kenntnisse im Baugewerbe hatten, Ingenieure und Architekten. In seinem Hause hatte er eine Art technischer Akademie für jugendliche Sklaven eingerichtet; diese vermietete er dann gegen sehr hohen Profit an kleine und mittlere Bauunternehmer, die nicht die Mittel besaßen, sich teure unfreie Arbeiter zu kaufen. Es wird erlaubt sein, an eine andere eigentümliche Erwerbsart, die er mit großer Virtuosität handhabte, zu erinnern, obschon diese Geschäftspraxis bekannt sein mag.*)

*) H. Nissen, Hist. Zeitschr. 44, S. 412; vgl. Mommsen, Römisches Staatsrecht I³ 328.

Da die Holzstadt Rom zahlreichen Bränden ausgesetzt und das ädilizische Löschwesen schlecht ausgebildet war, so bildete Crassus eine aus Sklaven zusammengesetzte Feuerwehr und organisierte in allen Quartieren den notwendigen Meldedienst. Kaum, daß die Nachricht von einem Feuer angelangt war, so eilte die Wehr an die Brandstätte: mit ihr ein Angestellter des Crassus, der im Namen seines Herrn für ein Spottgeld vom unglücklichen Eigentümer das brennende Haus und häufig auch die bedrohten Gebäude der Nachbarn erstand und erst dann die Bewältigung der Flammen in Angriff nehmen ließ. So ward der große Bankier auch einer der größten Grundbesitzer Roms, dem zahllose Mietskasernen gehörten.*)

Eine erhebliche Schmälerung ihres Arbeitsfeldes erlitt die italienische Plutokratie dadurch, daß die finanziellen Erträge der Provinzen in den auf Sullas Diktatur folgenden 25 Jahren allmählich immer mehr abnahmen. Kleinasien und Griechenland waren ausgeplündert, Pontus und Syrien bereits vor der römischen Eroberung erschöpft. Das Großkapital zog sich nach Italien zurück, kaufte Landgüter und überließ den Orient kleineren Geschäftsleuten. „So war diese Klasse von großen Finanzmännern, die . . . . von der Gracchenzeit bis zur Sullanischen Epoche die größte politische Macht des römischen Staates dargestellt hatten, fast völlig verschwunden (?). Zuerst durch Marius und Sullas Metzeleien und Konfiskationen dezimiert, dann im letzten Vierteljahrhundert durch den Mangel an Betätigung im größeren Maßstabe, sowie durch die Sucht, den Reichtum zu genießen, die sich stets bei den nächsten Generationen einzustellen pflegt, entnervt, endlich zum Teil mit dem alten Adel verschmolzen, hatte jene Klasse, wie gesagt, der gekennzeichneten Anzahl kleiner ungebildeter Kapitalisten den Platz geräumt, die nur einen sehr beschränkten Einfluß ausüben konnten.“ (II 61—62.) Der aus dieser Abwandlung der Ritterpartei etwa erwachsende politische Energieverlust wird — und zwar reichlich stark! — unterstrichen. Während Cäsar sein erstes Konsulat bekleidete und in den folgenden Jahren sah Italien allerdings den Radikalismus der Massen in Blüte stehen, wiewohl zum Triumvirat nicht nur der demokratische Cäsar, sondern auch der Geldmann Crassus und der junkerliche Pompejus gehörten. Trotzdem dürften die Finanzbarone

---

*) Vom hauptstädtischen Baustellenwucher handelt ausführlich Pöhlmann, Uebervölkerung der antiken Großstädte. — Eine interessante Uebersicht römischer Bankhäuser bietet P. Müller, Die Geldmacht im alten Rom gegen das Ende der Republik, Bruchsaler Gymnasialprogramm 1877.

auch bei dieser Konstellation auf ihre Rechnung gekommen sein. Cäsar selbst hat ihnen einen Nachlaß der asiatischen Pachtgelder ausgewirkt, und wenn auch sein Lohn ein erklecklicher Posten Anteilscheine der begünstigten Publikanengesellschaft gewesen sein mag (I 341), so hat doch auch gewiß neben dem persönlichen Geldbedürfnis bei diesem Handel der Wunsch mitgesprochen, sich den Beistand der Ritter zu verschaffen. Das Gold ist stets eine Macht gewesen.

Die kapitalistische Entwicklung Italiens bedingte tiefgreifende Veränderungen des Gesellschaftslebens. Wir berührten schon die maßlose Steigerung der Luxusbedürfnisse und den sittlichen Verfall des Adels, die sich sehr wohl mit einer äußerlichen Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten vertrugen. Neben den alten Geschlechtern, die von der administrativen Ausplünderung der Provinzen lebten, waren die vornehmsten Träger der neuen Zivilisation die Geldbarone. Prunksucht und Bildungsdurst vermählten sich, man schwelgte und erfreute sich an rhetorischen Leistungen. Ferrero läßt vor unseren Augen das italische High-life aufleben, wie es sich nach der sullanischen Epoche entfaltete und mit seinem konventionellen Zwange eleganter Lebenshaltung den reichen Klassen das Augenmaß für das Ernste und wirklich Gehaltvolle zu rauben drohte.

In der großen Welt bewegten sich Millionäre und Edelleute, Wucherer, Spekulanten, Rechtsanwälte, Aemterjäger, Heerführer, Gelehrte und orientalische Kurtisanen, sie teilten sich in gegenseitigem Austausch ihre Neigungen und Fähigkeiten mit. Das Leben ward kostspieliger und raffinierter. Die Lehren der griechischen Weisen, die jetzt auch in Rom Anhänger fanden, arbeiteten in etwas der sozialen Zersetzung entgegen, aber ihre Wirkung war unzulänglich; die zynischen Machthaber ließen sich wenig beirren, feierten nächtliche Bacchanale und fröhnten dem zügellosesten Sinnengenuß. Auch der Mittelstand blieb von der Fäulnis nicht unberührt, und das auf Staatskosten gefütterte Proletariat lechzte nach Tierkämpfen und Gladiatoren. „Italien (!) war nicht mehr die Amazone oder Minerva der Welt, sondern ihre Bacchantin. Aphrodite, Dionysus und die Bacchusmysterien mit ihrem Gefolge von Mänaden hatten Rom überfallen, durchstreiften es Tag und Nacht in tollen und zügellosen Prozessionen und luden alle zur Teilnahme an Festen und Ausschweifungen ein, Männer wie Frauen, Patrizier wie Freigelassene, Bürger wie Sklaven, Reiche wie Arme." (II 56.) Hier ist Ferrero, so wenig er auch von der Leidenschaft ergriffen ist, den

Nachrichter vergangener Zeiten zu machen, doch der dem Sittenschilderer stets drohenden Gefahr unzulässiger Verallgemeinerung offenbar nicht entgangen. Er teilt freilich dies Geschick mit Mommsen.*) Ungeachtet der Erkenntnis, daß der altlatinische Geist keineswegs ganz erstorben war, schwingt sich der Autor zu der kühnen Behauptung auf, Italien sei von dem lasterhaften Orientalismus überschwemmt worden und habe das „Gefühl für Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrtum, Weisheit und Torheit" verloren. So schreibt er gewissermaßen die schändlichen Ausschweifungen der verschuldeten Glücksritter und der Nabobs, die sich von der Weltbeute mästeten, und die Verlotterung des hauptstädtischen Pöbels auf das Schuldkonto der gesamten Nation. Wahrhaftig, Ferrero hätte gut daran getan, die ihm gewiß nicht unbekannten Warnungen Friedländers (Sittengeschichte Roms III[6] 6—28) zu beherzigen. Er hätte aus verstreuten Tatsachen, die nur bestimmte Kreise kennzeichnen und noch dazu häufig einer schwarzseherischen Ueberlieferung entnommen sind, keine allen Ständen gemeine Uebung folgern sollen und auf lokale Anomalien nicht die allseitig gültige Regel bauen dürfen.

Das unheilvollste und nicht abzuleugnende Symptom des Verfalls war nun freilich das Absterben der politischen Tugenden Die oberen und mittleren Klassen dachten größtenteils nur an ihre Geschäfte, ihre Studien und Vergnügungen; hingegen vernachlässigten sie die öffentlichen Angelegenheiten, entzogen sich dem Kriegsdienst und hielten sich von der Aemterlaufbahn fern. „Damals erlosch in diesen Kreisen der Bürgersinn, und die Wahlinstitutionen des Staates fielen dem Einfluß politischer Dilettanten und zünftiger Politiker anheim, unter denen die am leichtesten zum Ziele kamen, die am besten die arbeitende Klasse Roms zu leiten verstanden." (I 373.)

Ferrero gibt zu, daß Italien Gefahr lief, an diesen Uebeln zugrunde zu gehen, er will sich aber keineswegs dazu verstehen, die Verderbnis für unheilbar zu halten. Das letzte Jahrhundert der alten Republik ist für ihn ein Uebergangszeitalter und als solches erfüllt von „dem Widerspruch zwischen der demokratischen Gesinnung und der Ungleichheit der Vermögen, dem Widerspruch zwischen den Wahleinrichtungen und dem politischen Skeptizismus der oberen und mittleren Klassen, zwischen der Schwächung der kriegerischen

*) Röm. Gesch. III[9] 528! u. 532, wo er den römischen Notstand der ciceronischen Epoche mit der „politischen Verwesung" der karthagischen und hellenischen Nation in Vergleich stellt.

Tugenden und dem nationalen Dünkel, der platonischen Liebe zum Kriege und den Eroberungsträumen im Grunde friedfertiger Kreise." (I 372.)

Man wird dem Autor Dank wissen, daß er nicht in die übliche — und ach so billige! — Entrüstung über die römische Korruption mit lautem Geschrei einstimmt, trotzdem er, wie mir deucht, die sittlichen Gebrechen nach ihrer extensiven Seite etwas überschätzt. Wir haben ja wahrhaftig keine Veranlassung zu großsprecherischer Selbstgerechtigkeit. Es ist noch nicht so arg lange her, daß der „Traumkrieg" geführt worden ist. Die Kongogräuel, die deutschen Kolonialskandale, die Eulenburg- und Moltkeprozesse mit ihren grauenhaften Enthüllungen, die blutsaugerische Arbeit der Trusts und manche den Amerikanern nachgesagte Extravaganzen,*) die dem antiken Luxus nichts nachgeben, sind keine rühmlichen Kapitel der modernen Zivilisation, und erst kürzlich hat sich eine Stimme erhoben, die eine Politisierung der deutschen Gesellschaft verlangte. Mir ist die Erinnerung an einen Italiener gegenwärtig, der behauptete, Deutschland werde von der Uniform regiert und sei mit dem Militarismus geschlagen, Italien hinwiederum leide unter dem Anarchismus. Liegt darin ein Körnchen Wahrheit? Chi lo sa?

Gewiß, wir dürfen die antike Welt nicht strenger beurteilen als ihre Zeitgenossen. Ist es aber darum erlaubt, den tüchtigen englischen Adel mit der verlotterten römischen Oligarchie in einem Atem zu nennen, oder die sozialen Abwandlungen der dahinsiechenden römischen Republik mit den Aenderungen zu vergleichen, „welche die Fortschritte der Industrie im neunzehnten Jahrhundert in England und Frankreich, nach 1848 in Deutschland und Norditalien und in dem Amerika Washingtons und Franklins seit dem Sezessionskriege hervorbrachten"? Diese Analogiebildung dürfte unzulässig oder mindestens schief sein, insofern nicht nur die Lasterhaftigkeit und Schamlosigkeit der vornehmen und reichen Römer besonders kraß zutage trat, sondern auch die Apathie der öffentlichen Meinung und die schlimmste verfassungsrechtliche Sterilität alle Zukunftsaussichten tötete. Es genügt vielleicht, einen einzigen Punkt herauszugreifen und festzustellen, daß weder in Deutschland noch überhaupt in Ländern mit einer selbstbewußten Volkspartei heute der ehedem am Tiberufer florierende Stimmenkauf gäng und gebe ist, während

*) Unlängst sprachen die Zeitungen von der neuesten Modetorheit königlich reicher New-Yorkerinnen, von goldenen Stiefelabsätzen.

allerdings die Wahlbeeinflussungen leider nicht ausgeschaltet sind. — Daß freilich diese römischen Schäden unheilbar gewesen seien und das Lebensmark der Nation ausgedörrt hätten, kann darum mit nichten schlankweg behauptet werden. Einschränkungen sind angebracht. Zwar wird auf die Frage, ob in der Antike ein Ausgleich zwischen der Weltherrschaft und der bürgerlichen Freiheit überhaupt denkbar sei, eine sichere Antwort kaum zu finden sein. Die von Cäsar gestürzte Republik ist ihrem Wesen nach nie wieder hergestellt worden. Zum wenigsten ist jedoch das römische Volk fähig gewesen, in den ersten beiden Jahrhunderten der Kaiserzeit seinem materiellen Dasein Stabilität zu verleihen. Die Wirtschaft stand in Blüte, und eine auf dem Söldnerwesen verständig aufgebaute nationale Heeresorganisation sicherte die Grenzen. Gegen eine gar zu pessimistische Beurteilung der sittlichen Verfallerscheinungen dieser und der folgenden Zeiten haben vollends mit Recht Delbrück (Gesch. der Kriegskunst II $^{2}$ 213) und Friedlaender (Sittengesch. Roms III $^{6}$ 732 ff.) ihre Stimme erhoben.

Da zu Ende der Republik die Sorge um die salus publica nicht mehr wie ein Lebensodem das römische Volk erfüllte, vielmehr die Indifferenz um sich griff, so konnten die Klasseninteressen der besitzmächtigsten Stände mit verdoppeltem Gewicht sich geltend machen. Wie um ein fettes Beutestück stritten sich bekanntlich Nobilität und Ritterstand um die Geschworenengerichte, ihr einziges Absehen war darauf gerichtet, die Rechtspflege der Parteilichkeit des Gegners zu entziehen und sie selber zu mißbrauchen. Das höchste Ziel schien der Besitz von Gold, viel Gold zu sein. Obwohl die Eroberungen des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts und die Feldzüge der Sulla, Lucullus und Pompejus die Schätze des Orients nach Rom führten, so nahmen doch die Geldbedürfnisse schneller zu als die Kapitalien. Vor allem war es die Republik selber, der außerordentliche Einnahmen willkommen sein mußten, da ihre Finanzen fortwährend in Unordnung waren wie heute die der Türkei.*) Das Jahresbudget des Freistaats war um das Jahr 70 v. Chr., an heutigen Verhältnissen gemessen, ein sehr bescheidenes, es belief sich auf 50 Millionen Drachmen (Plutarch, Pomp. 45),**)

---

*) Vgl. Mommsen, Röm. Gesch. III $^{9}$ 504/5. In recht günstiger Beleuchtung erscheinen die Grundlagen des staatlichen Finanzwesens Roms bei Mommsen, Röm. Staatsrecht, III $^{2}$ S. 1126 und 1135/6.

**) Vgl. Mommsen, Röm. Gesch. III $^{9}$ 504, und Marquardt, Röm. Staatsverw. II $^{2}$ 296/7.

die bei einer Relation zwischen Gold und Silber wie von 15 zu 1 etwa 31 Millionen Mark entsprechen würden*) und, selbst wenn wir ein für Silber günstigeres Wertverhältnis, 1 : 12, annehmen und den höheren Sachwert der Edelmetalle im Altertum in Rechnung stellen, doch schwerlich einer größeren Summe als 124 Millionen unseres Goldes gleichgesetzt werden dürfen. (I 219). Man brauchte Geld für die Kornspenden, Geld für die Kriegsrüstungen und Geld für Darlehen. Nicht zum wenigsten benötigte man Geld, da die Seuchen des Luxus und der Spekulationswut sich allgemein verbreitet hatten. —

Immer wieder machte sich ein Mangel an Edelmetallen fühlbar und der Kredit mußte angespannt werden. Italien lieh zwar seine Kapitalien wie an die Könige und Städte des Ostens, so an alle Welt aus, nichtsdestoweniger litt es selber an einem hohen Zinsfuß. Es läßt sich nicht sagen, „was geschehen wäre, wenn man nicht notgedrungen zum Wucher den Krieg gesellt, und die Tempelschätze, die Königspaläste und die Behausungen der Reichen geplündert hätte, und das bei den zivilisierten Völkern nicht weniger als bei den Barbaren. Der Krieg beförderte den Umlauf des Kapitals, der für die ungeduldigen Wünsche einer entstehenden Bourgeoisie zu langsam vor sich ging, und er erfüllte so eine wirtschaftliche Lebensaufgabe (sic) wie seitdem nicht wieder." (I, 381.) Es wird andererseits nicht bestritten, daß die Kriege, mochten sie auch im Altertum nicht so kostspielig sein wie heutzutage, der wirtschaftlichen Entfaltung schwere Hemmnisse bereiteten. Ferrero stellt die Behauptung auf: „Die Gründung einer merkantilen Bourgeoisie hatte die Existenz eines gewaltigen Reiches und einer militärischen Suprematie zur Voraussetzung." (I 377.) Daran sei die Armut, die schwache Bevölkerung und die geringe produktive Kraft der alten Welt schuld gewesen. Die in Rom für die höheren Kreise und den Mittelstand tätigen Sklaven und Freigelassenen, Orientalen, Kelten und Germanen, waren nicht freiwillig herbeigeströmt, sondern gewaltsam ins Arbeitsjoch gebeugt worden, und da die Römer diese schaffenden Elemente nicht entbehren zu können meinten, so wurden sie zu Eroberungen gedrängt. Die gleiche politische Tendenz wurde durch den Umstand ausgelöst, daß die Versorgung der Handel und Gewerbe treibenden Länder mit Brotfrucht — wie schon bemerkt worden

*) Der Denar zu 62 Pfennige gerechnet; tatsächlich hat er jedoch 70 Pfennig Silberwert gehabt; vgl. Marquardt, l. c. II² 70/71.

ist — im Altertum Schwierigkeiten machte und die Erwerbung ergiebiger Getreideländer nahelegte. —

Diese Theorie, daß im Altertum gewissermaßen nur ein Raubstaat seine industriellen und kommerziellen Kräfte wirklich zur Entfaltung bringen konnte, wird kaum vorbehaltloser Zustimmung begegnen. Man braucht nur an das kleine Korinth mit seiner hohen bürgerlichen Zivilisation zu denken, um die Einseitigkeit dieser Lehre zu begreifen. Selbst das seemächtige Athen hatte — in seiner Glanzzeit! — keineswegs die ungeheure Machtstellung Roms. Der Staat des Perikles und Sparta hielten sich die Wage. Schließlich ist auch die Tatsache beachtenswert, daß das römische Imperium von Tiberius angefangen bis auf die Severe — von Britannien und Dacien abgesehen — keinen nennenswerten Länderzuwachs erfuhr und der Sklavenimport sehr zusammenschrumpfte, während das Reich gleichwohl wirtschaftlich prosperierte und erst infolge der zunehmenden innerpolitischen Schwäche und der unzureichenden Kreditorganisation mit dem Versiegen der Bergwerke und der Erschöpfung der Edelmetallbestände in die Naturalwirtschaft zurückfiel.*) Für die Erhaltung des Gewonnenen war jedenfalls die Fortsetzung der Korsarenpolitik nicht unerläßlich. Immerhin wird zuzugeben sein, daß die bäuerischen Italiker, sofern sie keine Weltausplünderung betrieben, schwerlich die finanzielle Vorherrschaft errungen hätten.

Es bliebe noch die Frage zu erörtern, wer der Träger des römischen Imperialismus gewesen sei, und in welchen konkreten Fällen die ökonomischen Verhältnisse die auswärtigen Verwicklungen bedingten. In einer 1901 geschriebenen Vorrede zum ersten Bande meint Ferrero, die Bildung einer nationalen und merkantilen Demokratie auf den Trümmern eines Bundes von bäuerlichen Adelsherrschaften habe die römische Welteroberung veranlaßt. Dieser Satz läßt sich geradezu umkehren, wenn wir die entscheidenden Waffenerfolge der punischen Kriege und ihre ökonomischen Folgen ins Auge fassen. Einst hatte die Abwehr der Gallier die Grundlage zur mittelitalischen Machtstellung Roms gelegt. Die von den Quiriten angestrebte und von den Campanern zu ihrem Schutz erbetene Ausdehnung der römischen Einflußsphäre nach Süden rief die Samniterkriege hervor. Die Hegemonie ward schließlich für die Tiberstadt zu einer Existenzfrage: „entweder mußten die Gallier Herren des peninsularen Italiens werden, oder die Römer."**) Auch

*) S. Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst II[2] 216 ff.
**) Ranke, Weltgesch. II 1, S. 121.

der Kampf mit Karthago wurde in dem Augenblick unvermeidlich, da ein Gleichgewicht zwischen den beiden Großmächten des Westens und den von ihnen repräsentierten Kulturkreisen nicht mehr zu erzielen war.

Dieser Ansicht Rankes wird beizupflichten sein. Die äußere Politik bestimmte die innere Entwicklung: die scipionischen Siege haben letzten Endes der von den großen Kapitalisten, den Kleinbürgern und Proletariern vertretenen Demokratie das Feld bereitet. Diese Demokratie mußte allerdings aus den von Ferrero aufgeführten Gründen im allgemeinen imperialistisch gesonnen sein, während sich im konservativen Adel bald mehr, bald minder eine Abneigung gegen die schrankenlosen Gebietserweiterungen äußerte, die zwar den Statthaltern reichen Gewinn verhießen, anderseits aber an die beschränkte Leistungsfähigkeit der Optimatenregierung stetig wachsende Anforderungen stellten, die mit dem Adel rivalisierenden Stände in die Höhe und den persönlichen Ehrgeiz ins Ungemessene wachsen ließen.*) Als der Censor Scipio Aemilianus von seinem Amte abtrat, wich er von dem Herkommen ab und flehte zu den Göttern, nicht länger wie die Vorgänger um Mehrung, sondern nur um Erhaltung des Staats.

Es wäre verfehlt, alle von der römischen Demokratie geführten Kriege aus ökonomischen Verursachungen herzuleiten. Das Bestreben auswärtiger Mächte, das durch Roms Emporkommen unheilbar gestörte Gleichgewicht der Weltkräfte wiederherzustellen oder die drohende Fremdherrschaft durch ein Prävenire abzuwenden, mußte zu vielen Konflikten führen, und die ungezügelte Ruhmbegier und Habsucht mancher römischer Heerführer fügt ein persönliches Moment in die auswärtige Politik. Bei verschiedenen Gelegenheiten offenbarte sich dann freilich auch die aggressive Richtung der römischen Handelspolitik.

Der 75 oder 74 v. Chr. verstorbene König von Bithynien hatte sein Reich den Römern vermacht. Von den Kapitalisten gedrängt, entschloß sich der Senat, die Erbschaft anzutreten. Mithridates konnte diese Verstärkung der römischen Position in Asien nicht dulden und schritt zum Kriege. So sind es vor allem die Geldinteressen der Ritter, die, nach Ferrero, den Entscheidungskampf entfesseln. Einige Jahre zuvor hatte die Ratsversammlung größere Zurückhaltung beobachtet und das den Quiriten von Alexandros II.

*) **Vgl. Mommsen, Röm. Gesch.** III[9] 221, über die von der Aristokratie vernachlässigte und von der Demokratie eifrig betriebene Kolonisation.

hinterlassene Aegypten zwar nicht ausdrücklich zurückgewiesen, aber doch tatsächlich verschmäht. Auf dieses Land richtete Crassus seine Blicke, er wollte für das hungrige römische Proletariat eine neue Kornkammer gewinnen (vgl. Mommsen, Röm. Gesch. III[9] 173 u. 178). Wiewohl sich hier ein demagogisches Haschen um die Volksgunst mit den animalischen Instinkten der Masse verband, so unterblieb doch zunächst die beabsichtigte Eroberung. Der reiche Bankier fand ein anderes Ziel für seine konquistadorischen Neigungen: Mesopotamien. Ungeachtet der konservativen Opposition ward der Heereszug ins Werk gesetzt. Die Niederlage bei Carrhä darf nun nicht die „große Katastrophe der imperialistischen Demokratie“ genannt werden, es ist vielmehr Ferrero entgegenzuhalten, daß die mißglückte Unternehmung des Crassus, mochte sie auch von Cäsar gebilligt worden sein, doch nur eine ernste Schädigung, aber keineswegs den moralischen Bankerott der Volkspartei bedeutete, insofern nämlich durch das Ereignis zwar die Ruhmsucht eines einzelnen und minder bedeutenden Parteihauptes bloßgestellt, Cäsars Stellung jedoch nur mittelbar berührt wurde. — Das lebendigste Interesse verdient schließlich die Genesis der gallischen Verwicklung, insbesondere wenn man ihre Tragweite in Betracht zieht und mit Ferrero erkennen will, daß die Eroberung des Keltenlandes die Zivilisation Europas eigentlich erst möglich machte und Rom gestattete, sich seiner großen historischen Mission zu unterziehen: „der Vermittlung zwischen dem zivilisierten Orient und dem barbarischen Europa.“ (!) (I, Vorwort, p. IX.) „Der gallische Krieg hat eine Wiedergeburt der alten Welt herbeigeführt, vor allem durch die Beschleunigung zweier großer Krisen, die sich seit einem Jahrhundert hinschleppten und an der Lebenskraft aller der gräko-latinischen Zivilisation angehörigen Völker zehrten: ich meine einmal die politische Krisis Italiens ..., und zum andern die Krisis der alternden keltischen Welt.“ (II, Vorwort, p. IX.) Als Cäsar sein prokonsularisches Kommando antrat, da mußte es ihm darum zu tun sein, durch glänzende Waffentaten seinen durch die eigenen demagogischen Umtriebe geschädigten Ruf zu verbessern und sich bei Hoch und Niedrig in Achtung zu setzen.*) Die römische Kriegspartei erhoffte von einer Einmischung in die inneren Verhältnisse Galliens reiche Beute und Ländergewinn. Die

*) Mommsen, Röm. Gesch. III[9] 222, hingegen behauptet, Cäsar habe Gallien nicht als Parteimann in Besitz genommen, der letzte und höchste Zweck der Eroberung sei in dem Erwerb eines neuen großen Kolonisationsgebietes und der Entlastung des übervölkerten Italiens zu suchen.

von Cäsar in den nächsten Jahren betätigte Gewaltpolitik entsprach den Neigungen der imperialistischen Demokratie. Seine im Streite mit den Helvetiern durchbrechende Angriffslust mußte freilich den Zeitgenossen gerechtfertigt erscheinen, insofern sie fürchteten, daß, wenn die Helvetier ihrer Absicht gemäß Gallien von der Fremdherrschaft des Ariovist befreiten, sie in dem Lande eine herrschende und Rom bedrohliche Stellung erlangen könnten. Ferrero stellt es nur in Abrede, daß die Helvetier, mochten sie auch den Aeduern oder die Germanen helfen wollen, den Gedanken hegten, ein großes gallisches Reich zu gründen. Wie dem auch sei — es ist ja keineswegs ausgemacht, daß Ferrero mit seiner Ableugnung recht hat —, jedenfalls macht unser Autor es Cäsar zum schweren Vorwurf, daß er sich ohne zureichenden Anlaß wider die einen nationalen Zweck verfolgenden und deswegen in Gallien beliebten Helvetier statt gleich gegen Ariovist wandte, um seinerseits das Land aus der suevischen Not zu befreien. Ferrero will nämlich nichts davon hören, daß Cäsar von vornherein den Entschluß gefaßt habe, auf die Demütigung der Helvetier die Bezwingung Ariovists folgen zu lassen.*) Sein Vorgehen war also planlos (sic), aber es entsprang nicht allein brutaler Raubgier, sondern auch einer nicht unbegründeten, wenn auch vielleicht übertriebenen Vorstellung von der gallischen Gefahr.**)

Immerhin beweist die Geschichte der römischen Intervention in Gallien, wie die der armenischen Heerfahrt des Lucullus und des von Crassus geführten Partherkrieges, die Eingriffe des persönlichen Ehrgeizes in die auswärtige Politik. Diese Beobachtung gibt Veranlassung, die den „großen Männern" vorbehaltene historische Rolle zu erwägen.

Die entscheidenden Faktoren der geschichtlichen Entwicklung sollen in den gesellschaftlichen Abwandlungen, den Veränderungen der Wirtschaft, der Lebensführung und der Sitten zu suchen sein. Die die ganze Nation erfassenden, aufwühlenden und radikal umgestaltenden Gewalten bestimmen die einzelne Erscheinung. In den menschlichen Individuen und Gruppen sind unendlich kleine und vorzüglich auf nächstliegende Ziele gerichtete Kräfte tätig, sie werden

---

*) In diesem Punkte weicht er zu seinem Schaden von Delbrück, Gesch. d. Kriegskunst, 1[2] S. 493 ff., ab, während er, wie dieser von ihm anscheinend nicht zu Rate gezogene Historiker, die nächsten Absichten der Helvetier erkannt hat und die Behauptung Cäsars, der Stamm habe nach der Saintonge auswandern wollen, als ein Märchen abtut.

**) Vgl. zu diesem Absatz Ferrero II, Exkurs d), S. 402—426.

aber beherrscht und gelenkt von der Notwendigkeit der Dinge, dem Schicksal. Daneben verblaßt der Menschen Schuld und Verdienst. — Auf diesen Grundton ist das Werk Ferreros gestimmt. Die tiefgreifenden Einwirkungen der großen Männer werden zwar nicht kurzerhand geleugnet, aber die von ihnen ausgelösten fortzeugenden Energieen sind gewissermaßen unpersönlich und tragen ihr Gesetz in sich selbst. Die menschliche Voraussicht ist nichtig, und das gewaltigste Genie ist höchstens der Exponent kollektiver Zeitströmungen zu nennen. Dieser Wahrspruch und die wider Fug und Recht von Ferrero offenbar gehegte Meinung, daß der inneren und nicht der auswärtigen Politik das Primat zuzuerkennen sei, bilden den Kern der uns gebotenen geschichtsphilosophischen Lehre, und wir dürfen uns nicht irre machen lassen, wenn Gajus Gracchus der tiefsinnigste Politiker Roms und der erste der vier großen Reichsschöpfer genannt wird. Es ist auch nur von geringer Bedeutung, daß der zweite Band des Werkes nach Julius Cäsar betitelt wird. Das sind Nebensächlichkeiten oder Inkonsequenzen ohne Tragweite.

Der drohenden Gefahr, die historische Schaubühne mit blutlosen Schemen zu bevölkern, ist Ferrero trotzdem glücklich entronnen. Er hat es sich nicht leicht gemacht. Die Verkleinerung der Großen (Sullas und Cäsars) wird erreicht, indem das feinste Wurzelwerk ihres psychischen Seins, die inneren Gebrechen und Schranken der Persönlichkeit — bisweilen mit übertreibender Geschäftigkeit! — aufgedeckt werden. Ferrero erschlägt nicht die vermeintlichen Götzen, sondern tötet sie durch das in ihrem eigenen Organismus erzeugte Gift. —

In proving every poison known,
I found the strongest was thine own.
(Byron, Manfred.)

Uns wird die eindringendste Seelenanalyse geboten, an der die schöpferische Phantasie keinen geringeren Anteil hat als die quellenkundige Forschung. Die Subtilität des entrollten Gemäldes macht nicht selten stutzig. Kraft der gleichen inneren Notwendigkeit muß die Charakterisierung der in einem beschränkten Rahmen wirkenden oder das Mittelmaß kaum überragenden Köpfe, eines Marius und Lucullus, eines Cicero und Pompejus, nicht übel geraten, während die glanzvollsten Repräsentanten des römischen Genius Schaden leiden und ihr Licht einbüßen.

Der schlimmste Verstoß Ferreros gegen die historische Wahrheit ist sein bilderstürmerisches Unterfangen, die staatsmännische Bedeutung Cäsars zu leugnen und das von diesem Manne am römischen Staatskörper versuchte Erneuerungswerk herabzusetzen. Je gewaltiger das schöpferische Unternehmen des Titanen gewesen ist, um so peinlicher wirkt die Entgleisung des Geschichtsforschers. Größeren Beifall verdient Ferrero, wenn er die vollendete Skrupellosigkeit Cäsars unnachsichtig an den Tag legt. Mit seiner realistischen, wenn auch vielleicht etwas philiströsen Auffassung harmoniert wenig das den gebildeten Deutschen vertraute Bild der moralischen Persönlichkeit Cäsars, wie es Mommsen entworfen hat. Man wird jedoch dem Italiener bereitwillig zugeben, daß der Julier viel weniger idealistisch und viel eigensüchtiger gewesen ist, als es Mommsen wahrhaben will. Der deutsche Geschichtschreiber hat die dem sittlichen Charakter Cäsars anhaftenden tiefschwarzen Schatten nur mit schonender Hand nachgezeichnet und es sogar über sich gewonnen, zu behaupten, daß dieser Mann die kernige Eigentümlichkeit der römischen Nation und die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet wie kein anderer in sich getragen habe (Röm. Gesch. III⁹ 468).*) Ein Verfahren, das um so peinlicher berührt, je herber Mommsens Urteile gegenüber anderen Männern (Pompejus, Cicero) ausfallen. Daß Ferrero auf bengalische Beleuchtung jeglicher Art verzichtet, ist gewiß zu loben, er läßt sich jedoch den entgegengesetzten Fehler zuschulden kommen, indem er einen gar reichlichen Gebrauch von den dunklen und nur einen spärlichen Gebrauch von den hellen Tinten macht.

Ein scharf umrissenes und pikantes Porträt erhalten wir von L. Licinius Lucullus. Dieser Sprößling einer alten, aber etwas anrüchigen Familie ist in einfachen Verhältnissen aufgewachsen. Immerhin empfing er eine treffliche römisch-hellenistische Bildung, die er mit der hochmütigen Lebensanschauung eines eingefleischten Aristokraten verband. Der Demagogie und dem Großkapital war er abgeneigt; ein ehrlicher Feind, dem Rechtschaffenheit und Hochherzigkeit nicht zu bestreiten sind. Wiewohl er zu der Gefolgschaft Sullas zählte, kannte er doch keine Nachsicht für die Korruption des Adels, stolz ertrug er seine ehrenhafte Armut. Aber hochfliegender Ehrgeiz und Leidenschaftlichkeit störten das Gleichgewicht seines Charakters.

---

*) Freilich hat Mommsen, Röm. Gesch. III⁹ 193—195, mit gewichtigen Gründen Cäsar der Teilnahme an der großen Catilinarischen Verschwörung geziehen, während gerade der streng ins Gericht gehende Ferrero (I 292) hier — auf Grund neuerer Arbeiten — zu einem Freispruch gelangt ist.

Um das Kommando im dritten Mithridatischen Kriege zu erlangen, erniedrigte er sich gegenüber einer einflußreichen Kurtisane zu Schmeicheleien und Geschenken und scheute nicht vor groben Bestechungen zurück. Er erlangte den Oberbefehl und führte die römischen Waffen von Sieg zu Sieg. Rastlos. Wie einem zweiten Alexander, schien ihm kein Ziel unerreichbar. Man sollte denken, der strahlende Kriegsruhm hätte ihm genügen können. Aber von einer Atmosphäre schrankenloser Selbstsucht und Genußgier umgeben, unterlag der impulsive Edelmann den Verlockungen des orientalischen Reichtums. Ohne seine hochherzige Natur ganz zu verleugnen, gab er sich doch einer verzehrenden Habsucht gefangen. Er hat ungeheure Schätze zusammengetragen, um sein Leben in Pracht und Ueppigkeit zu beschließen. L'uomo più singolare e bizzarro della storia di Roma. —

Ist diese Seltsamkeit nun wirklich ein Ausfluß von Charakterschwäche? Die dem Lucullus nachgesagte Sinneswandlung ist doch wohl weniger ungereimt und verwunderlich, als es Ferrero scheinen möchte. Unnachsichtigkeit gegen die Fehler der Mitmenschen ist noch kein Beweis für Uneigennützigkeit, zumal wenn sich der Eifer gegen politische Gegner und die Angehörigen anderer Stände richtet. Die bei Plutarch (Luc. 3) aufbewahrte Erzählung, Lucullus habe die ihm vom ägyptischen König Ptolemäus angebotenen fürstlichen Geschenke zurückgewiesen, beweist wohl ebenso wenig, wie die in einer ähnlichen Lage von P. Clodius angeblich bewiesene Enthaltsamkeit (Plut. Luc. 21). Niemand wird behaupten wollen, Lucullus sei ein gemeiner Räuber gewesen. Das ist weiter kein Ruhm. Auch ein gewisser Gerechtigkeitssinn soll ihm nicht bestritten werden. Aber wenn er anderseits vor dem dritten mithridatischen Kriege noch keine Schatzhäuser füllte, so mag diese Haltung zwanglos aus dem Umstande erklärt werden, daß es ihm bis dahin an der Gelegenheit gemangelt hatte, sich auf eine wirklich standesgemäße Weise, nämlich durch Kriegsbeute, zu bereichern. In bescheidenen Verhältnissen und als goldgewaltiger Nabob, als Feldherr und Privatmann blieb er sich gleich in unbeschränktem Selbstbewußtsein und junkerlichem Hochmut. Daran ist Lucullus in Asien gescheitert. Bei den mißachteten Soldaten fand er keine Liebe und keinen willigen Gehorsam, und wie seine Autorität zu Boden fiel, so ging er auch des höchsten Ruhmes verlustig.

Wie sich der erste italische Konquistador großen Stils zum typischen Vertreter des dem Hochadel innewohnenden maßlosen In-

Individualismus auswuchs, so betätigte der aus einer anderen Lebenssphäre stammende Cicero inmitten seiner mannigfachen Metamorphosen die Eigenart eines wohlanständigen, aber schwachen und durch Erfolge eitel gewordenen Bourgeois'. Die politische Laufbahn des Rhetors, bei dem Zaghaftigkeit und momentaner Aufschwung zu nervöser Regsamkeit jäh abwechselten, beweist, daß die glänzendste literarische und dialektische Begabung im Gewittersturm eines extremen Parteikampfes an sich unzureichend ist, um etwa unmittelbar eine maßgebende Wirkung hervorzubringen. Den größten Erfolg seines Lebens, die Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung, verdankte er nicht so sehr seiner keineswegs zu leugnenden tüchtigen Haltung im gegebenen Augenblick, als vielmehr der damaligen Abneigung des Volkes gegen revolutionäre Gewaltsamkeiten.

Die politische Wandlung des großen Redners, der damit anfing, gegen einen hochgestellten Erpresser zu wettern, um als Anhänger des konservativen Regimes zu enden, findet eine Erklärung in der mißlichen persönlichen Lage eines gemäßigten und zu Kompromissen neigenden bürgerlichen Staatsmannes, der im Wirbel der sich bildenden demokratischen und optimatischen Strömungen und des individuellen Machtverlangens sich und daneben wohl auch seine persönlichen Ideen behaupten will, vor dem Aeußersten zurückschreckt und deshalb unsicher lavieren muß. Es kommt hinzu, daß Cicero ein Freund der Geldmatadore war und mit dem Instinkt eines Emporkömmlings und Spießbürgers nach dem Beifall und der Bewunderung der Vornehmen lechzte. Sein Ehrgeiz waren glänzende Verbindungen, und er opferte ihm die eigene Tochter, indem er sie einem adligen Taugenichts vermählte. —

Von leidlich rechtlicher Denkungsart entbehrte Cicero doch der Charakterfestigkeit, die dazu gehört hätte, um einen untadelhaften Ruf aus dem moralischen Schlamm der Verfallzeit zu retten. Ich erinnere daran, daß der pathetische Ankläger des Verres und des M. Antonius sich zur Verteidigung eines Milo, des „Hektors der Straße", herabließ und dadurch seinen Wahrheitssinn in ein schlechtes Licht setzte. Von pekuniären Sorgen bedrückt, verschmähte Cicero auch nicht unsauberen Gelderwerb: er überließ dem Gajus Antonius die ihm als Konsul zustehende Provinz, machte aber gleichzeitig aus, daß ein Teil des zu erwartenden Gewinnes ihm zufallen müsse. Als er zwölf Jahre später die Provinz Kilikien verwaltete, soll er sich durch Uneigennützigkeit ausgezeichnet haben. Trotz seiner hier bewiesenen Selbstbeherrschung möchte ich aber doch

dem leisen Zweifel Raum geben, ob das während der prokonsularischen Amtszeit von ihm, angeblich salvis legibus, erworbene Vermögen von 2 200 000 Sesterzen*) ganz einwandfreien Quellen entstammte. Wie Lucullus so ist auch Cicero weder ein Dieb, noch ein Erpresser gewesen, er wußte aber kleine Geschenke und Erkenntlichkeiten wohl zu würdigen.**)

Alles in allem: Cicero war ein schwachmütiger, durchaus wohlmeinender Bürger, vorzüglich aber ein großer Schriftsteller! Sein abgeklärter Geist soll in der Verfassung des Augustus neuerstanden sein. Wenn nun freilich Ferrero abschließend meint, er gebe an historischer Bedeutung wenig den Geistesheroen Jesus, Paulus und Augustinus nach und erreiche die Cäsars,***) so muß das als eine leichtfertige Geschmacklosigkeit zurückgewiesen werden. Anderseits ist das Urteil unseres Autors von größerer Billigkeit als die herbe Bewertung seitens Mommsens, der in dem Rhetor nur einen feilen und gesinnungslosen Politiker, furchtsamen Achselträger, windigen Advokaten und gedankenarmen Vielschreiber, kurzum einen Pfuscher reinsten Wassers erkennen will.†)

---

*) In der ital. Ausgabe ist diese Summe gleichgesetzt einem Betrage von über einer halben Million Franks, in der deutschen Ausgabe mehr als 800 000 Mk. Was soll man zu diesem Wirrwarr sagen? Tatsächlich dürfte das Aequivalent in Gold — ohne Berücksichtigung des Sachwertes — 500 500 Mk sein (bei der üblichen römischen Relation: Gold : Silber = 11,91 : 1.

**) Vgl. W. Drumann, Gesch. Roms, (1844), VI. 144/5. Günstiger Ihne, Röm. Gesch. VI 488.

***) III 254 der ital. Ausgabe. Ein gütiger Engel hat aus der Uebersetzung (III 247) wenigstens Jesus entfernt!

†) Noch herber als Mommsens Urteil ist das Pöhlmanns, Gesch. d. antiken Kommunismus und Sozialismus II 486—523.

# Zur Theorie der Musik.

Von

**Adolf Mayer.**

Die Theorie der Musik liegt bekanntlich noch sehr im Argen, im Gegensatze zu der anderer Künste, deren Wesen darin erkannt ist, eine „illusorische" Welt zu schaffen, die in irgend einer Weise befriedigender ist als die wirkliche. Die Malerei und die Bildhauerkunst zeigen Abbildungen der uns umgebenden Körperwelt, aber in Form, Farbe oder Beleuchtung so ausgewählt oder verändert, daß sie uns mehr erfreuen als die Wirklichkeit selber. Oder sie halten Augenblicksbilder aus der Wirklichkeit fest, an denen wir uns länger verweilen möchten, als das Vorbeirauschen der Zeit es zuläßt. — Die Tanzkunst verwendet als Darstellungsmittel sogar den menschlichen Körper selbst, aber verschönert durch die reizendste Bewegung. Und dann die höchste aller Künste: die Dichtkunst, sie bedient sich als Mittel der Sprache und zaubert uns mittelst derselben ideale Begebenheiten — in uns oder außer uns — vor und versetzt auf diese Weise den Hörer in eine Welt des Schönen und Interessanten, die ihm in der Alltäglichkeit für gewöhnlich oder vielleicht ganz und gar verschlossen ist. — Aber die Musik, was tut die?

Auf diese Frage bleiben wir eigentlich immer noch eine Antwort schuldig.*)

---

*) Vgl. Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung", Reklam-Ausgabe. I. 338. Daselbst auch eine Besprechung des Ungenügenden in der Leibniz'schen flach „rationalistischen Definition": „Exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi", so sehr, daß man öfters in Ermanglung einer entsprechenden Lösung sich in den Mystizismus hat drängen lassen und behauptete, die Klänge, die diese Kunst anschlüge, seien Erinnerungen aus oder Anklänge an eine andere Welt, also zeitlich oder örtlich einem anderen Leben als dem wirklichen angehörig, je nach den gerade herrschenden Vorstellungen über das Wesen des Transzendentalen.

Herbart sagt in seinen Schriften geradezu: „Die Musik hat kein Vorbild in der Natur.“*)

An die Wirklichkeit anknüpfen müssen wir natürlich in der einen oder der anderen Weise. Das tut im Grunde jede fruchtbare Aesthetik. Schon der grundlegende Schönheitslehrer der Frührenaissance, Battista Alberti, sucht zum Beispiel das Wesen der Bildhauerkunst darin, daß man in den Naturgebilden der Steine oder Baumstämme Aehnlichkeit mit menschlichen Wesen erkannte, und daß der Bildner dann mit Meißel und Messer beginne, diese Aehnlichkeit größer und größer zu machen, gleichsam die Gestalt aus der Verkappung herauszuschälen. Wo man aber von diesem Grundsatze wich, da war die Gefahr groß, sich in abstrakten Wortspielereien zu verlieren.

In jedem Falle erscheint die Musik nicht einfach wie ein akustisches Analogon zu den bildenden Künsten, die mit ihren sinnlichen Mitteln ins Bereich der Optik gehören. Malerei und Bildhauerei geben immer noch wirklich gesehene Gegenstände, nur ins Schöne verändert, mehr oder weniger idealisiert. Die verschiedenen Zweige der Malerei benennen sich nach diesen Gegenständen als Fruchtstück, Landschaft und so weiter. Der größte Phantast auf diesem Gebiete, der Zauberer von Fabelwesen, Arnold Böcklin, er wirft doch in seinen ausschweifendsten Malereien noch immer Gebilde auf die Leinwand, die wir sogleich als beseelte Geschöpfe erkennen; wenn auch als Geschöpfe einer wunderbaren Einbildungskraft. Man hat sogar, und mit gutem Recht, von einem Realismus dieser Darstellungen gesprochen, womit freilich nur gemeint sein soll oder darf, daß sie so dargestellt sind, daß man sie nicht nur als möglich, sondern eben nur in der dargestellten Weise als möglich begreift. —

Dagegen die Musik? — Dieselbe gibt anscheinend keineswegs eine schönere Wiederholung des Tonlebens unserer Erde. — Im Gegenteil, wenn sie dies ganz ausnahmsweise, wie bei den Schöpfungen meistens recht schülerhafter Künstler oder auch bei Meistern im Fache in leisen Anklängen z. B. in Beethovens Pastorale oder

*) Sämtliche Werke 1850. I. p. 169. Wie dunkel ist doch auch das Wort des ultramodernen Dichterphilosophen: „Der Weltsymbolik der Musik ist eben deshalb mit der Sprache auf keine Weise beizukommen, weil sie sich auf den Urwiderspruch und Urschmerz im Herzen des Ureinen symbolisch bezieht, somit eine Sphäre symbolisiert, die über alle Erscheinung und vor aller Erscheinung ist“, oder das andere: „Sie — die Musik — redet von mir, sie redet an meiner Statt, sie weiß Alles.“

in Haydns Schöpfung tut, so wird das als eine verkehrte Richtung getadelt, und auch, wenn dies als zulässig erachtet wird, wie verschwindend sind solche an die Natur anklingende Stellen gegen das Tonmeer, das in einer größeren Komposition an unserem Ohre vorüberrauscht! Gewiß ist auch die Behauptung falsch, daß die Melodie an den Vogelgesang anknüpfe. Vogelgesang hat vielmehr für die Psyche des Vogels nur eine parallele Bedeutung, wie die Musik für den Menschen. Beide sind eben entwicklungsgeschichtlich ein und desselben Ursprungs und daher die Anklänge.*)

Will man aber durchaus einen Vergleich auf optischem Gebiete ausfindig machen, so scheint man zunächst noch eher berechtigt, ein Feuerwerk oder die sogenannten Nebelbilder, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohl auf Bühnen gezeigt wurden, als solche zu nennen. Dies waren aber keine eigentlichen Bilder, sondern ein wogender Dampf, auf phantastische Weise mit bunten Farben beleuchtet. Oder die berühmte „Kallospinthochromokrene“ (dieser entsetzliche, aus griechischen Wurzeln gebildete Name sollte schöne Funkenfarbenquelle bedeuten) jener Zeit und die elektrisch beleuchteten Wasserwerke unserer Tage können als Vergleichsstücke dienen. Aber bei näherer Betrachtung erweist sich dieser Vergleich doch nur als auf ganz oberflächlichen Tertien beruhend; denn kunstwissenschaftlich zählen alle diese hübschen Sachen nur als Spielereien und nicht als etwas, wodurch unser Kunstsinn ernstlich befriedigt, unser Gemüt erheitert werden könnte. —

Mit diesem Mangel an einem Vergleichspunkte hängt es zusammen, daß die Musik als die sinnlichste aller Künste und zugleich auch als die übersinnlichste gefeiert wird. Das erstere, weil sie unsere Nerven unmittelbar erregt. Bei mancher Musik empfindet man in der Tat eine unmittelbare Reizung der Nerven. Es ist, als ob durch eine übereinstimmende Schwingung der Luft und der maßgebenden Organe direkt Gefühle ausgelöst würden. — Das letztere, weil ihr Mittel, der Ton, nicht bloß körperlos ist, sondern sie nicht einmal, wie das Mittel der Poesie, die Sprache, an Begriffe und Anschauungen anlehnt.**)

Weil das unmittelbare Anlehnen an die Sinnenwelt aber unentdeckt geblieben ist, weiß man für die ersten Anfänge der Musik nichts anderes namhaft zu machen, als das „Spielen mit Tönen“,

---

*) Ueber Affengesang bei Elbert: Tägl. Rundschau, 1908, Nr. 232.
**) Naumann: Musikgeschichte 1880 Vorrede, S. 16.

wie wir es angeblich bei kindlich gebliebenen Völkern noch antreffen, oder die Freude an den gröbsten sinnlichen Wirkungen des Klanges, wie sie uns bei den barbarischen Nationen begegnen.*)

Nur Helmholtz, der tiefe Denker, der überall seine eigenen Wege geht, ist schon auf der Spur der Entdeckung einer Beziehung, die aber von dem Musikhistoriker, von dem die ebengenannte Erklärung herrührt, obgleich dessen Werk ein Jahrzehnt später erschien, noch ganz übersehen wurde. Wir werden noch hierauf zurückkommen.

So verschieden sind also anscheinend auf dem Gebiete des Lichtes und des Schalles die Anfangsgründe des Schönen, daß, was auf dem einen Geltung hat, für das andere keine in Betracht kommende Wirkung äußert, und umgekehrt, trotz der vielfachen physikalischen Analogien auf beiden Gebieten, und trotzdem, daß die beiderseitigen Erscheinungen durch eine ganz gleichgeartete Wellentheorie mit gutem Erfolg erklärt werden. —

Woher diese grundsätzliche Verschiedenheit? — Lassen wir die wirkliche Welt des Klanges und des Lichtes an uns vorüberziehen, so fällt uns zunächst auf, wieviel reicher die letztere ist. — Wieviel verlieren wir an der äußeren Welt, wenn es Nacht wird, und wie versinkt sie auf immer, wenn wir erblinden? Wie wenig dagegen würde der Taube verlieren, wenn nicht gerade die menschliche Sprache sich des Klanges als Mittel bediente!

Auf Reisen wandern wir tagelang durch ein Meer von Licht, und um uns erglänzt die Welt in Milliarden von verschieden gefärbten und beleuchteten Facetten. — Der seines Gehörs Beraubte genießt das Gleiche auf dieser Wanderung; denn stumm ist die Welt um uns. Hie und da ein Rauschen des Windes oder des Wassers, der kurze Schrei eines Raubvogels, der Pfiff eines Murmeltieres und ganz selten ein Donnerschlag oder im Hochgebirge das Tosen eines Lawinensturzes.

Und dies alles ist monoton. Der wo nicht melodische so doch modulierte Vogelgesang auf einzelne Oasen und Wonnemonde beschränkt. Nur in den Tropen schallt zuweilen nach dem Sinken der Sonne der ganze Wald von Stimmen. Aber für die Entstehung unserer Musik darf man dieses Beispiel doch gewiß nicht zuziehen. —

*) Ebenda S. 17.

Umgekehrt im Verkehr mit Menschen! Die einförmige Umgebung eines Zimmers, durch die Lücke in der uns umgebenden Natur spärlich und einseitig beleuchtet; auch anmutig eingerichtet, würde es doch ein Gefängnis sein, wenn nicht — andere Menschen wären, die in Tönen mit uns verkehrten und durch die Sprache gewürfelten kaleidoskopisch die Töne zu immer neuen Verbindungen fügend, das Bild einer viel größeren und bedeutenderen Welt enthüllen als wir sie jemals persönlich wahrzunehmen imstande sind.

Das Leben in der Menschenwelt ist geräuschvoll, selbst abgesehen vom Straßenlärm, und wenn es uns überrauscht, dann flüchten wir hinaus in die stille einsame Natur.

Dies ist der große ewige Gegensatz zwischen der Welt des Lichtes und der Welt des Klanges. Die erstere ist eine wesentlich vorgeschichtliche und abgeschiedene von unserer menschlichen Entwicklung. Die andere ist animalisch in der höchsten Potenz, evolutionistisch im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie herrscht auf dem lärmenden Markt, in den dröhnenden Städten. Sie wird zum Mittel der Volksbelehrung in den Redeergüssen auf Kanzel und Lehrstuhl; sie vermittelt das Familienleben. Gedämpft spielt sie noch ihre bedeutsame Rolle als Liebesgeflüster oder zur Aussaat verbrecherischer und unter der Oeffentlichkeit feindlicher Gedanken. — Daher auch wohl, daß Klänge besser im Gedächtnisse bleiben als Gesichtsbilder. — Wer erinnerte sich nicht noch des besonderen Tones einer Glocke oder einer knarrenden Türe aus seiner Jugend!

Das geschriebene, das gedruckte Wort, das gesehen werden kann, ist nur ein Abklatsch, eine Uebertragung; und der Taubstumme, der mit diesem und ähnlichen Ersatzmitteln vorlieb nehmen muß, bleibt ein Banause sein Leben lang bei aller höheren geistigen Entwicklung. Der Blinde, der scheinbar so viel entbehrt, kann doch wahre Bildung gewinnen, und für die Musik ist er geradezu prädisponiert.*)

Das Licht ist die natürliche Welt, aber der Klang ist die Kultur und, wie schon Goethe sagte: „Ein Gespräch ist schöner als das Sonnenlicht,“ und dem Menschen bleibt immer das Menschliche, das Interessante. — Man lese auch in Hausrats „Erinnerungen an Heinrich von Treitschke“ die ergreifenden Klagen dieses letzteren darüber, daß es ihm versagt sei, die lieben Stimmchen seiner Kinder und Enkel zu hören.

*) Blinde Sänger. Wer hat aber je von tauben Malern gehört? — Selbst für eine so weit abgelegene Kultur wie die Japans, gilt diese Regel. Doflein: Ostasienfahrt 1906, S. 213.

Das wissen alle wahren Herzenskündiger, auch einer der neuesten, Liliencron, der von seinem taubstummen Kinde klagt:

„Versagt ist ihm der Menschenton."

Auch Wildenbruch hatte eine Ahnung hiervon, als er zehn Jahre vor seinem Tode die Verse phonographieren ließ:

„Das Antlitz des Menschen läßt sich gestalten,
Sein Auge im Bilde fest sich halten,
Die Stimme nur, die im Hauch entsteht,
Die körperlose vergeht und verweht.
Das Antlitz kann schmeichelnd das Auge belügen,
Der Klang der Stimme kann nicht betrügen,
Darum erscheint mir der Phonograph
Als der Seele wahrhafter Photograph,
Der das Verborg'ne zu Tage bringt
Und das Vergang'ne zu reden zwingt.
Vernehmt denn aus dem Klang von diesem Spruch
Die Seele von Ernst von Wildenbruch."

Vielleicht knüpft die Musik an die unwillkürlichen Modulationen der menschlichen Sprache fest. Nietzsche nennt in seinen nachgelassenen Schriften die Menschenstimme eine „Apologie der Musik". — Ist hierbei nicht Anfang und Ende vertauscht? — Sollte nicht umgekehrt die Musik ein tonkünstlerischer Auswuchs der Sprache sein?

Eine liebe Stimme! Wieviel liegt in dem Wort! Aus der Welt des Lichts ist ihm nur vergleichbar das menschliche Antlitz, weil sich auch in ihm eine Fülle von gemütlichen Beziehungen vereinigt. — Was kann nicht alles ausgedrückt werden durch den bloßen Tonfall, ganz abgesehen von dem begrifflichen Inhalt des Gesprochenen! Denn dieser begriffliche Inhalt, auf welchem Umwege der Abstraktion erreicht er erst unsere Seele, während die Absicht im Tone soviel unmittelbarer sich ausdrückt und auch dem Kinde, dem Kranken, dem Sterbenden, dem das Denken schwer fällt, unmittelbar zugänglich ist. —

„C'est le ton, qui fait la musique!" Ein selbstverständliches Wort im eigentlichen Sinne. Aber im übertragenen, in dem es ausschließlich gebraucht wird, bedeutet es unter anderem auch, daß eben der Tonfall beim Sprechen die Hauptsache ist. —

Dies ist auch der Grund, warum es trotz aller Anstrengungen, die man in dieser Richtung gemacht hat, keine Geruchs- oder Geschmackskonzerte, und warum es auch auf dem Gebiete der Lichtempfindung keine ästhetisch entzückende Aufeinanderfolge der Farbe

gibt. Ein öder Doktrinarismus verleitete wohl zu solchen Versuchen, die aber eben nach dem von uns aufgestellten Prinzipe notwendig daran scheitern mußten, daß es in der Natur nichts menschlich Wichtiges gibt, was einer derartigen Aufeinanderfolge entspricht.

Die meisten Menschen endigen einen Satz in tieferem Ton, als sie ihn begonnen haben. Zum Hervorheben einzelner besonders wichtiger Worte wird die Stimme in eine höhere Tonlage gehoben (Billroth). — Musikalische Menschen können aus dem gesprochenen Worte eines jeden Menschen Tonart heraushören, die bei der öffentlichen Rede leicht von Moll in Dur übergeht. Das dichterische Kunstwerk wird erst zum wahren Kunstwerk durch die im Tonfall liegende Verdollmetschung desselben durch den Vortragenden, der sich sogar bisweilen den Titel eines schaffenden Künstlers erwirbt, da er oft über die ursprüngliche Absicht des Dichters noch hinausgeht. —

Die geschichtlich älteste Musik ist der Gesang. Das begleitende Instrument dient zunächst nur zum Festhalten des Rhythmus und der Tonhöhe. Und zwar ist, charakteristisch genug, der älteste Gesang der Trauergesang*), das Klagelied um die plötzlich dahingeschiedene Jugend, weil in dem hierdurch hervorgerufenen Gemütszustande das größte Bedürfnis nach einer tröstenden Menschenstimme empfunden wird. Der Gesang kann sich aber nur entwickelt haben aus der gewöhnlichen Rede. Schon in dieser kann man neben dem eigentlichen geistigen Inhalt, der durch den Wortlaut angedeutet wird, den Tonfall und die Betonung unterscheiden, und zuweilen sind diese von der größten Bedeutung für das unmittelbare Verständnis.

Helmholtz versucht in seinen Tonempfindungen**) die Fähigkeit der Musik, Gemütsstimmungen auszudrücken, auf eine tiefsinnige Vergleichung der musikalischen Bewegung mit der der Körper im Raume zu begründen, aber er fügt sogleich hinzu: „Ich möchte hierbei nicht ausschließen, daß die Musik in ihren Anfängen und in ihren einfachsten Formen nicht zuerst künstlerische Nachahmung der „instinktiven Modulationen" der Stimme, welche den verschiedenen Gemütszuständen entsprechen, gewesen ist; aber ich glaube nicht, daß dies der oben gegebenen Erklärung widerspricht." — Ich auch nicht. Das eine ist eben die philosophische und das andere die geschichtliche Beschauungsweise, oder um mit Windelband zu reden, das

*) Merkwürdig ist auch die Schwermut der Negergesänge im Süden Nordamerikas (Münsterberg: Die Amerikaner II. p. 162.)
**) 3. Auflage, S. 577.

eine die idiographische, das andere mnemotechnische; und wir möchten hier nur die zweite mehr in den Vordergrund der Aufmerksamkeit schieben, als es bisher geschehen ist, zumal Helmholtz, obgleich er nach dem eben gesagten als der eigentliche Entdecker der hier in den Vordergrund geschobenen Beziehung wird gelten dürfen, dieser Entdeckung wieder die Spitze abbrach, indem er sagte: Dadurch, daß die Musik den stufenweisen Fortschritt der Tonleiter einführe, mache sie sich auch nur eine angewöhnte Naturnachahmung unmöglich; denn die leidenschaftlichen „Affektionen" der Stimme charakterisierten sich gerade durch schleifende Uebergänge. Die Nachahmung der Natur sei infolgedessen so unmöglich wie die Nachahmung eines Gemäldes durch Straminnäherei in abgesetzten Quadraten.

Dieser Vergleich, der offenbar den großen Physiologen wieder von seiner Entdeckung zurückgebracht hat, erscheint mir nun durchaus schief; denn die natürliche und am meisten Eindruck erweckende Modulation der Menschenstimme erfolgt geradezu, von einigen hysterischen Lauten kranker Leute abgesehen, in sehr wohl abgegrenzten Intervallen, ganz abgesehen davon, daß hier der Vergleich des Optischen mit dem Akustischen ganz im Stiche läßt (wie ja auch die sogenannten Schnörkel in Musik und Malerei auf gänzlich verschiedene Weise hervorgebracht werden), da ja selbst die Straminnäherei in ihrer höchsten Vollendung, im Gobelin, wenigstens auf eine gewisse Entfernung ganz den Eindruck eines naturwahren Gemäldes machen kann, wie dies ja auch die moderne Kunstrichtung des sogenannten „Pointillierens" beweist; während das chromatische Schleifen der Töne, wie es auch in dem gewöhnlichen Kindergeschrei unsere Nerven erregt, unter allen Umständen musikfeindlich bleibt. In der Malerei ist eine oder die andere Art nur Sache der Manier, in der Musik ist sie geradezu Grundsatz.*)

Und allzu musikalisch darf einer auch nicht sein, der solche Betrachtungen anstellt. Die musikalischen Menschen stehen zu sehr unter

*) Noch näher als Helmholtz ist der Sache Billroth gekommen, der in seiner nachgelassenen Schrift: „Wer ist musikalisch", 1895, geradezu sagt: „Doch ist meiner Ueberzeugung nach der Gesang (wenn auch vielleicht nicht alle Musik) aus der Sprache hervorgegangen." Ein Naturwissenschaftler mußte in jedem Fall der Entdecker sein, da die eigentlichen Musikhistoriker sich immer in trostlosem Zerfasern von bereits geläufigen Ideen verlieren und gar nicht an ein selbständiges Belauschen der Natur gewöhnt sind. Unter den Musikern streift meines Wissens allein Richard Wagner, der freilich auch der einzige Philosoph unter ihnen ist, den im Texte ausgearbeiteten Gedanken.

dem Eindruck, als daß ihnen für etwas anderes als für ihre Kunst noch Zeit übrig bleiben sollte.

Der Tonfall spiegelt die Gemütsstimmung wieder, in welcher eine Mitteilung gemacht wird, und die Akzentuierung die Kraft des Willens, der dahintersteckt, diese Bedeutung wird augenscheinlich dadurch, daß wir die Folgen eines gesprochenen Wortes oft mehr aus dem guten und starken Willen, denn aus der bloßen Absicht erkennen, die gar keine Folgen zu haben braucht, wenn sie ohne Wohlwollen oder Schneide nur eben ausgesprochen wird. Daher die Schopenhauersche Lehre der Musik im Gegensatze zu der der andern Künste. Ihr wurde nachher von Richard Wagner und Nietzsche Nachfolge geleistet. Sie ist trotzdem sehr gesucht in ihren abstrakten Konstruktionen. Aber die Beziehung der Musik zum Willen ist immerhin ein Fund, der Eindruck machen konnte.*) Daher ist auch gerade der Rhythmus in der Musik uralt.**) Und das Musikinstrument, das allein durch diesen wirkt, die Trommel, wird bei allen wilden Völkern gefunden.

Und umgekehrt erzeugen auch rein zufällige Rhythmen, zum Beispiel die des stoßenden Eisenbahnwagens, im regsamen Gemüte dann rasende Melodien.

In der gebundenen Rede, in der man alles, da es von bleibendem Wert sein soll, so schön wie möglich gestaltet, wird aber der Akzent zum wohlgeregelten Rhythmus, und wenn der Tonfall eine ähnliche stilisierende Veränderung erfährt, wird er zur Melodie. So entstehen Vers und Melodie, aber immer anknüpfend an die Empfindungswerte, welche schon die Keime dieser Ausgestaltung in der gewöhnlichen Rede gehabt haben, und die mit der allgemeinen Entwicklung des Menschengeschlechtes natürlich weiter und weiter gehende Bereicherungen in der Entwicklung erfahren mußten. Dabei kann darauf hingewiesen werden, daß im Liede die durch den Wortlaut hervorgerufene Empfindung durch die Musik verstärkt und deutlicher hevorgehoben werden soll, so fordert es die Zusammengehörigkeit beider. Daher sind eigentlich Lieder mit mehreren Strophen, immer nach derselben Melodie gesungen, etwas verkehrtes und nur zulässig, wenn diese Strophen, wozu allerdings schon der Rhythmus herausfordert, sich in ihrem seelischen Gehalte nicht allzu sehr voneinander unterscheiden. Eigentlich müßte man alle Lieder durch-

*) Ueber Beziehungen des musikalischen Rhythmus zu Herzschlag und Atemholen, Billroth: „Wer ist musikalisch?" 1895 S. M. 24.
**) Naumann: Musikgeschichte, 1880, Vorrede, S. 20.

komponieren, freilich je nach dem Inhalte auch mit dem Rhythmus wechseln, wozu feinfühlige Lyriker ja auch schon vielfach übergegangen sind.

Bei vielen Kinderreimen ist wie bekannt der Sinn des gesprochenen Wortes ganz nebensächlich.*) Der Rhythmus ist hier die Seele der Dichtung, und dieser ist denn auch regelmäßig gut in Ordnung, zumal in denen, die beim Abzählen gebraucht werden, und in denen, die sonst etwas anordnen. Es ist unnötig, dafür Beispiele zu geben. Sie liegen ganz auf der Hand.

Auch beim Gebet tritt der Wortlaut oft ganz in den Hintergrund, und die fromme Stimmung erhält durch einen eigentümlichen Tonfall das Uebergewicht, eine Erscheinung, die nur von den bloßen Verstandesmenschen getadelt wird, weil diese eben das Wesen des eigentlich Religiösen zu übersehen pflegen. — So entstehen Psalmen und Kirchengesang aus dem erhobenen, singenden Ton, in dem Gebete gesprochen werden.

Auch ist vielleicht anzuknüpfen, an jenen ursprünglichen Gesang, der das Ziehen und Heben von Lasten**) durch viele Leute gleichzeitig, namentlich Matrosen***), begleitet und das vom Nordpolfahrer Cane auch bei den Eskimos angetroffen und beschrieben wurde. Dort ist es ein ganz sinnloses Wort: „Amnaya", und die Töne werden von Cane durch Noten angegeben. Im fliegenden Holländer hat Richard Wagner den Charakter dieses Matrosengesanges sehr glücklich nachgeahmt, und dies gelang ihm, weil er bekanntlich bei seiner Reise von Riga nach Paris, die er so weit wie möglich auf dem Segelschiffe zurückgelegt hatte, Gelegenheit und Muße hatte, diese Weisen gründlich zu studieren. Die in neuerer Zeit wieder aufgegrabene altgriechische Musik erinnert in Tonfolge und schwermütigem Ausdruck merkwürdig an diesen Matrosengesang, was sich vielleicht daraus erklären ließe, daß jene auch zum Teil aus diesem entstanden ist. —

Jedenfalls läßt sich aber der Matrosengesang wohl erklären aus der phantastischen Nachbildung eines Kommandowortes, bei dem es ja auch wieder nicht auf den Verstandesinhalt, sondern auf den Rhythmus

*) Vergl. auch F. Nietzsche: Nachgelassene Werke, XII, S. 334, § 561.

**) Vorzüglich beschrieben von Multatuli: „Die Abenteuer des kleinen Walter", Minden 1901, I, S. 308, und von Billroth: „Wer ist musikalisch?" 1905, S. 14.

***) Auch von chinesischen Lastträgern werden rhythmische Tonrufe gebraucht zur Regulierung ihrer im gleichen Tempo statthabenden Bewegungen. Vergl. Doflein, Ostasienfahrt 1905, S. 65.

ankommt, woraus sich ein höherer, einen jeden Mitarbeitenden beseelender Wille in unwidersprechlicher Ausdrücklichkeit zu erkennen gibt. Daher auch die Bedeutung des rhythmischen Gesanges für die Erziehung zur Arbeit, ein Gegenstand dem von Bücher eingehende Studien gewidmet wurden, und der überhaupt jetzt an der Tagesordnung ist.

Vielleicht könnte die hier entwickelte Anschauung auf eine Schwierigkeit stoßen, wenn man den Umstand in Betracht zieht, daß der musikalische Sinn im jungen Menschen schon so frühe erwacht, früher zuweilen, als das Sprechen zum Durchbruch kommt, wovon hier doch Ausgang genommen ist. Bekanntlich summen musikalische Kinder manchmal Melodien, ehe sie zu sprechen beginnen.*) Um dem sich hieraus ergebenden Einwurfe zu begegnen, wird man sich aber bloß daran zu erinnern brauchen, das gerade der Säugling von der Sprache der Mutter und Amme zuerst den Tonfall versteht, weit früher als die Worte derselben eine Bedeutung für ihn gewinnen. Damit ist aber erwiesen, daß der musikalische Teil der Sprache zunächst der kindlichen Auffassung zugänglich wird, und daher kommt es, daß die Pflegerinnen in entgegenkommender Weise immer das Melodische und Rhythmische betonen, und daß dieses noch so lange in der Kinderpoesie der Hauptträger der Empfindung bleibt. Vom Ammenliede an bis zum Abzählen ist diese Seite immer die Hauptsache, und macht es gar nichts aus, wenn der begriffliche Inhalt vorläufig ein unergründlicher Nonsens bleibt.

Auch in der Volkspoesie naiver Völker herrscht zunächst das Rhythmisch-musikalische über den Gedankeninhalt vor.**)

Was zunächst als Schwierigkeit erscheint, wird also bei näherem Hinblick geradezu eine Stütze der vorgeschlagenen Anschauung. Die Vereinigung des Lyrikers mit dem Musiker in der antiken Welt, über die Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie" ***) so tief gelehrte Betrachtungen anstellt, ist also gar keine Rätselfrage, sie ist der Ursprung — die Geschichte! Damals hatten beide Künste noch nicht ihre ursprüngliche Einheit verlassen, die in Klangfarbe und -folge und im Rhythmus einerseits, und anderseits im Sinn der Rede gegeben ist.

---

*) Dies bestätigt aus Selbsterfahrung auch die Schriftleitung der „Lyra", 31. Jahrgang, Nr. 3.

**) So urteilt Voßler, ein genauer Kenner der neapolitanischen Volkspoesie.

***) S. 20.

Die weitere Entwicklung, das Abzweigen der instrumentalen Musik haben wir uns dann vermutlich so zu denken, daß man zuerst einfache Instrumente zur Begleitung erfand, wie die altgriechische Lyra, oder wie direkt zum Ersatz der Stimme, die weithin tönende Pansflöte. Dadurch kam das Selbständige des eigentlich tönenden zum Bewußtsein neben dem Gedankeninhalt, der auch ohne reiche Modulation, als Vers mit der gewöhnlichen Stimme vorgetragen werden konnte. War die Abzweigung aber einmal erreicht, so konnte nun auch bei vielen Menschen der Sinn für den tönenden Teil des Gesanges einseitig weiter entwickelt werden, und zugleich war in dem Instrumente, das verstärkt, vervielfältigt, und durch technische Fortschritte in neuen Formen und mit neuen Klangfarben erfunden und ausgerüstet werden konnte, eine überreiche Gelegenheit gegeben zur Vervollkommnung der so entstandenen Kunst der edlen Musika.

Schon bei der Menschenstimme war gewiß die Entdeckung gemacht worden, daß man mittelst derselben nicht bloß eine Reihenfolge von Tönen hervorbringen kann, die in gewissen logischen Ordnungen das bilden, was man eine Melodie nennt, sondern daß auch manche Töne, wenn sie gleichzeitig mit anderen erklingen, den Wohlklang beider verstärken, so daß gleichsam der eine den andern trägt. — Die Veranlassung hierzu lag ja überaus nahe, in der natürlichen Tonhöhe der männlichen, der weiblichen oder der Knabenstimme, die doch so oft an dem nämlichen Gesange zur Verstärkung der Wirkung sich beteiligen wollten.

Gehen wir der Sache weiter nach: Sehr bald mußte hierbei bemerkt werden, daß das Wählen der Tonhöhe in näheren Abständen, als dem der Oktave erzeugt, manchmal einen besonderen Reiz hatte, aber daß dabei die Tonhöhe der tieferen Stimme sich der höheren in gewisser durch das Gehör gegebenen Weise anzupassen hatte, um sonst auftretende schlimme Mißklänge zu vermeiden; so entstand die zweite Stimme. — Was hinderte, diese Erfahrung auf die erfundenen Instrumente zu übertragen? Nur war man hier ganz ungebunden, sobald die Technik der Erfindung dieser weit genug vorgeschritten war. Man konnte eine größere Zahl von Tönen gleichzeitig erklingen, Instrumente einsetzen und wieder ausfallen, den besonders schön in den Oberlagen klingenden diese überlassen, und so entstand langsam, aber immer fortschreitend im Laufe der Jahrhunderte das ganze Orchester, die „komplizierte“ Musik, und die Entwicklung des Menschenohres, als Voraussetzung und Folge das Eine von dem Andern.

Auch noch etwas anderes kommt hier in Betracht. Der Ton der Menschenstimme ist bekanntlich kein solcher in der physikalischen Bedeutung des Wortes, sondern ein Klang, d. h. eine Mischung von vielen Tönen, eine Art von Akkord.

Darauf beruht auch ihre Klangfarbe und in der Sprache, nach eine der berühmtesten Entdeckungen von Helmholtz, die ganze Lautbildung. Bei dem Ersetzen dieses zusammengesetzten Klanges durch Instrumente, von denen einige, wie die Flöte, ziemlich reine Töne (im wissenschaftlichen Sinne des Wortes) hervorbringen, mußte schon eine Vielheit von harmonischen Tönen erzeugt werden, um nur den Eindruck der Stimme zu erreichen.

Später wurde dann natürlich dieses Zusammensetzen gewechselt und ins Phantastische fortgebildet. Am meisten durch die Orgel, die neben den reinen Flötentönen in ihrem Cornett, Dolcian, Viola da Gamba und vielen anderen Registern beliebige Klangfarben anderer bestehender oder gedachter Instrumente nachbildet, und zwar durch gleichzeitig mit dem Grundton die entsprechenden harmonischen Obertöne anzublasen. — Auch, daß man Orchestermusik mit einer einzelnen Stimme allerdings ärmlich, aber doch ziemlich erkenntlich nachsingen kann, beweist, daß sich die Töne und Klänge vieler Instrumente zu einem Klange von allerdings recht komplizierter Farbe zusammenfügen.

Wie die Entwicklung im übrigen gewesen sein mag, ist natürlich Gegenstand der Geschichte der Musik, aber unzweifelhaft knüpft die ganze reiche und schließlich sehr phantastische Entwicklung an die natürliche Modulation der Menschenstimme an, die in einem gewissen Tonfalle eine Frage, in einem anderen eine Schmeichelei, in einem dritten eine Drohung ausdrückt. Denn wäre dieser Ausgangspunkt nicht vorhanden, so wäre eben das ganze Tongebäude ebenso willkürlich wie ein Feuerwerk oder beleuchtete Nebelbilder, die in uns nur Staunen und Verwunderung, aber niemals tiefere gemütliche Anklänge hervorzurufen imstande sind und daher langweilen, sobald wir an dieselben gewöhnt sind. So aber müssen wir den schwer zu erhaschenden Vergleichspunkt zwischen Musik und Malerei eher suchen in der Darstellung von übermenschlichen Engels- und Teufelsgestalten und der zu Eingang dieses Aufsatzes erwähnten Böcklinschen Fabelwesen. — Dieselben haben aber nie in der Malerei, auch nicht zu Zeiten des berühmten Hieronimus Bosch und des Höllen-Breughel, eine so große Rolle gespielt, wie die noch viel phantastischere Musik zu allen Zeiten, wohl aus dem einfachen schon

vorhin gestreiften Grunde, weil die Welt des Lichtes schon in Wirklichkeit so reich ist, daß man nur hineinzugreifen braucht, um des Interessanten im Ueberflusse zu haben, während die wirkliche Tonwelt so ärmlich ist, daß hier für die Phantasie noch alles zu tun blieb, und wohl auch noch auf lange hinaus zu tun bleibt. Würde man die Menschen in einen düsteren Kerker sperren, so würden sie notgedrungen sich in fabelhaften Bildungen ergehen müssen, wie dies ja im Traumleben schon ohnehin der Fall ist. In Uebereinstimmung mit dieser Erklärungsweise ist es auch, daß die wenig sehenden, von der Natur wenig begünstigten Nordländer auf dem Gebiete der bildenden Kunst häufig eine ausschweifendere Phantasie zeigen, wie die Kinder des Südens, deren Sinne mit Farben und Formen gesättigt sind.

Neben phantastischen menschlichen Gestalten bietet dann namentlich noch die Herstellung von Arabesken Beispiele, einer mit der Musik vergleichbaren malerischen Schaffenstätigkeit. Diese ist umgekehrt mehr im Süden zu Hause, weil die reichere Natur desselben in dieser Beziehung mehr Anknüpfungspunkte bietet. Gleichfalls in Uebereinstimmung mit unserem Erklärungsversuche ist dann auch die Tatsache, daß im christlichen Mittelalter die Musik, im klassischen Altertume aber die bildenden Künste die herrschenden gewesen sind. Das Christentum hat eben den Menschen innerlicher gemacht und dessen Auge von der bloßen Natur abgelenkt. Die Renaissance ist dann aber folgerichtig zunächst den bildenden Künsten zugute gekommen. Freilich konnte sich auch dann die Musik nicht der weiteren Entwicklung entziehen, weil das menschliche Gemüt in der erneuerten Berührung mit der Antike sich selber vielgestaltiger entwickelte. Aber die Männer der „Reformation", die die Religion mit dem tiefsten Gemüte erfaßten, standen doch wieder der Kunst des schönen Klanges bei weitem am nächsten. Luther war Musiker, und der Fachmusiker Sebastian Bach von tiefer Gläubigkeit. —

In ihrer weiteren Entwicklung entfernt sich die Musik freilich immer mehr von dem ursprünglichen Keime, dem Klange und dem Tonfalle der Menschenstimme; das hat sie mit allen Entwicklungen auf dem Gebiete des Organischen gemein; aber immer ertönt auch noch in den höchsten Erzeugnissen dieser wunderbaren Muse, auch wo sie sich vom Worte losgemacht hat, in der Sonate und in der Sinfonie, die Frage und die Antwort, die Ermahnung, der Verweis, die Drohung, der versöhnende Zuspruch einer ins Göttliche

gesteigerten Menschenstimme*) aus dem verwickelten Tongewebe, und Mendelssohn nannte charakteristisch genug rein instrumentale Schöpfungen in seinem philosophischen Verständnis, das ihn vor anderen urwüchsigeren Musiken ausgezeichnet, „Lieder ohne Worte." So macht der letzte Satz des Beethovenschen sogen. Harfenquartetts (op. 74) in seinem siegbewußten Allegro auf mich ganz den Eindruck eines geschlossenen Beweises, und vollends eine Bachsche Fuge hat für mich ganz die Geltung eines mathematischen Satzes. Allmers aber beschreibt in seinen „Schlendertagen in Rom" das berühmte Miserere in der Peterskirche wie folgt: „Bald ein tiefes Aufstöhnen voll namenlosen Jammers, bald ein angstvoll zitternder Aufschrei zum Himmel, bald wieder ein hinsterbendes, sanftes und wehevolles Klagen.**) — Aehnlich auch Goethe, der über Bach die Worte sagte: „Mir ist es bei Bach, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben."

Ziemlich auf der Hand liegen auch folgende Beziehungen.

Das Wiederholen eines Satzes in einer anderen Klangfarbe ist die Bestätigung der musikalischen Behauptung, während die bloße Wiederholung wie neckender Eigensinn und die mit Verstärkung des Tons, wie Keckheit oder gar wie Frechheit wirkt. — Das Piano wirkt wie die Stimme eines Leidenden, auf das man mit besonderer Aufmerksamkeit lauscht, wenn nur die Situation durch das vorhergehende genügend vorbereitet ist. Daher man nicht leicht mit Piano ein Musikstück beginnen läßt. Der Tusch einer Kapelle aber ist nichts anderes als das Hurra am Ende einer Rede.

Ebenso kann das Leitmotiv, das schon bei Weber anklingt, bei Wagner aber das Herrschende geworden ist, als die Grundtendenz, als der rettende Gedanke des Musikdramas bezeichnet werden, eines Gedankens, der nicht intelligibel genug ist, um sich in nüchterne Worte fassen zu lassen. Wer aber, wie der Morgenländer, von Natur schwach empfindet, oder wie das englische Volk durch planmäßige Erziehnng in der Richtung der Charakterfestigkeit, die Empfindung in sich abschwächt, ist auch notwendig wenig musikalisch.***)

Wenn also die wortlose Musik in ihrer Entstehungsweise als ein vom Gesang sich Abzweigendes gekennzeichnet werden soll, so

---

*) Aus Beethoven opus 110, zweiter Satz, ertönen wahre Engelstimmen.
**) Man vergl. auch, was David Fr. Strauß in seinem: „Der alte und der neue Glaube", zweite Zugabe, über die Musik sagt.
***) Billroth, „Wer ist musikalisch?" 1905. S. 26.

verhindert das natürlich nicht, daß sie sich wieder gelegentlich mit dem Worte zusammenfindet. Dies geschieht in der Komposition eines bereits gegebenen Textes, und wenn dies insofern nun wieder als ein Rückschritt zu bezeichnen ist, als ein gegebener Text die Freiheit des musikalischen Gedankens hindert, so ist es auch wieder zumal für die gleichgestimmte Begabung ein Vorteil, insofern als durch die gegebene Empfindung die musikalische Mitempfindung erweckt wird. — So haben wir neben der reinen wortlosen Musik der Sonate und der Sinfonie auch als gleichberechtigt das Lied, die Oper und das Oratorium und darunter die hervorragendsten musikalischen Schöpfungen der größten Meister.

Nach alledem begreifen wir ungefähr wie die Musik entstanden sein kann. Was nun aber eigentlich an derselben schön gefunden wird, ist eine Wissenschaft für sich und dazu eine sehr umfangreiche. Der rein physikalische Untergrund dazu ist vor einem Menschenalter durch Helmholtz gelegt worden, der in seinen feinen Beobachtungen die rein mechanisch-mathematische Begründung des Harmonischen, die äußerlich schon durch Pythagoras gegeben war, unendlich vertiefte; aber auch diese Grundlage ist schon wieder angefochten. Schon hieraus ergibt sich, ein wie weiter Weg noch zu gehen ist, um diese so viel verwickeltere Frage endgültig zu erledigen. Darum auch so viel Gegnerschaft in den Reihen der ausübenden Musiker gegen eine so wenig fruchtbare „Zergliederung ihrer Freuden“.

Je mehr ich über das Gesetz der Harmonie der Farben nachdenke, desto wahrscheinlicher dünkt mir, daß sich dasselbe ganz nach der Natur gerichtet habe. Das Federkleid eines Vogels, die bunte Zeichnung anderer Tiere, Farben von Blumen zu denen der Blätter derselben Pflanze erscheinen uns fast immer harmonisch, und es ist auffällig, wie die Mode der Kleidung gegenwärtig an diese natürlichen Muster sich anlehnt. — Auch in der Formenwelt gibt es etwas ähnliches. Man denke an die Zierlichkeit des Sechsecks im Querschnitt eines Sarges, und vergleiche damit die plumpe viereckige Kiste. Auch hier ist die Natur der ewige Kanon; denn das Sechseck ist eben die Lösung der Aufgabe, den Raum mit einem Mindesten von Stoff, und den einen Körper anschließend an den andern zu begrenzen. Daher die Wiederkehr derselben Form in der Basaltsäule, in den Kristallsystemen, in der Honigwabe, in den gespeicherten Mehlsäcken, in dem Seifenschaum. Das Viereck ist dagegen nur das für unsere Werkzeuge am bequemsten Herzurichtende und erscheint

daher roh und plump, da man auch nur wenig Mühe daran zu verwenden braucht.

Sollte es mit der Musik anders sein? Könnten nicht harmonische Töne gleich wie harmonische Farben und Formen aufgefaßt werden, als das zunächst durch die Natur Gegebene, als das Zweckmäßige? Man könnte sich den Zusammenhang in folgender Weise denken: Der Ton der natürlichen menschlichen Stimme ist ein Klang und zwar wegen des Gehaltes an harmonischen Obertönen, eine Art von „Akkord". Die verschiedenen Selbstlauter wechseln nur durch das Ueberwiegen des einen oder des anderen dieser Obertöne, die aber alle mit dem Grundton harmonisch sind. Da die Melodie nun in einer zeitlichen Aufeinanderfolge von harmonischen Tönen besteht, so könnte man sie auch als eine Analyse, keine wissenschaftliche, sondern eine tatsächliche eines solchen natürlichen Klanges bezeichnen. — Die neuere Musik, die etwa mit Wagners Meistersingern zur vollen Ausbildung gelangt, und wesentlich durch ein Verschmähen des Melodischen zustande kommt, wäre in Beziehung hierauf als synthetische Musik zu bezeichnen.

Dagegen nun der Schmerzensschrei, das Geheul, das Winseln, auch das Quälen im Tone, wofür es in der deutschen Sprache an einem Ausdruck fehlt, was aber die Holländer mit „Zäneken" bezeichnen, und was etwa durch „Sägen" noch am besten wiederzugeben wäre, wodurch unartige Kinder (kleine und große) ihren Sinn durchzusetzen suchen — alle diese Laute sind darum widerwärtig, weil sie dies Gesetz des Melodischen verhöhnen. — Sie gleichen dann der Tonfolge einer Sirene, die darum so unausstehlich ist, weil ein Ton jeweils hinübergleitet (im Gegensatz zum Hinüberperlen einer gut gespielten Tonleiter) und dabei alle zwischenliegenden Töne berührt werden. Gerade die einander naheliegenden Töne sind aber immer die unharmonischesten, weil sie am meisten Schwebungen verursachen, deren Stöße das Gehör beleidigen. — Die schleifenden Uebergänge im Sausen des Windes sind gleichfalls ein Grund für das Unschöne des chromatischen Ueberschleifens.

Nur das Ohr der ganz Modernen sucht hier das Bizarre, aber vielleicht nur, weil es für das Natürliche durch zu häufig wiederholten Genuß abgestumpft ist. Anderseits überspringt die Musik einiger malaischen Völkerschaften jeweils einen ganzen Ton unserer Tonleitern, woraus zu schließen ist, daß jene die Sekunda als unharmonisch empfinden. Daher haben sie auch für unsere Musik

kein Verständnis, während umgekehrt europäische Musiker dem Gamalang-Orchester Geschmack abgewinnen.

So wäre das Musikalische, wenigstens in seinen ersten Anfängen zu begründen auf eine natürliche Eigenschaft der gefühlvollen aber leidenschaftslosen Menschenstimme. Doch ist alles, was wir auf diesem Gebiete unternehmen, noch Kinderwerk gegenüber der unendlichen Fülle des Melodischen und Harmonischen, das die Ausübung der Musik zutage gefördert hat. — Es ist wirklich nicht viel mehr als das Werfen von Knaben mit Muschelschalen nach einem großen festgegründeten Leuchtturme. Mag der eine Knabe etwas höher werfen wie der andere, der Wächter des ewigen Lichtes dort oben wird nur ein mitleidiges Lächeln haben können für ihre kindlichen Versuche.

---

# Verbrecher Shakespeares vom psycho-physiologischen Standpunkt aus betrachtet.

Von

**Jakob Engel, Magdeburg.**

---

Ein später Landsmann des von Shakespeare glorifizierten geistreichen Dänenprinzen, Georg Brandes war es, der vor 12 Jahren auf den Altar des unsterblichen Dichters, worauf Spenden allerlei Art gehäuft waren, eine wirklich wertvolle Opfergabe niederlegte. Man kann dem genannten dänischen Literarhistoriker mit Recht allerhand am Zeuge flicken: sein Stil in seinem „William Shakespeare" ist mitunter salopp, seine Breite nicht immer durch innere Gründe gerechtfertigt, das Ergebnis seiner Forschung dann und wann anfechtbar. Aber sein großes Verdienst ist es, ein Buch geschrieben zu haben, das uns, gegenüber einer alles zerstörenden Skepsis, auf Grund der zahlreichen Werke des Dichters ein wohlgelungenes Bild seines äußeren und besonders seines seelischen Lebens entrollt.

Gerade jetzt ist es wieder ein Däne, dem wir abermals für eine wertvolle Bereicherung der Shakespeare-Literatur zu hohem Danke verpflichtet sind. Es ist, sozusagen, keiner von der Zunft, sondern der dänische Polizeichef A. Goll. Sein im Frühling des Jahres 1908 erschienenes Buch führt den Titel: „Verbrecher bei Shakespeare." Welchen Fortschritt dieses Werk bedeutet, wird man recht inne, wenn man dasselbe mit einem fast gleichzeitigen Produkt über das nämliche Thema vergleicht. Ich meine das Buch „Verbrechertypen in Shakespeares Dramen" aus der rastlosen Feder des Professors der Jurisprudenz an der Berliner Universität, Jos. Kohler.

Zur deutschen Uebersetzung des dänischen Werkes hat der berühmte Strafrechtslehrer Fr. von Liszt ein hochanerkennendes bedeutsames Vorwort geschrieben. In diesem regt er zur Vergleichung der beiden Shakespearologischen Bücher an. Obgleich nach seiner Ansicht die Durchführung dieser Gegenüberstellung ein eigenes Buch erfordern würde, will ich es doch versuchen, auf ein paar Seiten dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Was diesen Vergleich so interessant macht, ist der Umstand, daß beide Schriftsteller ihren Gegenstand, die Seele des Verbrechers, von ganz verschiedenem Standpunkte aus betrachten und nach einer verschiedenen Methode verfahren. Natürlich gelangen sie dabei zu grundverschiedenen Ergebnissen. Auf der einen Seite steht in der Person des wohlbekannten deutschen Rechtslehrers und Theoretikers der Verfechter der Willensfreiheit, auf der andern in Gestalt des dänischen Praktikers und Kriminalpsychologen der mit Naturwissenschaft getränkte Determinist, der sich nicht begnügt, das Verbrecherische zu konstatieren, sondern der nach den tiefsten Wurzeln des Verbrechens gräbt und sie in der physiologischen Veranlagung des Sünders findet.

Der verschiedene Standpunkt, den beide Autoren der vulgo sog. Willensfreiheit gegenüber einnehmen, ist mit nichten das Charakteristische, das sie trennt. Im Grunde genommen sind ja die Indeterministen mit ihren Gegnern nicht mehr im Streite über die Existenz der Willensfreiheit; es handelt sich zwischen ihnen vielmehr nur darum. bis zu welchem Grade der menschliche Wille gebunden sei. Sie haben sich gewissermaßen auf die Konkordienformel geeinigt, daß der Mensch die Möglichkeit des freien Willens hat. Das Kantische Wort: „Du kannst, denn du sollst, das Schiller dahin poetisch umschrieben hat, „der Mensch ist frei und würd' er in Ketten geboren“, ist eine von den Indeterministen aufgegebene Position, und siegreicher als je flattert Spinozas Fahne. Sein weises Wort, daß die Illusion der Willensfreiheit nur auf der Unkenntnis unsrer Motive beruhe, ist von dem Schweizer Psychiater Forel dahin interpretiert worden, daß der größte Teil der Urgründe, die unser Handeln bedingen und die in unserm Gehirn vor sich gehen, uns unbewußt sind oder vergessen werden, so daß wir uns einbilden, frei zu handeln.

Jede, auch die einfachste Willenshandlung ist also nach dem jüdischen Denker das Endglied einer unendlichen Kette von Gründen, von der uns nur die letzten Glieder erkennbar sind. In diesen

Endgliedern erblickt der Indeterminist die tatsächlichen Motive einer Willensäußerung, der Determinist aber läßt sie nur als formale Zeugnisse einer Willensfreiheit gelten, er spricht ihnen die Kraft ab als wirklicher Maßstab für Freiheit oder Gebundenheit des Willens zu gelten; jedenfalls begnügt er sich nicht mit den Endgliedern, er sucht die fehlenden älteren Glieder wiederzufinden, bevor er über die Möglichkeit der Willensfreiheit im Einzelfalle zu entscheiden wagt. In diesem Sinne ist der skandinavische Kriminalpsychologe Determinist, in diesem Sinne war es Shakespeare. Schon vor fast zwanzig Jahren ist von W. Wetz in seinem schönen Buche „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte" mit philologischen Mitteln der Nachweis begonnen worden, daß der größte Dramatiker aller Zeiten und Völker formell ein Anhänger der Willensfreiheit, in der Tat ein entschiedener Determinist war, von Goll ist der Beweis, daß dem so war, durchgeführt worden.

Der Mann der Praxis verfolgt mit seinem Buche auch einen praktischen Zweck: er will nicht allein gegen den Verbrecher in der Außenwelt unser Auge schärfen, er will uns auch die Mittel geben, den Verbrecher in uns selbst besser zu erkennen. Es fragt sich nur, wie wir dies am besten können. Können wir es etwa am besten dadurch, daß wir uns durch Verbrechermund belehren lassen? Nein, sagt der dänische Kriminalist, denn die Erfahrung lehrt sattsam, daß das Mißtrauen gegen die Objektivität der Bekenntnisse einer verbrecherischen Seele nur zu begründet ist. Auch die Literatur der Kriminalromane und Detektivgeschichten ist belanglos für die Bereicherung unseres psychologischen Wissens, da es ihren Verfassern in der Regel vielmehr darauf ankommt, der Schlauheit ihres kriminalistischen Helden oder seiner Verfolger eine Gloriole zu verleihen, als einen Lichtstrahl in das Dunkel der Verbrecherseele hineinzuwerfen. Als Quelle der Belehrung in dieser Richtung bleibt also nur die Literatur übrig, deren Schöpfer es verstanden, ihr eigenes Ich mit einem anderen so geschickt zu vertauschen, daß sie bei dieser seelischen Maskerade anderen im Denken, Fühlen und Urteilen zum Verwechseln ähnlich wurden. Der russische Dichter Dostojewski wäre es wohl wert, zumal er unser Zeitgenosse ist, daß wir uns von ihm über die Geheimnisse der Verbrecherseele belehren ließen, wenn seine Gestalten nur nicht so lokal beschränkt wären.

In höherem Grade Menschen von unserm Fleisch und Blut, sind Shakespeares dramatische Gestalten. Zwar möchte ich nicht so weit gehen, um zu behaupten, daß ein dreihundertjähriger Abstand

von der Gegenwart ihrer Verständlichkeit für uns gar keine Schwierigkeiten bereite: die Personen seiner Jugenddramen wenigstens mit ihrem fast krankhaften Widerspruchsgeist, mit ihrer Maßlosigkeit in ihren Empfindungen und Trieben, mit ihrem fast völligen Mangel sittlicher Begriffe, tragen das Gepräge einer ganz bestimmten Geschichtsepoche, nämlich des Zeitalters der Renaissance; es sind eben Zeitgenossen der Borgias, Benvenuto Cellinis und Torquato Tassos. W. Wetz in seinem schönen Buche „Shakespeare" hat manches Beispiel dafür gebracht. Ungleich näher stehen unserm Verständnis die Gestalten seiner reiferen Dichtungen, und mit dieser Einschränkung stimme ich dem dänischen Kriminalpsychologen völlig bei, wenn er sagt: „Es will nicht viel sagen, daß Shakespeares Zeit dreihundert Jahre zurückliegt. Ihm ist kein psychologisches Problem fremd und er scheint sie alle spielend zu lösen."

„Gerade, wo er in die Tiefen der Menschlichkeit hinabsteigt," fährt er fort, „scheint er mit Vorliebe sich die Frage zu stellen: Warum ist dieser Mensch so geworden, wie haben die Motive auf ihn eingewirkt, wie sind die Motive selbst in ihm entstanden?" Gerade der Inhalt des letzten Satzes ist es, den Goll aus den Andeutungen des Dichters für unser Verständnis tiefbohrend herausarbeitet.

Welcher ernst zu nehmende Autor hätte wohl je geleugnet, daß Shakespeare mehr als jeder andere in die Verbrecherseele hineingeleuchtet habe? Die meisten freilich haben es nur gesagt, auch Kohler hat nicht viel mehr getan, Goll aber hat es bewiesen. Schade, daß er seine zum Teil glänzende Kritik nicht auf alle Bösewichter des britischen Prometheus erstreckt, daß er z. B. die Verbrechergestalten im König Lear und Titus Andronikus, die finsteren Erscheinungen König Johanns und der Königin Margarethe, auch den König Claudius in „Hamlet" und den Bastard Don Juan in „Viel Lärm um Nichts", sowie den Rebellenführer John Cade in Heinrich VI. nicht berücksichtigt hat. In dieser Hinsicht ist Kohler ergiebiger, aber ein einzelner Aufsatz des dänischen Psychologen ist lehrreicher als ganze Ballen von Papier, die zu Shakespeares größerer Ehre mit Druckerschwärze bedeckt sind.

Goll befolgt bei seiner Besprechung der einzelnen Verbrechertypen die Marschrichtung, daß er uns aus denjenigen Regionen der Verbrecherwelt, wo Licht und Finsternis noch im Streite liegen, von Stufe zu Stufe in die tiefste Nacht hinabführt. Demgemäß beginnt er sein Buch mit den politischen Verbrechern, den Aristokraten inner-

halb der Verbrecherzunft, den Idealisten unter den groben Materialisten und läßt die Mörder Cäsars, Brutus und Cassius, den unheimlichen Reigen eröffnen. Man bedarf keines Erklärers, sondern nur offener Augen, um zu erkennen, daß der Dichter beide Gestalten scharf unterschieden hat, nur liegt das Unterscheidende nicht, wie Kohler behauptet, einseitig darin, daß Cassius intelligenter ist als Brutus. Daß in Cassius jedenfalls persönliche Beweggründe mächtig sind, wenn man auch nicht soweit gehen darf zu sagen, daß er die Politik zum Deckmantel seines persönlichen Hasses gemacht hat, ignoriert Kohler vollständig, und nur so ist es erklärlich, daß er den hageren Cassius einen Verbrecher aus altruistischen Trieben nennt. Warum charakterisiert er nicht lieber den „edlen" Brutus so? Daß er es nicht tut, ist auffallend. Aber noch viel auffallender ist, daß er diesen Cäsarmörder ebenfalls unter die Verbrecher aus altruistischen Trieben rechnet, um dann den Nachweis zu versuchen, daß sein Beweggrund Egoismus, wenn auch feinerer Art, gewesen sei. Sagt er doch, daß für Brutus die Ermordung Cäsars nicht Selbstzweck gewesen sei, sondern nur ein Mittel, um in der Gunst des Volkes noch zu steigen. Der Berliner Rechtslehrer macht also die verblüffende Entdeckung, daß Eitelkeit, die Sucht seines großen Namens partout würdig zu werden, dem Shakespeareschen Brutus den Dolch in die Hand gedrückt habe. Er wäre auf diese weniger originelle als bizarre Auffassung wohl kaum verfallen, wenn er nicht zu sehr im Banne der Mommsenschen Geschichtsschreibung stünde; im Einklang mit dieser falschen Voraussetzung läßt er natürlich Cassius nicht an den Patriotismus, sondern an die Eitelkeit des Brutus appellieren. Daß das Gefühl der Dankbarkeit das Kontramotiv des Shakespeareschen Helden gegenüber den Einflüsterungen seines Versuchers bildet, das ignoriert seltsamerweise Kohler gänzlich; wollte man ihm glauben, so ziert sich Brutus bloß darum ein Weilchen, weil er nicht weiß, welche Beurteilung seine Teilhaberschaft an dem Attentat bei dem Volke finden wird.

Man hat den Eindruck, als wenn der juristische Shakespeare-Erklärer alles, was die früheren Interpreten richtig gesehen, geradezu auf den Kopf stellen wollte. Und nun wende ich mich Goll zu: mit welcher psychologischen Feinheit behandelt er den inneren Kampf des Brutus! Mit den früheren Kommentatoren erblickt auch der dänische Psycholog in dem Pietätsgefühl des Brutus gegen Cäsar die pièce de résistance. Die früheren Erklärer lassen den Helden

der Tragödie ausschließlich auf verstandesmäßigem Wege zu dem verhängnisvollen Entschlusse kommen, dem allgemeinen Wohle den Gegenstand seiner persönlichen Zuneigung zu opfern. Nur Wetz deutet an, was Goll wortreich ausführt, daß nämlich die endgültige Entschließung des Brutus nicht so sehr aus Verstandesgründen hervorgegangen sei, als aus seiner Empfindung, er würde sich selbst als ein Feind des Volkes vorkommen, wenn er freundschaftlichen Gefühlen gegen Cäsar den Vorrang einräumte. Allen denen, die hierin doch eine Spekulation sehen möchten, bedeutet Goll, hier handle es sich um eine ererbte Ueberzeugung, um den angeborenen Druck, den der große Name des älteren Brutus auf den jüngeren Träger des Namens ausübt, darum, daß es für den Enkel des Tyrannenbefreiers einem neuen Tarquin gegenüber nur einen Weg gebe.

Von dem Augenblicke an, wo Cassius die zartesten Seiten seiner ererbten Ueberzeugung berührt hat, hält Brutus die Tat, die der andere von ihm fordert, für seine höchste sittliche Pflicht, und sie erscheint ihm um so sittlicher, je größere Opfer sie seinem Herzen zumutet. Für einen solchen Mann ist die Zwischenzeit zwischen Idee und Ausführung nicht etwa wegen möglicher Entdeckung der Verschwörung, wie Kohler meint, peinlich, sondern darum, weil für tiefste Ueberzeugung alles Zögern nur eine Qual ist.

Da Kohler in den Beziehungen des Brutus zu Cäsar das Dankbarkeitsmotiv gänzlich ausschaltet, so kann er natürlich nicht dahin kommen, zu sagen, daß das Herz des Brutus seine Tat verurteile. Er betrachtet also den Untergang des letzten Republikaners rein äußerlich als eine Folge eines intellektuellen Defizits, d. h. verschiedener politischer und militärischer Fehler und kann sich's eben nicht versagen nach Mommsenschem Rezepte über die Cäsarmörder als unreife Köpfe und Dilettanten in der Politik den Stab zu brechen. Einer der größten Kenner der römischen Geschichte in gegenwärtiger Zeit, der italienische Historiker G. Ferrero kommt zu einem ganz anderen Resultate als Mommsen; er stimmt vielmehr mit Shakespeare darin überein, daß die Verschwörung gegen Cäsar aus verletzten Gefühlen, nicht aus verstandesmäßigen Erwägungen hervorging. Nicht weil Brutus ein schlechter Staatsmann war, sprach der Dichter über ihn „gerichtet", sondern weil er im entscheidenden Augenblicke vergaß ein Mensch zu sein. Daß dem so sei, legt der Poet seinen Lesern besonders nahe durch die Worte, die er am Schlusse des Dramas Antonius an der Leiche des Brutus sprechen läßt. Mit

den Worten **this was a man** schließt der Nekrolog und mit dem Hinweis auf die Doppelbedeutung des Wortes **man** endet Goll seinen Aufsatz über diese Kategorie Shakespearescher Verbrecher. Das genannte englische Wort bedeutet Mann und Mensch zugleich. Unsere deutschen Uebersetzer von Wieland an hielten sich bisher insgesamt an die erstere Bedeutung; vielleicht lernen sie fortan, durch Goll belehrt, auch die zweite würdigen. Trotz aller seiner Vorzüge, meint Antonius nach Goll, war Brutus doch nur ein Mensch.

Ich finde für das, was in dem Besiegten vorging und was der Sieger aussprach, keinen besseren Ausdruck, als was der Räuber Moor am Schluß sagt: „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten", und Brutus kann sich noch größere Vorwürfe machen, weil er sich zum Rächer eines nur möglichen Unrechts in der Zukunft aufwarf. Wie sich der Schillersche Held den beleidigten Gesetzen und der mißhandelten Menschlichkeit freiwillig zum Sühnopfer bringt, ähnlich denkt und handelt auch Brutus. Kohler aber sieht in allen Handlungen dieses Mannes nur einen Mangel an Verstand, auch in seinem Selbstmorde und liest aus den oben charakterisierten Worten des Antonius über seinen gefallenen Gegner nur ein ironisches Lob über „Roms gediegensten Philister" heraus.

Trotz aller Abweichungen im Urteil tritt gegenüber der Person und der Tat des Brutus eine Verschiedenheit der Methode doch ungleich weniger zutage als es im Fall Macbeth und noch mehr im Falle der Lady Macbeth geschieht. In ihm, dem Titelhelden der schottischen Tragödie sieht Kohler den Typus des von Lombroso sog. Leidenschaftsverbrechers, während der skandinavische Beurteiler den Mörder Duncans als Gelegenheitsverbrecher nach Lombrosos Phraseologie bezeichnet. Goll stellt nämlich folgende Erwägung an: ohne seine Frau wäre Macbeth vor dem Mittel, das zur Erfüllung seiner ehrgeizigen Wünsche allein führen konnte, nachdem der altersschwache Duncan seinen Sohn Malcolm zu seinem Nachfolger proklamiert hatte, zurückgeschreckt und hätte als eine Art Hamlet, der über das Stadium des Wollens nicht hinausgelangt, weitergelebt. Beide Bezeichnungen sind begründet, aber ich vermag nicht in allen Stücken Goll beizustimmen, so ansprechend auch seine Erklärung der Hexen ist als der verkörperten Gerüchte, welche über die glänzende Zukunft des schottischen Helden umherliefen. Der dänische Erklärer nämlich behauptet, daß sich die Mordgedanken erst dann Macbeths bemächtigt

hätten, als er seine Aussicht, Duncans gesetzmäßiger Nachfolger zu werden, durch die eben erwähnte Staatsaktion des Königs vernichtet gesehen hätte. Aber da halte ich es doch mit der bereits von Bodenstedt vorgetragenen Ansicht, die auch Kohler teilt: schon bei dem Hexengruß, der ganz mit Macbeths intimsten Wünschen übereinstimmt, spiegelt sich in dessen aufgeregter Phantasie, die es stets nur mit der Zukunft zu tun hat, die Bluttat, die ihm zum Thron verhelfen soll. In diesem Augenblicke hatte er noch allen Grund anzunehmen, daß sein dankbarer König angesichts der Jugend seiner Söhne ihn den Würdigsten, den Liebling der Schlachtengöttin, zum Nachfolger ernennen würde. Aber da hat er schon nicht mehr die Lust zum Warten, bis die Prophezeiung der Schicksalsschwestern sich ohne sein Zutun erfüllt. Es ist befremdlich, daß sich Goll, der doch für die innere Unfreiheit der Shakespeareschen Menschen eintritt, diese und andere Stellen in Macbeth hat entgehen lassen, welche die Erklärung der Handlungen des schottischen Usurpators geradezu aus pathologischen Gründen nahelegen. Wird der krankhafte Seelen- und Körperzustand Macbeths nicht durch eine Reihe von Gesichts- und Gehörshalluzinationen, d. h. Selbsttäuschungen, denen kein sinnlicher Eindruck zugrunde liegt, bewiesen? Man denke an die Vision des Dolches, der ihm in nächtiger Stunde zu blutigem Werke in der Luft voranschwebt, an die Erscheinung des ermordeten Banquo, an die Stimmen, die während der Mordnacht vor und nach seiner Tat ihm ins Ohr dringen.

Ob der Gedanke sich des Thrones durch Mord zu bemächtigen, früher oder später in Macbeth Wurzel faßte, ist darum nicht gleichgültig, weil je älter die Absicht, desto aussichtsloser der Sieg der Vernunftgründe sein muß. An vernünftigen Erwägungen wie unsittlich und unzweckmäßig zugleich sein mörderisches Vorhaben sei, läßt es bekanntlich der Schloßherr von Inverneß nicht fehlen. Aber Shakespeare teilt, wie bereits Wetz bemerkt und exemplifiziert hat, nicht die von andern Dichtern und Philosophen vertretene Meinung, daß eine derartige Ueberzeugung vom Charakter eines Vorhabens die Gefühle und Leidenschaften wirklich zügeln könne. Diese seine Kenntnis der menschlichen Seele hat Shakespeare auf seine Lady Macbeth übertragen. Diese, wie Jago im Othello, setzt die Leidenschaft in Bewegung anstatt Gründe aufzutischen.

Schon in seinen Jugenddramen offenbart der britische Dramatiker diese tiefe Kenntnis der menschlichen Seele: seine Jungfrau von Orleans, die den Herzog von Burgund für Frankreichs Sache ge-

winnen will, wirkt auf seine Phantasie, nicht auf seine Vernunft ein, gerade umgekehrt wie dies die Schillersche Heroine in der parallelen Szene tut. Auch in der schottischen Tragödie gibt sich die Versucherin gar nicht die Mühe den ehrgeizigen Krieger durch Vernunftgründe von seinen moralischen Bedenken abzubringen, wie es bei Schiller die Gräfin Terzka tut, sondern sie richtet die Pfeile ihrer Beredsamkeit sogleich gegen die verwundbarste Stelle in seiner Brust, d. h. sie appelliert sofort an seinen Mut und an sein Ehrgefühl. Nach Kohler ist es die Berufung auf sein Kriegertum, die Macbeth gegen seine bessere Ueberzeugung zum Mörder werden läßt. Schärfer aber sieht Goll. Nach ihm ist der kriegerische Than viel zu sehr von seinem Mute überzeugt, als daß ihn eine spöttische Frage dazu bringen könnte, à tout prix noch einen Beweis dieser soldatischen Eigenschaft zu liefern. Also nicht die Bezweiflung seines Mutes ist es, sondern die Bezweiflung der Gültigkeit seines Manneswortes, welche ihm die sittliche Freiheit raubt: längst vorher, ehe noch Zeit und Ort zur Untat reif waren, hatte Macbeth seiner Lebensgefährtin seine intimsten auf die Krone gerichteten Gedanken anvertraut. Diese nach Goll mehr prahlerisch gesagten als ernst gemeinten Worte reibt die Lady ihrem zögernden Gemahl zu einer Stunde, wo Zeit und Ort über Erwarten chancenreich sind, unter die Nase. Gerade auf sein Manneswort ist Macbeth so stolz, und kein Preis ist für ihn zu hoch um die unbedingte Gültigkeit desselben darzutun. So erhält die Leidenschaft den Sieg über die Vernunft, so läßt sich der Held zu feigem Mord verführen, der, wie die Ausführung beweist, der soldatischen Natur Macbeths durchaus widersteht. Niemals hinterher hört sein Gewissen auf ihn zu strafen, stets bleibt er sich dessen bewußt, daß er an der ganzen menschlichen Gesellschaft, nicht bloß an Duncan ein todwürdiges Verbrechen begangen hat, stets sieht er das Schwert des Rächers über sich schweben, und diese Furcht ist die Mutter neuer Missetaten. Gerade in der Häufung von Macbeths Freveln erblickt Kohler einen Beweis, daß das Gewissen des Thronräubers stumpf geworden sei und er trägt kein Bedenken zu erklären, daß der schottische Bluthund durchaus nicht den idealen Mächten, sondern lediglich der realen Welt unterlegen sei. Er will damit sagen, daß Macbeth gerade so wie Brutus nicht an seinen psychischen Leiden, sondern an seinen politischen Fehlern zugrunde gegangen sei.

Was Lady Macbeth dagegen anlangt, so behauptet derselbe Schriftsteller, sie sei ihren Gewissensbissen erlegen. Gerade vom

Gegenteil überzeugt uns auch in ihrem Falle der dänische Psycholog. Das Kapitel über Lady Macbeth ist wohl das schönste in Golls schönem Buche. Nicht die Gewissenslast erdrückt die gekrönte Mörderin, sondern die bittere Wahrnehmung, daß das Verbrechen ihrem Manne, anstatt zu nützen, nur geschadet habe; sie fühlt keine Reue, wohl aber, daß ihr ein Rechenfehler untergelaufen sei. Und dieser error in calculo, so betont der dänische Kriminalist, hat seinen Ursprung in einer durch das Geschlecht bedingten Auffassung von Staat und Gesellschaft. Es ist dies eine Auffassung, zu der sich längst vor Goll große Philosophen bekannt haben. Sagt doch der Franzose Prudhomme: „Das Gewissen der Frau kann antijuridisch genannt werden", der Deutsche Schopenhauer: „Ungerechtigkeit ist der Hauptfehler des Weibes", der Engländer Spencer: „Der weibliche Geist weist ein deutliches Manko inbetreff des Gerechtigkeitssinnes auf."

So schwer sich auch Macbeth an den Grundgesetzen der Gesellschaft versündigt, ihre sittliche Berechtigung ist ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Aus seiner Praxis lehrt uns Goll, daß Atavismus im Gedankengange der Frau eine beachtenswerte Rolle spiele, daß es gewissen Verbrecherinnen an sozialen Empfindungen zwar nicht fehlt, daß aber diese Empfindungen nur die Nachklänge einer fast vorsündflutlichen Zeit sind, wo sich noch nicht die Begriffe von Staat und Gesellschaft aus dem der Familie entwickelt hatten, wo das Interesse der Einzelfamilie als der höchsten sozialen Gruppierung über alles ging. Auch Lady Macbeth ist als eine Vertreterin des mikrosozialen Familiensinnes zu betrachten. Ein typisch-weibliches Verbrechen nennt Goll ihre Tat. Freilich haben bereits frühere Shakespeare-Erklärer zugegeben, daß Lady Macbeth durchaus kein Teufel in Menschengestalt sei, daß ihr wenigstens egoistische Absichten durchaus fern lägen. Der dänische Praktiker aber nennt uns für ihre besondere Handlungsweise den allgemeinen Grund. Derselbe heißt weiblicher Altruismus. Wie Kriminalisten wohl bekannt ist, zeigt er sich darin, daß das Weib nicht selten für einen andern, und zwar zumeist für die zunächst Stehenden, den Ehemann, den Geliebten, das Kind, Verbrechen begeht, aber durchaus nicht mit klopfendem Herzen und bösem Gewissen, sondern in der Ueberzeugung eine gute Tat vollbracht zu haben. Lassen wir nur einige der fluchbeladenen Weiber von denen uns Geschichte oder Dichtung melden, an unserm Auge vorüberziehen, so erscheinen uns die Beobachtungen des dänischen Polizeimannes durchaus bestätigt. Rühmt sich nicht

stolzen Mundes die Aeschyleische Klytemnestra, noch scharlachrot vom Blut des erschlagenen Gatten, als Rächerin ihrer Tochter Iphigenia? Lassen sich in den Greueltaten der kolchischen Medea und der entmenschten Materna in Tolstois „Macht der Finsternis" altruistische Motive verkennen? Liegen diese nicht deutlich zutage in den Verbrechen der römischen Cäsarenfrauen Fulvia und Agrippina, in den Verruchtheiten der merovingischen Brunhilde und einer Catharina von Medici? Und damit die deae minores der weiblichen Verbrecherwelt nicht zu kurz kommen, aus welchen anderen als altruistischen Gründen handeln gewisse Ibsensche Frauengestalten wie Nora und Rita in Kl. Eyolf? So macht uns Goll durchaus begreiflich, daß es nicht Reue ist was die Shakespearische Heroine niederbeugt. Nirgends bekennt sie ein Gefühl der Scham, daß über sie Gefühle und Vorstellungen, die man sonst als schimpflich betrachtet, Macht gewonnen hätten, nirgends äußert sie ein Sterbenswörtchen, daß ihr ein moralisches Licht erst hinterdrein aufgegangen sei. Sie kann sich den geistigen und körperlichen Verfall ihres Gatten, nachdem doch alles so schön gegangen sei, nicht erklären, im Wachen und im Traum, bis an die Grenze des Wahnsinns verfolgt sie der Gedanke, wie dies Wunder zu erklären sei.

Mit den Worten: „Sie beging ihr Verbrechen für einen anderen, und vernichtete sie durch diesen anderen. Und das ist das Los aller echten weiblichen Verbrecher", schließt Goll seine gehaltvolle Abhandlung über das schottische Mörderpaar, aber nicht ohne vorher ausdrücklich darauf hingewiesen zu haben, daß die nächstliegende Auffassung der Worte und Gestalten Shakespeares nicht immer diejenige ist, die sich bei gründlicher Untersuchung als die richtige herausstellt.

Noch viele Stufen tiefer als die Welt des Verbrechens, in die Macbeth hinabstürzte, liegt die Region, wo der dritte Richard und Jago hausen. Goll behaftet die physische und moralische Mißgeburt, die Shakespeare als Richard III. auf die Bühne gebracht hat, mit der Etikette „Instinktverbrecher". Kohler bezeichnet ihn als Staatsstreichverbrecher.

Welche Bezeichnung! als wenn ein Staatsstreich unbedingt ein Verbrechen wäre! als wenn der letzte Plantagenet überhaupt einen Staatsstreich begangen, d. h. eine gewaltsame Aenderung der Staatsverfassung auch nur erstrebt hätte und nicht vielmehr lediglich auf einen Wechsel in der Person des Herrschers ausgegangen wäre. Der juristische Kritiker würde wahrscheinlich diese euphemistische Be-

zeichnung gar nicht aufgebracht haben, wenn er nicht an dem fürstlichen Monstrum, so zu sagen, ein gutes Haar entdeckt hätte. Ein allen sozialen Trieben abholdes Scheusal ist Richard III. darum nicht in Kohlers Augen, weil er eine Spur von Gewissen zeigt. Der furchtbare Traum, der den blutigen Usurpator kurz vor der Waffenentscheidung bei Bosworth quält, gilt dem deutschen Juristen als genügender Beweis, daß auch jenem Schreckensmann das Gewissen nicht gänzlich fehlte.

Obgleich Fr. von Liszt nur den einen Instinktverbrecher genannt wissen will, dem die verbrecherischen Gelüste angeboren sind und der, ohne der Berührung der Welt zu bedürfen, sich zum Verbrecher auswächst, so greift Goll doch durchaus nicht fehl, wenn er einen Menschen, bei welchem jedes moralische Gegengewicht gegen die physische Neigung fehlt, der des Stachels der Leidenschaft gar nicht bedarf, um verbrecherisch zu handeln, zu den Instinktverbrechern zählt. Uebrigens ließe sich nachweisen, daß Richard auch im Sinne von Liszt Instinktverbrecher ist, daß er zu den erblich Belasteten gehört. Goll, dem es darauf ankommt, die Entsetzlichkeit des Mannes aus einer andern Quelle abzuleiten, legt auf die erbliche Belastung keinen sonderlichen Wert. Zwar charakterisiert er den Großvater und Vater Richards als niedrig-treulose Naturen; aber er vermißt ein Fortleben ihrer schnöd-verräterischen Beanlagung in den Geschwistern Richards; darum verwirft er die Möglichkeit erblicher Belastung. Aber da übersieht er, daß in Richards Bruder, dem eidvergessenen Herzog von Clarence, sich doch der Charakter seiner väterlichen Vorfahren wiederspiegelt.

Wie allen früheren Erklärern Shakespeares, so bietet die ihm angedichtet angeborne Krüppelhaftigkeit des letzten Plantagenet auch Goll eine genügende Erklärung für seine ungeheure Verbitterung und Menschenfeindschaft. Originell aber ist der Däne darin, daß er auch Richards Leidenschaften, seine ungezügelte Ehr- und Herrschsucht aus seiner körperlichen Mißgestaltung ableitet. Er macht darauf aufmerksam, daß körperlich abnorme Menschen, besonders Verwachsene, von einer krankhaften Eitelkeit besessen, sich unablässig mit ihrem Ich beschäftigen und ihre leiblichen Mängel durch außerordentliche Leistungen in Vergessenheit bringen wollen. So zeichnete sich auch der verwachsene Prinz nach Shakespeare auf den Schlachtfeldern der Rosenkriege dermaßen aus, daß sein Vater ihm vor seinen übrigen wohlgewachsenen Söhnen den Preis der Tapferkeit zuerkannte. Aber alle kriegerischen Lorbeeren vermochten nicht den Höcker

auf seinem Rücken unsichtbar zu machen und den Mund der Spötter zu stopfen. Was Wunder, daß der seiner kriegerischen und geistigen Ueberlegenheit wohl bewußte Fürstensohn krampfhaft und um jeden Preis nach einer Höhe strebte, wo ihn kein offener Pfeil des Hohnes mehr treffen konnte.

Für Goll ist dieser Richard ein völlig antisoziales Wesen: charakterisiert sich doch Richard selbst mehrere Male als solches. So auch in dem berühmten „Ich bin ich selbst allein". Der Königsmörder Macbeth verfällt den idealen Mächten, aber der gekrönte Cyniker, für den es nichts Hohes und Heiliges gibt, geht durch einen Denkfehler zugrunde. In seinem Cynismus lästert er selbst das Allerheiligste des Muttergefühles, indem er der Mutter seiner von ihm ermordeten Neffen den Antrag macht, ihm, dem Mörder, ihre Tochter zur Ehe zu geben. Und die Mutter, die verwitwete und der Söhne schnöde beraubte Königin, die sich bereits in ihr Niobe-Schicksal still ergeben und ihre Tochter dem Kloster bestimmt hatte, glüht bei Richards cynischer Werbung in heiligem Zorne auf, indem sie die schon Gottgeweihte dem Todfeinde des Usurpators verlobt und ihn dadurch als den wahren Erben Eduards IV. sanktioniert.

Zieht man das Fazit der Gollschen Untersuchung, so sieht man, daß das physische Moment in der Entwicklung Richards zum Verbrecher eine Hauptrolle spielte, daß seine verbrecherische Jagd nach der Krone ein Akt der Notwehr war, um im Besitze dieses Talismans vor den Schlangenbissen der Lästerung gefeit zu sein. Es wäre ungerecht, wenn man dem Besiegten von Bosworth nicht auch wenigstens einige der mildernden Umstände zubilligen wollte, auf welche König Lear in vollem Maße Anspruch erhebt.

Jago, der Intrigant in Othello, der in noch höherem Grade als der Titelheld im Mittelpunkte des psychologischen Interesses steht, bildet den Schluß in dem Reigen der nächtigen Gestalten, an denen Goll zeigen will, daß das Verbrechen an organische Bedingungen geknüpft ist.

Mit alleiniger Ausnahme Hamlets ist wohl keine Shakespearesche Person mehr zum Kreuz für die Ausleger geworden als dieser italienische Glückssoldat. Wie haben sie sich die Köpfe zerbrochen, um für die Verworfenheit seiner Handlungsweise einen Grund zu finden! H. Bulthaupt erblickt zwischen Jagos Bosheiten und den von ihm selbst vorgebrachten Beweggründen ein solches Mißverhältnis, daß er lieber an die Verzeichnung des Charakters durch die Hand des Dichters glauben will, als an die Möglichkeit, daß es einen

solchen Menschen gibt oder gegeben hat. Er kann sich dieses nicht anders erklären, als daß ein Motiv seiner italienischen Quelle, nämlich Jagos Aerger über die Abweisung seiner Zudringlichkeiten durch die Gemahlin des Mauren — ein Motiv, das Shakespeare geflissentlich unterdrückt hat, doch unter der Schwelle seines Bewußtseins fortlebte. Andre werfen die Frage auf: „Wozu brauchte der Dichter die Bosheit seines Jago zu motivieren?" Ist es nicht genug, daß er Jago noch insofern mit der Menschheit verbindet, daß er ihn glauben läßt, seine Beweggründe seien berechtigt. So hat Coleridge, ein Dichter und Philosoph zugleich, den Shakespeareschen Erzbösewicht verstanden, indem er ihn den motive hunting of a motiveless malignity nennt. Hierauf Bezug nehmend erblickt Georg Brandes gerade in dem scheinbar ungenügend Motivierten die Größe und Tiefe des Dichters. Jago ist ihm die Verkörperung des schielenden Neides, der im Menschenleben großmächtig ist, des Aergers über die Vollkommenheit anderer, des puren Hasses gegen alles Schöne, Gute und Große. So muß auch Goethe über Jago gedacht haben, da er seinem Mephisto wesentliche Züge der Shakespeareschen Gestalt gab und es sogar dann und wann nicht verschmähte, ihm Jagos Worte in den Mund zu legen. Goethes Wort: „Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Anteil mehr als die Schadenfreunde", paßt wie angegossen auf den Bösewicht in Othello. Brandes kann sich nicht nur auf den tiefen Shakespeare-Kenner O. Ludwig berufen, der sagt, daß Jagos eigentliche Leidenschaft und eigentliches Motiv die Lust an Schaden anderer und Intriguiersucht sei, sondern kann auch Gobineau und Schopenhauer als Eideshelfer für diese Art menschlicher Natur herbeiziehen.

Kohler dagegen ist durchaus nicht verlegen um Beweggründe von Jagos Handeln. Von der Oberfläche schöpfend, nennt er als erstes Motiv den Wunsch, sich an Othello und Cassio zu rächen, an ersterem, weil er Jago nicht befördert habe, an letzterem, weil er ihm vorgezogen sei. Weitere Beweggründe Jagos erblickt der juristische Erklärer des Dichters in dem Neid des Fähnrichs auf die galanten Erfolge Cassios, in seiner Habgier, deren Opfer Roderigo wird, in seiner Eitelkeit, der es schmeichele, des Geistes andrer durch Intriguen Herr zu werden. Man sieht, Kohler schüttelt die Beweggründe Jagos gleichsam aus dem Aermel.

Was die Unlust über Jagos Zurücksetzung anlangt, die Kohler primo loco ins Treffen führt, so schrieb schon Ludwig sehr treffend:

„Wenn er wirklich die Zurücksetzung so tief empfände, würde er dann noch ein Motiv herbeiziehen wie das von seiner Frau und Othello?“

Wetz bemerkt, daß Jago hierauf nie wieder zurückkommt und es wahrscheinlich nur erwähnt hat, um den dummen Rodrigo von seinem Haß gegen Othello zu überzeugen. Goll sekundiert ihm durch die Bemerkung, daß dieses Uebergehen im Avancement den Fähnrich durchaus nicht um die Frucht langjähriger Bemühungen gebracht habe. Mit dem Begriff Zurücksetzung ist auch der gekränkter Eitelkeit nahe verwandt, auf deren mögliche Mitwirkung bei Jagos Teufeleien Goll ebenfalls aufmerksam macht: so lange nämlich der Afrikaner Othello, unbewandert in Europens übertünchter Höflichkeit noch nicht auf festen Füßen gestanden habe, noch keine Berühmtheit in Stadt und Staat San Marcos geworden sei, habe sich Jago als dessen Mentor betrachten dürfen. Dies habe ihm geschmeichelt und er habe eine Art Wohlgefallen an Othello gefunden. Die Einräumung des dänischen Psychologen, daß solche Zurücksetzung wohl imstande ist, Haß zu erzeugen, möchte ich dahin erweitern, daß sie um so bitterer wirken muß, als sie von einem ehemaligen Kameraden, der plötzlich was wurde, ausging. Nun liegt der Grund, warum der Beleidigte seinen Haß auf die völlig unschuldige Desdemona ausdehnte, nicht allzu fern. War sie es doch, um derentwillen sich der Mohr von seinem bisherigen Mentor abkehrte; in ihr konnte die Rache ihn im Herzen seines Herzens treffen. Aber auch dies Motiv kann nicht sehr maßgebend gewesen sein, denn sonst hätte, wie gesagt, sich Jago nicht andere Beweggründe vorgeredet. Der dänische Psycholog hält alle diese mehr oder minder zu Tage tretenden Motive nicht ausreichend, um den richtigen Schlüssel für die bodenlose Bosheit des intriguanten Soldaten abzugeben. „Alle diese Motive“, sagt er, „haben wohl Platz in seinem Bewußtsein, aber sie wirken nicht eigentlich als Motive seines Handelns, sie sind das Akkompagnement zur Melodie, aber nicht die Melodie selbst.“ Goll verwirft also die Meinung Coleridges und seines Landsmanns Brandes, daß die Bosheit Jagos motivlos sei und gerade darin die Großzügigkeit der Charakterzeichnung bestände. Alle bisherigen Interpreten, selbst die besten, suchten stets nur unter den Endgliedern einer Kausalreihe nach einem Schlüssel zur Erklärung seiner abgründlichen Schlechtigkeit. Goll aber sucht nach den Anfangsgliedern an der langen Kette von Gründen und findet sie in körperlicher, jedenfalls in der psychophysischen Beanlagung

Jagos, und zwar in seiner stark erotisch beanlagten Natur. Dieser Fingerzeig ist eine wahre Bereicherung der Shakespeare-Literatur.

Für Kohler kommt der Cynismus des Shakespeareschen Bösewichtes nur als eine Begleiterscheinung in Betracht, und es ist sehr auffallend, daß dieser Erklärer den Cynismen Jagos das Prädikat „fein" gibt, während doch in der Weltliteratur kaum ein gröberes Kaliber schamloser Redewendungen aufgetrieben werden kann, als die, in denen sich dieser Landsknecht gefällt. Dem dänischen Forscher dagegen gibt erst der allenthalben hervorplatzende Cynismus, diese Lust an Zoten von seiten Jagos, den Schlüssel ab für seine tiefsten Beweggründe.

Daß Jago mit unanständigen Redensarten förmlich um sich wirft, daß er ein mephistophelisches Vergnügen darin findet, den besten Taten die niedrigsten Motive unterzuschieben, verscheucht keineswegs die anständigen Menschen aus seiner Nähe, sondern bringt ihn in den Ruf eines Mannes, der die konventionelle Lüge haßt und die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen liebt. Am liebsten und zugleich am schamlosesten äußert sich der angebliche Biedermann über das geschlechtliche Verhältnis von Mann und Frau, an dem er nur die tierische Seite zu erkennen vermag. In seinen lüsternen Augen ist das Weib nichts anderes als ein Werkzeug sinnlichen Genusses — seine eigene Frau beschuldigt ihn der niedrigsten Sinnlichkeit — und die beginnende Wahrnehmung, daß Desdemona doch etwas ganz anderes ist, als was er sie sich vorgestellt hatte, verwandelt seine erotischen Gelüste, womit er auch die Engelsreine in Gedanken nicht verschonte, in die Sucht, ihr möglichst zu schaden, alle psychischen und physischen Qualen, vor denen sie gerade ihr Seelenadel schützen mußte, auf sie herabzubeschwören. Erotische Grausamkeit ist es, die Goll als die Urquelle der satanischen Handlungsweise Jagos bezeichnet. Hat ihm, möchte ich fragen, der Dichter den spanischen Namen gegeben, um ihn von vornherein als grausam zu charakterisieren?

Auch der Neid, den der Untergebene gegen seinen General hegt, gilt weniger der Karrière, die „der Mohr" gemacht hat, als seinem Glücke auf erotisch-geschlechtlichem Gebiete, ein Gebiet, für das Jago ein ganz besonderes Verständnis hat. Dieser erotische Neid aber setzt, ohne daß das Subjekt ein Bewußtsein davon hat, den erotischen Grausamkeitstrieb in immer stärkere Bewegung. Goll begnügt sich aber nicht, der Verbrechernatur Jagos bis auf ihre physiologischen Wurzeln nachzugraben, er analysiert auch die sug-

gistiven Mittel, deren er sich bedient, um dem leichtgläubigen Mohren eine Wahnvorstellung von seiner Schande und Desdemonas Untreue einzuflößen; er tut dies noch eingehender als Kohler.

Die höllische Schadenfreude, die der Verleumder angesichts der traurigen Verwandlung Othellos empfindet, wird vom Dichter so dick wie möglich unterstrichen. Schon dieser Umstand widerlegt eine nicht gerade uninteressante Deutung von Jagos Charakter. Sie geht von einem älteren Kritiker, namens Flathe, aus, der gegen die phrasendrescherischen Erklärer Ulrici und Gervinus vom Leder zieht und ihre oft nachgesprochene Meinung, daß Jago eine wahrer Ausbund von Schlauheit sei, als abgeschmackt nachweist. Man kann gar nicht umhin, Flathe beizustimmen, daß dieser Bösewicht mehr frech als schlau zu Werke gehe. Aber weiter kann das Einverständnis nicht gehen. Wenn nämlich der genannte Kritiker behauptet, Jago sei nichts anderes als ein Gelegenheitsverbrecher, so geht er von der ganz unhaltbaren Voraussetzung aus, daß Jago in seinem maurischen General wirklich den Störer seines ehelichen Friedens haßt. Es sei dem Beleidigten nur darauf angekommen, seinen Feind mit Nadelstichen zu peinigen, daß Othello die Sache so tragisch nehmen werde, habe ganz außer seiner Berechnung gelegen.

Später erst, um sich vor dem bohrenden Zweifel des Afrikaners zu schützen, habe er ihm seine groben Lügen aufgetischt und sich so allmählich immer tiefer in schwere Schuld verstrickt. Diese Erklärung würde dem Drama jede Größe rauben. Denn angenommen, Jago habe wirklich Grund gehabt, sich an seinem General wegen Verletzung seiner Hausehre zu rächen, was für ein lächerlicher Kleinigkeitskrämer, ja was für eine Unnatur von einem Südländer wäre Jago, wenn er sich für eine so tödliche Beleidigung mit einer so liliputanischen Rache begnügen wollte?

In der Qualifikation von Jagos Bösewichtnatur stimmen Goll und Kohler überein. Dem letzteren ist er ein Beispiel von moral insanity, dem ersteren wie Richard III. ein Instinktverbrecher schlimmster Art. Die schwärzesten Missetäter Shakespeares Richard und der Bastard in König Lear bieten all ihr verbrecherisches Raffinement auf, um fremdes Eigentum an sich zu reißen, der Teufel in der venetianischen Tragödie findet besonders darin Gefallen, denen, die etwas besitzen, die Lust daran zu vergällen.

Auch der dänische Psychologe geht darauf ein, wie der Bösewicht entlarvt wurde, aber er kommt dabei zu einem bedeutsameren Resultate als Kohler. Dieser läßt es sich nach dem Vorgange von

Flathe und Wetz nicht entgehen, dem Intriganten eine ganze Menge logischer Fehler vorzuwerfen, wodurch seine Machenschaften im Falle einer Gerichtsverhandlung infolge Desdemonas Ermordung ans Licht gezogen worden wären. In den zufälligen Umständen aber, die Kohler aufzählt, liegt nach dem dänischen Psychologen keine so große Lücke in Jagos Denkkraft, als in etwas anderem. Seinen dümmsten Streich, meint dieser, hat der Schurke lange vorher begangen, und das war, sich zu verheiraten.

Auf gegenseitigem Vertrauen baut sich die menschliche Gesellschaft auf, auf Vertrauen beruht alles, was wir Kultur nennen, ohne gegenseitiges Vertrauen gliche die Menschenwelt einem Erdraume, dem das befruchtende Wasser fehlt. Jagos Schuld besteht nun nicht bloß darin, daß er unzählige Male das Vertrauen täuschte, also gleichsam den Fluß trübte, sondern daß er sogar die Fähigkeit und Möglichkeit des Vertrauens bei Othello zerstörte, d. h. im Bilde gesprochen, die Quelle des Leben gebenden Stromes verstopfte, so daß blühende Gefilde sich in eine Wüste verwandelten.

Daß Jago, dieser Wildling inmitten der menschlichen Kultur sich in das Joch der Ehe spannen ließ, daß er, der abgesagte Feind aller Kultur, durch seine Verheiratung kulturelle Aufgaben auf sich nahm, darin sieht Goll die größte Anomalie im Denken dieses Shakespeareschen Bösewichtes und als eine besondere psychologische Feinheit des Dichters erscheint es ihm, daß gerade Emilia, die Ehefrau, die den wahren Jago besser kennen mußte, als die andern, dem Schurken die Heuchlermaske abreißt.

Schweren Herzens trennt man sich von Golls anregendem Buche, das dazu bestimmt scheint, auch anderwärts in schier undurchdringliches Dunkel erlösendes Licht zu werfen. Als Praktiker in der Beurteilung der mit dem Gesetze Zerfallenen verfolgt er außer den schon gekennzeichneten Zwecken auch den uns zur Humanität im Urteil über unsere entgleisten Mitmenschen anzuhalten. Aus dem ganzen Buche gewinnt man den Eindruck, daß unser Freibleiben von Schuld und Sünde, um es theologisch zu formulieren, weniger durch unser Verdienst als durch Gottes Gnade begründet ist. Shakespeare verleiht diesem Gedanken im Kaufmann von Venedig durch Portia folgenden Ausdruck:

> „Erwäge dies,
> Daß nach dem Lauf des Rechtes unser Keiner
> Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade,
> Und dies Gebet muß uns der Gnade Taten
> Auch üben lehren.“

Auf diesen humanen, um nicht zu sagen Augustinschen Ton ist auch das hochbedeutende, heuer (1908) erschienene Buch des Dresdener Staatsanwaltes Dr. Erich Wulffen „Psychologie des Verbrechens“ gestimmt. Ueber dem Eingange des delphischen Heiligtumes prangten einst in goldenen Lettern die schlichten Worte γνωθι σαυτον (d. h. erkenne dich selbst), die Sokrates für den Inbegriff aller Weisheit erklärte. Dieses γνωθι σαυτον ist gewissermaßen das Abschiedswort, mit dem uns der ebenso scharfsinnige wie humane deutsche Kriminalist entläßt.

---

# Die pädagogische Rekrutenprüfung in der Schweiz und ihre Lehren.

Von

**Dr. Adolf Hedler** (Hamburg).

---

In Bundesstaaten pflegt das Unterrichtswesen ausschließlich Sache der Einzelglieder des Bundes zu sein. Nur wenn es sich um das Verhältnis der Schule zum gemeinsamen Heere handelt, wird die Zentralgewalt eingreifen müssen. In Deutschland gibt es nur eine Beziehung zwischen Schule und Heer, und diese besteht darin, daß gewisse höhere Lehranstalten das Recht haben, Zeugnisse über die wissenschaftliche Befähigung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst auszustellen. Die hierfür kompetente Reichsbehörde, die Reichsschulkommission, hat daher nur die Aufgabe, Anträge auf Erteilung der sogenannten Militärberechtigung, die von den Einzelstaaten gestellt werden, zu begutachten und eine gewisse Kontrolle darüber, ob die militärberechtigten Schulen inbezug auf Lehrkräfte und Leistungen den Ansprüchen genügen.

Auch in der Schweiz ist das gesamte Unterrichtswesen vom Kindergarten bis hinauf zur Universität ausschließlich in den Händen der einzelnen Kantone. Nur eine Ausnahme gibt es, das eidgenössische Polytechnikum in Zürich, welches von der schweizerischen Zentralregierung, dem „Bund", gegründet ist und unterhalten wird. Dieser hat daher auch nur ein Interesse an den „oberen Realschulen", deren Absolvierung zum Besuche des Polytechnikum berechtigt. Ferner hat er das Recht der Mitbeaufsichtigung überall da, wo er über den Rahmen der Volksschule hinaus gewerbliche und Handelsschulen subventioniert. Diese Unterstützung ist teilweise recht erheblich. So erhielt 1906 allein der Kanton Basel-Stadt an Beiträgen für die Allgemeine Gewerbe-, für die Frauenarbeit-, für

die Handelsklassen der Real- und der Töchterschule sowie für die Kochkurse der Mädchensekundarschule die Summe von 115 188 Fr. An das Volksschulwesen der einzelnen Kantone gibt der Bund jährlich über 2 Mill. Fr., ohne damit aber irgendwelchen Anteil an der Verwaltung oder Beaufsichtigung zu erwerben. Dennoch übt er ein äußerst wirksames, sozusagen moralisches Aufsichtsrecht über das ganze Schulwesen der Schweiz aus. Dies geschieht eben da, wo die Zentralgewalt überhaupt einsetzen kann, d. h. wo es sich um die Landesverteidigung handelt.

Seit dem Jahre 1875 müssen sich nämlich alle stellungspflichtigen Schweizer einer pädagogischen Prüfung unterziehen. Diese geschieht einzig und allein zu dem Zwecke, um die Schulkenntnisse der in das dienstpflichtige Alter tretenden Schweizerbürger zu ermitteln. Ihr sind alle Wehrpflichtigen unterworfen, gleichviel, ob sie eine höhere Schulbildung genossen oder nur die Volks- beziehungsweise Gemeindeschule besucht haben. Vorteile oder Nachteile auf militärischem Gebiete sind für den Einzelnen mit dem Ergebnis dieser Prüfung insofern verbunden, als diejenigen, welche die Noten 4 und 5 erhalten haben, nicht in die Spezialwaffen, d. h. Genie, Artillerie und Kavallerie aufgenommen werden und auch nicht als Unteroffiziere in Betracht kommen.

Die Stellungspflichtigen werden nun am Aushebungstage in ihrer Muttersprache, also je nach ihrer Heimat entweder im Deutschen oder im Französischen oder im Italienischen in vier Gegenständen geprüft. Diese Fächer sind Lesen nebst Erzählung, Aufsatz, Rechnen und „Vaterlandskunde“. Es muß gleich von vornherein jedem Deutschen auffallen, daß hier zu den Elementarfächern, deren Beherrschung auch vom Zögling der entlegensten Dorfschule des äußersten Talwinkels verlangt wird, die Vaterlandskunde gehört, ein Fach, dessen Name sogar unserem Lehrplane fremd ist. Die Prüfung wird an der Hand der bisher gewonnenen Erfahrungen, unter Berücksichtigung der oft recht verschiedenen Schulverhältnisse und vor allem unter Bezugnahme auf die Anforderungen des praktischen Lebens vorgenommen. Das Militärdepartement wählt einen „pädagogischen Oberexperten“, welcher vor allem darauf zu achten hat, daß die Beurteilung der Prüfungen überall eine gleiche ist. Er hat daher alljährlich mit den „eidgenössischen pädagogischen Experten“, d. h. den Examinatoren in den einzelnen Kantonen, eine Konferenz abzuhalten, ferner den Prüfungen an verschiedenen Stellen beizuwohnen, einen Teil der

schriftlichen Arbeiten zu untersuchen und endlich dem Militärdepartement zu berichten. Die Prüfungskommission in den einzelnen Kantonen besteht aus je drei Mitgliedern, erstens dem Examinator, der aber der Unparteilichkeit halber nicht in dem Kanton prüfen darf, dem er selbst angehört, zweitens einem im Kanton eingesessenen und daher mit den örtlichen Verhältnissen bekannten Gehilfen und drittens einem Sekretär zur Protokollführung. Die Beurteilung der Leistungen ist fünffach abgestuft, indem, wie auch bei uns, Nr. 1 die beste, Nr. 5 die schlechteste Note bezeichnet. Die Abstufungen in den Anforderungen auf den einzelnen Gebieten sind nun nach der neuen Prüfungsordnung vom 20. August 1906, welche an die Stelle einer älteren von 1879 getreten ist, folgende:

Im Lesen wird für geläufiges Lesen mit sinngemäßer Betonung und eine nach Inhalt und Form richtige freie mündliche Wiedergabe des Gelesenen die Note 1 erteilt. Wer wenigstens eine mechanische Lesefertigkeit zeigt und befriedigend Auskunft über den Inhalt des Gelesenen geben kann, erhält die Note 2. Nr. 3 bezeichnet weniger befriedigendes mechanisches Lesen mit einigem Verständnis des Stoffes. Wer mangelhaft liest und ganz ungenügende Rechenschaft über den Inhalt geben kann, erhält Nr. 4, und wer des Lesens unkundig ist, Nr. 5.

Als Aufsatz pflegt ein kurzer Brief gegeben zu werden. Wenn dieser nach Inhalt und Form ganz oder nahezu fehlerlos ist, gibt es Nr. 1, wenn er in logischer Beziehung befriedigt, aber mehrere kleinere oder einzelne größere Sprachfehler enthält, Nr. 2. Die Note 3 wird gegeben, wenn der Ausdruck immerhin noch zusammenhängend und verständlich ist, während Schrift und Sprachform schwach sind. Nr. 4 erhalten die geringen, für das praktische Leben fast wertlosen, Nr. 5 die völlig unbrauchbaren Leistungen.

Im Rechnen werden eingekleidete Aufgaben gegeben, und die Prüfung ist sowohl mündlich wie auch schriftlich. Die Note 1 erhält, wer mit ganzen Zahlen, gewöhnlichen und Dezimalbrüchen in den vier Spezies fertig rechnen kann, sowie das metrische System und die gewöhnlichen bürgerlichen Rechnungsarten kennt. Wer die vier Spezies mit ganzen Zahlen und einfachen Bruchformen beherrscht, erhält Nr. 2. Die dritte Note gibt es für Rechnen mit kleineren ganzen Zahlen in leicht faßbaren Verbindungen. Wer nur im Zahlenraum unter 10 000 schriftlich addieren und subtrahieren, und im Kopfrechnen einigermaßen das Einmaleins gebrauchen kann, erhält Nr. 4. Die schlechteste Note gibt es für Unkenntnis im schriftlichen

Rechnen überhaupt und die Unfähigkeit zweistellige Zahlen im Kopfe zu addieren.

Sehr praktisch ist die Methode, durch welche die Kenntnisse im schriftlichen Rechnen festgestellt werden. Jeder Prüfling erhält vier Kärtchen, die mit Nr. IV, III, II, I bezeichnet sind und je eine eingekleidete Aufgabe enthalten. Der Rekrut muß mit der Rechnung auf Karte IV beginnen und dann zu den niederen Nummern der Reihe nach fortschreiten. Kann er nicht einmal die Aufgabe auf Karte IV, so erhält er die Note 5; löst er nur diese, so gibt es die Note 4; hat er die Aufgabe auf Karte IV und III gerechnet, so bekommt er Note 3 und so weiter bis Note 1, wenn er alle richtig gelöst hat. Es mögen an vier Musterbeispielen die Abstufungen in der Schwierigkeit gezeigt werden.

### Aufgabe auf Karte IV.

Ein Händler nimmt auf den Markt 2550 Franken. Er kauft: 1) ein Pferd für 765 Fr., 2) ein Rind für 485 Fr. und hat 3) Ausgaben für Unkosten 38 Fr., 75 Rappen. Was bleibt ihm noch?

### Aufgabe auf Karte III.

Ein Rebbesitzer verkauft 7 hl Wein, den hl zu $45\frac{1}{2}$ Fr. Wieviel Taglöhne zu 5 Fr. 50 Rp. kann er mit dem Erlös bezahlen?

### Aufgabe auf Karte II.

Eine Partie Ware, den q (das bedeutet 100 kg) zu 350 Fr. wird um $4\frac{1}{5}$ % billiger verkauft. Wie hoch kommen 165 kg dieser Ware?

### Aufgabe auf Karte I.

M. verkauft den q einer Ware zu 49,50 Fr. Wie teuer hat er den q angekauft, wenn er $12\frac{1}{2}$ % des Ankaufspreises gewinnt?

Die **Vaterlandskunde** setzt sich aus drei Disziplinen zusammen, von denen zwei bei uns vielfach als Stiefkinder der Schule behandelt werden, während die dritte im Lehrplan überhaupt nicht vorkommt. Es sind dies vaterländische Geographie, Geschichte und Verfassungskunde. Hier wird, um die Note 1 zu erhalten, Verständnis der Schweizerkarte — es wird den Prüflingen eine sogenannte stumme Karte vorgelegt — nebst befriedigender Darstellung der Hauptmomente der vaterländischen Geschichte, der Bundes- und

Kantonverfassung verlangt. Wer wenigstens eine Anzahl von Fragen über schwierigere Gegenstände aus diesen drei Gebieten beantwortet, erhält Nr. 2, wer einzelne leicht faßbare Tatsachen kennt, Nr. 3, wer nur die elementarsten Kenntnisse hat, Nr. 4, und wer nichts weiß, Nr. 5.

Vergleichen wir nun diese Anforderungen mit dem, was auf unseren Volksschulen in Stadt und Land geleistet wird, so können wir — abgesehen von der Vaterlandskunde — nicht behaupten, daß die Ansprüche in der Schweiz höher wären als in Deutschland. In unseren städtischen Volksschulen wird durchweg noch mehr verlangt, aber dies ist natürlich auch in der Schweiz der Fall. Es kommt also nur auf einen Vergleich mit unseren Landschulen an. Und da glaube ich allerdings, daß auch bei uns in den meisten deutschsprechenden Gegenden ein guter Durchschnittsschüler nach Absolvierung der Landschule geläufig und mit sinngemäßer Betonung liest, das Gelesene richtig wieder erzählt, einen kleinen Brief nahezu korrekt schreibt und in den vier Spezies mit ganzen Zahlen, gewöhnlichen und Dezimalbrüchen rechnen kann. Wieviel er dann allerdings in der Zeit zwischen der Schulentlassung und seiner Einstellung als Rekrut wieder vergißt, das entzieht sich bei uns natürlich der Beurteilung. Daß unsere Schüler aus den nichtdeutsch, besonders den polnisch redenden Landesteilen nicht zum Vergleiche herangezogen werden dürfen, versteht sich von selbst; denn bei diesen ist nicht, wie bei den Schweizer Prüflingen, die Unterrichtssprache gleichzeitig die Muttersprache. Zurzeit würden bei einer solchen pädagogischen Prüfung die deutschen Rekruten auch insofern den schweizerischen gegenüber im Nachteil sein, als dort nicht nur ein größerer Prozentsatz von Schülern höhere Lehranstalten besucht, sondern auch in den meisten Kantonen obligatorische Fortbildungsschulen eingerichtet sind, so daß die jungen Leute durchweg längeren Schulunterricht genießen als bei uns. Während also im Lesen, Aufsatz und Rechnen, immer unter Berücksichtigung der eben angedeuteten Einschränkungen, das Ergebnis einer Prüfung unserer Schulentlassenen im allgemeinen kein ungünstigeres sein dürfte, als in der Schweiz, würde sich in der Vaterlandskunde ein ganz bedenkliches Minus auf unserer Seite herausstellen. Das soll nicht heißen, daß etwa die Vaterlandsliebe auf unseren Schulen zu wenig gepflegt würde, daß der Patriotismus nicht den ganzen Geist der deutschen Schule durchdringe. Durchaus nicht! Aber es handelt sich nicht um Gefühle, sondern um den

Nachweis positiver Kenntnisse. Und da mangelt es bei uns aber schon in der Geographie. Gewiß ist die Landeskunde Deutschlands nicht nur ungleich umfangreicher, sondern auch unendlich viel schwerer als diejenige der Schweiz. Diese umfaßt, schon rein geologisch betrachtet, ziemlich verwandte Gebiete: Alpen, Hochebene, Jura, während wir in Deutschland Hoch- und Mittelgebirge, Hoch- und Tiefebene, komplizierte Küstengebilde, wie die Haffbildung, Wanderdünen usw. haben. Es ist schon recht schwer, einem Binnenländer die Erscheinung von Ebbe und Flut, einem Bewohner der Flachküste die Bergformationen zu erklären. Daher mag von einer genauen Kenntnis des großen deutschen Vaterlandes ganz abgesehen werden. Aber kennen denn unsere Volks- und Gemeindeschüler wirklich ihre engere Heimat, ihren Bundesstaat oder ihre Heimatprovinz so, daß sie eine stumme Karte derselben genau verstehen? Wird doch selbst in unseren höheren Schulen die Geographie nur als „Nebenfach" betrachtet und ist aus dem Lehrplan der oberen Klassen als überflüssig gänzlich verbannt. Die Geschichte der Schweiz ist reichlich so kompliziert wie die deutsche, und bei ihr ergeben sich unausgesetzt Beziehungen zum Ausland, zu Oesterreich, Burgund, Frankreich, Mailand und anderen Staaten, wodurch fortwährend Verständnis für die Allgemeingeschichte Voraussetzung ist. Auch die neuere und neueste Geschichte, z. B. die napoleonische Zeit, die bürgerlichen Wirren von 1830 und 1848 finden eine ausgedehnte Betrachtung, während bei uns aus der neusten Zeit höchstens die zur Einigung Deutschlands führenden Kriege behandelt werden. Ich weiß übrigens auch nicht, ob einem preußischen oder bayrischen Volksschüler das allmähliche Heranwachsen seines Heimatstaates so bekannt ist, wie dies von Schweizer Rekruten inbezug auf die Eidgenossenschaft verlangt wird. Was endlich die Verfassungskunde anbetrifft, so wird diese ja in Deutschland mit verschwindenden Ausnahmen überhaupt nicht betrieben; die Lehrpläne wenigstens kennen sie nicht. Der Schweizer hingegen, wenn er nur eine Primarschule, die etwa unserer Volksschule entspricht, besucht hat, soll Kenntnisse zeigen, um die ihn ein deutscher Gymnasialabiturient beneiden muß. Ich glaubte selbst nicht an die großen Anforderungen, die in dieser Hinsicht gestellt werden, bis mich das Studium verschiedener Vorbereitungsbücher auf die Rekrutenprüfung eines besseren belehrte. Während in diesen Leitfäden z. B. im Rechnen nur ganz leichte eingekleidete Aufgaben enthalten sind, die bei uns jeder Quartaner löst, verlangt man in der Vaterlandskunde z. B. theoretisch den Unterschied zwischen

Monarchie und Republik, zwischen Aristokratie und Demokratie, zwischen reiner und repräsentativer Demokratie, zwischen Bund und Kanton. Der Rekrut soll Auskunft geben können über die Schweizer Zentralgewalt, die „Bundesversammlung" mit dem Nationalrat und Ständerat (entsprechend unserem Reichstag und Bundesrat) deren Zusammensetzung, Wahlmodus und Rechte, dem „Bundesrat", der die Exekutive hat, mit dem Bundespräsidenten, dem Bundesgericht, dessen Zusammensetzung und Kompetenzen. Er soll vor allen Dingen die Rechte und Pflichten des Bundes, der Kantone und der einzelnen Bürger kennen. In einem sehr gebräuchlichen Leitfaden (Kälin: Der Schweizer Rekrut) sind nicht weniger als 27 Punkte aufgeführt, die hierher gehören, u. a. auch das Verkehrswesen, das Volksschulwesen, das Zivilstandsgesetz, Wechselrecht, soziale Gesetzgebung, Religions-, Gewissens- und Preßfreiheit, Petitions- und Vereinsrecht, welche alle politische und wirtschaftliche Kenntnisse voraussetzen, die unseren Schülern so gut wie ganz unbekannt sind.

Man wende nicht ein, daß diese Kenntnisse wohl für einen Schweizer Bürger notwendig sind, weil die Schweiz eine demokratische Republik ist, deren Bürger selbst die Entscheidung über alle wichtigen Angelegenheiten in der Hand haben, daß sie aber nicht nötig seien für Angehörige einer Monarchie, wie Deutschland sie ist. Wer dies glaubt, täuscht sich selbst. Denn Deutschland hat genau dasselbe allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht wie die Schweiz, das demokratischste aller möglichen Wahlsysteme. Der deutsche Wähler hat also ein ebenso großes Recht bei der Wahl seines Abgeordneten, wie der Schweizer, und demnach auch eine ebenso große politische Verantwortung wie dieser. Es würde sicherlich besser um unsere ganzen Parteiverhältnisse stehen, wenn der einzelne Wähler mehr als jetzt imstande wäre, die Schlagworte der verschiedenen Richtungen auf ihren inneren Gehalt zu prüfen. Dazu gehören aber positive politische und wirtschaftliche Elementarkenntnisse, die man sich mühsam im späteren Leben, leicht dagegen auf der Schulbank erwirbt.

Ich will jedoch der Lockung, mich auf das politische Gebiet zu begeben, widerstehen und wende mich nun zu den Ergebnissen der Rekrutenprüfungen in der Schweiz, die sorgfältig gesammelt werden. Die Statistik verfährt da nach folgenden Gesichtspunkten. Sie stellt einerseits die sehr guten Gesamtleistungen, worunter sie die Note 1 in wenigstens drei Fächern versteht, und anderseits die ganz schlechten, d. h. Note 4 und 5 in mehr als einem Fache,

prozentual zusammen. Man kann also nach zwei Richtungen hin jederzeit einen Fortschritt oder Rückschritt feststellen, indem einerseits die sehr guten, anderseits die ganz schlechten Leistungen zu- oder abnehmen können. Da ist nun zu konstatieren, daß mit ganz geringen Schwankungen die Anzahl der guten Leistungen von Jahr zu Jahr steigt, die der ganz schlechten aber sinkt. Noch im Jahre 1881 hatten unter 100 Prüflingen nur 17 sehr gute, 27 dagegen ganz schlechte Gesamtleistungen aufzuweisen. Schon 1891 waren die sehr guten auf 22 gestiegen, die ganz schlechten auf 12 gefallen. 1901 sind die Zahlen 31 und 7, und 1907, dem letzten Berichtsjahre, sind neben 39 sehr guten nur 4 ganz schlechte. Ein Prüfungsresultat von nur 4% ungenügenden Leistungen im ganzen Lande ist sicher ein glänzendes zu nennen. Eine zweite Statistik stellt die guten, d. h. Note 1 und 2, und die schlechten Leistungen, d. h. Note 4 und 5, in den einzelnen Fächern gegenüber. Hier sah es im Jahre 1907 so aus:

Im Lesen hatten 90% Prüflinge gute, 1% schlechte Noten.
Im Aufsatz hatten 75% Prüflinge gute, 3% schlechte Noten.
Im Rechnen hatten 76% Prüflinge gute, 6% schlechte Noten.
In der Vaterlandskunde hatten 64% Prüflinge gute, 8% schlechte Noten.

Die übrigen genügten. Daß also selbst in dem schwierigen Fache der Vaterlandskunde nur 8% durchfielen, wenn man diesen Ausdruck anwenden will, zeugt jedenfalls von ganz vorzüglicher Vorbereitung.

Diese gute Vorbereitung aber ist sicherlich nicht zum wenigsten eine Folge jenes Anfangs erwähnten moralischen Einflusses, den diese vom Bunde angestellten Rekrutenprüfungen auf das ganze Schweizer Erziehungswesen ausüben. Zunächst sind die Prüfungen öffentlich, so daß also jedermann sich von den Leistungen derer überzeugen kann, für die er sich interessiert. Dann aber werden die gesamten Prüfungsergebnisse amtlich veröffentlicht, und zwar nach Kantonen sowohl, wie nach Aemtern oder Bezirken. Zur Illustration möge der hierher gehörige Teil der letzten Statistik des Kantons Zug dienen, der wegen seiner geringen Größe nicht weiter in Bezirke geteilt ist.

| Geprüfte Rekruten. | | Lesen. | | | | | Aufsatz. | | | | | Rechnen. | | | | | Vaterlandskund. | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| davon hatten höh. Schule besucht | im ganzen | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 |
| 72 | 195 | 134 | 52 | 8 | 1 | — | 75 | 76 | 39 | 5 | — | 87 | 58 | 39 | 11 | — | 69 | 73 | 47 | 6 | — |

Dazu kommen noch Rubriken, in denen die absoluten Notensummen stehen, ferner die prozentuale Berechnung der Leistungen in den einzelnen Fächern, die prozentualen Notensummen und der Prozentsatz der Prüflinge mit höherer Schulbildung, der in Zug 37 % beträgt.

Es wird also in der ganzen Schweiz bekannt, wieviele einzelne Rekruten aus den verschiedenen Kantonen und Bezirken gute oder schlechte Leistungen aufgewiesen haben. Den Veröffentlichungen liegen kleine Karten bei, auf denen in deutlich hervortretendem helleren und dunkleren Farbendruck die Bezirke nach ihren besseren und schlechteren Resultaten unterschieden sind. Somit werden die geringeren Leistungen vor der ganzen Eidgenossenschaft bloßgestellt und die örtlichen Behörden, die es angeht, moralisch gezwungen mehr für das ihnen unterstellte Schulwesen zu tun. Ein großer Wetteifer entsteht dadurch unter den kantonalen Schulverwaltungen, keine will hinter den anderen zurückstehen, jede bemüht sich, möglichst gute Resultate bei den Prüfungen zu erzielen. Eine ganze Anzahl von Kantonen bearbeitet das veröffentlichte Material von seinem Standpunkt aus nun noch weiter. Sämtliche Prüfungsarbeiten werden geordnet eingebunden und in den Schulausstellungen in Zürich und Bern aufbewahrt, und zwar abwechselnd fünf Jahrgänge in Zürich und fünf in Bern. Diese Arbeiten dürfen nur mit Bewilligung des eidgenössischen Militärdepartements ausgeliehen werden, liegen jedoch zur Besichtigung auf.

Ganz besonders streng ging der Kanton Tessin gegen seine Angehörigen vor, die bei der Rekrutenprüfung 4 oder 5 erhalten und damit ihrem Kanton Unehre gemacht hatten. Diese jungen Leute wurden erstens persönlich gebrandmarkt, indem ihre Namen im Amtsblatt veröffentlicht wurden. Dann aber mußten sie noch einen vierzehntägigen Nachkursus in Bellinzona bestehen, deren Kosten sie selbst oder ihre Heimatsgemeinde, die für ihre mangelhafte Schulbildung verantwortlich gemacht wurde, bezahlen mußten. Neuerdings sieht man jedoch von diesen drakonischen Maßregeln ab. Jedenfalls aber liegt in dem durch die Veröffentlichungen hervorgerufenen Wetteifer aller Beteiligten nicht zum wenigsten der Grund für den hohen Standpunkt, den jetzt das eidgenössische Erziehungswesen einnimmt. Die örtlichen Vorbedingungen waren — abgesehen von den Städten — wahrlich nicht die besten: vielfach kleine, nicht selten sehr wenig leistungsfähige Gemeinden, durch die zerstreuten Wohnungen bedingte übermäßig lange Schulwege der Kinder, im

Sommer durch die landwirtschaftliche Beschäftigung der meisten Bewohner gezwungene ausgedehnte Ferien, im Winter durch Schnee und Eis oft dauernd gestörte oder ganz verhinderte Kommunikation u. a. m. Dabei hatten doch von den 27 481 im Jahre 1907 geprüften Rekruten nicht weniger als 8044 eine höhere Schule besucht, während auf der anderen Seite nur drei junge Leute wegen umherziehender Lebensweise als Kesselflicker usw. keinen Schulunterricht genossen hatten. Was bedeuten neben rund 27 500 Schulzöglingen drei Analphabeten?

Vor einem Menschenalter allerdings sah es in vielen Teilen der Schweiz wesentlich anders aus. Im Jahre 1875 waren noch 3,6 % aller Geprüften Analphabeten. Während wohl in Basel-Stadt, Zürich, Waadt und Thurgau ihre Zahl unter 1 % betrug, in anderen Kantonen sich wenigstens unter 10 % hielt, stieg sie in Freiburg auf 13,6, in Wallis auf 14,4, in Schwyz auf 18,7 und in Appenzell-Inner-Rhoden sogar auf 31,5 %. Die Gesamtresultate waren damals oft so schlecht, daß man eigene Rekrutenschulen hatte, in denen diejenigen, welche in mehr als einem Fache Nr. 4 hatten (das war damals die schlechteste Note), in Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. . Zum Besuch dieser Rekrutenschulen mußten 1875 aus Freiburg und Wallis 24 %, aus Schwyz 29 %, aus Unterwalden nid dem Wald 32 %, aus Appenzell-Inner-Rhoden sogar 57 %, also mehr als die Hälfte aller Prüflinge verpflichtet werden. Jetzt dagegen sind, wie gesagt, die Analphabeten bei der Prüfung bis auf 3 völlig verschwunden, und in den damals ganz schlechten Kantonen sind jetzt mit Note 4 und 5 in mehr als einem Fache

aus Freiburg nur 3 %,
" Wallis nur 6 %,
" Schwyz nur 7 %,
" Appenzell-I.-Rh. nur 6 %.

Die Zahlen sprechen für sich selbst.

In welcher Weise erreicht man nun diese guten Leistungen, oder mit anderen Worten, wie verhindert man es, daß die jungen Leute nach Beendigung der Schulzeit das Gelernte wieder vergessen? Findet doch die Prüfung der Wehrpflichtigen erst geraume Zeit nach der Schulentlassung statt, der Regel nach im zwanzigsten Lebensjahre, in welchem der Schweizer ausgehoben wird. In Ausnahmefällen wird auch noch bis zum 26. Jahre ge-

prüft; nur wer dieses bereits zurückgelegt hat, ist vom Examen befreit. Die Frage beantwortet sich durch einen kurzen Ueberblick über den ganzen Bildungsgang in der Schweiz. Der obligatorische Schulbesuch ist je nach den Kantonen, ja zuweilen innerhalb derselben in den einzelnen Bezirken verschieden geregelt. Er beginnt in einigen Kantonen mit dem zurückgelegten 6., in anderen erst mit beendetem 7. Lebensjahre. Auch die Zeitdauer der Schulpflicht ist äußerst mannigfaltig. Man hat je nachdem 6-, 7-, 8-, sogar 9-jährigen obligatorischen Schulbesuch. Der junge Schweizer ist also je nach seiner Heimat mindestens bis zum beendeten 12. und höchstens bis zum beendeten 16. Lebensjahre zum regelmäßigen, täglichen Schulbesuch verpflichtet. Damit ist aber sein Verhältnis zur Schule durchaus noch nicht, wie bei uns, gelöst. Denn nun setzt, vor allem in den Kantonen, die nur 6-jährige Schulpflicht in der „Alltagsschule" haben, die Ergänzungsschule ein, die auch Repetier-, Wiederholungs- oder Uebungsschule genannt wird. Diese ist ebenfalls obligatorisch, im übrigen noch verschiedener in den einzelnen Kantonen als die Volksschule, und beschäftigt die jungen Leute seltener bis zum 14., meistens bis zum 15. oder 16. Lebensjahre. Es gibt da Ganztags- und Halbtags-, Sommer- und Winterschulen nach den lokalen Bedürfnissen, oder es ist jährlich eine bestimmte Zahl von Unterrichtsstunden durch Verordnungen festgesetzt. Auch die Wiederholungsschulen vermitteln allgemeine, keine Fachbildung. Während also in Deutschland die Schulpflicht nur bis zum 14. Jahre dauert, besteht sie in der Schweiz meistens bis zum 15. und 16. Jahre. Dann folgt die obligatorische allgemeine, beziehungsweise berufliche Fortbildungsschule, erstere in 18, letztere in 3 von den 25 Kantonen, welche die jungen Leute zwei oder drei Jahre besuchen müssen. Den Schluß machen im 18. und 19. Lebensjahre die Vorbereitungskurse für Rekruten, die in drei Kantonen freiwillig, in zehn obligatorisch sind. Und zwar ist das letztere der Fall überall da, wo noch keine obligatorische Fortbildungsschule besteht. Mit ihrer Einführung verschwinden diese Kurse, welche nur ein Uebergangsstadium bildeten. Somit lösen sich in der Erziehung des jungen Schweizers, soweit er keine höhere Schule besucht, nacheinander die Primar-, Wiederholungs-, Fortbildungs- beziehungsweise Rekrutenvorbereitungsschule ab, und er wird bis zu seinem 20. Lebensjahr fortgesetzt oder nur mit geringen Unterbrechungen im Banne der Schule gehalten.

Dies ist nicht nur deshalb von Wichtigkeit, weil ihm hierdurch

ein größeres Maß von Kenntnissen und Fertigkeiten übermittelt wird, sondern vor allem deshalb, weil er ganz anders diszipliniert und sittlich gefestigt ins Leben tritt. Wenn der junge Deutsche mit 14 Jahren die Volksschule verläßt, streift er plötzlich und völlig die Zügel ab, die ihn 8 Jahre lang geleitet haben, und er steht einer „Freiheit" gegenüber, die er nicht zu benutzen versteht. Der moralische Einfluß der Eltern wird, zumal bei der oft früh eintretenden materiellen Emanzipierung vom Vaterhause, immer geringer, und derjenige der Lehrherren und Prinzipale durch gewissenlose Verhetzung mehr und mehr untergraben. Daher fehlt gerade dem Absolventen der Volksschule die seinem jugendlichen Alter dringend notwendige Autorität, während hingegen die jungen Leute der sogenannten höheren Stände durch Gymnasium, Universität und pekuniäre Abhängigkeit vom Elternhause lernen müssen — oft bis in die Mitte der zwanziger Jahre hinein — sich zu fügen und unterzuordnen. Dem jungen Fünfzehnjährigen aber, der nun so fast ohne Autorität aufwächst, drohen die allerschlimmsten sittlichen Gefahren, und nicht mit Unrecht klagt man über die zunehmende Roheit unserer Jugend; oder anderseits gerät das im Grunde genommen autoritätsbedürftige jugendliche Gemüt in den Bannkreis von Anschauungen, die sich mit dem Wohle der Allgemeinheit nicht vertragen. Der reife Mensch mag sich auf Grund seiner Erfahrungen eine Weltanschauung bilden, wie er will; die Jugend aber ist zum Lernen da, einerseits zum Aneignen von Kenntnissen für ihr eigenes Fortkommen, aber nicht minder zur Ausbildung des Bewußtseins, als Glied der Allgemeinheit verpflichtet zu sein, sich dem großen Ganzen, dem Vaterlande, ein- und unterzuordnen. Deshalb hat selbst eine demokratische Republik, wie die Schweiz es ist, es für nötig erachtet, den jungen Bürger bis zum 20. Jahre der bewährten Autorität der Schule zu unterstellen. Dieser ist die hohe Aufgabe zuteil geworden, in dem Jüngling vor allem das politische, das patriotische Pflichtbewußtsein (nicht nur Pflichtgefühl) zu erwecken und zu pflegen. Auf diesem Gebiete kann das monarchische Deutschland noch viel von der nachbarlichen Republik lernen.

---

# Zur Verhöhnung Christi.

## Eine weltliche Betrachtung.

Von

**Theodor Birt.**

Im Lager der römischen Truppen sitzt Pilatus, der Landpfleger, im Gebäude des Praetorium zu Gericht über Christus, der sich der König der Juden genannt hat. Christus ist zum Tode verurteilt. Während er hinausgeführt wird und durch das Lager schreitet, fallen die Soldaten über ihn her und treiben grausame Späße mit ihm: sie krönen ihn, geben ihm Krönungsmantel und Szepter; die Krone machen sie aus Dorngestrüpp; der Mantel ist wirklicher Purpur (πορφυρά), das Szepter ein Rohr (κάλαμος). Dies tun sie, wie wir betonen, weil Christus sich selbst König genannt hat.

Wir nehmen an, daß dies tatsächlich so vorgefallen. Denn der Vorgang hat nichts innerlich Unglaubwürdiges. Es ist aber die Frage, ob die Legionäre ganz aus freien Stücken auf diese grausam theatralische Art der Verhöhnung verfielen oder ob gewisse verbreitete Anschauungen ihnen dazu die Anregung gaben. Waren sie nun in Gallien, Spanien, Germanien oder einem anderen Teil des Reichs ausgehoben, ohne Zweifel standen sie doch unter dem Einfluß griechisch-römischer Tradition und Lebensweise. Es ist in diesem Sinn von verschiedenen Gelehrten verschiedenes kombiniert worden, Glaubliches und Unglaubliches.*) Das vollkommen Zutreffende scheint mir noch nicht gesagt zu sein.

Mancher wird wohl mit Scheu Teile der Passionsgeschichte, die der Gegenstand seiner andächtigen Versenkung sind, in Beziehung gebracht sehen zu sehr trivialen Verhältnissen des damaligen Lebens.

*) Eine vorsichtige und vernünftige Behandlung der Frage gab J. Geffken im Hermes, Bd. 41, S. 220 ff.

Aber Christi Leidensgeschichte ist doch in die Gesamtgeschichte der Menschheit fest eingewebt, und so ist es ein begreifliches Verlangen, wenn wir die unscheinbaren Fäden zu verfolgen suchen, durch die sie mit ihrer nächsten Umgebung, mit dem Leben der profanen Wirklichkeit zusammenhängt. Sie selbst wird dadurch an Glaublichkeit nur gewinnen.

Auf der Suche nach Analogien ist man freilich bis zu den Skythen gelangt. Die Saker (Σάκαι) waren ein Skythenvolk nördlich von Persien. In Babylonien und bei den Persern feierte man ein nach ihnen benanntes Fest, die Sakäen (Σάκαια), von dem die Griechen wiederholt berichten. Der Redner Dio von Prusa weiß darüber mehr als andere und gibt seinem Publikum den sensationellen Bericht zum besten: Um das Fest dem Ritus gemäß zu begehen, hatte man einen zum Tode verurteilten Verbrecher nötig. Der Verbrecher wird auf den Thron des Königs gesetzt, wird mit dem Königsornat bekleidet und man läßt ihn üppig leben, auch den Kebsweibern des Königs beiwohnen; dann aber wird er entkleidet, wird gepeitscht und verbrannt. Es ist das Prinzip der Henkersmahlzeit vor der Exekution. Wer kann darin aber im Ernst eine Uebereinstimmung mit der evangelischen Erzählung finden? und was haben die Gewohnheiten der Römer und Griechen mit den Sakäen zu tun? Vor allem aber besteht der unabweisliche Verdacht, daß der Redner Dio hier phantasiert oder nur eine Fabelei anderer zum besten gibt. Dies hat Geffken*) mit Recht gesagt. Denn die ältesten, zuverlässigsten Nachrichten über die Sakäen wissen von Menschenopfern an diesem bacchantischen Feste nichts.

Im Altertum war das Königwerden die Traumsehnsucht des Armen. Das ist Märchenton. „Ich werde König heißen", so träumt der darbende Fischer Gripus beim Plautus, als er einen Goldfund in seinem Netz hat; „ich will Bürger Athens, nein, ich will Archont, nein, ich will König werden!" so träumt auch der gedrückte Sklave bei dem Popularphilosophen Teles.**) Mit Rührung wird uns darum erzählt, wie Alexander der Große einmal einen Veteranen seines Heeres im Schnee liegen und verschmachten sieht und wie er ihn großmütig auf seinen Thron setzt, um ihn zu retten.***) Noch beweglicher die Geschichte von dem Kyprier Alynomos, der vornehm, doch ganz verarmt, einsam in einem Garten

*) Hermes 41, S. 223.
**) Hierzu und zum folgenden siehe meine Schrift Elpides S. 61—65.
***) Val. Maximus 5, 1 ext. 1; Curt. Rufus 8, 4, 15.

lebt. Da wird das Königtum in Paphos erledigt. Alexander der Große läßt nach Alynomos suchen. Das Männlein begoß eben ein Beet mit Wasser und erschrak heftig, als des Königs Gesandte ihn fanden. Im schlichten Kittel wird er vor Alexander geführt. Der kleidete ihn allsogleich in Purpur und machte ihn zum König von Paphos. „So macht das Glück Könige," ruft Plutarch aus, der uns dies erzählt; „nur der Anzug wird gewechselt, und man hofft und gewärtigt es selber nicht."

Nur der Anzug wird gewechselt! Verkleidung! Maskerade! Es wäre begreiflich, wenn auch das Volkstheater damals gelegentlich derartige Traumkönige auf die Bühne gebracht hätte.

Lassen wir uns darum zunächst an die Saturnalien Roms erinnern, denen ein griechisches Kronosfest (Κρόνια) entsprach; es ist ein Umweg, den wir gehen, aber er wird sich als nicht zwecklos erweisen. In diesem glückseligen Karneval der alten Saturnalien, dem großen Schenkfest des Dezember, an dem alljährlich sieben Tage lang die Sklaven als Freie und die Armen als Reiche galten, gab es auch einen Narrenkönig, der durchs Los gewählt wurde.*)

Lucian ist uns dafür Hauptzeuge, und er redet von einem zweifachen Königtum. Erstlich war es der Gott Saturn (Κρόνος), der beim Fest selbst auftrat und von jemandem aus der Gesellschaft dargestellt wurde, und zwar nicht als grämlicher Greis, sondern munter und kräftig und, was das wichtigste, im Königsornat.**) Es ist ja auch kein Zweifel, daß der Kronos-Saturn, mit dem der geistreiche Lucian in dem Schriftenkomplex Nr. 70 sich und seine Leser unterhält, nicht der Gott selbst, sondern des Gottes Maske ist, d. h. der von einem Menschen dargestellte Festkönig Kronos, der, wenn er den Traurigen fröhlich machen will, ihm nicht etwa, wie sonst die Götter, im Traum erscheint, sondern ihn leibhaftig von hinten am Ohr faßt und ihn gehörig schüttelt, mit dem sich also auch bequem die allerlustigsten Gespräche führen lassen und der da auch Briefe erhält und schreibt (der erste dieser Briefe ist von „Ich" an den Kronos gerichtet). Was Lucian da gibt, ist nichts anderes als eine Karnevalszeitung, in der Prinz Karneval-Kronos die

*) Epictet, Dissertat. I 25, 8.

**) βασιλικῶς ἐνεσκεύαστο Lucian 70, 2, 10; vgl. in den Acta S. Dasii bei Cumont, analecta Bollandiana XVI, S. 11 das βασιλικὸν ἔνδυμα und κατὰ τὴν αὐτοῦ τοῦ Κρόνου ὁμοιότητα. Bei keinem Gott war die Bezeichnung, daß er „König" ist, so ständig wie bei Saturnus-Kronos; Varro de re rustica III 1, 5: Saturnus rex; mehr gibt Maximilian Mayer bei Roscher, Mythol. Lexikon II S. 1458.

Hauptperson. Desselben Majestät erläßt denn daselbst auch Gesetze für das Fest, die die Reichen sich in ihren Atrien auf einer Säule aufstellen sollen; dazu die arge Drohung: wer die Gesetze übertritt, den wird dieser König zum Kybelepriester und Eunuchen machen.*)

In allen Städten, ob groß ob klein, auch in den Feldlagern und Kasernen war so alljährlich König Kronos zu sehen. Zu seinen Funktionen aber gehörte nicht nur, daß er selbst allen voran sich betrank, würfelte und liebte, sodann auch dies, daß er wieder Festkönige schuf, die ihm irgendwie unterstellt waren (ἄρχοντας καθιστάναι 70 1, 2). Beim Wetttrinken und Würfeln, heißt es, verleiht er den Sieg und macht, daß der, der ihn darum recht bittet, König wird,**) so daß der so zum Herrscher erhobene allen alles befehlen kann, dem einen, daß er einen satyresken Tanz zum besten gibt, dem andern, daß er sich selbst als niederträchtig und gemein beschimpfe, dem dritten, daß er mit der Musikantin auf dem Arm dreimal ums Haus renne u. a. m. Leider, sagt Kronos, ist dies Königtum, das ich verleihe, nur kurz; aber das meine währt ja nicht länger.***)

Man kann indeß annehmen, daß die von Kronos, d. h. durch das Los kreierten Festkönige und der König Kronos selbst gewiß häufig in einer Person zusammenfielen.†) Wie dem auch sei, jedenfalls sah sich auf diese Weise so mancher arme Schelm aus der Masse des Volks oftmals in lustiger Verkleidung zum König erhoben, bis dann mit dem Fest auch sein Glanz erlosch. Das war also gleichsam ein Theaterspiel, in dem das schmausende und zechende Publikum selbst die Rollen übernahm, ein Mummenschanz, in dem der erste beste, er sei noch so kläglich, als König und Hauptperson Gegenstand parodischer Huldigungen und durchgängig sehr harmloser Späße wurde.††)

Endlich aber beachte man nun noch, daß von Seneca, wie es scheint, mit solcher Narrenkönigsrolle die Regierung des Kaisers Claudius verglichen worden ist. Seneca sagt, daß dieser Claudius sich Zeit seines Lebens wie ein „**Saturnalicius princeps**“ benahm.†††) Damit kann freilich auch nur gesagt sein, daß Claudius ein Kaiser

---

*) 70, 2, 12.

**) βασιλέα μόνον ἐφ᾽ ἁπάντων γενέσθαι 70, 1, 4.

***) Ebenda.

†) So in den **Acta S. Dasii.**

††) Diese Harmlosigkeit betont Lucian 70, 2, 13.

†††) Siehe Bücheler zu **Seneca Apotheosis** c. 8.

(**princeps**) war, der die Saturnalien liebte. Aber es ist gewiß echter, weil pointierter, wenn wir verstehen: er benahm sich stets wie ein Saturnalienkönig.*) Das will besagen: seine Diener und Freigelassenen spielten dem Kaiser auf der Nase herum, und über der unermeßlichen Vergnügtheit vergaß er alle Pflichten. Ist dies aber zutreffend, so ist auch der Charakter der Rolle des Saturnalienkönigs noch weiter klargestellt: wir konstatieren, daß für ihn der Charakter des Tölpels oder des Stupidus — denn dies war Claudius — wesentlich war.

Allein diese gutmütigen und saloppen Späße nützen uns anscheinend in unserer Sache nichts. Jede Analogie zur Verhöhnung Christi fehlt. Es fehlt auch jede körperliche Mißhandlung. Es handelte sich ja bei dem Fest auch nicht um einen zum Tode verurteilten Verbrecher; und der Saturnalienkönig nannte sich dann doch mit Recht Saturnalienkönig, Christus nannte sich nach Ansicht seiner Peiniger mit Unrecht König der Juden.

Jedenfalls aber ist als unglaubwürdig und schwindelhaft beiseite zu lassen,**) was uns um das Jahr 300 n. Chr. einmal in den Akten des Hlg. Dasius zur Sache gesagt wird. Um nämlich das Heidentum zu diskreditieren, ersannen die christlichen Martyrienerzähler damals Schreckensmären von Menschenopfern: wenn die Soldaten im Heerlager das Fest begingen, habe sich der Saturnalienkönig, nachdem er an allen Freuden des Lebens einige Tage lang sich gütlich getan, den Göttern schlachten lassen müssen. So wird der Hergang auf einmal ähnlich dem am Sakäenfest, von dem Dio fabelt. Davon weiß aber das Altertum tatsächlich nichts. Es ist tendenziöse Erfindung.

Gehen wir weiter. Jener Mummenschanz, mit dem das Volk Roms und Griechenlands sein Verbrüderungsfest verschönte und der oft auch den Armen und Geringen für wenige Tage zum König machte, ließ sich nun auch wirklich auf das Theater bringen. Dafür haben wir einen Nachweis. Philos Schrift gegen Flaccus cp. 5 f. ist Zeuge. In Alexandrien in Aegypten trug sich folgendes zu, was zuerst Wendland zum Vergleich heranzog.

Der Judenhaß war in Alexandria eine Macht. Gleichwohl und obgleich er gewarnt war, begab sich der König der Juden, Agrippa I. von Rom aus in die erregbare Stadt. Alsbald aber

*) Ich sehe, daß auch G. Wissowa, Religion u. Kultus der Römer S. 171, diese Auffassung teilt.

**) Siehe Geffken a. a. O. S. 222 f.

fiel die Spottlust des Janhagels über ihn her, so oft er sich auf der Straße sehen ließ, und der römische Präfekt Flaccus rührte sich nicht: er ließ die Straßenpolizei nicht einschreiten. Als sich Agrippa im Gymnasion zeigte, da griffen die jungen Leute sich einen nackten, d. h. dürftig gekleideten und blödsinnigen Menschen (μεμηνώς τις) mit Namen Karabas, der das Gespött der Straßenjungen war, von der Gasse auf, stellten ihn auf ein Podium, krönten ihn, indem sie eine offene Buchrolle auf seinem Kopf zum Diadem zusammenlegten, hingen ihm einen Fußteppich als Krönungsmantel um und gaben ihm endlich statt des Szepters ein Stück von einem Schaft des Papyrusschilfs, das weggeworfen auf dem Pflaster lag. Das geschah aber, sagt Philo, in Nachahmung der Mimen im Theater (ὡς ἐν θεατρικοῖς μίμοις). Denn diese Leute hatten keine feinere Bildung (βραδεῖς τὰ καλὰ παιδεύεσθαι), sondern bei den Dichtern der gemeinsten Volksschwänke gingen sie in die Lehre (ποιηταῖς μίμων καὶ γελοίων διδασκάλοις χρώμενοι)*).

Ein Papyrusschaft als Szepter! eine Buchrolle als Krone! Derartige Verkleidungen sah man damals also wirklich auf der Bühne. Aber auch von dem, was Philo noch weiter hinzufügt, werden wir annehmen dürfen, daß darin dieselben Theaterstücke nachgeahmt sind, wennschon Philo dies nicht ausdrücklich sagt. Denn der Bericht geht weiter. So stand also Karabas als König da. Junge Leute stellten sich (jedenfalls auf demselben Podium) als Gefolgschaft um ihn herum und spielten eine Szene; sie huldigten ihm (ἀσπάζεσθαι) und gingen ihn dann um Rechtsentscheidungen und um Entscheidungen in Verwaltungssachen an. Die Menge aber bildete um die Gruppe einen Kreis, wie um den Pulcinellkasten, und auf einmal scholl aus dem Publikum der Ruf: Maris! Maris hieß nämlich, sagt Philo, auf syrisch „der Herr". Agrippa selbst aber war Syrer.

Wir dürfen voraussetzen, daß solche Szenen wie die geschilderte im Volksschwank oder Mimus damals beliebt waren. Darum hat Hermann Reich**) mit Zuversicht den naheliegenden Schluß gezogen, daß auch die Kriegsknechte im Evangelium diesen nämlichen Volksschwank gekannt haben und daß in der Verhöhnung Christi dieser Schwank von ihnen nachgebildet, gespielt worden ist. Das

*) Reich, Neue Jahrbücher 1904 S. 726, 1 versteht diesen Wortlaut nicht, da er γελοίων διδάσκαλοι grammatisch verbindet; γελοίων hängt aber natürlich von ποιηταί ab: „Mimen- und Ulkdichter dienen als Lehrer der Leute."

**) a. a. O.

Leiden des Herrn eine Theaterszene! Christus ein Opfer der Parodie und des Mimus!

In der Tat liebte der Schwank die Parodie; er liebte auch das Improvisieren, und um den königlichen Prunk nachzuahmen, konnte er sich damit begnügen, Krone, Mantel und Szepter mit geringwertigen Gegenständen, wie sie sich eben darboten, zu ersetzen; das wirkte drollig und rührsam zugleich. Dementsprechend erhält also auch Christus von den Soldaten das Rohr statt des Szepters, zur Krone aber werden Dornen verwandt, von denen wir annehmen können, daß sie am nächsten zur Hand waren. Die Uebereinstimmung ist augenfällig.

Aber wir dürfen auch die Unterschiede nicht übersehen, und Reich irrt, wenn er glaubt, die biblische Erzählung aus Philo auch nur annähernd erklärt zu haben.

Der Pseudokönig Karabas, von dem Philo redet, wird auch aufgefordert Recht zu sprechen. Es bleibt aber zweifelhaft, ob das wirklich zu seiner eigenen Verhöhnung geschah. Wie die Handlung in solchem Königsmimus verlief, wissen wir gar nicht. Auch Philo sagt es uns nicht. Auch der Mimusrest des Oxyrhynchospapyrus ergibt dafür nichts. Es ist aber denkbar und vorläufig die nächstliegende Annahme, daß darin einfach der Glückstraum des Armen, von dem ich sprach, verwirklicht wurde und also die Verlegenheit eines Menschen wie Alynomos zur Darstellung kam, der, aus der Armut aufgelesen, plötzlich im Purpur Recht sprechen und regieren soll. Da der Mimus vielfach Improvisation war, wurde dabei, wie gesagt, auch das Königsornat improvisiert und der erste beste Gegenstand dazu verwendet.

Jedenfalls ist bei Philo nicht Karabas selbst das Ziel des Hohns, sondern Agrippa. Nur angesichts des anwesenden Königs Agrippa erhielt die Karabasszene die Pointe beißender Satire und diente dem Zweck der Verhöhnung. Das ist klar. Agrippa sollte sich in dem armseligen Tropf wiedererkennen; „auch Agrippa ist nichts als solch ein kümmerlicher Regent von Glückes Gnaden, der da vom Herrschen und Richten nichts versteht!“ Das war der Sinn, das war der Witz der Sache.

Suchen wir uns das Theaterstück, von dem die Karabasszene nur eine Nachahmung war, selbst vorzustellen, so hatte dasselbe sicher keine Spitze gegen die Juden Alexandriens, wie dies Reich S. 279 ebenso flott wie grundlos behauptet. Denn nirgends steht hiervon irgend etwas angedeutet. Aber auch sonst war das Stück

gewiß tendenzlos und viel mehr rührsam als roh*): sein Sujet ein armer Schlucker, der, wie er sich vielleicht heimlich gewünscht, oder auch ganz gegen seinen Willen plötzlich König wird, der sich aber als Stupidus ausweist und schließlich erleichtert wieder in sein Nichts zurücksinkt.

Dieser Mimus braucht also von den Königsmaskeraden des Saturnalienfaschings gar nicht wesentlich verschieden gewesen zu sein. Im Gegenteil! Kein Zweifel, daß auch die Saturnalienkönige in schlichteren Verkehrskreisen und in den Kleinstädten nicht etwa immer in Gold und kostbare Stoffe gekleidet wurden, sondern daß man sich dabei gerade so, wie wir es beim Karabas sehen, um den Spaß zu steigern, in echt karnevalistischer Sorglosigkeit mit geringwertigen und parodistischen Requisiten begnügte. Vor allem aber beachte man, daß nach Philo jener Karabas, der den König darstellt, ein Blödsinniger oder Schwachsinniger ist. Der dämlichste Mensch wird ausgesucht; er war für diese Rolle just der geeignetste. Ganz ebenso haben wir aber vorhin auch für den Saturnalienkönig den Charakter des Tölpels und Stupidus festgestellt, genauer den Charakter des „fatuus“ oder Blödsinnigen, der auch im Sprichwort ausdrücklich mit dem „König“ zusammengebracht wurde; ich meine das Sprichwort, von dem Seneca in seiner Claudiussatire ausgeht: **aut fatuum aut regem nasci oportere**: „ein wahrer König oder ein wahrer Stumpfbold kann man nur von Geburt sein!“ Kaiser Claudius aber, der Saturnalienkönig, war sogar beides in Eins, **fatuus** und **rex**.**)

Aber die Aehnlichkeit zwischen Karabas und dem Kaiser Claudius geht noch weiter. Die wirklichen Verdienste dieses Regenten kommen hier natürlich nicht in Betracht, sondern nur die Anschauung, die über ihn in seiner eigenen Familie, in der vornehmen Welt Roms und darum auch bei Seneca herrschte. Danach war Claudius „**fatuus**“, schwachsinnig und unzurechnungsfähig von Geburt an,***) wie Karabas. Aber er hatte gar keine Chance

*) Der Mimus ahmte realistisch. oft auch mit Humor und Ironie Typen des Lebens nach, aber er höhnte nicht und stand dadurch im Gegensatz zur alten Komödie eines Aristophanes: so Reich selbst. Der Mimus I S. 327, nach Jacob Bernays.

**) S. Seneca a. a. O. c. 1. Auch Kaiser Augustus betrachtete sein Leben als einen Mimus; er fragte auf dem Sterbebett, ob er ihn gut durchgeführt habe: „wenn das Stück gut war, klatschet Beifall“, war sein letztes Wort. Aber er denkt dabei nicht an den Königsmimus, sondern allgemeiner an den **mimus vitae** (Sueton Aug. 99), von dem in der Popularphilosophie jener Zeit oft die Rede ist.

***) **nec cor nec caput habet**, Seneca c. 8; **dis iratis natus**; **tria verba cito dicat et servum me ducat** c. 11. „Das Urteil, das Seneca fällt,

König zu werden und lebte die längste Zeit seines Lebens ganz verborgen und verachtet,*) wie Karabas. Wider den eigenen Willen wird er dann zum Monarchen erhoben, wie Karabas. Er muß Recht sprechen und das Reich verwalten, wie Karabas. Aber er benimmt sich dabei wie ein alberner Saturnalienkönig, so wie sich ohne Frage auch Karabas in der Mimusszene seiner Natur gemäß verhalten haben muß. Nach dem Ausdruck Senecas**) dehnte Claudius die Saturnalien als Saturnalienkönig über das ganze Jahr aus; d. h. sein Narrenregiment kam nie zu Verstande. Wer will noch leugnen, daß zwischen der Vorstellung vom Saturnalienkönig und dem einfältigen König im Mimus bei Philo kein wesentlicher Unterschied, sondern vielmehr ein naher Zusammenhang besteht?

Blicken wir endlich zurück und vergleichen nochmals den Evangelienbericht, so ergibt sich nun mehr als eine Differenz. Denn in der Bibel will Christus selbst König sein, und das ist es, weshalb er verhöhnt wird. Bei Philo will Karabas selbst durchaus nicht König sein, und darum richtet sich der Hohn der Mitspieler auch nicht gegen ihn, sondern nur gegen den König Agrippa, der zuschaut. Der Unterschied liegt auf der Hand. Er macht aber die vorhin bemerkte Uebereinstimmung zwischen der Karabasszene und dem Evangelienbericht vollkommen illusorisch.

Dazu kommt der zweite und bedeutendere Unterschied, daß dem Mimus nämlich augenscheinlich jede rohere Handlung abging. In den Evangelien gipfelt ja die grausame Komödie darin, daß die Soldaten, die eben noch vor Jesus knieten und ihn begrüßten: „Sei gegrüßt, König der Juden!“, ihn plötzlich anspeien und ihm

---

gilt nicht bloß von der Regierungszeit, sondern ebenso vom früheren Leben des Claudius; mit gleichem Hohn hatte Tiberius auf seine Bewerbung ums Konsulat weiter nichts geantwortet als: „anbei 40 Louisd'or für die Saturnalien und Sigillarien“ (Büchler). Daher endlich ließ Seneca den Claudius in einen Kürbis verwandelt werden; in welchem Sinne, habe ich in der Schrift De Senecae apocolocyntosi et apotheosi Marburg 1888/89 ausgeführt.

*) Diesen Umstand beachtete Mommsen nicht, als er bei Seneca a. a. O. c. 1, wo überliefert ist: obiit ille qui verum proverbium fecerat aut regem aut fatuum nasci oportere, zu lesen vorschlug: qui bis verum proverbium fecerat. Das Sprichwort gibt ein Entweder oder: „entweder ein König oder ein Narr muß man von Geburt sein.“ Diesen Satz hat Claudius wahr gemacht, da er nur eine der beiden Eventualitäten erfüllte, da er Narr von Geburt, aber nicht auch König von Geburt war. Er war kein Porphyrogennetos oder in purpura natus. Daß er das Sprichwort doppelt (bis) wahr gemacht, trifft also nicht zu.

**) a. a. O. c. 8: si mehercules a Saturno petisset hoc beneficium, cuius mensem toto anno celebravit Saturnalicius princeps.

mit dem gewiß sehr festen Rohr, das als Szepter dient, aufs Haupt schlagen. In der Szene, die Philo gibt, denkt niemand daran, Karabas zu vergewaltigen. Wir müssen also den griechischen Mimus mit Nachdruck absolvieren: zu der Christuspassion hat sein Vorbild ganz gewiß keinen Anlaß gegeben.

Es fehlt demnach immer noch der Nachweis, woher es kommt, daß dieselbe Person, der man den königlichen Schmuck anlegt, auch Gegenstand der Verhöhnung, ja, auch der Züchtigung und Peinigung wird.

Man wird ein weiteres Suchen wertlos und zwecklos finden. Die Geschichte der Schrift, kurz und ergreifend wie sie ist, erklärt sich aus sich selber. Die Handlung entstand aus der Situation. Ganz ohne Zweifel! Wozu also noch weitere Analogien? Und doch wird, was wir lesen, begreiflicher, es verliert gleichsam das Zusammenhangslose und stellt sich auf den Boden der Zeitgeschichte, wenn wir uns noch an anderes erinnern und bei den Römern selbst weitere Belehrung suchen. Wir fragen nicht den Mimus, sondern die Geschichte.

Ich denke zunächst und vor allem an die „Sardi venales“ Roms, so seltsam sie klingen und so verschüttet auch ihr Andenken bei den Historikern ist. Als die Etrusker niedergeworfen, als Veji, die mächtigste Feindin in Roms Nähe, erobert war, wurde in Rom an den kapitolinischen Spielen*), die nie staatlich, sondern von einer Privatgenossenschaft im Oktober ausgerichtet wurden, eine symbolische Handlung üblich, die jährlich sich wiederholte; es war eine Auktionsszene. Aus der Schar der verkäuflichen Sklaven wurde ein möglichst kümmerlicher Greis („senex deterrimus“) ausgewählt, in das königliche Prachtornat der Etrusker nebst goldner „bulla“ eingekleidet und so fürstlich angetan zum Verkauf vom Forum auf das Kapitol über die Sacra via geführt. Es war dies also der König Vejis selbst, in tragikomischer Travestie, an dem sich das übermütige Volk der Sieger voll Hohn (μετὰ χλευασμῷ sagt Plutarch) immer wieder belustigt hat. Wie leicht hätte auch da schon der Spott die Formel finden können: „Sei gegrüßt, König der Etrusker!“ In Wirklichkeit wird uns auch hier wieder (wie bei Karabas und Kaiser Claudius) die Dummheit dieses Königs betont**); sonst hören wir nur, daß ein Marktschreier (praeco) den Spottkönig nebst Gefolge

*) S. Festus p. 322 M.; Plutarch Romulus 25 u. Aitia Romana c. 53.
**) Plutarch: ἐπισκώπτων αὐτοῦ τὴν ἠλιθιότητα καὶ ἀβελτερίαν.

mit dem Ausruf „Sardi venales“, d. h. „hier sind Sarder zu kaufen!“ begleitete. Die Etrusker leiteten sich nämlich von Sardes in Kleinasien her.

Zu körperlichen Mißhandlungen kam es jedoch hierbei nicht. Denn man hatte den König Vejis nicht selbst vor sich, sondern nur sein mimisches Abbild. Sowohl Einkleidung aber wie Verhöhnung liegt hier, wie man sieht, tatsächlich vor; nach Plutarchs Zeugnis sah man diesen Spottkönig in Rom bis in seine Zeit, d. h. bis zum Jahr 100 n. Chr. und später*), und wir beginnen schon jetzt zu begreifen, wie es gekommen, daß auch die Einkleidung des „Königs der Juden“ Jesus Christus und seine Verhöhnung von den Kriegsleuten eben desselben Volks geschah, bei dem solcher brutaler Mummenschanz zum alljährlichen Festprogramm gehörte.

Ein Paar Jahrzehnte aber nach Christi Leiden spielt sich in Rom der Tod des Kaisers Vitellius ab. Da hören wir**): Vespasians Truppen rücken gegen Roms Mauern. Vitellius ist besiegt. Er hat seinen Purpur abgeworfen und verbirgt sich auf dem Palatin, in Lumpen gekleidet, um Nachts nach Terracina zu entweichen. Die Soldaten aber (die des Vespasian? oder seine eigenen?) suchen nach ihm, finden ihn beschmutzt und mit Blut besudelt. Sie zerreißen ihm das Kleid am Leibe, binden ihm wie einem verurteilten Verbrecher die Hände auf den Rücken, führen ihn über die Sacra via, wo er noch gestern im königlichen Wagen fuhr, auf das Forum, wo er sonst als Herrscher Recht gesprochen. Und die Einen s c h l a g e n i h n n u n, die andern zupfen ihn am Kinn, alle v e r s p o t t e n i h n v o l l U e b e r m u t, indem sie ihm sein wollüstiges Leben vorwerfen. Er senkt den Kopf vor Scham. Da stechen sie ihn von unten mit den Dolchen ins Kinn, so daß er das Haupt aufrichten muß. Ein keltischer Soldat hat Mitleid und versucht Vitellius zu töten, um ihm weitere Grausamkeiten zu ersparen. Aber der Versuch mißlingt, und mit Gelächter geht es weiter bis zum Gefängnis. Endlich wird er niedergehauen.

Christus und Kaiser Vitellius! welch eine Zusammenstellung! Und doch haben wir in jener wüsten Greuelszene endlich ein wirkliches Pendant zu dem gefunden, was die Soldaten dem Heiland vor seiner letzten Stunde angetan. Hier haben wir das, was im Mimus bei Philo vollständig fehlt: der Mann, der da leidet, ist

*) Plutarch an beiden Stellen: dem widerspricht das Zeugnis des Festus nicht.
**) Auszüge des Cassius Dio 65, 20 f.

Prätendent: Vitellius prätendiert Kaiser zu sein; Christus prätendiert König zu sein. Darum und durch diesen Anspruch lenken beide den Hohn auf sich, und darum werden sie auch gepeinigt, damit sie nämlich an ihrem Leibe ihre Wehrlosigkeit merken und wie wenig sie in Wirklichkeit König sind. In beiden Fällen handelt es sich außerdem um die Hinrichtung des Prätendenten; in beiden Fällen aber kann die Soldateska Roms sich nicht entschließen, sie sofort zu vollstrecken, sondern treibt zuvor wie das Raubtier mit seiner Beute ihr grausames Spiel, wobei zu den Spottreden die Stockschläge kommen (ῥαπίζειν Cassius Dio; διδόναι ῥαπίσματα Evangel. Johann. 19, 3).

Es ist gut den römischen Soldaten zu kennen, wenn man sein Verhalten verstehen will. Was ich aber behaupte, ist zweierlei, und dies muß scharf unterschieden werden.

Wenn die Soldaten auf den für sie ergötzlichen Einfall kamen, Christus als König zu verkleiden und zu krönen, so ist ihnen das gewiß eingegeben durch die Erinnerung an einen Mummenschanz, der, wie gezeigt, damals auch sonst im Schwang und weit verbreitet, der gelegentlich im Volkstheater des Mimus zu sehen, der vor allem in Rom alljährlich im Oktober beim Kapitolinischen Fest der Sardi venales und gleich danach im Dezember beim Saturnalienfest gang und gäbe war. Das Wichtigste an dem Hergang im Evangelium erklärt sich jedoch vielmehr aus dem historischen Moment selbst, aus impulsiver Eingebung und aus der brutal kaltherzigen Grausamkeit des gemeinen Mannes im Heer, jenes römischen Söldlings, der die Könige Macedoniens und Numidiens dereinst gefangen nach Rom geschleppt und für den jetzt eben die Zeit herankam, wo er frevelhaft übermütig die Kaiser Roms selbst machte und wieder vernichtete. So sehen wir, wie er sich daran weidet, als Henkersknecht seine Uebermacht an dem Wehrlosen auszulassen, der den Purpur beansprucht, ohne ihn behaupten zu können. Diese unheimlich gärende Macht, die sich zuerst beim Tode des Vitellius vor uns so grausig und erschreckend enthüllt, dieselbe ist es auch, die sich im gleichen Triebe, aber voll Mißverstand an dem „König" Christus vergriffen hat.

Wir haben bisher nur die roheren Volksschichten des antiken Lebens, die höherer Schulbildung und dem veredelnden Einfluß der griechischen praktischen Philosophie nicht ausgesetzt waren, ins Auge gefaßt. Das ist aber ungerecht. Versuchen wir daher schließlich auch noch, uns vorzustellen — und das ist wertvoller als alles bisher Gesagte —, welchen Eindruck die evangelische Erzählung, von der wir gehandelt, zur Zeit, als sie erschien, auf die wirklich ge-

bildete griechische Welt machte, d. i. vor allem auf solche Männer — und sie zählten allerorts zu Tausenden —, denen Religiosität und Trieb zur sittlichen Läuterung damals die wichtigsten Faktoren der Kultur und aller menschlichen Existenz schienen. Ich meine die Adepten der Stoa und des Zynismus, die da Reichtum und Ehre und Luxus und selbst die Liebesfreuden verachten lehrten, sich allen sog. Glücksgütern entzogen und die Selbstzucht bis zur Bedürfnislosigkeit trieben. So sehr sie auf den Kaiser Roms herabsehen: der Königsbegriff stand als Gipfel des Wünschenswerten doch auch bei diesen Männern obenan. Diogenes brauchte einen Alexander den Großen, um sich sagen zu können: ich bin mehr als er. König sein! das ist auch hier das Schlagwort. Mit lang hallendem Echo geht das Wort durch fünf Jahrhunderte hindurch: „Wer entsagt, ist König!" Rex eris! Wozu Belege häufen? Ich zitiere für hundert Stellen nur die eine, wo Epiktet in seinen herben Diatriben*) von dem, der sich, rasch entschlossen, dem mönchischen Leben des Zynikers zuwendet, sagt, daß er nach Szepter und Königtum greift (εὐθὺς ἐπὶ τὸ σκῆπτρον, ἐπὶ τὴν βασιλείαν) und daß Zeus selbst es ist, der ihn mit Szepter und Diadem bekleidet (ὁ Κυνικὸς τοῦ σκήπτρου καὶ διαδήματος ἠξιωμένος παρὰ τοῦ Διός). Szepter und Krone! Gott gibt sie dem, der sich selbst überwindet! In diesem Sinne und als geläufiges Symbol muß damals die Krönung Christi auch auf den stoisch-zynisch erzogenen Griechen tief gewirkt haben. Die Krieger hatten an Christus wider Willen das Rechte getan.

---

*) IV 8, 30 u. 34.

# Der Entwurf einer Reichsversicherungsordnung und der ärztliche Stand.

Von

Rechtsanwalt Dr. jur. F. Thiersch in Leipzig.

---

Wer im Laufe der letzten Jahre beobachtet hat, wie der Kampf zwischen Aerzten und Krankenkassen an Schärfe und Umfang immer mehr zunahm, mag gehofft haben, daß der Entwurf einer Reichsversicherungsordnung Mittel zur Herbeiführung besserer Beziehungen zwischen Kassen und Aerzten finden werde. Daß diese Hoffnung sich nicht erfüllt hat, kann man aus der ablehnenden Haltung schließen, welche die überwiegende Mehrheit der deutschen Aerzte gegenüber den wesentlichsten Bestimmungen des Entwurfs eingenommen hat, die sich mit der Regelung des Verhältnisses zwischen Aerzten und Kassen beschäftigen.

Eine Darstellung dieses Verhältnisses, wie es der Entwurf vorschlägt, und eine Prüfung der Berechtigung des ärztlichen Standes zu seiner ablehnenden Haltung wird deshalb des allgemeinen Interesses nicht entbehren.

Wer aber die Haltung und Bestrebungen der deutschen Aerzteschaft verstehen und beurteilen will, wird sich zunächst über Art und Ursache der Uebelstände unterrichten müssen, deren Beseitigung der ärztliche Stand für notwendig hält.

Als Rechtsbeistand des Verbandes der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen habe ich seit einer Reihe von Jahren Gelegenheit gehabt, die Entwicklung der ärztlichen Verhältnisse in allen Teilen Deutschlands kennen zu lernen und mir ein eigenes Urteil über alle Fragen rechtlicher, sozialer und wirtschaftlicher Art zu bilden, welche den ärztlichen Stand bewegen. Ich hebe dies hervor, weil ich den Schein vermeiden möchte, als wollte ich mit den nachfolgenden Betrachtungen nur eine Lanze für den Leipziger Verband brechen. Was ich zu sagen habe, beruht auf selbständigem Urteil und entspringt dem Wunsche, im Interesse nicht einer Aerztepartei, sondern des ärztlichen Standes überhaupt für dessen eigentümliche Lage ein besseres Verständnis in den gebildeten Kreisen unseres Volkes zu wecken.

## I. Ursache und Art der Notlage des ärztlichen Standes.

**Die Ursachen sind: die Aufhebung des Kurpfuschereiverbots durch die Gewerbeordnung im Jahre 1869 und die 1884 einsetzende Versicherungsgesetzgebung.**

1. Nachdem die gewerbsmäßige Ausübung der Heilkunde jedermann im Deutschen Reiche ohne Befähigungsnachweis gestattet worden war, entwickelte sich das Kurpfuscherunwesen in ungeahntem Maße. Bereits um die Wende des Jahrhunderts hatte die Zahl der Kurpfuscher auf dem Lande und in kleinen Städten die der Aerzte vielfach überstiegen. Es erwuchs dadurch den Aerzten eine erhebliche Konkurrenz. Denn gegen alles Erwarten pflegte man sogar in den Kreisen der gebildeten Stände und der Aristokratie häufig die Hilfe des Kurpfuschers der des Arztes vorzuziehen. Wesentlich trug hierzu bei die Untergrabung des Vertrauens weiter Kreise zu der ärztlichen Kunst durch die organisierten Kurpfuscher, die sogenannten Naturheilkundigen, welche noch jetzt planmäßig bestrebt sind, die „Schulmedizin" als minderwertig gegenüber der Naturheilkunde hinzustellen.

2. Durch die Krankenversicherungsgesetzgebung wurde zwischen den ärztlichen Stand und einen großen Teil der Bevölkerung ein Organ — die Kasse — eingeschoben, welcher als Monopol die Vermittlung der ärztlichen Arbeit an ihre Mitglieder in die Hand gegeben wurde. Zwar ging das Kr.V.G. von dem Gedanken aus, daß diese Vermittlung nur eine formelle und die freie Arztwahl die Regel sein werde. Denn in den §§ 6a und 26a Kr.V.G. wird den Kassen nur die Befugnis gewährt, durch Statut festzusetzen, daß die ärztliche Hilfe von dringenden Fällen abgesehen nur durch bestimmte Aerzte gewährt werde. Die Ausnahme wurde aber zur Regel. Die große Mehrzahl der Kassenvorstände hielt es aus pekuniären, persönlichen und auch politischen Gründen für vorteilhafter, nur eine beschränkte Anzahl von Aerzten mit festem Gehalt anzustellen.

Was war die Folge?

a) Rasches Anwachsen der Zahl der Aerzte, veranlaßt durch die verlockende Aussicht auf ein sicheres Einkommen. Im Jahre 1887 gab es in Deutschland bei einer Bevölkerungsziffer von 47 1/2 Millionen 15824 Aerzte. Im Jahre 1904 war die Bevölkerungsziffer auf 59294390 und die Zahl der Aerzte auf 30457 gestiegen.*) Es ist also in dieser Zeit die Bevölkerungsziffer um 24 Prozent und die Zahl der Aerzte um 92 Prozent gewachsen. Ein weiteres unverhältnismäßig rasches Steigen der Zahl der Aerzte ist vom Jahre 1913 ab zu erwarten, weil durch Zulassung der Abiturienten von den Realgymnasien und Oberrealschulen, die Anzahl der Medizinstudierenden sehr erheblich, nämlich von ca. 6000 im Jahre 1905 auf ca. 8500 im Jahre 1908 gestiegen ist.

*) Vgl. S. 37 der Begründung des Entwurfes.

b) **Unwürdige Konkurrenz der Aerzte untereinander.** Es entwickelte sich besonders bei jüngeren Aerzten immer mehr das Bestreben, mit oft unlauteren Mitteln eine Kassenstelle zu erlangen und andere Aerzte zu verdrängen.

c) **Maßlose Steigerung des Selbstgefühls der Vorstände der größeren Kassen und dadurch veranlaßte unwürdige Abhängigkeit der Kassenärzte von den Kassenvorständen.**

Diese Erscheinung trat bei den Vorständen sowohl der großen sozialdemokratisch geleiteten Ortskrankenkassen, als auch der großindustriellen Betriebskrankenkassen zu Tage. Die Kassenvorstände fühlten sich den Aerzten gegenüber mehr und mehr als deren Brotherren und ließen sie ihre wirtschaftliche Abhängigkeit durch kleinliche Chikanen fühlen.

d) **Lockerung des Vertrauensverhältnisses zwischen den Kassenkranken und Kassenärzten.**

Die Versicherten haben sich zum großen Teil ebenfalls rasch daran gewöhnt, den Arzt als ihren Angestellten zu betrachten, der kommen muß, wenn er gerufen wird. Sie fordern die ärztliche Behandlung als ihr gesetzliches Recht und nützen den Arzt oft in gewissenloser Weise aus. Von einer Herstellung des Vertrauensverhältnisses, wie es zwischen Arzt und Patienten erforderlich ist, kann in solchen Fällen nicht die Rede sein.

e) **Uebermäßiges Sinken des ärztlichen Honorars.**

Sogar große wohlhabende Kassen zahlten nicht mehr als 15 Pfennig für die Konsultation und 30 Pfennig für den Besuch. Diese Ausnutzung der durch große Nachfrage nach Kassenarztstellen für die Kassen geschaffenen günstigen Konjunktur geschah durchaus nicht immer aus selbstsüchtigen Motiven. Im Gegenteil: die Kassenvorstände pflegten das am ärztlichen Honorar ersparte Geld zum Besten der Versicherten zu verwenden. Es wurde die Familienversicherung eingeführt, die Karenzzeit gestrichen, das Krankengeld erhöht, die Dauer der freien ärztlichen Behandlung über das gesetzliche Maß hinaus verlängert usw. Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß diese Vorteile den Kassenmitgliedern in der Regel auf Kosten der Aerzteschaft zugewendet worden sind.

Diesen Uebelständen stehen einige Vorteile gegenüber, welche die Versicherungsgesetzgebung den Aerzten gewährt.

Die Nachfrage nach ärztlicher Hilfe ist größer geworden, und der Arzt kann mit Sicherheit auf den Eingang seines Honorars rechnen, während er früher dessen oft verlustig gegangen ist. Diese Vorteile sind aber verschwindend angesichts der außerordentlichen Vermehrung des ärztlichen Angebots und der niedrigen Sätze des Kassenhonorars, welche wieder ungünstig auf die Beschaffenheit der ärztlichen Leistung zurückwirken müssen. Dazu kommt, daß umgekehrt der Arzt nicht selten gerade infolge der Zwangsversicherung das Honorar nicht erhält, welches ihm sonst zugefallen wäre. Denn häufig

muß er zu den niedrigen Kassenpreisen Kassenmitglieder behandeln, deren Eltern oder unterhaltspflichtige Verwandte sehr wohl in der Lage wären, ein angemessenes Honorar zu zahlen.

Es ist also nicht richtig, wenn es in der Begründung des Entwurfes auf S. 74 heißt: „Daß im ganzen betrachtet die Ein- und Durchführung der reichsgesetzlichen Krankenversicherung den Interessen des ärztlichen Standes Abbruch getan hätte, wird man nicht anerkennen können.“

Im Gegenteil, die Zustände waren für den ärztlichen Stand unhaltbar geworden.

## II. Die Bestrebungen des ärztlichen Standes.

Zunächst richtete sich das Bestreben der deutschen Aerzteschaft darauf, in ihren eigenen Reihen Wandel zu schaffen. Der durch den Druck der Verhältnisse sich immer mehr ausbreitenden unlauteren Gesinnung mußte gesteuert werden, wenn nicht eine Proletarisierung des ganzen Standes eintreten sollte. Es wurde im Wege der Landesgesetzgebung die Standesgerichtsbarkeit ins Leben gerufen, und der ersprießlichen Tätigkeit der Ehrengerichte ist es zu danken, daß das Gefühl der Standesehre in der Aerzteschaft wieder erstarkt ist. Die gegenseitige Unterbietung bei der Bewerbung um Kassenstellen hat seitdem erheblich nachgelassen.

Zur Beseitigung der Uebelstände auf wirtschaftlichem Gebiete war eine Mitwirkung der Regierungen nicht zu erlangen, obgleich diese Jahr für Jahr darum angegangen wurden. Als einziges Mittel blieb die Selbsthilfe übrig. Es entstand der Verband der Aerzte Deutschlands. Wie sehr ein derartiger Zusammenschluß Bedürfnis gewesen ist, beweist die rasche Entwicklung des Verbandes. Er umfaßt heute neun Zehntel der praktischen Aerzte. Zur Besserung der wirtschaftlichen und sozialen Lage des ärztlichen Standes hält er im wesentlichen zwei Mittel für erforderlich:

1. die beschränkt freie Arztwahl,
2. Mitwirkung der lokalen Aerztevereinigungen beim Abschluß von Verträgen mit Kassen.

Die beschränkt freie Arztwahl soll jedem Arzte, der sich auf bestimmte Normativbedingungen verpflichtet, die Möglichkeit verschaffen, Kassenpraxis zu erwerben. Die Normativbedingungen werden gemeinsam von dem Kassenvorstand und der lokalen Aerztevereinigung vereinbart. Dadurch wird die persönliche Abhängigkeit des einzelnen Arztes von dem Kassenvorstand beseitigt, die Konkurrenz um die Bewerbung von Kassenstellen fällt weg, allen Aerzten insbesondere auch den jüngeren wird Gelegenheit gegeben, durch eigene Tüchtigkeit eine Praxis zu begründen. Ein übermäßiger Druck auf das ärztliche Honorar kann von dem Kassenvorstand nicht mehr ausgeübt werden, und der Versicherte ist in der Lage, sich den Arzt zu wählen, der ihm behagt. Die Besorgnis, daß die Kasse durch dieses System finanziell ruiniert werde, ist unbegründet. Denn die ärztlichen Organisationen haben selbst das größte Interesse an der pekuniären Leistungsfähigkeit der Kassen.

Sie werden deshalb nach sorgfältiger Prüfung des Kassenbudgets nicht mehr an Honorar verlangen, als die Kasse zahlen kann, und ebenfalls in ihrem eigenen Interesse durch Einrichtung ärztlicher Kontrollkommissionen Ausschreitungen einzelner Aerzte und Simulationen von Kassenmitgliedern aufzudecken und zu verhindern wissen.

Dieses System hat sich in der Praxis bei zahlreichen großen und kleinen Krankenkassen gut bewährt und ist z. B. in Württemberg bei allen staatlichen Kassen mit bestem Erfolge eingeführt. Es ist in der Tat das naturgemäße, bietet für die Versicherten und Aerzte gleiche Vorteile, und ist allein geeignet, zwischen beiden das ideale Vertrauensverhältnis wieder herzustellen, welches durch die Einschiebung der Kasse als Zwischenorgan so häufig gelitten hatte. Der Versicherte genießt den Vorteil, daß er sich um die Bezahlung des Arztes nicht zu sorgen braucht, und kann sich ärztliche Hilfe in derselben Weise verschaffen, als wenn er nicht versichert wäre. Und der Arzt wird, um sich das Vertrauen der Kassenmitglieder und damit eine gute Praxis zu erwerben, angespornt werden, seinen Beruf möglichst gewissenhaft und tüchtig auszuüben, während bei dem fest besoldeten Arzt dieser Ansporn fehlt.

Wenn es in der Begründung des Entwurfs auf S. 76 heißt, daß die gesetzliche Einführung der freien Arztwahl einen starken Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Beteiligten und eine staatliche Bevormundung ihres Rechtes freier Vertragsschließung bedeute, so ist dieser Ansicht nicht beizutreten. Durch die Einführung der freien Arztwahl soll gerade ein schwerer Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Versicherten und der Aerzte, denen ja das Recht freier Vertragsschließung genommen ist, wieder gut gemacht werden. Sie soll die Schranke offen halten, welche nach dem jetzigen Rechtszustande der Kassenvorstand zwischen den Versicherten und der Aerzteschaft nach seinem Ermessen zu schließen befugt ist.

### III. Regelung des Verhältnisses zwischen Kassen und Aerzten durch den Entwurf.

1. Durch den Entwurf wird die gesetzliche Versicherungspflicht ausgedehnt auf land- und forstwirtschaftliche Arbeiter, Dienstboten, unständige Arbeiter, die im Wandergewerbe beschäftigten Personen, Hausgewerbetreibende und — soweit ihr Jahresarbeitsverdienst 2000 Mk. nicht übersteigt — auf Lehrer und Erzieher, sowie Bühnen- und Orchestermitglieder, ohne Rücksicht auf den Kunstwert ihrer Leistungen. Damit wird der Kreis der versicherungspflichtigen Personen um zirka 50%, d. h. von 13 auf etwa 20 Millionen Menschen erweitert. (§ 197.)

2. Die ärztliche Behandlung muß durch approbierte Aerzte geschehen. Nur ausnahmsweise, wenn ein Arzt in dringenden Fällen nicht erreichbar ist, kann die Hilfsleistung auch durch andere Personen vorgenommen werden. (§ 219.)

3. Die gesetzliche Einführung der beschränkt freien Arztwahl findet nicht statt. Der Abschluß von Verträgen durch die lokalen ärztlichen Organisationen ist nicht möglich. Die Begründung des Entwurfes läßt zwar einen derartigen Abschluß als möglich zu (S. 77, Abs. 1), der Wortlaut des Entwurfes schließt aber die Möglichkeit aus. Es heißt dort in § 439, Abs 1:

> „Die Beziehungen zwischen den Kassen und den zugelassenen Aerzten und Zahnärzten sind von den Kassen und diesen Aerzten zu vereinbaren."

Die Gestaltung des gegenseitigen Verhältnisses unterliegt also nach dem Entwurfe grundsätzlich der freien Vereinbarung zwischen den Kassenvorständen und den Aerzten, welche Kassenarztstellen übernehmen wollen.

Zunächst sollen ihre „Beziehungen vereinbart werden". (§ 439.) Es ist damit, wie sich aus dem folgenden und der Begründung ergibt, eine Einigung im allgemeinen gemeint, etwa des Inhaltes, daß sich bestimmte Aerzte zur Uebernahme der ärztlichen Behandlung der Kassenkranken in bindender Form bereit erklären.

Danach hat die Einigung im speziellen durch Aufstellung einer Arztordnung zu erfolgen, welche genaue Bestimmungen enthalten muß über die Voraussetzungen für Zulassung und Ausscheiden der Aerzte, deren Honorierung, Einholung von Gutachten vereinbarter Sachverständiger oder Errichtung gemeinsamer Einigungskommissionen zur Erledigung von Meinungsverschiedenheiten, die zwischen den Kassen und Aerzten über Gutachten, Bescheinigungen und Verschreibungen entstehen.

Ein Ausscheiden des Arztes gegen dessen Willen ist nur zulässig, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Die Arztordnung muß von jedem Arzt unterschrieben werden. (§ 439.)

Nach oder bei Abschluß des allgemeinen Vertrages steht es den Parteien frei, Einigungskommissionen zu bilden, denen die Aufgabe obliegt, Meinungsverschiedenheiten über den der Arztordnung zu gebenden Inhalt, oder Streitigkeiten über den bereits festgesetzten Inhalt der Arztordnung beizulegen. Diese Einigungskommissionen müssen je zur Hälfte aus Vertretern der Kasse und der Aerzte bestehen, welche sich über einen Obmann zu verständigen, oder die Bestellung eines solchen dem Versicherungsamt zu übertragen haben. (§ 441.) Ihre Tätigkeit ist also nur vermittelnder Natur. Bewirkt sie eine Einigung der Parteien, so ist die Vereinbarung schriftlich festzustellen und von allen Mitgliedern der Kommission zu unterschreiben. (§ 442.) Wird eine Einigung nicht erzielt, so tritt an Stelle der Einigungskommission das obligatorische Schiedsgericht.

Es ist dies in erster Instanz der Schiedsausschuß bei dem Versicherungsamt und in zweiter Instanz die Schiedskammer bei dem Oberversicherungsamt.

Diese Aemter sind neue Verwaltungsbehörden, welche als Spruch-, Beschluß- und Aufsichtsbehörden 1. und 2. Instanz in Versicherungssachen tätig zu sein haben. Die ihnen angegliederten Schiedsgerichte sind zu-

zusammengesetzt in erster Instanz (Schiedsausschuß) aus dem Vorsitzenden des Versicherungsamts, zwei Versicherungsvertretern und zwei Aerzten (§ 78) und in zweiter Instanz (Schiedskammer) aus dem Vorsitzenden und einem Mitgliede des Oberversicherungsamtes, aus dem von der Landeszentralbehörde bestimmten beamteten Arzt, den zwei Beisitzern der Beschlußkammer und zwei Aerzten. (§ 108.)

Die Vorsitzenden des Versicherungs- und Oberversicherungsamtes sowie die Mitglieder des Letzteren sollen in der Regel die Befähigung zum höheren Verwaltungsdienst oder Richteramt besitzen. Die Bestellung einer anderen Person ist nur zulässig, wenn diese besondere Erfahrung und Vorbildung im Versicherungswesen besitzt (§§ 52, 99).

Von den Versicherungsvertretern des Schiedsausschusses muß je einer Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten sein. (§ 79.) Die beiden Aerzte werden von den Aerzten des Bezirks nach näherer Bestimmung der Landeszentralbehörde gewählt. (§ 80.)

Von den beiden Beisitzern der Schiedskammer ist der eine ein Arbeitgeber, der andere ein Versicherter. Die beiden Aerzte der Schiedskammer werden von der zuständigen Aerztekammer gewählt. (§§ 106, 108.)

Dem Schiedsausschuß liegt eine entscheidende und eine vermittelnde Tätigkeit ob.

Als Spruchbehörde ist er, wie erwähnt, sowohl zur endgültigen Feststellung spezieller Bedingungen des abgeschlossenen allgemeinen Vertrags als auch zur Entscheidung von Streitigkeiten berufen.

In dieser Beziehung erstreckt sich seine Kompetenz auf alle Streitigkeiten über Auslegung und Durchführung der in der Arztordnung oder durch eine Einigungskommission getroffenen Vereinbarungen. (§ 444.) Jedoch kann, soweit es sich um vermögensrechtliche Ansprüche handelt, binnen einer Notfrist von 2 Wochen, die mit Zustellung des Schiedsspruchs beginnt, Klage bei den ordentlichen Gerichten erhoben werden. (§ 447 Abs. 3.) Soweit es sich um andere Streitigkeiten handelt, ist Berufung an die Schiedskammer zulässig. Eine Frist für deren Einlegung ist nicht vorgeschrieben. Die Entscheidung des Schiedsausschusses ist vorläufig vollstreckbar, die der Schiedskammer endgültig. (§ 446.) Die Schiedssprüche stehen in ihrer Wirkung unter den Parteien den gerichtlichen Urteilen gleich. (§ 448.) Auch die Zwangsvollstreckung erfolgt gemäß den Vorschriften der Z.P.O. Nur für den Fall, daß ein Arzt zur Vornahme einer ärztlichen Handlung verurteilt ist, besteht die Sonderbestimmung, daß ihm eine Frist zu stellen ist, binnen deren er entweder die ärztliche Handlung vorzunehmen oder eine angemessene Entschädigung zu zahlen hat. Frist und Entschädigung sind in der Entscheidung festzustellen. (§ 449.) Erfolgt die ärztliche Handlung binnen der gestellten Frist nicht, so hat der Arzt die zwangsweise Einziehung der Entschädigung zu gewärtigen.

Aehnlich dem Gewerbegericht ist der Schiedsausschuß ferner dazu berufen als Einigungsamt zur Vermittlung von Vereinbarungen zwischen

Kassen und einer Mehrzahl von Aerzten zu dienen. (§ 450.) Es ist hier an den Fall gedacht, daß weder ein allgemeines, noch ein besonderes Abkommen getroffen worden ist, daß aber Verhandlungen über den Abschluß eines Vertrags zwischen einer Kasse und einer Anzahl Aerzte schweben. Der Schiedsausschuß kann in diesem Falle, wie sich aus der Begründung S. 79 Abs. 3 ergibt, nur auf Anrufen beider Teile tätig werden, und ist zu einer Entscheidung nicht befugt. (§ 450.)

Wohl aber kann die Landeszentralbehörde, wenn eine Einigung nicht erzielt wird, und ihr durch die Fortdauer des Streitzustandes die ordnungsmäßige ärztliche Versorgung der Kassenmitglieder ernstlich gefährdet erscheint, die Entscheidung der Streitigkeiten durch einen Schiedsspruch der Schiedskammer anordnen. In solchen Fällen kann also, gleichgültig ob das Einigungsamt tätig gewesen ist oder nicht, und gleichgültig ob die streitenden Teile es wünschen oder nicht, durch die Schiedskammer ein Vertragsverhältnis zwischen Kassen und Aerzten begründet werden. Dieser Schiedsspruch hat die Wirkung eines gerichtlichen Urteils. Aus ihm findet die Zwangsvollstreckung in der beschriebenen Weise statt. (§ 451.)

Für den Fall, daß die Aerzte entgegen einer rechtskräftigen Entscheidung des Schiedsausschusses oder der Schiedskammer die ordnungsmäßige ärztliche Versorgung der Kassenmitglieder verweigern, kann die Landeszentralbehörde auf Antrag des Oberversicherungsamtes anordnen, daß die Kasse ihren Mitgliedern statt der freien ärztlichen Behandlung einen Betrag bis zur Hälfte des Krankengeldes zwecks Selbstbeschaffung der ärztlichen Behandlung zahle. (§ 452.)

Schließlich wird noch bestimmt, daß alle Verabredungen und Vereinigungen, welche die Anrufung des Schiedsausschusses oder der Schiedskammer, oder die Unterwerfung unter deren Entscheidung ausschließen, nichtig sind, und daß ein ehrengerichtliches Verfahren wegen Anrufung der Schiedsgerichte oder Unterwerfung unter deren Entscheidung nicht stattfindet.

## IV. Kritik.

1. Angesichts der weiten Ausdehnung der gesetzlichen Versicherungspflicht und des unverhältnismäßig raschen Anwachsens der Zahl der Aerzte wird in Zukunft dem Arzte die Begründung einer Praxis noch viel schwerer werden, wenn er nicht eine Kassenarztstelle erhält. Schon aus diesem Grunde hätte der Entwurf die Zulassung der Aerzte zur Kassenpraxis möglichst erleichtern sollen. Das hat er nicht getan, er hat sogar den bestehenden Zustand verschlechtert, indem er die Mitwirkung der ärztlichen Organisationen bei Abschluß der kassenärztlichen Verträge ausgeschlossen hat.

2. Immerhin schlägt er einige Maßregeln vor, welche geeignet erscheinen, die Machtstellung der Kassenvorstände gegenüber den Kassenärzten einzuschränken. Es sind dies

a) die Beseitigung des gesetzlichen und vertraglichen Kündigungsrechts

der Kassen, denn die Kasse darf dem angestellten Arzt nur kündigen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt;

b) die Einführung von Einigungskommissionen und des Schiedsausschusses, soweit er als Einigungsamt tätig sein soll.

Durch den Wegfall des ordentlichen Kündigungsrechts der Kasse wird die Gefahr der Entlassung von Aerzten aus persönlichen Gründen beseitigt.

Die Einigungskommissionen und der Schiedsausschuß *als Einigungsamt* bieten den Vertretern der Kasse und der Aerzte Gelegenheit, in persönliche Beziehungen zu einander zu treten, und unter der Leitung eines unparteiischen Obmanns wird bei sorgfältiger Abwägung der gegenseitigen Interessen oft das gewünschte Einverständnis zu erzielen sein.

3. Die Einführung einer Sondergerichtsbarkeit dagegen scheint mir weder für die Kassen noch für die Aerzte von Nutzen zu sein. Ich halte überhaupt eine noch weitere Beschränkung der Kompetenz der ordentlichen Gerichte zugunsten eines besonderen Berufsstandes nicht für empfehlenswert. Die Fragen, welche hier zur Entscheidung kommen, sind nicht so eigenartig, daß von einem mangelnden Verständnis unserer Richter hierfür die Rede sein könnte. Es würde m. E. dem Interesse der Beteiligten Genüge geschehen, wenn das Gesetz vor Erhebung der gerichtlichen Klage den Versuch einer Einigung von der Einigungskommission, oder wo diese nicht besteht, vor dem Schiedsausschuß zur Pflicht machte.

Will man aber obligatorische Schiedsgerichte einrichten, so muß man dafür sorgen, daß bei ihrer Zusammensetzung auch der Schein der Parteilichkeit vermieden und daß ihre Kompetenz gegenüber der des ordentlichen Gerichts klar abgegrenzt wird. Nach beiden Richtungen hin trifft der Entwurf nicht genügend Vorsorge.

a) Zum Vorsitzenden des *Schiedsausschusses* ist der Direktor des Versicherungsamtes, der nicht einmal die Befähigung zum Richteramt zu haben braucht, und Verwaltungsbeamter ist, nicht geeignet, weil er unter dem Einfluß der Regierung steht. Der Vorsitzende muß unabhängig sein und als ordentlicher Richter auf dem Gebiete der streitigen Rechtspflege Erfahrungen gesammelt haben. Das gleiche gilt von dem Vorsitzenden und dem Beisitzer der *Schiedskammer*, welcher Mitglied des Oberversicherungsamtes ist. Auch sie bieten keine Gewähr, daß der Schiedsspruch unbeeinflußt durch die Regierung ausfällt.

b) Ueber die Abgrenzung der Kompetenz heißt es in dem Entwurfe nur, daß die Schiedsausschüsse alle Streitigkeiten über die *Auslegung* und *Durchführung* der getroffenen Vereinbarungen zu entscheiden haben, während bei Streitigkeiten über *vermögensrechtliche* Ansprüche das ordentliche Gericht anzurufen ist.

Um Auslegung und Durchführung eines Vertrages kann es sich nur handeln, wenn das Bestehen des Vertrags als solchen unbestritten ist. Wie verhält es sich aber, wenn die eine Partei das Bestehen des Vertrages

bestreitet, ihn wegen Irrtums oder arglistiger Täuschung anficht, oder wegen wichtigen Grundes (§ 626 BGB.) zum Rücktritt berechtigt zu sein behauptet? In solchen Fällen kann es sich um vermögensrechtliche Ansprüche handeln, wenn z. B. der Arzt sein Honorar einklagt und die Kasse im Wege der Einrede ihr Kündigungsrecht wegen „wichtigen Grundes" geltend macht. Es kann auch die „Durchführung" des Vertrages in Frage kommen, wenn etwa die Kasse auf Leistung ärztlicher Hilfe gemäß dem Vertrage klagt, und der Arzt einredeweise den Vertrag anficht. Es kann schließlich auch weder ein vermögensrechtlicher Anspruch vorliegen, noch die Durchführung des Vertrags in Frage kommen, wenn nämlich der eine oder der andere Teil auf Feststellung des Bestehens oder Nichtbestehens des Vertrags klagt.

In allen drei Fällen ist dieselbe Frage, ob der Vertrag besteht oder nicht, für die Entscheidung maßgebend. Soll der Gerichtsstand verschieden sein, je nachdem der Klagantrag auf Zahlung, Leistung von Diensten oder Feststellung gerichtet ist?

4. Erkennt man den Schiedsausschuß als Sondergericht an, so kann man auch nichts dagegen einwenden, daß seinen Entscheidungen die Wirkung gerichtlicher Urteile gegeben und die Zwangsvollstreckung aus ihnen für zulässig erklärt wird. Eine weitergehende Wirkung darf man ihnen nicht einräumen. Das tut aber der Entwurf. Nach § 888 Z.P.O. darf die Leistung von Diensten aus einem Dienstvertrage, gleichgültig ob die Dienste wirtschaftlicher, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art sind, auch mittelbar nicht erzwungen werden. Nach dem Entwurfe soll aber der Arzt durch die Entschädigungsauflage zur Vornahme einer ärztlichen Handlung mittelbar gezwungen werden. Diese Vorschrift des Entwurfs charakterisiert sich somit als eine im Interesse der Kassen gegen den ärztlichen Stand gerichtete Ausnahmebestimmung, die der Berechtigung durchaus entbehrt. Gerade dem Arzt gegenüber ist ein derartiger Zwang am wenigsten angebracht, denn der ärztliche Beruf erheischt nicht nur eine sorgfältige wissenschaftliche Betätigung, sondern auch eine liebevolle Anteilnahme an den Leiden der Kranken und ein wohlwollendes Verständnis für deren Sorgen. Wo soll aber der Idealismus und die Berufsfreudigkeit herkommen, wenn der Arzt seinen Beruf nur aus Furcht vor dem Gerichtsvollzieher ausübt?

Ganz abgesehen von diesem Zwang, den ich für unmoralisch halte, wird der Schiedsausschuß gar nicht in der Lage sein, die Angemessenheit der Entschädigung zu beurteilen. Zweifellos kann die Weigerung des Arztes, eine ihm durch den Schiedsspruch auferlegte Handlung vorzunehmen, eine Schadenersatzpflicht des Arztes begründen. Aber doch nur dann, wenn wirklich ein Schaden durch seine Weigerung entstanden ist. Ob dies der Fall ist, wird sich bei Fällung des Schiedsspruches selten voraus sehen lassen. Niemals aber wird man in diesem Zeitpunkte die Höhe des Schadens auch nur annähernd beurteilen können. Es ist deshalb zu befürchten, daß das „billige Ermessen" des Schiedsausschusses meistens unbillig sein, und daß

die von ihm ausgeworfene „Entschädigung“ in Wirklichkeit keine Entschädigung, sondern eine reine Judikatsstrafe sein wird.

5. Für unpraktisch halte ich die Bestimmung, daß der Schiedsausschuß auch befugt sein soll, die näheren Bedingungen eines schon abgeschlossenen Vertrags festzustellen. In der Praxis wird er dazu kaum in die Lage kommen. Es entspricht nicht der Gewohnheit verständiger Menschen, sich zur Leistung von Diensten zu verpflichten, ohne gleichzeitig genau die Gegenleistung zu vereinbaren. Ich halte es deshalb für ausgeschlossen, daß ein Arzt sich der Kasse gegenüber bindet, ehe die Arztordnung, welche ja die Honorar- und Kündigungsbedingungen enthalten muß, aufgestellt ist.

6. Unbedingt zu verwerfen ist aber die Bestimmung des Entwurfs, welche die Schiedskammer ermächtigt, unter Umständen Aerzte und Kassen zum Abschluß eines Vertrags zu zwingen, und den einen oder den andern Teil, falls er sich dem aufgezwungenen Vertrag nicht fügen will, durch Zwangsmaßregeln der angegebenen Art dazu anzuhalten.

Auch diese Bestimmung richtet sich ausschließlich gegen die Aerzte und ist beim richtigen Namen genannt die Einführung des Kurierzwangs, welche nicht einmal durch das Gesetz geregelt, sondern dem Ermessen eines zu zwei Drittel aus Verwaltungsbeamten und Kassenvertretern zusammengesetzten Kollegiums überlassen wird.

Was ist der Grund einer derartig die Vertrags- und Willensfreiheit beschränkenden Bestimmung, die in der Gesetzgebung einzig dasteht, und den mühsam errungenen Zusammenschluß der Aerzte illusorisch macht?

In der Begründung des Entwurfs heißt es nur, daß diese Maßregel durch die „Rücksicht auf Leben und Gesundheit der arbeitenden Bevölkerung“ geboten sei. Man denkt offenbar an den Fall des sogenannten Aerztestreiks und meint, daß die Versicherten der notwendigen ärztlichen Hilfe entbehren würden, wenn die Aerzte ihr Vertragsverhältnis zu den Kassen lösen.

Diese Besorgnis ist jedoch unbegründet. Wenn auch der gesetzliche Kurierzwang nicht mehr besteht, so gebietet doch die ärztliche Standespflicht, Kranken, welche der ärztlichen Hilfe dringend bedürfen, diese sofort zu gewähren. Wer als Arzt diese Standespflicht nicht erfüllt, hat ehrengerichtliche Bestrafung zu gewärtigen. Ein Notfall ist aber auch bei leichteren Erkrankungen dann anzunehmen, wenn der Patient durch Vermittlung des Kassenvorstandes ärztliche Hilfe nicht erlangen kann.

Glaubt man trotzdem, daß der Streit zwischen Aerzten und Kassen üble Wirkungen für die Kassenmitglieder haben könne, so mag man die berechtigten Wünsche des ärztlichen Standes anerkennen. Gerade weil die Aerzteschaft in erster Linie berufen ist, die Wohltaten der Versicherungsgesetzgebung zu verwirklichen, und gerade weil deren Durchführung ohne sie unmöglich ist, mag man sie zufriedenstellen. Man gebe ihr die Möglichkeit, gleichzeitig im Interesse der Versicherten, unabhängig von dem Willen der Kassenvorstände die Kassenpraxis auszuüben, und räume ihr durch Anerkennung ihrer Organisation eine den Kassenvorständen gleichberechtigte

Stellung ein. Dann werden die Kämpfe von selbst aufhören. Denn über die Honorarfrage wird sich mit Hilfe von Einigungskommissionen und Schiedsausschüssen ein Ausgleich leicht ermöglichen lassen.

7. Unannehmbar erscheint mir schließlich auch die Bestimmung über den Ausschluß des ehrengerichtlichen Verfahrens in § 456. Zwar halte auch ich eine ehrengerichtliche Bestrafung wegen Anrufung staatlicher Gerichte und wegen Unterwerfung unter deren Urteile für ausgeschlossen. Deshalb könnte man, wenn sich der Entwurf auf das Verbot der ehrengerichtlichen Bestrafung beschränkte, gegen eine solche Bestimmung höchstens einwenden, daß sie überflüssig ist. Der Entwurf geht aber zu weit, indem er auch die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens verbietet. Die badische Aerztekammer*) führt mit Recht aus, daß bei der Anrufung des Schiedsgerichts oder der Unterwerfung unter dessen Spruch unlautere Motive vorgelegen und standesunwürdige Nebenhandlungen bei der Bewerbung um eine Kassenarztstelle und bei dem Vertragsschluß mitgewirkt haben können, deren Feststellung erst durch ein ehrengerichtliches Verfahren möglich ist.

## V. Schlußbetrachtung.

Frägt man rückblickend, welche Mittel der Entwurf nun eigentlich zur Beseitigung der unter I geschilderten Uebelstände vorschlägt, so lautet die Antwort: abgesehen von Einführung der vermittelnden Organe und Beschränkung des Kündigungsrechtes der Kasse — keine.

Die Tätigkeit der Schiedsausschüsse zwecks Feststellung der speziellen Vertragsbestimmungen ist ohne praktischen Wert.

Die Einführung von Schiedsgerichten in der vorgeschlagenen Zusammensetzung ist nicht geeignet, die Gegensätze zu versöhnen.

Dagegen wird durch Einführung des Kurierzwanges in gewissen Fällen und die Ausschaltung der ärztlichen Standesorganisationen beim Abschluß von Kassenverträgen die Stellung des ärztlichen Standes gegenüber den Kassen erheblich verschlechtert und die ärztliche Organisation lahmgelegt.

Der Entwurf hat vorgezogen, den ärztlichen Stand zur Arbeit zu zwingen, anstatt ihm Hilfe zu bringen und ihn dadurch zur freudigen Mitarbeit zu bewegen.

Dem ärztlichen Stande wird deshalb der billig Denkende nicht verargen, wenn er sich zum äußersten Widerstande gegen dieses Ausnahmegesetz rüstet.

## Nachwort des Herausgebers.

Ich habe dem vorstehenden Aufsatz gern die Publikation in dieser Zeitschrift gewährt, nicht nur wegen der allgemeinen Wichtigkeit des behandelten Problems, sondern auch weil ein akademischer Stand wie der

*) Abgedruckt in den Aerztlichen Mitteilungen Nr. 21 vom 21. Mai 1909 Seite 382.

ärztliche seiner Natur nach der Sphäre der Weltanschauung zugehört, die wir vertreten, und das Interesse eines solchen Standes auch in unsrer Zeitschrift, wenn nicht gerade einen Anwalt, doch jedenfalls Gehör haben muß. Ich kann jedoch nicht unterlassen vom allgemeinen Gesichtspunkt einige Vorbehalte hinzuzufügen, da es einmal in der Natur der Sache liegt, daß jede Standesvertretung einseitig wird. Wie wir es in geradezu verhängnisvoller Weise zuerst bei den industriellen Arbeitern, dann bei der Landwirtschaft erlebt haben, daß die schroffsten und rücksichtslosesten Klassenvertreter an die Spitze kamen und die Führung erlangten, so kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich bei den Aerzten etwas ähnliches vollzieht. So gemäßigt der vorstehende Aufsatz gehalten ist, so gehen doch auch nach meiner Ansicht die sachlichen Forderungen über das hinaus, was das Gesetz zugestehen kann und die Billigkeit gegenüber den Versicherten zuläßt. Nicht nur die Aerzte, sondern auch die Kassen sind häufig in einer Notlage. Wie bei allen Lohn- und Gehaltsfragen in der ganzen Welt, so werden auch hier die Ansichten der beiden Parteien über das, was recht und billig ist, häufig stark differieren, und es ist unmöglich, die Entscheidung darüber praktisch allein in die Hand der Aerzte zu geben, indem das Gesetz die Kassen verpflichtet, ärztliche Hilfe zu gewähren, nicht aber die Aerzte, sie auch zu leisten. Jeder Unbefangene muß zugestehen, daß die Regierungsvorlage sich alle Mühe gibt, den Gegensatz zu vermitteln, und die Persönlichkeit des Ministers von Bethmann-Hollweg gibt eine unbedingte Gewähr dafür, daß ebensowohl der beste Wille, wie auch die feine, geschickte Hand an der entscheidenden Stelle daran arbeitet, die rechten Mittel und Methoden für den Ausgleich zu konstruieren. Die Art und Weise, wie von seiten mancher ärztlichen Vereinigungen gegen die Regierungsvorlage agitiert worden ist, kann auf die öffentliche Meinung nur einen schlechten Eindruck machen, und wer dem ärztlichen Stande wahrhaft wohl will, kann nicht anders als ihn recht ernstlich warnen, sich in die Hände der Fanatiker zu geben und auf den Wegen der Sozialdemokratie und des Bundes der Landwirte zu wandeln.

Delbrück.

# Notizen und Besprechungen.

---

## Erwiderung.

Im letzten Märzheft der „Preußischen Jahrbücher" veröffentlichte ich einen Aufsatz „Der Ursprung des Krimkrieges". Dieser Studie widmet das soeben ausgegebene Heft der „Historischen Zeitschrift" eine Besprechung, die den wesentlichen Inhalt meiner Arbeit in folgendem etwas umständlich ausgefallenen Satz wiedergibt: „Nachdem Nikolaus' I. Bemühungen, im Bunde mit Oesterreich die Türkei zu zertrümmern an Oesterreichs Weigerung scheitern (sic) und ebenso die Bemühungen Napoleons III., sich mit Rußland zu verständigen, wurden Nikolaus' Hoffnungen, seine Pläne gegen die Türkei ohne Krieg durchsetzen zu können, durch die eigenmächtige Politik des britischen Botschafters am Goldenen Horn, Sir Stratford de Redcliffe, der gegen die friedliche Tendenz der englischen Regierung, in der nur Palmerston auf seiner Seite stand, die Pforte in den Krieg trieb, vereitelt und nun Napoleon, von Rußland zurückgewiesen zur gemeinsamen Aktion mit England getrieben. Diese Ergebnisse sind, zumal soweit sie die Aktion Stratford de Redcliffes betreffen, nicht eben unbekannt, und gegen die Verwendung der Quellen lassen sich beträchtliche methodische Bedenken nicht unterdrücken."

Lösen wir dieses „Referat" in seine einzelne Teile auf:

„Nachdem Nikolaus' I. Bemühungen, im Bunde mit Oesterreich die Türkei zu zertrümmern an Oesterreichs Weigerung scheitern" (sic).

Ich habe in meinem Essay, soweit mir bekannt ist, als erster, detailliert ausgeführt, wie die Oesterreicher sich lange Zeit keineswegs weigerten, die Türkei zu zertrümmern, sondern sie vielmehr im Bunde mit Nikolaus teilen wollten. Der Aufruhr der Mailänder Mazzinisten vom 6. Februar 1853 und der Mordanfall des Magyaren Lasto Lemengi auf Franz Josef führten einen Rußland nicht günstigen Umschwung der Wiener auswärtigen Politik herbei (S. 393 meiner Arbeit), aber noch viele Monate nachher bedrohten Rußland und Oesterreich die Türkei mit der Zerstückelung. (Mein „Ursprung des Krimkrieges", S. 417.) Als dann die Staatskunst des Wiener Hofs, unter dem Druck der allgemeinen Lage des Reichs, widerwillig in andere Bahnen einlenkte, und die Donaumonarchie, gegen Rußland Partei

ergreifend, zu den Westmächten überging, steckte sich die österreichische Politik wiederum das positive Ziel, einen sehr großen und reichen Teil der europäischen Türkei zu erwerben. (Ursprung des Krimkriegs, S. 437.)

Selbstredend sind nicht alle diese Tatsachen unbekannt, wie das ja bei historischen Arbeiten auch ganz unmöglich ist, sondern nur ein Teil der Fakten ist neu und dazu der Zusammenhang, in welchen ich die italienischen und ungarischen Verhältnisse mit der damaligen Orientpolitik der Habsburgischen Monarchie gebracht habe.

Hegel sagt in der Rechtsphilosophie: „Alles Wahre ist konkret." Immer wieder wendet er sich in seinen Schriften gegen „die einseitige, leere Abstraktion" als eine Hauptquelle des wissenschaftlichen Irrtums. Solch willkürliches, unfruchtbares Abstrahieren hat den Herrn Referenten der „Historischen Zeitschrift" zu dem Zerrbild von Resumee veranlaßt, welches er von meiner Darstellung der russisch-österreichischen Beziehungen während jener weltgeschichtlichen Epoche gibt.

Der Herr Referent sagt ferner, ich hätte ausgeführt, da die Bemühungen Napoleons III., sich mit Rußland zu verständigen, gescheitert wären, so hätte sich der Kaiser der Franzosen, von Nikolaus zurückgewiesen, zur gemeinsamen Aktion mit England getrieben gesehen. Wenn meine Darstellung der napoleonischen Politik im Jahre 1853 und Anfang 1854 wirklich weiter nichts enthielte, würde man noch immer nicht berechtigt sein, zu urteilen, das Resultat meiner Forschung sei „nicht eben unbekannt". Denn bisher stand Napoleon III. bei den Historikern im Verdacht, zum Ausbruch des Krimkrieges aktiv und bereitwillig beigetragen zu haben, um seiner Armee Ruhm zu verschaffen, die seinem großen Oheim von Rußland bewiesene tödliche Feindschaft zu rächen, die Verträge von 1815 zu durchlöchern usw. Diese fast sämtlichen Geschichtsforschern gemeinsame Vorstellung ist, wie ich glaube, von mir in der Tat beseitigt worden. (Ursprung des Krimkriges, S. 436.) Ich halte das für neu und nicht unwichtig.

Trotzdem protestiere ich aber dagegen, daß meine Auffassung der Politik Napoleons so wiedergegeben wird, wie das in der „Historischen Zeitschrift" geschieht. Ich soll im wesentlichen weiter nichts gesagt haben, als daß Napoleon III., von Rußland zurückgestoßen, in Englands Armee getaumelt sei. Dann würde ich vom Kaiser der Franzosen, dessen große staatsmännische Leistungen in jenem Zeitraum seiner Regierung allgemein anerkannt sind, eine miserable Karikatur entworfen haben. Anstatt dessen habe ich, wie ich glaube, wieder als erster, nachgewiesen, daß Napoleon III. sich im Frühjahr 1853, vor Ausbruch des Krimkrieges, das weltgeschichtliche Verdienst erworben hat, durch rechtzeitige Entsendung der französischen Mittelmeerflotte Konstantinopel gegen eine von seiten der russischen Schwarzmeerflotte geplante Ueberrumpelung wirksam zu decken, zu einer Zeit, wo Oesterreich mit dem Zaren zu Teilungsabsichten wider das osmanische Reich verbunden war und die Engländer sich noch in Sorglosigkeit wiegten. (Ursprung des Krimkrieges, S. 403.)

Der Herr Referent läßt mich den Lesern der „Preußischen Jahrbücher“ vorfabeln, Kaiser Nikolaus habe gehofft, die Türkei „ohne Krieg“ (!!) zertrümmern zu können. Damit wird eine Abgeschmacktheit in meine Auffassung hineingetragen, deren ich mich in keiner Weise schuldig gemacht habe. Ich lege Verwahrung dagegen ein, daß eine trotz alledem noch immer angesehene wissenschaftliche Rundschau wie die „Historische Zeitschritt“ durch flüchtige und vorurteilsvolle Berichterstattung den Inhalt meiner Arbeit vollkommen entstellt.

„Eigenmächtige Politik des britischen Botschafters am Goldenen Horn“, „Friedliche Tendenz der englischen Regierung“ sind Allgemeinheiten, die das Positive meiner Studie wiederum vollständig verkennen. Ich möchte den Historiker sehen, der vor dem Erscheinen des „Briefwechsels der Königin Viktoria“ das Verhältnis zwischen Viscount Stratford und seiner Regierung richtig und anschaulich hätte schildern können. Daß Stratford eigenmächtige Politik getrieben habe, ist freilich oft gesagt worden, aber den Nachweis, daß und wie er den russisch-türkischen Krieg provoziert hat, vermochte mit dem alten Material niemand zu führen. Noch weniger hat man vor der Veröffentlichung des „Briefwechsels der Königin Viktoria“ gewußt, daß nach der Einstellung der militärischen Operationen im Herbst 1853 die ihrer Wiederaufnahme im Winter abgeneigten Russen durch Stratford bewußt und von langer Hand her dazu provoziert worden sind, die türkische Flotte bei Sinope anzugreifen. (Ursprung des Krimkrieges, S. 432.) Wir verdanken also dem von mir ausgenutzten Fortschritt der Quellenpublikationen über den Krimkrieg die konkrete Einsicht darin, daß ein einzelner Staatsmann in verhältnismäßig untergeordneter Stellung 1853 im Stande war, durch Intrigue und Gewaltsamkeit einen Weltkrieg zu provozieren. Das ist, denke ich, politisch wie historisch gleich bedeutungsvoll und doch gilt der überlegenen Ironie des Herrn Referenten zufolge von meiner Darstellung der Tätigkeit Lord Stratfords ganz besonders, daß die Resultate „nicht eben unbekannt“ sind!

Mein Kritiker stellt weiter die Behauptung auf, in der englischen Regierung habe nur Palmerston auf der Seite Stratfords gestanden. Aber er hätte aus S. 423 meiner Arbeit lernen können, daß das britische Kabinett den folgenschweren Schritt, Lord Stratford mit der Verfügung über die bei Tenedos ankernde Flotte zu betrauen, nur tat, weil die Lords Palmerston und Russell andernfalls das Ministerium sprengen zu wollen drohten.

John Russell, den man genauer kennen muß, wenn man über englische Geschichte des 19. Jahrhunderts mitsprechen will, war eine komplexe Natur, und so ist es gekommen, daß der Herr Referent auf anderen Seiten meiner Studie eine minder konnivente Stellungnahme Lord Johns gegenüber Stratford gefunden hat. Diese Seiten hat er gelesen, jene, vielleicht zufällig, überschlagen, infolgedessen kennt er nur den halben Russell.

Eine vage Allgemeinheit ist auch „die friedliche Tendenz der englischen

Regierung", von der ich meine geduldigen Leser unterhalten haben soll. Hätte ich weiter nichts von der britischen Politik auszusagen vermocht als solche hohle Negation, so würde ich geschwiegen haben. Ich setze jedoch in meinem Aufsatz auseinander, daß die den Türken feindliche, den orientalischen Christen freundliche Tendenz der englischen Politik nicht, wie man annimmt, von Gladstone stammt, sondern schon zu einer Zeit hervortritt, wo sie niemand gesucht hat, nämlich in der Epoche des Krimkriegs, und zwar nicht allein bei radikalen Schwärmern, sondern auch bei konservativen und aristokratisch liberalen Staatsmännern. (Ursprung des Krimkrieges, S. 392 und 428.)

Bei der Unwissenschaftlichkeit der Methode des Herrn Referenten kann man mich fragen, warum ich mich herbeigelassen habe, ein derartig schwaches kritisches Erzeugnis zu widerlegen. Der Grund ist, weil mir das „Referat" für viele Besprechungen typisch zu sein scheint, welche in der „Historischen Zeitschrift" stehen. Die Redaktion dieser Revue ist nicht nur für den die Gesetze der deutschen Grammatik und des guten Geschmacks verletzenden Stil des „Referats" verantwortlich, sondern auch für den sterilen, irreführenden Inhalt. In dem vorigen Heft der „Preußischen Jahrbücher" hat Herr Professor Delbrück auseinandergesetzt, welch einen Nachteil es für die historischen Studien bedeutet, daß unser periodisches Zentralorgan nicht nach fruchtbareren Grundsätzen redigiert wird. Gleich die nächste Nummer der „Historischen Zeitschrift" hat die Wahrheit der Delbrückschen Kritik bestätigt. Emil Daniels.

---

## Philosophie.

Eduard von Hartmann, System der Philosophie im Grundriß. Band IV Grundriß der Metaphysik, Band V Grundriß der Axiologie. Verlag von Hermann Haacke, Bad Sachsa im Harz. 1908.

Bei Betrachtung der Genesis der Kategorien aus den Prinzipien, womit Hartmann im vorliegenden Grundriß der Metaphysik seine Darstellung des „metaphysischen Prozesses" beschließt, erklärt er, die wichtigste Neuerung seiner Metaphysik in der Hervorhebung des Erkenntnis zu erblicken, daß das genetische Hervorgehen der unbewußten Kategorialfunktionen aus den Prinzipien im Laufe des Prozesses nur unter der Bedingung verständlich ist, daß neben dem Logischen ein koordiniertes Antilogisches und hinter beiden ein Metalogisches besteht. Ihren deutlichsten Ausdruck hatte diese Einsicht bisher in seiner „Kategorienlehre" gefunden, jenem Hauptwerk, dessen wissenschaftliche Bedeutung wir schon in unserer Besprechung der drei ersten Bände des „Systems des Philosophie im Grundriß" betont haben, und zwar im Hinblick auf die dortige Untersuchung der Kategorien, soweit sie der subjektiv-idealen Sphäre angehören, bezw. der Erkenntnis dienen. Hartmann zeigte schon in jenem Werke, daß jeder und insbesondere Hegels

Versuch, aus einem rein logischen Prinzip das System der Kategorien abzuleiten, mit Unfruchtbarkeit geschlagen und zu sophistischen Scheindeduktionen verurteilt ist. Denn ohne ein Antilogisches neben sich fehlt es dem Logischen sowohl an einem Anstoß zu seiner Betätigung, als auch an einem Stoff, auf den es seine leere Formen anwenden könnte; es würde ihm sowohl die Möglichkeit eines Zweckes, als auch die der inhaltlichen Selbsterfüllung seiner formalen Leerheit mangeln, zu der es außer dem Zweck auch die unbestimmte Zeitlichkeit und Intensität braucht. Diese Einsicht gewann Hartmann nicht etwa auch durch Deduktion aus metaphysischen Voraussetzungen, sondern durch Induktion aus der erkenntnistheoretischen Analyse, insofern nach Abstreifung aller logischen Zutaten aus dem Bewußtseinsinhalt nichts übrig blieb als die intensive und zeitlich extensive Quantität der qualitätslosen Lust- und Unlustgefühle, d. h. Willensaffektionen.

Aber nicht in dieser Neuerung allein besteht Hartmanns Verdienst um die Metaphysik, er hat sich um diese auch durch seine einleuchtende Aufklärung der Beziehungen überhaupt verdient gemacht, in welchen die Erscheinungswelt zu ihrem metaphysischen Grunde steht. Das konnte bisher nur der schätzen, der die lange Reihe seiner Schriften gelesen hatte, in welchen diesbezügliche Ausführungen enthalten waren. Nun nach Erscheinen des Grundrisses kann jeder, dem es Voreingenommenheit gegen die Metaphysik im allgemeinen oder gegen diejenige Hartmanns im besonderen nicht verbietet, sich mit dem Inhalt dieser nur 147 Seiten starken Schrift vertraut machen. Der erste Abschnitt derselben ist dem Nachweis gewidmet, daß es, was ja von manchen bestritten wird, eine metaphysische Sphäre gibt, wiesen auf sie doch schon die in den drei vorhergehenden Grundrissen behandelten erkenntnistheoretischen, naturphilosophischen und psychologischen Probleme hin, insofern namentlich die Naturphilosophie und Psychologie beständig genötigt waren, zu deren Lösung die Grenzen der phänomenalen Sphäre zu überschreiten. Um das bewußte Geistesleben zu erklären, mußte die Psychologie auf vorbewußte Geistestätigkeit zurückgreifen, die den Bewußtseinsinhalt hervorbringt. Um die Materie begreiflich zu machen, mußte die Naturphilosophie auf immaterielle dynamische Tätigkeiten zurückgehen, welche den Raum und seine materielle Erfüllung setzen, also materiierend wirken; um die organische Natur zu erklären, mußte sie zu immateriellen, nichtmechanischen Tätigkeiten ihre Zuflucht nehmen, welche die gesetzte Materie organisieren, d. h. die Umformung der mechanischen Energie leiten und beherrschen. Die vorbewußte produktive Geistestätigkeit liegt, eben weil sie selbst noch unbewußt ist und das Bewußtsein erst produziert, außerhalb der Grenzen der subjektiv-idealen Sphäre; die materiierende Tätigkeit steht, eben weil sie selbst noch immateriell ist, hinter der objektiv-realen Erscheinung der Materie, die erst ihr Produkt ist, und ebenso liegt die organisierende Tätigkeit jenseits der Organismen, die durch sie zustande kommen. Die Psychologie und die Naturphilosophie behandeln also die Beziehungen der subjektiv-idealen und der objektiv-realen Sphäre zu

einer hinter ihnen liegenden Sphäre, und diese dritte ist die metaphysische Sphäre.

Hartmann hält daran fest, daß diese Sphäre erkennbar ist, wenn auch allerdings nur mittelbar durch induktive Rückschlüsse, die nur mehr oder weniger wahrscheinliche, keine absolut gewissen Resultate zeitigen können. Er weiß auch sehr wohl, daß der Grad ihrer Wahrscheinlichkeit geringer ist, als derjenige der erkenntnistheoretischen, naturphilosophischen und psychologischen Ergebnisse, aus welchen sie erschlossen sind. Aber darum brauche ihr wissenschaftlicher Wert noch nicht geringer zu sein, denn dieser hänge nicht nur von dem Wahrscheinlichkeitsgrad einer Erkenntnis ab, sondern auch von der Bedeutung, welche die Erkenntnis im Vergleich zu anderen Erkenntnissen haben würde, wenn sie alle gleiche Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit hätten. Um wieviel die Metaphysik in dem Wahrscheinlichkeitsgrade ihrer Erkenntnisse gegen philosophische Disziplinen, die der Erfahrung näher bleiben, zurückstehe, um mindestens ebensoviel stehe sie ihnen in der verhältnismäßigen Bedeutung derselben voran. Die hohe Bedeutung der metaphysischen Erkenntnisse spiegele sich in der Stärke des metaphysischen Bedürfnisses, das erst mit dem letzten Menschen auf Erden erlöschen werde, und sie beruhe wesentlich darin, daß erst durch sie die menschliche Erkenntnis ihren Schlußstein erhalte, durch den sie zur systematischen Einheit eines Gewölbes zusammengeschlossen werde.

So schließt denn Hartmann aus den Produkten der subjektiv-idealen und der objektiv-realen Sphäre zunächst auf die sie produzierende T ä t i g k e i t in der metaphysischen Sphäre. Ihr gilt der zweite Abschnitt seines Grundrisses. Auf Grund der Naturphilosophie und Psychologie stellt er fest, daß diese Tätigkeit eine „doppelseitige" sein muß, indem die „Kraftäußerung" in der objektiv-realen und das „Wollen" in der subjektiv-idealen Sphäre sowohl wie die „Gesetzmäßigkeit" in jener und das „unbewußte Vorstellen" in dieser Sphäre als identisch anzusehen sind, woraus sich dann weiter die Identität der Einheit von „Kraftäußerung-Gesetzmäßigkeit" und „Wollen-unbewußtes Vorstellen" ergibt, d. h. also die „Doppelseitigkeit" der einen aus der metaphysischen Sphäre in die beiden Erscheinungssphären hinüberwirkenden metaphysischen Tätigkeit. Dieses Ergebnis findet er alsdann durch nähere Betrachtung der Kategorien bestätigt, auf die wir hier jedoch nicht eingehen können, ebensowenig wie auf seine sich anschließende Lösung der Frage, ob die Tätigkeit eine einheitliche oder vielheitliche ist, m. a. W. ob die aus den verschiedenen und gesonderten Produkten erschlossene vielheitliche Tätigkeit auf bloß innerer Mannigfaltigkeit und Gliederung „Einer" Tätigkeit beruht, oder ob sie selbst ein letztes ist, das für sich besteht und nicht mehr auf eine einheitliche Tätigkeit zurückweist, die sich bloß in viele Teiltätigkeiten spaltet. Mit dem Nachweis der Unmöglichkeit einer „ursprünglich" vielseitigen Tätigkeit erbringt Hartmann zugleich denjenigen für die Statthaftigkeit und Haltbarkeit, ja für die Notwendigkeit des „konkreten Monismus", nach welchem die metaphysischen Individualtätig-

keiten als relativ konstante Teile oder Glieder der all-einen oder absoluten metaphysischen Tätigkeit zu begreifen sind.

Von der metaphysischen Tätigkeit geht er dann im folgenden Abschnitt zurück auf die „metaphysische Essenz oder Wesenheit" und zwar ohne Scheu, als ob er jetzt in ein unerkennbar transzendentes Gebiet geriete. Beginnt doch für ihn das erkenntnistheoretisch Transzendente bereits mit dem Zurückgehen hinter den Bewußtseinsinhalt und dem Ueberschreiten der subjektiv-idealen Sphäre und das metaphysisch Transzendente schon mit dem Zurückgehen hinter die (sei es objektiv-reale, sei es subjektiv-ideale) Erscheinung, mit dem Ueberschreiten des Produkts und dem Eintreten in die unbewußte produktive Tätigkeit. So schließt er von der doppelseitigen Tätigkeit auf eine doppelseitige Wesenheit, d. i. von dem Thelisch-Dynamischen und Logischen in jener auf beides in dieser und bezeichnet die zwei Seiten in letzterer als Vermögen und Möglichkeit. Vermögen und Möglichkeit sind danach die beiden Beziehungen, durch welche er uns das Verhältnis des Thelisch-Dynamischen in der Wesenheit zu dem in der Tätigkeit und des Logischen in der Wesenheit zu dem in der Tätigkeit verständlich zu machen sucht, oder die Kategorien, an deren Leitfaden er von der doppelseitigen Tätigkeit zur doppelseitigen Wesenheit aufsteigt. Wenn wir so die Wesenheit auch nur mittelbar denken, indem wir von der Tätigkeit aus mit Hilfe der Modalitätskategorien zu ihr emporsteigen, so genügt doch nach seinem Dafürhalten diese Art der Erkenntnis vollständig für unser Orientierungsbedürfnis. Nur dürften wir nicht in den Irrtum verfallen, dasjenige, was wir unter dem Bilde von logischen Beziehungen anschauen, auch als an und für sich seiende explizite Beziehungen zu halten. Wir betrachteten die Sache logisch, weil unser bewußtes Denken das Logische und seine Kategorien in uns spiegele, und darum müßten sich uns die Momente des Wesens so darstellen, wie sie vom Logischen im Logischen in Beziehungen umgesetzt werden. Nicht subjektive Zutat seien diese Beziehungen, sondern absolut logische Zutat; auch böten sie uns nichts Unwahres, weil erst durch diese vom Logischen im Logischen gesetzten Beziehungen der Prozeß in Gang komme. Aus der oben erwiesenen absoluten Einheit der doppelseitigen Tätigkeit schließt Hartmann ferner auch auf eine absolute Einheit der doppelseitigen Wesenheit, denn aus einer Vielheit von gesonderten Wesenheiten könne niemals eine einheitliche universelle Tätigkeit entspringen, möchten nun die vielen Wesenheiten gleichartig oder ungleichartig sein.

Dieselbe Frage, ob Einheit oder Vielheit, wird u. a. auch im vierten Abschnitt, der von der „metaphysischen Substanz oder dem Subjekt" handelt, nochmals und zwar ebenfalls zugunsten der Einheit erörtert. Hierbei erreicht Hartmanns induktive Metaphysik ihren Gipfelpunkt und zugleich ihre größte spekulative Tiefe. Wer den Hartmannschen Substanzbegriff recht erfassen will, muß daher diesen Abschnitt selbst studieren. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe der positiven Bestimmung des absoluten Wesens,

womit der Denker es unserem Verständnis näher zu rücken versucht, ohne es dabei naturalistisch in die Sphäre der objektiv-realen Erscheinung oder anthropopathisch in die der subjektiv-idealen Erscheinung herabzuziehen. Unräumlich, unzeitlich, unstofflich, immateriell, unbewußt seien alles negative Bezeichnungen. Die entsprechende positive Bezeichnung sei „absoluter Geist“, wenn man sich dabei stets gegenwärtig halte, daß die Absolutheit des Geistes eo ipso seine Bewußtheit ausschließe. „Geist“ sei das Wesen, weil es ein Subjekt mit Wille und Vernünftigkeit, Allmacht und Allweisheit und dadurch befähigt sei, unbeschadet seiner ewigen Sichselbstgleichheit in die Tätigkeit einzutreten, kurz weil es lebensfähiges Insichsein sei. Wille und Logisches genügten unzweifelhaft, um den Begriff des Geistes zu konstituieren, wenn sie einem und demselben Subjekte zukämen.

Nachdem Hartmann sich so zu dem letzten und höchsten Prinzip emporgearbeitet, gedenkt er des Prozesses und stellt sich folgende Fragen: Wie kann aus dem ruhenden Wesen eine zeitliche Veränderung hervorgehen; wie geht es zu, daß das nichtseinsollende Antilogische nicht augenblicklich in statu nascente vom Logischen ins Nichtsein zurückgeworfen wird, sondern erst in einem Prozeß von zeitlicher Dauer; wie kann aus drei leeren Formen ein inhaltlich erfülltes Sein entspringen; wie ist die Wiederaufhebung des Willens am Ende des Prozesses möglich; ist der uns bekannte Weltprozeß der einzige oder sind ihm andere vorausgegangen, bezw. werden ihm solche folgen? Diese Fragen sucht er im vorletzten Abschnitt der Schrift nach zu beantworten, während er im letzten sich speziell noch einmal mit der „Unbewußtheit“ des absoluten Geistes befaßt. Um diese darzutun, sammelt er zunächst die gewöhnlich für die Annahme eines absoluten Bewußtseins angeführten Gründe, elf an der Zahl, wovon sich fünf als theoretische Verstandesgründe und sechs als praktische Gefühlsgründe voneinander sondern lassen, und prüft sie sämtlich auf ihre Stichhaltigkeit. Nachdem sich herausgestellt, daß keiner haltbar, prüft er umgekehrt die Gründe, die gegen die Annahme eines absoluten Bewußtseins sprechen. Die von ihm ins Treffen geführten achtzehn Gegengründe hält er für genügend, zu zeigen, daß ein absolutes Bewußtsein im absoluten Geiste nicht angenommen werden darf und damit zugleich den indirekten Beweis für das Bestehen einer unbewußten Geistestätigkeit im absoluten Geiste für erbracht, wenn die in den vorhergehenden Abschnitten seines Grundrisses aufgeführten Gründe für die Geistigkeit des absoluten Wesens und seiner Tätigkeit für ausreichend erachtet werden. Denn ein Geist samt seiner produktiven Tätigkeit könne nur entweder unbewußt oder bewußt sein, aber nichts Drittes, so daß die für den indirekten Beweis erforderliche Alternative gegeben sei. Schließlich legt der Autor noch dar, daß im absoluten Geiste weder bestimmte Gefühle noch irgend welche Lust oder „Seligkeit“ Platz haben kann, hingegen die Möglichkeit „unbestimmter, leerer Unlust“, die jedoch im Weltprozeß gar keine Rolle spielt, nicht auszuschließen ist. Ebenso bestreitet er die Annahme eines „Selbstbewußtseins“ und der „Persön-

lichkeit" im absoluten Geiste. Leider können wir Hartmanns Beantwortung der oben erwähnten fünf interessanten Fragen, sowie seine geistvollen Argumente gegen die soeben bemerkten Annahmen hier nicht reproduzieren. Es dürfte sich auch in dieser wie in jeder anderen metaphysisch-wissenschaftlichen Beziehung für den Leser lohnen, sich in dem Grundriß selbst zu orientieren, insofern ihm darin alles in systematisch durchgearbeiteter, logisch korrekter, konziser Form dargeboten ist, so daß dort eine mißverständliche Auffassung weit mehr ausgeschlossen ist, als bei den knappen Andeutungen, auf die wir uns hier beschränken müssen.

Wenden wir uns zur Axiologie! Noch größerem Mißverständnis als Hartmanns Metaphysik waren bisher seine axiologischen Untersuchungen ausgesetzt. Schon die von Schopenhauer arglos entlehnte Bezeichnung seiner diesbezüglichen Ergebnisse als „Pessimismus" genügte, um s. Z. die Feinde des Schopenhauerschen Pessimismus auch gegen denjenigen Hartmanns in den Harnisch zu bringen. Und doch war dessen Pessimismus schon gleich von Anfang an weder ein Schopenhauerscher noch überhaupt ein Pessimismus im strengen Sinne des Wortes, sondern nur ein sogenannter. Hartmann versuchte deshalb später an Stelle der ungenauen Bezeichnung „Pessimismus" den zutreffenderen Terminus „Pejorismus" für das Ergebnis seiner Wertschätzungslehre einzuführen, hatte aber damit inbezug auf eine bessere Beurteilung derselben bis jetzt nur geringen Erfolg: noch heute ist er als „Pessimist" allen Optimisten ein Schrecken. Recht verstanden ist aber Hartmann selber ebensowohl Optimist als Pessimist, was seine Gegner freilich nicht begreifen können, indem sie dies für eine widerspruchsvolle Vereinigung halten, trotzdem Hartmann immer wieder darauf hingewiesen, daß er beides in verschiedener Beziehung ist, Pessimist nämlich in „eudämonologischer" Beziehung oder in Beziehung auf den Lustwert der Welt, Optimist hingegen inbezug auf den Entwicklungswert derselben oder in „evolutionistischer" Beziehung. Sie aber verurteilen ihn demungeachtet in Bausch und Bogen als Pessimisten und begehen dabei denselben Fehler, nur in entgegengesetzter Richtung, den sie machen, indem sie Nietzsche als „Optimisten" feiern, obschon auch dieser in eudämonologischer Hinsicht Pessimist ist und nur in evolutionistischer Beziehung dem Optimismus, aber einem sich selbst widersprechenden, huldigt. Hartmann selbst äußert sich über dieses Verhältnis in seinem Grundriß folgendermaßen: „Neuerdings ist es üblich geworden, zu verkünden, daß der Pessimismus durch Nietzsche überwunden sei. Man verkennt dabei, daß Nietzsche genau in demselben Sinne Pessimist ist wie ich, nämlich inbezug auf den Glückseligkeitsmaßstab, und daß er genau in demselben Sinne wie ich den evolutionistischen Maßstab in praktischer Hinsicht über den eudämonologischen stellt, also genau mit denselben Mitteln wie ich vor ihm den eudämonologischen Pessimismus praktisch überwinden will. Da jedoch bei Nietzsche die aufsteigende Entwicklung nur eine vorläufige ist, die nach dem Mittag jeder Weltperiode in eine absteigende Devolution übergeht, da ferner die Gesamtheit

des Weltprozesses als „Ring der ewigen Wiederkehr" das Gegenteil von Entwicklung ist, so ist auch die evolutionistische Ueberwindung des eudämonologischen Pessimismus, die bei mir in praktischer Hinsicht eine wahre und echte ist, bei Nietzsche eine falsche und trügerische. An ihre Stelle tritt bei Nietzsche dann weiterhin die Ueberwindung durch den Wertmaßstab des unlogischen Willens, der mit der ewigen Selbstquälerei so recht seinen Willen kriegt und nur um jeden Preis leben will, ja sogar in der hysterischen Wonne des Leids schwelgt und sich als Märtyrer großtut. Diese Ueberordnung des alogischen Willensmaßstabs über alle logischen und über den gesunden Gefühlsmaßstab können nur diejenigen mitmachen, die sich daran freuen, die Vernünftigkeit mit Füßen zu treten und die Unvernunft zu verherrlichen. Darin unterscheidet sich allerdings meine Axiologie grundsätzlich von derjenigen Nietzsches."

Der heute noch herrschenden verkehrten Beurteilung der Hartmannschen Axiologie entgegenwirken soll nun auch vorliegender Grundriß. In ihm hat es der Verfasser zum erstenmal unternommen diese Disziplin in eine „systematische Form" zu bringen, auf Grund dessen er bittet, daß in Zukunft jeder, der sich über seinen sogenannten „Pessimismus" kritisch zu äußern beabsichtige, dies nur noch im Hinblick auf diese systematische Darstellung tun möge. Vielleicht komme dann doch noch einmal die Zeit, wo er aufhöre, als Schopenhauerscher Pessimist, Menschenfeind, Weiberhasser u. dergl. zu gelten, wenn er auch nicht hoffen dürfe, sie zu erleben. Letztere Befürchtung hat sich leider nur allzu schnell erfüllt.

Der Grundriß ist in vier Hauptabschnitte geteilt, von denen der erste die Axiologie als Wertlehre, der zweite sie als Wägungslehre, der dritte die Axiologie des Absoluten behandelt und der vierte die praktischen Konsequenzen der axiologischen Ergebnisse zieht. Im ersten Abschnitt erfolgt zunächst die Weltbewertung nach logischen Maßstäben, indem der Reihe nach der Erkenntniswert, Schönheitswert,. Sittlichkeitswert, Erlösungswert, Entwicklungswert und Zweckmäßigkeitswert der Welt nach diesen Maßstäben bemessen werden, und zwar gelangt Hartmann hierbei — wir unterstreichen es — durchgehends zu einem optimistischen Resultat. Ueber den Lustwert der Welt ist damit freilich noch nichts ausgemacht, sondern eben nur deren positiver Wert in erkenntnistheoretischer, ästhetischer, sittlicher, religiöser, evolutionistischer und teleologischer Hinsicht. Dieser Weltbewertung nach „logischen" Maßstäben schließt sich eine solche nach „alogischen" an, wonach der Willenswert und der Lustwert der Welt erwogen werden. Auch der Willenswert derselben ergibt sich als positiv, insofern der „blinde" Wille, für den jeder Weltinhalt gleichgültig und jede Welt, in der er zum Wollen gelangt, gleich gut ist, stets seinen Willen kriegt. Die Frage nach dem Lustwert der Welt läßt Hartmann vorläufig unentschieden und erörtert vorerst nur deren Sinn und Bedeutung. Er findet hierbei, daß die Bemessung des Welnwerts·an dem Lustmaßstabe weder etwas unter der Würde der Wissenschaft Liegendes, noch auch durch die bisherigen Messungsergebnisse

an den anderen Maßstäben bereits indirekt mit erledigt sei. Die Untersuchung sei vielmehr einerseits höchst wichtig und müsse anderseits für sich besonders durchgeführt werden. In der Durchführung dieser Untersuchung werde die Wertlehre zur Wägungslehre; denn die Positivität oder Negativität des Lustwerts der Welt hänge davon ab, ob Lust oder ob Unlust in der Welt „überwiegen". In der Ermittlung dieses „relativen Uebergewichts" der Lust oder Unlust erblickt Hartmann sonach die Aufgabe der Axiologie als Wägungslehre und nicht etwa in der Begründung eines „superlativen" Optimismus oder Pessimismus noch in dem Nachweis des a priori unendlich unwahrscheinlichen Falles einer punktuell gleichschwebenden Mitte zwischen Lust und Unlust in der Welt. Um das relative Uebergewicht der einen oder anderen feststellen zu können, müssen sich natürlich die Gefühle in der Welt miteinander vergleichen lassen und gegeneinander abwägbar sein. Daß und wie dies möglich ist, lehrt Hartmann in einem besonderen Kapitel und schlägt alsdann zwecks eigener Erforschung des fraglichen Uebergewichts sowohl den induktiven, von der Erfahrung aufsteigenden, als den deduktiven, von anerkannten Voraussetzungen ausgehenden Weg der Beweisführung ein. So gewinnt er zuerst ein negatives Wägungsergebnis bei der Menschheit auf Erden, und zwar nicht bloß in deren natürlichem Leben in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, sondern auch in deren geistigem, d. h. intellektuellem, ästhetischem, sittlichem und religiösem Leben. Erfahrung und Ableitung aus psychologischen, aus der Erfahrung selbst wieder induzierten Gesetzen, sowie auch Postulate des ästhetischen, sittlichen und religiösen Bewußtseins führen ihn gleichermaßen zum Pejorismus oder „komparativen" Pessimismus oder zu der Einsicht, daß das Leben für den Menschen einen beträchtlichen Unlustüberschuß ergibt, daß es also eudämonologisch schlechter oder schlimmer (pejor) ist als das Nichtleben, das das einzige mathematisch exakte Beispiel des Nullpunktes der Lust und Unlust darbietet. Damit nicht genug sucht Hartmann mit Hilfe des Analogieschlusses und der deduktiven Beweisführung dann weiter nach einem Wägungsergebnis auch außerhalb des menschlichen Erdenlebens, nämlich in der Tierwelt, auf anderen Himmelskörpern und in etwaigen jenseitigen Sphären der Willens-Vorstellungswelt. Auch da ergibt sich ihm überall ein Unlustüberschuß, der somit ein „kosmisch-phänomenaler" ist. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß der Autor auf allen diesen Wegen nirgends von „metaphysischen" Voraussetzungen oder Deduktionen Gebrauch gemacht; erst jetzt, nachdem er so die Lust und Unlust der ganzen Welt erwogen, erlaubt er sich, die metaphysischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Zwar findet er den intellektuellen, ästhetischen, sittlichen, religiösen, evolutionellen und Willensmaßstab unanwendbar auf das Absolute, für anwendbar jedoch erachtet er den Zweckmäßigkeitsmaßstab sowohl als den Lustmaßstab, wenn auch dieses nur in hypothetischer Weise Seiner Meinung nach stehen beide Maßstäbe im Absoluten in keinerlei Widerstreit, vielmehr decken sich in ihm Eudämonologie und Teleologie, insofern sie nur verschiedene Aspekte derselben Beziehung

aus den einseitigen Gesichtspunkten der attributiven Prinzipien sind, aber aus dem zusammenfassenden Gesichtspunkt des absoluten Wesens in Eins fallen. Aus der Verbindung des phänomenalen Pejorismus mit dem ontologischen Monismus folgert er schließlich die innerweltliche, und aus der überschießenden Unendlichkeit des Wollenwollens über seine ideelle Erfüllung die außerweltliche Unseligkeit des Absoluten, macht aber dabei ausdrücklich darauf aufmerksam, daß der teleologische usw. Optimismus und der eudämonologische Pejorismus inbezug auf die Welt auch dann bestehen bleiben, „wenn der metaphysische Monismus und mit ihm die innerweltliche Unseligkeit des Absoluten als unhaltbar und die außerweltliche Unseligkeit als eine metaphysische Schrulle beiseite geschoben würden. Das Nebeneinanderbestehen des teleologischen Optimismus und eudämonologischen Pejorismus bliebe auch dann ein übereinstimmendes Ergebnis der Induktion und Deduktion, dem keinerlei Widersprüche anhaften."

Aber nicht nur die „metaphysischen", sondern auch die „praktischen" Konsequenzen zieht Hartmann aus seinen axiologischen Resultaten, und zwar jedesmal in einem besonderen Kapitel aus dem Zweckwert, dem positiven, neutralen und negativen Lustwert, der Verbindung von Zweckwert und Lustwert und aus der Axiologie des Absoluten, welche Kapitel somit zusammen den letzten Abschnitt seines Grundrisses bilden. Gar mancher, der diesen Abschnitt liest, und insbesondere wenn er auch die vorhergehenden Abschnitte eines unvoreingenommenen Studiums gewürdigt hat, dürfte, sofern er früher einem unkritischen superlativen Optimismus gehuldigt, diesen gewiß etwas zugunsten des von Hartmann vertretenen Pejorismus einschränken, denn er wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß dieser keineswegs zu jenen ungeheuerlichen Konsequenzen führt, wie man sie ihm bisher anhängte. Zu seinem Erstaunen wird er vielmehr im Gegenteil in ihm einen unentbehrlichen hohen Kulturfaktor erkennen, der nicht zum wenigsten in sittlicher und religiöser Beziehung noch eine große Rolle zu spielen berufen sein dürfte.

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

---

## Pädagogik.

Fr. W. Foerster, Lebensführung. Ein Buch für junge Menschen. Berlin, 1909. Druck und Verlag von Georg Reimer. 298 S.

Unseren „Halbstarken", die bekanntlich, auch wenn sie sich zu den gebildeten Kreisen zählen, eine besonders schwierig zu behandelnde Menschensorte sind, gute Winke über Lebensführung zu geben, ist nicht jedermanns Sache. Wer es noch so gut mit ihnen meint, ist doch in Gefahr über die Köpfe der zu Leitenden hinweg zu reden oder Ideale in die Luft steigen zu lassen, die an dem scharfen Hauch der Wirklichkeit wie Seifenblasen zerstieben.

Wie aber Foerster zu der Jugend zu sprechen versteht, weiß man schon aus seiner für Erzieher bestimmten „Jugendlehre“ und der daraus für Knaben und Mädchen entnommenen und besonders abgedruckten „Lebenskunde“. In dem vorliegenden Buche, das sich als eine Fortsetzung der „Lebenskunde“ darstellt und neben einigen aus anderen Schriften des Verfassers bekannten Stücken viel Neues, z. B. über Berufsethik und zur Orientierung über allgemeine Kulturfragen, bringt, schlägt er „geistig mündigen jungen Leuten“ gegenüber den gleich glücklichen Ton an. Doch damit ist zu wenig gesagt: Foerster ist nicht nur Meister in der Prägung goldener Worte, sondern gründliche Kenntnis der jugendlichen Natur und der Lebenssphäre, in die junge Leute gestellt sind, befähigt ihn zu Ratschlägen über sittliche Betätigung, wie sie sich innerhalb der Wirklichkeit des Lebens vollziehen soll und kann. Einem so kundigen Berater, der im Grunde nur zu klarem Ausdruck bringt, was junge Leute selbst mehr oder weniger deutlich als die Stimme des eigenen besseren Ich erkennen, kann, so schwierig die Aufgabe bleibt, der Erfolg nicht fehlen.

Es ist auch nicht zu bezweifeln, daß Foerster manche für seinen Lieblingsgedanken der Askese im Sinne einer „freiwilligen Uebung in der Enthaltsamkeit“, z. B. im Schweigen und in der Beherrschung des Nahrungstriebes, begeistern wird. Nur darf man nicht glauben damit allzuviel gewonnen zu haben. Solche gesuchte Gelegenheiten zur Bändigung der Triebe verhalten sich zu den Aufgaben des Lebens wie etwa Fußballspiel zum Ernste der Schlacht oder nur wie Galanteriedienste zu wirklicher Aufopferung. Wenn aber Foersters letztes Wort über den Wert der Askese der Satz (S. 36) sein soll: „Das Grundprinzip der Askese liegt in der Wahrheit, daß von demjenigen, der sich nie etwas Erlaubtes versagt, auch nicht erwartet werden kann, daß er sich das Unerlaubte versagen werde“, so läßt sich auch in diesem Punkte völlige Uebereinstimmung mit ihm feststellen.

Eine andere umstrittene Frage ist, ob Foerster, der am Schluß (S. 298) seine eigene Stellung, welche demnächst eine besondere „Einführung in die Wahrheiten der Religion“ noch bestimmter bekunden soll, dahin ausdrückt, daß die „Religion die größte befreiende Kraft“ ist, recht daran getan hat, seine Betrachtungen über Lebensführung von der Religion loszulösen. Vielleicht gelingt es deutschen Erziehern und Religionslehrern, denen dies neue Buch Foersters ebensoviel zu denken geben kann wie der Jugend selbst, auf Foerster weiter bauend ihn zu überbieten. Indessen kann der Rechtfertigung des Verfassers, der in seinem Wirkungskreise auf konfessionell neutrale Sittenlehre bedacht sein müßte und auch in diesem Buch sich an diejenigen wenden will, „welche zweifeln oder ihren Glauben verloren haben“, (S. 2) Billigung nicht versagt werden.

Fr. W. Foerster, Sexualethik und Sexualpädagogik. Kempten und München, 1909. Verlag Jos. Kösel. 2. Auflage, 236 S.

Von diesem im Febr.-Heft S. 341 ff. besprochenen Buche hat Foerster

nunmehr die zweite, wesentlich erweiterte Auflage erscheinen lassen. Ein Vergleich mit der ersten Auflage zeigt, daß der Verfasser, der sich inzwischen außer mit Ellen Key und Forel auch mit andern Vertretern einer „neuen“ Ethik und einer Sexualreform, wie v. Ehrenfels, Rutger, Freud, Marcuse auseinandergesetzt hat, die größte Gedankenarbeit der festeren Grundlegung des ersten die Sexualethik enthaltenden Teiles gewidmet hat, so daß es gegenwärtig schwerlich eine gründlichere und von größeren Gesichtspunkten geleitete Apologie der Einehe gibt als derjenigen Form der Geschlechtsgemeinschaft, welche sozial allein berechtigt ist, weil nur sie die Frau gegen die veränderliche Laune des Mannes schützt und das Recht des Kindes auf feste Familienbande gewährleistet, und welche allein dem Individuum die Entwicklung zu einer Persönlichkeit ermöglicht, in welcher der Geist über die Sinnlichkeit herrscht.

Diese Bedeutung der zweiten Auflage rechtfertigt für sich allein eine Besprechung. Doch liegt noch ein besonderer Anlaß vor. Ueber die Konfession Foersters sind allerlei Erörterungen gepflogen worden. Auch meine Anzeige der ersten Auflage, die von „einem katholischen Standpunkt“ des Verfassers sprach, mag dem Nahrung gegeben haben. Dem gegenüber ist es Ehrenpflicht, von der Tatsache Kenntnis zu nehmen, daß Foerster sich in dem Vorwort zur 2. Auflage mehr als einmal (S. X, vergl. S. XII) zu den **Nichtkatholiken** rechnet und daß auch die Protestanten am meisten befremdende Aeußerung über Luther (1. Aufl. S. 53 Anm.) seitdem etwas gemildert ist (2. Aufl. S. 163—166). Freilich wird nur mit um so größerer Entschiedenheit mit Einschluß des von Luther verworfenen Zölibats die Unentbehrlichkeit des asketischen Ideals als eines heroischen Vorbildes in der Triebbeherrschung verfochten. Wer darin, obwohl bedauernd, daß im allgemeinen aus übertriebener Scheu vor Personenkultus die unvergleichliche pädagogische Kraft großer sittlicher Vorbilder zu sehr zurückgestellt wird, Foerster nicht folgen kann, sondern überzeugt ist, daß solche Vorbilder aus dem vollen, ungekünstelten Menschenleben genommen werden müssen und können, darf aus den Ausführungen des Verfassers doch nur den Schluß ziehen, daß er in der von ihm oft betonten Weise darauf bedacht gewesen ist, dem katholischen Gegner jede nach seiner Einsicht verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Karl **Röttger, Kind und Gottesidee.** (Band 2 des von Wilhelmine Mohr herausgegebenen „Führer ins Leben“.) Berlin 1908. Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Zu diesem kleinen Buch Röttgers wird man sich verschieden stellen, je nachdem man das darin enthaltene Material oder die daraus von dem Verfasser für eine Umgestaltung des Religionsunterrichtes gezogenen Schlüsse ins Auge faßt. Man kann diese Folgerungen ablehnen und doch den über das religiöse Erleben des Kindes gesammelten Stoff für wertvoll erklären.

Ob das Kind religiösen Regungen zugänglich ist und was ihm bis in die Seele dringt, wird der rechte Religionslehrer, der mit seiner Klasse in innerem Kontakt steht, auch aus anderen Anzeichen entnehmen: das Aufleuchten der Kinderaugen, eine Spannung verratende Lautlosigkeit, Lebhaftigkeit des Antwortens und des Fragens lassen ihn doch nicht selten erkennen, daß in der Seele der Kinder sich mehr regt als die Bereitschaft sich auf die Gedankengänge des Lehrers einzustellen oder der Wunsch an sich gleichgültige Brocken der Weisheit an den Mann zu bringen. Alle Anerkennung verdient aber daneben der von Röttger beschrittene Weg, aus den Erinnerungen Erwachsener, aus Belauschung von Kindergesprächen und Aufzeichnungen auffälliger Aeußerungen aus Kindermund das Seelenleben des Kindes, sofern es von der Religion berührt wird, kennen zu lernen. Der größte Raum wird dem aus Retrospektive stammenden Material gewidmet und dabei sowohl Selbstbiographien bedeutender Persönlichkeiten wie Goethe, Wilhelm v. Kügelgen, Friedrich Hebbel, Gottfried Keller (auch Peter Rosegger hätte herangezogen werden können) benutzt, wie zum Teil über die Jugendzeit weit hinausgehende Selbstbekenntnisse des Verfassers und anderer modern gerichteter Männer und Frauen. Man darf sagen, daß diese Gewährsmänner, auch die der letzten Kategorie, sich nicht etwa damit begnügen, sich in der herkömmlichen Weise über die Oedigkeit der Religionsstunden und der Predigt zu ereifern, sondern daß sie ihre Aufgabe tiefer erfassen.

Und was ist das Ergebnis? Mit Ausnahme einer einzigen Stimme bestätigen doch alle für ihre Kinderzeit ein urwüchsiges, zuweilen sehr kräftig auftretendes religiöses Erleben. Teils (wohlverstanden: bei dem einen so, bei jenem anders) sind es Ansätze zu einer Weltanschauung, teils eine Art von Fetischismus oder Naturanbetung, teils ein auf Erfüllung kindlicher Wünsche gerichtetes Gebetsleben, teils ein Ergriffensein von dem Sinnenfälligen im Kultus, besonders dem katholischen, teils Empfänglichkeit für die biblischen Geschichten und besonders die Jesusgestalt, teils erschütternde Regungen des Gewissens selbst getrennt von dem Gottesgedanken.

Diese wohlbeglaubigten Feststellungen, die natürlich der Vervollständigung bedürfen, sind gewiß bedeutsam; sie werden auch den Religionslehrer dazu anregen, in seinen eigenen Jugenderinnerungen Umschau zu halten. Insoweit kann ich also das Buch Röttgers angelegentlicher Beachtung empfehlen, wenn ich auch keineswegs mit ihm den Religionslehrer darauf beschränkt wissen möchte, auf diese verschwommenen Empfindungen und krausen Gedankengänge einzugehen und sich ihnen anzupassen, sondern seine Aufgabe darin sehe, das Kind über die Stufe jugendlicher Unreife hinauszuheben und solche Anknüpfungspunkte für eine enge Verbindung sittlichen und religiösen Lebens fruchtbar zu machen.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

## Aesthetik und Kunstgeschichte.

Hermann Nohl, die Weltanschauungen der Malerei. (Verlag Eugen Diederichs, Jena 1908.)

Daß der Inhalt der Malerei Weltanschauung ist, d. h. daß sie über die bloße Wiedergabe der sinnlichen Welt hinaus eine Deutung ihrer Erscheinungen darstellt, wäre wohl nie im Ernst bestritten worden, wenn nicht für eine bestimmte Form der künstlerischen Produktion dieses Vorrecht allein in Anspruch genommen worden wäre, für eine Gedankenmalerei, die, von einer abstrakten Idee ausgehend, eine bildliche Fassung künstlich aufsucht, ein Vorgang, bei dem sich in seiner Wirkung die sinnliche Anschauung und die geistige Deutung der Bilder als zwei getrennte Dinge gegenüber stehen. Diese Auffassung von den Aufgaben der Malerei gehört für uns ganz der Vergangenheit an. Der Widerspruch gegen sie war aber für die Entwicklung dessen, was wir moderne Kunst nennen, von Bedeutung und er hallt insofern heute noch nach, als wir nur mit einer gewissen unsicheren Aengstlichkeit von der geistigen Natur der bildenden Kunst reden, immer in Sorge, ihre sinnliche solle damit unterdrückt und verkümmert werden. Wenn Nohl nachweist, daß die Weltanschauung eines Bildes ganz und gar in seiner Form und sichtbaren Gestalt ruht, ja, in ihr allein besteht, nur durch sie geschaffen und nur aus ihr erkannt werden kann, so dürfte und sollte das vom künstlerischen Standpunkt aus selbstverständlich sein. Interessant werden seine Ausführungen dadurch, daß sie ganz vom Standpunkt des Philosophen ausgehen, und daß er für das, was als künstlerische Richtung, als Parteimeinung oder Stilfrage benannt wird, die allgemein geistigen Bezüge auffindet, wie sie sich in den Grundtypen der philosophischen Systeme darstellen. Bei ihrer Zusammenfassung zu wenigen grundsätzlichen Formen folgt er Ludwig Dilthey. Besonders glücklich scheint es für die Uebertragung auf die bildende Kunst, daß er nicht bei den für die ästhetische Betrachtung üblichen zwei Gruppen, der idealistischen und der realistischen, stehen bleibt, sondern deren drei unterscheidet. Er benennt sie als „die Systeme des Naturalismus mit Einschluß des Positivismus, die in der Uebermacht der Außenwelt und ihrer Gesetzlichkeit wurzeln, die Systeme des objektiven Idealismus, der von der Einheit von Körper und Geist ausgeht und der Welt einen seelischen Zusammenhang gibt, und die Systeme des subjektiven Idealismus oder Idealismus der Freiheit, der die Unabhängigkeit des Geistes von der Natur behauptet und die Welt von der sittlichen Persönlichkeit aus versteht". Diesen drei Grundtypen geistiger Verfassung würden in der am nächsten hinter uns liegenden Kunstepoche z. B. die Persönlichkeiten Menzels, Böcklins und Marées entsprechen. Nach Nohls Darlegungen erscheinen die vielumstrittenen Gegensätze, die ihr Kunstschaffen trennen, als die Gegensätze notwendiger, immer wiederkehrender geistiger Stellungen des Menschen zur Welt, die sich in jeder Einzelheit ihrer bildlichen Schöpfung sichtbar ausprägen und sich in ähnlicher Weise stets in den Hauptgestalten künstlerischer Epochen ausgeprägt haben.

**Elementargesetze der bildenden Kunst, Grundlagen einer praktischen Aesthetik, von Hans Cornelius.** (Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1908.)

Die Elementargesetze der bildenden Kunst leitet Cornelius aus der Natur des räumlichen Sehens ab. Er stützt sich dabei, wie er selbst ausspricht, auf Adolf Hildebrands Schrift über das Problem der Form. Wenn er in theoretischer Vertiefung über diese grundlegende Arbeit nur wenig hinausgeht, so bringt er dafür ein reiches und glücklich gewähltes Bildermaterial und ist so in der günstigen Lage, formale Fragen der bildenden Kunst auch dem darlegen zu können, dem für die Hildebrandschen Gedankengänge die Anschauung mangelt. Das Buch ist seinem ganzen Geiste nach aus dem modernen Kunstgewerbe hervorgegangen und hat dieses vor Augen, auch wo die andern Zweige der bildenden Kunst mit herangezogen werden. Das kann man insofern bedauern, als sich das Wesen des räumlichen Denkens und seiner Objektivierung wohl in größeren Zügen von der Architektur aus hätte entwickeln lassen, aus der sich die formale Gesetzmäßigkeit aller Künste herleitet. Doch liegt das nicht in unserer Zeit, die ja in der Tat erst vom Kunstgewerbe aus mühsam und unsicher zur Baukunst vorwärts schreitet. Dieser Weg ist zwar wunderlich genug, aber, wie die Dinge nun einmal geworden sind, muß er gegangen werden, und das Corneliussche Buch kann dabei vielleicht manchen Stein forträumen. Es ist eins der sich mehrenden Zeichen, daß die bildende Kunst sich der Knechtschaft der persönlichen Geschmackswillkür einerseits und des nüchternen Zweckrationalismus andererseits zu entwinden sucht. Die Einsicht in die Gesetze der Raumerfassung durch das Auge ist eine zwar elementare, aber unerläßliche Voraussetzung für die geistige Herrschaft der Kunst über das Reich des Sichtbaren.

**Baudelaires Werke, vierter Band: Zur Aesthetik der Malerei und der bildenden Kunst; übersetzt von Max Bruns.** (Verlag J. C. Bruns, Minden in Westf.)

Baudelaires ästhetische Schriften bieten ein historisches Interesse, insofern sie in eine Zeit zurückführen, für die die Namen Ingres und Delacroix noch unmittelbare Gegenwart, Manet und Whistler eben erst auftauchende Zukunft bedeuten, ein sachliches, insofern sie eine Form der Kritik darstellen, die uns wesensfremd ist, einer Kritik, die es grundsätzlich ablehnt, dem Kunstwerk mit einem selbständigen und festen Denkgesetz gegenüberzutreten, die vielmehr ihren Ruhm darin sucht, sich jeder Anregung, jedem Eindruck, auch jeder Laune offenzuhalten und jedem Reiz zu folgen, der stark genug ist, sie hinzureißen. Sie ist leidenschaftlich, hingebend und unmittelbar persönlich, aber sie ist auch willkürlich, zusammenhanglos und dem Zufall des Tages preisgegeben. Der Leserkreis des Buches wird sich wohl auf die beschränken, die imstande sind, diese Kritiken kritisch zu lesen.

Ludwig Bartning.

## Kolonien.

Paul Samassa. Die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas. Leipzig 1909, Verlag Deutsche Zukunft, G. m. b. H., 313 Seiten 4⁰. Preis broschiert 4,50 Mark.

Samassas Buch ist allen denjenigen, die sich für unsere Kolonien und für das gegenwärtige ostafrikanische Problem interessieren, nachdrücklich und aufrichtig zu empfehlen. Von solcher Literatur brauchen wir mehr. Es ist warm, ja temperamentvoll geschrieben, und der stilistische Fluß der Darstellung macht die Lektüre oft zu einem wirklichen Genuß. Dahinter stehen aber eindringliche Studien und genaue Erkundung der wirklichen Lage. Daß Samassa sich vor allen Dingen bei den Pflanzern und Ansiedlern in Usambara und am Kilimandscharo orientiert hat, ist natürlich, und da ich unmittelbar nach ihm dort war, so schimmern mir seine Gewährsleute hier und da recht erkennbar durch, aber er hat sich ihnen keineswegs kritiklos ergeben. Bemerkenswert ist z. B. sein unabhängiges und vom Durchschnitt der öffentlichen Meinung der Weißen in Ostafrika ziemlich abweichendes Urteil in der Inderfrage. Bei diesem viel umstrittenen Thema steht er mehr auf Seiten der ostafrikanischen Verwaltung und des Kolonialamts, als auf Seiten der Ansiedler. Daher wird man aber auf seine Darstellung auch dort um so mehr Wert legen müssen, wo sie sich kritisch gegen die Verwaltung verhält. Auch sein Urteil über den durchschnittlichen Charakter des weißen Elements in den Pflanzungsgebieten, über den der Staatssekretär Dernburg und sein publizistischer Vertrauensmann Dr. Rathenau ein so hartes Urteil fällen, ist billig und gerecht. „Man muß die Leute draußen auf ihren Pflanzungen sehen und sich dort ein Bild davon machen, wie sie arbeiten und was sie alles zu entbehren haben; und dann wird man nachsichtiger darüber urteilen, wenn ein Mensch, der in einer Lehmhütte wohnt, der tage-, vielleicht schon wochenlang jedes Verkehrs mit seinesgleichen beraubt ist, über die Stränge schlägt, wenn er einmal in das anspruchslose Zentrum des Verkehrs kommt und mit Freunden seine Feste nicht immer allzu geschmackvoll nach dem Empfinden feiner gebildeter Menschen feiert. Die derbe Kraft macht sich in derber Weise Luft, die Worte sind nicht immer sehr gewählt. Ein Stück der Urwüchsigkeit des heimischen Agrariertums weht uns an, vermählt mit jenem Typus des „wilden Westens", der internationalen Charakter hat und sich in allen Kolonialländern findet. Aber auch hier liegt der Schimmer jener Gutherzigkeit und Kameradschaftlichkeit über den Gestalten, wie sie Bret Harte uns so hübsch aus den Anfängen des amerikanischen Westens geschildert hat. Man sagt diesen Pflanzern nach, daß sie schwer zu regieren seien; sicherlich nicht für den, der sie richtig zu nehmen weiß." In diesem letzten Wort steckt der Schlüssel zur Sache und zugleich auch die Erklärung dafür, daß Leute von dem Charakter und dem Temperament des Staatssekretärs, zumal wenn sie noch von anderer Seite ungünstig in

ihrem Vorurteil beeinflußt ins Land kommen, zu keinem ganz richtigen Verständnis für die Dinge und die Menschen gelangen. Ebenso gut ist Samassas Urteil über die Buren. „Sie sind“, schreibt er, „ein gutes Pionier-Element für gänzlich unerschlossene Teile der Kolonie; aber es kommt dann der Zeitpunkt, wo sie für eine bestimmte Gegend ihre Schuldigkeit getan haben und man nur eine Auslese der besten unter ihnen als dauernde Ansiedler brauchen kann. Dieser Zeitpunkt wird am Kilimandscharo und Meru spätestens gekommen sein, wenn die Bahn Aruscha erreicht; dann mögen sie in einer andern Gegend dieselbe Pioniertätigkeit entfalten, wie hier; die brauchbaren Elemente, die wirklich gut wirtschaften wollen, lösen sich dann von selbst von den minderwertigen Treckburen.“ Auch was er zu dem Vorwurf sagt, daß die Buren das Wild vernichten, scheint mir sehr beherzigenswert: „Ein und dasselbe Land kann nicht beides zugleich sein: Kulturland und Wildpark; eine Kolonie von der Größe Ostafrikas wird aber immerhin auf lange Zeit hinaus Platz für beides nebeneinander haben. Da mag man Reservate schaffen, wo keinerlei Interessen von Farmern, Pflanzern oder Eingeborenen in Frage kommen; der Gedanke aber, daß das Hegen des Wildes der Kultivierung des Landes voranzustehen habe, ist doch wohl zu grotesk, als daß er hier erörtert zu werden brauchte. Der „Deutsche Jagdverein“ hat es ja leicht, in Berliner Hotels über den Wildschutz in Ostafrika zu reden; ich wurde daran erinnert, als mir ein Engländer aus der besten Gesellschaft von Britisch-Ostafrika sagte: Wenn ich in den Klubs von London erzähle, daß wir hier für die Löwen Gift legen, da sträuben sich den Herren die Haare über dieses unweidmännische Verhalten; sie sollten einmal hier herauskommen und farmen, dann würden sie sehen, daß man die Dinge auch noch anders sehen kann, als unter dem Gesichtspunkt des Sports.“ Samassa führt als besonderes Beispiel noch die Nashörner an, die schon darum weggeschossen werden müssen, weil das für eine rationelle Viehzucht notwendige Einzäunen der Farmen illusorisch wird, solange die Zäune beständig der Gefahr ausgesetzt sind, durch Nashörner zerstört zu werden; deshalb sei es auch bedauerlich, daß nach der neuen Jagdverordnung zum Abschuß von Nashörnern der sogenannte „große“ Jagdschein für 1000 Mark erforderlich ist.

Ueber die Frage der Eisenbahn zum Kilimandscharo und Meru habe ich selbst mich schon wiederholt in den Jahrbüchern ausgesprochen. Was Samassa darüber sagt, deckt sich wesentlich mit meinen Ausführungen. Mit Recht weist er auch darauf hin, daß das Schema der 150 Kilometerzone zu beiden Seiten der Bahn, die durch jeden afrikanischen Schienenweg erschlossen würde, eben nur ein Schema ist, das mitunter durch die wirklichen Verhältnisse stark korrigiert wird, so z. B. überall dort, wo verhältnismäßig gesunde Hochländer für den extensiven Viehzuchtbetrieb weißer Ansiedler geöffnet werden. Dort erweitert sich die der Bewirtschaftung zugängliche Region, soweit es sich nicht gerade um den Transport von Wolle

und ähnlichen Produkten handelt, durch den von den Buren eingeführten Ochsenwagen merklich. Wie schematisch zeichnet Rathenau z. B. die Frage der Auswanderung nach Ostafrika und wie treffend sieht Samassa die Dinge an, wenn er schreibt: „Aber wenn es in den Schichten unseres Proletariats einen negativen Druck gibt, der uns polnische und russische Arbeiter aus dem Auslande heransaugt, so gibt es einen starken positiven Druck in den sozialen Schichten, die man als Mittelstand im weitesten Sinne bezeichnen kann ... Da sind die jüngeren Söhne von Kaufleuten und Industriellen, die ohne innere Berufsfreudigkeit Assessoren oder Offiziere werden, bloß weil es nun einmal die sozial angesehensten Berufe in unserer Gesellschaft sind; an die Stelle der Berufsfreudigkeit tritt öde Streberei, materielle Lebensauffassung oder blasierte Gleichgültigkeit. Und dieses neidische Drängen um Futterplatz und Stellung gibt unserem öffentlichen Leben heute so oft einen kleinlichen und philiströsen Zug. Gerade das aber ist der große Segen des Kolonialbesitzes, wie wir ihn vor allem in England verkörpert sehen, daß dort der tatenfrohe junge Mann der besseren Gesellschaftsschichten ohne weiteres ein weites Feld der Betätigung in den Kolonien findet; fast jede Familie hat Angehörige draußen, nicht die mißratenen, sondern die Unternehmendsten. Endlich unser Grundbesitzerstand, vor allem der preußische Kleinadel! .... Würde dieser Adel nicht zu seinen besten Traditionen zurückkehren, wenn er noch einmal eine große kolonisatorische Aufgabe löste, wie er seinerzeit an der Kolonisation des deutschen Ostens den Hauptanteil gehabt hat ... Wenn jemand ein Gut hat, dessen Verkaufswert um 100 000 Mark die Höhe der darauf ruhenden Hypothekenschulden übersteigt, wenn er dabei in seiner Lebensführung gewissen sozialen Anforderungen entsprechen und überdies seine Kinder standesgemäß erziehen soll, so wird das Wort vom freien Mann auf eigener Scholle fast zur Ironie. Was könnte er mit dem ihm zur Verfügung stehenden Kapital alles in der Kolonie schaffen, wenn er persönlich tüchtig ist!"

Am meisten unter den elf Kapiteln Samassas möchte ich das sechste: „Europäer- oder Eingeborenenpolitik?" zur Lektüre empfehlen. Das ist wirklich koloniale Praxis. Nur einige Beispiele. Samassa knüpft an eine Stelle in den Rathenauschen „Reflexionen" an, wo es heißt, daß ein Neger gern bereit sein würde, für ein Stück Baumwollenzeug eine Woche zu arbeiten, wenn er aber ablehne, einen Monat darum zu „werben", so sei hierdurch die Entwicklungsunfähigkeit seiner Bedürfnisse noch nicht bewiesen. Dem gegenüber erinnert Samassa an die Eingeborenen von Kavirondo an der Ugandabahn. „Seit etwa sieben Jahren braust das Dampfroß durch die Gegend; an Arbeitsgelegenheit fehlt es wahrhaftig nicht, und der Bewohner jener glücklichen Gefilde brauchte wirklich höchstens durch die Arbeit von 1 oder 2 Tagen um ein Stück Baumwollenzeug zu „werben". Die Bewohner von Kavirondo lehnen dies aber ab, weil sie kein Bedürfnis nach dem Baumwollenzeug haben; ihre Damen laufen noch heute in

paradiesischer Nacktheit, nur mit einer Perlenschnur um die Lenden bekleidet, herum, und die Männer tragen allerhöchstens einen Fellschurz; nach europäischem Anstandsgefühl auf der falschen Seite; und das tun sie wirklich nicht aus besonderer Bosheit; alle Reisenden, die früher ihr Land durchzogen, wie nicht minder die englischen Beamten, die heute mit ihnen zu tun haben, rühmen sie wegen ihres guten Charakters, sie sind wahre Muster von Bescheidenheit, Keuschheit, Wahrheitsliebe und Gastfreundlichkeit. Der wahre Menschen- und Negerfreund könnte nichts besseres tun, als ihnen die Hände aufs Haupt zu legen und das bekannte Heinesche Gedicht dazu aufzusagen, aber Bedürfnisse haben sie eben nicht und fühlen sich in ihrem paradiesischen Zustande außerordentlich wohl." Ein Gegenstück dazu ist die Erzählung von den Kautschukpflanzungen der Eingeborenen in der Landschaft Bondei im Bezirk von Tanga. Dort hatte die Regierung seinerzeit den Jumben befohlen, Manihot zu pflanzen, aber es waren in den verschiedenen daraufhin entstandenen Wäldchen bei den Dörfern nur hier und da geringe Spuren von Anzapfung zu sehen. Nun herrschte im Frühjahr 1908 großer Nahrungsmangel im Lande, und aus einem der Dörfer, bei dem sich eine solche auf Anordnung des Bezirksamts angelegte und zapfreife Pflanzung befand, kamen die Eingeborenen auf eine benachbarte Plantage und bettelten um Nahrung, sie müßten sonst verhungern. Der Pflanzungsleiter antwortete ihnen, sie sollten doch ihre Kautschukbäume zapfen und ihm den Kautschuk zu einem guten Preis verkaufen. Als sie das hörten, zogen sie ab und ließen sich nicht mehr sehen. „Auch der Hunger war nicht imstande, ihre Abneigung gegen die Arbeit zu überwinden." Von den Massais heißt es: „Die Massai gelten in der ganzen Kolonie als treffliche Viehzüchter, und wenn man ihr sehr schön aussehendes Vieh sieht, wird man sich der Wahrheit der Behauptung nicht entziehen können; sie verstehen es jedenfalls, mit dem Vieh umzugehen. Ihre Zucht ist aber vollkommen unproduktiv. Die Milch dient ihnen zur Nahrung, das überschüssige Vieh essen sie als Festtagsbraten selbst, die Häute werden zur Kleidung verwendet und ihre Schafe geben keine Wolle. Jeder Antrag, ihnen ein Stück abzukaufen, findet glatte Ablehnung. Von Zeit zu Zeit dezimiert eine Seuche ihre Herden, und dann müssen sie sich den Riemen für einige Zeit enger schnallen, bis sich ihr Viehbestand wieder ergänzt hat. Wie das Gras der Steppe wächst und vergeht das Vieh der Massai." Genau wie einst bei den Hereros! Was die Plantagenkulturen betrifft, so zeigt Samassa in überzeugender Weise, was jeder praktische Ostafrikaner aus Erfahrung weiß: daß die Arbeit auf den Plantagen, auf den Kopf der Negerbevölkerung berechnet, viel höhere Werte zu schaffen imstande ist, als die Eingeborenenkultur, daß sie sicherer als diese den periodischen Hungersnöten zu begegnen imstande ist, und daß sie außerdem den Leuten durch die starke Zugabe von Fleischkost eine viel bessere Ernährung sichert, als die Neger selbst bei ihrer steten Pflanzennahrung sie haben.

Vieles, was von der jetzigen ostafrikanischen Verwaltungspraxis im einzelnen erzählt wird, verdient gleichfalls weitere Verbreitung. So ereifert sich Rathenau in seiner bereits öfter erwähnten halbamtlichen Schrift auch über die vermeintlichen Sklavereigelüste der Pflanzer. Dem gegenüber erzählt Samassa, daß er einmal allerdings einen Arbeitsvertrag gesehen habe, der auf eine Art Sklaverei hinauslief, aber der Arbeitgeber war nicht ein weißer Pflanzer, sondern ein Inder. „Am Gerichtstag, den ein Bezirksamtmann in einem Innenbezirk abhält, erscheint ein indischer Schneider, der einen eingeborenen Gesellen anklagt, ihm entlaufen zu sein. Dabei legt er seinen Vertrag vor, nachdem er dem Schwarzen 124 Rupien Vorschuß gegeben hat, wofür dieser sich verpflichtet, bei ihm 20 Monate gegen einen Lohn von 12½ Rupien monatlich zu arbeiten, von denen 6 Rupien bis zur Rückzahlung des Vorschusses abgezogen werden sollen. Daß der Schwarze aus dieser Schuldknechtschaft sein Lebtag nicht herauskommen kann, liegt auf der flachen Hand; unter diesem Vertrag stand der Stempel des Bezirksamts Bagamoyo zum Zwecke der Bekundung, daß er rechtsgültig sei! Ich bezweifle, daß ein Weißer einen solchen Vertrag bestätigt bekäme". Mit diesem Zweifel hat Samassa sehr recht, aber der Vertrag war eben nicht einem Weißen, sondern einem der geliebten Inder des Gouvernements bewilligt. Bei einer früheren Gelegenheit habe ich in den Jahrbüchern bereits den Dernburg-Rechenbergschen Plan berührt, die Farbigen mit zur kolonialen Selbstverwaltung heranzuziehen. Samassa teilt mit, daß in dem ursprünglich vom Gouvernement in Daressalam ausgearbeiteten Entwurf gestanden habe, daß dieses zur Vertretung der Interessen der farbigen Bevölkerung einen Eingeborenen zum Mitglied des Bezirksrats ernennen könne, falls er soviel Deutsch verstehe, daß er den Verhandlungen zu folgen imstande sei. Was aus diesem Projekt des Gouvernements geworden ist und ob wirklich noch daran festgehalten wird, darüber hat während der letzten Zeit in der Oeffentlichkeit nichts verlautet; ebenso wenig über den anderen Plan, neben den weißen Stadträten in Daressalam und Tanga einen farbigen Beirat zu ernennen, dem alle Vorlagen gleichfalls zur Begutachtung überwiesen werden sollen. Erhebe der farbige Beirat Protest, so solle dem Gouverneur die Entscheidung zustehen. Natürlich hat es das Gouvernement oder das Bezirksamt auf diese Weise in der Hand, bei jeder ihm unerwünschten Haltung des weißen Stadtrats einen Protest seitens des farbigen zu beschaffen.

Ein anderes wichtiges Kapitel bei Samassa ist das über die Verwaltung Deutsch-Ostafrikas. Der Verfasser gibt gleich selbst zu Anfang den richtigen Gesichtspunkt für die Lektüre dieses Abschnitts an, indem er betont, daß er weit entfernt sei, das viele Gute zu übersehen, das von unserer Verwaltung im Schutzgebiet geleistet worden ist. Es könne aber nicht die Aufgabe einer solchen Schrift sein, Zensuren zu erteilen, sondern es müsse das in die Erörterung geworfen werden, was nach seiner Meinung als Voraussetzung für die weiße Besiedlung noch fehle. Ebenso wisse er wohl, daß

manche bestehenden Mängel auch an maßgebender Stelle bereits erkannt sind, aber das Stadium der „Erwägungen“ dauere bekanntlich zuweilen recht lange, und wenn eine öffentliche Erörterung es etwas abkürze, so habe sie ihren Zweck erreicht. Sehr richtig! Besonders sympathisch berührt es dabei, daß Samassa durchaus nicht, wie manche andere Kritiker unseres Kolonialwesens, ein blinder Lobredner unserer englischen Nachbarn ist. Er hat seinem Buch über Deutsch-Ostafrika ein Schlußkapitel über die Besiedlung und Verwaltung Britisch-Ostafrikas angehängt, in dem auch viel Interessantes steht, so z. B. der wahrhaft klassische Satz des früheren Gouverneurs Sir Charles Eliot: „Man kann nicht leugnen, daß der bureaukratische Geist mehr ordnend als erfinderisch ist; wir ziehen es vor, die Bevölkerung ruhig zu erhalten, als Streitfragen aufzuwerfen, die sehr fruchtbringend sein können, und fühlen uns am wohlsten, wenn das Tagewerk glücklich zwischen den beiden großen Tröstern des Beamtenlebens verteilt ist: dem Papierkorb und dem Aktenfach.“ Der Mann, der aus seiner eigenen Erfahrung heraus das Wesen der Bureaukratie in dieser treffenden Weise kennzeichnet, ist, wie gesagt, nicht ein Deutscher, sondern ein Engländer, einer der tüchtigsten Gouverneure, die Britisch-Ostafrika gehabt hat. Daß auch auf dem Gebiet der englischen Kolonialpolitik unter Umständen ein reichliches Maß von Bureaukratie und Schematismus vorkommt, hat bekanntlich die Verwaltung von Transvaal und Transoranje unter Lord Milner gezeigt, die zu dem Ungeschicktesten gehört hat, was von englischer Seite je geleistet worden ist. Die Engländer haben das auch selbst erkannt, und sie haben die in Südafrika nach dem Kriege gemachten Fehler zu erklären versucht, indem sie sagten, Lord Milner sei eigentlich kein Engländer gewesen, sondern ein Deutscher, daher seine bureaukratischen Prinzipien! Das Urteil Eliots zeigt aber, daß bei hochstehenden Engländern sehr wohl die Einsicht vorhanden ist, daß auch sie nicht gegen die Fehler des Bureaukratismus gefeit sind, wo das wirksamste Gegengift gegen diese Art von falschen Verwaltungsprinzipien fehlt: die weiße Selbstverwaltung. Diese Selbstverwaltung ist es, auf die wir auch in unseren Kolonien, überall wo es irgend geht, hinarbeiten müssen, und die Einführung des Selbstverwaltungsprinzips wird unserem Kolonialwesen nützlicher sein, als die des kaufmännischen, wovon bis vor kurzem mit solcher Begeisterung geredet wurde. Samassa schreibt: „Es ist sehr charakteristisch, daß der jetzige Leiter des Kolonialamts nicht einmal einen Versuch gemacht hat, die koloniale Bureaukratie mit kaufmännischem Geist zu erfüllen oder ihr aus dem Kaufmannsstande neues Blut zuzuführen, weil er klug genug ist, den Mißerfolg, der damit verbunden sein müßte, vorauszusehen. Es ist ja gewiß nicht ausgeschlossen, daß jemand, der früher Kaufmann war, auch einen guten Beamten abgeben könnte; aber nur dann, wenn er sich selbst bis zu einem gewissen Grade bureaukratisiert, ein Schicksal, dem ja auch der jetzige Staatssekretär nicht ganz entgehen konnte.“ Wie wenig, das wissen am besten unsere Kolonialbeamten und kolonialen

Ansiedler. Alles, was Samassa über die Stetigkeit der Verwaltung, über Anstellungsverhältnisse, Urlaub, Gesundheitswesen und dergleichen mehr sagt, entspricht Punkt für Punkt den Grundsätzen, die ich vor zwei Jahren ausgesprochen habe,*) und ich darf es immerhin als ein bemerkenswertes Zusammentreffen bezeichnen, wenn Samassa auf Grund seiner ostafrikanischen Erfahrungen ganz und gar eben dahin gelangt ist, wie ich auf Grund meiner früheren amtlichen Tätigkeit in Südwestafrika.

Nachstehend seien noch einige Einzelheiten aus dem Verwaltungskapitel herausgegriffen, nicht zur Erheiterung des Lesers, wie manche vielleicht meinen könnten, sondern um zu zeigen, zu welchen Verkehrtheiten selbst eine noch so wohlmeinende und gewissenhafte Verwaltung bei übermäßiger Anwendung des bureaukratischen Prinzips gelangen kann. Schon seit Jahren sind die Verhältnisse des Höhensanatoriums Wugiri in Usambara ein wunder Punkt. Das Sanatorium ist zum großen Teil auf Grund einer privaten Stiftung errichtet, die der gesamten weißen Bevölkerung von Ostafrika zugedacht war; es würde also dem Sinne dieses Vermächtnisses entsprechen, wenn die Verwaltung nach dem Prinzip größtmöglicher Liberalität geübt wird. Statt dessen ist das gerade Gegenteil der Fall: die Benutzung des Sanatoriums ist mit derartigen formalen Schwierigkeiten verbunden, daß man, hiernach zu urteilen, fast auf den Gedanken kommen könnte, daß der ganze Betrieb für die Verwaltung eine Unannehmlichkeit sei. Samassa schildert diese in Ostafrika viel besprochenen und viel beklagten Verhältnisse folgendermaßen: „Im Reichshaushalt erscheint Wugiri zweimal, einmal bei den Einnahmen mit 20 000 Mark und das andere Mal bei den Ausgaben mit 24 000 Mark. Daß die Einnahmen richtig einkommen, das muß man natürlich dem Eifer der Bittsteller überlassen, die sich regelmäßig beim Gouvernement um die Gunst bewerben, das Sanatorium benutzen zu dürfen; daß aber nicht mehr ausgegeben wird, dafür glaubt ein sorgsames Gouvernement die Bürgschaft übernehmen zu können. Es wird dem Leiter des Sanatoriums für den Betrieb eben nur so und soviel monatlich zugewiesen, und damit muß er auskommen. Ist die Zahl der Gäste gering, so leben sie herrlich und in Freuden; wächst sie aber ungebührlich an, dann umwölkt sich die Stirn des Leiters, denn womit soll er die Hungrigen speisen; dann wird Schmalhans Küchenmeister. Sollte aber auch die Ernährung knapp werden, so hat der Gast doch das beruhigende Gefühl, daß über seinen Getränkeverbrauch das Auge der Zentralverwaltung wacht. Denn die Gutscheine, die er für die Getränke schreibt, werden dort genauer Kontrolle unterzogen, damit sich ja nicht etwa jemand unter dem trügerischen Vorwand, Stärkung seiner Gesundheit zu suchen, schlemmerischem Lebenswandel hingibt und die Zollfreiheit der Getränke, die Wugiri genießt, zur Völlerei mißbraucht.

*) In meinem Buche: „Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?" Halle a. S. Gebauer & Schwetschke.

Als sich einmal ein englischer Missionar innerhalb dreier Tage zwei Flaschen Whisky verschrieb, da wurde der Leiter des Sanatoriums zu „eiligem Bericht" aufgefordert, was der Missionar mit diesem Quantum Stoff angefangen habe; zum Glück für den Speisevater konnte er nachweisen, daß er nicht allein gesündigt, sondern auch noch andere Menschen sich an der Vertilgung der beiden Flaschen beteiligt hatten, so daß auf ihn nicht mehr gekommen sei, als er als Engländer und Christ als eine billige tägliche Ration verantworten könne. Daß auf diese Art alle Voraussetzungen des Blühens und Gedeihens gegeben sind, kann man sich beiläufig ausmalen. Aber das Sanatorium soll auch gar nicht blühen und gedeihen; denn als ein unternehmender ärztlicher Leiter kleine Prospekte drucken ließ, um das Sanatorium in weiteren Kreisen bekannt zu machen — es wurde auch von Engländern aus Sansibar, sofern sie von seiner Existenz Kenntnis hatten, gern besucht —, verhinderte das Gouvernement dieses einer staatlichen Anstalt völlig unwürdige Beginnen, und die Prospekte ruhen noch heute in irgend einer Kiste wohlverpackt in Daressalam, wo sie wahrscheinlich jedes Jahr als noch vorhanden inventarisiert werden." Anstatt das vorhandene Defizit durch Vermehrung und Verbesserung des Betriebs auszugleichen, hat man schließlich zu dem Mittel gegriffen, das Sanatorium jährlich auf sechs Monate zu sperren, angeblich weil während der kühleren Zeit kein Bedürfnis nach seiner Offenhaltung vorliege. Das ist aber ein großer Irrtum und soll wohl nur als Vorwand für die Betriebseinschränkung dienen.

Ist die Praxis des Gouvernements bei dem Wugiri-Sanatorium auch bedauerlich, so ist das Objekt doch nur ein solches von sekundärer Wichtigkeit. Das läßt sich aber nicht auch von einer so wichtigen Sache, wie von der Wegebaupolitik sagen. Nach dem Etat für 1905/06 war in Aussicht genommen, im Laufe von 18 Jahren ein Wegenetz von 2000 km in Deutsch-Ostafrika herzustellen; da „entsprechend den bisherigen Erfahrungen" der Bau eines Kilometers 6000 Mark koste, so seien hierfür 10,8 Mill. nötig. Auf Grund dieser Denkschrift, schreibt Samassa, werden bis zum 1. April 1909 werden insgesamt 2,1 Mill. Mark für diesen Zweck verbraucht sein; nach den Angaben der Denkschrift müßten wir also bis dahin ein Netz gut fahrbarer Straßen im Umfange von 550 km haben. „Wo sind sie?" Diese lakonische Frage ist nur zu berechtigt. Weder ist die außerordentlich wichtige Aufschließungsstraße für Westusambara, von Mombo nach Wilhelmstal, fertig, noch ist irgend etwas Brauchbares bei dem Straßenbau zum Kilimandscharo herausgekommen. Samassa schreibt, es seien nicht 10 km fertiger guter Fahrwege in der Kolonie vorhanden. Dieses Urteil, sollte man glauben, sei doch etwas übertrieben, aber es war wenigstens im vorigen Jahre buchstäblich richtig. Es ist an allen möglichen Enden angefangen worden zu bauen, und es ist nichts fertig, wenigstens nicht, soweit Gouvernementsstraßen in Betracht kommen. Das schlimmste Beispiel ist und bleibt die Kilimandscharostraße, bei der viele

hunderttausend Mark in einer völlig nutzlosen Weise geradezu weggeworfen sind.

Angesichts dieser und noch mancherlei anderer Versehen und Mißgriffe der Verwaltung darf wohl die Frage aufgeworfen werden, ob es richtig ist, das Selbstverwaltungsprinzip in der ostafrikanischen Kolonie, statt es möglichst kräftig zu entwickeln, in der Weise zu beschneiden und verkümmern zu lassen, wie es Gouvernement und Kolonialamt jetzt tun. Ein bedenklicher Schritt in dieser Richtung ist namentlich die Aufhebung bezw. Bureaukratisierung der sogenannten Kommunalverbände und die Weigerung, die Mitglieder der Bezirksräte und des Gouvernementsrats durch die weiße Bevölkerung wählen zu lassen. Offiziell hat man den Kommunalverbänden den Vorwurf gemacht, daß sie unzweckmäßige Straßenbauten vorgenommen hätten. Bei diesem Kapitel sollte die Regierung allerdings sehr vorsichtig sein, einen Stein aufzuheben, denn was sie selbst hierbei gesündigt hat, geht weit über das hinaus, was man in einzelnen Fällen den Kommunen vorwerfen könnte. Auch die Zollverwaltung wird gelegentlich in einer Weise gehandhabt, die komisch wirken könnte, wenn sie nicht für ein tiefer liegendes Prinzip charakteristisch wäre. So brauchen z. B. „Verkehrsmittel" jeder Art keinen Zoll zu bezahlen. Führt aber jemand einen Wagen ein, so muß er für die Wagenlaternen Zoll bezahlen, weil diese ja auch anderweitig verwendet werden könnten, und ebenso für das Pferdegeschirr, weil dieses kein „Verkehrsmittel" ist. Vor einigen Jahren sollten für den Frachtverkehr einer Plantage zur Küste Kamele eingeführt werden. Die Kamele kamen mit einem, die Sättel mit dem folgenden Dampfer, und es wurde Zoll für sie verlangt. Die Gesellschaft beschwerte sich, worauf von Daressalam das Urteil erfolgte, der Zoll sei zu Recht erhoben, denn es sei „hierorts nicht bekannt, daß das Kamel ein Verkehrsmittel sei!" Bürstmaschinen für die Aufbereitung der Sisalagave zu Hanf sind zollfrei, aber nicht die dazu gehörigen Bürsten, weil eine Bürste keine landwirtschaftliche Maschine ist! Aus dem Zollamt in Tanga wird eine Kiste mit Branntwein gestohlen. Die Zollbehörde fordert von der betreffenden Firma die Zahlung des Zolls für die Ware, da diese „in den Verbrauch des Zollgebiets" übergegangen sei! Wer noch mehr derartige Kuriosa lesen will, der nehme Samassa selbst zur Hand.

Ich schließe diese Anzeige, indem ich mich wie der Autor darauf berufe, daß all solche Kritik nicht dazu dienen soll, tatsächlich Geleistetes zu verkleinern und herabzusetzen, sondern auf vorhandene Mängel und Irrtümer aufmerksam zu machen. Als die drei gefährlichsten Irrtümer, unter denen die Verwaltung Ostafrikas zur Zeit leidet, sehe ich gleich Samassa 1. die falsche Auffassung der Eingeborenenfrage, 2. die, wenn auch nicht zugestandene, so doch tatsächlich geübte Ungunst gegenüber der weißen Besiedlung und 3. die Verkümmerung der Selbstverwaltung an.

Paul Rohrbach.

## Politik.

W. Weressajew. Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Kriege. Stuttgart. Verlag von Robert Lutz. 393 Seiten. 8°.

In einem kürzlich erschienenen Buch von Dr. Hermann Büchel über die Finanzen Japans, das jedenfalls auch an dieser Stelle eine ausführlichere Würdigung verdient, findet sich in der Vorrede über den russisch-japanischen Krieg der Satz: „Sicherlich hätte dabei von der japanischen Heeresleitung mehr erreicht werden können, als wirklich der Fall gewesen ist, wenn sie, statt eine eiserne lückenlose Methode anzuwenden, blitzartige Taten getan hätte, wie sie einem Cäsar oder Napoleon eigen waren. Eins aber konnte nicht übertroffen werden: Der Heldenwille, der Führer und Massen beseelte. Das war der gewaltig in den Massen lebende kategorische Imperativ der Pflicht." An einer anderen Stelle spricht sich der Verfasser noch etwas deutlicher über die japanische und über die russische Kriegführung aus (S. 34): „Der Krieg ist von Japan nicht so rasch und energisch durchgeführt worden, wie dies möglich und notwendig gewesen wäre. Die japanische Strategie arbeitete mit zahllosen Rückversicherungen in einer, keinen endgültigen Mißerfolg zulassenden methodischen Weise, aber zu langsam. Dagegen war die Anlage und Durchführung der Schlachten, die Haltung der Truppen und Führer unvergleichlich großartig. Sie fand ein Gegenstück auf der andern Seite in der Ausdauer der russischen Soldaten. . . . . Auf russischer Seite wurden nach einer Richtung die Erwartungen übertroffen: inbezug auf Eisenbahntransporte. Dank der glänzenden Energie des Fürsten Chilkow war es möglich, die Armee im fernen Osten schneller und mehr zu verstärken, als vorausgesehen war. Damit wurde auch auf russischer Seite eine Stärke erreicht, welche die Japaner bei ihrer langsamen Kriegführung zu so umfassenden Improvisationen neuer Truppen zwang, wie sie kaum ihr Gegenstück 1871 von seiten der dritten französischen Republik fand. Während vor dem Kriege die etatsmäßige Kriegsstärke des japanischen Heeres 680 000 Mann betrug, haben nach einer Mitteilung des Kriegsministers in Wirklichkeit 1,2 Millionen Mann auf japanischer Seite am Kriege teilgenommen. Dieser hat also einen bedeutend größeren Umfang erreicht, als vorausgesehen war."

Büchel vertritt dann weiter den Standpunkt, daß eine Fortsetzung des Krieges, falls Rußland dazu politisch und finanziell imstande gewesen wäre, doch nicht den Russen, sondern den Japanern der Sieg gebracht hätte, da die Stärkeverhältnisse sich nicht mehr zu ungunsten der Japaner hätten gestalten lassen und der moralische Halt der russischen Armee, wie die sofort nach dem Friedensschluß ausbrechenden Revolten bewiesen, schwer erschüttert war. Bei uns in Deutschland wird in militärisch sachverständigen Kreisen jetzt wieder öfters bezweifelt, ob Rußland tatsächlich am Ende seiner militärischen Kraft für den Krieg war, und abgesehen hiervon mehren sich

die Stimmen derjenigen, die geneigt sind, die bedeutenden Leistungen der russischen Kriegführung, wenn auch nicht im eigentlichen Feldzuge, so doch auf dem Gebiete der Eisenbahntransporte, anzuerkennen und die Langsamkeit der Japaner zum Teil in noch viel schärferer Weise, als Büchel tut, zu kritisieren. Fast könnte man schon sagen, daß ein Umschlag in der anfänglichen Hochschätzung der kriegerischen Leistungen Japans in den Mandschureifeldzügen 1904/05 stattfindet. Nur die Tüchtigkeit der japanischen und die absolute Minderwertigkeit der russischen Flotte wird nirgends bezweifelt.

Die Folgerungen, die sich aus einer wirklichen und tiefgreifenden Korrektur der bisherigen populären Vorstellungen über die gegenseitige Leistungsfähigkeit der Gegner im russisch-japanischen Kriege ergeben würden, wären für uns in praktischer Beziehung natürlich wichtig. Handelt es sich doch um die Frage, wie wir die russische Armee im Falle des Angriffs einer englisch-französisch-russischen Koalition auf uns einzuschätzen haben. Der neulich bekannt gewordene Entschluß der russischen Regierung, ihre drei großen Weichselfestungen nicht zu modernisieren, d. h. den strategischen Aufmarsch ostwärts hinter den Bug zu verlegen und Polen vorläufig preiszugeben, kann so gedeutet werden und ist bereits so gedeutet worden, als ob Rußland für die nähere Zukunft mit einem Kriege gegen seine beiden westlichen Nachbarn, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, rechne. Was ist für einen solchen Fall die russische Armee wert? Diese Frage ist für uns von der größten Bedeutung, und wir müssen daher jeden Anhaltspunkt, um zu dem Urteil über das Problem zu gelangen, mit Eifer zu benutzen bemüht sein. Als einen solchen wird man aber die Lektüre des nachstehend charakterisierten Buches zweifellos zu würdigen haben. Der Verfasser ist der Dr. W. Weressajew, der bereits vor dem japanischen Kriege durch seine „Bekenntnisse eines Arztes" auch in Deutschland bekannt geworden ist. Weressajew wurde nach dem Ausbruch des Krieges als Sanitätsoffizier der Reserve eingezogen und einem Feldlazarett in der Mandschurei zugeteilt. Was er in dieser Stellung, sowie während des Rücktransports aus dem fernen Osten in die Heimat beobachtet hat, zeichnet er auf diesen Blättern auf. Die russische Zensur hat vor der Veröffentlichung einige besonders schlimme Stellen unterdrückt, aber das meiste freigegeben; in der deutschen Ausgabe haben auch die in Rußland ausgemerzten Partien Aufnahme gefunden. Die beiden Uebersetzer, L. Meerowitsch und Dr. J. Bürli, sagen in der Vorrede: „In schlichter aber äußerst anschaulicher Weise illustriert der Verfasser erst die sich überall in der Armee breitmachende Sucht nach Bereicherung, die mit grenzenloser Frechheit betriebene Rechnungsfälschung, die Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit selbst der höchsten Offiziere und Beamten. Er zeigt, wie das arme russische Volk unter tausend Leiden mit Gut und Blut für all diese Sünden zu büßen hat und wie die weltgeschichtliche Katastrophe sich vorbereitet. Diese kommt mit zwingender Notwendigkeit: die vieltägige Schlacht bei Mukden wird von den Russen

verloren. Aus einer Hölle von Rauch und Blut in wahnsinniger Angst flüchtet das riesige Heer. Hier erhebt sich Weressajews Darstellung zu einer hohen künstlerischen Leistung von hinreißender Kraft. Und nun rächt sich alles, alles. Die Soldaten beschimpfen und bedrohen ihre Offiziere, die Offiziere verhöhnen ihre Generäle — alle Autorität und Disziplin hören auf, das ganze Heer ist nur noch ein chaotischer unabsehbarer Haufe von 500 000 Meuterern."

Hiervon ist auf jeden Fall das richtig, was über die schriftstellerische Begabung Weressajews gesagt wird. In der Wirklichkeitsschilderung, in der Kunst, durch die Erzählung der Details, durch kurze Streiflichter auf die herrschende Stimmung, einen großen Zusammenhang zu malen, ist er ganz Russe von der Art der großen literarischen Realisten Dostojewski, Korolenko und anderer. Was seine allgemeinen, über die Darstellung der eigenen Erlebnisse hinausgehenden Urteile betrifft, so wird man vielleicht an einigen Stellen den Vorbehalt machen müssen, daß er der Oberleitung der Armee doch zu fern stand, um jede einzelne Maßnahme ihren wirklichen Gründen nach zu würdigen. Entscheidend für die Beurteilung der Dinge, die er als Augenzeuge schildert, ist das aber nicht. Hier bleibt soviel Unglaubliches, Erschütterndes, Abscheuliches übrig, daß es unmöglich ist, ohne die Kenntnis auch dieser Art von Literatur, von der Weressajews Buch ja nur eine einzelne, wenn auch die bedeutendste Erscheinung ist, über die Frage des russischen Heerwesens zu urteilen.

Der Haupteindruck bei der Lektüre, in dem schließlich alles andere untergeht, ist zunächst der einer grenzenlosen Korruption. Weiber- und Maitressenwirtschaft, Unterschlagungen, Rechnungsfälschungen, Plünderungen, Täuschung der vorgesetzten Stellen durch lügenhafte Berichte, Schweigegelder von Anfang bis zu Ende. Dazu mangelhafte Organisation: hier Untätigkeit, dort ein zweckloses Hin und Her, dort Ueberfüllung. Diese Dinge liest man aber, falls man von russischen Dingen schon eine Vorstellung hat, noch ohne erhebliche Gemütsbewegung. Es ist dieselbe Wirtschaft, wie 27 Jahre vorher im türkischen Kriege, nur daß durch die größere Entfernung von der Heimat die allgemeine Scham- und Zuchtlosigkeit beim Stehlen und Betrügen noch um ein Erhebliches gesteigert ist. Weressajew kommt auch an verschiedenen Stellen mit Erbitterung auf die wachsende Zahl derjenigen Offiziere zu sprechen, die sich unter nichtigen Vorwänden vor der Schlacht ins Lazarett drückten. Bei Beginn der Kämpfe von Mukden schreibt er (Seite 230): „Die Offiziersabteilungen unserer Lazarette waren ganz mit Offizieren voll gestopft. Einer litt an Heiserkeit, ein anderer an Seitenstichen, ein Dritter beklagte sich über Schmerzen am Kopfe, am Rücken und in der Steißbeingegend. Bis spät in die Nacht herein spielten sie Préférance und Wint (Whist) und standen gegen 11 Uhr auf. Wie ein Bote aus einer fremden Welt schneite in diese Umgebung während der Schlacht ein japanischer Gefangener herein: „In den Krankensaal wurde ein kleiner Mann in fremder Uniform hereingeführt. Die Verwundeten wurden

lebendig und aller Augen richteten sich auf den Eintretenden. . . . Ein Japaner. . . . Der kleine Mann bewegte sich langsam vorwärts, indem er sich auf die Schulter eines Sanitätssoldaten stützte und den linken Fuß nachschleppte, aufmerksam schaute er mit seinen unter krauser Stirn hervorleuchtenden schwarzen Augen umher. Als er meine Offiziersepauletten sah, nahm er Stellung an und legte die Hand an den Mützenrand — die Handfläche nach vorn gekehrt, wie bei uns soldatspielende Knaben zu grüßen pflegen. Das bleiche Gesicht war dick mit Staub bedeckt, die Lippen waren aufgesprungen und mit geronnenem Blute zusammengeklebt, die Augen aber bewegten sich frisch und lebhaft. Der Japaner hatte eine Kugel in die Kreuzbeingegend erhalten. Ich winkte ihm zu, sich auszukleiden. Schweigend beobachteten ihn die Soldaten mit scharf neugierigen und feindseligen Blicken. Ich fragte ihn, welcher Armee er angehöre, — Oku? Ein flüchtiges Lächeln glitt über seine Züge und er nickte zuvorkommend mit dem Kopf, Oku! Oku! Oku? . . . Zweifelnd sah ich den Japaner an. Nicht Nodsu? . . . Seine lebhaften schelmischen Augen leuchten und er nickte wieder mit dem Kopf, Nodsu, Nodsu! Er begann sich zu entkleiden, zog seinen weiten Kameelmantel mit Ziegenfellkragen aus, unter dem er einen ärmellosen Halbpelz anhatte. Die Soldaten fingen zu lachen an. Der Japaner sah sie an und lachte gleichfalls. Auf den Halbpelz folgte eine schwarze Uniform, deren Achselklappen abgerissen waren (damit man nicht erkennen sollte, welchem Regiment er angehöre), auf die Uniform eine Weste, auf die Weste noch eine Weste. Das Lachen wurde lauter und ging in helles Gelächter über. Die Soldaten lachten aus vollem Halse und der Japaner lachte mit. Und weil er so freundlich und aus ganzem Herzen mitlachte, verlor sich im Gelächter der Soldaten der feindselige Charakter und ein herzliches, freundschaftliches und alle mit einander vereinigendes Lachen ertönte in der ganzen Fansa.

Der Japaner entledigte sich noch seines Wamses und Kalikohemdes. Die Schußwunde am Kreuz war schon verklebt. Fragend nickte er mir mit dem Kopfe zu, rieb sich die Hände und fing an, seinen runden, kurz geschorenen Kopf mit dem krausen schwarzen Haar zu reiben. Er bittet, sich waschen zu dürfen! erriet der Feldscher (Sanitätsunteroffizier). Ich befahl, ein Becken warmen Wassers und Seife zu holen. Die Augen des Japaners glänzten freudig auf. Er fing an, sich zu waschen. Mein Gott, wie er sich wusch! Mit Glückseligkeit, mit Begeisterung. . . Er wusch sich Kopf, Hals und Leib, zog dann seine Beinkleider aus und fing an, auch die Beine zu waschen. Die Tropfen funkelten auf seinem kräftigen, bronzefarbigen Leibe; und auch dieser Leib glänzte und erschien wie verjüngt nach dieser gründlichen Reinigung. Alle Umstehenden standen gefesselt, ob solch einer Waschung. Ein Krankenwärter ging und holte noch mehr Wasser. Der Japaner warf ihm einen dankbaren Blick zu und lachte fröhlich. Der Wärter schaute sich im Kreise um und lachte ebenfalls. Der Japaner begann von neuem, sich Brust, Hals und den borstigen Kopf einzuseifen.

Der Seifenschaum floß in Strömen, das Wasser spritzte umher, und der Japaner prustete und schüttelte sich. In einem Winkel lag auf der Pritsche ein an der Hüfte verwundeter Soldat, den ich eben erst verbunden hatte. Er schaute und schaute auf den Japaner; er sah, wie warm sein nasser, reiner und kräftiger Leib glänzte. Auf einmal atmete er tief auf, kratzte sich in den Haaren und erhob sich entschlossen: na also, jetzt werde ich mich auch waschen!"

Eine Szene vom Rückzug nach der verlorenen Schlacht (Seite 255): „Breit zog sich die chinesische Straße dahin; auf beiden Seiten war sie mit Strauchwerk eingefaßt. Dicht hintereinander folgten, in Staubwolken gehüllt, die Fuhrwerke. Hart an der Straße lagen drei Fansen von großen Haufen Volks umlagert; Fuhrwerke kamen und gingen. Hier war das Intendanturdepot. Es hatte nicht gerettet werden können, und statt es zu verbrennen, teilte man lieber alles nach rechts und links unter die vorbeiziehenden Truppen aus. Auch unser Oberarzt und der Verwalter gingen hin und nahmen Gerste und Konserven mit. Möchten Sie ein Faß Sprit? schlug ein Intendanturbeamter vor. Die Augen D.'s glänzten voll Begierde; er war unentschlossen, aber der Verwalter widersetzte sich energisch. „Es geht doch nicht an, daß die Leute sich auch noch auf der Straße betrinken!" und der Zug fuhr weiter. Erbost schimpften die Soldaten im stillen auf den Verwalter, weil er den Branntwein nicht angenommen hatte. Aber neben dem großen Spritfasse, dessen Boden herausgeschlagen war, stand der Intendanturbeamte und teilte mit einer großen Schöpfkelle allen, die nur wollten, den Branntwein aus. „Nehmt, Kinder, nehmt! Noch mehr! Es tut nichts, wir müssen doch alles verbrennen!" Soldaten mit staubbedeckten, abgematteten Gesichtern drängen sich heran. Sie hielten ihre Fellmützen hin, der Beamte füllte sie bis obenan mit Sprit, und der Soldat trat zur Seite, indem er die Mütze vorsichtig an den Rändern hielt. Dann tauchte er die Lippen hinein und schlürfte gierig, ohne abzusetzen, die Mütze leer, schüttelte sie aus und ging fröhlich weiter. Immer häufiger überholten wir schwankende, stockbesoffene Soldaten. Sie verloren ihre Gewehre, lallten Lieder und fielen zu Boden. Regungslose Körper lagen in den Gebüschen am Straßenrande umher. Drei Artilleristen gingen, mit den Armen fuchtelnd, über abgeschnittene Kaoljanbeete irgendwohin. Aber was waren denn das für Intendanturbeamte? Von den Japanern bestochene Verräter? Taugenichtse, die sich an der Schmach und Schande der russischen Armee ergötzen wollten? O nein! Das waren nur gutmütige russische Leute, die den Gedanken einfach nicht zu fassen vermochten, — wie man mit eigener Hand ein so kostbares Getränk wie den Sprit den Flammen überliefern konnte! ... Und während aller folgenden Tage, während der ganzen Zeit des schweren Rückzuges, wimmelte es in der Armee von Betrunkenen. Als würde ein fröhlicher, allgemeiner Festtag gefeiert."

Erschütternd, als literarische Leistung zugleich ein Kunstwerk der Kriegsschilderung, wie es nur wenige gibt, ist die Schilderung des Rückzugs der

geschlagenen Armee nach Mukden auf der Mandarinenstraße. Dann folgt in den Schlußabschnitten die Darstellung der Meuterei und Anarchie in dem sich auflösenden Heer. „Die Disziplin geriet immer mehr in Auflösung. Schranken fielen, die anscheinend stärker als Stahl gewesen waren. Ein dicker aus einer Kalesche steigender General schrie wütend einen Leutnant an. Dieser gab im Worte zurück. Es entspann sich ein Streit, ein Häufchen Offiziere stand herum. Ich ritt hinzu. Der Leutnant war bleich und äußerst erregt und rief keuchend: „Ich will Sie nicht anhören! Ich diene nicht Eurer Exzellenz, sondern Rußland und dem Zaren!“ Alle Offiziere ringsum gerieten in Wallung und schlossen sich enger um den General. „Und lassen Sie uns bitte wissen, Exzellenz, wo Sie zur Zeit der Schlacht waren?“ schrie mit flammenden Augen ein magerer, sonnenverbrannter Hauptmann. „Ich war fünf Monate lang in den Schlachtstellungen und habe nie auch nur einen General gesehen! . . . Wo waren Sie beim Rückzug? Alle roten Hosen haben sich versteckt wie die Wanzen in den Ritzen, und wir haben uns allein durchgeschlagen! Jeder hat sich geschlagen, so gut er konnte, aber Sie laufen davon! . . . Und jetzt, hier hinten kommen alle aus ihren Ritzen herausgekrochen und alle wollen wieder kommandieren!“ „Hasenfüße! Rothosen!“ riefen die Offiziere. Der erblaßte General bestieg schleunigst seine Kalesche und jagte fort. „Ihr Lumpenpack! . . . Habt Rußland verkauft“, scholl es ihm nach. Um die Eisenbahnwagen am Bahnhof wimmelte es von betrunkenen Soldaten. Hier standen die Wagen des Offizierkonsumvereins. Schachteln, Warenballen, Kisten flogen zu Boden. Die Soldaten plünderten sie vor aller Augen. Sie rissen die Kisten auf, füllten ihre Tasche mit Zucker, suchten sich Rum und Kognakfläschchen und Päckchen teuren Tabaks aus. „He du, Euer Wohlgeboren! Da schau her!“ schrie mir ein besoffener Soldat zu, indem er mir mit einer Rumflasche drohte. „Ihr Brüder habt euch jetzt lange genug gütlich getan! Jetzt kommen wir an die Reihe!“ Ein anderer schüttelte wie Schnee glänzende Zuckerstückchen in den Schmutz und stampfte wütend mit den Füßen darauf herum. „Da habt ihr euren Zucker! . . Ihr selbst kauft ihn für 15 Kopeken, aber der Soldat muß 40 bezahlen und $43^1/_3$ Kopeken Löhnung gibt man ihm! . . . So, da freßt euren Zucker!“ „Schau her, wie ich trinke!“ sagte der erste jetzt herausfordernd. Er trat bis zum Kopfe meines Pferdes heran und begann demonstrativ aus der Flasche zu trinken. Dann setzte er sie plötzlich ab und sah mich an; „Geh auf Strafposten! . . . Hu—undsfott! . . . Ihr trinkt selber wie die Teufel! Aber bei uns heißt's: wo hast du den Schnaps her? Der gemeine Mann soll keinen Schnaps kaufen! . . . Vier Stunden auf Strafposten mit dir! — Also geh auf Strafposten! Geh, oder . . .!“ Das Blut schoß dem Mann ins Gesicht und er drang auf mich ein. Ich ritt davon, und er rief mir Schimpfwörter nach.

Unbeschreiblich war während der Friedensverhandlungen in Portsmouth das Verlangen der besiegten Truppen nach Frieden. Dazwischen hieß es,

daß die Verhandlungen sich zerschlügen. „Nie in meinem Leben“, schreibt Weressajew, „habe ich eine so allgemeine tief niedergedrückte Stimmung gesehen. Die Offiziere saßen finster und in Gedanken versunken da, und tauschten nur selten kurze Bemerkungen aus. Die Soldaten machten finstere, böse Gesichter. Sie verkauften den Chinesen ihre letzten eigenen Hemden.“ „Warum sollen wir sie aufbewahren? Wir wollen sie lieber vertrinken! Wir glaubten, es werde Frieden, jetzt soll nur die Regierung dafür sorgen. Aber wenn wir uns jetzt zurückziehen müssen, sollen alle diese rothosigen Hasenfüße bei uns bleiben. Bei einer Schlacht sind sie fünf Werst von uns entfernt und wenn wir uns zurückziehen, so jagen sie uns allen voran, zu Pferd und sogar in den Kaleschen, was kümmert sie das! Sie selbst rauben sich Millionen zusammen und dem Zaren schicken sie Depeschen, daß der Soldat den Krieg wolle!“ Dann kam der Frieden wirklich. „Man erzählte, daß es gerade regnete, als in Charbin die Depesche vom Abschluß des Friedens eintraf. In einem Restaurant wandte sich ein Offizier an die Anwesenden und wies auf die dicht von dem Himmel fallenden Tropfen: „Schauen Sie, meine Herren! Glauben Sie, daß das Regen ist? Nein, das ist kein Regen, das sind die Tränen der Intendanten, Generäle und Stabsoffiziere!“

Am erschütterndsten sind die beiden letzten Kapitel „Der Friede“ und „Nach Hause“. Von dem Bekanntwerden des kaiserlichen Oktober-Manifestes über die Einführung der Konstitution in Rußland an wurde die Disziplin unter den ohnehin verzweifelten und erbitterten Soldaten täglich schlechter. Nebenher wütete die rasende Demoralisation in der Verwaltung der Armee ungeschwächt weiter. „Das was schon bei der Flucht der Armee nach der Schlacht bei Mukden so deutlich bemerkbar gewesen war und von Monat zu Monat zugenommen hatte, war jetzt auf einem Punkte angelangt, über den es nicht mehr weiter hinaus konnte. Alle Bande waren zersprengt, alle Schranken niedergerissen. Es herrschte vollkommene Anarchie. Was man früher für so vollkommen undenkbar gehalten hatte, erwies sich jetzt als so einfach und leicht! Einige Dutzend Offiziere gegen Tausende von Soldaten! Wie konnten jene diese beherrschen? Wie konnten diese die Herrschaft jener gehorsam ertragen? Etwas Unsichtbares und Unfühlbares war zusammengestürzt; die Kraft der Suggestion war gebrochen. Ein Geheimnis hatte sich enthüllt, und allen wurde es klar, daß Tausende von stärker Menschen sind, als einige Dutzend. Alles was sich so lange und hartnäckig in der Soldatenseele angehäuft hatte, brach jetzt nach außen durch und langsam begann ein unheimlich finsterer, fürchterlicher Wirbelwind die ganze Armee zu erfassen. Die Ungleichheit in der Lage der Offiziere und Soldaten, die zu Hause hungernden Familien, die in die Augen fallende Mißwirtschaft und Unordnung des Krieges, die vernichtete Zauberkraft der russischen Waffen, die aus Rußland eingetroffenen Nachrichten von den furchtbaren Volkserhebungen — das alles erfüllte die Soldatenseele mit einer unklaren chaotischen Entrüstung, mit dem Durst nach Rache, mit dem

Verlangen, etwas zu zerstören, mit dem rauschartigen Drange, jegliches Leben mit einem einzigen furchtbaren Schlage zu vernichten."

Die letzten elf Seiten des Buches, die die Rückfahrt des Verfassers auf der Sibirischen Bahn nach Hause schildert, verdienten am besten ohne Auslassung auch nur eines Wortes abgedruckt zu werden. Alle Bande der Disziplin sind zerstört. Ein Offizier hält einen vorübergehenden Soldaten zum Gruß an und erhält einen Faustschlag ins Gesicht. In den Eisenbahnzügen schlagen sich Offiziere und Mannschaften um die Plätze in den Coupés, während daneben ein Neger mit glänzendem Zylinderhut und kostbarem Pelz und ein geschminktes Frauenzimmer, die in den Charbiner Café-chantants Cakewalk getanzt haben, zu einem weiteren Gastspiel nach der Grenzstation Mandschuria fahren. Eine gewisse Ordnung in der Heimbeförderung tritt erst von da an ein, wo das revolutionäre Streikkomitee der Sibirisch-Ostasiatischen Bahn die Leitung der Transporte in die Hand nimmt. In allen Wagen wurde auf das Furchtbarste gesoffen. Nachts reißt irgendein betrunkener Soldat die Türe des Waggons auf, in dem die Offiziere fahren, und schreit sie an: „He, du, he! Warum hast du dir die glänzenden Epauletten da auf die Achsel gesteckt? Komm' mal her, ich werde dir eins hinter die Löffel hauen. Oh, du Hundsfott! — Pfu . . . du . . .!"

In den Wartesälen schlichen die Offiziere, scheu um sich blickend, zwischen den an den Tischen sitzenden Soldaten durch, leerten schnell ihr Gläschen Schnaps am Schanktisch und verschwanden. „Vor meinen Augen hatte breitbeinig ein betrunkener Gefreiter am Tisch und wetterte mit echt russischen Schimpfwörtern auf den kaum fünf Schritt von ihm stehenden Kommandanten der Station. Dieser sah zur Seite und tat, als ob er nichts hörte." „Warum, Bruder, kehrst du deine Fratze weg? He, du, Euer Wohlgeboren! Zu dir rede ich." Und er zupfte den Offizier am Ärmel. Man erzählte schreckliche Dinge. In der Nähe von Krasnojarsk rempelte ein Soldat einen Offizier mit der Schulter an. Dieser gab ihm eine Ohrfeige dafür. Da stürzten sich die Soldaten auf den Offizier; der floh in die Taiga (sibirischer Urwald), die Soldaten mit ihren Gewehren ihm nach. Eine halbe Stunde später kehrten sie mit blutigen Bajonetten zurück; der Offizier aber kam nicht wieder. . . ."

". . . . Die Soldaten soffen und soffen. Sie fielen während der Fahrt aus dem Zuge und erfroren in der Taiga. Oder sie sprangen während der Fahrt auf, glitten aus und wurden von den Rädern zerstückelt. Eines Abends trat der aufsichtführende Mann des Wagens Nr. 4 vor den Oberst und meldete, daß einer der Leute vollständig betrunken sei, letztere und den eisernen Ofen aus dem Wagen geschmissen habe. Der Oberst fuhr den Aufsichtführenden an: Ihr seid doch zwanzig Mann und nüchtern! Konntet Ihr ihn denn nicht daran hindern? Weshalb habt Ihr ihn denn nicht geknebelt? Wie? Soll ich alter Mann selbst noch kommen, um ihn zu knebeln? . . . Geschieht euch ganz recht, fahrt jetzt nur im

kalten Wagen? Beim nächsten Aufenthalt stürzte ein mit Blut bedeckter, berauschter Soldat, — barfuß, bis zum Gürtel nackt und heulend — in unseren Wagen. „Euer Hochwohlgeboren! Sie haben mich fürchterlich durchgehauen. Sie wollen mich umbringen!“ Der Hauptmann schob ihn in das benachbarte, von Soldaten besetzte Coupé. Geh' hier hinein und schlaf' dich aus! Morgen werde ich die Sache untersuchen! Die Soldaten im Coupé freuten sich nicht sehr über den unerwarteten Gast. Sie standen im Gange und sagten laut, so daß der Oberst und der Hauptmann es hören mußten: „Was? Wir sollen also ruhig warten, bis er auch uns den Ofen aus dem Wagen hinausschmeißt? Wir sollten ihn selbst hinauswerfen! Er soll nur erfrieren, der besoffene Hund!“ Der Betrunkene tobte noch lange. „Ich fürchte mich vor nichts, weder vor Feuer noch Flammen!“ kreischte er mit Unheil verkündender Stimme, in der sowohl eine Drohung als auch ein aus dunklen Tiefen hervorquellender Kummer lag. „Ich fürchte mich vor nichts, warte nur, du wirst noch was erleben! Was in Wladiwostok geschehen, wird in ganz Sibirien, wird in ganz Rußland geschehen! Wir werden ganz Rußland in Rauch und Flammen aufgehen lassen!“ Als sich der Soldat am anderen Morgen ausgeschlafen hatte, führte man ihn in seine Tepluschka (heizbarer Güterwagen) zurück. Er betrank sich jedoch sogleich wieder. Nach dem Mittagessen aber kam der aufsichtführende Mann des Wagens Nr. 4 und meldete, daß dieser selbe Soldat in voller Fahrt die Türe der Tepluschka geöffnet und sich nackt hinausgestürzt habe. — Wir hatten 32 Grad Kälte; wenn er auch nicht sogleich tot war, so mußte er doch erfrieren. Während der Mann diese Meldung abstattete, nahmen seine Augen einen sonderbaren Ausdruck an und er wich den auf ihn gerichteten Blicken aus. Und in allen tauchte der gleiche Gedanke auf: der Soldat hat sich nicht selbst hinausgestürzt, sondern er wurde von seinen Gefährten, denen er durch sein wüstes Lärmen und Toben lästig geworden war, hinausgeworfen. Ein Menschenleben wurde nicht mehr höher geschätzt als eine faule Kartoffel.“

So ging es von China bis Rußland! Paul Rohrbach.

---

## Literatur.

Ekstatische Confessionen. Gesammelt von Martin Buber. Verlag Eugen Diederichs, Jena. 1909.

Ein Buch von eigentümlicher Schönheit und seltenem Reiz hat uns hier der verdienstvolle Verlag beschert. Eine Schatzsammlung gar kostbarer Art breitet sich vor uns aus. Botschaften von dem tiefsten und innerlichsten Erlebnis des Menschen: diesem, daß seine Seele sich aus der Mannigfaltigkeit und dem Getriebe jener Welt, die sie als Einzelheit erlebt, zurückzieht, sich in sich selbst einsenkt auf ihren eigenen Grund, und dort in dem wonnereichen Ichgefühl der lebendigen Einheit untertaucht. Das Urerlebnis des Menschlichen, auf das alle Religion ahnungsvoll und sehnsüchtig hinzielt.

Aus den verschiedensten Zeiten und Völkern, aus den verschiedensten Religionsbekenntnissen stammen die Confessionen, die in diesem Buch gesammelt wurden. Und es zeigt sich, wie wenig tief dieser Unterschied greift und wie belanglos er ist: er reicht lange nicht bis in die Tiefen, in denen dieses Erlebnis anhebt. Es ist immer dieselbe Erfahrung der Seele, und sie zeugt von sich immer in derselben Sprache; immer dieselben ewigen Grundverhältnisse des Daseins reden aus diesem heilig-hilflosen Stammeln, — ob der Chinese, der vor Jahrtausenden lebte, spricht oder die Christin des deutschen Mittelalters, oder der Inder der Neuzeit. Doch erweist sich ein anderer Unterschied als unendlich wirklich und unverwischbar: Der Abstand der Jahrtausende ist nichts, der der Weltreligionen ist nichts; aber innerhalb desselben Bekenntnisses, ja derselben Klosterregel, welch eine Mannigfaltigkeit des Erlebnisses dadurch, daß das ewige Licht verschieden gebrochen wird in der I n d i v i d u a l i t ä t. So redet zu uns aus diesen wundersamen Dokumenten in ergreifender Weise die ewige Doppelnatur des Menschlichen: daß es nichts ist als die Aeußerung immer desselben geheimnisvollen, lebendigen Urgrundes; und immer wird das Menschenherz, wenn es aus der gleichen Tiefe redet, auch von der gleichen Erfahrung zeugen. Und daß doch ein jedes eine n e u e Aeußerung ist des Geheimnisvollen und Lebendigen, unwiederholt und mit seinem eigenen Gesetz.

So meinte es der Herausgeber, als er diese Confessionen sammelte. Ein sehr vornehmer und überlegener Geist ist es, mit einer tiefen und klaren Weltanschauung, von der er in einfachen Worten von hoher Schönheit spricht. Er ging an seine Arbeit nicht mit dem kühlen Interesse des wissenschaftlichen Beobachters, fragt nicht nach Definition und Wertung, geht nicht darauf aus, die Ekstase „einzureihen" in der Meinung, dann über das Geheimnis Herr zu werden. Sondern eine schönste und reinste Liebe zum Menschlichen war seine Triebfeder. Er will mit Ehrfurcht und Andacht zuhören, wenn ein Mensch von seiner Seele unaussprechlichstem Geheimnis spricht; auf das Wort will er lauschen, das Wort des Ich; die ewige Stimme will er hören wie sie aus stammelnden, überseligen, an der eignen Ausdruckskraft verzweifelnden Menschenlauten still und wunderbar von sich zeugt.

Dieser innere Widerspruch gibt den Confessionen ein so ergreifendes Leben, eine so rührende Schönheit. „Daz einez daz ich da meine, daz ist wortelos." Sie aber reden! sie reden nicht im Augenblick des Erlebnisses; da sind sie im Lande des Schweigens. Kehren sie aber zurück, so sind sie so überfließend von Seligkeit, daß sie es nicht zu ertragen vermöchten zu schweigen. Sie möchten ihre Wonne ausströmen, mitteilen, andre damit beseligen, und sie müssen reden, um sich dieser Ueberkraft zu entladen — Wir stehen hier auf dem Boden, aus dem Kunst erblüht. Selig nun der, dem gegeben ward, in der ewigen himmlischen Sprache der Menschheit zu reden, die vom Begriff nichts weiß: in Bildern und Schönheitslauten durch reine Harmonieverhältnisse spricht sie, die Kunst, wortlos vom Unaussprech-

lichen und tränkt das Erdenland mit dem Tau der himmlischen Quellen. Diese Ekstatiker aber wollen unmittelbar hindurchbrechen aus dem ewigen Schweigen in den Tag des begrifflichen Wortes, und sie verzweifeln. Und verstummen. Und ertragen es nicht und heben wieder an; und finden dann doch nur in den Vorstellungen der Tradition Gleichnisse und Bilder, und das Wort verdunkelt in ihnen das Erlebnis, und das Beste, was sie bringen ist doch Poesie. —

Eine eigenartige Lust gewährt es, aus der Atmosphäre, die die einzelnen Confessionen wittern, die verschiedene innere Höhenlage herauszufühlen, auf der die Ekstatiker stehen. Neben ganz lichtvollen Wesen, die wahrhaft frei von Wahn und Hast der Einzelheit schon als reine Geister zum Ursprung zu bringen vermögen, stehen solche, die sich auf den bunten Flügeln der Phantasie tragen lassen und solche, deren Ekstase völlig noch im Bannkreis sexueller Erregung und Wonne bleibt. Da singen die Klosterschwestern Liebeslieder an den schönen Jüngling, den Sohn der Jungfrau, und der edle Dichter Heinrich von Suso süße Gesänge an die ewige Weisheit, die er minnt. Dann wiederum stellt der Herausgeber die Erzeugnisse einer unverkennbar kranken Phantasie daneben. Denn es ist auch ergreifend in seiner Art, was sie aus ihrer Not und Seligkeit redet und durch den Gegensatz gibt sich das Gesunde zu erkennen und um so höher zu genießen. Und durch die Abstufung der Geister vollendet sich das ergreifende Bild des Menschlichen in seinem Geheimnis und Reichtum.

Sollten aber Menschen sein, die, wenn sie von Ekstase hören, die Meinung hegen, da sei kein Erlebnis, sondern alles nur Erzeugnis einer überspannten und kranken Phantasie: sind diese Menschen fähig, Echtes und Unechtes, Fülle und Leerheit zu unterscheiden, so werden sie im Umgange mit diesen Ekstatikern eine Kraftberührung empfinden, die sie von ihrer Ansicht bekehrt. — Wenn nicht, so ist mit ihnen nicht zu rechten. — Und wiederum: sollten Menschen sein, welche glauben, aus den Aussprüchen dieser Ekstatiker Offenbarung zu empfangen über das, was dort im ewigen Abgrunde erlebt wird, jenseits des Getriebes in der Wonne der Einheit, — die irren! „Daz einez daz ich da meine, daz ist wortelos!“ Wenn schon wieder geredet wird, dann ist es das Eine nicht mehr.

Was uns aber das Buch beschert, ist der Umgang mit unendlich reichen und seligen Menschen, von denen eine Fülle von Leuchten und Freude ausströmt, und vor deren aufwärts gewandtem Blick das Kleine und Enge des „Getriebes“ und seines Alltags unwirklich wird.

Leben. Ein Blatt für denkende Menschen von Heinrich Lhotzky, Pasing.

Innerhalb der kräftigen Bewegung, die heute auf Erneuerung des religiösen Lebens hinzielt, ist diese Zeitschrift, die Heinrich Lhotzky im Selbstverlag herausbringt (alle Vierteljahr erscheint ein umfangreiches

zu einer Mark: der schön ausgestattete Jahresband, in dem sie vereinigt sind, ist zu Geschenkzwecken besonders geeignet) und die er fast ausschließlich selber schreibt, eine der erfreulichsten Erscheinungen. Denn es weht eine frische, gesunde, klare Luft um die Höhen, auf denen dieser reiche Mensch seines Lebens Wanderschaft vollführt. Er ist voll Liebe, Eifer und Kraft, das Leben und seine Vorgänge aus unmittelbarer junger Schau neu zu entdecken, und einen tiefen und beglückenden Sinn darin zu finden. Mit beiden Füßen steht er in der Welt der Wirklichkeit. Die Naturwissenschaft, die er gründlich studiert, wird ihm Erklärerin, aber sein religiöses Gemüt und seine Dichterphantasie laufen ihr auf ihren eignen Wegen weit voraus, viel weiter, als sie, die Behutsame, zu gehen sich erlauben dürfte. Er berichtet die moderne Theologie und lernt gern von ihr, wo sie befreiend und bereichernd wirkt. Aber wenn er Worte und Gestalten der Bibel deutet, — darum, daß seine Auffassung mit der neuesten Bibelkritik übereinstimmt, sorgt er sich wenig: lebenfördernd muß sie sein! Symbolische Deutung nach alter orthodoxer Art scheut er nicht; wenn nur der Geist, aus dem sie geschieht, jung, kühn, frei und freudig ist. Kann er dabei blödem Frömmigkeitsphilisterium einen Schlag versetzen, so tut er es mit Lust. — Sein Lebensweg ist der eines Menschen, der mit königlicher Freiheit eignen Gesetzen gehorcht, ohne Furcht vor der Macht der Gewalten, die Menschengeister und -herzen sonst binden, wie Tradition und Nützlichkeitszweck. So ist er voll eigener Erfahrungen, und zwar sehr vornehmer und sehr köstlicher Erfahrungen. Er weiß zu reden von der Herrlichkeit der kindlichen, fröhlichen, genial vertrauenden Gotteskindschaft, die nicht sorgt für den andern Morgen. Er ist den Weg gegangen, er weiß Bescheid. Gütig und verstehend ist sein Blick; eine innige Liebe zum Echten und Lebendigen führt ihn, sei es noch so klein und unscheinbar. Ja, wo er das Ewige im Unscheinbaren findet, hat er doppelte Freude und Andacht. Sein Ernst ist so tief und ehrlich, daß er leicht unvermerkt zum Humor wird, und sein Ton ist immer frisch, immer interessant. Das ist Lhotzkys besonderes Talent, daß alles was er anfaßt, interessant wird. Aber für das Unechte, das sich eitel breit macht, hat er beißenden Spott und blitzende Waffen. Wie er denn auch am Funkelspiel geistreicher Paradoxen sich freut und Aussprüche tut, vor denen tumbe, fromme Traditionsmenner aufs höchste erschrecken, weil sie unfromm klingen; während bewegliche Geister, die voll Fragen und vielleicht voll Trotz, voll Sehnsucht nach dem Lebendigen noch warteten, und ängstlich zweifelnd das Für und Wider erwogen, befreit aufatmen über solche Kühnheit und den Mut finden, nun die viel tiefere, freudigere und vornehmere Frömmigkeit, zu der er durch sein keckes Wort reizen und locken wollte, zu entdecken. So führt er durch die praktischen Fragen des Lebens und durch die Erscheinungen der Zeit, und durch die Gestalten und Worte der Bibel, spricht von den tiefsten Seelenerfahrungen, gibt kluge Thesen zum Nachdenken, Aphorismen voll Weisheit und Ueberlegenheit und erzählt liebe, bedeutsame Geschichten, und

immer erscheint alles neu, frisch und eigenartig und, auch in die grauesten Konventionen wirft er eine verjüngende Beleuchtung, die lebensvolle Farben aufblinken läßt. So soll sich diesen Geist getrost zum Führer wählen, wer für des Lebens Reichtum in seinen Tiefen und Höhen und in des Alltags Mittellagen sich das Auge öffnen lassen will, um das eigene Dasein mit Kräften des Friedens und immer grünender Freude zu füllen.

Gertrud Prellwitz.

---

**Nach Ostland wollen wir reiten!** Geschichtlicher Roman aus polnischer Zeit von M. von Witten. Lissa i. P. 1909. Oskar Eulitz' Verlag.

Der Verfasser dieses Romans, nach Aussage des Verlegers ein höherer Verwaltungsbeamter der Ostmark, hat sein Werk Felix Dahn, „dem Dichter und Kämpfer für deutsche Art" zum 75. Geburtstage gewidmet. Daß dieser mit der Tendenz, „in geschichtlicher Darstellung das von den Deutschen durch jahrhundertelange kolonisatorische Tätigkeit erworbene Anrecht auf die Ostprovinz zu beweisen", durchaus einverstanden ist, läßt sich annehmen: daß er es mit der Art der Darstellung, mit der literarischen Verwertung der wechselvollen Geschichte des alten Polenreiches und der ersten deutschen Kolonisationsversuche ist, läßt sich bezweifeln. Die vaterländische Gesinnung des sich hinter dem Pseudonym M. von Witten bergenden höheren Verwaltungsbeamten wird ihn sicher erfreuen; aber ob er ihn für berufen hält, durch einen historischen Roman, Propaganda für die Bestrebungen des Ostmarkenvereins zu machen, ist sehr die Frage. Der Roman beginnt im Jahre 1280 und umfaßt einen Zeitraum von ungefähr dreißig Jahren voll Sengen und Brennen, Mord und Totschlag; in dem Auf- und Abwogen des Kampfes, der nur durch kurze Friedenszeiten unterbrochen wird, siegt polnische Tücke und List immer wieder über deutschen Heldenmut und deutsche Redlichkeit. Der polnische König Wladislaus Lokietek, ein Ungeheuer von Bosheit und List, strebt mit brutaler Energie nach der Vereinigung der vielgestaltigen Polenstaaten zu einem Reich; er sieht in den eingewanderten deutschen Gründern von Städten und Klöstern die schlimmsten Feinde seines Strebens und bekämpft sie mit Feuer und Schwert, mit Lug und Trug. Den Höhepunkt der Handlung bildet die Einnahme der von deutschen Kaufleuten und Handwerkern gegründeten Stadt Posen und der Kampf um die Dominsel, die von den Deutschen mit dem Mut der Verzweiflung, aber vergeblich verteidigt wird. Der Bürgermeister Gerlieb, eine Idealgestalt von übernatürlicher Güte und Größe, wird tödlich verwundet und stirbt „mit der rechten Hand auf das Schwert gestützt, den linken Arm um die Schulter eines Freundes geschlungen". Sterbend weissagt er, daß früher oder später der Tag der Sühne kommen und der deutsche Geist in dem heißgeliebten Warthelande siegen werde. Mit einem letzten Aufgebot seiner Lebenskraft, das Antlitz von einem

wundersamen Leuchten überstrahlt, ruft er seinen Mitstreitern zu: „Diese Erde ist gedüngt mit deutschem Blute! Sie sei euch heilig, heilig, heilig!" Wie er sind alle andern Deutschen, mit denen uns der Roman bekanntmacht, hochgesinnt, tapfer und treu bis in den Tod; die polnischen Edlen dagegen vom Könige abwärts durch und durch verderbt, blutdürstig und meineidig. Die deutschen Frauengestalten sind Madonnen auf Goldgrund, die Polinnen schöne Teufelinnen. Aber nicht nur in der Charakterschilderung gehört der Verfasser zu der alten Schule der Romanschreiber, die noch nichts von der Kompliziertheit der menschlichen Natur wußte und nur gute und böse Menschen kannte, auch in der Erfindung wandelt er Wege, welche die heutigen Dichter verschmähen. Fürstensöhne, die ertränkt werden sollen, aber heimlich gerettet werden und später als Thronprätendenten auftreten, Königswitwen, die hinterlistig auf einen Balkon gelockt und von dort in eine grausige Tiefe hinabgestürzt werden, Prinzessinnen, die für tot gehalten werden, aber ihre Jugendsünde in einem Kloster büßen, Verurteilte die im letzten Augenblick durch Vermummte vom Galgen heruntergeholt werden, sind längst in die Rumpelkammer verschollener Romanrequisiten verbannt. Trotz dieser Schwächen kann aber „Nach Ostland wollen wir reiten" der Provinzialwanderbibliothek von Posen und den fünfzig Kreiswanderbibliotheken, von denen aus sich ein breiter Strom deutschen Geistes- und Kulturlebens über die Ostmark ergießt, dringend zur Anschaffung empfohlen werden. Wenn es dazu beiträgt, das nationale Bewußtsein so manches deutschen Einwanderers zu stärken, so daß er der zermürbenden Kraft des ihn umgebenden Polentums mannhafter widersteht und seinen guten ehrlichen Namen Schulze nicht mehr in Szulc oder Schröder in Szrait umwandelt, und ihn mit der freudigen Gewißheit zu erfüllen, daß seine neue Heimat, wenn auch langsam so doch stetig und für immer für Deutschland zurückerobert wird, so wird sich M. von Witten sicher reich belohnt fühlen für seine Liebesarbeit, auch wenn sich die literarische Kritik ablehnend dagegen verhält.

Lederstrumpfs Erben. Neue Geschichten aus dem Dollarlande von Henry F. Urban. Berlin W. 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.

Die lustige Mischung von Deutschtum und Yankeetum, von deutschem Humor und amerikanischer, an Mark Twain erinnernder Komik, die Henry Urbans Bücher enthalten, wirkt meist sehr ergötzlich. Er hat eine scharfe Beobachtungsgabe und weiß das Leben sowohl der echten Yankees wie der in das Dollarland eingewanderten Deutschen, Italiener und Irländer mit satirischem Einschlag vergnüglich zu schildern. Seine Burlesken, so darf man seine Geschichten wohl nennen, sind aber nicht nur lustig, es steckt auch ein gut Teil Volks- und Zeitcharakteristik darin, und man kann manches daraus lernen über das öffentliche und private Leben im Reiche des Sternbanners, dessen Vorzüge und Schattenseiten, die wenig Deutschamerikaner

so gut kennen wie er. Die tragikomischen Schilderungen des amerikanischen Lebens und Treibens in seinem neuesten Buche „Lederstrumpfs Erben" werden ihm zu den alten Freunden sicher manche neuen gewinnen. Bei aller verstandesmäßigen Kühle und wirkungsvollen Berechnung ertönt darin manch lieber alter Klang aus der deutschen Heimat, der das Herz ergreift.

Paul Lindau. Der Held des Tages. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock. Berlin W. Dritte Auflage.

Daß ein Band Novellen von Paul Lindau die dritte Auflage erlebt, ist ein Beweis dafür, daß seine Kunst, das vielfarbig schillernde Berliner Leben zu schildern und sein mehr französischer als deutscher Esprit trotz aller Umwälzung des Geschmacks auf literarischem Gebiet noch immer vielen eine willkommene Unterhaltungslektüre bieten. Das ist auch nicht zu verwundern. Für kulturmüde Reiche, die sich, mehr weil es Mode ist als aus Herzensbedürfnis, mit sozialen Fragen beschäftigen, mögen Bauerngeschichten und Armeleuteelend mehr Reiz haben als mit geschicktem Pinsel gemalte Bilder aus dem Leben der sogenannten guten Gesellschaft; wer aber das Bedürfnis hat, sich nach des Tages aufreibender Berufsarbeit bei einem Buche auszuruhen, wird gern Novellen lesen wie die vorliegenden, die das moderne hauptstädtische Leben in geistreichem Plauderton und doch nicht ohne psychologische Feinheit und dramatische Kraft schildern. Die erste Novelle „Der Held des Tages", die der Sammlung den Namen gegeben hat, ist wohl die gehaltvollste; aber auch andre, wie „Lises Brautfahrt" oder „Ihre Lieblingseigenschaft am Mann", deren Pikanterie zwar etwas gewagt, aber doch niemals anstößig ist, wirken sehr reizvoll durch die Feinheit der Charakterzeichnung und die Schalkhaftigkeit der darin geschilderten Situationen. Wer sich in seinen Erholungsstunden nicht mit der Lösung von Lebensrätseln abmühen, sondern nur in fesselnder und anregender Weise unterhalten will, kommt bei Paul Lindaus Novellen durchaus auf seine Rechnung.

Heiligenblut von Adolph von Wenckstern. 1909. Vossische Buchhandlung. Berlin W 62.

Der Verfasser dieses Romans ist Professor der Nationalökonomie. Wenn ein Mann der Wissenschaft, der sich von Berufs wegen mit den sozialen Problemen der Zeit beschäftigt, plötzlich einen Roman schreibt, ist man geneigt anzunehmen, daß er über diese etwas zu sagen hat, wofür er sich einen weiteren Hörerkreis wünscht, als Katheder und Fachblätter ihm gewähren. Gelingt es ihm, seine Gedanken in einem Lebensbilde zum Ausdruck zu bringen, ohne daß das Lehrhafte sich zu sehr vordrängt und die Harmonie zwischen Form und Inhalt beeinträchtigt, so läßt sich nichts dagegen einwenden, daß er ihnen im Gewande des Romans eine größere Verbreitung zu geben sucht, als ihm sonst zuteil geworden wäre. Hat

A. von Wenckstern etwas besonderes zu sagen gehabt über Staat und Gesellschaft und die Pflichten des einzelnen gegen diese, und ist es ihm gelungen, dies zwanglos einzufügen in den Ausschnitt, den er uns aus dem Leben eines jungen Gelehrten vorführt? — Die beiden ersten Kapitel enthalten die sehr glücklich entworfene Exposition. Wir werden am Tage des Sommersemesterschlusses in einen der Hörsäle der Berliner Universität versetzt. Der junge Professor Erck, für den „die soziale Frage nicht mehr und nicht weniger bedeutet als die Frage nach der richtigen Abwägung von Leistung und Genuß in allen Volksschichten", nimmt Abschied von seiner Zuhörerschaft, der er in den Ferien Genuß und Erholung wünscht „als eine Vorbereitung für neue Arbeit, als Hintergrund für starke Gedanken, als ein Stahlbad ihrer körperlichen und geistigen Kräfte". Er selbst ist sehr erholungsbedürftig, will aber nicht verreisen, sondern zu Hause bleiben und arbeiten und versuchen, mit dem Zweifel fertig zu werden, ob seine Worte und Taten auch seinen Idealen entsprechen. Er ist eine jener problematischen Naturen, die, sobald sie erreicht haben, was sie erstrebten, immer wieder darüber hinweggehen und ein neues Ziel ins Auge fassen. Es ist ihm sogar zu Mute, als ob er sich von seiner ebenso schönen, wie guten und klugen jungen Frau, die er sich schwer errungen hat, entfernen möchte, und ganz für sich schilt er sich „einen ewigen Deserteur". Als er aus der Vorlesung nach Hause kommt, erhält er die Aufforderung, für Reichs- und Landtag in einem Wahlkreise zu kandidieren, in dem ihm das Mandat vollkommen sicher ist. Er lehnt es ab, weil er sich nicht auf das Programm der Partei einschwören will, die es ihm anbietet, und weil er sich ausschließlich seiner Gelehrtenarbeit und seinem Lehrberuf widmen will. Obgleich seine Frau die Gefahr erkennt, die für ihn in der rein theoretischen Arbeit liegt: „die radikale Uebertreibung und die Vereinsamung", und der Gedanke, daß er auf der parlamentarischen Rednerbühne eine politische Macht werden würde, sie mit großer Freude erfüllt, und obgleich sie der Ansicht ist, daß das Zusammenwirken mit praktisch handelnden Menschen das beste Heilmittel gegen seine Grübeleien und seine Selbstzerfleischung sein würde, und daß „bei dem, der in das Gefährt des Erfolges, das er selbst herangewinkt hat, nicht hineinspringt, wenn es bei ihm vorgefahren ist und Kutscher und Diener schon die Hand am Hut haben, es sobald nicht wieder und vielleicht niemals wieder vorfährt", so erklärt sie sich doch für einverstanden mit seiner Ablehnung. Sie schiebt sein Versagen, als ihn „das wirkliche Leben der Tat ruft, nach dem er sich doch sehnt", auf seine Uebermüdung, hofft, wenn er diese überwunden haben wird, auf eine Sinnesänderung und weiß ihn zu überzeugen, daß er einer Ausspannung dringend bedürftig sei. „Gegen eine Ueberanstrengung der Arbeiter eiferst du, und du und deinesgleichen, ihr arbeitet euch zu Tode." Das zweite Kapitel schließt damit, daß das Ehepaar in hochbepackter Droschke nach dem Bahnhof fährt, um in die Kärnther Alpen zu reisen. Wer nach dieser Einleitung, in der wir den Helden als einen

Mann kennen lernen, dessen Seele von sozialen Idealen erfüllt ist, einen Zeitroman erwartet, der die verschiedenen geistigen Strömungen der Gegenwart und die unerschöpfliche Fülle des realen Lebens schildert und um den Helden, entweder auf der Reise oder nach seiner Rückkehr, eine Anzahl Personen gruppiert, in denen sich die wesentlichen Richtungen unsrer Zeit abspiegeln, so daß wir ein Kulturgemälde der letzteren erhalten, wird sehr enttäuscht; denn der Roman verengt sich zu einer bloßen Darstellung des inneren Lebens des Helden und bringt uns schließlich nur die Anatomie seines Herzens im Kampf gegen eine neue Leidenschaft. Als er nämlich auf der Reise im Parke von Schönbrunn von der Gloriette aus ins weite Land hinausblickt und gerade das Fazit seines Lebens und seiner bisher so begnadeten Ehe mit seiner Imme (Abkürzung von Irmgard) zieht, tritt ihm eine große Künstlerin entgegen, Marie Ringe, „eine Gewaltige, Gottbegnadete! Eine hohe Frau; schlank in den Hüften, ein durchgeistigtes Gesicht; ebenmäßige reine Züge; eine edle Erscheinung, vor der sich die Menschen in den Staub beugen, die ihn, als sie noch nicht wußte, daß er Immes Gatte war, einmal mit einem Blick angesehen hat, in dem ihre gewaltige Seele, ihre keusche Seele von Liebe sprach." Er flieht vor ihr, sieht sie aber in Heiligenblut wieder, und es beginnt nun in ihm ein harter Kampf zwischen den Forderungen seiner Leidenschaft, „die seine Seele und seine Sinne peitscht" und der Erkenntnis seiner Pflicht gegen Imme. In der erhabenen Hochgebirgswelt des Großglockner, den er ersteigt, ebbt seine Erregung ab. Während er einsam dahinwandert über Eis und Schnee, im Nebel vorbei an Schlünden und Abgründen, „fliegt seine Seele frei über die Flächen der Erde und der Menschheit", und beschäftigt ihn „das Doppelproblem idealer Zielsetzung und nüchterner Pflichterfüllung". Bei der Ueberwindung der Schwierigkeiten, die das Ersteigen des höchsten Gipfels ihm macht, ergießt sich ein neuer Kraftstrom in sein Herz, gewinnt er das Gefühl, er könne das hohe Lebensziel, das er sich gesteckt, erreichen, ohne sich durch die zum Bau der Ewigkeiten notwendige Sandkornarbeit zu sehr zu erschöpfen, und es quillt in ihm der energische Wille auf, „in dem Aufstieg seiner Jahre ein eigenes, kraftvolles, lichtspendendes Zentrum zu werden und sich nicht durch das Leben erdrücken zu lassen". Er siegt über sein leidenschaftliches Verlangen nach Marie Ringe, die während seiner Abwesenheit auch Zeit gefunden hat zur Selbstbesinnung und abgereist ist, und kehrt zu seiner Imme zurück, die in ihrer gläubigen Liebe zu ihm nichts von seinem Kampf und Siege ahnt. Also kein Zeitroman mit weiten Ausblicken, kein Kulturgemälde, sondern nur ein Seelendrama, in dem das Pflichtgefühl über die Leidenschaft siegt, und dessen ethischer Wert den ästhetischen entschieden übertrifft. Ein Roman hat seine bestimmte Technik, die man nicht außer acht lassen darf, wenn man ein Kunstwerk schaffen und die reine Linie der Schönheit nicht überschreiten will. Diese Technik beherrscht der Verfasser von „Heiligenblut" nicht. Das bißchen Handlung, das darin vor

uns entrollt wird, ist in eine solche Fülle von Betrachtungen, die nicht mit überzeugender Notwendigkeit aus der Situation hervorgehen, und in so viele Naturschilderungen eingebettet und wird durch so viele Rückblicke und längst vergangene Erlebnisse des Helden unterbrochen, daß darüber jegliche Spannung verloren geht. Auch Sprache und Stil überschreiten in dem Streben, individuell und plastisch zu sein, oft die Grenzlinien der Schönheit. Eine schwer zu ersteigende Höhe wird als „aper" bezeichnet, statt des allerdings etwas farblosen Wortes Pflege lesen wir das zwar innigere, aber doch nur als Verb gebräuchliche Wort Hege, statt bereichern anreichern und was dergleichen wenig glückliche Wortschöpfungen mehr sind. Man kann seine Freude haben an dem Idealismus des Romans, in dem der ragende Gipfel des Großglockners zu einem Symbol des Hinaufstrebens zu Höherem, zu einem Ruf für die suchende Seele wird, sich aus den Tiefen emporzuringen, aber kritisch betrachtet, ist er doch nur das Werk eines Dilettanten, dessen temperamentvoller, guter Wille das ihm fehlende künstlerische Vermögen nicht ersetzt. In der Ethik, sagt Schopenhauer, bedeutet der gute Wille alles; in der Kunst entscheidet das Können. M. Fuhrmann.

---

Eduard Spranger: Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee. Berlin 1909. Reuther & Reichard. (506 S.)

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. 1808—10. Berlin 1909. E. S. Mittler & Sohn.

Das immer stärker hervortretende Streben der Gegenwart, die Gedankenarbeit des deutschen Idealismus für die Vertiefung und Vergeistigung unserer Kultur fruchtbar zu machen, kann an dem Wirken eines Mannes wie Wilhelms v. Humboldt nicht achtlos vorübergehen, zumal zugestanden werden muß, daß man sich im allgemeinen mehr mit der Anerkennung des Ruhmes, der diesen Namen seit jeher umstrahlt, begnügt hat, während eine lebendige und umfassende Kenntnis seiner Leistungen auf einen recht exklusiven Kreis von Bewunderern beschränkt geblieben ist. Dabei muß freilich berücksichtigt werden, daß bis vor kurzem der Zustand, in dem sich Humboldts Schriften befanden, eine solche Kenntnis sehr erschwert hat. Erst die im Lauf der letzten Jahre von der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin veranstaltete Gesamtausgabe seiner Werke, in der nicht nur wertvolle wissenschaftliche Fragmente zum ersten Male veröffentlicht, sondern auch die wichtigsten Verordnungen und Berichte aus seiner amtlichen Tätigkeit gesammelt sind, macht es uns heute möglich, ein abgerundetes Bild der universalen Bestrebungen des ganzen Menschen zu gewinnen.

In der Tat ist W. v. Humboldt weder in seiner Eigenschaft als Gelehrter noch in seiner praktischen Tätigkeit als Staatsmann einseitig zu begreifen; in beiden Gebieten stehen ihm Männer zur Seite, die ihn an

Größe der Leistungen noch übertreffen; was uns vielmehr heute, im Zeitalter einer immer fortschreitenden Spezialisierung der Berufsarbeit, an diesem Manne fesselt, das ist die Harmonie und das Ebenmaß seiner geistigen Organisation, die ihn das gefeierte Ideal griechischer Kalokagathie tatsächlich praktisch erleben ließ.

Es ist somit nichts weniger als ein Zufall, wenn das neuerwachende Interesse für Humboldt sein Hauptaugenmerk gerade auf die vollendete Menschlichkeit dieser Persönlichkeit richtet; wenn es sich vor allem die Frage vorlegt: Was bedeutet uns Wilhelm v. Humboldt als Fleisch und Blut gewordene Erfüllung einer in uns heutigen wieder besonders stark erwachten Sehnsucht nach einheitlicher, großzügiger und dabei echt humaner Lebensführung?

Eduard Spranger unternimmt es, auf diese Frage in seinem Werke „Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee" in eingehendster Weise zu antworten. Nachdem vor nunmehr einem halben Jahrhundert von Rudolf Haym auf der schmalen Basis eines damals noch lückenreichen Materials ein nichtsdestoweniger bewundernswertes Denkmal von Humboldts Leben und Wirken errichtet worden; nachdem dann Hermann Steinthal speziell den Sprachphilosophen und neuerdings Bruno Gebhardt den Staatsmann zu zeichnen unternommen haben, zeigt uns Spranger Humboldt als den Schöpfer einer Theorie der Humanität, in der alle Strahlen der deutschen Humanitätsbewegung zusammentreffen.

Der entfesselte Subjektivismus und Individualismus der Sturm- und Drangperiode hatte, gleichsam als Heilmittel, die Sehnsucht nach dem — von Winckelmann neu entdeckten — griechischen Menschen wachgerufen, in dem das individualistische Prinzip nicht etwa unterdrückt, sondern mit dem der Idealität zu einer nie wieder erreichten Synthese verbunden gewesen sein sollte. Humboldt macht diese Wendung zur Antike auf seine Weise mit, und zwar schon in seinem politischen Jugendwerk, den „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", in dem er den antiken und modernen Menschen sehr zum Nachteil des letzteren einander gegenüberstellt. Freilich hat er später selber zugestanden, daß jene Epoche das Griechentum nach Maßgabe ihrer eigenen Wünsche und Forderungen idealisiert hat; aber zugleich hat er die mit der Idealisierung unvermeidlich verbundene Täuschung als eine für uns notwendige, zweckmäßige und heilsame bezeichnet. Im Mittelpunkt einer solchen vom Griechentum ausgehenden Humanitätstheorie, deren aristokratischer Charakter unverkennbar ist, steht notwendigerweise der Begriff des Bildungsideals. Wenn nach Kant ein Ideal die Vorstellung eines einzelnen als einer Idee adäquaten Wesens bedeutet, so ist danach ein Ideal eine Anschauung und kein abstrakt-logischer Begriff; anderseits hat diese Anschauung mit dem Begriff Allgemeingültigkeit gemein. Aber dies ist nicht so zu verstehen, als ob das einzelne Exemplar nur ein Durchschnittstypus, ein Repräsentant der Gattung etwa im naturwissenschaftlichen Sinne wäre, sondern es liegt im Ideal ein

Moment, das über diesen bloß logischen Gattungstypus hinausführt; dieses Moment ist ästhetischer Natur und läßt sich als solches nicht restlos begrifflich-logisch auflösen; es kann im letzten Grunde nur schöpferisch oder wenigstens nachschöpferisch erlebt werden. Erst der Formtrieb der schaffenden Phantasie macht also den Begriff, der die allgemeine Grundlage abgeben muß, zum konkretisierten Ideal. Damit wird dieses zugleich aber zu einer Norm von teleologischer Bedeutung, weil es nicht nur die erfahrungsgemäß gewonnenen Durchschnittsmerkmale begrifflich konstruiert, sondern das teleologisch-wertvolle in der denkbar höchsten Form anschaulich ausprägt.

Das Bildungsideal wird also als eine solche Synthese des Begriffs einer allgemeinen Menschheit und einer konkreten, im Boden einer bestimmten Nationalität, einer bestimmten sozialen Gruppe, eines bestimmten Berufs wurzelnden Individualität zu bezeichnen sein. Die bloße Individualität soll sich zunächst zur Universalität auszuweiten suchen, dann aber den letzten und praktisch schwierigsten Schritt machen zu dem hin, was zuerst wohl Schiller als Totalität des Charakters bezeichnet hat. Es ist darunter die Fähigkeit zu verstehen, die ganze Summe der assimilierten Bildungselemente in ein plastisches Ganze, in eine geschlossene organische Einheit zusammenzufassen. Humboldt hat diesen ästhetischen Charakter seines Bildungsideals vielleicht am treffendsten in folgenden Sätzen gekennzeichnet: „Wenn irgend eine Vorstellung menschlicher Vollkommenheit Vielfältigkeit und Einheit hervorzubringen imstande ist, so muß dies diejenige sein, die von dem Begriff der Schönheit und der Vorstellung der sinnlichen ... Dieser Vorstellungsart zufolge darf es dem moralischen Menschen ebensowenig am richtigen Ebenmaße der einzelnen Charakterseiten mangeln, als einem schönen Gemälde oder einer schönen Statue an dem Ebenmaße der Glieder; und wer, wie der Grieche, mit Schönheit der Formen ge... und so enthusiastisch, wie er, für Schönheit, und vorzüglich auch für ... gestimmt ist, der muß endlich gegen die moralische Disproportion ... seines Gefühl besitzen, als gegen die physische." (W. W. I, 170.) ... I 123: „Die höchste Kraft erfordert die Vereinigung widersprechender Bedingungen. Je ungleichartiger und mannigfaltiger der Stoff, um so ... der Sieg der Form." Der kantisch-schillerische Gedanke eines Gegensatzes von Stofftrieb und Formtrieb wird von Humboldt in tiefdringender Weise für seine Humanitätsidee fruchtbar gemacht und eine Ueberwindung des Gegensatzes, dessen höchste und vollendetste Synthese nur dem Genie gelingt, bis zu einem gewissen Grade von jedem Individuum verlangt und von Humboldt geradezu als eine Grundforderung des Humanitätsprinzips aufgestellt.

Wird somit auf den Menschen als Objekt der Bildung der Begriff eines Kunstwerks angewendet, so begreift es sich, wie anderseits die Betrachtung der Kunst nicht im formell-ästhetischen stecken bleibt, sondern in engen Zusammenhang mit dem ethisch-anthropologischen Interesse gerät. So bezeichnet Humboldt das Epos geradezu als die Dichtungsgattung der

Humanität, weil sie einer ihrer Hauptforderungen, der Ausweitung des Subjekts zur Objektivität und Universalität, am vollkommensten entspreche; so nennt er auch einmal, seiner Verehrung für Aeschylus ungeachtet, die Haupttendenz der echt griechischen Stimmung eine epische; so ist ihm unter den Neueren Goethe der berufenste Vertreter echt epischen Geistes, und „Hermann und Dorothea" der Gipfelpunkt neuerer Dichtung. Der epische Dichter stellt nach Humboldt Menschen dar, die sich weniger durch Seltenheit und Außerordentlichkeit ihrer Gaben, ihrer Organisation auszeichnen, als vielmehr durch Reinheit, Natürlichkeit und Menschlichkeit ihres Wesens.

Die Zurücksetzung des Tragischen, die in Humboldts Bewertung des Epischen zweifellos mit enthalten ist, hat auch ihre ethische Seite und enthüllt — was der Verfasser unseres Werkes zu betonen unterlassen hat — eine Grenze dieses Humanitätsideals überhaupt. Das Wesen des Tragischen, aus dessen Höhen — mit Bahnsen zu reden — der Geist des Metaphysischen selber uns entgegenweht, vermag eine solche mehr dem Schönen als dem Erhabenen zugewandte Anschauung nicht zu begreifen. Es ist deshalb wohl auch kein Zufall, wenn Humboldt in seiner philosophischen Entwicklung bei dem romantisch-stimmungsvollen Schelling stehen geblieben ist und den Weg zu Hegel und dessen tragisch-heroischer Geschichtsphilosophie nicht gefunden hat.

Eine andere Grenze dieses Ideals ist, wie schon erwähnt, ihr aristokratischer Individualismus. Spranger hat zwar in der Einleitung kurz darauf hingewiesen, eine Kritik von diesem Gesichtspunkte aus jedoch nicht geleistet; und doch würde ein solche gerade tief in die Möglichkeiten einer praktischen Fruchtbarkeit dieses Ideals hineingeleuchtet haben. Denn wir leben nicht mehr im alten Griechenland, dessen Gesellschaft die Sklaverei zur Grundlage hatte; auch die Aristokraticen der Renaissance und des ancien régime sind einer Erneuerung unfähig. Eine solche Erneuerung, für die sich eine pseudo-individualistische Richtung unserer Tage in unhistorischer Phantasterei zu begeistern liebt, war auch sicherlich nicht Humboldts Meinung. Vielmehr nimmt er häufig genug Anläufe, um seine ästhetische Moral für die gesamte Kulturmenschheit, gleichviel welches Standes und Berufs, als fruchtbar und praktisch ausführbar hinzustellen. So wenn er einmal in seinem politischen Jugendwerk den Gedanken hinwirft, es ließen sich vielleicht aus allen Bauern und Handwerkern Künstler bilden, die ihr Gewerbe durch eigene Erfindsamkeit verbesserten, dadurch ihren Charakter veredelten, ihre Genüsse erhöhten und so nicht mehr Sklaven ihres Berufs, sondern ihm in freier Liebe zugetan wären. Aber Humboldt konnte damals wohl noch kaum ahnen, was ein Menschenalter später Goethe in seinen „Wanderjahren" schon deutlich vorausgesehen hat: daß die ökonomisch-technische Entwicklung von dem mittelalterlichen Typus des künstlerischen Handwerkers immer weiter weg zum Maschinensklaven, zum unfrohen Werkzeug einer automatisierenden Arbeitsteilung — vor der sich übrigens auch viele der geistigen Berufe nicht zu retten vermögen —

hinführt. Humboldt betont die Unerträglichkeit einer Daseinsform: nämlich das Arbeiten für die bloße Bedürfnisbefriedigung; die das Innere nicht bereichernde, sondern verödende Hingabe an rein äußere und augenblickliche Zwecke; gerade diese Daseinsform ist es aber, in der die Mehrzahl der Menschen in unserm Maschinenzeitalter ihr Leben hinbringen muß. Und so steht unsere Kulturentwicklung vor der Alternative, ob sie, wie die um Nietzsche wollen, die Weiter- und Höherentwicklung der Menschheit von einer exklusiven, die sozialen Probleme beiseite schiebenden Herrenkaste erwarten soll, oder von einer Ueberbrückung der Kluft, die sich zwischen dem Humanitätsideal und der sozialen Lage der Mehrzahl aufgetan hat. Auf welcher Seite die Ueberzeugungen des deutschen Idealismus und damit auch W. v. Humboldts zu finden sind, darüber kann kein Zweifel bestehen. Der auch von Humboldt verfochtene kantische Grundsatz, daß jeder Mensch als Selbstzweck zu betrachten und danach zu behandeln sei, steht mit den Prätensionen einer bloß ausbeutenden Pseudo-Aristokratie, die den Maßstab für die eigene Höhe vor allem der mitverschuldeten Niedrigkeit der großen Masse verdankt, in unversöhnlichem Widerspruch. Humboldt und der deutsche Idealismus haben in ihrer ausschließlichen Betonung der inneren, geistigen Güter und der harmonischen Selbstbildung den untrennbaren Zusammenhang, in dem diese und die Möglichkeit ihres Erwerbes mit den Realitäten des ökonomisch-politischen Lebens stehen, nicht genügend beachtet. Nichtsdestoweniger bleibt es ihr Ruhmestitel, die absolute Priorität dieser Innerlichkeit, als des Quells aller ethischen Werte gegenüber allem Materialismus festgestellt und verfochten zu haben. So Humboldt in dem Satze: „Der Gewinn, welchen der Mensch an Größe und Schönheit einerntet, wenn er unaufhörlich dahin strebt, daß sein inneres Dasein immer den ersten Platz behaupte, daß es immer der erste Quell und das letzte Ziel alles Wirkens, und alles Körperliche und Aeußerliche nur Hülle und Werkzeug desselben sei, ist unabsehlich.“ —

* * *

Der vor kurzem erschienene dritte Band von Humboldts Briefwechsel mit seiner Frau Caroline mutet geradezu als eine Verlebendigung von Humboldts Humanitätsideal an und zeigt zugleich, wie es die Probe der praktischen Wirksamkeit sehr wohl zu bestehen vermag. Dieser Briefwechsel umfaßt nämlich die Jahre 1808—10 und läßt uns Humboldts Uebergang von seiner römischen Gesandtensinekure zu der energischen Mitarbeit an der Wiederaufrichtung des zusammengebrochenen preußischen Staates miterleben. Dieser Briefwechsel, in dem Caroline übrigens fast ebenbürtig neben ihren Mann tritt, gehört zu dem Schönsten, was die Briefliteratur aufzuweisen hat.

Humboldt übernimmt, zu Anfang freilich noch in der Hoffnung auf die spätere Rückkehr nach Rom, die Leitung des preußischen Unterrichtswesens und gibt auf diesem von ihm keine vollen zwei Jahre verwalteten Posten den glänzendsten Beweis sowohl seiner Tatkraft wie der Universalität

seines Geistes durch die Gründung der Universität Berlin. Unser dritter Band des Briefwechsels schließt mit der Uebersiedlung der Familie nach Wien, wo Humboldt den politisch so überaus wichtigen Gesandtenposten erhält, der ihm Gelegenheit zur Entfaltung einer glänzenden diplomatischen Tätigkeit auf drei welthistorisch bedeutenden Kongressen bietet.

Wir haben es in Wilhelm v. Humboldt mit einer Persönlichkeit zu tun, in der die Kultur- und Humanitätsideale der klassischen Epoche in so vollendeter Weise plastisch verkörpert worden sind, wie, den einzigen Goethe ausgenommen, wohl in keiner anderen; aber selbst Goethe wird von Humboldt an praktischer Fruchtbarkeit in der unmittelbaren Realisierung dieser Ideale um so viel übertroffen, wie das kleine weimarische Fürstentum vom preußischen Staate. Der unschätzbare Gewinn, den wir aus der liebevollen Vertiefung in das Wirken dieser Persönlichkeit ziehen, ist die Gewißheit, daß dies Ideal einer vollkommneren Menschheit, das uns diese Epoche geschenkt hat, nicht ins Wolkenkuckucksheim utopistischer Phantasien verwiesen zu werden braucht; daß Jeder, wenn auch in bescheidenerem Kreise mit geringeren Kräften, es anzustreben in der Lage ist, daß die Individualität einer Ausweitung ins Universell-Menschliche nicht nur fähig, sondern auch bedürftig ist, will sie nicht in borniertem Idiotismus versumpfen, daß aber schließlich diese Universalität des Geistes mit der Intensität konzentrierten Wirkens in keinem unlösbaren Widerspruch zu stehen braucht, sondern daß vielmehr erst dieses Wirken, als die Fähigkeit, im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln, den Beweis liefert, daß die Universalität sich zu dem geformt hat, was wir als letztes Ziel der Selbstbildung erkannt haben: zur Totalität des Charakters.

Johannes Schubert.

---

Religion und Mythus der Germanen. Von Prof. Dr. W. Golther-Rostock. Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, 1909.

Das in Quart-Format gebundene Werk gibt sich schon in seiner wenn auch schlichten Ausstattung als sogenanntes Geschenkwerk zu erkennen. Vor mehr als 30 Jahren schenkte man „Nordisch-germanische Götter und Helden“ von Wägner, später Dahns „Walhall“. Es ist durchaus am Platze, den Gegenstand von neuem der gebildeten Welt Deutschlands in genießbarer, populär-wissenschaftlicher Form darzubieten. Denn die Namen der altgermanischen Götter sind zwar geblieben, aber unser Wissen von ihnen und vor allem unser Gemütsverhältnis zu ihnen hat sich geändert. Noch bis in die Zeit von Dahns Walhall, wenn ich so sagen darf, ist der Grundzug in den Darstellungen das Verlangen, Begeisterung zu erwecken für unsere germanische Vorwelt; es klang noch immer der Ton, den Klopstock zuerst angeschlagen hat, der zwar von dem Goethe-Schillerschen Griechentume überdeckt wurde, dann aber von Grimm-Uhland-Simrock wiederaufgenommen und durch den nationalen Aufschwung und die Wagnersche

Kunst zu neuer Stärke erhoben wurde. Dieser Ton ist hier ganz verklungen obgleich Golther-Rostock bekanntlich gerade in den engeren Kreis des Bayreuther Meisters gehört. Der darin liegende Widerspruch löst sich sehr einfach auf.

Als Goethe sich gegen den Vorwurf verteidigte, die griechische Mythologie der germanischen vorgezogen zu haben, wies er auf die Ursache hin, warum die griechische Welt der altgermanischen so ungeheuer überlegen sei. An ihr, der griechischen, sagte er, haben die vorzüglichsten Genien der dichtenden und bildenden Kunst gearbeitet; wie sollten mit ihr die nicht humorlosen, aber grotesken Ausgeburten eines nordischen Barbarenvolkes zu vergleichen sein? Und dabei sind diese Gebilde, die Goethe von Jugend auf bekannt waren, keineswegs „Religion der alten Germanen" gewesen, sondern selbst schon wieder nur Phantasien eines kleinen Kreises von Menschen in den letzten Zeiten des germanischen Heidentums. Das ist ein zweifelloses Ergebnis der neueren Forschung. Ob diese isländischen Dichter und Denker bereits gerade nur an altgermanischer Ueberlieferung dasjenige ausgeübt haben, was an althellenischem Erbgute die antiken Dichter und Bildner taten, ist neuerdings angezweifelt worden; Goethe fühlte jedenfalls weder zu dem Material noch zu den Gebilden der Isländer sich so hingezogen, daß er die neubildende Meisterhand ihnen zugewendet hätte. Der Bildner, der diese Bestimmung in sich fühlte, jene germanischen Marmorbrüche zu verwenden, ist ja inzwischen erschienen. Da somit eine gewisse nationale Sehnsucht befriedigt ist, können und müssen nun Männer der Wissenschaft, die für die gebildeten deutschen Leser die religiöse Welt unserer Vorfahren entwickeln wollen, darauf verzichten, dort Bildnisse zu zeigen, wo nur Steinblöcke gefunden sind. Dieser Pflicht ist auch Golther sich bewußt geblieben, und man kann wohl sagen, daß sein für ein allgemeines, allerdings nicht für das breite Publikum geschriebenes Buch dem Leser das Wichtigste mitteilt, was zurzeit die Forschung gewonnen hat. Die Freude daran ist nicht schwärmerisch, sondern die des ruhigen Blickes in geschichtliche Tiefen. Das Buch, das eben keinen gelehrten Charakter haben soll, ist ohne den Apparat der Nachweise geschrieben; wünschenswert wäre aber wenigstens ein Register, denn das Buch ist doch gedacht als Dauerbesitz einer gebildeten Familie, deren Glieder das Werk nicht nur einmal durchlesen, sondern auch eintretenden Falles einmal zu Rate ziehen wollen; dann ist aber ein Buch ohne ausgiebiges Register ein schlimmer Zeitvergeuder. Zudem ist es mit dem einmaligen Durchlesen kaum getan; Golthers Stil ist zwar keineswegs gelehrt-unbeholfen, aber doch von gedrängter, zum Teil verschlungener Gedankenführung; auch deswegen wäre dem Leser, ich denke an einen Primaner, aber ebensogut an seinen Lehrer oder sonst einen akademisch gebildeten Mann, ein vollständiges Sach-Register dringend erwünscht.

Unter den mythologischen Forschern ist Golther nicht gerade bahnbrechend gewesen; das ist jedoch für die Aufgabe, den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft in einer gemeinfaßlichen Darstellung kundzutun, ein

Vorzug zu nennen; denn alle „gebrochenen Bahnen“ sind, in ihrer Richtung zu Ende verfolgt, Irrwege geworden; falls dieser flüchtigste aller Stoffe, dessen Mutter die Phantasie ist, überhaupt wirklich zu fassen ist, muß, um im Bilde zu bleiben, wohl ein Kesseltreiben, d. h. eine eklektische Darstellung unternommen werden. Das hat denn Golther auch getan, und die Ergebnisse von J. Grimm an über W. Müller, Kuhn, Schwartz, Mannhardt bis Lippert, E. H. Meyer und Bugge verwertet.

Selbst aber bei Golthers Methode, die kein einseitiger Versuch ist, alle mythologischen Gebilde aus einer einzigen Entstehungsquelle abzuleiten, stößt man auf Partien, wo das angenommene Erklärungsprinzip keine plastische Kraft mehr hat, so bei der manistischen Erklärung von Nornen und Thursen (S. 19—21). Golther gehört zu den deutschen Forschern, die sich an den Norweger Sophus Bugge hinsichtlich der Annahme christlich-mittelalterlicher Einflüsse auf die Eddamythen angeschlossen haben. Ob hier Golther zu weit dem Wege Bugges gefolgt ist, wird sich kaum entscheiden lassen; wer die Aehnlichkeit zwischen dem speerdurchbohrten Odhin und Christus am Kreuze, zwischen der Welteschе und dem Kreuzesbaum gefunden hat, wird sie sich nicht abstreiten lassen.

Im ganzen ist Golthers Buch als lesbar, wissenschaftlich zuverlässig und anregend für die Bibliothek einer gebildeten Familie durchaus zu empfehlen. Richard Zimmermann-Lübeck.

# Politische Korrespondenz.

---

## Aus dem inneren Leben der Tripel-Entente.

Das Ereignis, welches der gegenwärtigen Lage der Welt den Stempel aufdrückt, ist die Zusammenkunft des deutschen und russischen Kaisers bei Björkö. Diese Monarchen-Begegnung steht in einem inneren Zusammenhang mit dem Besuch, den der König von England im Februar in Berlin gemacht hat. Vorbei ist offenbar die Epoche, in welcher Deutschland fürchten mußte, „eingekreist“ zu werden, und alle Mächte bewerben sich wieder um unsere Freundschaft.

Speziell mit Rußland, mit dem soeben wertvolle Freundschafts-bezeugungen ausgetauscht worden sind, wünscht die deutsche Nation auf dem allerbesten Fuße zu stehen. Aber Ein Vorbehalt muß gemacht werden. Die vertrauensvollen Beziehungen müssen politischer Natur bleiben und dürfen sich nicht auf irgendwelche Gemeinschaft des Geldbeutels erstrecken. Den Russen Geld zu borgen, kommt nicht uns, sondern den Franzosen zu, die ihr politisches System zum guten Teil auf das Vertrauen zu den Finanzen des Zarenreichs gegründet haben. Sollte man russischerseits die Absicht haben, den deutschen Markt für eine größere Anleihe zu gewinnen, so müßte gegen solche Hintergedanken unserer östlichen Freunde der schärfste Protest erhoben werden. Die Gründe sind an dieser Stelle schon öfter genannt worden. Da aber der innere Wert der russischen Papiere offenbar immer tiefer sinkt, so wird jenen für die deutschen Sparer so bedrohlichen [illegible] an einer anderen Stelle dieses Heftes noch eine besondere aus der Feder eines Sachkenners fließende Erörterung gewidmet.

Damit soll übrigens keineswegs behauptet sein, daß Rußland bloß [illegible] Fühlung mit uns gesucht hat, um Geld in Berlin leihen zu können. So groß die Begierde der Russen nach den Schätzen der deutschen Kapitalisten auch offenbar ist, sie haben doch noch andere triftige Gründe, um bei uns eine Art von Rückversicherung gegen die Gefahren ihres Verhältnisses zu Frankreich zu suchen. Der innere Zustand der französischen Republik wird immer verworrener. In den beiden Poststreiks haben die [illegible] Beamten den revolutionären Arbeitern die Hand gereicht. Eisenbahnbeamte und Schullehrer tragen sich gleichfalls mit Ausstandsplänen und

die eingeschriebenen Seeleute, welche eigentlich unter den Kriegsartikeln stehen, haben durch einen Streik Handel und Verkehr schwer gestört. Diese soll der Marineminister soeben zur Wiederaufnahme der Arbeit bewogen haben. Jedenfalls sind die „postiers“ zur Ruhe gebracht, und die Regierung hat 600 von ihnen entlassen, aber niemand traut den Ministern Kraft genug zu, um jene schlimmen Elemente dauernd vom Staatsdienst auszuschließen. Außerdem urteilt die von heftigsten Widerwillen ja Ekel gegen das herrschende Regime übermannte öffentliche Meinung, es sei den Beamten ihr aufrührerischer Geist nicht allzu übel zu nehmen; in den französischen Kammern herrsche eine Korruption wie einst im englischen Parlament unter Robert Walpole. Die Opfer dieses verderbten Systems seien mit in erster Reihe die Beamten, welche immer wieder ihre Laufbahn durch eingeschobene Günstlinge von Volksvertretern durchkreuzt sähen.

Das Ministerium Clemenceau versucht diesen Beschwerden dadurch abzuhelfen, daß es bei der Deputiertenkammer einen Gesetzentwurf über die Dienstverhältnisse der Beamten eingebracht hat. Der Entwurf enthält unter anderem die Bestimmung, daß die über das Avancement der Beamten entscheidenden Kommissionen nur die amtlichen Aktenstücke ihren Beschlüssen zum Grunde legen dürfen, d. h. keine Empfehlungsbriefe von Parlamentariern. Die öffentliche Meinung aber nimmt die papierne Schutzwehr, welche dieser Paragraph aufrichtet, mit Hohn auf. Sollte sich wirklich die Zahl der Empfehlungsbriefe von Abgeordneten vermindern, sagt man, wird sich die der Besuche dieser Herren in dem entsprechenden Verhältnisse vermehren.

Gewiß wird das Protektionswesen in der dritten Republik von den Franzosen noch strenger verurteilt, als die tatsächlich bestehenden Zustände wirklich verdienen. Es gibt außerhalb Frankreichs sachkundige Leute, welche behaupten, die französische Verwaltung sei nach wie vor sehr gut, in mancher Hinsicht besser als die preußische. Aber in der Politik kommt es nicht bloß darauf an, wie die öffentlichen Angelegenheiten wirklich liegen, sondern auch wie sie von den Menschen, welche die Geschichte machen, aufgefaßt werden. Das Frankreich von 1789 war dem ganzen Kontinent an Fortgeschrittenheit seiner administrativen und sozialen Zustände weit voraus, und doch stürzten die Franzosen das Ancien Régime um, weil es ihre Ansprüche an staatliche Vollkommenheit nicht zu befriedigen vermochte. Heute ist der republikanische Idealismus gründlich verflogen. Der Julimonarchie und dem zweiten Kaiserreich hatte man die gleichen Vorwürfe über Korruption gemacht, wie gegenwärtig der Republik. Die französische Nation entdeckt gegenwärtig zu ihrer grenzenlosen Enttäuschung, daß die bestehende Staatsform nicht tugendhafter ist als die vorangegangenen unrühmlich gefallenen waren. Darum überläßt sich das edle und geistvolle, aber leidenschaftliche Volk der Franzosen mehr und mehr einer politischen Stimmung, welche in Gesetzgebung und Verwaltung, in Heer und Flotte nur noch Bestechlichkeit und Fäulnis sehen will. Wie eine schleichende

Krankheit unterwühlt dieser Skeptizismus, um nicht zu sagen Nihilismus, der Volksgesinnung den Staatskörper der Republik.

Was das französische Gemeinwesen trotzdem bis auf weiteres zusammenhält, ist die auswärtige Lage des Landes. Solche Begebenheiten wie die Zusammenkunft von Björkö, so erfreulich sie sind, befestigen den europäischen Frieden doch nur für den Augenblick. Die Franzosen aber sehen die Weltlage für noch viel unheildrohender an, als sie wirklich ist, indem ihnen der englisch-deutsche Krieg nicht als Möglichkeit, sondern als Gewißheit gilt. Im „Korrespondent", dem vortrefflich redigierten Organ der katholischen Partei, führt Albert Touchard aus, es sei im Fall eines Krieges zwischen England und Deutschland nicht daran zu denken, daß Frankreich neutral bleibe. Der Autor verteidigt diese Behauptung nicht vorzugsweise mit dem sentimentalen Argument der Liebe zu den geknechteten Brüdern in Elsaß-Lothringen, sondern er stützt sich auf Erwägungen, die er für realpolitisch hält und die jedenfalls original und interessant sind. Deutschland, meint Touchard, kann den Krieg gegen England nur gewinnen, wenn es Holland und Belgien besetzt. Von Antwerpen aus würden die Deutschen auf den napoleonischen Plan der Landung in England aus dem Jahre 1805 zurückkommen können. Was ein derartiges Projekt in der Gegenwart ausführbar erscheinen lasse, sei die Erfindung des Unterseebootes. Diese Waffe qualifiziere sich trefflich für die Beherrschung schmaler, aber tiefer Meere. Die Flotte von 60 Unterseebooten, welche Deutschland jetzt zu bauen anfange, (England habe heute 47), bestehe deshalb aus großen, für die Offensive auf hoher See vorzüglich geeigneten, aber zur Verteidigung der seichten deutschen Küste weniger brauchbaren Fahrzeugen. In der Tat sei es eine unbedingte Notwendigkeit für ein Deutschland, das Krieg gegen England führe, von den niederländischen Häfen Besitz zu ergreifen und hier mit Hilfe seiner Unterseeboote die Invasion Englands vorzubereiten.

Widerstrebend muß der französische Schriftsteller denjenigen Landsleuten Recht geben, welche sagen, die englische Landarmee werde für die Verteidigung Belgiens und Frankreichs kaum verwendet werden, da sie in Indien oder sonstwo dringender gebraucht werden dürfte, und mit Dreadnoughts decke man Paris nicht. Aber Touchard hofft, wenn eine britische Blockadeflotte auf die deutsche Volkswirtschaft nur recht schonungslos drücke, werde uns der Hals schon zugehen.

Die vorurteilsvolle Anschauung, daß das Deutsche Reich durch eine Art von Naturnotwendigkeit die Niederlande anzufallen genötigt sei, kehrt auch in der englischen Publizistik wieder. In der „Fortnightly Review" führt Kapitän C. Battine aus, in dem möglicherweise bald ausbrechenden Weltkrieg werde Deutschland als Siegespreis Holland und Belgien zu erwerben suchen. Aber auch für die militärischen Operationen gegen Frankreich müsse den Deutschen die Okkupation Belgiens erwünscht sein. Denn durch dieses Land vordringend, vermöchte das deutsche Heer die wich-

tigsten französischen Festungen und die Maaslinie zu umgehen. Im ganzen, so meint Kapitän Battine, würden die deutscherseits gegen Frankreich ins Feld geführten Streitkräfte etwa 850 000 Mann zählen. Wenn nun 200 000 Engländer, Belgier und Franzosen Belgien deckten und die rechte Flanke der deutschen Invasionsarmee bedrohten, so könne es dieser übel genug ergehen. Denn sie sei jetzt zum Stirnangriff wider die Maasfestungen gezwungen und werde dabei der französischen Maasarmee kaum wesentlich überlegen sein. Diese strategischen Vorstellungen und Heereszahlen sind falsch, wie jedem Leser der „Preußischen Jahrbücher" sofort aufgefallen sein wird, und ich gebe sie nur als Stimmungsbild. Durch die Entsendung seines Landheeres nach Belgien, fährt Battine fort, müsse England in dem deutsch-französischen Kriege den Ausschlag geben, denn ein Frankreich, das Großbritannien besiegen lasse, werde vielleicht seinen Frieden mit Deutschland auf Kosten Englands schließen. Die Notwendigkeit für England, an dem Ringen zwischen Deutschen und Franzosen mit einer Landmacht teilzunehmen, sei so offenkundig, daß man sagen könne, die Grenze des britischen Reichs laufe heute im Tal der Maas.

Anderseits läßt der englische militärische Schriftsteller freilich durchblicken, daß das schwer zu ersetzende Instrument der kleinen britischen Armee an der Maas nur mit großer Vorsicht gehandhabt werden dürfe, damit es wegen Indiens usw. auf keinen Fall verloren gehe. Auf Antwerpen basiert und gedeckt durch die Forts von Namur, Lüttich und Maubeuge soll das englische Hilfsheer die Kommunikationen der Deutschen bedrohen. Man sieht, daß die Erinnerung an die Strategie von Torres Vedras und Quatrebras im englischen Offizierkorps noch nicht ausgestorben ist. Torres Vedras ist eine sehr ehrenreiche, Quatrebras keine ganz so ruhmvolle Reminiszenz.

Die Neigung der Engländer, die paar Armeekorps ihrer expeditionary force für Frankreich einzusetzen, dürfte sich der Prüfung durch die Praxis kriegerischer Zeitläufte nicht gewachsen zeigen, und Herr Touchard wird wohl Recht haben, wenn er meint, das Erscheinen englischer Hilfstruppen in Lothringen sei möglich, aber doch recht hypothetisch. Schon heute empfinden die Engländer nur ein sehr bedingtes Vertrauen zu Frankreich. Die Anarchie der Geister in diesem Lande, die oben geschildert worden ist, der allgemeine Pessimismus, Skeptizismus und Nihilismus erreichen ihren Gipfelpunkt in den antipatriotischen und antimilitaristischen Tendenzen, welche keinen ganz unbeträchtlichen Teil der französischen Armee vergiftet zu haben scheinen. Die „Revue de Paris" brachte (am 15. Mai) aus der Feder von L. Gérard-Varet eine Studie „L'antipatriotisme", welche in ruhiger, sachlicher, gründlicher Behandlung alle Ursachen jenes häßlichen politischen Phänomens auseinandersetzt: „Frankreich ist ein Vorwand und das Gold eine Realität," in diesen Worten faßt Gérard-Varet das Urteil der dem Antimilitarismus und Antipatriotismus verfallenen Franzosen über ihre Regenten zusammen.

Die Engländer nun scheinen sich über die Wirkung der antimilita-

ristischen Agitationen auf die französische Armee vorläufig keine großen Sorgen zu machen, wohl aber beobachten sie mit Mißfallen, wie der Sozialismus in den Reihen des Heeres der Republik um sich greift. Zwar im Vergleich zu den Antimilitaristen, welche den französischen Soldaten für den Fall eines Krieges den Rat erteilen, ihren eigenen Offizieren in den Rücken zu schießen, bleiben die Sozialisten eine verhältnismäßig national gesinnte und patriotisch denkende Partei. Da aber alles Heerwesen nun einmal seiner Natur nach auf dem Autoritätsprinzip beruht, so muß auch der die Wehrmacht der Republik immer stärker erfassende Sozialismus als ein gefährliches Element der militärischen Dekomposition gelten.

„Contemporary review" führt nun dem englischen Lesepublikum eine Schilderung der französischen Heeresverhältnisse vor, der zufolge das Militär der Republik zum Einschreiten gegen proletarische Unruhen nur noch in sehr bedingter Weise brauchbar sein soll. Der Geist des französischen Volks, setzt die genannte Zeitschrift auseinander, ist zurzeit teils von sozialistischen Ideen erfüllt, teils aus anderen Gründen rebellisch: „Bei der obwaltenden allgemeinen Gesinnung würde das Volk zweifellos mit einem Truppenkorps sympathisieren, das sich weigerte, gegen Proletarier mit den Waffen einzuschreiten, vorausgesetzt, daß die letzteren die Soldaten nicht angriffen. Und wenn weitverbreitete Unruhen in verschiedenen Teilen des Landes zu derselben Zeit ausbrechen sollten, würde jede Regierung, welche die Verantwortung für eine Art von Bürgerkrieg auf sich nähme, indem sie die Armee gegen eine politische Bewegung einschreiten ließe, unter dem allgemeinen Haß zusammenbrechen."

„Contemporary review" erinnert an das Bataillon, welches vor zwei Jahren meuterte, als es gegen die aufsässigen südfranzösischen Winzer gebraucht werden sollte. Der Vorgang sei unvergessen und habe zersetzend auf das Land und die wehrpflichtige Jugend auch nichtsozialistischer Kreise gewirkt. Kurz — für die Verteidigung des Bestehenden auf politischem und sozialem Gebiet dürfe durchaus nicht unbedingt auf die bewaffnete Macht gerechnet werden.

Es existiert in der französischen Republik schon eine Art von revolutionärer Nebenregierung. Das ist die „C. G. T." („Conféderation générale du travail"). Die „C. G. T." ist ein Exekutivausschuß aller Gewerkvereine (Arbeitersyndikate) von Frankreich. Das System, nach welchem die Mitglieder der „C. G. T." gewählt werden, entspricht genau der von den deutschen Sozialdemokraten so gräßlich verfluchten Einteilung der Wahlkreise für das preußische Abgeordnetenhaus. Die großen Syndikate der Buchdrucker, Eisenbahnbeamten, Bergleute usw. haben in der „C. G. T." nicht mehr Stimmen als kleine Korporationen mit ein paar Dutzend Mitgliedern. Da die großen Syndikate im allgemeinen eine gemäßigtere politische Taktik vertreten, während die Mitglieder der kleinen Gewerkvereine überwiegend Ultras sind, so streben jene nach einer Reform des Wahlrechts

zur „C. G. T.“, aber gegen die zähe Opposition der intransigenten Kleinen bisher ohne Erfolg.

Mit Hilfe dieser „Wahlrechtskorruption“ ist in der „C. G. T.“ die extreme Richtung obenauf, und es gelingt ihr in steigendem Maße, die Arbeiterschaft, das Beamtentum, die Soldaten um sich zu gruppieren. Die bei der moralischen Auflösung der Republik naturgemäß erstarkenden Royalisten bedienen sich zum großen Teil ebenso ochlokratischer Agitationsmittel wie die Revolutionäre, bewerfen alles, was Obrigkeit ist mit Koth, und teils wirklich, teils in den Augen des Volks bleibt der ganze entsetzliche Schmutz an den Behörden haften. Kein Prophet vermag zu sagen, wohin die reißend schnell fortschreitende Entartung des öffentlichen französischen Lebens noch führen wird. In ein paar Jahren, klagt man in England, werden Oesterreicher und Italiener ihre Dreadnoughts fertig haben; das wäre nicht so schlimm, in Anbetracht der die beiden mediterraneischen Dreibundmächte paralysierenden französischen Flotte, aber weiß man, wie es nach einigen Jahren in Frankreich aussehen wird?

Aehnliche Sorgen werden auch wohl den Kaiser von Rußland, als den Alliierten der französischen Republik, oft genug beschleichen. In Björkö mag er, wie schon anfangs hervorgehoben, u. a. auch eine Art von Rückversicherung gegen die Gefahren seines Bündnisses mit jenem Lande gesucht haben, welchem seine Vorfahren Katharina II., Paul I., Nikolaus I., Alexander II. als dem Hauptheerd revolutionärer Ideen soviel Abneigung und Haß entgegenbrachten. In einer Reichstagsrede zur Zeit Boulangers hat Fürst Bismarck einmal gesagt, es sei möglich, daß beim nächsten deutsch-französischen Krieg die Heere Frankreichs unter der roten Fahne in Deutschland einzudringen versuchen würden. Wenn das auch nicht ganz buchstäblich in Erfüllung gehen sollte, so ist für den Augenblick jedenfalls festzustellen, daß innerhalb der sonst so distinguierten Gesellschaft der Tripel-Entente die französischen Roten sich in ziemlich rüder Weise in den Vordergrund drängen. Die Tripel-Entente wird daran nicht zugrunde gehen. Das ist auch vom weltbürgerlichen Standpunkt aus gar nicht zu wünschen, denn die beiden Gegenbünde der Tripel-Entente und der Tripel-Allianz sichern das Gleichgewicht und damit den Frieden der Welt. Die Tripel-Entente würde, auch wenn sie es wollte, so leicht nicht daran denken können, angriffsweise gegen den Dreibund vorzugehen. Denn sie gleicht einer sehr leistungsfähigen, aber auch ungeheuer schwerfälligen Maschine, zusammengesetzt aus disparaten Teilen, mit fast unübersehbar zahlreichen und höchst zerbrechlichen Triebfedern, so daß das individuell sehr tüchtige, aber bunt zusammengewürfelte und direktionslose Bedienungspersonal alle Ursache hat, vor ausströmenden giftigen Gasen und Kesselexplosionen beständig auf der Hut zu sein.

Daß dieser Vergleich der Tripelentente kein Unrecht tut, beweist auch folgende interessante Tatsache. Der russische Generalstab hat beschlossen, beim Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich und Deutschland das geographisch so stark vorspringende Kongreßpolen zu räumen und mit der

Armee bis hinter den Bug zurückzugehen. Ganz ohne Zweifel ist jene Maßregel die beste Methode, die kolossale Defensivkraft des Zarenreichs auszunutzen. Aber wie gescheit der Plan auch ist, er charakterisiert sich andererseits als ein Zeichen von Schwäche. Und vor allen Dingen — die Franzosen wollen die Zweckmäßigkeit einer so weit ausweichenden russischen Strategie schlechterdings nicht begreifen. In vollem Maße zahlen sie den Russen das Mißtrauen zurück, mit welchem diese das Militärwesen der Republik betrachten. Ja, sie kommen sich beinahe wie verraten vor.

Soviele trennende und hemmende Momente innerhalb der Tripelentente verbunden mit der aufrichtigen Friedensliebe des Zaren bilden wertvolle Bürgschaften für die Aufrechterhaltung eines guten oder wenigstens erträglichen Verhältnisses zwischen den großen Mächten. Inzwischen hat sich freilich der östliche politische Horizont keineswegs aufgehellt, sondern bleibt nach wie vor von schweren Wolken verdüstert. Die Insel Kreta, seit beinahe einem halben Jahrhundert ein Schmerzenskind der europäischen Diplomatie, droht Anlaß zu einem türkisch-griechischen Krieg zu geben, den das in Stambul diktatorisch herrschende Säbelregiment, wie es wenigstens manchmal scheint, gar nicht sonderlich gern vermieden sehen möchte. Es wäre wahrscheinlich auch leichter, in einem Kriege mit dem schwachen Griechenland Lorbeern zu pflücken, als das jungtürkische Programm der inneren Modernisierung der Türkei durchzuführen. Die Ideenwelt der Muhammedaner ist eine ganz andere als die der europäischen Völker. Der Begriff des „osmanischen Vaterlandes“ ist keine Wahrheit, sondern ein in der Studierstube ausgeheckter Homunkulus. Der Durchschnittstürke kann durch dieses Ideal, das bei uns heute allmächtig ist, unter keinen Umständen in Bewegung gesetzt werden, sondern sein geistiges Element bleibt nach wie vor der religiöse Fanatismus. Umgekehrt die Rajah-Christen gebärden sich als eifrige Patrioten und verlangen zur besseren Verteidigung des sogenannten Vaterlandes in die Reihen des Heeres eingestellt zu werden. Hier wollen sie — so ist ihr Hintergedanke — auf den gottgesendeten Moment lauern, wo sie den Halbmond, zu dem sie geschworen haben, mit der freudig erteilten Erlaubnis ihrer Popen in den Staub treten können.

Mit so unerhört schweren Problemen ringen die Regeneratoren der Türkei. Für die Ruhe der Welt und für die osmanischen Patrioten selber wäre das Beste, wenn diese sich ihre Ziele nicht zu hoch steckten, sondern die vielhundertjährige Grundlage des Reichs unangetastet ließen und nur für gute Verwaltung, Erschließung der materiellen Hilfsquellen und allmähliche Volksaufklärung sorgten. Daniels.

---

## Rußland und Persien. Russische Finanzen.

Außer dem europäischen Frieden und einigen anderen Dingen haben bei der Zusammenkunft von Björkö noch zwei Angelegenheiten eine Rolle gespielt, an denen die russische Politik ein besonderes und unmittelbares

Interesse nimmt, und diese sind es anscheinend auch gewesen, die auf seiten Rußlands den dringenden Wunsch nach einer Aussprache und Verständigung mit Deutschland hervorriefen. Es handelt sich um die Bestrebungen der Russen in Persien und um den wieder einmal akut gewordenen Anleihebedarf Rußlands. Nach beiden Richtungen hin glaubt die russische Politik des deutschen Wohlwollens zu bedürfen.

Was zunächst Persien angeht, so hatte bekanntlich das Abkommen zwischen Rußland und England über die Fragen des sogenannten mittleren Ostens den ganzen Norden mit den wichtigen Provinzen Chorassan, Teheran, Aserbeidschan, dem Küstengebiet des Kaspischen Meeres und dem westlichen Teil des Zentralhochlandes dem russischen Einfluß überantwortet, während die Südostecke am Golf von Oman und an der Meerenge von Bender Abbas den Charakter als englisches Interessengebiet erhielt. Als solches wurden nachträglich auch noch die gesamten Gewässer des Persischen Golfes anerkannt. Zwischen der englischen und der russischen Interessensphäre verblieb etwa die Hälfte Persiens als sogenannte neutrale Zone. Bei der Veröffentlichung des Vertrages wurde zwar ausdrücklich betont, daß es sich weder für Rußland noch für England um die Anerkennung politisch-territorialer, sondern nur um gewisse wirtschaftliche Sonderinteressen handle, doch hegte schon damals von allen Unbeteiligten niemand Zweifel an dem vorwiegend politischen Charakter des Abkommens. Was England damals in erster Linie gewann, war der formelle Verzicht der Russen auf ihren früheren Plan, eine Eisenbahn durch Ostpersien bis zum offenen Meere zu bauen. Für dieses Opfer tauschte Rußland die Anwartschaft auf das Protektorat über den nördlichen Teil Persiens ein. Es war offenbar, daß in Asien irgend etwas geschehen mußte, um den gefährlichen Eindruck der Niederlage gegen Japan zu verwischen und das erschütterte Prestige der russischen Machtpolitik wiederherzustellen. Wie weit außerdem England und Rußland sich gegenseitig weitergehende Aussichten auf dem Gebiet der türkischen Frage eröffnet haben, steht dahin. Allem Anschein nach ist auch etwas Derartiges der Fall gewesen, aber die türkische Revolution im Juli 1908 veränderte hier die Voraussetzungen von Grund auf.

Um nun einen schicklichen Vorwand zur militärischen Okkupation seines persischen Interessengebiets zu finden, verfolgte Rußland eine sehr einfache Politik: es schürte den allmählich zum Bürgerkrieg ausartenden inneren Zwiespalt zwischen dem Schah und seiner Umgebung auf der einen, den persischen Liberalen auf der anderen Seite. Die liberale oder sogenannte konstitutionelle Partei in Persien ist eine Erscheinung, die unter ähnlichen, wenn auch nicht ganz identischen Gesichtspunkten beurteilt werden muß, wie die innere Reformbewegung in der Türkei. Zu ihrer Charakteristik möchte ich den nachstehenden Brief eines der hervorragendsten und gebildetsten Führer der persischen Konstitutionellen, der mir in russischer Uebersetzung aus dem Kaukasus zugegangen ist, mit einigen für den Inhalt belanglosen Kürzungen hier zum Abdruck bringen.

„. . . Die finsteren Wolken, die den Horizont des unglücklichen Persien verdunkeln, haben sich heute noch mehr verdichtet, und neue, schmerzend heiße Empfindungen sind in die Schar der ruhelosen Kämpfer für die Konstitution getragen worden. Bisher hatten die Konstitutionalisten, die fälschlich Nationalisten oder sogar Revolutionäre genannt werden, einen einzigen offenen Gegner. Das war der Schah, samt der reaktionären Clique um ihn, mit Emir Bahadur Dscheng an der Spitze. Diese Feinde besaßen an sich nur eine geringe Lebenskraft, und vor dem mächtigen Ansturm der allgemeinen Volksbewegung für die Freiheit fingen sie bereits an zu erblassen. Nun aber sind die Freiheitskämpfer zu ihrem Schrecken auf eine neue hindernde Macht gestoßen, die ihr Recht zur Einmischung auf der Spitze der Bajonette einherträgt, ohne sich um die Regeln der internationalen Moral und des Völkerrechts zu kümmern, statt dessen sich vielmehr auf die Moral der Willkür, des Uebermuts und des Raubes beruft. Das unerwartete Auftreten dieses Hindernisses im Augenblick, wo das erstrebte Ziel fast erreicht war, hat die Freiheitsfreunde, die Ströme von Blut und Energie für die nationale Sache aufgewendet hatten, anfänglich zwar betroffen gemacht, aber als sie sich umsahen, erkannten sie, daß in Wirklichkeit dieser Gegner schon die ganze Zeit vorher ihnen den Weg versperrt hatte und nur den geeigneten Augenblick für sein offenes Auftreten abgewartet hatte. Es zeigte sich, daß der Zyklop in seiner scheinbaren Untätigkeit keineswegs geschlummert, sondern jeden Schritt seines Opfers scharf beobachtet hatte, um im Augenblick, wo es notwendig wurde, als der allmächtige Herr der Lage aufzutreten. Wer ist dieser Zyklop? Wer ist dieser böse Dämon all der unglücklichen Bewohner Asiens, die so unendliche Anstrengungen machen, um sich aus ihrer Sklaverei zu befreien, um zur Höhe derjenigen Kultur emporzusteigen, in deren Reich die Menschen ihre Naturbestimmung als vollkommene Wesen erreichen? Das ist jener doppelgesichtige Gott des Bösen, der Rache, des Egoismus, der Hinterlist, der Sklaverei, des Raubes der Menschenrechte, der Gemeinheit, dessen Name „europäische Politik in Asien“ lautet! Das ist dieses Europa, das alle Mittel für materielles Wohlergehen aus dem Schoße Asiens schöpft, aus der Unwissenheit der Asiaten. Es konnte nicht dulden, daß bei den Persern der Wunsch auftauchte, in eine Reihe mit der Kulturmenschheit zu treten, ihre eigenen Herren zu werden. Der Vertreter dieses Europa, das Asien versklaven will, war im gegebenen Augenblick, wie schon in so vielen anderen Fällen, wiederum England, das sich daran gewöhnt hat, seinen Wohlstand darauf aufzubauen, daß es alle diejenigen Nationen, die es sich zum Opfer bestimmt hat, in geistige und materielle Ketten wirft. Hinter ihm her ließ sich das kurzsichtige Rußland ziehen, das, auf nichts als auf die eherne Festigkeit seiner Stirn bauend, sich für eine Groß-

macht hält und, wie unlängst nach der Mandschurei, jetzt auch nach Persien seine Truppen hineingeführt hat. Von der Basis seiner kurzsichtigen Politik aus mußte Rußland nach Persien gehen, denn es hat soviel Interessen in Persien und hat soviel Geld in seiner persischen Politik angelegt, daß es nicht imstande war, seinen Einfluß in Persien an England schlechthin abzutreten. Aber die Ziele Englands sind den mandschurischen Diplomaten Rußlands wohl kaum bekannt. Rußland sieht offenbar nicht, daß es ihm nicht bestimmt ist, der Herr Nordpersiens zu werden, denn das werden erstens die Perser und zweitens England nicht zulassen. England hat jetzt in seinem eigenen Interesse, um Südpersien endlich okkupieren zu können, Rußland dazu verleitet, Truppen nach Nordpersien zu schicken. Wenn es aber selbst im Süden stark geworden sein wird — wird es dann sich nicht etwa alle Mühe geben, solche Kräfte wie Sattar-Chan und die Leute von Aserbeidschan dazu zu bringen, daß sie die Russen vom Ufer des Kaspi wieder verjagen? England bedarf des persischen Südens für seine lange geplante indisch-ägyptische Eisenbahn. Für diesen Zweck wirft es alles Gewissen und alle Humanität in den Winkel und schleudert das persische Volk in ein endloses Blutvergießen, in den Krieg mit den Russen, hinein. Selbst aber tut es so, als ob es die persische Konstitution dadurch stärke, daß es sich auf friedliche Weise im Süden festsetzt. Sind uns denn wirklich der ganze Gang und die Ziele dieses listigen England nicht klar? Denkt es denn, daß das persische Volk so dumm ist, noch an seine edlen altruistischen Absichten gegenüber Persien zu glauben? Wissen wir etwa nicht, daß ohne die Einwilligung Englands der Schah nicht imstande gewesen wäre, die einmal gegebene Konstitution zu verletzen? Daß unsere Nationalversammlung ohne England nicht auseinander gejagt worden wäre? Wir kennen das Schachspiel*) gut, denn dieses Spiel stammt aus dem Osten. Anfangs wollte England die Sympathie des persischen Volks erwerben und übte einen gewissen Druck im Sinne der Erklärung der Konstitution aus. Sogar Rußland hat es dazu bewogen. Darnach aber, als es sah, daß die Konstitution Persien weit voran bringen würde, daß sie ein fettes Stück aus der englischen Hand reißen und den Plan der indisch-ägyptischen Bahn vielleicht zunichte machen würde, hat es dafür gesorgt, daß das Parlament verjagt wurde. Seitdem wartet es darauf, daß unsere nationale Kraft sich im Bürgerkrieg verzehrt und die besten Vertreter des Volks, die die englische Politik begreifen, untergehen. Dann will es wieder als Rettungsengel erscheinen und im Einverständnis mit Rußland die Konstitution wieder herstellen, aber gleichzeitig Rußland erlauben, sich an den Norden zu machen, während es selbst Südpersien end-

*) Schach — König; Schachspiel — Königsspiel.

gültig okkupiert. Persien ist aber jetzt nicht mehr die Macht, die sich vor dem furchtbaren Gespenst der englisch-russischen Faust beugen will. Es ist bereit, ist mit Menschen und Waffen soweit versehen, um dem Feind entgegen zu treten, in einem Kriege, wie ihn einst die Buren geführt haben. Die Perser haben bisher für die Freiheit das Blut ihrer Brüder vergossen. Der Konstitutionalist hat im Reaktionär niemand anderes als seinen leiblichen Bruder erschlagen. Jetzt werden sie mit einander sterben, bis zum letzten Mann und bis zur letzten Patrone kämpfen, und mögen dann England und Rußland, wenn sie es vermögen sollten, über eine Wüste herrschen. Wir Perser wollen nicht durch die Gnade der Engländer und Russen existieren, wir haben ein Recht auf Selbständigkeit und wollen es ausnutzen. Wenn England bisher uns Muselmanen durch Intriguen und durch unsere eigenen Zwistigkeiten übermocht hat, so wird das nun bald ein Ende nehmen. Es soll nicht denken, daß uns seine Schelmenstücke in Arabien unbekannt sind, sein Wunsch, sich auch dort festzusetzen und seine Eisenbahn nach Bagdad zu führen. Die Türken werden das schon begreifen und ihre Maßnahmen darnach treffen. Wir aber erklären, daß Persien für seine Freiheit kämpfen wird. Bisher haben die Perser weder die Russen noch die Engländer beleidigt; sie haben ihnen vielmehr all ihren Besitz überlassen — aber damit begnügen sich diese Herren nicht, sie wollen unsere Freiheit, unsere Religion, unsere Menschenwürde! Ein blutiges Jahr des Kampfes für die Freiheit mit den inneren Feinden hat keine einzige Gewalttat an einem Ausländer zu verzeichnen gehabt, obwohl Ausländer von der Art Ljachows, Hartwigs und Baranowskis die Parteigänger des Schahs und der Reaktion waren. Wir haben Ljachow nicht umgebracht, obwohl wir es gekonnt hätten; wir haben das Parlament geopfert, nur um einen russischen Untertanen nicht anzurühren. Es wäre damals nur nötig gewesen, Ljachow umzubringen — und niemand hätte das Parlament auseinandergejagt. Dann würde es jetzt keines weiteren Kampfes um die Freiheit mit bewaffneter Hand bedürfen.

Rußland will Persien bevormunden und sagt, es sei dorthin gegangen, um die Ruhe, die Ordnung und die Konstitution wiederherzustellen. Wenn es ein solcher Schützer der Konstitution ist, warum fängt es dann nicht lieber bei sich selbst an? Rußland! Purischkewitsch, der Meuchelmörder Dubrowin und Parteinahme für die Konstitution!? Ist das wohl möglich? Hat denn nicht Rußland den Schah während der ganzen Zeit seines Kampfes gegen die Revolution mit Geld versorgt? Hat nicht die persisch-russische Bank dem Schah täglich 3000 Tomans für den Unterhalt seines Harems, seines Tisches und seiner Truppen, der von Ljachow befehligten Kosakenbrigade, gezahlt? Ist nicht auf die Entscheidung Ljachows,

Hartwigs und Emir Bahadurs das Parlament durch Gewehrfeuer auseinandergetrieben worden? Und dieses Rußland kommt jetzt nach Persien, um .... die Konstitution zu stützen!! Verfolgt nicht dieses selbe Rußland jetzt die Perser, die in seinen Grenzen leben und auf irgend eine Weise ihre Sympathie mit den persischen Konstitutionalisten ausdrücken? Werden nicht täglich in Tiflis, Baku, Warschau unter verschiedenen Vorwänden gebildete Perser auf die Denunziationen persischer Reaktionäre hin verhaftet? Werden nicht Waffen und andere Materialien, die für Persien bestimmt sind, in Rußland konfisziert? Werden nicht die muhammedanische Presse und die muhammedanische Intelligenz im Kaukasus für ihre Teilnahme mit der Bewegung in Persien verfolgt? Das alles sind gute Dokumente, um für die Arbeit Ljachows und Hartwigs und die wahren Sympathien Rußlands zu zeugen. Wie unwissend auch Persien sein mag — unwissender, als die Bureaukratie, die heute Rußland beherrscht, ist es nicht, und das Wesen der russischen Politik ist es vortrefflich zu begreifen imstande. Es wird schon verstehen, den Russen dafür mit derselben Liebe zu lohnen, mit der die Türken Oesterreich für Bosnien gelohnt haben ....!"

Das Schreiben erzählt dann noch von der wüsten Völlerei und täglichen sinnlosen Trunkenheit des Schahs, der als ein ganz minderwertiger, unwissender und brutaler Mensch dargestellt wird; es schildert weiter die Willkürwirtschaft des russischen Kommandeurs Ljachow in Teheran und des russischen Generals Snarski in Täbris, und macht dann verschiedene interessante Mitteilungen, auf die hier nur andeutungsweise eingegangen werden kann: über den Stand der Bewaffnung der Konstitutionalisten in den verschiedenen persischen Provinzen, über die Mittel und Wege zur Waffeneinfuhr, über die geheimen Vorbereitungen der Russen zur Besetzung des wichtigsten persischen Hafens am Kaspischen Meere, Rescht, und der Hauptstadt von Chorassan, Meschhed, und schließlich über die bestehenden Verbindungen zwischen den persischen Konstitutionalisten und den führenden Elementen in der neuen Türkei. Dieser letztere Punkt ist besonders wichtig. Namentlich gelangen große Mengen von Waffen und Munition über die verschiedenen Pässe, die aus dem türkischen Armenien nach Aserbeidschan hinüber führen, in die Hände der persischen Liberalen. Es kommt aber noch eins hinzu. Aserbeidschan, zurzeit die am besten bevölkerte und wohlhabendste Provinz Persiens, ist fast ausschließlich von Türken bewohnt, die von den Osmanen zwar durch eine, nicht große, Verschiedenheit der Mundart und durch ihr schiitisches Bekenntnis getrennt, aber dem Blute nach die nächsten Verwandten jener sind. Das wichtigste innere Trennungsmotiv, das religiöse, spielt natürlich für den türkischen wie für den persischen Modernismus keine entscheidende Rolle mehr, und es ist leicht begreiflich, von welcher Wirkung der Sieg der türkischen Reformpartei auf ihre Stammes- und Gesinnungsverwandten in Aserbeidschan ist. Unter

diesen Umständen verdient es aufmerksame Beachtung, daß türkische Truppen tatsächlich bereits an verschiedenen Punkten auf dem persischen Gebiet stehen, z. B. in dem wichtigsten Urmia, und daß Zusammenstöße mit den russischen Okkupationstruppen in Aserbeidschan nicht unmöglich erscheinen.

Wie der mitgeteilte Brief zeigt, bestehen unter den Führern der persischen Reformer überraschend genaue und klare Vorstellungen von den Zielen nicht nur der russischen, sondern auch der englischen Politik in Persien und seinen westlichen, türkisch-arabischen, Nachbargebieten. Wir sahen, wie der englischen Politik direkt die Absicht zugeschoben wird, die Russen sich in Nordpersien festfahren zu lassen und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen. Aus der Ueberſicht über die Waffenverteilung, die in dem Schreiben des persischen Konstitutionalistenführers gegeben wird, geht hervor, daß die Liberalen oder sogenannten Revolutionäre entschlossen sind, den Volkskrieg in Aserbeidschan und Chorassan gegen die Russen zu entfachen, wenn sich die russische Okkupation, wie zu erwarten, als für die Dauer beabsichtigt herausstellt. Für die weitere Bewaffnung Chorassans wird es vor allen Dingen auf die afghanische Regierung ankommen; für Aserbeidschan aber auf die Türken. Ein langwieriger Bandenkrieg in Aserbeidschan würde ohne Zweifel eine gefährliche Rückwirkung auf die muhammedanische türkisch-tatarische Bevölkerung Transkaukasiens ausüben, die mit den Türken von Aserbeidschan eines Stammes ist, mit der Reformbewegung in Persien zum Teil stark sympathisiert und sie sogar mit Geldmitteln, Leuten und Waffen unterstützt. Die kaukasischen Muhammedaner stehen aber auf der anderen Seite auch in lebhaften Beziehungen mit der Türkei, und diese Beziehungen haben sich verstärkt, seitdem das türkische Selbstbewußtsein durch den entschiedenen Sieg der Reformer einen so großen Aufschwung genommen hat. Ein Brand in dem kaukasisch-türkisch-persischen Grenzwinkel kann also für Rußland eine gefährliche Sache werden und die ohnehin so sehr geschwächte militärisch-politische Aktionsfähigkeit des Reiches auf gar nicht abzusehende Zeit hinaus noch mehr paralysieren — ganz abgesehen von den finanziellen Aufwendungen, die er bedingen würde. Wenn Rußland eine bewaffnete Volkserhebung in Aserbeidschan und einen Muhammedaneraufstand in Transkaukasien, beides durch Waffen, Freiwillige, Führer und Geld aus der Türkei unterstützt, zu bekämpfen bekommt, so ist das nicht mehr eine Sache, die mit ein oder zwei Divisionen zu erledigen ist, sondern es müssen mindestens die kaukasischen Armeekorps mobilisiert werden, was natürlich von schwerwiegender Rückwirkung auf die Verhältnisse im europäischen Rußland sein wird.

Der wichtigste Punkt in der persischen Frage ist also für Rußland, neben dem Verhältnis zu England, die Haltung der Türkei. Hier fangen die russischen Wünsche an unsere Adresse an. Man möchte, daß Deutschland durch geeignete Einwirkungen gegenüber den Türken die persischen Kastanien für Rußland aus dem Feuer holen hilft. Dazu aber haben wir keine Veranlassung, und wie die Dinge liegen, wird man auch

schwerlich zu fürchten brauchen, daß die deutsche Politik sich zu den gewünschten Vorspanndiensten, die unsere Position in der Türkei nur verschlechtern könnten, hergeben wird. Bedenklicher aber ist der andere Punkt: die russischen Anleihewünsche! Wie bekannt, hat die letzte große französisch-englische Anleihe für Rußland nur den Effekt gehabt, daß die 1909 fällig gewesenen Verbindlichkeiten der russischen Regierung aus einem kurzen in einen länger befristeten Kredit verwandelt wurden, und außerdem die Deckung des unmittelbaren Fehlbetrages im letzten Budget. Es ist auch noch erinnerlich, daß auch dieses Budget wieder mit allen möglichen großen und kleinen Schönheitsfehlern und Fragezeichen, „Rechenfehlern" und dergl. behaftet war. So hatte man, um nur einige Beispiele zu nennen, unter den Posten von 66,6 Millionen Rubel für die Liquidation des japanischen Krieges, 8 Millionen „zum Unterhalt von Kosakenregimentern, die für den inneren Dienst mobilisiert wurden, und zur Verpflegung von Truppen, die zur Unterstützung von Zivilbehörden requiriert wurden", gesteckt, und weiter unter denselben Posten 10,2 Millionen zur Erbauung von Kasernen für „einige" Truppenteile, zur Ausbesserung „einiger" Kriegsschiffe. Diese Ausgaben gehörten natürlich erstens nicht zur Liquidation des japanischen Krieges und zweitens nicht in den außerordentlichen Etat. Sie gehörten in den ordentlichen Etat, aber dann hätte dieser nicht mit dem mühsam herausgequälten „Ueberschuß" von 1,3 Millionen, sondern mit einem offenen Fehlbetrag geschlossen. An sich ist es ja ganz gleichgültig, ob ein innerlich derart erschüttertes Budget wie das russische mit einer Million Ueberschuß oder mit 17 Millionen Defizit aufgemacht wird; das Bezeichnende an der Sache ist nur die Methode. Wichtiger als solche Kleinigkeiten sind aber andere Dinge. Als die Verhandlungen mit den Franzosen über die letzte Anleihe nicht vorwärts wollten und die Banken ihre Provisionsforderungen zu einer selbst für russische Kreditoperationen unerhörten Höhe hinaufschraubten, plauderte die „Nowoje Wremja" in einem unbewachten Augenblick zwischen den Zeilen aus, welche Daumschraube den Franzosen schließlich angesetzt wurde: die Drohung, äußerstenfalls den berühmten Goldsicherheitsfonds, die Milliarden im Keller, angreifen zu wollen! Natürlich wäre das nur die Einleitung zum Staatsbankerott gewesen. Den Sturz des russischen Kredits, der hierauf hätte folgen müssen, mag sich jeder selbst ausmalen. Außer durch die große französisch-englische Anleihe hat sich das russische Finanzministerium mit allerlei kleinen Mitteln, mit inneren Anleihen, Emission von Schatzamtsscheinen, mit der kürzlich erfolgten Eisenbahnanleihe, an der leider wiederum deutsches Kapital beteiligt war, weiter geholfen. Ein Moment, das Rußland außerdem noch zu Hilfe kommt, ist die außerordentliche Höhe der Getreidepreise. Rußland hat bekanntlich in den Jahren 1903—1905 Zufallsernten von sehr günstigem Ergebnis gehabt und dadurch seine Zahlungsbilanz vorübergehend verbessern können. Bis zu einem gewissen Grade ersetzt die jetzige Höhe

der Getreidepreise, auch nachdem die Erntemengen wieder gesunken sind, den Ausfall. Aber erstens kann man auf solche Grundlagen keine Finanzwirtschaft aufbauen, und zweitens reicht auch beim Zusammentreffen noch so günstiger Umstände die Aktivseite der russischen Zahlungsbilanz nicht aus, um die Passivseite zu decken. Die Anleihepumpe in dieser oder jener Form muß also in immer kürzeren Intervallen in Bewegung gesetzt werden, und da es natürlich sehr schwer ist, jetzt schon wieder dem französischen und englischen Markt zu kommen, so richten sich die Augen auf Deutschland.

In Rußland stehen sich seit dem Abschluß des japanischen Krieges zwei Richtungen gegenüber. Die eine, die bekanntlich 1906 beinahe zum Siege gelangte, will in zutreffender Erkenntnis der Lage den Staatsbankerott einleiten, zunächst durch Einstellung der Barzahlungen. Vom russischen Standpunkt aus betrachtet, ist dies die einzige Politik, bei der der Staat in Zukunft wieder zu Kräften kommen kann. Die andere Partei, und das ist diejenige, die zugleich auf eine energische auswärtige Politik drängt, will das Anleihesystem fortsetzen, solange es irgend geht, d. h. wie, solange, sei es unter welchen Bedingungen auch immer, Kapital geborgt werden kann, um die alten Schuldzinsen zu bezahlen. Man mag gelten lassen, daß nicht wenige Politiker und Wirtschaftler, die auf der letzteren Seite stehen, dabei der Meinung sind, daß Rußlands materielle Lage sich in absehbarer Zeit soweit bessern könnte, daß es gelingt, den Verpflichtungen dauernd nachzukommen. Daß diese Idee aber eine Selbsttäuschung ist, daran gibt es gar keinen Zweifel. Die starke Kursverbesserung russischer Werte in der letzten Zeit ist weder ein Zufall noch ein Zeichen für die Gesundung der russischen Finanzlage, sondern von beidem das Gegenteil. Es kann mit positiver Bestimmtheit versichert werden, daß die Zumutung, Geld an Rußland zu liefern, soweit die russischen Wünsche in Frage kommen, und wohl auch schon etwas darüber hinaus, dem deutschen Markte wieder gestellt werden soll, und zwar bald genug, um schleunige und dringliche Warnungen zu begründen. Wer klug ist, nehme die Gelegenheit wahr — es ist vielleicht die letzte halbwegs günstige, die sich bietet —, um den augenblicklichen Kursstand der russischen Papiere zum Verkauf zu benutzen. Noch wird russischerseits um der Anleihe willen voraussichtlich für die Aufnahme jedes an den Markt gelangenden Quantums ohne Kurssturz gesorgt werden. Paul Rohrbach.

---

## Die Ablehnung der Erbschaftssteuer.

Der Reichstag hat die Erbschaftsbesteuerung definitiv verworfen; der Herr Reichskanzler hat dem Kaiser seinen Abschied eingereicht, dieser aber hat ihn vorläufig abgelehnt, das heißt, der Herr Reichskanzler will bei der drängenden Not des Reiches sich dazu hergeben, die Reform auf der von der jetzigen Majorität gebotenen Basis zustande zu bringen, dann aber,

um den von ihm feierlich gegebenen Erklärungen treu zu bleiben, tatsächlich zurücktreten.

Der neue Block, der diese Situation geschaffen hat, sind die Agrar-Konservativen zusammen mit dem Zentrum und den Polen. Beim Zentrum und den Polen ist das Motiv klar. Ohne Zweifel wäre es diesen Parteien, wenigstens sehr vielen Mitgliedern dieser Parteien, sachlich möglich gewesen, auch anders zu stimmen. Angesehene Mitglieder des Zentrums, Herr Fritzen, Herr Gröber und andere haben sich früher gar nicht so ablehnend zur Erbschaftssteuer geäußert, aber die Führer der Partei haben erkannt, daß hier die Stelle war, wo sie einsetzen mußten, um den Block zu sprengen. Ich glaube nicht, daß, wie man so häufig hört, es der direkte Wunsch war, den Fürsten Bülow zu stürzen oder Rache zu nehmen für die Auflösung 1906; die Zentrumspolitik ist nicht von Gefühlsmomenten bestimmt, aber sie hat das natürliche und notwendige Ziel, den Block von 1906 auseinander zu treiben, um wieder Raum zu schaffen für den eigenen Einfluß. Nicht weniger können die Polen kein anderes Ziel haben, als bei einer solchen Gelegenheit zu zeigen, daß sie auch eine Macht sind, daß eine Regierung klug tut, mit ihren Stimmen zu rechnen, und daß sie bereit sind, dem Zentrum zu helfen, damit es ihnen wieder helfe. Die Motive der Konservativen sind weniger deutlich. Wenn man die Ersatzsteuern ansieht, die sie vorgeschlagen haben, die Wertzuwachssteuer und die Einführung eines Umsatzstempels für Immobilien, so muß man zugestehen, daß das unmittelbare materielle Interesse des Großgrundbesitzes doch nicht maßgebend gewesen sein kann, denn während Bauergüter allerdings nur sehr selten verkauft werden, gehen Rittergüter heute ungemein häufig aus einer Hand in die andere, und es würde also immerhin ein sehr erheblicher Teil dieser Ersatzsteuern auf den Großgrundbesitz fallen, vielleicht sogar noch mehr als bei der Erbschaftssteuer, so wie sie eingebracht war. Hier aber ist der dunkle Punkt. Die Erbschaftssteuer, so wie sie eingebracht war, hätte allerdings Niemanden gedrückt, aber die Agrar-Konservativen sind immer wieder zurückgekommen auf das Argument: wenn die Erbschaftssteuer erst besteht, wird sie sehr bald ausgebaut werden, nach unten ausgedehnt auf die Klassen, die jetzt noch verschont werden und nach oben in ihren Sätzen erhöht. Herr Dr. May in Hamburg hat bereits eine Berechnung veröffentlicht,*) wonach bei Einführung der Sätze, die jetzt in England dem Parlamente vorliegen, in Deutschland über 500 Millionen Mark herauskommen würden. Das ganze Defizit wäre also mit einem Schlage gedeckt, alle die neuen Konsum- und Verkehrssteuern wären überflüssig. Das ist einerseits zwar ein Beweis, wie außerordentlich bescheiden die Regierungsvorlage war und wie knickerig die Gesinnung der Besitzenden, die ein so kleines Opfer dem Reiche nicht bringen wollen — auf der andern Seite aber auch ein Mene Tekel: hütet euch anzufangen, bis dahin könnte es kommen!

---

*) Separatim aus dem demnächst erscheinenden Heft von Schanz' „Finanz-Archiv".

Ich glaube, daß bei sehr vielen an sich wohlgesinnten und opferwilligen Konservativen es dieser Gesichtspunkt gewesen ist, der sie bestimmt hat, der Erbschaftssteuer ein unbedingtes Nein entgegenzusetzen. Das scheint weitsichtig, ist aber doch kurzsichtig, denn, mag für diesmal auch die Erbschaftssteuer wirklich gefallen sein, nichts in der Welt ist sicherer, als daß sie wiederkommt, sobald das Reich wieder in der Lage ist, neuer Mittel zu bedürfen. Man denke: eine Steuer, die von den Bundesregierungen mit solcher Energie empfohlen und als gerecht und notwendig hingestellt ist; eine Steuer, die nicht nur die Volksmassen, sondern auch das gesamte Beamtentum und die Intelligenz für sich hat; eine Steuer, die neben ihrem eigenen Ertrage sehr große indirekte Vorteile verspricht; eine Steuer, die nur mit einer minimalen Zufallsmajorität unter Einwirkung politischer Gründe vom Reichstag abgelehnt worden ist — eine solche Steuer sollte nicht wiederkommen? Man braucht gar nicht die Sozialdemokraten dazu; ein geschickter Staatsmann könnte binnen kurzem eine Lage schaffen, daß sowohl die Polen, wie ein Teil des Zentrums, wie ein Teil der Konservativen dafür zu haben wären, und zwar noch in diesem Reichstag, nun aber gar im nächsten! Es steht fest, daß in weitesten Kreisen des Volks, die bisher immer konservativ gestimmt haben, eine wahre Wut entstanden ist auf die konservativen Abgeordneten, die mal wieder den Reichtum nicht haben zahlen lassen wollen. Wie oft habe ich in diesen Wochen aus den verschiedensten Kreisen das Wort gehört: nie wieder gebe ich einem konservativen Abgeordneten meine Stimme! Die Erbschaftssteuer kommt wieder, das ist ganz unausbleiblich, und sie wird dann schwerlich für den ländlichen Besitz noch alle die Bevorzugungen enthalten, die ihm diesmal so reichlich zugedacht waren. Mancher konservative Abgeordnete wird es noch bitter bereuen, die Regierungsvorlage von 1909 abgelehnt zu haben.

Wahrscheinlich hat schon in der Nacht nach dem Siege mancher Herr von der Rechten einen sehr unruhigen Schlaf gehabt, und die Frage, ob man richtig gehandelt hat, wird sich mit jedem Tage neu und stärker aufdrängen. Die Ablehnung der Erbschaftssteuer war das kleinste Stück der Arbeit, auf die es ankam; die Hauptsache ist die Konstruktion einer Ersatzsteuer, und zwar eine Konstruktion, die die Bundesregierung annimmt. Kotierungssteuer, Wertzuwachssteuer, Kohlenausfuhrzoll, Mühlenumsatzsteuer haben die Bundesregierungen bereits glatt abgelehnt; von dem von der Regierung vorgeschlagenen Stempel auf Feuerversicherungen haben die Agrarier ihrerseits erkannt, daß er ihnen mehr kosten würde als die Erbschaftssteuer. Der Abgeordnete Freiherr von Zedlitz schreibt im „Tag", bei allseitigem guten Willen werde es nicht schwer sein, irgendeine, wenn auch nicht voll befriedigende, doch erträgliche Form der Besitzbesteuerung zu finden; er hofft, daß auch die Nationalliberalen sich dabei beteiligen werden. Ich glaube schwerlich, daß sich die Nationalliberalen dazu bereitfinden lassen werden; bei der in der ungeheuren Mehrheit des Volkes herrschenden

Stimmung wäre das ganz gewiß für die Partei wenig ratsam und ihr Zutritt würde ja auch die Zahl der Elemente, die sich über die neuen Steuern einigen sollen, nur vermehren und dadurch die Einigung erschweren. Von dem Block, der die Erbschaftssteuer zu Fall gebracht hat, wird bei der Konstruktion des Ersatzes auf die Polen kaum gerechnet werden dürfen. Es handelt sich darum, zwischen Zentrum, Konservativen und den Bundesregierungen eine Einigung zustande zu bringen, der dann die Antisemiten und Freikonservativen durch ihren Zutritt die Majorität zu verschaffen hätten. Wie es heißt, erwägt man jetzt einen allgemeinen Versicherungsstempel. Neben dem Policenstempel, der in den Einzelstaaten bereits besteht, soll für jede einzelne Prämie ein Stempel jährlich errichtet werden. Nimmt man wirklich alle Versicherungen zusammen, so brauchte der Stempel nur recht gering zu sein, um doch schon einen erheblichen Ertrag zu liefern. In dem Vorschlag der Regierung war der Stempel für die Feuerversicherung auf 25 Pfennige für tausend Mark bemessen. Das hätte die Kosten für Immobilienversicherung geradezu verdoppelt. Nähme man stattdessen nur 10 Pfennige, dehnte den Stempel auch auf die Lebens-, Haftpflicht-, Unfall-, Hagel-, Glas-, Transport-, Einbruchs- ꝛc. Versicherung aus, so ließe sich der Zweck vielleicht erreichen, ohne das Versicherungswesen selbst gar zu sehr zu schädigen; es fragt sich aber, ob die Agrarier geneigt sind, den Stempel auf Feuer- und Hagelversicherung zu tragen. Für alle diejenigen Landwirte, die hohe Hypotheken, also nur ein mäßiges Eigenvermögen an ihrem Gute haben, würden diese Stempel sicherlich wieder höher sein als die Erbschaftsbesteuerung. Wiederum die Transportversicherung, die sehr große Objekte umfaßt, ist so sehr ein internationales Geschäft, daß sie sich ganz aus dem Reiche herausziehen könnte. Nehmen wir an, die agrarische Majorität nähme deshalb die Transportversicherung auf der einen, die Hagelversicherung auf der anderen aus der Stempelpflicht heraus, so wäre das (da die Lebensversicherung auf dem Lande nur selten ist) eine so krasse Bevorzugung der Landwirtschaft, daß der Bundesrat kaum zustimmen könnte. Ueberdies liegt der antisoziale Charakter einer Steuer, die unter allen Umständen auf die Versicherungen einschränkend wirken würde, auf der Hand, und bei andern Objekten würden sich wieder andere Anstände ergeben. Kurz die Aussichten auf Einigung über eine Ersatz-Besitzbesteuerung sind gering, erstens, weil eine Besitzbesteuerung, die weder Vermögens- noch Erbschaftssteuer sein soll, überhaupt nicht so leicht zu schaffen ist, und zweitens, weil die Parteien sich bald genug darüber klar sein werden, daß sie für ihre Mühe nicht einmal auf Lohn zu rechnen haben. Denn ein wirklich konservativ-klerikales Regiment ist und bleibt heute im Deutschen Reich unmöglich. Stellen wir uns einmal Herrn von Heydebrand als Reichskanzler und Herrn Spahn als preußischen Kultusminister oder Herrn von Hertling als Reichskanzler und Herrn von Heydebrand als Kultusminister vor: keine zwölf Monat, vermutlich nicht einmal so viel Wochen, würde die Herrlichkeit zusammenhalten. Alle aufgeklärt protestantischen

Elemente in der konservativen Partei, alle demokratischen im Zentrum würden revoltieren, und der Kaiser, angenommen er ließe sich einmal herbei, diese Probe zu machen, würde nur den kleinen Finger zu rühren haben, um einen wahren Sturm zu entfesseln, und Neuwahlen würden sowohl dem Reichstag wie dem preußischen Abgeordnetenhaus eine völlig veränderte Physiognomie geben.

Das eigentliche Ziel des Zentrums, den bisherigen Block zu sprengen, ist ja erreicht; von weiterer Kameradschaft mit den Konservativen haben sie nicht übermäßig viel zu hoffen. Wenn demgemäß der Eifer bei der Konstruktion der Ersatzsteuern nur mäßig groß ist, so ist auch die Aussicht auf das Gelingen eines solchen Werkes nur mäßig, und jedenfalls brauchen die Liberalen sich davor nicht zu fürchten. Steuern, die Handel und Wandel schwer zu schädigen geeignet sein würden, wird der Bundesrat seine Zustimmung nicht geben und die völlige Ausschaltung des Liberalismus aus allem Einfluß auf die Regierung ist so wenig zu besorgen, daß sogar ganz umgekehrt der Liberalismus geradezu nur Vorteil davon zu erwarten hat, wenn er jetzt dem Neu-Block die Fertigstellung der Finanzreform ohne Erbschaftssteuer allein überläßt.

Wenn also, was mir das wahrscheinlichere ist, der schwarz-blaue Block überhaupt nur Ersatzsteuern zu konstruieren vermag, denen der Bundesrat die Zustimmung versagt? Dann ist der Neu-Block in der allergrößten Verlegenheit. Durch ein Mantelgesetz die Steuern alle mit einander zu verkoppeln und die Regierung dadurch zu zwingen, sie alle mit einander anzunehmen, ist die Koalition zu schwach. Ihre Majorität ist so klein, daß, sobald die Regierung energisch erklärt, ein Mantelgesetz nehmen wir nicht an, und das ist offiziös bereits geschehen, auf die Annahme eines solchen Gesetzes kaum zu rechnen ist. Geschieht es doch, so wäre die ganze Finanzreform gescheitert. Kommen nun aber die Steuergesetze einzeln zustande, so ist es klar, was geschehen wird: der Bundesrat wird die indirekten Steuern annehmen und, da das nicht ausreicht, in der nächsten Session abermals mit einer Erbschaftssteuer-Vorlage in dieser oder jener Modifikation, z. B. mit einer Erbzuwachssteuer kommen.

Die Lage ist also weder für das Deutsche Reich, noch für den Fürsten Bülow, noch für den Liberalismus so verzweifelt wie sie scheint. Die eigentlichen Entscheidungen sind noch nicht gefallen, sondern stehen erst bevor. Entweder der Neu-Block findet noch eine Besitzbesteuerung, die auch dem Bundesrat annehmbar erscheint — nun gut, dann bleibt uns für das nächste Finanzbedürfnis im Reich die Erbschaftssteuer in Reserve. Oder aber der Neu-Block findet nur Steuern, die dem Bundesrat nur mit Gewalt, durch ein Mantelgesetz aufzuzwingen sind, so handelt es sich darum, ob sich im Reichstag eine Majorität für einen solchen Gewaltakt findet und ob, wenn das der Fall ist, der Bundesrat sich ihm unterwirft. Tut er es nicht, so bleibt nichts übrig als die Auflösung. Es ist aber

klar, daß die Konservativen diese sehr ungern sehen würden und viele von ihnen doch lieber einlenken werden als es so zum äußersten kommen lassen.

Mir will scheinen, als ob Fürst Bülow mit seinem Abschiedsgesuch und dem „vorläufigen" Verbleiben im Amt sich wieder als einen ausgezeichneten Diplomaten bewährt habe. Was hat man in diesen Wochen und Monaten über ihn gescholten wegen seiner Indolenz in dieser Finanzreform, wegen seines Mangels an Schneid gegenüber dieser unerträglichen Anmaßung der Agrarier, wegen des Verrats an der eigenen ruhmvollen Schöpfung, dem Block. Aber Fürst Bülow weiß wohl, welche Macht das Agrariertum in Deutschland darstellt, und wie es seinem Vorgänger, dem Grafen Caprivi bekommen ist, als er es wagte, ihm stolz und offen entgegenzutreten. Zu den Tugenden eines Staatsmanns gehört oft genug auch die Geduld. Gerade jetzt, nach der Niederlage, scheinen mir die Aussichten des Fürsten Bülow auf einen endlichen Sieg gar nicht so schlecht. Durch das Abschiedsgesuch und das „vorläufige" Bleiben im Amt hat er sich die Möglichkeit geschaffen, trotz aller seiner Erklärungen, daß er unbedingt an der Besitzbesteuerung und an der Teilnahme der Liberalen an der Finanzreform festhalte, den Kampf fortsetzen zu können, den Kampf, bei dem sich erst definitiv herausstellen muß, ob der Neu-Block auch zu einer positiven Leistung in der Besitzsteuerfrage befähigt ist. Ist er das nicht und ist das Ergebnis, daß der Neu-Block die indirekten Steuern macht, während die Schaffung der Besitzsteuer nach wie vor dem alten Block aufbewahrt bleibt und vermutlich in der nächsten Session im Sinn der Regierung gelöst wird, so hat der Reichskanzler gerade durch seine hinhaltende Politik sachlich den glänzendsten Sieg erfochten — ohne daß doch die Agrar-Konservativen ihm gram sein dürfen, da er ihnen ja in der weitgehendsten Weise Raum gelassen hat, ihre Politik zu machen, und die seinige sich nur darstellt als die nach dem Scheitern aller andern Versuche einzig übrig gebliebene Möglichkeit.

Bringt aber der Neu-Block wirklich eine Besitzsteuer gegen die gesamte Linke zustande, die der Bundesrat acceptieren kann, nun, so wird Fürst Bülow freilich von seinem Amt zurücktreten müssen, aber mit einer Leistung, für die das Deutsche Reich trotz allem ihm doch noch immer großen Dank schuldig sein würde. Er hat einen so schönen Abgang, wie ihn noch kein Reichskanzler bei uns gehabt hat.

Was aber auch der Ausgang sei — die Agrar-Konservativen werden ihres Sieges nicht froh werden. Er kann ihnen sehr teuer zu stehen kommen.

27. 6. 09. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**v. Alten, Georg.** — Handbuch für Heer und Flotte. Heft 4—7. à M. 2.—. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

**Baasch, Ernst.** — Der Einfluss des Handels auf das Geistesleben Hamburgs. (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins. Blatt V.) Leipzig, Duncker & Humblot.

**Bellman, Carl Michael.** — Fredmans Episteln. M. 8.—. Jena, Eugen Diederichs.

**Bessemer, Hermann.** — Mondnacht in Amalfi. Novellen. M. 1.50, geb. M. 2.50. München, Albert Langen.

**Bibliothekar,** Der und sein Beruf. Nöte, Wünsche und Hoffnungen, erwogen von einem preussischen Kollegen. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Böckel, O.** — Die deutsche Volkssage. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 262.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Böhmer, Rudolf.** — Grundsätze für eine wirkliche Verdeutschung der heiligen Schrift. M. 0.60. Stuttgart, Max Kielmann.

**Brauer, Gustav Ad.** — Das Turnen an der Schulbank für Schule und Haus. M. 1.80. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

**Braun, Otto.** — Eduard von Hartmann. M. 3.—. Stuttgart, Fr. Frommann.

**Brenning, A.** — Innere Kolonisation. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 261.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Brentano, Dr. Lujo.** — Die Arbeiterwohnungsfrage in den Städten mit besonderer Berücksichtigung Münchens. 80 Pf. München, M. Rieger.

**Classen, Walther F.** — Vom Lehrjungen zum Staatsbürger. M. 1.60, geb. M. 2.25. Hamburg, Gutenberg-Verlag.

**Conrad, Dr. J.** — Grundriss zum Studium der politischen Oekonomie. Jena, G. Fischer.

**v. Delius, Rudolf.** — Jesus. Sein Kampf, seine Persönlichkeit und seine Legende. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, Albert Langen.

**Drews, Arthur.** — Die Christusmythe. M. 2.—, geb. M. 3.—. Jena, Eugen Diederichs.

**Durch Deutschböhmen.** Die Weltbäder, Sommerfrischen, Fremden- und Touristenorte Deutschböhmens. Mit zahlreichen Bildern. Herausgegeben vom Landesverbande für Fremdenverkehr in Deutschböhmen. Sitz Karlsbad.

**Duret, Théodore.** — Les Napoléons. Réalité et imagination. 256 S. Paris, Bibliothèque-Charpentier.

**Ewald, Karl.** — Mein kleiner Junge. Uebersetzt von Helene Kauders. M. 2.—, geb. M. 3.—. München, Albert Langen.

**Findel, J. G.** — Schriften über Freimaurerei. I. Bd.: Die Grundsätze der Freimaurerei im Völkerleben M. 3.—, geb. M. 3.80. Leipzig, J. G. Findel.

**Franck, Sebastian.** — Paradoxa. M. 8.—, geb. M. 9.50. Jena, Eugen Diederichs.

**Frentzel, J.** — Ernährung und Volksnahrungsmittel. (Aus Natur und Geisteswelt, 2. Aufl. Bd. 19.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Fritz, G.** — Das moderne Volksbildungswesen. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 266.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Fromer, Jakob.** — Der Organismus des Judentums. M. 8.—, geb. M. 10.—. Charlottenburg, im Selbstverlage des Verfassers.

**Fuchs, Eduard.** — Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Lief. 7—20. à M. 1.—. Komplett in Original-Einband gebunden M. 25.—. München, Albert Langen.

**Fürst, M.** — Der Arzt. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 265.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Goethe-Kalender** auf das Jahr 1909. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, mit Schmuck von E. R. Weiss und 12 Netzätzungen von Karl Bauer. Leipzig, Dieterichscher Verlag.

**Günther, Dr. Adolf.** — Wohlfahrtseinrichtungen und Betriebseinrichtungen. (Schriften des Spezialwissenschaftlichen Vereins der Universität München, Heft 2.) 47 S. München M. Rieger.

**Haase, Karl Paul.** — Von Plotin zu Goethe. M. 5.—. Leipzig, H. Haessel, Komm.-Gesch.

**Halle, E. von.** — Die Weltwirtschaft. III. Jahrgang. M. 5.—. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

**Hammacher, Dr. Emil.** — Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus. M. 17.—, geb. M. 19.50. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Hampe, K.** — Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Professor Dr. Erich Brandenburg.) M. 3.60, geb. M. 4.—. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Hamsun, Knut.** — Rosa. Roman. Aus dem Norwegischen von Gertrud Ingeborg Klett M. 4.—, geb. M. 5.50. München, Albert Langen.

—„— Unter Herbststernen. Die Erzählung eines Wanderers. Aus dem Norwegischen von Pauline Klaiber. M. 3.—, geb. M. 4.50. München, Albert Langen.

**Harms, Dr. Bernhard.** — Ferdinand Lassalle und seine Bedeutung für die deutsche Sozialdemokratie. M. 1.50. Jena, Gustav Fischer.

**Harnack, Adolf.** — Lehrbuch der Dogmengeschichte. In drei Bänden. Erster Band: Die Entstehung des kirchlichen Dogmas. Vierte, neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

**Henking, Dr. Karl.** — Johannes v. Müller 1752—1809. I. Band 1752—1780. M. 5.—. Stuttgart, J. G. Cotta.

**Hinze, Adolf.** — Die Grundlagen des Monismus, philosophisch und naturwissenschaftlich allgemeinverständlich dargestellt. 75 S. Halle a. S., E. O. Hinze.

**Hochland,** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. München und Kempten, Köselsche Buchhandlung.

**Kampfmeyer, H.** — Die Gartenstadtbewegung. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 259.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Kautsky, Karl.** — Vorläufer des neueren Sozialismus. Zweite, durchgesehene Auflage. Bd. 1: Kommunistische Bewegungen im Mittelalter. M. 2.50. Bd. 2: Der Kommunismus in der deutschen Reformation. M. 2.50. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.

**Klemperer, Victor.** — Paul Lindau. Eine Monographie. 139 S. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

**König, Karl.** — Die kulturelle Bedeutung der Waldschulen. 40 Pf. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft.

**Klöti, Dr. Emil.** — Die Texte der schweizerischen Verhältniswahl-Gesetze. M. 2.—. Zürich, Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins.

**v. Krause, Ella.** — Aus Welt und Seele. Gedichte. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.

**Knopf, Rudolf.** — Paulus. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.

**Krollmann, C.** — Das Defensionswerk im Herzogtum Preussen. II. Teil: Das Defensionswerk unter dem Kurfürsten Johann Sigismund. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

**Lange, Sven.** — Der Baum der Erkenntnis. Aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. M. 2.—, geb. M. 3.—. München, Albert Langen.

**Lebius, Rudolf.** — Die gelbe Arbeiterbewegung. Eine Materialsammlung. M. 1.20. Charlottenburg-Berlin, Reformverlag „Der Bund".

**Lichtwark, Alfred.** — Park- und Gartenstudien. 122 S. Berlin, Bruno Cassirer.

**Lindau, Paul.** — Der Held des Tages. Novellen. Dritte Auflage. M. 3.50, geb. M. 4.50. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

**v. Magdeburg, Mechthilde.** — Das fliessende Licht der Gottheit. Uebersetzt von Mela Escherich. M. 3.—. Berlin, Gebr. Paetel.

**Meisel-Hess, Grete.** — Die sexuelle Krise. M. 5.50, geb. M. 6.50. Jena, Eugen Diederichs.

**Meyer, Richard M.** — Die Meisterstücke des deutschen Volks- und Kirchenliedes. Mit Einleitung und Anmerkungen. M. 0.75, in Leinen geb. M. 1.30, in Leder geb. M. 2.50. Berlin, Wilhelm Weicher.

**Münz, Heinrich.** — Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier. M. 3.60. Essen, Baedeker.

**Mittermaier, Dr. W.** — Die Stellung des Bürgers zur Reform der Gerichtsverfassung und des Strafprozesses. 60 Pf. Giessen, Alfred Topelmann.

**v. Oestéren, Friedrich Werner.** — Armes Kalabrien. M. 6.—. Leipzig, Verlag Lumen.

**Ohmann, Fritz.** — Die Anfänge des Postwesens und die Taxis. M. 7.50. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Ostwald, Wilhelm.** — Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft. M. 5.—, geb. M. 6.—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

**Otto, D. Dr. R.** — Goethe und Darwin, Darwinismus und Religion. 75 Pf. Göttingen.

**Paulsen, Friedrich.** — Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jena, Eugen Diederichs.

**Riehl, Alois.** — Humanistische Ziele des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts. Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 4. Dezember 1908. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

**Rössler, Oskar.** — Grundriss einer Geschichte Roms im Mittelalter. M. 8.—. Berlin, Gebr. Paetel.

**von Schlözer, L.** — Villa Linotte. Gespräche. Düsseldorf, Eduard Trewendts Nachf.

**Schnürer, Dr. Franz.** — Herders Jahrbücher. Jahrbuch der Zeit- und Kultur-Geschichte 1906. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

**Schöppa, A.** — Die Phantasie nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für das Geistesleben. M. 2.—. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

**Seber, Dr. Max.** — Moderne Blutforschung und Abstammungslehre. 61 S. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.

**Semerau, Alfred** — Die Condottiore. M. 8.—, geb. M. 10.—. Jena, Eugen Diederichs.

**Singer, Arthur.** — Bismarck in der Literatur. Würzburg, Curt Kabitzsch.

**Solek, Wenzel.** — Lebensgang eines deutsch-tschechischen Handarbeiters. M. 4.50, geb. 5.50. Jena, Eugen Diederichs.

**Stratz, Rudolph.** — Die zwölfte Stunde. Novellen. M. 3.50, geb. M. 4.50.

**Sternfels, Käthe.** — Krank am Weibe. Eine Zeitschrift. M. 1.50. Dresden, Max Seyfert.

**Tolstoi, Leo.** — Jüdische Legenden. Gesammelt von J. Teneromo, deutsch von Emanuel Mischnajewsky-Runin. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau.

**Ulrich, Franz.** — Preussische Verkehrspolitik und Staatsfinanzen. M. 2.40. Berlin, Julius Springer.

**Wendland, Walter.** — Die Religiosität und die kirchenpolitischen Grundsätze Friedrich Wilhelms des Dritten. M. 5.—. Giessen, Alfr. Töpelmann.

**v. Willich, Ehrenfried.** — Aus Schleiermachers Hause. Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes. M. 3.50, geb. M. 4.20. Berlin, Georg Reimer.

**Windholz, J. L.** — Ahasver. Der Einsiedler. Zwei Erzählungen. Wien und Leipzig, Verlag „Lumen".

—.— Liebe. Vier Novellen. Wien und Leipzig, Verlag „Lumen".

—.— Im Garten der Bianca Capello. Wien und Leipzig, Verlag „Lumen".

**Wolf, Emil.** — Grundriss der preussisch-deutschen sozialpolitischen und Volkwirtschafts-Geschichte. M. 4.60. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

**Wolff, Eugen.** — Mignon. Ein Beitrag zur Geschichte des Wilhelm Meister. M. 6.—. München, C. H. Beck.

**Bernhard, Ernst.** — Höhere Arbeitsintensität bei kürzerer Arbeitszeit, ihre personalen und technisch-sachlichen Voraussetzungen. M. 2.60. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Gnauck-Kühne, Elisabeth.** — Das soziale Gemeinschaftsleben im Deutschen Reich. Leitfaden der Volkswirtschaftslehre und Bürgerkunde in sozialgeschichtlichem Aufbau für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Geb. M. 1.—. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

**Künstler-Porträts,** Katalog III, von Karl Ernst Henrici.

**Prokesch.** — Aus den Tagebüchern des Grafen Prokesch von Osten, k. u. k. österr.-ungar. Botschafters und Feldzeugmeisters. 1830—1834. M. 4.20. Wien, Christoph Reissers Söhne.

**Spiegel, Dr. Ludwig.** — Die Verwaltungsrechtswirtschaft. M. 5.50. Leipzig, Duncker & Humblot.

**Ułaszyn, Henryk.** — An die Leser des Archivs für slavische Philologie. Leipzig, Otto Harrassowitz.

**Urban, Henri F.** — Lederstrumpfs Erben. Neue Geschichten aus dem Dollarlande Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Weidel, Dr. Karl.** — Jesu Persönlichkeit. Eine psychologische Studie. M. 1.—. Halle a. S., Carl Marhold.

**v. Willich, Ehrenfried.** — Aus Schleiermachers Hause. Geh. 3.50, geb. 4.20. Berlin, Georg Reimer.

**Zur Reichsfinanzreform,** drei Referate. — 50 Pf. Berlin, Vossische Buchhandlung.

**Alfonso von Bourbon und Oesterreich-Este K. H.** — Kurzgefasste Geschichte der Bildung und Entwickelung der Ligen wider den Zweikampf und zum Schutze der Ehre in den verschiedenen Ländern Europas von Ende Nov. 1900 bis 7. Febr. 1908. Uebersetzt von Marie Freiin v. Vogelsang. 96 S. Wien, Josef Roller & Comp.

**Aubert, Andreas.** — Runge und die Romantik. M. 10.—. Berlin, Paul Cassirer.

**Bonstano, Franz.** — Aenigmatias. Neue Rätsel. M. 3.50. München, C. H. Beck.

**Eckert, Dr. Chr.** — Städt. Handels-Hochschule Cöln. Bericht über das Studienjahr 1908 (Sommer-Semester 1908 — Winter-Semester 1908/09). 60 Pfg. Cöln, Paul Neubner.

**Im Strome des Lebens.** — Dargeboten vom Leipziger Lehrer-Verein. M. 3.—. Leipzig. Dürrsche Buchhandlung.

**Jäger, Oskar.** — Deutsche Geschichte. Erster Band. M. 7.50. München, C. H. Beck.

**Jahresbericht** der Handelskammer zu Chemnitz 1908. II. Teil. Chemnitz, Eduard Focke.

**Kossinna, Dr. Gustav.** — Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte. Organ der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte. Bd. 1, Heft 1/2. Würzburg, Curt Kabitzsch.

**Lahnstein, Ernst.** — Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit. M. 4.—. Fr. Fromman (E. Hauff), Stuttgart.

**Leipziger Lehrer-Verein.** — Im Strome des Lebens. Altes und Neues zur Belebung der religiösen Jugendunterweisung. Zweite Auflage. M. 3.—. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

**Meyer, Gertrud.** — Volkstänze. M. 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.

**Oeser, Dr. H., und Prof. G. Jenner.** — Dürrs Deutsche Bibliothek. Kunst und Künste. M. 1.80. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

**Polenske, Karl.** — Forschungen zur Bodenreform. 99 S. Jena, Gustav Fischer.

**Schenk-Koch.** — Lehrbuch der Geschichte, IX. Teil. M. 3.—. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

**Schilling, Dr. Friedrich.** — Das deutsche Fortbildungsschulwesen. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 256.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Zeitschrift für Politik** — Herausgegeben von Dr. Richard Schmidt und Dr. Adolf Grabowsky. Heft 3. Berlin, Carl Heymann.

---

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.



---

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke. Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

# Goethes Erziehungsideen und Bildungsideale.

Von

**A. Rebe.**

Hast und Unrast — das sind die eigentümlichsten Kennzeichen der Gegenwart: auf allen Gebieten des Lebens machen sie sich fühlbar und schaffen, wo einst Ruhe und stetige Entwicklung herrschten, Verworrenheit, Sprunghaftigkeit und Unklarheit. Nicht zum wenigsten hat darunter das Erziehungs- und Bildungswesen zu leiden, ist es doch von jeher der klarste Spiegel für alle geistigen Bewegungen und Umwälzungen und zugleich der untrüglichste Gradmesser für das ewige Auf und Ab der gesamten Menschheits- und Volkskultur. Was Wunder, wenn bei der großen Zerfahrenheit und Zersplitterung auf geistigem, sittlichem und religiösem Gebiet im Leben unseres Volkes auch unsere Bildung ihren inneren festen Halt verloren hat und, hin- und hergeworfen von der Fülle neuer Gedanken und Kräfte, die mit Ungestüm andrängen, in schwankendem Kurs nach neuen Erziehungswegen und Bildungszielen ausschaut!

Unendlich verwickelt ist schon an sich die Aufgabe der Erziehung*): den Willen soll sie beugen und doch zugleich zu starker Selbständigkeit heranbilden, die Lebenstriebe mäßigen und doch dem Bösen seine ursprüngliche, lebensvolle Frische erhalten, die Naturanlage schonen und doch allseitig in Zucht nehmen, Gewöhnung erzielen und doch über die bloße Gewöhnung erheben, — den einzelnen soll sie der Gemeinschaft einordnen und zu ihrem dienenden Gliede machen und ihn doch zugleich zu innerer Unabhängigkeit entwickeln und dazu befähigen, auch gegen den Strom zu schwimmen,

*) Die Antinomieen der Pädagogik hat trefflich gekennzeichnet W. Münch in seinem Buch „Ueber Menschenart und Jugendbildung". Berlin 1900. S. 187.

die zarte Kindesseele soll sie erfüllen mit glühender Begeisterung für das Ideale und doch zugleich mit dem freudigen Entschluß mitzuarbeiten an den praktischen Aufgaben des Tages, die allen Einflüssen zugängliche Jugend soll sie keusch fernhalten von dem gemeinen Leben der Wirklichkeit und doch dieses Leben allmählich verstehen lernen.

Und nicht weniger verwickelt und scheinbar widerspruchsvoll sind die Aufgaben, vor die der Unterricht im besonderen sich gestellt sieht: da gilt es vielerlei neben einander zu treiben und doch dafür zu sorgen, daß die Eindrücke sich nicht verwischen und aufheben, — da gilt es eine allgemeine, vielseitige Bildung zu pflegen und doch vor Oberflächlichkeit zu behüten und die Keime der individuellen Beanlagung nicht zu ersticken und die Regungen kraftvoller Einseitigkeit nicht zu erdrücken, — da gilt es in scharfer Gedankenzucht den Verstand zu entwickeln und zugleich doch die Stärke des Willens nicht verkümmern zu lassen und auch der nachschaffenden und schöpferisch wirksamen Phantasie ihr Recht zu wahren, — da gilt es die Freude und den Reiz des Wechsels zu gewähren und doch Geist und Willen zur Stetigkeit zu führen, — da gilt es — last, not least — den Ernst und die Pflicht selbständiger Arbeit in täglicher, ja stündlicher Uebung einzuprägen und doch frischen, freien, frohen Jugendsinn zu erhalten.

Soll die Schule diese unendlich mannigfaltigen, schweren, aber zugleich so anziehenden und lohnenden Aufgaben lösen, so bedarf sie vor allem Ruhe und Besinnung. Aber das fehlt ihr, besonders der höheren Schule, gerade in unseren Tagen; denn von allen Seiten sucht man sie mitten in den Streit der Meinungen hineinzureißen und erwartet und fordert von ihr rasche Erfüllung aller möglichen Wünsche, die oft ihrem innersten Wesen nach unvereinbar sind. Da klagt man wohl über die Verweichlichung der Jugend und den Rückgang des Bildungsniveaus und fordert in demselben Atem Vermehrung der äußeren Rechte der Schüler, obwohl doch eine Vertiefung der Pflichten das wahre Heilmittel wäre, oder möchte die moderne Schule mit allerlei neuen, an sich ja auch ganz erwünschten Bildungselementen bepacken und ahnt dabei kaum die drohende Gefahr der Verflachung und der Preisgabe unschätzbarer Bildungsmittel, die sich im Zeitenlaufe bewährt haben. — Ja für viele ist die höhere Schule das Mädchen für alles geworden: eine gründliche Allgemeinbildung muß sie natürlich bieten, aber zugleich auch möglichst schnell und sicher zu einem Platz in der Welt führen,

an dem die Berufsarbeit begonnen werden kann. — Immer wieder ertönt seit den Tagen Paul de Lagardes die Forderung der Internatserziehung, um unfähigen Elternhäusern ihre eigentlichste Aufgabe ganz abzunehmen und wie die Pilze schießen aller Orten Landerziehungsheime und andere Erziehungsanstalten empor; aber auf der anderen Seite weist man jede Schmälerung der Rechte der Familie mit Entrüstung zurück. — In weiten Kreisen ist es Mode geworden, schulmäßige Massenpflege selbst des Spiels zu verlangen, wobei es doch ohne feste Regeln und einen gewissen Drill kaum abgeht, und man scheint ganz vergessen zu haben, wieviel poetischer und phantasiereicher das freie Sichausleben im selbstgewählten und selbstgestalteten Spiel der eigenen Jugend war. Nur gut, daß auch die Jungen unserer Tage sich ihre Freude am Räuber- und Soldatenspiel oder an ihrer Robinsonhütte durch keine graue Theorie verderben lassen! — Und während manches bekümmerte Elternherz über die hochgespannten Forderungen der Schulen seufzt und Erleichterungen im Unterrichtsbetrieb ersehnt und sich gelegentlich nur deshalb für den schönen Gedanken der Bewegungsfreiheit begeistert, erschallt von der anderen Seite der Ruf nach Sonderschulen für Genies. — Und nicht unerhört ist es, daß man heutzutage die naturgegebene und deshalb gottgewollte Verschiedenheit der Geschlechter mißachtet und von einer völligen An- und Ausgleichung ihrer Bildung träumt und doch zugleich gern das Ohr den Worten der Propheten leiht, die nur ein Recht des Individuums anerkennen.

Aus dieser Verworrenheit der Gegenwart, aus diesem ungelösten und unlösbaren Widerstreit der Meinungen über Mittel und Zwecke der Bildung hinabzutauchen und sich zu versenken in eine Zeit, wo ein einheitliches starkes Ideal die Geister beherrschte, wo neben den zünftigen Schulmeistern Staatsmänner, Philosophen und Dichter in edlem Wetteifer sich um neue Erziehungsbahnen mühten, auf denen die Jugend emporgeführt werden sollte zu den Höhen reinen Menschentums, ist nicht bloß eine Erquickung, sondern das verspricht zugleich Förderung und Klärung für eine Zeit, der das Ideal edler, schöner Menschlichkeit immer mehr verloren zu gehen droht. Darum tut es not, auch vor Menschen des 20. Jahrhunderts von Goethes Erziehungsideen und Bildungsidealen zu sprechen.

Der Mann, dem nichts Menschliches fremd war, dessen großes Auge alles natürliche Werden so klar erschaute, und dessen Seele

sich doch immer wieder zum Ewigen erhob, hat von stolzer Höhe mit freiem, reichem und reifem Geist, mit tiefem Verständnis für des Menschen Werden und warmer Liebe für die werdenden Menschen die große, ewige Frage der rechten Kindheits- und Jugenderziehung immer wieder durchdacht und den Niederschlag dieses seines Sinnens und Denkens seiner Zeit und der Zukunft in besonders anziehender Form und Fassung dargeboten. Wohl deuchte es ihm schwer „von der Fülle der Kindheit würdig zu reden", aber darum gerade waren ihm Erziehungs- und Bildungsfragen stets Lebensfragen von unermeßlicher Tragweite, und darum gerade ließ er nicht ab, bis er auch sie gemeistert.

Doch trotz alledem wird die Frage naheliegen: wie kommt Saul unter die Propheten, der Poet unter die Pädagogen? Und wenn man zu sagen pflegt: wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen, so lautet hier die Antwort ähnlich: der muß in des Dichters Zeiten gehen, der muß ihn nicht als Einzelpersönlichkeit auffassen, sondern in und aus dem Zusammenhang der Zeitströmung zu begreifen suchen, ist doch jeder große Mann zugleich Hammer und Amboß für seine Zeit.

Mit Goethe stehen wir in dem Zeitalter der Aufklärung; es ist eine Zeit flammender Proteste und leidenschaftlichen Stürmens und Drängens auf dem Gebiet der Erziehung, die Zeit des staunenswerten, bahnbrechenden „Naturevangeliums des Pädagogik" und die Zeit vielbestaunter pädagogischer Wunderkinder, die Zeit von Rousseaus Emile und Basedows Emilie.

Ein eigentümlich lehrhafter Zug war schon der vorangehenden Epoche eigen gewesen: die didaktisch-moralische Dichtung der Gellert und Brockes hatte die Herzen der Zeitgenossen entzückt, und in der bildenden Kunst hatte fast ungehemmt die Allegorie gewuchert. An Pigalles Denkmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Straßburger Thomaskirche bewunderte man weniger den wirkungsvollen architektonischen Aufbau als den großzügigen, allegorischen Schwung in den Gestalten des trostlosen Frankreichs, des weinenden Herkules und der prächtigen Löwenkörper, und bei Raphael Mengs' Gemälden entschied nicht in erster Linie die an klassischen Vorbildern geschulte Technik, sondern der geistige Inhalt, den der pictor philosophus in sie hineingeheimnißt hatte. Aber diese im verborgenen schon vorhandene lehrhafte Neigung wurde mit einem Schlage zur hellen Flamme entfacht durch das Erscheinen von Rousseaus Emile. Nie war mit glühenderer Beredsamkeit und leidenschaftlicherem

Pessimismus die gesamte Kulturentwicklung der Zeit als ein verhängnisvoller Irrweg gebrandmarkt, nie aber auch mit kühnerem Optimismus der hohe Glaube an die ursprüngliche Güte und Vollkommenheit der Menschennatur gepredigt und eine völlige Umkehr der Erziehung als das einzige Heil für die Zukunft gepriesen worden. Wie ein Evangelium liest jung und alt das Buch des Genfers: Magister Immanuel Kant, die Normaluhr Königsbergs, vergißt über der aufregenden Lektüre der eben erschienenen Schrift Zeit und Stunde und erscheint nicht auf dem gewohnten Abendspaziergang; und wenige Jahre später begründet Rousseau die innere Weltanschauung des Straßburger Jugendkreises, der in der vollen, unverfälschten Natur eine neue Welt der Schönheit entdeckt, Urklänge echtester Poesie in alten, schlichten Volksliedern vernimmt und nun im Sturm und Drang frischer Begeisterung mit neuen Zungen „von deutscher Art und Kunst" redet. Und den Größten des Kreises, den jungen Rechtskandidaten Goethe, reißt jenes Naturevangelium aus der Seelenangst und Seelennot Herrnhutischer Mystik heraus und führt ihn zu freierer, leichterer Lebensauffassung und Lebensfreude, so daß er „die freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tötet und Blumen anatomiert, alten oder kalten Leuten läßt" und sich jauchzend Allmutter Natur an die Brust wirft.

Aber zugleich erfüllt der freudige Glaube, daß es nur einer Verbesserung der Erziehung bedürfe, um eine ungeahnte Erneuerung des ganzen Menschengeschlechtes herbeizuführen, aller Herzen und löst eine schier unabsehbare Reihe pädagogischer Reformpläne aus. Das philosophische Jahrhundert wird geradezu zu einem pädagogischen. Nicht nur der große König auf Preußens Thron widmet der Umgestaltung des Schulwesens ernste Fürsorge, nicht nur die Pädagogen von Fach, sondern auch die Dichter und Denker teilen Rousseaus Glauben und ergreifen das Wort. Leidenschaftlich wendet sich Basedow an die Großen der Erde und heischt ihre tatkräftige Mitarbeit; in heißer Liebe entbrennt Pestalozzis Herz für das Elend des Volkes und verkündet sieghaft: „Wenn wir nur wollen, ernstlich wollen! es liegt nur an uns, das große Werk der Erneuerung der Menschheit zu vollbringen!"

Das Schicksal eines Volkes, seine Blüte und sein Verfall, hängt in letzter Instanz von der Erziehung ab, das ist die allgemeine feste Ueberzeugung auch unserer Klassiker: ein Jahr vor seinem Tode schreibt Lessing, der edle Wahrheitssucher, sein von einem Hauch des ewigen Friedens umwehtes Testament „von der Er-

ziehung des Menschengeschlechts". Und seitdem Herder auf seiner Seefahrt von Riga nach Nantes in der schrankenlosen Weite des ewigen Meeres aus der gähnenden Tiefe seiner Seele zum erstenmal das glänzende Ideal einer naturgemäßen Seelen- und Menschenbildung auftauchen sah, in der alle Anlagen voll und glücklich sich entfalten und alle Kräfte des Selbst zu freier Betätigung entbunden werden, ist er nicht müde geworden in Wort und Schrift, in Rat und Tat diesen Gedanken zu verwirklichen. Schiller findet, als das Sturmesbrausen der französischen Revolution eine alte, hohl gewordene Kulturwelt hinwegfegt, in der Kunst die Erzieherin des Menschengeschlechts und die Retterin der Gesellschaft, und Goethe schlürft die gewaltige, hoheitsvolle Predigt der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen „auf einen Zug hinunter" wie einen köstlichen, seiner Natur analogen Trank.

Wie sehr Erziehungsfragen damals im Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen unseres Volkes standen, zeigt kaum eine Zeit klarer als die vor hundert Jahren, wo aus der Zertrümmerung der deutschen Nation neues, kraftvolles Leben zum Licht emporbrängt. 1807 erscheint Jean Pauls Levana, die Frucht einer reichen, blühenden Liebe zur Kinderwelt, ein Buch voll feiner Beobachtungen und überquellenden Geistes, das zeigen will, wie der Idealmensch, der verborgen in jedem schlummert, geweckt werden kann. Und in demselben Jahr hält Fichte, „belauscht von fremden Horchern, oft unterbrochen von den Trommeln der französischen Besatzung", zu Berlin seine Reden an die deutsche Nation: dem schrankenlosen Individualismus und verschwommenen Weltbürgersinn von einst sagt er für immer valet und predigt mit flammender Begeisterung den „Geist der höheren Vaterlandsliebe, der die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert und der Unedle, der nur um des ersteren willen da ist, sich eben opfern soll." Und wieder in demselben Jahr entwirft Goethe den Plan zu Wilhelm Meisters Wanderjahren, in denen er in seiner Weise ein neues, starkes Ideal harmonischer Menschenbildung zeichnen möchte.

Aber was jene Tage an Hoffnungen und Wünschen für die Zukunft beseelte, wie viel man von der Erziehung und dem Unterricht der Jugend für sie erwartete, tritt wohl am deutlichsten in dem politischen Testament des Freiherrn von Stein hervor, das 1808 entstanden, in Gedanken und Sprache Pestalozzis und Fichtes Einfluß verrät. „Wird", heißt es hier, „durch eine auf die innere

Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die bisher oft in seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und die Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland, sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftigeres Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen."

So steht Goethe mitten in einem breiten, mächtig flutenden Strom, der Leben und Gedeihen weckend damals das weite Gebiet der Erziehung in Theorie und Praxis befruchtete, so erfährt auch er einen starken Einfluß von Rousseaus Emile; aber eine Persönlichkeit wie die seine kann nicht hinweggeschwemmt werden mit der Masse, sondern trägt in sich die Kraft sich selbst zu behaupten. Wenn er mit dem Auge des Forschers und des Propheten Vergangenheit und Zukunft umspannt und, allezeit ein Werdender, in unablässiger Selbstbildung die Forderungen der Gegenwart erfaßt, so trägt er doch, mit Wilhelm Münch zu reden, ein eigenes Herz in der Brust, das nicht erst von Theorien entzündet zu werden brauchte. Und dieses Herz, das alles natürliche Sein und Werden so gut versteht, das das eigene reiche Innenleben beglückend und bereichernd anderen erschließen möchte, und das bis ins hohe Alter hinein sich liebevoll der Kinderwelt zuneigt, macht ihn zum geborenen Erzieher.

Geradezu entzückend ist es, Goethe als Kinderfreund zu betrachten von den stürmischen Tagen der Wertherperiode ab bis in die letzten Jahre des Altmeisters: damals gilt Werthers Wort auch von ihm selbst: „meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde"; in Garbenheim gibt er den armen Dorfkindern den Zucker, wenn er Kaffee trinkt, und teilt mit ihnen abends das Brot und die saure Milch, am Markttage kauft er in Wetzlar alle Kirschen auf dem Markt auf, trommelt alle Kinder zusammen, um dann mit der Karawane nach Buffs Hause zu ziehen und sie von Lotte mit Butterbrot füttern zu lassen. Und nun gar im deutschen Hause selbst welch jugendliches Tollen und Treiben mit Lottens Geschwistern! Und wie findet Eckermann den 81 jährigen Greis? Sein zehnjähriger Enkel Wolf macht dem lieben Großvater viel zu schaffen, klettert auf ihm herum und sitzt bald auf der einen, bald auf der anderen Schulter und entschuldigt sein wildes Spiel mit dem naiven Wort: „Wir gehen bald zu Bett, und da wird der Großvater Zeit haben sich von dieser Fatigue ganz vollkommen wieder auszuruhen."

Jung sollte der Erzieher sein, womöglich sogar noch ein Kind, um Spielgenosse zu sein, so hatte Rousseau gefordert; bei seinem erschlossenen Sinn und innigem Verständnis für Kindesart und jede harmlose Jugendlust konnte Goethe recht eigentlich ein Kind mit Kindern sein. Er gönnte der deutschen Jugend etwas von der „glücklich-freieren Entwicklung" der englischen, sein eigener Garten in Weimar wird rasch der Schauplatz frohen Treibens: da tummeln sich oft die Kinder der befreundeten Familien im Spiel, der junge Kotzebue stellt Sprenkel, die Steins legen sich Bohnenbeete an und bauen „aqueducs", er selbst mischt sich beim Ballspiel unter die muntere Schar und gewinnt im Bogenschießen eine Virtuosität, die Eckermann noch am Greis bewundern konnte. Besonders lustig geht es am Gründonnerstag zu, wenn er Haseneier versteckt hat und wohl auch einmal einen besonderen Liebling eine goldene Uhr finden läßt, oder an schönen Sommerabenden, wenn zum Ergötzen der jauchzenden Schar ein Feuerwerk abgebrannt wird. Alle möglichen Arten von Leibesübungen bringt er, selbst ein Meister in allem, unter der weimarischen Jugend in Schwang: Schwimmen und Reiten, Stelzengehen und Schlittschuhlaufen; ja gelegentlich versteigt man sich sogar zum Seiltanzen oder zum Klettern an einer eingeseiften Stange nach lockenden Zuckerwaren. Auf die löbliche Polizei, die natürlich für Knabenart und Unart nicht immer das erwünschte Verständnis entwickeln kann, ist deshalb der hochmögende Staatsminister nicht gerade gut zu sprechen: als in Jena das uralte Recht der Jugend auf den Bergen helllohende Johannisfeuer anzuzünden, der Polizei zum Opfer fallen soll, benutzt er die erste beste festliche Gelegenheit zu einem Trinkspruch auf die Jugend:

„Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren."

Und dieser zarte Wink genügt. — Und als in Weimar bei herrlichster Schlittenbahn ein barscher Polizist vier Knaben, die sich auf dem Frauenplan tummelten, ihre Schlitten abnimmt, erscheint in der nächsten Viertelstunde Goethes Diener auf der Polizei mit einem Brief, in dem der Minister selbst um Freigabe der Schlitten bittet. Ja über solche Gewaltakte kann er sich recht gründlich ärgern. „Es darf kein Bube", klagt er einmal unwirsch dem treuen Eckermann, „mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns

alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur und Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister." Und wie gut kennt Frau Aja ihres Sohnes Art, wenn sie ihm 1807 die Hochzeitsfeier von Bettinas Puppe mit dem Ratsherrn — es war ein kleiner Frankfurter Ratsherr in Allongeperücke, Schnabelschuhen und Halsschmuck von feinen Perlen, in kleinem Plüschsessel – anzeigt; alsbald steht diese Augenweide seiner eigenen Kinderjahre, die nur mit geheiligten Händen angegriffen werden durfte, deutlich vor seinem Auge! Wie lebhaft und anschaulich kann er auch selbst in Dichtung und Wahrheit den Kinderschmerz schildern, als die Mutter das Gefrorene von der Tafel des Königsleutnants weggießt, weil sie es für unmöglich hält, daß der Magen „ein wahrhaftes Eis, wenn es auch durchzuckert sei", vertragen könne.

Aber es ist bei Goethe etwas anderes, bei weitem mehr als bloß ein Verstehen, Entschuldigen und Gewährenlassen, wohl auch Fördern der Kindesart; es ist eine heilige Ehrfurcht, die er vor dem werdenden Menschenkind als dem größten Mysterium der Schöpfung und dem Interessantesten, was unser Planet kennt, in tiefster Seele empfindet, und das innere Bedürfnis einer großen Persönlichkeit etwas von dem eigenen Geist überströmen zu lassen in die empfänglichen jugendlichen Seelen. Wenn er, der Freund der Natur, mit echt wissenschaftlichem Sinn bei seinen Untersuchungen auch das scheinbar Kleine und Geringfügige nicht übersieht und gerade dadurch manches entdeckt, wovon sich die Schulmeisterweisheit seiner Tage nichts träumen ließ, so sucht er erst recht mit dem Blick des feinen Beobachters in Welt und Wesen des Kindes einzudringen. „So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden", das lesen wir von Wilhelm Meister; aber im Grunde ist auch das doch nur das Bruchstück einer großen Konfession über eigenes Erleben. Will er Volkseigenart erfassen, so sieht er „nur auf die Kinder" und gewinnt damit den rechten Schlüssel. So macht er es in Italien, in Frankreich und Böhmen. Nur ein Beispiel. — Da fährt er von Salerno nach Neapel, ein italienischer Knabe, steht hinten auf dem Wagen. Die Anhöhe ist erreicht, und der Blick schweift nun entzückt über den Golf mit all seiner Pracht und Herrlichkeit; aber in demselben Augenblick ertönt „ein gräßlicher Gesang, vielmehr Lustgeschrei und Freudengeheul" des Knaben. Heftig wird der Störenfried angefahren, er rührt sich

eine Weile nicht und sagt dann erklärend und entschuldigend zugleich: „Signor perdonate! questa è la mia patria!“ Das heißt verdolmetscht: Herr, verzeiht! Ist das doch mein Vaterland! Wie vielsagend Goethes Schlußbemerkung zu dieser Szene: „Mir armen Nordländer kam etwas Tränenartiges in die Augen!“ — Wenn er sich von jungen Freundinnen in Weimar ihren ganzen Puppenkram zeigen und die Puppen der Reihe nach sich vortanzen läßt, oder wenn er sich 1814 in Wiesbaden von einer schüchternen Mädchenschar ein Geburtstagsgedicht für ihren Lehrer abbetteln läßt und, nachdem die Silben mit der Federspitze sorgsam gezählt und alles säuberlich niedergeschrieben ist, unter die Verse eine aufgehende Sonne zeichnet und auf ihre Strahlen die Namen der Kleinen setzt, oder wenn der Siebzigjährige in Karlsbad mit Wohlgefallen am Vorabend des Nepomukfestes zuschaut, wie die Kinder kleine Papierschiffchen mit Wachslichtchen die Tepel hinabschwimmen lassen und in sinnigen Versen den Brauch deutet, so verspüren wir etwas von der ewigen Jugendlichkeit dieses Geistes, und das Bild der zugeknöpften, steifen, unnahbaren Exzellenz zerflattert.

Aber in all diesem lebendigen Interesse und Verständnis für die Kindheit tritt uns immer als bedeutsamer Einschlag die Lehrhaftigkeit entgegen, die er selbst wohl als ein Erbteil seines Vaters bezeichnet hat. Freilich der Herr Rat, der sogar die Gattin unterrichtete und in unsicherem Schwanken und dilettantischer Starrköpfigkeit seinen Kindern das Leben recht sauer machte, und der Sohn sind doch auch hier starke Gegensätze; ist ihm doch sicherer Takt, gesunder Verstand und erquickende Frohnatur von der Mutter überkommen, und hat er doch, was ihm etwa von lehrhaften Schrullen anhaftete, früh abgeschliffen.

Wohl hat er von Leipzig aus an seiner Schwester Cornelie mit geradezu komisch anmutender Würde tüchtig geschulmeistert und alles, was Klein-Paris ihm bot, ihr brühwarm übermittelt, ja im Bewußtsein eigener Unfehlbarkeit seinen Kopf garantiert, sie solle bei peinlicher Befolgung aller Vorschriften „das vernünftigste, artigste, angenehmste, liebenswürdigste Mädgen nicht nur in Frankfurt, sondern im gantzen Reiche seyn“. Aber ein glühender Haß gegen alles Gezwungene und Unnatürliche regt sich schon damals bei dem Sechzehnjährigen: wie kann er aufbrausen, als ein eingetrockneter Magister in der Familie Stock ein für Kinderohr und Gemüt völlig ungeeignetes Kapitel aus dem Buch Esther vorlesen läßt, und wie sicher findet er ein geeignetes Stück, und wie erbaulich versteht er

es den Kindern auszulegen! Es ist derselbe Feuergeist, der im Götz gegen das Zopfige des damaligen Unterrichts eifert, — derselbe Geist, der ihn allezeit zur Kinderwelt mit magischer Gewalt zieht, um an ihr der Verkünder und Vollender des Rousseauschen Naturevangeliums zu werden. Nicht Schablone und Zwang, der die Kräfte hemmt und das Gemüt drückt, sondern Freiheit und Frische, die schlummernde Anlagen weckt und Freudigkeit, die Mutter aller Tugend, fördert, das bleibt ihm stets oberstes Erziehungsgesetz.

Ich muß der Versuchung widerstehen, all die lieblichen Kinderszenen*) zu schildern, in denen er bald als fröhlicher Genosse, bald als getreuer Eckart, bald als glücklicher Lehrer und Erzieher, bald als wohlmeinender Berater und wohl auch als bewundertes, pädagogisches Orakel erscheint; sie durchziehen sein ganzes Leben und spiegeln sich in vielen seiner Dichtungen. Der junge Goethe meldet der nie gesehenen Freundin Auguste von Stollberg, wie er mitten aus der Arbeit hinaufeilt, als er die d'Orvillschen Kinder über sich tollen hört: „Ich habe das älteste Mädgen lassen anderthalb Seiten im Paradiesgärtlein herabbuchstabieren, mir ist ganz wohl". Und der Greis läßt es zu, daß sein Enkel Wolf sich „eine Schublade in seinem Schreibtisch zu Kleinigkeiten und anderen Spielsachen anmaßt", stellt später im eigenen Arbeitszimmer für die Enkel einen Tisch auf, damit sie unter seiner Obhut arbeiten, und am Vorabend seines letzten Geburtstages eilt er mit ihnen nach dem geliebten Ilmenau, der Stätte frühester Sorgen und genußreichster Lebensstunden, läßt sie die Wälder durchstreifen, das Leben der Kohlenbrenner, Holzhauer und Glasbläser beobachten und erzählt dann mit sichtlichem Behagen über die wohlgelungene Lektion, wie so „die jungen Wesen ohne poetisches Vehikel in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur" eingedrungen seien.

Ein Zufall ist es auch nicht, daß Goethe seinem Freund Lavater für seine physiognomischen Fragmente eine Silhouette schickte, die ihn als Lehrer des jungen Fritz von Stein, des Sohnes der Freundin, darstellt: die Rechte hat er dozierend erhoben, mit der Linken faßt er den Knaben an der Jacke, und dieser schaut mit gespannter Aufmerksamkeit von seinem Buch auf in des Lehrers Auge. In der Tat war der Knabe ein würdiges und dankbares Objekt für Goethes pädagogisches Interesse, wie er sich auch nach Jahren noch mit besonderer Freude dieser glücklichsten Epoche seines Lebens erinnerte,

*) Das ganze reiche Material bietet K. Muthesius, Goethe als Kinderfreund, Berl. 1903.

wo er des Dichters „unendliche Sorge und Liebe“ an sich erfuhr. Schon das Kind hat Goethe zärtlich geliebt, den Dreijährigen geherzt, geküßt und gefüttert, den Fünfjährigen aufs Pferd genommen zum Ritt nach Tiefurt; nun will er ihn den Unarten der Pagenschule entziehen und gewinnt die Mutter schnell für seinen Plan, Fritz' Erziehung selbst zu übernehmen. Bald siedelt der Zwölfjährige in sein Haus über, und nun beginnt ein Zusammenleben und Zusammenarbeiten, in dem er wirklich sein Versprechen wahr macht: „Ich will ihm alles sein, was ich kann.“ Natürlich handelt es sich nicht um einen festumgrenzten Erziehungsplan und geschlossene Unterrichtsstunden, sondern um Anleitung des geweckten, fröhlichen Knaben zu eigenem Beobachten, zu selbständigem Denken und Arbeiten in freiem Verkehr und anregendster Form. Da muß Fritz als sein „geheimer Sekretär“, wie er ihn scherzhaft nennt, ihm bei seiner Korrespondenz helfen, Bittschriften lesen und über sie berichten, seine Wirtschaftsbücher führen; dann wieder zeichnen sie zusammen oder üben gemeinsam Schönschreiben nach der neuesten englischen Mode. Noch im Bett lesen sie im Linné von den Fischen, und schon am frühen Morgen geht's hinaus zum Botanisieren, und eine Fahrt zu den Bergwerken in Ilmenau gibt Anlaß, den gelehrigen Schüler in die Geologie einzuweihen. Und als Goethe im geheimen zur italienischen Reise rüstet, treiben sie gemeinsam Italienisch. — Was Weimar an Interessantem bietet, wird als bequemste Fundgrube des Wissens gründlich ausgenutzt: das chemische Laboratorium eines alten Doktors so gut wie die Bude mit wilden Tieren oder der Schloßbau; sind doch Leben und Erfahrung bessere Lehrmeister als Wort und Schrift. Vor allem aber dienen Goethe Reisen dazu, um den Gesichtskreis des Knaben zu weiten, sein Interesse zu vertiefen und auch sein Urteil über die Menschen zu schärfen. Schöner noch als die Fahrt nach Gotha und Eisenach oder der Ritt durch den Harz ist die große Reise nach Frankfurt zu Frau Aja, die des Sohnes Liebling schon längst in ihr Herz geschlossen hat und ihn nun mit offenen Armen aufnimmt. Und ihm geht in der alten Kaiserstadt eine neue Welt auf: da kann er „in der Messe, als einem trefflichen Teil des Orbis picti, herumlaufen“, da sieht er zum erstenmal „einen Fluß mit Schiffen“, und das Glück will es, daß der kühne Luftschiffer Blanchard gerade zum Sonntag das Aufsteigen eines Ballons angekündigt hat. Freilich auch hier zeigt sich die Tücke des Objekts, der Ballon platzt; aber für Fritz erwächst aus dem Mißgeschick ein besonderer Vorteil, er

darf nun bei der prächtigen Frau Rat bis zu einem zweiten, gelungenen Aufstieg bleiben. — Dann kommt Goethes italienische Reise; sie bringt für ihn und den Knaben eine äußere Trennung, aber innerlich bleiben sie aufs engste verbunden: in reizenden Briefchen läßt Goethe den jungen Freund Anteil nehmen an dem, was er erlebt, und weiß er Scherz und Heiterkeit mit väterlichen Ermahnungen und Belehrungen zu verbinden. Denn immer wieder beschäftigt ihn die freundliche Fürsorge für die weitere Ausbildung und das sittliche Gedeihen seines Zöglings; wie Herder, so bittet er auch den Herzog: „Sehen Sie doch ein wenig auf ihn!" Und auch über den Augenblick hinaus, wo sein Verhältnis zu Frau von Stein erkaltete, hat er doch „die weitere Entwicklung des nun zum Jüngling Herangewachsenen mit immer gleichbleibender warmer Anteilnahme verfolgt, ihn weiter in seinen Studien unterstützt und ihm die Wege zu seiner amtlichen Laufbahn geebnet". (Muthesius.) Ein rührendes Bild bleibt es, wenn bei Fritz von Steins Uebersiedlung nach Breslau 1796 der Staatsminister drei Vormittage opfert, um des jungen Freundes Bücher und Münzsammlung eigenhändig „sehr ordentlich und gern" in eine Kiste zu verpacken. — Und das Erziehungswerk lobte den Meister: Vater Körner bewunderte das Ebenmaß des jungen Mannes, und Schiller stimmte ihm freudig bei, auch ihm sei Stein immer eine sehr wohltätige Natur gewesen.

So wie bei ihm hat Goethe seine Erziehungsgedanken allerdings bei keinem andern in schöne Wirklichkeit umsetzen können; aber miterzogen hat er an allen Kindern seiner näheren Freunde, seinem Patenkind August Herder ebenso wie dem jungen Schiller, und auch damit erschöpft sich seine praktische Betätigung als Erzieher nicht. Ihn, der nach Frau von Steins Wort „Rousseaus inneren Sinn in der Erziehung zu fassen" wußte, mußte es besonders reizen, seine Fähigkeit und seinen Takt in jeder sozialen Sphäre zu erproben, dem Schweizer Hirtenknaben Peter im Baumgarten, seinem Mündel, gegenüber, wie gegenüber dem jungen Carl August, seinem fürstlichen Freund, um nur die beiden äußersten Extreme zu nennen. Die Schwierigkeiten häuften sich in beiden Fällen ungemein; hier ein störrischer, stolzer Bub, der von einer Ziege gesäugt, in einem Baumgarten aufgefunden und durch Mangel jeder Erziehung verroht, zunächst aller Einwirkung spottet, bis er nach Ilmenau gebracht wird, um die Försterei zu erlernen, — dort eine edle, aber ungestüme Kraftnatur, die keine Schranken hat und duldet, die sich

titanenhaft in überschäumender Lebenslust über Etikette und Sitte hinwegsetzt, „ein edler Wein, aber noch in gewaltiger Gärung“. Mit unsichtbaren Fäden ihn zu leiten, den inneren Drang nach Selbstvervollkommnung und Selbstveredlung lebendig zu erhalten und ihm die ewige Wahrheit in Herz und Gewissen zu prägen:

„Wer andere wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren“,

das war eine Aufgabe, die wohl „manche Not und Sorge“ machte, aber schließlich dem treuen Mentor doch gelang.

In poetischer Verklärung hat Goethe dies sein Erziehungswerk später in dem Gedicht Ilmenau geschildert. Ein Wort wird uns dort besonders wichtig zum Verständnis seiner Erziehungsideen, die er so trefflich in Taten umsetzte; es ist das allbekannte:

„Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoß.“

Mit staunender Bewunderung, ja mit heiliger Scheu steht er vor der Natur, auch der des Kindes; welche Fülle von Keimen und Ansätzen, die reiche künftige Frucht verheißen, welche Fülle von Anlagen und Kräften, die nur ungehemmte, freie Entwicklung erheischen! „Wüchsen die Kinder fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies“, so verkündet der Kinderfreund in Dichtung und Wahrheit. Wohl kennt er die besonderen Unarten; aber er meint, „daß sie in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind“, ja daß sie den Stengelblättern einer Pflanze gleichen, die nach und nach von selber abfallen. — „Ein Blatt, das groß werden soll, ist voller Runzeln und Knittern, eh' es sich entwickelt; wenn man nicht Geduld hat und es gleich glatt haben will wie ein Weidenblatt, dann ist's übel“, schreibt er an einen sorgenvollen Vater zum Trost, und Wilhelm Meister spricht von der weitverbreiteten Beschränktheit, „den anderen zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen“. Das ist gerade der Fehler, dem mancher Vater trotz oder wegen seiner Liebe verfällt, denn „der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohne“; das auch der Fehler des wackeren Wirtes zum goldenen Löwen in Hermann und Dorothea, dessen

energisch zugreifende Art sich gegen die bittere Wahrheit sträubt: „wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen".

In zwei Knabengestalten seiner Dichtungen treten uns in dramatischer Lebendigkeit die Kronzeugen für die Richtigkeit des Satzes vor Augen, daß, wie „kein Mensch eine Faser seines Wesens ändern" oder „sich umprägen" kann, so auch keine Erziehungskunst, geschweige denn gewaltsame Einwirkung, die Naturanlage innerlich umzubilden vermag. Zwei Heldensöhne sind es, Götzens Karl und der junge Königssohn Elpenor; von weiblicher Liebe umhegt und von weiblichen Händen gepflegt, wachsen sie heran. Das Vorbild des ritterlichen Vaters mit seinem Edelsinn und Wagemut hat der Knabe auf Burg Jaxthausen immer vor sich, und der junge Grieche vernimmt aus der Pflegemutter Mund die Ruhmestaten der Vorzeit. Aber nur in seiner Seele regt sich dabei Heldensinn und glühendes Verlangen nach einem wilden Rappen und einem guten Schwert, nach „Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten", erst im Spiel und dann im Ernst; Götzens ungleicher Sohn verspürt Grujeln vor dem finsteren Wald, hängt an der Schürze der milden Tante, wenn's gebratene Aepfel gibt, und an ihrem Munde, wenn sie eine fromme Legende immer wieder von neuem erzählt. Ja, für ihn gibt es wirklich keinen anderen Lebensweg, als den der wackere Götz in trauriger Resignation bezeichnet, „der Junge soll ins Kloster!" — aber dort eröffnet sich dem Blick der Euadne wie dem des Zuschauers eine tatenfrohe, hochgemute Heldenlaufbahn als Zukunftsbild.

Aussichtslos und töricht ist also jeder Versuch, eine ausgeprägte Naturanlage zurückzudrängen; das Grundgesetz aller vernünftigen Erziehung muß vielmehr **die natürliche Entwicklung der gegebenen Keime** sein. Also nicht gewaltsames Niederhalten, künstliches Aufpfropfen und willkürliche Behandlung der zarten Menschenpflanzen, sondern geduldiges Gewährenlassen, umsichtige Pflege und sorgsame Erforschung der besonderen Gaben und Kräfte, oder in echt goetheschem Bilde, der Erzieher sei „der geschickteste Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung" versteht. — Ob es dem Dichter leicht geworden sein mag seinem Sohn das Versemachen ganz zu verbieten? Er hat es getan; denn er kannte seines Augusts unpoetische Natur, und seine einzige Sorge war „bloß zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich erlernen zu lassen".

Und wie unendlich fruchtbar wird der schlichte Gedanke der

naturgemäßen Entwicklung für das ganze Gebiet der Erziehung: er bedeutet für die Praxis: Abkehr von „der zweideutigen, zerstreuten Erziehung", die Wünsche erregt, statt Triebe zu beleben, und dadurch den Menschen unsicher macht; er bedeutet aber auch: Ablehnung aller künstlichen Frühreife, wie sie in den äußeren Schaustellungen und Prüfungen jener Zeit zutage trat. „Vielleicht gibt es überhaupt keine schlechtere Gelegenheit sich von einer vorteilhaften Seite zu zeigen als gerade ein öffentliches Examen," so hat einer seiner Zeitgenossen geurteilt; er selbst hat seine Kritik anders, aber nicht weniger scharf ausgesprochen, wenn er in den Wahlverwandtschaften die oberflächliche Luciane ein glänzendes Examen machen läßt, während die viel tiefer angelegte, geist- und gemütvolle Ottilie höchst mangelhaft besteht. — Und schließlich beseitigt jener Grundsatz alles Gewaltsame und Erzwungene aus der Erziehung und setzt dafür Freiheit und Freudigkeit. —

Wie fein hat Goethe den Gegensatz der verkehrten Ueberbildung nach modernstem französischen Stil und des gesunden natürlichen Wesens in Hermann und Dorothea gezeichnet: hier die feinen Dämchen im Kaufmannshaus, denen der einstige Spielkamerad mit seiner ungelenken und ungeleckten, aber auch unverdorbenen Natur und seinem etwas altmodischen Rock und ungekräuselten Haar nur Anlaß zu albernem Gekicher und Naserümpfen gibt, und dort Dorothea mit der schlichten Sicherheit des Auftretens, der stets hilfsbereiten Tatkraft und dem natürlichen Herzenstakt! Wir denken auch vielleicht an das pädagogische Gespräch in Erwin und Elmire zwischen der verständigen Mutter, der es immer übel zu Mute wird, wenn sie sieht, wie die kleinen Mißgeburten in Alleen auf- und abgetrieben werden, dressierten Hunden gleich, denen es mit derben Schlägen gesegnet wird, wenn sie Lust bekommen einmal à leur aise auf allen Vieren zu trappeln, und der empfindsamen Tochter, die nichts Seligeres kennt als den Augenblick, da ihr Herz sein volles Glück aus der holden Schwermut trinkt. — Ganz folgerichtig ist es auch, daß in der pädagogischen Provinz der Wanderjahre allen Modegepflogenheiten der Zeit zum Trotz das nivellierende Uniformwesen wie innerlich so auch äußerlich vermieden wird: gerade hier soll sich ja des Dichters alter Lebensgrundsatz voll verwirklichen: „Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden."

Natürlich kann auch diese freie Erziehung der Vernunft eines menschlichen Meisters nicht entbehren: denn „das Schicksal ist ein vornehmer, aber teurer Hofmeister." — Und was folgt für den

Lehrer aus dem Grundsatz der naturgemäßen Erziehung nach Goethe? Zunächst und vor allem: „Lehre tut viel, Aufmunterung alles“, „aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen allen Mut in der Brust“, — dann: übe Geduld, die Fehler der Jugend sind im Grunde doch nur Uebergänge, „die Säure einer unreifen Frucht“. „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.“ Und dann: keine Verstiegenheit im Unterricht. Wozu die Kinder auf die dürre Heide der Abstraktion führen, und ringsherum ist grüne Weide, Anschauungsstoff in schier unerschöpflicher Fülle, und „alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit“. Weiter: kein Ueberschütten mit allem Möglichen, sondern sorgsame Scheidung des Wertvollen vom lästigen Ballast, starke Hervorhebung des Bedeutsamsten, der „Kulminationspunkte“, wie es einmal heißt. Und schließlich: genaue Anpassung des Unterrichts an den geistigen Entwicklungsgang; „wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen“, und „der Mensch versteht nichts, als was ihm gemäß ist“. — Das ist natürlich kein didaktischer Katechismus, aber es sind wertvolle Anregungen, die teilweise auf guten Boden gefallen sind.

Wie ein „Aufbauen von innen aus“ das Grundprinzip von Goethes Pädagogik ist, so bildet ihr Endziel: alles, was in und an uns ist, „in Tat zu verwandeln“. Seiner Mutter Stärke war es gewesen die produktive Selbsttätigkeit der Kinder zu üben; was er an sich als anregende Kraft und hohes Glück erprobt hat, das soll nun allen zuteil werden. Denn tatlose Versenkung der Seele in sich erzeugt nur einen lähmenden Zwiespalt von Innen- und Außenwelt. „Denken und Tun, Tun und Denken“, das gehört so eng zusammen „wie Aus- und Einatmen“ im Leben; eins am andern zu prüfen, das ist recht eigentlich „die Summe aller Weisheit“, hat es doch „einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr geflüstert“. In der pädagogischen Provinz werden deshalb die Sprachen im lebendigen Wechselverkehr bei dem großen Festmarkt erlernt, und die berittenen Grammatiker symbolisieren in heiterer Ironie den gewaltigen Fortschritt über die alte Methode der Bücherwürmer. Aber auch sonst gilt es überall Fähigkeiten zu Fertigkeiten zu entwickeln. Was

man damals so gemeinhin allgemeine Bildung nannte, bezeichnet er ohne weiteres als „Narrenspossen". Aber „eines recht wissen und ausüben, gibt nach ihm höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen", und „der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt". In diesem Sinn haben wir auch seinen paradoxen Spruch zu verstehen: „Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabbeln. Wie sie etwas leisten, haben sie teil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten", ja wahre Helden, „die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern".

Jedenfalls ist es ihm doch bei der Erziehung voller Ernst mit dem Satz: In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister: seinem Sarno legt er das Wort in den Mund: „daß der Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an", und in dem letzten Brief, den er fünf Tage vor seinem Tod an Wilhelm von Humboldt richtete, sagt er: „Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles anzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige."

Und dies tiefe Wort führt uns zugleich noch einen Schritt weiter: die gründliche Zubildung für ein bestimmtes, der Naturanlage entsprechendes Fach ist doch vereinbar mit der Pflege einer allgemeinen, idealen Empfänglichkeit; ja der erste Erzieher hat auf sie sein besonderes Augenmerk zu richten, denn „unsere Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen, die nicht unsere tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden". Wir brauchen diesen Gedanken nur auszusprechen, nicht auszuspinnen: vor uns steht ja Goethes eigene hohe

Gestalt mit der ausgeglichenen Harmonie seiner allumfassenden Bildung, seiner staunenswerten Vielseitigkeit, die den Gegensatz von Idealismus und Realismus tief unter sich läßt, und seinem bis ins höchste Alter lebendigen Drang alles zu ergründen. So wird er der größte Herold des Neuhumanismus, der das stolze Wort von dem Studium der griechischen und römischen Literatur als der bleibenden „Basis der höheren Bildung" prägt, aber zugleich der kühne Bahnbrecher naturwissenschaftlichen Forschens und Denkens, durch das er einen neuen „Weg zur Humanität geöffnet" sieht. — Ob er selbst unter der Sonne Homers „wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last" sich befreit, „welche die Ueberlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat", oder ob er wie Faust zu den Müttern hinabsteigt, um das Geheimnis der Natur zu schauen, eins wie das andere entspringt nur „der Begierde, die Pyramide seines Daseins, deren Basis ihm angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen".

Damit stehen wir unmittelbar vor Goethes Bildungsideal, zu dem schließlich doch alle Erziehungswege führen sollen, der Ausgestaltung der Persönlichkeit, des höchsten Glückes, das den Menschenkindern beschieden ist. Freilich anders stellt sich dies hohe Strebeziel Goethe dar in seiner Frühzeit, anders in der Epoche der Vollendung. Dort verspürt man einen Hauch vom Geiste Rousseaus und Winckelmanns, hier fühlt man sich an Pestalozzi und Fichte gemahnt; dort wird die Persönlichkeit, losgelöst von allen Beziehungen, auf sich selbst gestellt, hier eingeordnet und eingegliedert in den großen Zusammenhang der Geschichte und der Gesellschaft; dort ertönt die verlockende Predigt von der unbeschränkten Freiheit des Individuums, das das Recht hat alles, was ihm eingeboren ist, strebend, irrend und findend zu entwickeln, hier steht das eine ernste und inhaltsschwere Wort „Entsagung", das gebietet „um andrer willen zu leben und seiner selbst in einer pflichtgemäßen Tätigkeit zu vergessen". Ein unüberbrückbarer Gegensatz klafft scheinbar zwischen jenem Individualismus, der nur auf Rechte pocht, und diesem Sozialismus, der vor allem die Pflichten betont.

In der Tat stehen bei Rousseau diese beiden Ideale völlig unvermittelt neben einander: sein Emil muß als Waisenkind in ländlicher Einsamkeit aufwachsen, damit alle störenden Einflüsse auf seine Erziehung ausgeschaltet und seinem Erziehungskünstler alle Wege offen seien, ihn zu einem seiner innersten Natur gemäßen Indi-

viduum zu gestalten: aber die Bürger des Contrat social triefen geradezu von Gemeinsinn, ordnen sich willig allezeit der Mehrheit unter, die sie ja „nur zwingt frei zu sein", und fühlen sich glücklich im Banne eines allmächtigen Staates, der völlig souverän auch den Besitz verteilt und den Glauben bestimmt.

Bei Goethe steht es ganz anders; da ist nirgends ein jäher Umschlag oder ein Bruch mit der Vergangenheit, nirgends ein unausgeglichener und unausgleichbarer Gegensatz, sondern nach dem Gesetz einer inneren Notwendigkeit ein Werden und Wachsen, ein Reifen und Vollenden, und mannigfache Fäden ziehen sich von der einen Epoche in die andere. — Während er in den wunderbaren Dichtungen seiner Frühzeit Tausende und Abertausende mit sich emporreißt in die reinen Höhen seiner poetischen Welt, und während er den Ausbau reiner, schöner Menschlichkeit als höchsten Genuß und höchstes Glück zugleich preist, arbeitet er mit treuster Gewissenhaftigkeit an den prosaischten Aufgaben, die ihm der Dienst eines unbedeutenden Duodezstaates stellt, lebt er in beständiger Selbstüberwindung und beständigem Entsagen, „in eherner Geduld und steinernem Aushalten" den oft so kleinlichen und peinlichen „Forderungen des Tages" — ein Pegasus im Joch. Und wieder später, wo er höhnt über „diese Menschen mit ihrer Wut und Verrücktheit, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein," wo er, ein beredter Dolmetsch eines neuen Zeitalters, den sozialen Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeitsleistung fordert, ja wohl den einzelnen nur noch als Teil der ungeheuren Arbeitsmaschine ansieht, sehnt er sich doch selbst gelegentlich nach dem früheren Zustand, wo es ihm und seinen Freunden vergönnt war, sich im ästhetischen Leben zu erhalten und alles außer sich zu vergessen," und erklärt er noch in seinen letzten Tagen: „ich habe nichts angelegentlicher zu tun als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, womöglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren (läutern)." Und nun verstehen wir es, wie aus zwei weit von einander getrennten Lebensabschnitten dieselben Klänge uns entgegentönen: dort der jugendliche Wunsch: „Erhalt' uns Gott lange auf dieser schönen Welt und in Kraft, ihr zu dienen und sie zu nutzen" (1781), und hier das schöne Bekenntnis des Greises, er habe sein Leben zugebracht, „sein Innerstes auszubilden mit dem Wunsche auch nach außen genießbar und nützlich zu werden". (1818.) An ihm erfüllt sich eben ein Gesetz von Erhaltung der Kraft auf einem ganz besonderen Gebiete: die höchste

Bildung, die er zunächst lediglich für sich suchte, setzte sich doch immer wieder um in flüssigen Allgemeinbesitz.

In wie innigem Zusammenhang diese Hinwendung von einseitigem Persönlichkeitskult zu dem sittlich-religiösen Bildungsideal eines zukunftsreichen Arbeitssozialismus mit den gewaltigen Veränderungen stand, die auf allen Lebensgebieten die französische Revolution heraufbeschworen hatte, und wie sie bedeutsame Gegenstücke findet in dem Entwicklungsgang Fichtes und Wilhelm von Humboldts, das wollen und können wir nicht weiter verfolgen. Nur das poetische Spiegelbild dieser inneren Wandlung und Klärung bedarf noch eines kurzen Blickes. Es ist ein doppeltes; denn in zwei gewaltigen und unerschöpflichen Lebenswerken hat Goethe die Summe seiner Weisheit niedergelegt, in seinem Bildungsdrama und seinem Bildungsroman, im Faust und in Wilhelm Meister.

Der Faust, der von sich bekennt:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt,
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,"

der in unersättlichem Wissensdrang, in selbstsüchtigem Weltgenuß und sehnsüchtigem Werben um den Vollbesitz edler Schönheit doch nur dem eigenen Ich gedient hat, der findet das Vorgefühl höchsten Glückes erst in dem Augenblick, da er sich selbstlos dem Dienste der Menschheit hingibt, da er in heißem Kampf mit den Elementen den, wie es schien, zu ewiger Unfruchtbarkeit und öder Ruhe verdammten Meeresboden erobert, und da vor den ermattenden Augen das lockende Zukunftsbild steht:

„Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn."

Und Wilhelm Meister, der in den Lehrjahren, durch Schicksal und Neigung seinem Beruf entfremdet, der Kunst sich zuwendet, weil er glaubt in ihr sich selbst, seine Bildung, seine Bestimmung zu finden, taumelt im wirren Wirbeltanz des Schauspielerlebens von Irrtum zu Irrtum, ohne seinem Ziel, der Herausbildung schöner Individualität und reinen Menschentums wirklich näher zu kommen. Aber schon am Schlusse der Lehrjahre, als eine geheime Gesellschaft beginnt seine Schritte geheimnisvoll nach ihrem Willen zu leiten, eröffnet sich der Ausblick auf den Uebergang von tatenlosem Aesthetisieren und schwärmerischer Selbstbespiegelung zur Anerkennung der Arbeit, von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, tätiges Leben, gleichweit entfernt von Phantasterei

und Philisterhaftigkeit, wie Schiller es ausdrückt. Und in den Wanderjahren vollendet sich dieser Uebergang von den Brettern, die die Welt bedeuten, mitten hinein in die bewegte Welt selbst, aus dem Reich der Gedanken und Gestalten in das der Arbeit und der Tat. Wie Faust hat auch Wilhelm Meister einst geglaubt:

„Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben",

nun folgt er dem Wort:

„Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat!"

Die Wanderjahre, ein labyrinthischer Irrgarten sind sie wie der zweite Teil des Faust, geheimnisvoll wundersam und schwer zugänglich und doch reich an tiefen, schönen Stellen für den, der ins Innere einzudringen vermag! Aber der Dichtergreis hat uns in der symbolistischen Art seiner späteren Jahre selbst wenigstens einen Ariadnefaden gegeben durch den Nebentitel „Die Entsagenden". — Entsagung übt Wilhelm Meister selbst, wenn er von Natalie scheidet, wenn er auf seine Leidenschaften und Lieblingsneigungen verzichtet, wenn er nicht rastet, wo's ihm wohl ist, sondern wandert und wandert, bis er den Lebensberuf gefunden hat, in dem er die gesammelten Kräfte umsetzen kann in gemeinnützige Arbeit. Entsagung üben aber auch all die Idealisten und Realisten des Romans, Sarno sogut wie der Oheim, wenn sie die extremen Seiten ihrer Persönlichkeit opfern und sich zu zweckvoller Tätigkeit zusammenschließen.

Die schwere Pflicht der Selbstbeschränkung und Unterordnung des eigenen Willens unter den der Gemeinschaft, die Voraussetzung für die ersehnte Neugestaltung der Gesellschaft und für die Ausgestaltung des sozialen Zukunftstaates, hat Wilhelm Meister und seine Generation nur unter unsäglichen Irrungen und Wirrungen erlernt; der Jugend soll dies teure Lehrgeld erspart werden, deshalb wird Wilhelms Sohn Felix in die pädagogische Provinz gebracht.

Natürlich ist diese pädagogische Provinz eine Utopie, das wußte Goethe selbst, dem bei seinem Entwurf ähnliche Phantasien alter und neuer Pädagogen vorschweben mochten, aber sie ist doch mehr als ein schönes Traumbild; denn sie spiegelt getreu seiner Weisheit letzten Schluß. „Nicht der Mensch im Sinne Rousseaus und der Philanthropisten soll hier gebildet werden, nicht der Pietist, der zugleich Bürger dieser und der anderen Welt ist, sondern der Mann, der vollkommen ist durch Beschränkung und durch Unter-

ordnung.“ (Windelband.) — Nicht vereinzelt, sondern in festgegliederter Organisation wachsen hier die Knaben heran; hier gibt's kein unsicheres Irrlichtelieren nach Willkür und Neigung, sondern bewußtes Entwickeln zu einer bestimmten Fertigkeit, kein dumpfes Brüten über toter Buchweisheit, sondern lebendige Anschauung in Bild und Lied und tatenfrohe Gewöhnung in freier, frischer Arbeit. Und was erscheint als das Schwerste und Wertvollste in dieser Erziehung? Einmütig tönt die Antwort aus dem Munde der hoffnungsvollen Jugend: Ehrfurcht — Ehrfurcht vor dem, was über uns, unter uns und neben uns ist, vor Gott, Natur und Menschen. Sie ordnet den Menschen ein in das All, gibt ihm Ehrfurcht vor sich selbst und führt ihn endlich zur höchsten Entwicklungsstufe, zur bewußten, freudigen Teilnahme an der Arbeit für das Gemeinwohl, zu der Fähigkeit einzutreten in den allgemeinen, sittlichen Weltbund des kommenden Idealstaates. Denn nur im tatkräftigen Wirken für das Ganze liegt unser Glück und das Anrecht der Dauer über die Grenze des individuellen Lebens hinaus.

Goethes Erziehungsideen und Bildungsideale — wir verspüren in ihnen den Pulsschlag einer reichen Zeit, den Herzschlag eines reifen Geistes, dem große Gedanken und ein reines Herz höchster Lebenswunsch waren; Goethes Erziehungsideen und Bildungsideale — wir vermissen an ihnen den kräftigen, nationalen Einschlag, der aller Erziehung erst eine klare Richtung und sicheren Halt gibt; Goethes Erziehungsideen und Bildungsideale — wir schöpfen aus ihnen Anregungen auch für die Gegenwart; denn in einem Jahrhundert, das man schwächlich genug das Jahrhundert des Kindes hat taufen wollen, in dem man so viel von den Rechten und Ansprüchen des heranwachsenden Geschlechts redet und so wenig von seinen Aufgaben und Pflichten, hat die Botschaft, die er so machtvoll seiner Zeit verkündete und so ergreifend im eigenen Leben bestätigte, immer noch eine Mission zu erfüllen: das Evangelium selbstloser Arbeit.

# Zur Grundwasserfrage.

Eine Warnung

von

**W. Deecke** in Freiburg i. Br.

---

In diesem Aufsatze möchte ich ein Thema behandeln, das von allergrößter Wichtigkeit ist, aber sehr oft nur nebenbei gestreift wird, nämlich das Grundwasser. Wer nicht gerade Wassertechniker oder Geologe ist, hält meistens das Grundwasser für etwas Besonderes, das von den Quellen, den Bächen und Flüssen verschieden und daher auch verschieden zu behandeln ist. Dies tritt z. B. klar hervor, wenn die Wünschelrutengänger immer wieder betonen, Grundwasser vermöchten sie nicht nachzuweisen, sondern nur im Boden fließendes Wasser. Das ist ein Nonsens, weil mit ganz geringen Ausnahmen alles Grundwasser in Bewegung ist, wenn auch in einer mitunter sehr langsamen. Dieses Fließen, das ein Gefälle voraussetzt, ergibt sich ohne weiteres und unwiderlegbar, sobald in einem ausgedehnten Grundwassergebiet die verschiedenen Pegelstände einnivelliert werden und in bestimmter Richtung Ab- oder Zunahme zeigen. Das Grundwasser zieht sich unterirdisch flächenartig oder, besser gesagt, breit rinnenförmig durch den Boden, wie etwa die Arme eines großen Stromes im Mündungsgebiete, wo bei bestimmtem Ablauf in einer Richtung eine Menge von Seitenwegen je nach der Füllung eingeschlagen werden oder eine allgemeine Wasserbedeckung erfolgt. Deshalb gehört naturgemäß das Grundwasser zu den „natürlichen Wasserläufen" und nicht zusammen mit Seen, Teichen und Weihern, mit denen es in manchen Gesetzen zusammengeworfen wird. Als Wasserlauf hat es seine Sammelgebiete, nämlich den durchlässigen Boden der Oberfläche, der die Feuchtigkeit versinken läßt, und seine Mündungen, die Quellen, in denen es gesammelt heraustritt.

Diese jedem Geologen geläufigen Erfahrungssätze mußten kurz wiederholt werden, weil sie für das Folgende wichtig sind.

Je mehr sich ein Land bevölkert und in der Kultur aufsteigt, um so mehr Wasser verbraucht es. Kommt dazu eine ausgedehnte Industrie, so schwillt der Wasserbedarf oft zu einer unglaublichen Höhe an, ebenso in den anwachsenden Städten. Da nun die Fluß- und Bachgewässer mehr und mehr verunreinigt und hygienisch anfechtbarer werden, so gewinnt für die Wasserversorgung das Grundwasser eine immer höhere Bedeutung. Dies gilt vor allem für das ebene Land, wo stark sprudelnde Quellen nur in beschränktem Maße vorhanden sind oder fehlen. Daher ist es eine durch die letzten Jahrzehnte in ihrer Steigerung deutlich zu verfolgende Erscheinung, daß in allen Teilen unseres Vaterlandes Tiefbohrungen das Grundwasser erschlossen und an vielen Stellen angezapft haben. Wer z. B. vor 20—25 Jahren mit der Bahn von Frankfurt nach Heidelberg oder Mannheim fuhr, der sah noch nicht die zahlreichen Wassertürme, die nun in jedem Orte, bei jeder größeren Fabrik stehen und ihre Füllung direkt dem Boden mittels Pumpen entnehmen. In Pommern und Mecklenburg sind auf fast allen größeren Gütern Bohrungen ausgeführt, weil die Brennereien, der Molkereibetrieb und der durch die verstärkte Kultur sehr vermehrte Viehstand viel mehr Wasser erforderten, als die bisher üblichen Brunnen liefern konnten. Dazu kommen die zahlreichen Wasserleitungen der Städte und Ortschaften, die ebenfalls zusammen ganz unglaubliche Mengen dem Untergrunde entziehen.

Dieser unterirdische Wasservorrat erscheint dem Laien unerschöpflich. Das ist nun ein Hauptirrtum, auf den ich in diesem Aufsatze hinweisen möchte. Außerordentlich lehrreich waren die Erfahrungen, die an der Greifswalder Wasserleitung leider gemacht wurden. In einer quellenreichen Mulde, deren Boden so versumpft war, daß man kaum dort gehen konnte, wurde 12 m unter der Oberfläche das Grundwasser gefaßt und in die Stadt abgeleitet. Eine Fülle von Wasser strömte zu, aber schon nach 5—6 Jahren begann sich ein Mangel bemerkbar zu machen; von 35 Sekundenliter ging die Menge auf höchstens 12, im Sommer auf noch weniger zurück. Das bis dahin feuchte Gelände in der Nähe der Fassungsstelle wurde so trocken, daß man dort sogar Korn baute; alle Quellen versiegten. Das Grundwasser war gründlich abgefangen und der Boden entleert bis auf den normalen jährlichen Zufluß, der sonst in Quellen als Oberwasser zutage getreten war.

Diese Abnahme in der Ergiebigkeit ist nun eine oft wiederkehrende Erscheinung, mit der jede derartige Anlage rechnen muß. Das Grundwasser fließt durch die Reibung langsam; durch die wechselnde Porosität wird es in feinen Sanden lokal gestaut; auch Oberwasser kann sein Gefäll vermindern. Dadurch bildet sich das, was man „Bodenvorrat" nennen mag, eine Ansammlung oder Stauung, die bei der Anzapfung ganz bedeutenden Zufluß erzeugt, aber bei einer gewissen stärkeren Entnahme verschwindet. Zwar läßt sich mitunter durch Vertiefen der Brunnen die Menge wieder steigern, aber nur auf Kosten des Gesamtvorrats. — In früheren Jahren habe ich die Gemeinden und Unternehmer wiederholt dringend gewarnt, mit den überraschenden Ergebnissen der ersten Pumpversuche zu rechnen, vielmehr vorsichtig die Hälfte oder gar ein Drittel als dauernd zufließend in Anschlag zu bringen. Genützt hat diese Warnung selten; meistens wurde man erst durch Schaden klug, als kaum mehr etwas zu ändern und die große Anlage an der verkehrten Stelle errichtet war. Auch beim Grundwasser ist daher — soweit irgend möglich — die Ausdehnung des Zuflußgebietes festzustellen, eventuell durch systematisches Abbohren und Einnivellieren der Pegelstände und daraus mit Hilfe der Niederschläge die höchste Menge gewinnbaren Wassers zu errechnen. Mehr gibt ein solcher Strom unter keinen Umständen dauernd ab.

Der Unterschied zwischen Flüssen, Bächen und dem Grundwasser ist nun der, daß Schwankungen natürlicher oder künstlicher Entstehung sich bei den ersten ziemlich rasch äußern, bei dem letzten dagegen meistens erst ganz allmählich fühlbar machen. In der Verkennung dieses Umstandes liegt eine große Gefahr. Vor 20 Jahren waren in Vorpommern sehr viele Güter noch nicht drainiert; nach und nach wurde diese Entwässerung durchgeführt. Anfangs herrschte große Freude über die gesteigerten Erträge, bald aber kamen Klagen über trockene Jahre und die Dürre des Bodens. An einigen Gütern konnte ich diese Entwicklung Schritt für Schritt verfolgen. Die Drainage hatte die Wasser, bevor sie wirklich in den Boden eindrangen, aufgefangen und abgeleitet. Eine gewöhnliche Folge war, daß viele der Sölle und Weiher eingingen oder im Wasserstande sanken; vor allem begannen die Hofbrunnen, die auf dem oberen Geschiebemergel standen, zu versagen und im Sommer wenig oder gar kein Wasser zu geben. Es mehrten sich die Klagen „über die Trockenheit", die natürlich einer Klimaänderung, schneearmen Wintern, geringem Regenfall ꝛc. zugeschrieben wurde, obwohl

die Niederschlagsmengen nach den Aufzeichnungen der meteorologischen Stationen nicht in dem Verhältnis schwankten. Ganz langsam war das unterhalb der Drainageebene noch vorhandene Wasser aufgebraucht oder versunken, und von oben drang infolge der Ableitung viel weniger nach.

Oft besprochen ist ein anderes Beispiel, nämlich die Senkung des Grundwassers zwischen Mannheim und Odenwald. Dort haben die zahlreichen Wasserleitungen und Fabriken den Grundwasserstand ebenfalls so verändert, daß die Pegelstände in den achtziger und neunziger Jahren ganz verschiedene Kurven ergaben. Auch das ist unmerklich eingetreten, mag in diesem Falle durch wirklich trockene Jahre gesteigert sein und droht nun, wenn der Vorgang so weiter geht, zu einer wirklichen Schädigung des Gebietes zu führen. Torfige und bruchartige Rinnen, die bis dahin Oberwasser hatten, liegen trocken, weil das stark abgesenkte Grundwasser nicht mehr die Oberfläche erreicht. — Von erheblichem Einfluß ist ferner die Regulierung der Ströme, wodurch wie am Rhein das Grundwasser ebenfalls gesenkt wurde, was zu mancherlei Beschwerden Veranlassung gab. Aehnliche Zustände erzeugt der Grubenbetrieb, der als Drainage im größten Stil aufgefaßt werden muß und bei dem die Klagen über Wasserentziehung oft ständig anhängen. Daß auch Tunnelbohrungen gründliche Veränderungen erzeugen, lehrte der Hauensteintunnel, der den oben auf dem Juraplateau liegenden Ortschaften die besten Quellen wegnahm.

Auf dem Grundwasser beruhen eben die Quellen und dadurch die Wasserführung der Flüsse, wenigstens die anhaltende, ferner vor allem die gesamte Art der Bestellung und der Ertrag des Bodens. Jede Landwirtschaft hat mit der Wassermenge im Boden zu rechnen. Acker, Wiese, Obstgarten, Weinberg oder Kartoffel- und Rübenfeld sind dem angepaßt und können nur gedeihen und gewinnbringend bleiben, wenn an diesem wichtigen Faktor nicht allzu viel geändert wird; sonst muß eine andere Art der Bebauung begonnen werden. Aeltere große Anlagen für Wasserleitungen, Berieselungen &c. werden durch Sinken des Grundwassers ebenfalls leicht in Mitleidenschaft gezogen. Daher sollte man meinen, daß die Grundwasserfrage schon lange als eine brennende empfunden und zum Besten der Allgemeinheit gelöst wäre.

Dem ist aber nicht so. Fast überall ist das Grundwasse Eigentum des Grundeigentümers nach dem Satze: Was unter und über dem Boden sich befindet, gehört zum Grundstücke; so die Luft-

säule, so das unterirdische Wasser. Ausnahmen machen nur die dem Staate vorbehaltenen, bestimmt genannten Mineralschätze. Diese Rechtsauffassung rührt augenscheinlich aus dem Römischen Rechte her. In diesem sind ja die Verhältnisse der Oberflächengewässer gut geregelt, die Rechte der Anlieger, Unterlieger rc. bestimmt. Aber die Quellen gehören sicher zum Grundstück, stillschweigend auch das Grundwasser, um welches sich übrigens der Gesetzgeber sehr wenig gekümmert hat. Jeder Höherliegende darf auf seinem eigenen Grundstücke eine Quelle des Unterliegers abgraben, wenn er sie wirklich braucht. Auf das Grundwasser angewendet, heißt das: es kann jeder soviel Wasser für seine nachgewiesenen Nutzungszwecke entnehmen, als er will, unbekümmert, ob darunter Nachbarn oder große Landstrecken Schaden erleiden. Das ist ein gefährlicher Rechtssatz, der schon oft genug zu einem Raubbau geführt hat, und wenn nicht bald eine gesetzliche Aenderung eintritt, auch bei uns mit der immer stärker werdenden Inanspruchnahme des Grundwassers zu einem allgemeinen Uebelstand werden muß.

Als Beweis für die letzte Behauptung will ich einen Exkurs auf das historische Gebiet machen und gerade das Land betrachten, in dem das Römische Recht seinen Ursprung hatte, Italien. Seit Ende der punischen Kriege vollzieht sich dort eine langsame Entvölkerung und zunehmende Verödung des offenen Landes. Hatte noch vor dem hannibalischen Kriege überall ausgedehnter reicher Feld- und Gartenbau bestanden, so kam immer mehr das Latifundienwesen auf, dem weder die Landanweisungen der Gracchen, noch Cäsars Veteranenkolonien Einhalt taten. Dagegen fand eine starke Auswanderung nach den Provinzen statt, die dadurch freilich latinisiert und zu organischen Teilen des Reiches wurden. Der Ackerbau galt allein als ein wirklich vornehmes Gewerbe, so daß die Senatoren gemäß dem claudischen Gesetz von 218 v. Chr. ihr Vermögen nur in Grundstücken anlegen durften. Die Großgrundbesitzer wuchsen, der Kleinbauernstand schwand und war bis in die Zeiten von Marc Aurel, d. h. bis zum Eindringen der germanisch-sarmatischen Völker nicht wieder zu beleben. Sehr lehrreiche Darstellungen dieser sehr verwickelten historisch-nationalökonomischen Verhältnisse hat O. Seeck im ersten Bande seiner „Geschichte vom Untergange der antiken Welt" gegeben, und im folgenden benutze ich im wesentlichen die Tatsachen, die er anführt und die wohl als gesichert gelten dürfen.

Als ein Moment für diese Verödung Italiens, das bisher nicht beachtet worden ist, fasse ich den Raubbau auf Quellen und Grundwasser auf, dessen sich das Altertum schuldig gemacht hat. Je mehr die Städte wuchsen, je höher die Ansprüche an Wohlleben wurden, um so mehr steigerte sich das Bedürfnis nach Wasser. Die Römer waren treffliche Wasserbauingenieure. Aus den entfernten Teilen des Appenins wurden die reichen Quellen, ja ganze Bäche und Flüsse mittels meilenlanger teils oberirdischer, teils eingegrabener Aquädukte in die Städte geleitet. Rom hatte in der Kaiserzeit zwölf große Wasserleitungen. Mit Staunen wandern wir durch die kühlen, weiten Säulenhallen (Piszinen) bei Miseno, Bajä, Pozzuoli und trinken in Syrakus Wasser, das eine antike Leitung aus dem Innern Siziliens auf die Inselstadt fließen läßt. Jede Stadt, ja jede größere Villa hatte ihre Leitung. Dazu kam der Wasserluxus des Badewesens, von dem uns die erhaltenen Ruinen der Thermen in Rom eine schwache Vorstellung geben. Jeder bedeutendere Kaiser hat dort ein prunkvolles Bad errichtet, und hinter Rom wollten die Provinzstädte nicht zurückbleiben. In Pompeji sind mehrere derartige Anlagen ausgegraben, ebenso in Trier, in Mailand, kurzum überall, wo die Römer dauernd saßen. Sie fehlen nicht in den Prunkvillen am Strande Bajäs und Antiums, nicht in den Standlagern der römischen Legionäre an den Grenzen des Reichs. Große Massen von Wasser verschlangen in Rom auch die Naumachien in den Amphitheatern, die ja oft so eingerichtet waren (Kolosseum, Amphitheater bei Pozzuoli), daß ihre Arena unter Wasser gesetzt werden konnte. Gestempelte Ton- oder Bleiröhren für Wasserleitungen sind häufige Fundgegenstände in den von Rom unterworfenen Gebieten.

Konnte nun Italien diese Verschwendung des Wassers, diese Ableitung von Quellen und Bächen ertragen? Ich glaube, nein! Sehen wir von der Poebene ab, so ist das Wasser, welches im Sommer und Herbst die Flüsse füllt und den Boden durchzieht, aus den Niederschlägen des Herbstes und Winters hervorgegangen, und zwar um so ausgesprochener, je weiter wir nach Süden gehen. In Sizilien regnet es im Sommer überhaupt nicht. Der Winterschnee der Appeninnenhöhen und die Herbst- und Winterregen füllen auf der italienischen Halbinsel die von zahlreichen Rissen und Spalten durchzogenen Kalkmassen des axialen Faltengebirges. Was auf den Tonboden der Talflanken an Niederschlägen fällt, fließt meistens unmittelbar ab, ohne tief einzudringen. Daher sind der Volturno,

Ofanto, Basento, Bradano und oft auch Tiber und Arno im Winter wilde, schlammreiche Ströme, die dafür im Sommer trocken liegen oder ganz niedrigen Stand besitzen und ihre breiten verschotterten Täler als kümmerliche Wasserfäden durchziehen. Dauernd laufen nur die Quellen am Fuße der Kalkhöhen, wo auf toniger Unterlage die Grundwasser der Karstgebiete zutage kommen. Diese Quellen wurden nun gerade im Altertum in immer größerer Zahl abgeleitet, und zwar mit um so geringeren Schwierigkeiten, je mehr die Latifundien das Besitzrecht vereinfacht hatten. Einem überreichen Senator, der in Bajä Wasser für seine Villa brauchte, war die Dürre seiner Appenninenfelder einerlei. Die schönsten Quellen erleben jetzt wieder dasselbe Schicksal. Aus dem Hochtale von Serino geht fast das ganze Grundwasser in 40 km langer Leitung nach Neapel, so daß der Calore im Sommer trocken ist. Die reiche Selequelle im salernitanischen Appennin soll zur Bewässerung Apuliens und zur Versorgung der Küstenstädte Bari, Barletta ꝛc. dienen. Palermo holt sich in der Aqua di Scillato große Wassermengen aus den Madonie. Die meisten Orte im Innern Italiens sind auch heute noch hochgelegen, oft auf dürren Kalkfelsen. Sie alle haben eine Leitung, die das unentbehrliche Wasser, wenn nicht in die Mitte, so doch bis vor die Tore heranbringt.

Die Folgen, die solches Abfangen des Wassers erzeugt, sind an den Fingern abzuzählen. Jedes Wasser, das gesammelt einem Bach- oder Flußbette zuläuft, geht in seiner Hauptmenge dem Boden verloren. Die Quellen, die sonst streifenweise langsam herauskommen und über die Hänge ablaufen, dabei versickern und verdunsten, sind nun meist zugunsten der reichsten, am tiefsten gelegenen und gefaßten versiegt, weil dorthin von selbst alles Wasser hingezogen wird. Ihre Fülle strömt von den Orten nach dem Verbrauch als lästiges Schmutzwasser direkt dem nächsten Bache zu und geht in den verschlammten, durch Ton undurchlässigen Betten direkt zum Meer. So werden die ohnehin dürren tonig-mergeligen Hänge unter den Kalkfelsen immer trockener und ertragloser. Die Gegensätze verschärfen sich zu sehr, wenn im Winter die keimende Saat in dem schlammigen Boden wegen Nässe fault und im Beginne des Sommers in dem steinharten, zerklüfteten Acker vertrocknet. Das vermag ein alter Kleinbauernstand nicht auszuhalten, ein neuangesiedelter kann nicht aufkommen; Latifundienwirtschaft und Entvölkerung sind die unausbleiblichen Folgen. Daher haben wir heute in dem durstigen Apulien noch dieselben Zustände wie im Altertum.

desgleichen im mittleren Sizilien. Unter Nero war Apulien menschenleer und jetzt gehört es zu den am dünnsten bevölkerten Teilen Italiens.

Interessant ist es, zu sehen, was Italien in der Kaiserzeit an Hauptlandesprodukten lieferte. Es sind im wesentlichen Wein und Oel. Mit diesen beiden Erzeugnissen beherrschte es das Mittelmeerbecken und, als anderswo ihr Anbau billiger erfolgte, erließ der Senat gegen Ende der Republik ein Edikt, das den Provinzen die Kultur von Wein und Oel verbot. Domitian befahl sogar Weinstöcke auszureißen, um einer Ueberproduktion zu steuern. Rebe und Oelbaum sind zwei Pflanzen, die gerade warmen, trockenen Boden verlangen. In Baden ist der Löß des Kaiserstuhls das beste Rebgelände, ebenso längs des Fußes von Schwarzwald und Vogesen. Auf dem durchlässigen vulkanischen Tuff Kampaniens, auf den warmen Schuttgehängen Siziliens gedeihen Reben am üppigsten. Noch genügsamer ist der Oelbaum, dessen Ertrag auf sonnigen Kalkhängen am reichsten ausfällt, und der in den Murgie und in Sizilien auch dort gedeiht, wo es im Sommer gar nicht regnet. — Also zwei von Wasser unabhängigere Pflanzen machten die Hauptkulturen im Anfange unserer Zeitrechnung in Italien aus. Als nun die Provinzen ebenfalls Wein und Oel hervorbrachten und gar nicht mehr daran zu hindern waren, trat der große Krach in Bodenwerten ein, so daß unter Domitian jeder seine italischen Besitzungen losschlagen und in der Provinz neue zu erwerben suchte. Getreidebau rentierte nicht wegen der Korneinfuhr aus Afrika und Ägypten, Weideland allein hatte Wert, so daß die Viehzucht, wie Seeck sagt, sogar den Weinbau, die edelste Art des Ackerbaues, überwunden hatte. — Das Land war eben ausgedörrt, künstlich unfruchtbar gemacht, und als nun schwere wirtschaftliche Krisen hereinbrachen, entvölkerte es sich zugunsten der Provinzen, wie man heute nach Amerika auswandern würde.

Bemerkenswert ist, daß anscheinend an allen diesen Uebelständen nicht teilgenommen hat das Poland, daß sich ferner am raschesten erholte Kampanien, das wir schon in den Zeiten der beginnenden Völkerwanderung wieder besiedelt finden, wenn es überhaupt je stark entvölkert war. Beides ist leicht verständlich. Der vulkanische Boden in der eigentlichen kampanischen Ebene ist so durchlässig, daß jeder Regentropfen, der nicht verdunstet, in die Tiefe sinkt. Deshalb haben wir dort nicht einen einzigen Fluß: Volturno und Sarno sind auszuschalten, weil sie nicht in Kampanien ihr Sammelgebiet

haben. Die Vesuvbäche versinken vollständig; Gewitter und Wolkenbruchfluten füllen gelegentlich die Rinnen der Regi Lagni, die meistens nur den Schmutzwassern der Ortschaften als Ablaufkanal dienen. Das Grundwasser steht in Kampanien tief, aber bleibt in Brunnen erreichbar und wird auf jedem Acker durch Menschen oder Esel zu täglicher Berieselung geschöpft. Darauf beruht der gartenähnliche Anbau, der jedenfalls uralt ist und der den Charakter von Herkulaneum, Pompeji, Capua, Nocera in der Kaiserzeit ebenso bedang wie bei den heutigen Landstädten. Jedenfalls darf man in Kampanien von einer Verödung nicht reden. — Das Poland nimmt durch den Wasserreichtum seiner Alpenflüsse eine besonders günstige Stellung ein. Gerade im Sommer steigen die Flüsse durch das Schmelzen der Gletscher und behalten lange einen Stand, der andauernde Berieselung gestattet. Des Wassers war zu viel, um es alles abzufangen, und die ebenfalls sehr alte Berieselung füllte immer wieder das Grundwasser auf. Daher sind dort alle die Schäden nicht eingetreten, an denen Mittelitalien und Sizilien erstarben. Im Gegenteil, während Rom und Umgebung zurückgingen, ist Oberitalien mit Mailand als Hauptstadt der Sitz der Kaiser geworden.

Daß die schwindende Fruchtbarkeit Italiens die Verödung des Landes schuf, läßt sich auch daraus schließen, daß Aegypten, vom Nil jedes Jahr wieder gedüngt und bewässert, sowohl Italien mit seinen Kornsendungen zu ernähren, als auch eine Abnahme seiner Bevölkerung zu verhindern vermochte. „Das Trinken des Nilwassers macht die Frauen fruchtbar“, sagten die römischen Schriftsteller.

Erst der Einbrüch der germanischen Völker, der Verfall aller wasservergeudenden Luxusbauten, ja die Ohnmacht der Herrscher und Städte gegen den heranwachsenden Landadel führten dem ausgetrockneten Boden wieder das nötige Wasser zu, weil teils die Leitungen verfielen, teils die Grundherren das Wasser behielten. Der Zustand kehrte sich völlig um: die zu weit getriebene Ableitung machte einer Stagnation in den Senken und damit einer Sumpfentwicklung Platz, die zwar das Grundwasser weithin wieder auffüllte, aber zugleich die Keime der bösen Fieber gedeihen ließ, die nun auf andere Weise manche Gegenden unbewohnbar machten.

Mit diesem Exkurs wollte ich nicht sagen, daß in dem Uebermaß der Grundwasservergeudung der alleinige Ruin des kaiserlichen Italiens lag. Dazu haben viele andere Faktoren mitgewirkt, die Seeck eingehender schildert. Es sollte nur aufmerksam gemacht werden auf einen Punkt, der ganz übersehen zu sein scheint.

Wenn Tertullian sagte: „Die Elemente genügen der wachsenden Zahl der Menschen nicht mehr", so ist das damals z. T. Uebertreibung gewesen. Aber es kann soweit kommen, und ich meine, auch wir haben alle Ursache, in dem stets dichter bevölkerten Vaterlande darüber nachzudenken, daß ein so wichtiges Element wie das Wasser der Allgemeinheit erhalten bleibt. Wir sehen überall, wie die oberen Wasserhorizonte kaum mehr ausreichen. An vielen Stellen haben die Brunnen vertieft werden müssen, Bohrungen sind an Stelle der einfachen Schöpfbrunnen getreten. Wenn nicht ganz besonders günstige Verhältnisse vorliegen, pflegen diese verschiedenen Wasserhorizonte nicht scharf voneinander getrennt zu sein. Ein starkes Absaugen der zurzeit ergiebigen tieferen Wassermassen zieht unweigerlich mit der Zeit die oberen hinab, sobald dort unten durch die Entnahme Platz geschaffen ist. Somit muß dafür gesorgt werden, daß von der Oberfläche her stets reichlich Ersatz zugeführt wird. Eine starke Austrocknung der Teiche, Weiher, Sölle oder der Landseen ist zu vermeiden. Im Bereiche des baltischen Höhenrückens spielen die Torfmoore eine ungemein wichtige regulierende Rolle, so daß ich mit Potonié davon überzeugt bin, dieselben dürfen nicht alle in Felder oder Wiesen umgewandelt und durch Gräben ausgetrocknet werden. Im Mittelgebirge übernehmen die Schotter der Talböden die Rolle der Sammelbecken und leiten die Wasser in die Ebene hinaus, dort den Grundwasserspiegel haltend. — Augenblicklich aber ist das Bedürfnis nach Wasser besonders groß, weil an allen Stellen das Bestreben heraustritt, durch Wasserkraft die Kohle zu ersetzen. Schon weit oben in den Talanfängen sollen die Niederschläge gefaßt und aufgespeichert werden. In gesammelter Kraft bis zum geeigneten Punkte geführt, sollen sie die Turbinen treiben und dann abfließen. Damit geht dem Vorlande das so wichtige Grundwasser z. T. verloren. Aus den eingedeichten, oft sogar ausgelegten Flußbetten dringt nämlich wenig Wasser mehr in die Umgebung. Die Hochfluten und Ueberschwemmungen, die den Boden einmal gründlich tränken, werden möglichst vermieden und mit allen Mitteln verhütet. So ist einerseits eine geringere Zufuhr vom Quellgebiet her zu erwarten, anderseits schreitet die steigende Entnahme von Wasser zu immer größeren Tiefen vor.

Dem kann abgeholfen werden, wenn trotz der industriellen Ausnutzung der Wasserkräfte

1. nicht beliebig alle Quellen und Grundwasser als Privateigentum verkauft und abgeleitet werden,

2. wenn für eine ausgiebige Berieselung gesorgt wird,
3. wenn die Drainage nicht übertrieben und die stehenden Gewässer geschützt werden,
4. wenn der Raubbau auf Grundwasser eingeschränkt wird.

Das ist freilich nur möglich, wenn Quellen und Grundwasser auch im Rechte als „natürliche Wasserläufe" den Bächen und Flüssen gleichgestellt werden, so daß eine gewisse Aufsicht möglich wird, die zwar den einfachen häuslichen Verbrauch nicht trifft, wohl aber die allzu dichte und starke Anzapfung durch industrielle Betriebe verhütet. Ich denke an ähnliche Bestimmungen, wie sie für die Bohrungen auf artesisches Wasser südlich des Atlas nötig geworden sind oder in Nordamerika für die Bohrungen auf Erdöl eingeführt wurden. — Die bisherige Unterbringung im Gesetz beruht auf einem Irrtum, und solche Rechtsirrtümer rächen sich oft nach Generationen am allerschwersten. Gerade in der hier behandelten Frage darf man am Schlusse sagen: **Videant consules, ne detrimentum capiat respublica.**

# Religion und Kirche in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

**Dr. Albert Haas-Hamburg.**

---

Die Amerikaner gelten im allgemeinen als ein sehr religiöses oder doch zum mindesten streng gläubiges und sehr kirchliches Volk. Die amerikanischen Gemeinden und Kirchen erhalten keinerlei Zuwendungen aus öffentlichen Mitteln. Die Obrigkeit kümmert sich ganz und gar nicht um das kirchliche und religiöse Leben der Bürger. Die in der Bundesverfassung ausdrücklich garantierte Gleichberechtigung aller Konfessionen wird im großen und ganzen vom Staat und vom öffentlichen Leben respektiert. Es fehlt den amerikanischen Kirchen also jede direkte oder indirekte staatliche Unterstützung. Und dennoch gibt es in der ganzen amerikanischen Union kein auch noch so kleines Dorf, in dessen Mitte nicht eine Kirche oder doch wenigstens eine aus Brettern gezimmerte Kapelle stünde, in dem nicht an Sonn- und Feiertagen die Kirchenglocken oder ein sie ersetzender metallener Reif am Giebel der Kapelle die Beter zum Gottesdienste riefe. Die innere Einrichtung der Kirchen ist stets würdig, oft kostbar. Die Gottesdienste sind gut besucht, meistens besser als in Deutschland. Zwischen den Geistlichen und den einzelnen Mitgliedern der Gemeinden besteht eine enge Fühlung, wie sie in Deutschland selten zu finden ist. Und all dieses wird ohne den Schatten eines Zwanges, lediglich durch die freiwilligen Leistungen der Gemeindemitglieder aufgebracht. Kein Wunder, daß viele Europäer beim Anblicke dieser Zustände an die Verwirklichung absoluter Ideale geglaubt haben. Andere wieder, die die Phasen des amerikanischen Gemeindelebens aus der Nähe gesehen und genau verfolgt haben, mußten bemerken, daß auch in Amerika sich Pharisäer

und Sünder unter den eifrigsten Kirchgängern befinden. Und da diese Leute scheinbar aus keinem äußeren Zwange so handelten, so schien es klar zu sein, daß hier eklatante Fälle kirchlicher Heuchelei — angelsächsischer Heuchelei sagte man gewöhnlich — vorlagen. Beide Ansichten sind falsch. Beide entspringen aus der Gewohnheit, bei der Beurteilung anderer Nationen und Zustände sofort und vorschnell mit den Begriffen von gut und böse zu operieren, statt davon auszugehen, daß in der Fremde genau wie in der Heimat das tägliche Leben der meisten Menschen von alltäglichen Motiven beherrscht wird.

Der wichtigste Faktor im religiösen und kirchlichen Leben der Vereinigten Staaten ist die dort überall herrschende Trennung von Kirche und Staat, die vor allem nicht das Resultat eines Kampfes und schließlichen Sieges des modernen Antichristentums gewesen ist. In den Vereinigten Staaten ist die Trennung von Kirche und Staat schon im 18. Jahrhundert vorgenommen worden; sie ist zum erheblichen Teile das Werk starkgläubiger Menschen gewesen, die durch sie sich selbst und den Anhängern der zahlreich um sie herum bestehenden anderen Kirchen volle Gewissensfreiheit sichern wollten. Also nicht gegen die Kirche, sondern im gewissen Sinne für die Kirchen ist diese Trennung durchgeführt worden. Sie hat vor allen Dingen einen ganz andern Zweck gehabt, als z. B. die Trennung, die vor einiger Zeit in Frankreich vorgenommen worden ist. Und sie hat deshalb auch einen ganz anderen Gefühlswert. In Amerika ist es seit undenkbaren Zeiten nicht möglich gewesen, daß eine vernünftige, auf heimatlichem Boden entstandene politische Ueberzeugung notwendigerweise sich gegen die Kirche oder die Kirchen in Opposition befindet. Es fehlt an historischen Erinnerungen aus der Zeit der Trennungskämpfe, die das Verhältnis von Kirche und Staat beeinflussen könnten. Beides sind Einrichtungen, die von einander unabhängig sind und stets waren.

Das religiöse Leben der Amerikaner ist also weder durch staatliche Unterstützung gefördert noch durch politische Verquickungen gehemmt. Es ist sozusagen sich selbst überlassen. Es ist darauf angewiesen, sich seine eigenen Formen und Organe selbst zu schaffen. Und diese richten sich selbstverständlich nach dem Charakter und nach den Bedürfnissen der am religiösen Leben Beteiligten und Interessierten.

Das größte und stärkste religiöse Bedürfnis in den Vereinigten Staaten ist das des Religionsunterrichts der Kinder. Infolge der

Trennung von Kirche und Staat kann der Staat diesen Teil des Unterrichts nicht in den Lehrplan seiner Schulen aufnehmen. Das hat übrigens bei dem amerikanischen Sektenchaos auch praktisch seine gute Seite. In den meisten Teilen der Union sind so viele verschiedene Kirchen vertreten, daß nach dem Prinzip der Gleichberechtigung aller Konfessionen in jeder öffentlichen Schule die Religionslehrer dutzendweise vorhanden sein müßten. Anderseits würde ein allgemein christlicher Religionsunterricht, der die zwischen den einzelnen Sekten strittigen Fragen unberührt läßt, auch nicht durchführbar sein. Die Lektüre der Bibel müßte schon von vorn herein wegfallen, da die Katholiken natürlich nur die von ihren kirchlichen Autoritäten empfohlene Uebersetzung gebrauchen dürften. Eine allgemeine Besprechung der wichtigsten Sakramente, wie z. B. der Taufe, würde dadurch unmöglich, daß einzelne Sekten, wie die Quäker, überhaupt keine Sakramente anerkennen. Schließlich würde ein solcher Unterricht niemanden befriedigen und überall Anstoß erregen. Die amerikanische öffentliche Schule kümmert sich also gar nicht um den Religionsunterricht der Kinder; sie überläßt ihn der Sorge der Eltern. Nun haben aber in Amerika genau so wie in Europa fast alle Eltern den Wunsch, daß ihre Kinder Religionsunterricht erhalten. Genau wie in Deutschland teilen in Amerika diesen Wunsch auch die Eltern, die religiös mehr oder weniger indifferent sind oder in Fragen der Religion zu einem ironischen Skeptizismus neigen. Aus pädagogischen Gründen zum mindesten halten auch sie es für wichtig, daß ihre Kinder über die religiösen Faktoren unseres Kulturlebens unterrichtet sind. Dieser Religionsunterricht ist nun eine der wichtigsten Funktionen des kirchlichen Lebens in der amerikanischen Union. Die Kirche und der Geistliche zusammen mit ihren freiwilligen Assistenten übernehmen in den Sonntagsschulen eine Arbeit, die in Europa von der Schule geleistet wird. Und wie die Majorität der amerikanischen Bürger die kirchlichen Einrichtungen notwendig für den Kinderunterricht braucht, so trägt sie aus diesem Grunde auch freiwillig zu den Lasten für die Unterhaltung der Kirche und ihrer Diener bei.

Die Auswahl der Kirche, in die eine Familie ihre Kinder schickt, steht ihr vollständig frei. Dabei verfahren natürlich die einzelnen in verschiedener Weise. Religiös mehr indifferente Menschen schicken ihre Kinder zu dem Geistlichen einer benachbarten Kirche in die Sonntagsschule, wenn sie wissen, daß er ein „vernünftiger Mensch“ ist, und wenn sie im übrigen in seine Intelligenz und seinen

Charakter das nötige Vertrauen setzen. Andere wieder halten darauf, daß ihre Kinder von einem Geistlichen der Kirche unterrichtet werden, der sie selbst und ihre Eltern angehört haben. Wieder andere, religiös besonders stark interessierte Eltern schicken ihre Kinder überhaupt nicht in eine öffentliche Schule, sondern in ein Institut, das von der ihnen genehmen Kirche geleitet wird und in dem jeder Unterrichtsgegenstand vom Dogma dieser Konfession gleichsam durchtränkt ist. Es kommt auch häufig vor, daß einer solchen Schule Kinder aus anderen als religiösen Motiven anvertraut werden. So sind z. B. viele Amerikaner der Ansicht, daß die meist etwas frauenrechtlich angehauchten Mädchenschulen ihren Zöglingen nicht die richtige Erziehung angedeihen lassen. Sie ziehen es darum vor, ihre Kinder katholischen Nonnenklöstern anzuvertrauen, auch wenn beide Eltern durchaus nicht katholisch sind und durchaus nicht wünschen, daß ihre Töchter katholisch werden. Aber in diesen klösterlichen Anstalten wird weniger Wert auf die theoretische, unter Umständen „naturwissenschaftliche“ Ausbildung gelegt, als darauf, daß die Zöglinge diejenigen praktischen Fertigkeiten erwerben, deren sie später im Leben ihrer Gesellschaftskreise bedürfen. Entsprechend der Höhe des Schulgeldes und dem allgemeinen Charakter einer jeder dieser Anstalten erhält in ihnen die junge Dame jene Manieren und jenes Auftreten, jene häusliche und gesellschaftliche Wohlanständigkeit und allgemeine Bildung, deren sie später bedürfen wird, um als Tochter eines guten Hauses ihrem Gatten ein angenehmes Heim und ein seinen Verhältnissen angemessenes Haus bereiten zu können. Es wird übrigens in der Union nie darüber geklagt, daß die Nonnen den Unterricht dazu benutzen, um Proselyten der allein selig machenden Kirche zu werben. Die vorsichtige Klugheit einer solchen Praxis macht sich dann dadurch belohnt, daß freiwillige Uebertritte früherer Klosterschülerinnen aus protestantischer Familie zum Katholizismus keineswegs zu den Seltenheiten zählen.

Der Religionsunterricht der Kinder ist die wichtigste Brücke zwischen dem Privatleben des freien Amerikaners und den Kirchen. Aber auch andere Umstände durchaus verwandter Natur sind dazu angetan, die Mehrzahl der Bürger mit den Kirchen in Verbindung zu bringen. Ebenso wie der durchschnittliche Amerikaner wünscht, daß seine Kinder nicht als Heiden aufwachsen, so wünscht er auch, daß in seiner Familie die Ehen kirchlich eingesegnet, daß die Kinder getauft werden, daß am Grabe lieber Verstorbener ein Geistlicher die letzten Trostesworte spricht. Wer so wünscht, daß die Kirche allen

wichtigen Ereignissen des Familienlebens eine besondere Weihe gibt, ist an sich noch nicht immer ein Mensch mit besonders stark oder überhaupt mit merkbar entwickelter Religiosität. Verschiedene Gründe können ihn bei dieser Auffassung beeinflussen. Vielleicht ist es gedankenloser Traditionalismus oder sentimentale Anhänglichkeit an den Brauch der Väter. Vielleicht folgt er auch nur jenen Prinzipien bürgerlicher Wohlanständigkeit, nach denen ein gesellschaftlich möglicher Mensch nicht Dissident sein darf, Prinzipien, die in allen Ländern der abendländischen Kultur fast ausnahmslos gelten und meistens das einzige Band sind, das die Mehrzahl der Menschen mit der Kirche verbindet. Vielleicht ist es auch wirkliche Religiosität, die die Anwesenheit des Geistlichen bei solchen Gelegenheiten verlangt. Jedenfalls besteht die Tatsache, daß in den Vereinigten Staaten auch ohne jeden äußeren Zwang Religiöse wie Indifferente die Funktionen der Kirchen nicht entbehren wollen.

In Deutschland gibt es Kirchen, die der Staat unterhält und die dem Bürger für solche Fälle, wie die eben erwähnten, zur Verfügung stehen. Nicht so im Lande der Trennung von Kirche und Staat. Wenn hier der Bürger die Leistungen einer Kirche in Anspruch nehmen will, so muß er zur Selbsthilfe greifen, muß er eine Gemeinde schaffen, muß zusammen mit anderen für ihre Verwaltung sorgen und ihre Ausgaben bestreiten. Und wie das einzelne Gemeindemitglied zu den Kosten des Gemeindelebens beisteuert, so muß es auch an der Verwaltung der Gemeinde mitarbeiten. Wer das nicht tut, wer diese Sorge seinem Nachbarn überläßt, der kann es erleben, daß Ausgaben gemacht werden, die er nicht billigt, daß ein Geistlicher angestellt wird, der ihm nicht paßt, daß der Gottesdienst und die Sonntagsschule in einer Weise ausgestaltet werden, die seinen Wünschen und Anschauungen widerspricht. Und deshalb wird schließlich auch manches religiös herzlich indifferente Gemeindemitglied seinen ihm kontraktlich zustehenden Anteil an der Bestimmung des Gemeindelebens ausnutzen. Er wird die Versammlungen besuchen, die über die Höhe der Umlagen in der Gemeinde und über die der Gemeindeausgaben entscheiden. Bei der Wahl des von der Gemeinde bestellten und besoldeten Seelsorgers wird er nicht fehlen. Er wird in die Kirche gehen, um zu sehen, ob die Predigt gut ist, ob die Musik einer sachgemäßen Kritik standhalten kann, ob die neuen Altardecken so teuer aussehen, wie sie sind, ob die Orgel gut klingt, die erst vor kurzem für schweres Geld gekauft oder repariert wurde: er wird an der Verwaltung der Kirche und am Gottesdienst teil-

nehmen. Ist doch die Kirche in gewissem Sinne sein Werk. Und wenn zu Ostern der Altar besonders schön mit Blumen geschmückt ist, wenn er weiß, daß seine Frau und seine Kinder dabei hilfreiche Hand zusammen mit den Nachbarn angelegt haben, dann ist auch der kühlste Skeptiker stolz auf seine Kirche. Wenn der Gottesdienst gut besucht ist, wird es ihn freuen, ebenso wie er damit einverstanden sein wird, wenn die Zahl der Gemeindemitglieder zunimmt. Dadurch wird einerseits der Beweis geliefert, daß seine Ansichten von anderen respektablen Menschen geteilt werden, und anderseits kann eine zahlreiche Gemeinde ja auch bei relativ niedrigen Beiträgen der einzelnen Mitglieder Großes leisten.

Die amerikanische Gemeinde ist also zum recht erheblichen Teile das Werk ihrer Mitglieder. Sie entspricht darum auch in ihrem allgemeinen Tone dem Bildungsniveau der Gemeindemitglieder. Diese an sich schon natürliche Tatsache wird nun weiter durch das verstärkt, was man kurz die gesellschaftliche Funktion der amerikanischen Kirche bezeichnen könnte.

Die überwiegende Majorität der Amerikaner besteht aus Menschen, die für das, was wir höhere Geistesbildung nennen, nicht viel Verständnis haben. Die Atmosphäre nüchternster Nützlichkeit, in der der Durchschnittsamerikaner sein Dasein verbringt, verhindert ihn daran, sich irgendwie mit abstrakten Fragen zu beschäftigen, schließt ihn von jedwedem höheren Geistesfluge aus. Herzliche und aufrichtige Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft unterhalten nur sehr wenige, und von diesen leben die meisten, die es können, in Europa. Aber eine gewisse geistige Speise muß der Mensch haben. Etwas muß ihn von Zeit zu Zeit über die Sphäre des Alltages hinausheben. Sport und Romanschmöker, die zwei wichtige Unterhaltungsmittel der Amerikaner sind, genügen auf die Dauer nicht. Da setzt nun die amerikanische Kirche für eine ganze Reihe von Gesellschaftsklassen ein. Sie veranstaltet allerlei Vortrags- und Unterhaltungsabende. Bald sind es Missionare, die in populären Ansprachen, begleitet von Lichtbildern, ihre Erfahrungen in fremden Ländern schildern. Bald sind es berühmte Kanzelredner, die Proben ihrer Beredsamkeit ablegen. Bald sprechen wieder andere, etwa Lehrer von Unterrichtsanstalten, die mit der betreffenden Kirche liiert sind, über literarische oder wissenschaftliche oder künstlerische Fragen. Alles ist so populär gehalten, daß jedes Gemeindemitglied es verstehen kann. Dazu treten dann rein gesellige Veranstaltungen. Die Damen treffen sich, um gemeinsam beim Tee für die Armen der

Gemeinde zu nähen oder neue Kirchendekorationen zu sticken. An schönen Sommertagen finden Kinderfeste statt mit Erdbeer- und Schlagsahne-Essen. Picknicks und Ausflüge aller Art werden veranstaltet; der Ueberschuß dient dazu, das Kirchendach auszubessern. Da alle diese Belustigungen von der Kirche ausgehen, da sie von ihr kontrolliert werden, so dienen sie zur Beförderung einer harmlosen Fröhlichkeit; und die Eltern freuen sich, wenn ihre Kinder daran teilnehmen statt Vergnügungen aufzusuchen, die ihr leibliches oder seelisches Wohl gefährden könnten. So wird denn die Kirche für viele Leute das Zentrum der Geselligkeit und des gesellschaftlichen Lebens, ein Umstand, der durch die geringe Seßhaftigkeit der Amerikaner noch verstärkt wird. Kommt nämlich ein Amerikaner, vom kleineren Mittelstande an abwärts, in einem neuen Wohnorte an, so fehlt es ihm natürlich zunächst an Freunden und an geschäftlichen Bekanntschaften. In der Kirche findet er beides. Wenn in einer amerikanischen Kirche der Gottesdienst beendigt ist, so leert sich das Haus nicht, wie bei uns, unter allgemeinem ehrfürchtigen Schweigen. Zwischen den Kirchenstühlen, in den Gängen bilden sich Gruppen. Auf der Veranda der Kirche stehen die Gemeindemitglieder in hellen Haufen. Ueberall wird lebhaft geplaudert. Nicht nur auf dem Lande ist die Stunde nach der Kirche am günstigsten, um Bekannte zu sprechen und unter Umständen auch den landläufigen Klatsch auszutauschen. Zugleich wird bei dieser Gelegenheit Propaganda für die Gemeinde gemacht. Ist ein bisher noch nicht gesehenes Gesicht in der Kirche aufgetaucht, hat namentlich der Unbekannte sich schon das zweite Mal zum Gottesdienste der Gemeinde eingefunden, so tritt der Prediger oder ein einflußreiches Gemeindemitglied an ihn heran und heißt ihn willkommen. Er wird eingeladen, auch weiter sich an den Veranstaltungen der Gemeinde zu beteiligen. Auf einem Picknick lernt man den Fremdling näher kennen. Man informiert sich über seine geschäftliche Stellung. Einzelne laden ihn zu sich ein. Er schließt Freundschaften, tritt der Gemeinde bei und hat Anschluß gefunden. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Notiz, die im Briefkasten einer amerikanischen Zeitung einst stand: ein junger Mann fragte an, wie er dem Mangel an angenehmen und anständigen Damenbekanntschaften abhelfen könne. Treten sie einem Tanzkursus oder einer kirchlichen Gemeinde bei, war die Antwort. Was aber diese gesellschaftliche Funktion der Kirchen in Amerika bedeutet, das versteht man erst dann, wenn man bedenkt, daß in der Union der Einzelne

gar nichts und die soziale Gruppe alles gilt. Wer z. B. in einen Prozeß verwickelt ist, muß Bürgen stellen; und das amerikanische Recht erkennt als Bürgen nur solche Leute an, die zu den eingesessenen, landbesitzenden Bewohnern der betreffenden Grafschaft gehören. Ohne gute Freunde und getreue Nachbarn ist es in der Union einfach unmöglich, unbehelligt und ungeschädigt seines Weges zu gehen.

Derartig enge Beziehungen zwischen den Mitgliedern einer Gemeinde sind natürlich nur denkbar und erträglich, wenn die Mehrzahl von ihnen gesellschaftlich und kulturell auf demselben Niveau steht. Das ist nun im amerikanischen kirchlichen Leben im großen und ganzen der Fall. Zunächst entspricht die Schichtung der verschiedenen Konfessionen im allgemeinen einer sozialen Stufenleiter. Dabei bestehen zwischen den einzelnen Teilen der Union gewisse Unterschiede. Auf der allerunterſten Stufe stehen natürlich die Negerkirchen. Sie sind gewöhnlich Baptisten- oder Methodistengemeinden. Kein Weißer setzt den Fuß in eine Negerkirche, es sei denn aus Neugierde oder aus Freude an der tatsächlich meist grenzenlosen Komik, die diesen „Gottesdiensten" innewohnt. Einfache Leute, Landleute und Arbeiter, wohlhabendere Leute ohne gesellschaftliche Stellung bilden den Grundstock der Baptisten- und Methodistengemeinden unter der weißen Bevölkerung. Die lutherischen Gemeinden bestehen fast ausschließlich aus Deutschen und Skandinaviern oder deren Nachkommen. Da auch diese Einwanderer meistens nicht den gebildeten Gesellschaftsschichten entstammen, so ist das intellektuelle Niveau dieser Kirchen nicht immer sehr hoch. Die Presbyterianer bilden im Süden des Landes die Aristokratie. In den anderen Landesteilen gehören ehrenfeste Bürgerkreise dieser Kirche an, die übrigens sich einer verhältnismäßig großen Anhänglichkeit seitens ihrer Mitglieder erfreut. In den Mittelstaaten der Ostküste gehört es zum gesellschaftlich vornehmen Tone, der englischen bischöflichen Kirche, wo möglich in der Form der High Church, mit Bannern und Prozessionen und Kreuzen, anzugehören. In den Neu-England-Staaten, dem einzigen Teil der Union, in dem wirkliche Bildung als Gemeingut breiterer Kreise zu finden ist, sind die Angehörigen der Geistesaristokratie oft Unitarier. Daneben finden sich die überzeugten Puritaner alter Observanz. Im Westen überwiegen mehr die Kirchen der ungebildeten Klassen und diejenigen, die wir in Deutschland etwa als freireligiöse Gemeinden bezeichnen würden. Je einfacher das intellektuelle Niveau einer Kirche ist, eine um so größere Rolle spielt im Gemeindeleben gewöhnlich die Gegnerschaft gegen den Alkohol. Bei Baptisten und

Methodisten ist ein Glas Bier einfach eine Todsünde. Bei einem bischöflichen Geistlichen der High Church kann man dagegen oft darauf rechnen, daß er einen guten Tropfen im Keller hat.

Je gebildeter nun der Mitgliederkreis einer Kirche ist, um so geringer ist übrigens die soeben geschilderte gesellschaftliche und gesellige Funktion der Kirche. Es ist selbstverständlich, daß Leute aus exklusiven Kreisen nicht nach der Kirche en passant Bekanntschaften machen wollen. So ist denn auch die bischöfliche Kirche in Amerika stolz darauf, daß bei ihr die Gemeinde nach dem Gottesdienste die Kirchengebäude verläßt und direkt nach Hause geht. Am ausgeprägtesten dagegen sind die gemütlichen Gespräche nach Kirchenschluß bei den Baptisten.

Die amerikanischen Kirchen gehören nun im Durchschnitt einer um so weniger gebildeten Gesellschaftsschicht an, je mehr in ihrer Verfassung das demokratische Prinzip ausgebildet ist. Bei den Baptisten und den Methodisten ist die einzelne Gemeinde ziemlich suverän. Es fehlt fast ganz an einer zentralistischen Leitung, die den Mitgliedern einer lokalen Gemeinde auch gegen ihren Wunsch Vorschriften machen könnte. Damit ist aber die Besorgung sämtlicher Angelegenheiten der Gemeinde, auch der geistlichen und geistigen, der lokalen Majorität überantwortet. Es entstehen dann hier und da einzelne Gemeinden, in denen die Anschauungen und Wünsche der ganz Ungebildeten überwiegen. Und das wirkt nicht nur auf die gebildeteren Kreise in dem betreffenden Orte abschreckend. Es hat auch eine Erniedrigung des Niveaus des ganzen Verbandes der gleichberechtigten Gemeinden zur Folge. Dabei handelt es sich um ein einfaches soziologisches Gesetz. In jeder nicht hierarchisch organisierten sozialen Gruppe gelangt schließlich der Ton zur Geltung, der niedrig genug ist, damit alle Glieder der Gruppe ihm gewachsen sind. Wird dagegen der Verband der Kirchen einer Konfession mehr zentral geleitet, ist der einzelnen Gemeinde nur beschränkter Spielraum gelassen, so gelangen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit hochgebildete Menschen und kluge Diplomaten an die Spitze einer solchen Hierarchie. So hat z. B. die bischöfliche Kirche eine ausgesprochene Hierarchie ausgebildet, die natürlich stets nach den englischen Einrichtungen hinüberschielt, wenn sie auch aus Rücksicht auf die amerikanischen Institutionen mit der Einrichtung der Erzbistümer gebrochen hat und sich mit Bischöfen begnügt.

Aus den Unterschieden des Charakters der verschiedenen amerikanischen Kirchen ergeben sich nun auch Unterschiede in der Aus-

bildung der Geistlichen und in der Stellung, die diese der Gemeinde gegenüber einnehmen. In allen amerikanischen protestantischen Gemeinden werden die Seelsorger direkt von der Einzelgemeinde auf begrenzte Zeit, meist ein paar Jahre, gewählt. Auch die bischöfliche Kirche macht hiervon keine Ausnahme. Die Folge hiervon ist eine doppelte. Der Geistliche muß einerseits die Majorität der Gemeindemitglieder sich günstig gestimmt erhalten, er muß ihre speziellen Wünsche berücksichtigen. Und anderseits muß er sich bemüht zeigen, möglichst viel für sein Gehalt zu leisten.

Ein amerikanischer Pastor darf sich nicht darauf beschränken, daß er Sonntags gut predigt und seine Amtshandlungen im übrigen pflichtgemäß vollzieht. Er muß die Pfarrkinder fleißig besuchen, muß auch in der Woche, am Nachmittag oder Abend, Erbauungs- und Betstunden abhalten, muß dem Vereinsleben in der Gemeinde, den geselligen Veranstaltungen, der Ausschmückung der Kirche usw. möglichst große Sorgfalt widmen. Er muß den Gemeindemitgliedern, seinen Brotherren, zeigen, daß er sein Gehalt verdient. Das kann er am besten dadurch tun, daß er zur Vergrößerung der Zahl der Gemeindemitglieder beiträgt. Der Amerikaner ist in seinem Geistesleben vor allem und stets Kaufmann. Irgend eine Idee oder eine Einrichtung wird von ihm leicht dann von selbst und ohne weiteres Ueberlegen für gut gehalten, wenn sie möglichst allgemeinen Anklang findet. Der Geistliche muß also dafür sorgen, daß auch Fremde seinen Gottesdienst besuchen und daraufhin eventuell der Gemeinde als zahlende Mitglieder beitreten. Zu diesem Zwecke muß er dem Auge und dem Ohre etwas beim Gottesdienste bieten. Wenn es der Ritus der Konfession zuläßt, so muß er gute Gesangskräfte für besondere Feiertage heranziehen und die Kirche dann künstlerisch schön mit Blumen und Decken dekorieren lassen. Vor allem aber muß er interessant predigen. Unsere deutsche Predigt würde hierzu nicht geeignet sein mit ihren überwiegend theoretischen und religiöspsychologischen Besprechungen der Bibeltexte. Der amerikanische Geistliche greift deshalb herzhaft in das Menschenleben hinein. Er bespricht praktische Fragen, die auf der Tagesordnung stehen. Wirtschaftliche Vorgänge, politische Angelegenheiten von nationaler Bedeutung, Tagesereignisse geben ihm den Ausgangs- und Anknüpfungspunkt, um die Welt und die Menschen vom Standpunkte seiner Kirche aus zu beurteilen. Unter Umständen wird die Kanzel dabei sogar die Stätte von Sensationen, über deren Berechtigung in der Kirche man sehr verschiedener Meinung sein kann.

Wenn aber der Prediger so auf die Fragen und die Ereignisse des Tages eingeht, so muß er es in einer Weise tun, die den Interessen und Ueberzeugungen seiner Zuhörer nicht widerstrebt. Fehlt er hiergegen, so kann er sicher sein, daß er nach Ablauf seines Kontraktes nicht wiedergewählt wird. Der Geistliche muß also die „öffentliche Meinung“ in seiner Gemeinde genau studieren und sie bei der Stellungnahme zu den Geschehnissen berücksichtigen. Namentlich muß er sich nach den Wünschen derer richten, deren Stimme in der Gemeinde Gewicht hat. Als Angestellter einer demokratischen Organisation kann er nur im beschränkten Maße Lehrer und Führer und Erzieher seiner Auftraggeber sein. Selbst wenn er sich die Aufgabe stellt, seine Pfarrkinder allmählich zu heben, so muß er das sehr vorsichtig tun und sie nicht merken lassen, daß er vielleicht im Grunde eine der ihren entgegengesetzte Ansicht hat. In vielen Fällen, wo die geistige Kraft oder die Energie oder der sittliche Wille fehlt, wird er sich damit begnügen, ein Interpret der in seiner Gemeinde herrschenden Anschauungen und — Vorurteile zu sein. Zustände dieser Art führen im Leben der ernster gestimmten amerikanischen Geistlichen oft zu schweren inneren Kämpfen und zu Tragödien. Ein persönliches Erlebnis mag dies illustrieren. Zum amerikanischen „decoration day“, dem Erinnerungstage an die im Bürgerkriege Gefallenen, werden stets Feiern an den Kriegergräbern abgehalten, bei denen auch die Geistlichen einiger am Orte vertretener Kirchen Ansprachen halten. Es war in einem Landstädtchen der Union. Weißbärtige Veteranen in verschlissenen Uniformen standen um die eingesunkenen Hügel, auf denen kleine Sternenbanner flatterten. Zuerst redete ein Geistlicher vom Durchschnittstypus. Seine Rede hatte ungefähr folgenden Inhalt: In der ganzen Welt ist von Gott ein kausaler Zusammenhang zwischen Aussaat und Ernte gegeben. Wer fleißig ist, kann die Früchte dieses Fleißes einheimsen. Umgekehrt ist auch der Schluß richtig, daß der, der eine reiche Ernte in seine Scheuern führt, fleißiger zur Zeit der Aussaat gewesen sein muß, als der, dessen Ernte mager ausgefallen ist. Nun ist es eine Tatsache, daß die amerikanische Nation am größten in der Welt dasteht, daß ihre Ernte unter den Nationen die reichste ist. Folglich ist auch der Fleiß, ist auch die moralische Tüchtigkeit der amerikanischen Nation höher als die irgend eines anderen Volkes, hat sie Gott zu seinem besonders von ihm geliebten Volke ausersehen. Händeklatschen lohnte diese Leistung, die manchem wohl als Blasphemie erscheinen könnte. Daran schloß sich die Ansprache

eines jungen Predigers, der unstreitig zu den gebildeteren Leuten und namentlich zu den sittlich ernst denkenden gehörte. Er sagte, daß es falsch sei, durch die Größe der Vergangenheit oder den Glanz der Gegenwart sich zur Selbstüberhebung verleiten zu lassen. Namentlich aber dürfe das sittliche Streben nicht darunter leiden, daß man sich im Schimmer des Erreichten sonne. Gerade die Amerikaner müßten vor dieser Gefahr auf der Hut sein. Die Erinnerung an den Bürgerkrieg müsse sie daher zum Kampfe gegen die politische Korruption begeistern. Und nun kam das allerdings nicht kleine Sündenregister der amerikanischen Politik. Als der Redner geendet hatte, herrschte ein peinliches Schweigen. Er hatte offenbar die Situation nicht erfaßt. Seine Auftraggeber waren nicht mit ihm zufrieden. Er hatte wirklich Führer da sein wollen, wo er sich von den Wünschen anderer hätte führen und leiten lassen sollen.

Damit der Geistliche nun den richtigen Ton in der Kirche treffen kann, muß namentlich seine Erziehung und Ausbildung dem Niveau der Kirche angepaßt sein. In den großen, zu Landesverbänden oder kleineren Organisationen zusammengeschlossenen Kirchen ist daher die Frage der Vorbildung der Geistlichen dementsprechend geregelt. Prediger der bischöflichen Kirche besuchen fast ohne Ausnahme ein angesehenes College und verfügen daher über eine gute allgemeine Bildung, die sie vor Geschmacklosigkeiten bewahrt. Aus diesem Grunde halten sie sich auch von populären Veranstaltungen, wie der soeben beschriebenen, fern. Einfacher und anspruchsloser ist die Ausbildung der methodistischen und vor allen der Baptistenprediger. Sie haben ihren wesentlichen Unterricht in Seminarien erhalten. Gewöhnlich wird eine höhere Bildung nicht einmal gern gesehen, da sie zu allerlei dogmatischen Verirrungen führen oder den Geistlichen seiner Gemeinde entfremden könnte. Der Geistliche, der am Schlusse der geschilderten Feier gesprochen hatte, war Baptistenprediger, hatte aber eine der besten heimischen Universitäten absolviert! Am simpelsten ist natürlich die Vorbildung derjenigen Prediger, die überhaupt keinem größeren Kirchenverband angehören, sondern auf Grund eines von ihnen persönlich irgendwie zusammen gestellten oder zusammen gestoppelten Dogmas sich eine Gemeinde sammeln. Bei ihnen ist entweder das Sensationsbedürfnis oder irgend eine praktische Frage des täglichen Daseins oft der Mittelpunkt des Glaubensbekenntnisses. So kann man in Arbeitergegenden Kirchen finden, in denen Geistliche deshalb großen Zulauf haben, weil sie die unveräußerlichen Rechte der Arbeiter und der Gewerk-

schaften gegenüber den Kapitalisten vertreten. Ueberhaupt nehmen in der Union Bewegungen eine kirchliche Form an, die bei uns in Europa sich als kulturelle Strömungen darstellen und, unserer Anschauung vom Kirchentum entsprechend, sogar einen antikirchlichen Zug tragen. So hat z. B. die auch in Europa verbreitete Gesellschaft für ethische Kultur in der Union äußerlich die Form des Gottesdienstes angenommen. Als Einleitung spielt bei diesen „Gottesdiensten" zunächst etwa ein Quartett ein paar Stücke guter Kammermusik, die die Anwesenden in weihevolle Stimmung versetzen sollen. Dann verliest der Leiter der Erbauungsstunde eine Reihe von Aussprüchen großer Männer über ethische Fragen. Dabei nimmt er durchaus Stellung und Tonfall eines Geistlichen an, der das Glaubensbekenntnis in der Kirche vorträgt. Daran schließt sich dann ein Vortrag über irgend ein sittliches Problem. Eine erneute musikalische Vorführung beendet die Zusammenkunft, der man sich durchaus einen weihevollen, nicht einen rationalistisch wissenschaftlichen Charakter zu bewahren bemüht. Die geringsten Ansprüche an den Verstand stellen in der Union natürlich jene Gemeinden, die ihrer Bizarrerie wegen in den europäischen Zeitungen oft erwähnt werden. Zu ihnen gehören namentlich die Mormonen, die in fast allen amerikanischen Städten Propaganda-Gottesdienste abhalten und in ihnen ihre merkwürdig barocke Kirchengeschichte in lauten, für ungebildete Menschen nervös sehr aufregenden, wenn auch einfachen Zeremonien vortragen. Die Hefe des kirchlichen Lebens in der Union bilden dann jene Religionsstifter, die sich als Reinkarnationen großer Propheten ausgeben, die sich übernatürliche Kräfte zuschreiben und so viele arme, unwissende Seelen betören. Die Helden dieser Tragikomödien sind stets entweder einfache Schwindler oder Verrückte; in den meisten Fällen dürfte es sich um Menschen mit verminderter Zurechnungsfähigkeit handeln, deren geistiges Leben und kirchliche Tätigkeit in das Gebiet der gerichtlichen Psychiatrie fallen.

Interessant ist nun, was der Amerikaner dann tut, wenn in seinen Vermögensumständen eine Besserung eingetreten ist oder er aus andern Gründen auf besseren Verkehr reflektieren kann, als seine Väter. Dann wechselt er nämlich gewöhnlich die Kirche. Ausnahmen gibt es natürlich von dieser Regel. Oft bleiben Familien, die in einer Kirche der kleinen Leute auferzogen und aufgewachsen sind, ihr Zeit ihres Lebens treu. Aber im allgemeinen weiß der Amerikaner, daß man seine gesellschaftliche Stellung oder wenigstens seine gesellschaftlichen Aspirationen nach der Kirche beurteilt, der er

angehört. Kommen daher Mitglieder der gebildeten Kreise in eine Gegend, in der ihre Heimatkirche eine Repräsentantin der Ungebildeten ist, so schließen sie sich gewöhnlich einer gebildeteren Gemeinde an. Zum mindesten schicken sie ihre Kinder in die Sonntagsschule, in der gute Manieren und ein guter intellektueller Ton zu Hause sind. So z. B., wenn Leute aus dem Süden nach den Mittelstaaten kommen und von der presbyterianischen zur bischöflichen Kirche sich hinübergewöhnen. Ganz merkwürdig ist übrigens die Existenz mancher Gemeinden, bei denen für uns Europäer das Verständnis einfach aufhört. So gibt es z. B. in manchen amerikanischen Großstädten protestantische Gemeinden französischer Zunge, die zum recht erheblichen Teile von englisch redenden Amerikanern unterhalten werden, damit sie ihre Kinder zum Zwecke des praktischen Sprachstudiums Sonntags in den Gottesdienst schicken können. Kirchgang, um ohne Mühe französisch zu lernen! Natürlich sind das nur vereinzelte Erscheinungen. Aber nicht daß sie vorkommen, ist so merkwürdig, sondern daß niemand eigentlich etwas Merkwürdiges dabei findet.

Eine Sonderstellung von den bisher behandelten amerikanischen Kirchen nehmen nun einerseits die kleinen mystischen Sekten mit längerer Vergangenheit, wie Quäker und Mennoniten, und andererseits die römisch-katholische Kirche ein.

Die Quäker, Mennoniten, Dunkards, Schwenckfeldianer usw. unterscheiden sich schon auf den ersten Blick von den andern Kirchen dadurch, daß sie keine Propaganda treiben. In manchen Fällen ist es diesen Gemeinden nicht einmal so sehr angenehm, wenn von draußen Menschen zu ihnen kommen. Sie haben oft schlechte Erfahrungen mit diesen Proselyten gemacht. Viele von ihnen suchten nur materielle Vorteile bei ihrem Eintritte in die Gemeinde. Andere wieder entpuppten sich später als Schwarmgeister, die nur Unfrieden in das Gemeindeleben brachten. Und so ist es denn diesen meist kleinen und Jahrhunderte alten Gemeinden am wohlsten, wenn sie sich nur aus den Kindern von Gemeindemitgliedern rekrutieren. Die haben gewöhnlich den rechten Geist. Sie wissen, was das „natürliche Licht" bedeutet, das den Beter erleuchten muß, und das höher steht als alle Dogmen und Zeremonien. In diesen Kirchen findet man bei oft großen sozialen Unterschieden eine aufrichtige Herzlichkeit im Verkehr zwischen den Gemeindemitgliedern. Uebrigens ist Armut oder Aermlichkeit in diesen Gemeinden sehr selten. So gut wie alle Gemeindemitglieder wohnen schon seit Generationen in der

Union und haben deshalb an der Wertsteigerung aller dortigen Dinge teilnehmen können. Und infolge der nüchternen Lebensweise, die ihr Glaube ihnen vorschreibt, sind sie eigentlich nolens volens zur Sparsamkeit gezwungen.

Die katholische Kirche war ursprünglich in den Vereinigten Staaten nur schwach vertreten. Nur an einzelnen Orten, wie in Baltimore, reicht die katholische Einwanderung in die Zeiten zurück, als Amerika noch englische Kolonie war. In Baltimore wohnen denn auch viele vornehme Familien, die der katholischen Kirche angehören, und ein Hochamt in der Kathedrale von Baltimore läßt an Pracht und Feierlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sonst stammt die Mehrzahl der Katholiken aus der irischen und zum Teil aus der deutschen Einwanderung, die etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eingesetzt hat. In letzter Zeit hat die Einwanderung einen Schub polnischer und italienischer Katholiken in die Union gebracht. Schon die Iren, und teilweise auch die Deutschen, waren meistens weder vermögende noch gebildete Leute; die Polen vollends gehören den unteren und untersten Klassen der Bevölkerung an. Reiche Katholiken sind in der Union daher eine Seltenheit; gebildete Katholiken in den meisten Teilen des Landes sind noch seltener. Gewöhnlich sind beide Kategorien von Gemeindemitgliedern selfmademen. Eine Ausnahme bilden natürlich die oben erwähnten Konvertiten der Klosterschulen.

In dem Leben der katholischen Gemeinden finden sich nun zwar die meisten Züge wieder, die für die andern amerikanischen Kirchen charakteristisch sind. Auch die katholischen Gemeinden werden durch freiwillige Beiträge der Mitglieder erhalten, wozu allerdings noch Beihilfen aus Fonds der Kirche kommen mögen. Die Geistlichen kümmern sich sehr eingehend um das Leben ihrer Pfarrkinder. Sie veranstalten gleichfalls allerlei Festlichkeiten und Vergnügen; sie sorgen dafür, daß allerlei Verbände, Vereinigungen und Grüppchen zu Wohltätigkeitszwecken sich im Anschluß an die Kirche bilden und so das Interesse aller stets anregen und das Gemeindeleben durch immerwährende Variationen vor Monotonie bewahren. Aber in einer Hinsicht unterscheidet sich die katholische Kirche durchaus von den andern Gemeinden, in der Stellung, die der Geistliche seiner Gemeinde gegenüber einnimmt. Es ist selbstverständlich, daß der katholische Pfarrer nicht von seinen Beichtkindern bestellt und entlassen werden kann und daß er nicht sein Gehalt von ihnen bemessen und ausbezahlt bekommt. Zwar sorgt das mit Recht in der

ganzen Welt gerühmte diplomatische Geschick der katholischen Kirche dafür, daß in jeder Kirche Geistliche sitzen, die in der Gemeinde populär sind. Aber diese Geistlichen hängen nicht von der Gemeinde ab, sie sind nicht die Angestellten der Gemeinde, sie brauchen den „prominent citizens" nicht nachzulaufen, sie brauchen den Gläubigen nicht ständig Schmeicheleien zu sagen und brauchen nicht ihre ganze Arbeit so einzurichten, daß nach Ablauf ihrer kontraktlich garantierten Anstellung sich eine Partei für sie erklärt und sie zur Wiederwahl vorschlägt. Und da nun im allgemeinen Menschenkenntnis eine der höchsten Tugenden des Katholizismus ist, so zeigen die Geistlichen dieser Kirche in den Vereinigten Staaten eine äußerst geschickte Mischung von priesterlicher Autorität und demokratischer Bonhommie. Jedenfalls sind sie aber in viel höherem Maße wirklich Führer ihrer Gemeinde als die andern clergymen. Sie setzen sich mit klug an die amerikanischen Verhältnisse angepaßter Zähigkeit als letztes Ziel die Ausbreitung ihrer Kirche in der neuen Welt. Das Dogma verleugnen sie nie, stellen es aber nie ohne Not in den Vordergrund. Die prächtigen Zeremonien ihrer Kirche benutzen sie, um dem nach dieser Seite hinneigenden amerikanischen Geschmacke entgegen zu kommen. In der Oeffentlichkeit und in der Predigt, in Schrift und in Wort dagegen betonen sie stets den Wert der praktischen Religiosität. Ein beliebtes Thema für die Predigten katholischer Geistlicher in der Union ist die biblische Wahrheit, daß man den Glauben der Menschen an ihrem Lebenswandel erkenne. Fast klingt es manchmal wie der rationalistische Satz des achtzehnten Jahrhunderts, daß der einzig wahre Gehalt der Religion in der Ethik liege. Natürlich ist die katholische Kirche in Amerika genau so wie in Europa von der Annahme dieser Lessingschen Weisheit entfernt. Aber sie zieht es vor, nicht gegen Anschauungen dieser Art aufzutreten.

In einer Hinsicht hat die jetzt in der katholischen Kirche herrschende Strömung die amerikanischen Katholiken zur Aufgabe eines ihrer wichtigsten Wirkungsmittel gezwungen. Durch die Reform des katholischen Kirchengesanges und die Rückkehr zur gregorianischen Einfachheit ist der Verweltlichung der Konzerte während des Gottesdienstes ein Riegel vorgeschoben worden. Früher konnte man unter Umständen hören, daß die Orgel an einer besonders feierlichen Stelle der Messe Melodien aus Richard Wagners Tannhäuser spielte. Besonders reiche Kirchen ließen an hohen Festtagen z. B. Gounods Ave Maria von einer berühmten Sängerin als Teil des Gottesdienstes vortragen und sorgten dafür, daß am Tage vorher an-

kündigende Notizen durch die Zeitungen gingen. Als dann das Machtwort von Rom kam, da waren wohl hier und da einzelne Katholiken verstimmt. Aber der Befehl fand Gehorsam, auch bei denen, die früher mit besonderer Freude den musikalischen Darbietungen gelauscht hatten. Und genau so verhält es sich bei allen die katholische Kirche in Amerika betreffenden Fragen. Mag diese sich auch noch so selbständig zeigen, mag sie sich von den europäischen Schwestern scheinbar noch so sehr unterscheiden: in allen wirklich wichtigen Angelegenheiten und namentlich in der des Gehorsams gegenüber der zentralen Leitung der Kirche in Rom ist der „Amerikanismus" ebenso gefügig wie irgend ein anderes Glied dieser so außerordentlich fest gefügten Organisation.

Auch in einer andern Hinsicht unterscheidet sich die katholische Kirche von den andern in der Union vertretenen Konfessionen: sie versteht es mehr als alle andern, ihre Angehörigen an sich zu fesseln und sie vor dem Konfessionswechsel zu bewahren. Katholiken treten nicht leicht aus gesellschaftlichen Gründen in eine andere Gemeinde ein. Deshalb dürfte auch die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten eine große Zukunft haben. Schon jetzt ist sie die größte in der großen Schar der amerikanischen Kirchengemeinschaften, wenn auch ihre Anhänger weit davon entfernt sind, die Majorität der Bevölkerung darzustellen. Nun sind die gebildeten Amerikaner meist geneigt, die Aussichten des Katholizismus in ihrer Heimat nicht hoch einzuschätzen. „Sehen Sie sich die katholischen Kirchen an, sehen Sie wer darin zu finden ist, und Sie werden verstehen, daß diese Leute keinen Einfluß auf die Geschicke des Landes haben werden und haben können." Tatsächlich ist allerdings die überwältigende Majorität der amerikanischen Katholiken arm und ungebildet. Aber die Armen und Ungebildeten von heute sind die Väter und Großväter der Reichen und Gebildeten von morgen und übermorgen. Es wäre also gar nicht verwunderlich, wenn in späteren Zeiten der Einfluß der römischen Kirche in dem Lande der Puritaner und Presbyterianer sehr erhebliche Dimensionen annähme.

Zurzeit allerdings liegt diese Gefahr noch im weiten Felde. Im Jahre 1903 gehörten der römisch-katholischen Kirche nach einer amerikanischen Statistik 9 401 798 kommunizierende Mitglieder an, während die an den kirchlichen Veranstaltungen regelmäßig teilnehmende Mitgliedschaft aller amerikanischen Gemeinden und Kirchen sich auf 28 689 628 belief. Am nächsten kommen dieser Zahl die Methodisten mit 6 084 755; bei ihnen ist jedoch zu berücksichtigen,

daß sie nicht einer einzigen Kirche zuzuzählen sind, sondern in siebzehn verschiedene Organisationen zerfallen, von denen allein vier ausschließlich Neger und Mulatten als Mitglieder haben. Nach der hier angeführten Statistik waren ferner in der Union 6 629 487 Baptisten, in dreizehn Kirchenverbänden organisiert, vorhanden. Von ihnen entfallen 1 615 321 auf den Verband der farbigen Baptisten. Die Lutheraner, in zweiundzwanzig Verbände oder Synoden zersplittert, zählten 1 745 588 Mitglieder, die Presbyterianer 1 635 016 in zwölf Verbänden, die englische Kirche 758 052 Mitglieder und die Reformierten 385 038. Dazu kamen 143 000 Juden, 40 000 russische Orthodoxe, 21 230 griechische Orthodoxe, 15 000 Mitglieder der syrisch-orthodoxen Kirche, 8500 Mitglieder der armenischen Kirche, und die Anhänger der ungezählten Sekten und Konfessionen, wie Adventisten, Brüder in Christo, Kinder Zions, apostolische Katholiken, Christadelphianer, christliche Katholiken (wie sich des verflossenen Dowie Gründung nannte), Winnebrennianer, Schüler Christi, Dunkards, Quäker verschiedener Observanz, Freunde des Tempels, Mormonen (340 500 an Zahl), Walderstromianer, Herrenhuter, Heilsarmee, Schwenckfeldianer, Vereinigte Brüder, Universalisten und schließlich das unübersehbare Heer der nur lokalen Kirchlein und Konventikel.

* * *

Es wäre falsch, aus dieser Darstellung den Schluß zu ziehen, daß durch das kirchliche Leben in den Vereinigten Staaten das religiöse Leben erstickt wäre. Auch in den verschiedenen Kirchen, deren Organisationen im Vorstehenden kurz skizziert worden sind, gibt es zahllose ehrliche und aufrichtige Menschen, denen es um ihren Glauben heiliger Ernst ist. Auch unter den Geistlichen gibt es, genau wie in irgend einem Lande der Welt, zahlreiche, die wirklich zum Seelsorger berufen sind. Aber es wäre falsch, alle Amerikaner, die einer Kirche als freiwillig zahlende Mitglieder angehören, ohne weiteres zu den wirklich religiös Fühlenden zu rechnen. Wie bei uns und wie überall gibt es in der amerikanischen Union sehr viele, die lau und indifferent sind und doch der Kirche angehören. Daß diese Kreise, die dem religiösen Leben innerlich ganz fremd sind, in Amerika an dem kirchlichen Leben oft eifrig teilnehmen, ist eine für den Europäer zunächst befremdende Tatsache, für die die vorstehenden Zeilen eine Erklärung geben wollen.

---

# Immermanns politische Anschauungen.

Von

**Dr. Julius Heyderhoff.**

---

In den „Epigonen" läßt Immermann den Hausarzt des Herzogs Wilhelmi zu seinem jungen Freunde Hermann sagen: „Es gibt Dinge und Worte, die mit magischer Kraft das Gemüt unwiderstehlich nach sich reißen und so muß ich dir gestehen, daß ich, in abgelegenen Winkelverhältnissen hingehalten, nicht zu widerstehen vermochte, als mir die Aussicht erschien, mich dem Oeffentlichen angereiht zu sehen. Wie einst das Heilige Grab und späterhin die neue Welt jeden strebenden Geist siegreich lockte, so ist es jetzt mit dem Staate. Nur das, was an ihn sich lehnt, nur das, was von ihm erkannt wird, hat Glauben an sich selbst; die Zeit der Privatdienstbarkeit ist durchaus vorüber."*)

Ein Herzensgeheimnis der Generation, die Immermann in seinem Zeitbild schilderte, ist in diesen Worten ausgesprochen; Hermann fühlt sich von ihnen im Innersten getroffen. „Das wäre nun recht schön, erwidert er, wenn wir nur schon ein Vaterland oder große öffentliche Einrichtungen hätten."

In so widerspruchsvoller Lage befand sich zur Zeit Immermanns der Deutsche, der es versuchte, ein Verhältnis zum Staat zu gewinnen. Seit der gewaltigen Aufrüttelung durch die Fremdherrschaft und die Befreiungskriege hatte das Gemüt vieler Menschen die Fähigkeit verloren, sich in der früheren traulichen Enge zu regen; man sehnte sich, herauszukommen aus dem bloßen Privatdasein und für den Staat zu leben. Jede Betätigung der Staatsgesinnung war aber, in Preußen wenigstens, gehemmt, ja fast unmöglich gemacht durch das bureaukratische Bevormundungssystem, unter dem

---

*) Immermanns Werke, her. v. Mayne Bd. III, S. 415.

ein öffentliches Leben nicht aufkommen konnte. In dieser Verkümmerung der politischen Triebe sah Immermann den Hauptgrund für die innere Unruhe seiner Zeit, ihre „Hamletstimmung“, wie er sie nennt. Wie wenig entsprachen doch die staatlichen Zustände Deutschlands in seinem Mannesalter den „unbedingten Erwartungen einer vollen und großen Nationalität, welche die Jugend von 1813 beflügelt hatten!“ *)

Dem Dichter, der die innere Zerrissenheit seiner deutschen Zeitgenossen, ihr „geistiges und gemütliches Schwanken“ in der Schwäche ihres politischen Bewußtseins begründet fand, werden wir die Versicherung, er selbst habe keine politische Ader in sich,**) nicht glauben. Ihm fehlte nur das, woran der französierende Liberalismus der 30er Jahre den Politiker vornehmlich erkannte: er war kein Parteimensch, er begeisterte sich nicht für Kammerverhandlungen und die Zensurnöte der Zeitungsschreiber ließen ihn kalt. Der Inhalt des Staatslebens ging ihm nicht in den konstitutionellen Formen auf; war doch der Staat, dem er diente, das Preußen Friedrich Wilhelms III. und dessen Regiment der patriarchalische Absolutismus. Er hatte zu diesem ein anderes Verhältnis als die Liberalen, denen er ein Aergernis schlechthin war. Von Jugend auf gewöhnt, ihn in seiner Verklärung durch Friedrich d. Gr. zu betrachten, kannte er die besondere Bedeutung dieser Regierungsform für Preußen. Das Wesen des unumschränkten preußischen Königtums hat sein politisches Denken viel beschäftigt. Noch mehr vielleicht das jenem feindliche Prinzip des Konstitutionalismus. Sein Herrschaftsgebiet, anfangs auf Süddeutschland beschränkt, wo es seit 1820 überall landständische Verfassungen gab, umfaßte seit der Julirevolution auch die früher altständischen Territorien Sachsen, Kurhessen und Hannover. In Preußen selbst hatte der Verfassungsgedanke zahlreiche Anhänger in den neuen westlichen Provinzen. Diese lernte Immermann als Landgerichtsrat in Düsseldorf kennen, wo er seine reichsten Jahre verbrachte. Ein neues und ergiebiges Feld für politische Beobachtungen tat sich ihm hier auf: er studierte das Verhältnis der Rheinlande zu Preußen. Preußentum und Konstitutionalismus — die Rheinlande und die alten Provinzen:

---

*) Werke (Hempel) 18, 83.

**) Werke (Hempel) 10, 94: Ich habe nun einmal die politische Ader nicht in mir und es ist mir völlig gleich gültig, ob Meister Hinz einen Groschen Steuer mehr bezahlt oder Professor Kunz sein schlechtes Pamphlet nicht drucken lassen darf. — — Was sollen mir die Zeitungen, die Broschüren, die absolutistisch-liberalen Diskurse?

so können wir zusammenfassend die Probleme bezeichnen, denen er nachsann. Wichtigere gab es nicht zu lösen in der vormärzlichen Zeit. Hören wir nun Immermann über sie!

Ueber sein Verhältnis zum preußischen Absolutismus hat sich Immermann im Reisejournal von 1832 sehr nachdrücklich ausgesprochen.*) An gleicher Stelle und in demselben Zusammenhang beschäftigt er sich in eingehender Kritik mit dem politischen Leben im konstitutionellen Süddeutschland. Der Ton, den er hier anschlägt, ist so scharf, daß man das Befremden versteht, das seine Ausführungen südlich des Mains erregten. Er hatte die dortigen Politiker wirklich nach Schwabs treffendem Ausdruck „als eine Herde mittelmäßiger Köpfe traktiert," recht schulmeisterlich von oben herab, und gern glaubt man ihm, daß er nach persönlicher Berührung mit Uhland und Paul Pfizer manches anders ausgedrückt zu haben wünschte.**) Und doch: gerade die Schroffheit, mit der er den preußischen Standpunkt zur Geltung bringt, macht seine Worte wertvoll. Der ganze Stolz des preußischen Staatsgefühls, herausgefordert durch das windige Freiheitsprahlen und den Preußenhaß oberländischer Zeitungen, spricht aus ihnen. Um die Stimmung, in der sie geschrieben sind, zu verstehen, werfen wir einen kurzen Blick auf die politische Lage.

Die Julirevolution hatte Europa ein anderes Gesicht gegeben. In Frankreich das Bürgerkönigtum Louis Philippes, an der Schelde der junge belgische Staat mit seiner von den Liberalen bewunderten Musterverfassung, Erhebung der Polen und Italiener: all diese Erscheinungen hatten zur Folge die Erschütterung des Systems der heiligen Allianz. Die legitimen Mächte sahen sich aufs neue bedroht von der revolutionären Idee, die in ihrer alten Heimat unerwartet und mit gewaltiger Kraft wieder erwacht war. Sie begannen sich zur Wehr zu setzen. Es war die Lage, der die Worte Rankes gelten: „Allenthalben brachen die revolutionären Antriebe hervor, während sich die konservativen Prinzipien schon im Gegensatz stark und mächtig regten." Auf deutschem Boden fanden diese in Preußen die kräftigste Stütze. Zu ihrer publizistischen Vertretung wurde im Jahre 1831 das Berliner Politische Wochenblatt gegründet; hier bekämpften unter dem Beifall des Kronprinzen und Hallers, des „Dekans" der Restaurationspolitik, mit den Waffen, die ihnen seine Lehre lieferte, Jarke, Radowitz und die Gerlachs die Revolution

*) Werke (Hempel) 10, 94—100.
**) Putlitz: Immermann Bd. II, S. 14.

als „die Macht der Finsternis".*) Es waren die Anfänge einer konservativen Partei. Sie schloß sich zusammen unter dem Eindruck des siegreichen Vordringens der revolutionären Bewegung, die sonst an Preußen spurlos vorüberging.

Wie anders wirkte sie dagegen auf das politische Leben in Süddeutschland! Die Männer, die hier in den Kammern und der Presse das Wort führten, standen fast alle auf dem Boden des konstitutionellen Vernunftrechts, das soeben in Paris seinen Triumph gefeiert hatte. Sie fühlten sich glücklich, seine Heilswahrheiten in Deutschland auszubreiten. Nun erst recht galt Rotteck und seinen Freunden Frankreich als das Mutterland der Freiheit; daher bemühten sie sich, die Sprache seiner Volksvertreter in den Kammern zu Karlsruhe, Stuttgart und München getreulich nachzuahmen. Da nannte man an der Isar eine Verordnung des Ministers Schenk, welche die Besprechung aller inneren Angelegenheiten der Zensur unterwarf, die „bayrische Preßordonnanz"; Schenk selbst, dem diese Maßregel den Abschied brachte, hieß „der bayrische Polignak". In der Begeisterung für die gemeinsame Sache der Freiheit, welche man bei Frankreich am besten aufgehoben glaubte, verlor man jedes Gefühl für nationale Unterschiede. So erklärte eine schwäbische Zeitung, der Stuttgarter „Hochwächter", jeden deutschen Staat für Ausland, der gegenwärtig nicht ein konstitutionelles Interesse verfolge, also Oesterreich und Preußen.**) Vorläufig, gestand er, seien die Süddeutschen bessere Freunde der Franzosen, weil sie von diesen Schutz für den Bestand ihrer Verfassungen zu erwarten hätten. Dieselbe Fremdbrüderlichkeit zeigte sich in der Polenschwärmerei des süddeutschen Liberalismus. Rotteck verlangte in der badischen Kammer ein Eingreifen der deutschen Mächte zu ihren Gunsten. Preußen, das ihnen gewaffnet entgegentrat, ward als „das deutsche Sibirien" verschrieen, besaß es doch weder eine Volksvertretung noch eine freie Presse. Ausfälle gegen Preußen waren ein Lieblingsthema der oberdeutschen Blätter, des Freiburger „Freisinnigen", des „Schwarzwälders", vor allem aber der radikalen pfälzischen Zeitungen von Wirth und Siebenpfeiffer.

Vielleicht befand sich eine von ihnen in dem Paket süddeutscher Zeitungen, das Immermann auf seiner Reise im Herbst 1831 im Arnoldschen Lesekabinett zu Dresden vornahm, „um denn doch ein-

*) Varrentrapp: Rankes historisch-politische Zeitschrift und das Berliner Pol. Wochenblatt, Hist. Zeitschr. 99, 37.
**) Treitschke: Deutsche Geschichte IV, 248.

mal das Gebiet der Freiheit zu durchwandern". Bei ihrer Lektüre muß sein preußisches Blut in Wallung geraten sein; er machte sich Luft und schrieb jene geharnischte Kritik des süddeutschen Liberalismus, die ihm von den Schwaben, z. B. von David Fr. Strauß sehr verdacht worden ist. Ihr wenden wir uns nun im einzelnen zu.

Sie ist schon ganz auf den Ton gestimmt, der uns aus Treitschkes zorniger Klage über die Unnatur des Verfassungslebens in den süddeutschen Staaten vor 1870 entgegenklingt. „Es blieb ein Widersinn, sagt er in seinem Aufsatz über das konstitutionelle Königtum in Deutschland, daß jene Deutschen. die einen wirklichen Staat gar nicht besaßen, in der Politik als Lehrmeister der Preußen auftraten."*) Ein Ausspruch, den man als Leitwort über Immermanns Kritik setzen könnte. Denn sie richtet sich gegen denselben Widersinn, von dem Treitschke spricht, und das gibt ihr historische Bedeutung, daß sie ihn zum ersten Male aufdeckt. Stolz und überlegen, mit nackten und kalten Worten spricht Immermann aus, was den Süddeutschen trotz der großen Freiheitsreden ihrer Kammern zu einem wirklichen Staatsleben fehlt: „Sie sind kein Staat in dem Sinne, der jetzt allein der wahre ist; das wissen sie und da drückt sie der Schuh." Nur in großen Nationalstaaten wie England und Frankreich, wo in den Parlamenten das Herz eines ganzen Volkes schlägt, hat nach Immermanns Meinung das konstitutionelle Wesen Sinn und Inhalt, „findet die parlamentarische Debatte ihren gehörigen Körper". Wo dieser fehlt, wie in den Kleinstaaten Süddeutschlands, da sinkt sie zum bloßen Formenspiel herab. So empfand er das Treiben in den Kammern von Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart und München. „Da würde, was zu verhandeln ist, am besten als nüchternes Geschäft vorgenommen. Die Eloquenz könnte wegbleiben, und den Polignakschen Ministerprozeß brauchten sie auch auf ihrer Provinzialbühne — er meint die bayrische — nicht nachzuspielen, da sie ohnehin den fünften Akt nicht besetzen können. Aber freilich würde die Sache, wenn sie auf den prosaischen Fuß zu stehen käme, für die Meisten allen Reiz einbüßen."

So entdeckt Immermann in der Tätigkeit der süddeutschen Kammern ein komisches Mißverhältnis zwischen dem großen Aufwand an Worten und der Geringfügigkeit der tatsächlich geleisteten politischen Arbeit. Der Vergleich mit dem Zwerge, der sich mit aller Macht zum Riesen ausrecken will, drängt sich ihm auf. Aus

*) Treitschke: Histor. u. polit. Aufsätze I, S. 759.

dem ärgerlichen Gefühl, das in solchem Streben ein innerer Widerspruch liege, erklärt er den Haß der Süddeutschen gegen Preußen. Es bedarf solcher Anstrengungen nicht, um in der Welt etwas zu gelten. „Denn wir sind doch wenigstens ein Staat; wir mögen siegen oder fallen, so entsteht eine große Erschütterung in Europa.“ Diese stolzen Worte ergänzen, was Immermann zuvor über die Staatlosigkeit der Süddeutschen gesagt hatte. Sie leben in Kleinstaaten, die zudem noch geschichtslose Gebilde sind, entstanden in der kaum ein Menschenalter zurückliegenden Rheinbundszeit. Deshalb können sie sich nicht wie der Preuße gehoben fühlen durch die Zugehörigkeit zu einer vergleichsweise alten Monarchie mit ehrenvoller Geschichte. Nur in dieser aber vermag eine so kräftige Staatsgesinnung sich zu entwickeln wie Immermann sie besaß. Gereizt, wie er nun einmal ist in seinem preußischen Selbstgefühl, spricht er sie den Süddeutschen völlig ab. „Zu diesem historischen Bewußtsein bringen sie es nun nicht.“ Denn, wie er in der Rechtfertigung seiner politischen Ansichten an anderer Stelle des Reisejournals bemerkt,*) es fehlen ihnen die Erlebnisse aus denen sich ein Staats- und Volksgefühl vindizieren läßt. Für Preußen und Norddeutschland nimmt er ihrer drei in Anspruch, die zu den stolzesten Erinnerungen der Nation gehören; es hat die Reformation, Friedrich den Großen und das Jahr 1813. Ruhmestitel, von denen die beiden letzten rein politisch sind und in besonderem Sinne als Besitz der preußischen Staatsnation gelten können, während der erste, das Werk Luthers, über die Sphäre des Politischen hinausreicht und der größeren Gemeinschaft der deutschen Kulturnation zuzurechnen ist. Auf die drei insgesamt stützt Immermann die Behauptung, alles große Deutsche sei in den letzten Jahrhunderten bei den Norddeutschen entsprossen; dadurch besonders seien sie von den Männern des Südens verschieden. Das war pro domo gesprochen und eine selbstbewußte Antwort auf die geringschätzigen Reden, die gerade damals über Preußen im deutschen Oberland umgingen. Doch wie es bei der Abwehr, wenn Leidenschaft die Worte eingibt, zu gehen pflegt: in seinem berechtigten Bestreben, die Ueberhebung der Süddeutschen zurückzuweisen, ist ihr Immermann selbst verfallen. Und zwar beruht sie bei ihm wie bei jenen auf gegenseitiger Unkenntnis. Man kann ihm den Vorwurf, den er mit gutem Grund den Süddeutschen macht, sie schimpften auf den Norden, ohne ihn zu kennen, zurück-

*) Werke (Hempel) 10, 148—152.

geben: denn er kritisiert sie ganz ebenso a priori, nach dem Eindruck seiner Zeitungslektüre. Sie reicht doch nicht ganz aus zu der Betrachtungsweise, deren er sich rühmt: die Dinge in ihrer sinnlichen Deutlichkeit zu nehmen.

Zwar, wenn man seine Charakteristik der süddeutschen Kammerredner liest, möchte man es ihm glauben: ihre Durchschnittsphysiognomie ist nie treffender bezeichnet worden als mit seinem drastischen Ausdruck: „Silhouetten, die sämtlich Zöpfe tragen.“ So erschienen sie ihm nach ihren „akademischen Reden publizistischen Inhalts mit den nötigen Zitaten“; als er sie las, durfte er wohl unmutig klagen: „Wenn die dortigen Biedermänner, Volksvertreter und Edelgesinnten nur irgend eine erkennbare Gestalt hätten!“ In der Nähe gesehen, hätte er sie doch vielleicht bei einigen herausgefunden. Denn es gab doch in den süddeutschen Kammern, vor allem in der Stuttgarter, auch markante Persönlichkeiten, eigenwüchsige schwäbische Naturen wie Uhland und Paul Pfizer. Für sie gilt Immermanns Schilderung nicht. Ihnen ist erst ein anderer norddeutscher und Immermann nahestehender Schriftsteller gerecht geworden. Willibald Alexis hat in seinen „Schattenrissen aus Süddeutschland“, die zwei Jahre nach dem Reisejournal erschienen, ihre Gestalt festgehalten und anschaulich beschrieben, wie sie sich als Volksvertreter und politische Redner ausnahmen. Ihm ist auch das Selbstgefühl der Süddeutschen nicht das in der Luft schwebende Ding, für das es Immermann ausgegeben hatte. Vielmehr ist er objektiv genug, einen besonderen schwäbischen Stammesstolz gelten zu lassen, der literarisch schon seit den Zeiten der Minnesänger begründet, jetzt auch auf politischem Gebiet Nahrung finde an dem Kampf der Opposition für Freiheit und Volksrechte, „bei dem es siedet und glüht wie bei uns 1813“.

Das alles hätte Immermann in seiner Kampfstimmung nicht gelten lassen. Weil er von ihr frei war, konnte Alexis so ruhig und unbefangen urteilen. Aber auch so stehen sich die beiden in ihren Ansichten noch sehr nahe. Das Gemeinsame bei ihnen liegt darin, daß sie den süddeutschen Liberalismus vom Standpunkt des preußischen Machtstaates betrachten. „Sie hatte Recht,“ sagt Alexis von der württembergischen Opposition auf dem vergeblichen Landtag, „aber ihr Recht war ein kleines Recht und es kam in Kollision mit einem großen Rechte. Das kleine Schiff geht unter, wenn es mit dem großen zusammenstößt.“*) Sein preußischer Machtsinn

*) Alexis: Schattenrisse aus Süddeutschland (Berlin 1831) S. 131.

fand heraus, daß das bloße Rechthaben, worauf sich die schwäbischen Liberalen versteiften, im politischen Kampfe nicht ausreicht, um sich zu behaupten. Dabei findet er aber Worte des Bedauerns für „die guten Kräfte, die in einem fruchtlosen Widerstande sich erschöpfen", während Immermann in dem Auftreten der Kammern nichts anderes sehen wollte als „vages Umhertasten, knabenhaftes Uebergreifen, rohe Petulanz".

Man mag die Ausdrücke zu scharf finden, in denen der preußische Beamte die süddeutschen Volksvertreter abkanzelt, und muß doch zugeben, das sie sachlich gerechtfertigt waren durch ein Vorgehen, daß er in milderer Form kennzeichnet als das Bestreben, ihre Parteisache den allgemeinen Verhältnissen einzuimpfen. Wir haben ein charakteristisches Beispiel dafür angeführt: Rottecks Forderung, der deutsche Bund solle zugunsten der aufständischen Polen eingreifen. Derselben Aufopferung für die Freiheit eines fremden Volkes, die er hier von den Deutschen verlangt, glaubte man in Süddeutschland die Franzosen fähig: man erwartete von ihnen Schutz der eigenen Verfassung. Diesen kindlichen Glauben hat Immermann nie gehabt. Als er auf seiner Reise nach Heidelberg kam und dort und in der Pfalz auf die Frage, wer denn hier die Burgen und Dome zerstört habe, immer wieder die Antwort erhielt: Das haben die Franzosen getan, da war ihm die landesübliche Schwärmerei für sie schier unbegreiflich. „Man sollte meinen," schreibt er nach dieser Erfahrung, „die deutschen Grenzländer müßten auf ewige Zeiten die Lust verloren haben, nach Frankreich zu blicken. Sie hätten mindestens endlich wohl lernen können, daß eine Nation, welche diesen Namen verdient, es immer nur mit sich wohl meint und gegen andere nie anders als geizig, grausam und räuberisch ist, mag sie einem Despoten oder der Freiheit fröhnen."*) Diese tiefe Wahrheit, von der sich die Süddeutschen in ihrem Glauben an die völkerverbrüdernde Kraft der liberalen Idee nichts träumen ließen, hält er ihnen in seiner Kritik noch einmal vor. Wenn sie von Preußen verlangt hätten, bei einer kritischen Gelegenheit — er denkt wahrscheinlich an den polnischen Aufstand — human-philanthropisch zu handeln, so wären sie zu ihren Herren und Meistern in die Lehre zu schicken, um zu erfahren, daß ein wahrer Staat nie eine andere Maxime kenne, als für sich zu sorgen. Das ist die Auffassung vom Staatsleben, mit der Bismarck die Romantik Friedrich

*) Werke (Hempel) 10, 44.

Wilhelms IV. überwunden hat, Bismarck, der als altmärkischer Junker dem Niedersachsen Immermann stammlich aufs engste verwandt ist und in seiner Frühzeit gleich ihm ein Vertreter des spezifischen Preußentums war. Als solcher hat er in der Olmützrede die Erklärung abgegeben, die denselben Geist atmet wie Immermanns kräftige Lehre, ja an einer Stelle wörtlich an sie anklingt: „Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von einem kleinen Staate, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik, und es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinem eigenen Interesse angehört."

Doch kehren wir zu Immermanns politischer Betrachtung zurück, so begnügt sich ihr Autor nicht mit der Kritik des konstitutionellen Lebens in Süddeutschland, sondern charakterisiert nun zum Kontrast mit wundervoller Prägnanz die politischen Zustände im absolutistischen Preußen. Genauer: er spricht die Empfindungen aus, welche die Preußen unter dem alternden Friedrich Wilhelm III. ihrem Staat entgegenbrachten. Sie sind noch so weit zurück, zu glauben, daß, wenn sich für den Herrscher, wo er sich zeigt, eine persönliche Empfindung regt, wenn um einzelne Mißgriffe nicht gleich die Sturmglocke ertönt und niemand eine Schande darin sieht, der Obrigkeit zu gehorchen, dann eben ein Gemeinwesen vorhanden ist; in dem offen gelegten Haß und Hader der Elemente, den er in Süddeutschland zu sehen glaubte, vermögen sie es nicht zu erblicken. Es ist ein Zeichen der Gesundheit ihres politischen Lebens, daß es von Symptomen jeder Art frei ist, auch von denen der Begeisterung. Denn da das Organische, was in Süddeutschland noch zustande kommt, meist ein Nachbild dessen ist, was sie selbst in Eintracht schon lange erworben haben, so können sie eben nicht mehr dafür schwärmen, wollen jenen aber die Zugaben, glänzende Redestücke, geängstigte Könige und gehetzte Minister ohne Neid überlassen. Man sagt nicht zuviel, wenn man diese Erklärung Immermanns den klassischen Ausdruck der preußischen Staatsgesinnung in den ersten Jahren nach der Julirevolution nennt. Sie enthält jenen fruchtbaren Schatz monarchischer Treue, gesetzlichen Sinnes, nationalen Stolzes, den nach Treitschkes rühmendem Zeugnis Preußen damals durch die unerschütterliche Strenge seines Rechts den Deutschen gerettet hat.*)

---

*) Treitschke: Deutsche Geschichte IV, S. 179.

Auf diese Eigenschaften der Preußen setzte der tapfere Schwabe seine Hoffnung, der zuerst in seiner Heimat die Notwendigkeit der preußischen Hegemonie zur Einigung Deutschlands zu erweisen wagte: Paul Pfizer. Sein „Briefwechsel zweier Deutschen“ war im Jahr zuvor erschienen. Immermann hatte ihn gelesen und kommt in diesem Zusammenhang auf ihn zu sprechen. Er nennt das Buch „sonderbar“, räumt aber ein, daß er in ihm „unverhofft eine Bestätigung seiner Ketzereien gefunden habe“. Das durfte er sagen: denn mit derselben Eindringlichkeit, aber ohne Immermanns verletzende Schärfe hielt Pfizer seinen Landsleuten das Elend ihrer Staatslosigkeit vor, um dann den Adler Friedrichs d. Gr. anzurufen, daß er sie, die Verlassenen, Heimatlosen mit seiner goldenen Schwinge decken möge. Doch nur als Kritiker des Liberalismus hat Pfizer Immermanns Zustimmung: für die zukunftsreichen Ideen des Schwaben über Deutschlands Einheit zeigt er kein Verständnis. Die Beschäftigung mit ihr, die er für das politische Leben in Süddeutschland charakteristisch findet, nennt er Metaphysik. Trotz dieses geringschätzigen Urteils erkennt er ihr aber einen gewissen Wert zu: „Es regt sich in ihr unbewußt ein richtiges Gefühl von dem, was ihnen, den Süddeutschen, nottut“: Die Sehnsucht der Staatlosen nach einem wirklichen Staat. Das Eingeständnis, daß dieser ihnen fehle, schien ihm das Wichtigste an Pfizers Buch. So blieb er bei dem stehen, worin er den Refrain seiner eigenen Ausführungen wiederfand; mit keinem Wort dagegen äußert er sich zu Pfizers Lösung des preußisch-deutschen Problems. Er wird sie schwerlich gebilligt haben, da sie mit einem konstitutionellen Preußen als Vormacht in Deutschland rechnete. Man darf dies um so eher annehmen, als er Anstoß nimmt an einigen scharfen Bemerkungen, welche bei Pfizer im letzten Brief über die zu große Zahl der Fürsten in Deutschland fallen und die Kosten, die sie ihren Untertanen machen. Diese Ausfälle veranlassen Immermann, „die höhere, liebevolle Meinung über Fürsten und fürstliche Stellung“ zum Ausdruck zu bringen. Die irdische Seligkeit genießt, wer einem Könige oder Helden folgen darf. Der freudige Gehorsam, den man ihm entgegenbringt, erlöst von der öden Qual der Selbstsucht. Der Thron „ist das Zeichen, daß alles Menschliche, Edelmut, Weisheit, Vermögen, Tatkraft, Güte und Gnade in seiner höchsten Vollendung und Glorie wirklich werden kann“. In dieser Verklärung war das Königtum schon vor Immermann einem der Frühromantiker erschienen: Novalis. Ihre

Gedanken hierüber zeigen die engste Berührung. Eine höhere Sehnsucht seiner Natur, meint Novalis, treibe den Menschen zum Glauben an einen Höhergeborenen, dieser Glaube, auf dem sie beruhe, sei das Unterscheidende der Monarchie.*) Ganz übereinstimmend war Immermanns Erklärung; er umschreibt jene höhere Sehnsucht als das Bedürfnis jedes tieferen Menschen zu lieben, zu verehren. Man versteht, daß Novalis bei den Gefühlen, die er für den Monarchen hegte, die Meinung nicht gelten lassen wollte, daß der König nur der erste Diener des Staates sei. Diese rationalistische Auffassung des Königtums als einer bloßen Staatsinstitution machten sich nun gerade die süddeutschen Liberalen, die bei den Franzosen in die Schule gingen, zu eigen. Wahrscheinlich, daß Immermann auch hier den Gegensatz zu jenen betonen wollte, als er dies Bekenntnis zu einem, man möchte sagen persönlichen Monarchen ablegte. Er war aufgewachsen in der Verehrung zweier königlicher Helden, Gustav Adolfs und Friedrichs d. Gr.; ein Heroenkultus, den er Preußens größtem Könige widmete, war die Religion seiner Jugend. Für Friedrich Wilhelm III., auf dessen enge, jedes Zuges von Größe entbehrende Natur er ihn füglich nicht übertragen konnte, empfand er das Familiengefühl, das die Zeiten der Not und der Befreiung zwischen Volk und Herrscher in Preußen ausbildeten. Es blieb immer in ihm lebendig, wenn auch seine Stärke nachließ mit der zunehmenden Verstimmung über den geistigen Druck im Preußen der Restaurationszeit. „Dies Geschlecht hat doch eine ganz kannibalische Furcht vor dem Geiste,“ schrieb er an Schadow, als die Aufführung seiner „Bojaren“ aus untertäniger Rücksicht auf Rußland von der Regierung verboten wurde.**) Und in den „Epigonen“ urteilte er: „Leider haben die Beherrschten mehr Geist als die Herrscher.“ Erst der Tod Friedrich Wilhelms III. rief die alten Gefühle der Anhänglichkeit und Pietät wieder in ihm wach: in dieser Stimmung entstand die weihevolle „Strophe auf den Tod des Königs“, die letzte Gabe des Dichters, der das Jahr 1840 nicht überleben sollte.

Diese streng monarchische Gesinnung würde an sich schon ausreichen, Immermanns ablehnende Haltung gegenüber den konstitutionellen Bestrebungen seiner Zeit zu erklären. Sie hat aber noch tiefere Gründe, über die er sich in der schon einmal berührten Rechtfertigung seiner politischen Ansichten ausgesprochen hat. Der Kon-

*) Novalis' Schriften (herausgeg. v. Heilborn) 2, 40.
**) Putlitz: Immermann Bd. I, S. 255.

stitutionalismus bedeutete ihm nur ein vorgerücktes Stadium in dem Verwesungsprozeß des Alten, als den der Verfasser der „Epigonen" die Geschichte seiner Zeit ansah. Es ist dieselbe Auffassung, die er hier in der Korrespondenz mit dem Arzte vertritt, wenn er speziell das politische Leben mit einer großen Ueberschwemmung vergleicht, in der eine Welle sich zwar über die andere erhebe, aber gleich darauf von der nachfolgenden wieder umgestürzt und zerschlagen werde.*) Dem Heroenverehrer konnte sich, wie er gesteht, der Geist einer Zeit nur im Anschauen einer großen Persönlichkeit erschließen; da diese nun der Restaurationsepoche fehlte, gewahrte er in ihr zu Anfang der 30er Jahre nur Züge der Auflösung. Wie nach dem Untergang des römischen Weltreichs die Germanen, so standen nach der Zerstörung der Herrschaft allgemeiner Begriffe die Individuen in ihrer schrankenlosen Freiheit da. Von ihr fürchtete er Gefahr für Christentum und Monarchie, die ihm zusammengehörten. Denn die vom Christentum hervorgebrachten Persönlichkeiten, meint er, die im Gegensatz zu den in Staat und Religion lokal begrenzten Menschen des Altertums „den Menschen für sich" darstellen, können ihre Verbindung nur in einer höchsten Persönlichkeit finden, „und diese ist eben der König."

Es läge nahe, Immermann nach dieser Erklärung zu den orthodoxen preußischen Konservativen zu rechnen, die als Verteidiger der absoluten Monarchie sich ebenso mit Vorliebe auf die Lehren des Christentums beriefen, mit Dahlmanns „Fürchtendem" zu reden, mit ihm klimperten. Immermann unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß er nicht an das Königtum von Gottes Gnaden glaubte: „Von einem göttlichen Rechte der Herrscher zu sprechen, nachdem die Herrscher selbst alle Beziehungen zur Kirche aufgehoben haben, ist eine wahre Ungereimtheit."**) Ferner war er ein Gegner der „Evangelischen Kirchenzeitung" Hengstenbergs und ihres orthodoxen Anhangs, „der mit ihr trollenden Lämmleinsbrüderschaft"; diesen Leuten, die Schiller und Goethe den Gesinnungsmakel des Heidentums anhängen zu können glaubten, hat er in den „Memorabilien" gut heimgeleuchtet: „Ich sage Euch, diese zwei Heiden haben uns mehr genützt als Ihr guten Christen jemals uns nütztet, nützet und nützen werdet."***)

---

*) Immermanns Werke (Mayne) IV, S. 116.

**) Putlitz I, S. 317. Vergl. ferner I, 249 Im. an s. Bruder: Ich beneide Dich um Deinen schönen Traum von Fürstenwürde. Der totale Unglaube, der sich bei mir gewaltsam eingedrängt hat, macht nicht glücklich, aber ich kann mich nicht davon frei machen.

***) Werke (Hempel) 18. 161.

Ein weiteres, mehr praktisches Bedenken Immermanns gegen die konstitutionelle Staatsform liegt in dem starken Individualismus der Deutschen. Was er von diesem als der Neigung sagt, nur ja zu zeigen, daß man nicht wie sein Nebenmann sei, weshalb denn, wenn zwölf Deutsche zusammen seien, es unter ihnen ebenso viel verschiedene Sinnesarten gebe, hat noch heute seine Wahrheit, wie die Zerrissenheit unseres Parteilebens zeigt. Man denkt an Treitschke, der aus demselben Zuge der deutschen Natur den Mangel einer durchgebildeten Parteigesinnung wie der englischen bei uns erklärt.

Hiernach begreift sich die Besorgnis Immermanns, durch die Einführung einer Volksvertretung in Preußen werde „der letzte Rest des Gesamtwillens verschwinden und das Vaterland nach Osten und Westen den Fremden geöffnet werden". Daß dies in der kritischen Zeit nach der Julirevolution verhütet worden war, verdankte man der kriegerischen Bereitschaft Preußens. Ließ sie sich wie bisher aufrecht erhalten unter dem konstitutionellen System? Vielleicht schwebte Immermann diese Frage vor, deren schwerwiegende Bedeutung Ranke eben damals in voller Klarheit erfaßte. „Diese Militärmacht", schrieb er in der Historisch-politischen Zeitschrift, „fordert ihre Bedürfnisse ungeschmälert, unausgesetzt; sie fordert Einheit und strenge Unterordnung. Wie leicht könnte selbst ein gering scheinender Eingriff in dieselbe den Bestand der Dinge und damit die allgemeine Bedeutung der deutschen Elemente in dem europäischen Gemeinwesen gefährden!"*) Nicht zufällig sah Immermann in Rankes Zeitschrift „eine höchst anregende Erscheinung".**) Wurde in ihr doch „die inmitten der beiden Systeme, des revolutionären und des reaktionären, bereits ausgebildete Haltung" des preußischen Staats verfochten, die er selbst so nachdrücklich verteidigt hatte. Besonders interessierte ihn Rankes Ansicht von der französischen Charte, wie sich leicht begreift bei dem Standpunkt, den er selbst hier einnahm. Schranken, meinte er, müsse der König zwar haben, aber sie würden sehr individuelle sein und mit dem Begriffsspiel, welches jetzt getrieben werde, wenig zu tun haben. So wandte auch er sich gegen die Theorienwut in der Politik, welche Ranke bekämpfte, wie es ganz in dessen Sinn geurteilt war, wenn er im Herbst 1831 in einem Brief an seinen Bruder schrieb, er sei mit

---

*) Ranke, S. W. 49/50 S. 150ff.
**) Putlitz I, S. 346.

ihm der Meinung, daß aus einem bloßen Berechnen der Kräfte nie ein organisches Staatsgebilde hervortreten könne.*)

Was er hier als unzureichend ablehnt, war das politische Rezept, das man in Frankreich bei der Schöpfung des Julikönigtums befolgt hatte. Die Revolution, aus der es emporstieg, hatte bei ihrem Ausbruch Immermanns volle Sympathie gehabt; sie war ihm „rein in ihrem Ursprung“ erschienen; „ein übersinnliches Bedürfnis, sich in seinem Rechte zu behaupten“ hielt er für ihre Triebfeder.**) Er hatte es ganz in der Ordnung gefunden, daß die Kammer die Staatsleitung übernahm, weil in ihr die Elite des Geistes von Frankreich sitze. Der strenge Monarchist nahm keinen Anstoß an der Aechtung der Bourbonen, sondern hielt dafür, daß Frankreich sich ihrer gänzlich entledigen müsse wie einst England der Stuarts. Als er aber im Fortgang der Ereignisse ein Herabsinken von der ersten Höhe zu gewahren glaubte, änderte sich seine günstige Meinung. Ekel und Langeweile waren jetzt seine Empfindungen gegenüber den „quatschen“ Franzosen, und er tat einen teuern Schwur, nie wieder etwas Vernünftiges von Massen zu hoffen.***) Sie seien da, „um zu empfangen, der Idee Leib zu geben, zu verehren oder der Willkür eine Schranke zu setzen“. Als sie nun das letzte taten und die Politik auf die Straße trugen, da faßte diesen Aristokraten des Geistes eine ähnliche Furcht vor den bildungszerstörenden Mächten der Revolution wie ihren Todfeind Niebuhr. Die schlimmen Ahnungen, die dieser in seinem letzten Briefe aussprach, daß für Deutschland die barbarischen Zeiten des 30jährigen Krieges wiederkehren würden, fand er sehr begründet. Er sah in dem plötzlichen Erwachen des politischen Interesses eine Gefahr für die ruhige Fortentwicklung des deutschen Geistes. Da er von unserer politischen Begabung sehr gering dachte, meinte er, wir würden einem falschen Ziel nachstreben und darüber „die eigentlichen Palladien des Landes: Philosophie, Poesie und deutsches Wissen“ vergessen. Es war dieselbe Besorgnis, die Niebuhr hegte. Hatte er auf Belgien gewiesen, wo man davon gesprochen habe, Universitäten und dergleichen als kostspieligen Troß wegzuwerfen, so berief sich Immermann auf die schlechte Lage des deutschen Buchhandels, der nur noch politische Sachen absetzen könne, um ersichtlich zu machen, „daß diesem Geschlechte die Quellen und Urkunden

*) Putlitz I, S. 302.
**) Putlitz I, S. 243, 44.
***) Putlitz I, 267.

des Geistes das zuerst Entbehrliche seien".*) Diese trübe Auffassung hatte sich noch nicht verloren, als er die Betrachtungen schrieb, die wir zu würdigen suchen. Sie schließen mit der Erwartung des Schlimmsten: einer Verwüstung der Geister, „die uns vielleicht sogar eine Zeitlang aus der Reihe der denkenden und empfindenden Nationen verschwinden mache".

So finstere Ahnungen von dem bevorstehenden Ende der deutschen Kultur und die tröstliche Hoffnung, daß vielleicht gerade das ihr so gefährlich scheinende politische Streben, der Zug zum Staat, unter den Deutschen einen neuen Idealismus erwecken werde, diese beiden Stimmungen kämpften in Immermann, dem Schöpfer der „Epigonen". Der Gesamteindruck dieses Werkes ist, daß die pessimistische Ansicht die Oberhand hat. So werden wir uns nicht wundern, sie in den politischen Gesprächen wiederzufinden, an denen Hermann, der Held des Romans, bei seinem Berliner Aufenthalt im Hause Medons teilnimmt. Ihr Gegenstand ist die andere politische Frage, die Immermann beschäftigte: Das Verhältnis der Rheinlande zum vormärzlichen Preußen.**)

Im Roman behandelt man „das Verhältnis der neuerworbenen Provinzen zu dem Haupt- und Stammlande". Daß damit die Rheinlande und die altpreußischen Provinzen gemeint sind, ist auch ohne nähere Bezeichnung deutlich: sehr zutreffend gibt der hier gebrauchte Vergleich Preußens mit zwei auf dem festen Lande ausgesäten Inseln die Trennung des Staates in zwei weit auseinanderliegende Gebietsteile wieder. In dem Gespräch läßt Immermann drei verschiedene Meinungen sich bekämpfen. Zunächst kommt ein Vertreter des reinen Preußentums zu Wort. Er betrachtet die Rheinlande kurzweg als im Krieg eroberte Provinzen, denen der Sieger seine Einrichtungen und Gesetze geben dürfe. Er müsse den Zwang in seinem Gefolge haben; nur dadurch könne er sich als gerecht betätigen. Ihn anzuwenden, sei Preußen um so eher berechtigt, als es hier nur gelte, „den westlichen Brüdern ein ihnen von fremder Hand vor kurzem aufgedrücktes Gepräge wieder abzunehmen und ihnen dagegen eine stammverwandte Gesinnung wiederzugeben". Man ist versucht, bei diesem Gedankengang auf den preußischen Justizminister und Demagogenverfolger v. Kamptz

*) Putlitz I, 298.
**) Vgl. meinen Aufsatz in der Kölnischen Zeitung 1907 Nr. 1041: Immermann über das Verhältnis der Rheinlande zum vormärzlichen Preußen.

zu raten: es ist ganz der Standpunkt, den dieser Reaktionär in seinem Kampf gegen das rheinische Recht verfocht.

In entgegengesetztem Sinne spricht sich ein zweiter Politiker aus. Er bezeichnet das vorhin entwickelte System der Behandlung der rheinischen Provinzen als das, welches einst Rom gegenüber seinen eroberten Provinzen befolgt habe. Heute so vorgehen könne nur ein Volk, das sich wie die alten Römer zur Weltherrschaft berufen glaube: Davon seien die Preußen zurzeit weit entfernt. Der erste Redner war von den Vorzügen des Preußentums so überzeugt, wie es zu einer solchen Mission nötig gewesen wäre; dieser glaubt schon nicht mehr an seinen absoluten Wert, er spricht von „überlästigen“ Einrichtungen, die man nur noch aus Tradition festhalte und deshalb anderen nicht mit Gewalt aufdrängen dürfe. Er ist der Vertreter des politischen Skeptizismus; die Julirevolution hat seinen Glauben an die Dauer der bureaukratisch-absolutistischen Staatsform erschüttert.

Endlich läßt sich noch ein Dritter vernehmen, hinter dem wir Immermann selbst vermuten dürfen. Er spricht mit voller Kenntnis von Land und Leuten, wie unser Dichter sie sich im Lauf seiner rheinischen Jahre erworben hatte, und betont die Eigentümlichkeiten des Westens, die seinem von der Magdeburger Heimat an die Zustände des Ostens gewöhnten Auge in erster Linie auffallen mußten. Es sind sehr charakteristische Unterschiede, die er da hervorhebt.

Im Osten findet er als politische Daseinsform den patriarchalischen Absolutismus, wie er im Preußen Friedrich Wilhelms III. herrschte. Der König steht wie ein großer Familienvater über dem Volke; der Bürger sieht, wenn er aus seinen vier Pfählen herausblickt, den Staat nur in ihm und der aufsteigenden Beamtenhierarchie, ohne daß er die Möglichkeit hat, selbsttätig einzugreifen in den Gang der öffentlichen Angelegenheiten. Dieser einförmigen Erscheinung des preußischen Beamtenstaates stand im Westen noch vor einem Menschenalter eine bunte Welt geistlicher Staaten, kleiner Fürstentümer und freier Reichsstädte gegenüber. Sehr feinsinnig macht nun Immermann darauf aufmerksam, wie die Erinnerung an diese Zustände in dem politischen Bewußtsein der dort lebenden Menschen nachwirkt. Sehr viel größer als im Osten sei die Zahl derer, die als Söhne oder Enkel von geheimen Kammerräten, Bürgermeistern, Schöffen und Patriziern das Gefühl einer besonderen Stellung im Staat noch von ihren Vätern her in sich trügen und,

wenig zufrieden mit der Rolle passiv Gehorchender, die ihnen jetzt in den größeren Verhältnissen Preußens zugewiesen sei, sich neben dem Staat, ja auch gegen ihn geltend zu machen strebten. Er weist dabei auf die Reste von Selbstverwaltung hin, die sich hier noch im 18. Jahrhundert nicht nur in manchen Reichsstädten, sondern auch unter dem ständischen Regiment erhalten hatten, besonders in der Institution der bäuerlichen Erbentage in Cleve-Mark, an denen sich Stein seine Idee von Selbstverwaltung bildete. Ein anderes wichtiges Moment, das Immermann ebenfalls hervorhebt, lag in der Sonderstellung des hohen Adels in diesen westlichen Gegenden. Die Geschlechter der Droste, Croy und Aremberg in Westfalen, der Spee und Mirbach am Rhein hatten ganz andere Ueberlieferungen von Selbstherrlichkeit als der meist arme Militäradel in den östlichen Provinzen, den schon Friedrich Wilhelm I. als dienendes Glied dem preußischen Staatsorganismus eingefügt hatte. Die wollten sie auch jetzt bewahren im Widerspruch mit dem Gedanken des allgemeinen Staatsbürgertums. Sehr treffend spricht Immermann von ihrem Streben, „sich zu einer neuen Art feudalistischer Zwischenmacht zu erheben“; dies Ziel hatten die „Autonomen“ der rheinischen Ritterschaft im Auge, die damals auf den Provinziallandtagen in Düsseldorf eine besondere Partei bildeten.

Alle diese Erscheinungen nun faßt Immermann dahin zusammen, daß gegenüber dem Osten, wo der Bürger noch im Familienleben aufgehe, im Westen der Sinn für das Oeffentliche viel mehr entwickelt sei. Eine Erfahrung, die der rheinische Politiker J. F. Benzenberg schon im Jahre 1818 gemacht hat; er erzählt, beim Votieren einer Adresse habe ihm sein Gutsnachbar v. der Straaten gesagt, „die Preußen verständen gar nicht, was das heiße, auf diese Weise die Meinungen vieler auf einer einzigen zu vereinigen“.*) Eben diese Neigung, zu petitionieren, zu kollektieren, Vereine aller Art zu stiften, findet Immermann bei den Rheinländern besonders ausgeprägt. Um sie zu erklären, führt er auch die Einwirkung des französischen Geistes zur Zeit der Fremdherrschaft an: Die diesem eigentümliche Eitelkeit und persönliche Selbstschätzung seien Eigenschaften, die mit dem politischen Streben nahe Verwandtschaft hätten. Dagegen seien die patriarchalischen Einrichtungen des Ostens auf eine gewisse Selbstentäußerung berechnet.

In diesem Vergleich des politischen Lebens am Rhein mit dem

*) Pertz-Delbrück: Leben Gneisenaus, Bd. V, S. 305.

der alten Provinzen kehrt derselbe Gegensatz wieder, den Immermann zwischen Preußen und dem konstitutionellen Süddeutschland festgestellt hatte. Aber es fehlt die verletzende Schärfe, mit der er hier betont wurde. Dem aufgeblasenen Kraftmeiertum und den Donquichotterien des süddeutschen Liberalismus gegenüber hatte Immermann die selbstbewußte Ruhe der königstreuen Preußen als den schlechthin höheren Zustand geschildert. Jetzt ist hiervon als einem unbedingten Vorzug nicht mehr die Rede; vielmehr erhält der Westen das Lob, daß hier ein stärkerer politischer Sinn und eine regere Teilnahme am öffentlichen Leben zu finden sei. Freilich wird diese Anerkennung dann doch wieder stark eingeschränkt durch Bedenken, welche Immermann in seiner damaligen Stimmung der politischen Betätigung überhaupt entgegenbrachte. Man glaubt den Kritiker der süddeutschen Liberalen zu hören, wenn er versichert, ihn blende kein „Advokaten- und Rednergeschwätz", und ihm sei am Rhein „das seichte, oberflächige, unruhige Wesen, der Hang zum Verleumden und Verkleinern" nicht entgangen. Ebenso gemahnt an die Besorgnisse, die er mit Niebuhr für die deutsche Kultur hegte, die Klage über „die Geistesdürre und Gemütskälte", durch die man sich dort, wie überall, wo eine politische Regung herrsche, angewidert fühle. Noch war der Widerwille, den der ästhetische Mensch in ihm vor der Politik empfand, stärker als die Achtung, welche der Praktiker in ihm der Betätigung der Staatsgesinnung nicht versagen konnte.*)

Ueber diesen Zwiespalt, der in seiner Natur lag, ist Immermann nie ganz weggekommen. Aber er hat sich ausgeglichen in demselben Maße wie seine Stimmung gegenüber seiner Zeit versöhnlicher wurde und die Erkenntnis zunahm, daß auch in ihr schöpferische Kräfte wirksam seien. So schwer ihm das Zugeständnis fiel, er hat sie selbst in ihren materiellen Tendenzen anerkannt. Sie hat er im Auge, wenn er im Vorwort zu den „Memorabilien" davon spricht, alle Anzeichen seien vorhanden, daß eine der notwendigen Evolutionen des menschlichen Geistes im Werke sei. Dieses Werk werde an der Natur unternommen. So ahnte er schon etwas von der großen Mission der Naturwissenschaften, deren weltverwandelnde Wirkungen erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts recht sichtbar werden sollten. Er, der Eisenbahnen und Dampf-

*) „Das handelnde Element liegt bei mir im Kampfe mit dem ästhetischen; ich glaube, daß ich unter Römern oder im Mittelalter reiner Praktiker geworden wäre." Putlitz I, 266.

maschinen nie ohne eine Regung romantischen Widerwillens betrachten konnte, hatte doch ein offenes Auge für ihre gewaltige Bedeutung im Wirtschaftsleben. Wie er nun dem Aufschwung, den es nahm, und der Arbeit, die dabei geleistet wurde, mehr gerecht ward, also den wirtschaftlichen Sinn seiner Zeit richtig einschätzen lernte,*) so wurde auch sein Urteil über ihre politischen Bestrebungen freundlicher. Ohne ein Zeichen des Mißfallens charakterisiert er sie jetzt dahin, man wolle die Majestät in den Schranken haben, in denen sie allein Majestät bleibe und über die hinaus sie eine Art erhabener Klopffechterei werde. Auch von den Gefahren, die der deutschen Kultur von einer stärkeren Beschäftigung mit der Politik drohen sollten, verlautet jetzt nichts mehr; er begnügt sich mit der Feststellung: „Politische Sympathien haben unter den Deutschen begonnen, zwar schwach aber doch regsam."

Endlich verschwindet auch der Zweifel an der politischen Befähigung der Deutschen und macht einer besseren Meinung Platz. Deutlich erkennt man sie in den neuen Betrachtungen über das Verhältnis der Rheinlande zu Preußen, die sich in den Maskengesprächen der „Düsseldorfer Anfänge" finden.**) Die Unterhaltung kommt auf Görres, den Verfasser des „Athanasius". Der schwarze Domino, hinter dem sich Immermann verbirgt, greift ihn wegen der Behauptung an, daß das Heil des Geistes auf dem Katholizismus beruhe; der rote (Uechtritz) und der blaue Domino (Schnaase) nehmen ihn in Schutz. Sie nennen ihn den Deutschen, der gegenwärtig vom parlamentarischen Genie am meisten besitze, und stellen ihn neben O'Connel. Wie dieser Irland in sich verkörpere, so sei Görres „das Rheinland selbst mit seiner Berührigkeit und Lebhaftigkeit, seinem schnellen Witz, seiner glänzenden Einbildungskraft, seinem schlagenden Verstand und seiner Advokatensuade". Sie bedauern, daß der Herausgeber des „Rheinischen Merkur", der das Gewissen seiner Zeit gewesen, seinem heimischen Boden entzogen wurde; dort hätte er der Regierung wie in einer Abbreviatur immer die jeweilige Physiognomie des Landes gezeigt, das ihr hin und wieder unverständlich sei. Hier stellt sich Immermann ganz auf ihre Seite; von der Lektüre des „Rheinischen Merkur" den er zum ersten Male gelesen hat, im Innersten gepackt wie Wilhelm Meister

*) Vgl. besonders die Bemerkung: „Die Nation griff an ihrem Teile munter das Nächste, das Bedürfnis an und suchte sich im neuen Hause ohne Lärmen und Gepolter zurechtzufinden, es mit den Gaben der Betriebsamkeit auszustatten." Werke (Hempel) 19, S. 173.

**) Werke, 20, S. 113–127.

von der ersten Bekanntschaft mit Shakespeare, urteilt er, Licht und Schatten gerecht verteilend: „Des Mannes, von dem wir reden, Unglück ist, daß ihm das Organ, in dem er sich als eine Notwendigkeit fühlte, zerstört wurde, und von da an ging es mit ihm abwärts. Unsere Pflicht aber ist es, in ihm als einer durchaus geschichtlichen Natur der Geschichte treu zu bleiben, ihn zu verwerfen im Verwerflichen, im Rühmens- und Dankenswerten aber ihn zu rühmen und ihm zu danken."

Der Anerkennung, die Görres als politischer Agitator findet, entspricht das Lob, das hier wieder wie schon früher in den „Epigonen" dem regen politischen Sinn der Rheinländer zuteil wird. Im Osten sei man nach 1815 schon zufrieden gewesen, nur dem grimmigsten Elend entronnen zu sein; die Bewegung der Zeit habe hier nur in der Jugend und bei den Intellektuellen rumort, am Rhein dagegen alle Stände durchdrungen. Das wird an den Verfassungspetitionen von Adel und Bürgertum gezeigt, die in der Koblenzer Adresse gipfelten. Ihren Sinn findet Immermann darin, daß man dem Osten für das Geschenk der Befreiung ein Gegengeschenk habe bieten wollen: die bürgerliche Emanzipation. Aber, läßt er den blauen Domino hier einwenden: „Als wenn dergleichen sich schenken ließe! als wenn Verfassungen, nämlich die echten, Lebendigen, Lebensfähigen nicht immer die Früchte großer Krisen im Hauptorganismus des Staates wären." In Preußen bestand diese Krise darin, daß das Volk fähig gemacht wurde, sich 1813 zu erheben. „Popularisierter Fridericianismus" wird dieses neue Entwicklungsstadium genannt. Voll durchmessen haben es nur die Bewohner der östlichen Provinzen; ihnen als den älteren Söhnen des Hauses hätte es daher allein zugestanden, die Lösung der Verfassungsfrage in die Hand zu nehmen. Das ist altpreußisch argumentiert; der Historiker urteilt anders. Zum Wesen der preußischen Reform gehört der Bruch mit den fridericianischen Staats- und Wirtschaftsformen. Die ständische Gliederung der Gesellschaft fiel mit der Bauernbefreiung und der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Der Alleinherrschaft der Bureaukratie zog die städtische Selbstverwaltung Schranken, der monarchischen Selbstregierung aus dem Kabinett das verantwortliche Staatsministerium. Im Wirtschaftsleben trat Gewerbefreiheit an die Stelle von Zunftzwang, die Aufhebung der Akzise beseitigte die gewerbliche und steuerpolitische Trennung von Staat und Land und zog nach sich die Einführung eines gleichmäßigen Steuersystems. All diese Reformen waren un-

denkbar ohne das Vorbild der französischen Revolutionsgesetzgebung und die Anschauung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse des preußischen Westens, wie sie Stein, der Führer der Reform, besaß.

Soweit sie von ihm stammt, hat sie in vielen Zügen den Charakter einer Uebertragung von Einrichtungen des Westens auf den Osten. Zu diesen konnte man am Rhein auch das konstitutionelle System rechnen, dessen Formen man schon unter Napoleon hatte. Von hier aus wird die Auffassung der Konstitution als einer Gegengabe für die Befreiung verständlich. Handelte es sich dabei um ein Gut, das man nicht selbst erworben, sondern unter der Fremdherrschaft einfach mitgenossen hatte, so werden wir dem blauen Domino recht geben in seinem Vorwurf, die Rheinländer „hätten die Gestalt der Dinge, wie sie geworden, leicht und ästhetisch genommen“. Aber nicht alle taten das. Einer wenigstens hat schon damals mit vollem Verständnis für die Eigenart des preußischen Staates, aus preußischer Staatsgesinnung, wie sie sich bei „den älteren Söhnen des Hauses“ nicht lebendiger äußern könnte, die Verfassung gefordert: Der erste rheinische Liberale Johann Friedrich Benzenberg.*) Er sah in ihr den Schlußstein des Reformwerks, ein Mittel, den Staat stärker zu machen durch die freie Mitarbeit seiner Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten, ein kräftiges Einheitsband für „das Provinzenbündel, das sich preußischer Staat nennt“; nur ein konstitutionelles Preußen, so war er überzeugt, konnte sich die Rheinlande innerlich gewinnen.

Auf den Rheinlanden ruhte die Zukunft des Konstitutionalismus in Preußen. Ob der blaue Domino hieran gedacht hat, wenn er nun gerade in dem „Leichten, Uebermütigen, Wagenden“ der Coblenzer Adresse einen Sinn findet, der die glücklichste Zutat zu dem Gesamtleben des preußischen Staates bilde? Wie er die Rheinländer schildert, „aller patriarchalischen und nebenbei vigilanten Behandlung von Grund der Seele abhold, aber imstande, die verständigen Freunde des aufrichtig Meinenden zu sein“, so waren sie das denkbar ungeeignetste Objekt für die damalige Ueberwachungspolitik der preußischen Regierung und das Spionagesystem des Landrats Schnabel. Sie waren der Leitung der Bureaukratie entwachsen. Das gibt auch Schnaase zu; das germanische „auf seine eigene Hand sein“ findet er sehr ausgeprägt bei ihnen. Die Städte seien

*) Vgl. meine demnächst erscheinende Monographie: Joh. Friedr. Benzenberg, der erste rheinische Liberale.

eifersüchtig auf einander: so wollten es die Kölner den Düsseldorfern mit ihrem Kunstverein gleich nachtun. Hieran erkennt er deutsches Leben, „pulsierend, quellend, von hundert Orten hervorbrechend". Von ihm ströme nun eine Ader in die uniformere östliche Hälfte hinüber, auffrischend und auflockernd; vom Osten aber halte der knappere, gemessenere Geist die rheinische Ungebundenheit zusammen und bewahre sie vor Zersplitterung.

In unnachahmlichen Worten ist hier der Gedanke der gegenseitigen Ergänzung der Rheinlande und der altpreußischen Provinzen ausgesprochen. Immermann hat sie Schnaase in den Mund gelegt. Um aber keinen Zweifel zu lassen, daß er selbst derselben Meinung sei, stimmt er ihnen sogleich nachdrücklich zu. Er nennt die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen „das größte und glücklichste Ereignis, das sich seit Jahrhunderten in der deutschen Geschichte zugetragen habe: eine mächtige historische Wahlverwandtschaft sei dadurch gestiftet, die nur fruchtbar sein könne". Welcher Art freilich diese Früchte sein würden, das anzugeben, hält er für unmöglich.

Fassen wir das Gesagte zusammen. Wir haben Immermanns politische Anschauungen in zwei ganz konkreten Fragen kennen gelernt. Es wird erlaubt sein, darauf ein Urteil zu gründen. Immermann ist eine markante Grenzfigur an der Scheide zweier Zeiten. Er wurzelt im Deutschland Goethes, in dem ein Volk von Privatmenschen seine beste Kraft an die Erhöhung des geistigen Daseins der Menschheit setzte. Es findet seinen Ausdruck in der Literatur: ein andrer Inhalt wäre für den Sohn dieser ästhetischen Epoche undenkbar gewesen. Doch sie ging zu Ende; eine neue Zeit kam herauf, in der wirtschaftliche und politische Fragen die Bildungsfragen verdrängten. Diese Wandlung spiegelt sich treulich wieder in Immermanns großem Zeitroman, „den Epigonen", und in den historisch-kritischen Partien der „Memorabilien". Man hat die „Epigonen" als den ersten deutschen Roman gerühmt, der statt geistiger Gegensätze den sozialen Konflikt zum Angelpunkt der Handlung habe.*) Wir können jetzt neben das soziale Moment das politische stellen und von Immermann sagen, daß er unter den ersten in Deutschland den Einzelnen in seinem Verhältnis zum Staat betrachtet hat. So weist er auf die Zeit hin, in der unser Volk zum staatlichen Leben emporwuchs. Klar wie er sich über diese Entwicklung war, hat er auch daran gedacht sie praktisch zu be-

*) R. M. Meyer: Die deutsche Literatur d. 19. Jahrh. S. 127.

fördern. Auf welchem Wege, zeigen einige Leitsätze, die nach Gesprächen mit Schnaase niedergeschrieben sind.*) Das Wichtigste ist, die Menschen zu assoziieren; denn „in dem bloßen Vereinigen derselben steckt etwas, was uns zum Ziele führt". Zweck ihrer Vereinigung soll sein: „Belebung der Freimaurerei im Geiste der Zeit und im Gegensatz zu dem früheren Humanitätsprinzip, Ausbildung des echten Egoismus, des Beschlossenseins in den dem Subjekte angewiesenen Schranken." Als Mittel hierzu empfiehlt er Vorträge, „die alle die Tendenz haben, die scharfe Sonderung in den menschlichen Tätigkeiten hervorzuheben"; sie wären für den Jünglingskreis zu halten. Dem Meisterkreis ist eine praktisch-politische Aufgabe zugedacht: die allmähliche Bildung einer selbständigen, im Stillen wirkenden Meinung über den Staat. Das Ganze erinnert an Goethesche Ideen; man denkt an die Erziehungsprovinzen in Meisters Wanderjahren. Und weiter an Treitschkes Urteil, wer Goethes ewig junges Werk, Immermanns Zeitromane und Freytags „Soll und Haben" lese, der lerne den inneren Zusammenhang von drei Epochen unserer neueren Geschichte kennen.**) Uns scheint, wir dürfen hinzusetzen: diese Erkenntnis wird vertieft durch die Beschäftigung mit Immermanns politischen Anschauungen.

*) Putlitz: Immermann I, S. 348.
**) Treitschke, Deutsche Geschichte IV, S. 450.

# Die Rechte der Direktoren und der Oberlehrer.

Von

**R. Bünger-Görlitz.**

---

Die noch jetzt geltenden Dienstanweisungen für Direktoren und Oberlehrer stammen aus der Zeit Wieses. Sie atmen seinen Geist. Er war ein ganzer Mann, seinem Amte gewachsen wie selten einer, aber seine Achillesverse ist seine Behandlung der Oberlehrerverhältnisse. Nach seiner patriarchalischen Lebensauffassung bedarf der Untergebene stets der väterlichen Mahnungen und Belehrungen seines Vorgesetzten. Bei der Jugend des Gymnasiallehrerstandes mag das zum Teil den wirklichen Verhältnissen an den Schulen noch für das erste Drittel des vorigen Jahrhunderts entsprochen haben, in der Zeit, in die Wieses Haupttätigkeit fällt, jedenfalls nicht mehr; aber, wie das überall der Fall ist, die alten Verhältnisse wirken nach.

Wieses Auffassung des Verhältnisses zwischen Direktoren und Oberlehrern entspricht der vor jetzt reichlich 60 Jahren erfolgten Ordnung der Rangverhältnisse. Die Gymnasialdirektoren bekamen den Rang der Räte 4. Klasse. Nur besonders bevorzugte Oberlehrer erhielten mit dem Professortitel den Rang der Räte 5. Klasse; die große Mehrzahl der Oberlehrer und alle ordentlichen Lehrer gingen ranglos aus, weil für sie nur noch der Rang von Subalternbeamten geblieben wäre, und dessen Verleihung wurde doch als unzulässig anerkannt. Als es 1873 beim Wohnungsgeld galt, Farbe bekennen, wurden die ordentlichen Lehrer, d. h. die große Mehrzahl des gesamten Standes, wirklich mit den Subalternbeamten zusammengestellt. Eine weite Kluft wurde zwischen Oberlehrer und Direktor angenommen. Dieser galt als ein gehobener Oberbeamte, jener wurde zwar nicht ausdrücklich als Subalternbeamter bezeichnet, aber doch nur besonders Bevorzugte wurden unter die höheren Beamten eingereiht.

Dieser Ordnung der Rangverhältnisse also entspricht das dienstliche Verhältnis, wie es durch die Dienstanweisungen festgesetzt ist. Die Entscheidung des Direktors ist in allen Dingen maßgebend, der Lehrer hat seinen Weisungen unbedingt zu gehorchen. Für Schlesien heißt es: Jeder Lehrer hat die ihm in dem Lektionsplan zugelegten Lehrstunden unweigerlich zu übernehmen. — Den Weisungen des Direktors inbezug auf die Methode des Unterrichts ist Folge zu leisten. — Die Beaufsichtigung der einzelnen Lehrer wird dem Direktor zur dringenden Pflicht gemacht. Er muß die einzelnen Lehrstunden fleißig besuchen und, um auch solche besuchen zu können, welche mit seinen eigenen gleichzeitig fallen, sich lieber zuweilen in letzteren durch einen der andern Lehrer vertreten lassen, als dies wichtige Geschäft versäumen.

Selbst das ganze Kollegium ist rechtlos gegen den Direktor. Es liegt ganz in seiner Hand, welche Gegenstände in der Konferenz zur Beratung kommen, und ob er dann über diese Gegenstände eine Beschlußfassung herbeiführen oder selbst entscheiden will. Nur bei schweren Disziplinarstrafen muß das Kollegium das Odium mit auf sich nehmen. — Auch die neuen Versetzungsbestimmungen sind noch in diesem Geist gehalten. Nach ihnen muß der Direktor allerdings die Meinungen der Lehrer anhören, aber bei Meinungsverschiedenheiten hat er das Recht, allein zu entscheiden. Da er nun an der Versetzungskonferenz teilnimmt, kann er auch allein die Meinungsverschiedenheit herbeiführen und die Entscheidung in seine Hand bringen. Es wird ihm zwar nahe gelegt, in Zweifelfällen die Entscheidung der vorgesetzten Behörde zu überlassen, aber er kann auch allein entscheiden, und es wird ihm dann nicht einmal ein Bericht an jene zur Pflicht gemacht. — Nach dem Wortlaut der Bestimmungen ist also der Direktor sogar in der Lage, allein das Einjährige oder die Reife für Prima zu erteilen. Daß man im Ministerium diese Folge gesehen oder gar gewollt hat, glaube ich freilich nicht.

Allerdings wird dem Direktor gelegentlich kollegialisches, taktvolles Verhalten, Nichthervorkehren des Vorgesetzten, möglichste Rücksichtnahme auf berechtigte Wünsche der Untergebenen zur Pflicht gemacht.

Die Dienstanweisungen selbst aber erschweren das Finden des rechten Tones, wenn sie dem einen das unbedingte Recht des Befehlens, dem andern die unbedingte Pflicht des Gehorchens zuweisen. Sie sind für den Direktor eine beständige Versuchung, die Selbständigkeit des Oberlehrers zu unterdrücken: denn wer das Recht

hat zu befehlen, trägt auch die Verantwortung für das, was geschieht. Wiederum ist es menschlich, wenn der Direktor für Rücksichtnahme auf Wünsche und Eigenheiten Dank erwartet, während der Oberlehrer diese Rücksicht als sein gutes Recht fordert und die Verpflichtung zu Dank von sich weist. Es ist erklärlich, wenn der Oberlehrer durch jede Erinnerung an die direktoriale Machtvollkommenheit, auch wo gar keine böse Absicht vorliegt, sich in seinem Innersten verletzt fühlt: denn er wird dadurch an seine eigene Bedeutungslosigkeit erinnert.

Bei dem großen Unterschiede der amtlichen Rechte wirken nun noch zwei Dinge erschwerend. Erstens die nahe tägliche Berührung, die einmal vorhandener Mißstimmung immer neue Nahrung gibt, und die nebenbei auch dem Untergebenen ermöglicht, die etwaigen Schwächen des Vorgesetzten als Direktor oder Lehrer kennen zu lernen. Noch schwerer wiegt der Umstand, daß vom Oberlehrer zum Direktor nur ein Schritt ist, wer heute Oberlehrer ist, kann morgen Direktor sein.

Wir haben zweifellos unter den Direktoren vorwiegend die Besten und Tüchtigsten des Standes, aber daraus folgt noch nicht, daß nun allgemein eine Ueberlegenheit des Direktors gegenüber den ihm unterstellten Oberlehrern etwa so angenommen werden kann, wie der Regierungspräsident seinen Räten, der Landgerichtspräsident den Land- und Amtsrichtern, der Oberst den Hauptleuten und Leutnants gegenüber überlegen zu sein pflegt. In der Hinsicht ist erwähnenswert, aber vielleicht nicht von entscheidender Bedeutung, daß die stets richtige Auswahl bei der Beförderung im höheren Lehrerstande aus den verschiedensten Gründen noch schwieriger und darum noch weniger gewährleistet sein dürfte, als in den andern Berufen. Viel bedeutungsvoller ist, daß der Richter wie der Verwaltungsbeamte erst durch mehrmalige Beförderung Vorgesetzter der nicht Beförderten wird, während bei den Oberlehrern nur ein Schritt dazu gehört. Unter diesen Verhältnissen wird vielfach die Ueberlegenheit des Direktors über die Oberlehrer nur darauf beruhen, daß ihm durch die höhere Stellung zugleich auch ein weiterer Blick und ausgedehntere Erfahrung ermöglicht werden.

Wenn dem so ist, die Dienstanweisungen aber von so ganz anderen Voraussetzungen ausgehen, dann kann die Sache nur gut gehen bei großem Takte von beiden Seiten, d. h. wenn der Direktor im Oberlehrer einen ihm selbst von Natur wenigstens annähernd gleichwertigen Mann sieht, der Oberlehrer aber sich seiner eigenen

Verantwortlichkeit und damit des Rechts seiner Persönlichkeit bewußt bleibt, aber auf der andern Seite auch nicht vergißt, daß der Vorgesetzte eben der Vorgesetzte ist. Wir können sagen, die Sache geht da gut, wo die rechtlich bestehenden Dienstanweisungen ersetzt werden durch natürliche, ungeschriebene, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende. Vermutlich wird an den meisten Anstalten nach diesem Rezepte verfahren. Das wird auch als Grund angeführt, daß neue Anweisungen nicht nötig seien; mit Takt gehe es auch bei den alten gut. Allerdings! Denn dann kümmert sich niemand um sie. Die Dienstanweisungen sollen aber gerade da zur Anwendung kommen, wo der Takt auf der einen oder der andern Seite fehlt. Daß aber die jetzigen gerade dann versagen, das bedarf wohl keines Beweises mehr.

Auf der andern Seite wird gesagt, die Lehrer würden gar nicht so rechtlos sein, wenn sie nur mehr Rückgrat hätten und von ihren Rechten, insbesondere von dem, die vorgesetzte Behörde anzurufen, mehr Gebrauch machen wollten. Vielleicht ist das richtig; es ist aber doch eine eigenartige Ordnung, bei der der Untergebene zu seinem Rechte nur kommt, wenn er dem Vorgesetzten entgegentritt. Ein wirklich vertrauensvolles Zusammenwirken, wie es das Wohl der Schule fordert, wird dadurch nicht herbeigeführt.

Wir müssen also schon neue Dienstanweisungen für wünschenswert erklären, die der tatsächlichen Bedeutung des Oberlehrers gegenüber dem Direktor ebenso gerecht werden, wie es die neue Regelung der Rangverhältnisse geworden ist. Und warum sollten nicht auch Direktoren und Oberlehrer über die Hauptgrundsätze, nach denen sie abzufassen wären, sich leicht einigen? Wir haben es ja nicht mit zwei feindlichen Parteien zu tun, sondern mit Mitgliedern desselben Standes, die sich eins wissen in der Pflicht, für das Wohl des Ganzen einzutreten. Kein Direktor wird Rechte festhalten wollen, nur weil er sie bisher hatte, kein Oberlehrer neue verlangen, wenn dabei keine feste Leitung der Anstalt bestehen kann.

Alle werden übereinstimmen in dem Satze: Die Rechte und Pflichten der Direktoren und der Oberlehrer sind zu bestimmen und abzugrenzen allein nach den Interessen der Schule ohne Rücksicht auf die Annehmlichkeit für den einen oder den andern.

Zum Gedeihen der Schule gehört Festigkeit, Stetigkeit und Einheitlichkeit in Zucht und Unterricht. Diese wären nicht gesichert, wo die Leitung in der Hand des Gesamtkollegiums läge und dessen

Vorsteher nur etwa die Ausführung der Beschlüsse zu veranlassen und zu beaufsichtigen hätte. Schwankende Mehrheiten würden nur zu leicht und häufig die Folge sein. Da überdies bei Mehrheitsbeschlüssen das Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen leicht einschlummert, bietet das Zusammenwirken vieler an sich gar nicht eine größere Gewähr für richtige Entschlüsse, als die Entscheidung des einzelnen, wenn dieser sich seiner Verantwortlichkeit bewußt, verständig, und für vernünftige Vorstellungen zugänglich ist. Ein Leiter, der nicht Vorgesetzter wäre, würde auch widerstrebenden Persönlichkeiten gegenüber häufig nicht das nötige Ansehen haben, um sie ohne Anwendung stärkerer Mittel zu zwingen sich dem Ganzen zu fügen. Es muß daher bei dem bisher geltenden Rechte bleiben: Der Direktor ist der Vorgesetzte der Lehrer.

Aus der Stellung des Vorgesetzten ergibt sich, daß die Leitung des Ganzen in seiner Hand liegt. Zu dieser Leitung gehört die Geschäftsverteilung, die Aufsicht darüber, daß in allen Dingen den Anordnungen der vorgesetzten Behörde und der besonderen Ordnung der Anstalt entsprochen wird, auch darüber, wie die Lehrer ihrer Aufgabe gerecht werden. Er muß berechtigt sein, von ihnen Auskunft über ihre ganze Tätigkeit wie über einzelne Vorkommnisse zu verlangen und sie zur Beachtung allgemein anerkannter oder für die Anstalt geltender Regeln anzuhalten.

Ob der Direktor berechtigt ist, förmliche Verweise zu erteilen und Geldstrafen als Disziplinarstrafen zu verhängen, dürfte ziemlich gleichgültig sein, im Interesse des Direktors aber liegt das Recht schwerlich. Der Abstand zwischen Direktor und Oberlehrer ist zu gering, die beiderseitigen Berührungen zu vielseitig und häufig, als daß die Ausübung des Rechts nicht leicht Anlaß gäbe zum Verdacht persönlicher Gereiztheit; jedenfalls würde beim Bestraften der Glaube an die Objektivität des Strafenden oft fehlen. Darum erscheint es besser, wenn die förmliche Bestrafung erst von einer Stelle ausgeht, die solchem Verdacht weniger ausgesetzt ist.

Nun ist zweifellos wünschenswert, daß in der Schule nicht nur die äußerliche Ordnung einheitlich ist und die Verteilung des Stoffes auf die verschiedenen Klassen in einander greift und dessen Durchnahme gesichert ist, sondern zu wünschen ist auch Einheitlichkeit des Geistes, in dem die ganze Erziehungstätigkeit ausgeübt wird. Und diese Einheitlichkeit ist am ehesten zu erreichen, wenn das ganze geistige Leben der Anstalt und des Lehrerkollegiums insbesondere in der Persönlichkeit des Direktors seinen Mittelpunkt findet. Aber

wie ist dies zu bewirken? Jedenfalls nicht durch Reglements und dadurch, daß der Direktor überall sagt, wie es gemacht werden muß. Beim Militär ist es verboten, dem Untergebenen bei Erteilung eines Auftrages die Art der Ausführung vorzuschreiben. Es ist auch untersagt, die Bestimmungen des Exerzierreglements und der Felddienstordnung zu spezialisieren. Trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen verstehen geistvolle Offiziere die ganzen ihnen unterstellten Truppen mit ihrem Geiste zu erfüllen. Der Geist verlangt eben Freiheit und Geist kann nur durch Geist verbreitet werden. So wird gerade da, und nur da, wo dem Oberlehrer die ihm zukommende Freiheit als sein Recht gelassen wird, es dem Direktor gelingen, den Geist des Kollegiums für sich zu gewinnen und in seinem Sinne zu leiten und so auch an der ganzen Anstalt nicht nur einheitliche Regel, sondern einheitlichen Geist in frischem Leben wirken zu lassen. Ein Direktor, jetziger Schulrat, sagte mir einmal, es sei gar nicht schwer, ein Kollegium zu leiten, man müsse nur nicht zeigen, daß man es leite.

Dem Anspruch der Lehrer auf Freiheit in ihrer Tätigkeit sollten auch die Dienstanweisungen gerecht werden. Denn nur Männer, die ihre Eigenart bewahren, nicht Wachspuppen, können die heranwachsende Jugend zu charaktervollen Männern erziehen. In den Dienstanweisungen ist auch tatsächlich viel von der Pflicht des Lehrers die Rede, durch seine ganze Persönlichkeit zu wirken, daß sein eigener Eifer für die Sache der beste Sporn für die Schüler sein müsse. Wie kann aber die Persönlichkeit zur Entfaltung kommen und wirksam werden, wenn der Lehrer verpflichtet ist, allen Weisungen des Direktors ohne weiteres zu folgen, ohne daß er auch nur ein Recht darauf hat, dem Direktor persönlich gegenüber oder in der Konferenz seine Ansicht zu vertreten? Wenn es auch pflichtwidrig sein mag, so ist es doch menschlich und darum leicht tatsächlich der Fall, daß der Lehrer durch ihm überflüssig oder gar falsch erscheinende Weisungen in seiner Lust und seinem Eifer für die Sache gelähmt wird. Und selbst wenn Pflichtgefühl hinweghilft über das, was als kränkender Eingriff in die eigene Persönlichkeit empfunden wird, so ist immer noch die Frage, ob das vom Direktor beliebte Verfahren, selbst wenn es an sich das bessere ist, zu der Eigenart des Lehrers paßt, ob es nicht auf ihn wie eine Zwangsjacke wirkt und somit seine beste Kraft ertötet. Daß beim wirklich schlechten Lehrer alles Mahnen des Direktors doch nichts hilft, ist überdies anerkannte Tatsache. Wir müssen also die Forderung stellen: Wo der Lehrer die Ver-

antwortung trägt, gebührt grundsätzlich auch ihm in erster Linie die Entscheidung über das einzuschlagende Verfahren und die Wahl der Mittel.

Was für die Weisungen über die ganze Anlage des Unterrichts gilt, das gilt auch für die kleinen Vorkommnisse im täglichen Schulbetriebe. Die Erziehung und der Unterricht erfordern ein beständiges Tasten, wie man dem Herzen und der Auffassung der Schüler nahe kommt; daß da einzelne Versuche fehlgreifen, ist ganz selbstverständlich, und der gewissenhafte Lehrer wird die Fehlgriffe selbst am ehesten merken. Werden ihm aber nachher darüber belehrende Vorhaltungen gemacht, so ist das wenig erbaulich. Vielleicht nimmt er die Belehrung hin als ein Schicksal, das man wie Regen und Sonnenschein über sich ergehen lassen muß, und er sagt sich, der Vorgesetzte ist nun einmal dazu da, allerlei zu rügen. Ist dies die Wirkung, dann war die Mahnung überflüssig, und der Vorgesetzte kann auf seinen Erfolg nicht gerade stolz sein. Empfindlichere Naturen nehmen aber die Sache nicht so gleichmütig auf. Vielleicht antworten sie, daß sie mit guten Gründen gehandelt hätten, und deuten offen oder versteckt an, daß sie der Belehrung nicht bedürften: da haben wir die Spannung und das Zerwürfnis zwischen Direktor und Oberlehrer zum Schaden des Standes und der Schule. Vielleicht aber nehmen sie sich die Mahnungen zu Herzen, weil sie wirklich oder doch scheinbar wenigstens nicht völlig unberechtigt sind. Sie wollen sich solchen Zurechtweisungen nicht wieder aussetzen, und die Folge ist leicht, daß sie im Unterricht unsicher und nervös werden. Vielleicht gelingt es ihnen auch, hinfort nicht ganz einwandfreie Eigenarten zu vermeiden. Ihr Unterricht wird so, daß kein Vorgesetzter mehr etwas an ihm auszusetzen hat, als daß er — langweilig ist. Den Schaden haben die Schüler.

Wir sehen, das offizielle Eingreifen des Direktors kraft seiner Amtsgewalt ist äußerst gefährlich, so gefährlich, daß selbst an sich berechtigte Eingriffe leicht mehr schaden als nützen.

Wenn wir aber das Recht des Oberlehrers auf Selbständigkeit ausdrücklich anerkannt wissen wollen, so bleibt doch seine Pflicht bestehen, sich in die allgemeine Ordnung zu fügen, und der Direktor ist der Hüter dieser Ordnung. Eine äußerlich festzulegende Grenze zwischen dem, was die allgemeine Ordnung erfordert, und dem, was dem einzelnen überlassen bleiben muß, gibt es nicht, und so werden Reibungen nie ausbleiben.

Die aus diesen Verhältnissen sich ergebenden Schwierigkeiten

aber werden auf ein Mindestmaß herabgebracht, wenn das Gesamtkollegium gegenüber dem Direktor eine andere Stellung erhält. Wie der Direktor Vorgesetzter des einzelnen Oberlehrers ist, so muß das Gesamtkollegium dem Direktor gleichberechtigt sein. Zur Durchführung genügt die Bestimmung: Auf Antrag einer bestimmten Anzahl von Kollegen ist der Direktor verpflichtet Anträge zur Beratung und Beschlußfassung vor die Konferenz zu bringen.

Wenn jetzt irgendwo Mißstände vorhanden sind und der Direktor sie nicht erkennt oder nicht die Kraft findet zu ihrer Beseitigung oder vielleicht sogar selbst sie herbeiführt, so ist es nach dem geltenden Rechte fast eine Unbescheidenheit von dem Oberlehrer, wenn er auf Abänderung dringt, und viele Kollegen empfinden es zweifellos, wenn nicht gar als ihre Pflicht, so doch als ihr Recht, zu dem zu schweigen, was ihrem Machtbereich entrückt ist. An Stelle des Gefühls der Verantwortlichkeit wird die Gleichgültigkeit gefördert, oder gar Erbitterung herbeigeführt.

Dies alles wird wesentlich anders, sobald der Oberlehrer ein Recht hat, gehört zu werden und durch Herbeiführung von Konferenzbeschlüssen auf den Geist einzuwirken, der an der Anstalt herrscht. In gemeinsamer Arbeit werden Direktor und Lehrerkollegium einander näher kommen und sich gegenseitig besser verstehen lernen. Wo der eine befiehlt und der andere zu gehorchen hat, besteht ja gar nicht das Bedürfnis gegenseitigen Verständnisses. Erst wo der eine der freien Zustimmung des anderen bedarf, erst da wird das Interesse für das innerste Wesen des andern wachgerufen und die gegenseitige Hochschätzung gefördert, da kann von einem einheitlichen an einer Anstalt herrschenden Geiste die Rede sein.

Wenn weiter der Direktor in der Konferenz der freien Zustimmung der Kollegen bedarf, so wird auch der in den äußeren Formen schroffere Direktor von selbst dazu kommen, den einzelnen gegenüber unnötige Schärfe zu vermeiden, die sonst bei der uns allen anhaftenden menschlichen Schwäche doch leicht vorkommen kann. Anderseits nimmt schon das Recht, sich Gehör zu verschaffen, dem Zwang der Unterordnung den schärfsten Stachel, und es ist bekannt, wie das Gemüt sich beruhigt, wenn das Herz sich einmal hat Luft schaffen können. Wer widerwillig dem Befehl trotzt, ist oft vernünftigen Vorstellungen leicht zugänglich, zumal wenn es der Vorgesetzte versteht, durch Nachgeben in Nebendingen über das Zurückweichen in den Hauptpunkten hinwegzuhelfen.

Die überragende Stellung des Direktors wird durch das für das Kollegium geforderte Recht in keiner Weise bedroht. Es muß wirklich etwas nicht in Ordnung sein, sei es auf der einen, sei es auf der andern Seite, wo das Kollegium nicht im allgemeinen willig der Leitung des Direktors folgt. Er trägt in erster Linie die Verantwortung für das Ganze, er hat die allgemeinen Maßregeln durchzuführen oder doch die Durchführung zu überwachen, da ist es billig, daß sie in erster Linie seiner Eigenart angepaßt sind; so werden ihm in Dingen, auf die er Wert legt, alle die Kollegen beistimmen, die nicht sein Verfahren für geradezu verfehlt halten. Wenn man dem gegenüber auf die grundsätzlich Widerborstigen hinweisen will, so werden solche Leute doch auch keinen großen Einfluß auf die Kollegien haben, wofern diese nicht etwa vorher durch übertriebene Betonung der direktorialen Rechte gereizt sind; und solchen Widerborstigen gegenüber gibt es doch auch solche, die aus irgendwelchen Gründen fast bedingungslos für den Direktor sind.

Für dieses Recht der Oberlehrer, die Besprechung bestimmter Punkte auf der Konferenz zu verlangen, spricht übrigens auch, daß in der neuen Dienstanweisung für die Rektoren den Gemeindeschullehrern das entsprechende Recht eingeräumt ist, obwohl hier in viel höherem Maße als bei den höheren Lehranstalten die Ueberlegenheit des Vorgesetzten gesichert ist; wenigstens die wissenschaftliche ist es, soweit dies überhaupt durch Examina möglich ist. — Bei den Regierungen entscheidet freilich rechtlich der Präsident, nicht das Kollegium; aber hier pflegt der Vorgesetzte erst durch mehrmalige Beförderung in seine Stellung zu kommen, und überdies haftet bei Fehlgriffen er selbst, nicht der einzelne Rat. In der Schule aber muß jeder Lehrer selbst für seine Leistungen einstehen, der Direktor nimmt ihm die Verantwortung nicht ab.

Aus der ganzen Stellung des Direktors ergibt sich übrigens von selbst, daß ihm das Einspruchsrecht gegen Konferenzbeschlüsse zustehen muß, wenn er die Verantwortung für deren Ausführung nicht glaubt übernehmen zu können. Natürlich muß damit die Verpflichtung verbunden sein, unter Beifügung des betr. Konferenzprotokolls über die Sache an die vorgesetzte Behörde zu berichten und deren Entscheidung anzurufen.

Wenn wir nun weiter an die Abgrenzung der Rechte zwischen Direktoren und Lehrern herangehen, so ist an der oben aufgestellten grundsätzlichen Forderung festzuhalten, daß die Rechte und Pflichten

einander entsprechen müssen, und daß die Entscheidung dem gebührt, der die Verantwortung zu tragen hat und sie allein tragen kann.

Auf eine systematische Darstellung verzichte ich dabei, doch hoffe ich, daß die wichtigsten Punkte berücksichtigt sind.

Hinsichtlich der Unterrichtsverteilung liegt es im selbstverständlichen Interesse der Schule, daß jeder nur den Unterricht gibt, den er gern gibt: ebenso selbstverständlich ist, daß nicht jeder aussuchen darf, was er sich besonders wünscht. Eine Verteilung durch die Konferenz könnte zu sehr unangenehmen persönlichen Reibereien und schädlichen Parteiungen führen; auch könnte die offene Aussprache der Gründe, warum die Wünsche dieses oder jenes Kollegen nicht erfüllt werden können, zu einer grausamen Härte werden. So muß die Sache dem Direktor überlassen bleiben, der im Interesse der Schule selbst billige Wünsche berücksichtigen wird. Zur ausdrücklichen Pflicht sollte ihm aber gemacht werden, keinem Kollegen ohne vorherige Rücksprache Unterricht neu zu übertragen, für den er keine Lehrbefähigung hat, oder den er lange Zeit nicht gegeben hat, denn durch langes Lagern kann die beste Lehrbefähigung, besonders aber solche für mittlere Klassen, verderben. — Ein bedingungsloses Einspruchsrecht aber kann dem einzelnen im Interesse des Ganzen nicht eingeräumt werden; es bliebe ihm nur die Beschwerde beim Prov.-Schulkollegium.

Zu den Rechten und Pflichten des Lehrers gehört die Zucht. Die Strafgewalt muß ihm bis zu einer gewissen Höhe eingeräumt werden, ohne daß er zu besonderer Anzeige an den Vorgesetzten verpflichtet ist. Auch Mitteilungen an die Eltern bedürfen nicht der Vermittlung durch den Direktor.

Das stete Hineinziehen des Direktors hemmt und lähmt das Verantwortlichkeitsgefühl des Oberlehrers und hält ihn leicht ab, an sich wünschenswerte Schritte zu tun. Daß bei ernsteren Sachen der Direktor benachrichtigt werden muß, ist selbstverständlich. Es liegt das auch im eigensten Interesse des Lehrers, damit er nicht etwa, wenn die Sache weitere Folgen haben sollte, nachher vom Vorgesetzten im Stich gelassen wird.

Die Zensuren über die Leistungen bestimmt der Lehrer.

Dies ist zwar von jeher so gewesen, und von einem Rechte des Direktors, sie zu ändern, ist meines Wissens nirgends etwas zu finden. Trotzdem ist es nicht überflüssig, dies ausdrücklich festzustellen.

Die Versetzung erfolgt durch die Versetzungskonferenz: an dieser nehmen teil der Direktor und die in der Klasse unterrichtenden Lehrer. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Direktors.

Tatsächlich dürfte dies überall, oder fast überall so gehandhabt werden. Für gewöhnlich haben die Direktoren auch ausreichende Macht, auf die Beschlüsse der Konferenz einzuwirken, teils weil ihre Stellung ihren Worten besonderes Gewicht verleiht, teils weil sie die ausschlaggebende Stimme haben, also z. B. der ohne sie vorhandenen Minderzahl von 2 gegen 3 Stimmen das Uebergewicht geben können. Wenn wir dabei weiter in Betracht ziehen, daß der Direktor gegen Konferenzbeschlüsse, die er für verfehlt hält, die Entscheidung der vorgesetzten Behörde anrufen kann, so ist damit wirklich in weitestem Maße gegen etwaige verkehrte Beschlüsse der Konferenz Vorsorge getroffen. Das Recht, selbständig gegen die Mehrheit zu bestimmen, lädt dem Direktor eine Verantwortung auf, der keiner gewachsen ist.

Besondere Regelung erfordert die Stellung der Klassenlehrer. Wenn sie in erster Linie für die Zucht der Klasse verantwortlich sein sollen, so darf auch der Direktor nicht ohne ihre Zuziehung eingreifen. Es gehört dazu:

Gesuche der Schüler an den Direktor sind durch die Vermittlung des Ordinarius oder unter seiner vorherigen Zustimmung einzureichen. — Der Direktor darf, von unvorhergesehenen dringenden Fällen abgesehen, nur nach Rücksprache mit dem Klassenlehrer dem Schüler Urlaub oder andere Vergünstigungen gewähren.

Daß dies so gehandhabt wird, verlangt die dem Klassenlehrer schuldige Rücksicht, und außerdem sind sonst Mißgriffe kaum zu vermeiden, deren nachträgliche Abänderung auch nicht ohne allerlei Unzuträglichkeiten möglich ist.

Wenn die Eltern sich wegen Auskunft über den Schüler an den Direktor wenden, sind sie möglichst an den Ordinarius zu weisen.

Nur wenn den Direktoren die Beachtung dieser Regeln zur Pflicht gemacht wird, kann die sehr richtige Bestimmung der Lehrpläne verwirklicht werden, daß die Verbindung mit der Familie vornehmlich den Ordinarien obliegen soll. Es erübrigt sich wohl eine weitere Ausführung darüber, daß genaue Kenntnis der besonderen Verhältnisse eines Schülers für seine unmittelbaren Lehrer viel not-

wendiger ist, als für den Direktor, und daß eine rückhaltlose Aussprache mit den Eltern durch die Anwesenheit des Direktors nicht gerade gefördert wird. Hinderlich ist schon, daß in solchem Falle ihm die Leitung des Gesprächs gebührt und der Lehrer dadurch leicht gehindert wird, gerade die Punkte zur Sprache zu bringen, deren Besprechung mit den Eltern ihm besonders wünschenswert sein muß.

Daß der Klassenlehrer von sich die Eltern oft noch an die Fachlehrer weisen wird, ist selbstverständlich.

In geringeren Dingen, wie z. B. bei Beurlaubung bis zu einem Tage, ist den Klassenlehrern selbständige Entscheidung einzuräumen, wenn nicht prinzipielle Fragen mitsprechen, wie z. B. bei vorzeitiger Entlassung vor den Ferien.

Daß in allen Dingen erst noch die Obererlaubnis des Direktors einzuholen ist, ist einfach unwürdig. Wo der Direktor etwa Mißgriffe sieht, hat er ja das zweifellose Recht, auf andere Behandlung solcher Fälle zu dringen, und ein Lehrer, der keiner Belehrung fähig sein sollte, ist überhaupt für die Stellung eines Klassenlehrers nicht geeignet, wenn dieser etwas anderes als ein Listenschreiber sein soll.

Der Klassenlehrer ist berechtigt, von den Fachlehrern über Verhalten und Leistungen der Schüler Auskunft zu verlangen: eine Kritik der Amtsgenossen steht ihm nicht zu.

Daß er die Auskunft muß verlangen können, ist selbstverständlich, ebenso, daß bei Meinungsverschiedenheiten möglichst Klärung der Ansichten wünschenswert ist. Bei beiderseitigem Takte wird das ohne Schwierigkeit geschehen; wo der fehlt, sind in obigem Satze für den Klassenlehrer seine unerläßlichen Rechte und anderseits deren Schranke angegeben.

Vorstehende Ausführungen sind ein Versuch, die mittlere Linie zu finden zwischen der unerläßlichen Selbständigkeit des Oberlehrers einerseits und dem ebenso notwendigen Aufsichts- und Leitungsrecht des Direktors. Vielleicht ist es nicht überall gelungen, die Grenzlinie scharf genug zu ziehen und den treffendsten Ausdruck zu finden; indes dürfte kaum eine Forderung aufgestellt sein, der nicht schon an vielen Anstalten entsprochen wird, ja nach manchen wird gewiß fast überall verfahren, ein Beweis ebensowohl für ihre Durchführbarkeit wie für ihre innere Berechtigung.

# Ein Alexanderepos aus der Zeit Barbarossas und sein Verfasser.

Von

**Dr. Heinrich Christensen.**

Hin und wieder kommt wohl dem einen oder andern ein alter lateinischer Spruch auf die Zunge:

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Und schlägt der Betreffende, weil er sich über die Herkunft genauer unterrichten will, in dem mit vollem Rechte sehr geschätzten „Büchmann" nach, so findet er, daß einmal das Citat in dieser Form nicht ganz richtig ist, und daß es herstammt „aus der 1277 verfaßten Alexandreis des Philippe Gualtier de Châtillon". Abgesehen nun davon, daß das Gedicht etwa 100 Jahre früher verfaßt ist, und daß der Dichter den Namen Guautier de Lille oder Walther von Châtillon führt, werden die meisten damit auch nicht viel mehr als den „Schall und Rauch" eines Namens ohne Inhalt gefunden haben. In den folgenden Ausführungen möchte ich versuchen, diesen Namen mit einem Inhalt zu erfüllen, denn er ist der eines Mannes, der weit über seine Lebenszeit hinaus bekannt und hochgefeiert war.

Walther von Lille oder Châtillon ist etwa zwischen 1130 und 1140 in Lille geboren, einer unter den Grafen von Flandern mächtig emporblühenden Stadt, wie er in der von ihm selbst in schwerer Krankheit verfaßten Grabschrift angiebt:

> Lille verdank ich das Leben, in Châtillon starb ich, mein Name
> Ist im Frankenreich weit durch meine Lieder bekannt.

Er widmete sich nicht nur philosophischen und theologischen Studien, besonders in Reims und Paris, wo er auch den damals gefeierten Stephan von Beauvais hörte, sondern erwarb sich auch, wie seine

Schriften beweisen, nicht gewöhnliche Kenntnisse und ein tiefer eindringendes Verständnis der klassischen Dichter. Nachdem er sich den Magistertitel verdient hatte, leitete er eine Zeitlang in Laon, das zu dem Sprengel des Erzbischofs von Reims gehörte, eine Schule. Hier wird er vermutlich mit englischen Exulanten bekannt geworden sein, denn Johannes von Salisbury, der 1163 als einer der Hauptvertreter der hierarchischen Prinzipien England hatte verlassen müssen, lebte in der Abtei S. Remy bei Reims und ist, wie seine Briefe beweisen, jedenfalls mit ihm bekannt gewesen. Ob es sein Einfluß oder der des vermittelnden Erzbischofs von Reims, eines Bruders von König Ludwig VI. von Frankreich, gewesen ist, der Walther nach England brachte, ist nicht zu sagen, jedenfalls finden wir ihn wenige Jahre später in der Kanzlei des Königs Heinrich II. von England wieder. Hier kam er bald mit seinem Gewissen in Zwiespalt. Er war durchaus Anhänger der päpstlichen Partei, und bei den damaligen scharfen Gegensätzen zwischen dem Könige und dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury ist er offenbar nicht imstande gewesen, immer geschickt zwischen diesen Gegensätzen hindurchzusteuern. Johannes von Salisbury spricht in einem Briefe an ihn seine Freude darüber aus, daß er ihn als Genossen in den Leiden für Christus und seine Kirche habe, „nicht etwa, weil ich mich über Deine Zurücksetzung lustig machen will, sondern weil ich Dir zu Deinem mannhaften Auftreten Glück wünsche. Denn . . . Du hast den Verlust weltlicher Güter gering geachtet, um Dir Deine ehrliche Ueberzeugung zu wahren und der christlichen Liebe zu dienen. So mögest Du denn, Freund Gottes, wie Du schon seit langen Zeiten der meinige gewesen bist, in dem Bewußtsein Deiner Unschuld den besten Trost finden, den es im Leben gibt, wie ich und alle Freunde, die mit mir in der Verbannung leben, ihn stets darin finden“. Ebenso ein Zeichen herzlichen Einvernehmens wie königlicher Ungnade, durch die Walther einen Verlust muß erlitten haben. Worin dieser bestanden, und wie lange er es noch in England ausgehalten hat, wissen wir nicht. Doch wird er schwerlich in erfreulicher Weise aus England geschieden sein, da er sich in Frankreich in einer, wie es scheint, ihm wenig zusagenden Stellung als Lehrer in dem kleinen Städtchen Châtillon an der Marne befand. Hier widmete er sich dann neben der Tätigkeit für sein Amt und dichterischen Arbeiten auch theologischen Studien; aus dieser Zeit stammt eine „Abhandlung gegen die Juden“ in drei Büchern. In den beiden ersten enthält sie eine Zusammenstellung aller der Stellen, die aus den

geschichtlichen Büchern des Alten Testaments — mit Ausnahme der Bücher Josua und der Richter — und den Propheten — mit Ausnahme von Jonas — auf die Erscheinung Christi als des Gottessohnes gedeutet wurden, verbreitet sich auch über die Widerspenstigkeit der Juden und das siegreiche Vordringen des Christentums unter den Juden, und behandelt endlich im dritten Buche die Dreieinigkeit und die hindeutenden Beweise dafür im Alten Testament. Daß er überhaupt auch der Bekehrung der Juden — die freilich, wie in der damaligen Zeit natürlich, auch mit einer Verfolgung verbunden war — sein Interesse schon damals zuwandte, scheint aus der Erzählung von einem Gespräche mit einem Rabbiner in Châtillon, die er uns in diesem Werke mitteilt, hervorzugehen; außerdem stand er jedenfalls auch mit namhaften Theologen seiner Zeit, wie z. B. mit Petrus Lombardus, in brieflichem und literarischem Verkehr über theologische Fragen. Hier wird er auch einen großen Teil seiner rhythmischen Gedichte, welche die die Zeit bewegenden Fragen behandeln, und unmittelbar in den Kampf der Meinungen eingreifen, verfaßt haben. Denn von dieser Zeit hat er den Beinamen „von Châtillon“ erhalten, unter dem er in ganz Frankreich und darüber hinaus bekannt geworden ist; sagt er doch selbst in einem Gedichte, in dem er Stephan von Orleans, Peter von Blois und Bertier von Orleans als bekannte Dichter nennt, nicht ohne Selbstgefühl von sich:

> Unter denen, die nach Ruhm in der Dichtkunst streben,
> Wird auch der von Châtillon unvergessen leben.

Aber er machte sich doch von dieser Tätigkeit los und eilte über die Alpen nach Bologna, um sich hier, auf dieser altberühmten Universität, Kenntnisse in der Rechtswissenschaft zu erwerben. Höchst wahrscheinlich hat er von hier aus auch Rom besucht. Denn in einem an den Papst gerichteten Gedichte sagt er zum Schluß:

> Ach, nach so viel Müh' und Plagen,
> Die beim Studium wir ertragen,
> Finden wir nur kargen Lohn.
> Drum bin ich nach Rom gegangen,
> Wo der Kirche Schätze prangen,
> Zu des heil'gen Vaters Thron.
>
> Heil'ger Vater, laß auf Erden
> Mich nicht wieder Laie werden,
> Der das Gotteswort verlacht.

Laß mir meine Priesterwürde,
Doch befrei mich von der Bürde,
Die des Priesters Armut macht.

Gern will ich als Priester leben,
Doch als Lohn möcht' ich daneben
Eine Pfründe, noch so klein.
Ueppigkeit will gern ich meiden,
Leben will ich ganz bescheiden
Nur von dem, was wirklich mein.

Nach einiger Zeit aber kehrte er, vermutlich, weil sein in den letzten Zeilen ausgesprochener Wunsch nicht in Erfüllung ging, wieder nach Frankreich zurück. Hier gelang es ihm, vielleicht auf Grund seiner bisherigen Leistungen, vielleicht auch seiner durchaus kirchlichen Gesinnung wegen, die Gunst des Erzbischofs Wilhelm von Reims zu gewinnen. Dieser nahm ihn zunächst in seine Kanzlei, machte ihn dann zum Kaplan und verschaffte ihm schließlich ein Kanonikat in Amiens. Walther hat sich dafür durch die Widmung seines größten Gedichtes, des Alexanderliedes, in dem er an mehreren Stellen die Gnade, den Edelmut und die Größe des Prälaten rühmt, dankbar zu erweisen gesucht. Ueber die Zeit, den Ort und die Art seines Todes sind wir nicht unterrichtet, doch dürfen wir annehmen, daß er nicht allzu lange nach der Vollendung seiner Alexandreis, vermutlich doch wohl in Amiens, um das Jahr 1190 gestorben ist.

Walther ist, wie sich schon aus der kurzen Skizze seines Lebens ergibt, nicht nur ein Theologe oder Mann der Schule und Wissenschaft gewesen, sondern hat an den Händeln und Kämpfen der damaligen Zeit lebendigen Anteil genommen, wie auch seine tätige Teilnahme an der damals gerade wieder brennend gewordenen Judenfrage bestätigt. Aber es war überhaupt gerade die Zeit, in die Walthers bestes und kräftigstes Alter fiel, eine außerordentlich bewegte und spannende. Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts, besonders die sechziger und siebziger Jahre, ist ja erfüllt von dem gewaltigen Kampfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen der weltlichen Macht, die die politische Leitung der Völker in der Hand behalten will, und den Ansprüchen der geistlichen, sich zur Schiedsrichterin auch in den weltlichen Entscheidungen zu machen. Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. sind sozusagen die Angelpunkte, um die sich dieser ganze Streit dreht. Aber wenn der erstere auch in Italien mit all der Entschiedenheit im Waffenkampfe und all dem

feinen Geschick im Spiel der Diplomatie, die ihm eigen waren, den Streit auszufechten suchte, so tobte er doch nicht minder in anderen Ländern, und ganz besonders in England, wo die hierarchischen Tendenzen in dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury einen ebenso starren wie rücksichtslosen Vertreter gegenüber dem in Heinrich II. verkörperten Staatsbewußtsein fanden. In diese Kämpfe wurde unmittelbar auch Walther hineingezogen. Er wurde als Mitglied seiner Kanzlei von dem Könige beauftragt, die Nachrichten von einer Versammlung geistlicher und weltlicher Großen, die in Chinon stattgefunden hatte, nach England zu besorgen, und zugleich die Mitteilung zu verbreiten, daß der König eine Gesandtschaft zur Vermittlung an den Papst schicken werde (1160). Daß Walther, der im Herzen der Partei des Erzbischofs zugetan war, aber dem direkten Befehle des Königs nicht ungehorsam sein konnte, diesen Auftrag nur ungern übernommen habe, deutet Johannes von Salisbury in einem Briefe an den Bischof Bartholomäus von Exeter an: „Unzweifelhaft ist dem Magister Walther diese Intrigue, wie überhaupt alle Maßregeln gegen die Kirche Gottes höchst unangenehm, denn er ist ein gottesfürchtiger Mann." Dieser Zwiespalt, in den Walther geriet, ist es denn aller Wahrscheinlichkeit nach auch gewesen, der ihn erst in Ungnade beim König brachte und schließlich nötigte, seine Stellung ganz aufzugeben. Jetzt in Frankreich war er nicht mehr an Rücksichten gebunden und hat denn auch hier seine Stellung zu der die ganze Welt bewegenden Frage mit aller Entschiedenheit in seinen Liedern gekennzeichnet. Und er gebraucht dabei auch das Rüstzeug der allegorischen Bibelerklärung, wenn er z. B., um die Stellung des Papstes als des allein berechtigten Herrschers zu erweisen, auf die Sündflut und Noah mit seiner Arche zurückgeht und sagt:

Die Arche stellt die Kirche dar für uns in myst'schem Bilde,
Die Sündflut ist die arge Welt, die Böses führt im Schilde;
Und Noah ehren alle wir als höchsten Patriarchen,
Als Haupt der ganzen Kirche und als einzigen Monarchen.

Da stand kein Zweiter neben ihm, nein, er gebot da allen
Mit reiner Hand und keuschem Sinn nach seinem Wohlgefallen.
So steht hoch über allen, die auf dieser Erde leben
Der Papst, wir andern können nur am Erdenstaube kleben.

Zwar kann er nicht in Abrede stellen, daß die Kaiserwürde älter ist als die des Papstes, aber auch hier wird die Heilige Schrift als vor-

bildliche Zeugin herangezogen. Freilich geschieht dies, nach damaliger Art, in etwas gewaltsamer Weise dadurch, daß Esau und Jakob mit dem Kaiser und Papst identifiziert werden, und dann wird mit dem logischen Schluß von dem Größeren aufs Kleinere erklärt:

Einfach a maiori ist doch der Schluß begründet.
Der Rebekka, Isaaks Frau, ward einst verkündet:
Sieh, zwei Knaben wirst du jetzt bald das Leben schenken,
Doch den Aelteren wird als Knecht stets der Jüngere lenken.

Und für ihn ist es selbstverständlich, daß „größer als der Kaiser ist, wer im Himmel bindet", wie denn auch die beiden Schwerter ganz in der Anschauung der hierarchischen Partei unter Kaiser und Papst verteilt werden:

Ja, das Schwert des Weltlichen mag der Kaiser halten,
Doch des Schwerts des Geistes darf nur der Papst hier walten;
Jener hat den Nießbrauch nur der Gewalt hinieden
Von ihm, der als Oberhirt wahrt der Seelen Frieden.

Triumphierend gleichsam vergleicht er den Papst Alexander III., der im Kampfe mit Friedrich I. und dessen Gegenpäpsten sich immer siegreich behauptet hat, mit dem großen König Alexander:

Alexander, der Held Mazedoniens, der durch die Welt seine Waffen getragen,
Hat dreimal Darius, den Perserfürst, siegreich zu Boden geschlagen.
Alexander, der Papst, der Seelenhirt, durch den unsre Seelen gesunden,
Hat dreimal den Kaiser, den Höllenfürst, siegreich schon überwunden.

Die Bezeichnung des Kaisers als Höllenfürsten geht doch weit hinaus über den „Teutonischen Tyrannen", wie er von Johannes von Salisbury mit Vorliebe benannt wird. Aus derselben Anschauung heraus stammt sein Verdammungsurteil über König Heinrich II. von England, der, wie man wohl nicht ohne Grund behauptete, die Ermordung des Erzbischofs von Canterbury, Thomas Becket, besonders verschuldet hatte. Walther sieht sich in einer Vision in eine Versammlung der höllischen Geister versetzt. Sie reden darüber, daß die Verderbnis der Welt weit genug vorgeschritten sei, um dem Antichrist, der den Untergang der Welt bezeichnete, sein Erscheinen zu ermöglichen. Und besonders die Furie Allekto spricht ihre Ansicht dahin aus, daß auch der Vorläufer des Antichrists, der, wie Johannes der Täufer dem wahren Christus, so auch dem falschen Christus vorhergehen mußte, bereits erschienen sei, und sucht jenen dadurch zum Vorgehen zu bewegen:

Was suchst du einen andern noch, der dir den Weg bereite,
Als Englands tollen König, der in frevelhaftem Streite,
Bar alles Scham- und Rechtsgefühls den Priester ließ erschlagen,
Der, eine Zierde aller Welt, den Bischofshut getragen?

Was ist dagegen Simons Schuld, was ist doch sein Verbrechen?
Was wollen wir von Nero noch und seiner Bosheit sprechen?
Er, der zu hinterlist'gem Mörd den Bischof selbst erlesen,
Ist doch ein schlimm'rer Nero noch als Nero selbst gewesen.

Stärker als in solchen Versen läßt sich der durchaus kirchliche und hierarchische Standpunkt nicht wohl ausdrücken. Aber mit dieser Ueberzeugung von der beherrschenden Stellung der Kirche und ihres Oberhauptes ließ sich gar wohl eine scheinbar ganz entgegengesetzte Anschauung über den Zustand der damaligen Kirche verbinden. Das zwölfte Jahrhundert besonders ist erfüllt mit Klagen über die sittliche Verwilderung des Klerus von dem Papste herunter bis zum niedrigsten Kleriker, und ganz besonders über die bei jeder Gelegenheit hervortretende Geldgier Roms und der hohen Prälaten. In einer Fülle von Liedern aus dieser Zeit begegnen wir entweder Klagen über solche Verkommenheit oder derben Spöttereien und Verhöhnungen. In den letzteren verbindet sich damit oft eine teils geniale, teils liederliche Lebensauffassung eines Dichters, der „seine Sache auf Nichts gestellt" hat, aber doch auch wieder um Gunst und Geld bettelt, um sich erneutem Lebensgenuß hingeben zu können. Goliarden nannte man meistens diese Dichter, teilweise vagabundierende Studenten und Kleriker, bei denen sich neben viel Spreu doch auch manches Körnlein echter Poesie finder. Fast allen ist gemeinsam die entschieden feindliche Stellung zur Geistlichkeit, besonders zu den Mönchen. Aber während die einen, selbst feuchtfröhliche Gesellen, durch Spott und Hohn zu wirken suchten, zeigen die andern mehr eine wehmütige Klage und jedenfalls eine ernste, sittliche Lebensauffassung, die nicht auf Verhöhnung, sondern offenbar auf Besserung ausgeht. Zu diesen letzteren gehört auch unser Walther. Er schont zwar die Kirche, oder vielmehr ihre Diener vom ersten bis zum letzten keineswegs, im Gegenteil, sie haben es doch gerade zumeist verschuldet, daß „in der Gläubigen Seelen floß aller Sünde Makel". So stellt er die Kleriker voran bei einer Schilderung der Sünde und Schuld, in die alle Welt versunken ist:

Wer sind die, die Kirchengut rauben und verkaufen,
Die die Ehe brechen und jeder Schürz' nachlaufen?

Die gar gegen die Natur sträflich sich vergehen?
Kleriker sind's! Wir brauchen nur klar mit den Augen zu sehen.*)

Diebstahl, Meineid, Hurerei sind gar arge Sünden,
Wie die zehn Gebote schon mahnend uns verkünden;
Doch ins Gegenteil hat dies Nasos Spruch verkehret:
Was uns nützlich, ist fromm, wie Jupiter selbst es gelehret.

Was von Erde ist und Kot, muß am Ird'schen kleben,
Wundert's uns, daß auch der Mensch will zur Tiefe streben?
Nein, den Wahlspruch müssen wir als den unsern achten:
Auf, Mitbürger, zuerst laßt nach dem Gelde uns trachten!

Willst du dich der Welt genehm und gefällig zeigen,
Soll in Ehrfurcht sich vor dir alle Welt verneigen,
Willst du Güter dieser Welt? — Nun, begeh' Verbrechen,
Die mit Verbannung und Tod die Menschen versuchen zu rächen!

Kurz und gut, ich will Euch nicht lang' mit Worten quälen:
Tief in Laster sind verstrickt alle Menschenseelen,
Und betörend locken uns, richten uns zugrunde
Ehrgeiz, Wollust und blinkendes Gold in furchtbarem Bunde.

Das sind nicht die Worte eines frivolen Spötters, sondern eines ernsten Predigers, der den Grund alles Uebels kennt und von sittlichem Standpunkt aus zu mahnen und zu bessern sucht. So hat er uns auch sozusagen positiv seine sittliche Anschauung in einigen Versen seiner Alexandreis ausgesprochen:

Denn das Gold zieht nimmer sich nach den Adel des Herzens,
Nein, es entzieht ihn gar häufig; es ist der verderblichste Unhold,
Den die verderbenschwangere Nacht den Menschen gegeben.
Nicht wer an äußeren Gütern, nein, wer an sittlichen Kräften
Reichtum besitzt, wen die Tugend erhebt, der hat mehr als ein Geldmensch,
Der hat, was ihm den Mangel der Abkunft ersetzt und den wahren
Adel verleiht. Nicht äußerlich kann man die Tugend erwerben,
Wirklichen Adel verleiht allein die Gesittung des Herzens.

Von diesem wahrhaft sittlichen Standpunkt aus verurteilt Walther denn auch, und zwar oft mit sehr energischen Worten, ganz besonders die Geldgier und Genußsucht, wie sie sich damals in der Geistlichkeit breit machten:

---

*) Der letzte Vers ist in den meisten hier übersetzten Strophen ein Hexameter eines klassischen Dichters, wie ihn die Dichter der damaligen Zeit gern als ein Zeichen ihrer Belesenheit anwandten.

Unsere Kirchenfürsten, die Tändelein nur kennen,
Höllenfürsten könnte man eher sie benennen,
Die des Ewigen Gesetz voll Verachtung brechen,
Die bis spät in die Nacht in süffigem Wein sich bezechen.

Besonders ist es auch die römische Kurie selbst, deren unersättliche Geldgier er geißelt, wie er denn auch in seiner Alexandreis Rom geradezu als die „gierige Roma" bezeichnet.

Schätze fließen, unerhört, stets in Rom zusammen,
Und es wachsen um so mehr stets des Hochmuts Flammen,
Denn Horazens alter Satz hat doch ew'ge Dauer:
Ist das Gefäß nicht rein, wird, was du hineingießest, sauer.

Gegen Gottes Willen löst Rom geschlossene Ehen,
Hilft dem Angeklagten durch, kann das Recht verdrehen,
Kostbarkeiten strömen hierher von allen Enden,
Weihrauch müssen Sabäer und Indien Elfenbein senden.

Wie mit Geierklauen raubt Rom von allen Schätzen,
Alles nimmt es, doch zurück gibt's nicht einen Fetzen.
— — — — — — — — — — — —

Soll man einen Bischof neu auf den Stuhl erheben,
Kann an seinen Sitten gern mancher Makel kleben,
Hat er nur der Gelder viel immer in den Kassen,
Wird er zu dem röm'schen Kreis ganz vortrefflich passen.

Zu einer direkten Anklage gegen den Papst und die gesamte hohe Geistlichkeit erhebt er sich in einer der Johanneischen Apokalypse nachgedichteten Vision, die ihn in den Himmel versetzt. Hier erscheinen ihm auch die vier Gestalten, unter denen die vier Evangelisten dargestellt wurden; aber er deutet sie in grimmigem Hohn anders, oder läßt sie vielmehr durch einen Engel gedeutet werden:

Der Löwe ist der Papst, der alles in sich schlingt,
Der Gottes Wort versetzt, weil er nach Werten*) strebt,
Der nicht auf Markus hört, wenn nur die Mark gut klingt,
Der auf erhab'nem Sitz am niedern Gelde klebt.

Siehst du das Rind? Das ist der Bischof, der voran
Vor allen andern hin zur fetten Weide rennt,
Und dann behaglich schmaust, was er nur fassen kann
Von andrer Leute Gut, weil er's am besten kennt.

---

*) Ich habe versucht, das lateinische Wortspiel libros und **libras** durch Worte und Werte nachzumachen, wie nachher Marcus und **marca**.

Der Adler, der sich dort stolz in den Schwingen wiegt,
Der Erzdiakon ist's, ein frecher Räubersmann,
Denn wie der Aar auf Raub von seinem Horst ausfliegt,
So lebt auch er vom Raub, den er erspähen kann.

Der vierte, den du siehst, mit menschlichem Gesicht,
Ist der Dekan, der stets auf dunklen Wegen schleicht,
Der unterm Schein des Rechts auf Lug und Trug erpicht,
Als Schelm der Frömmigkeit und Einfalt Ruf erreicht.

Die ganze Klerisei in ihrer nur auf Aeußerliches und auf Gelderwerb ausgehenden Tätigkeit trifft er mit den Worten:

Aeußerlich verstehen sie Gottesdienst zu halten,
Doch ihr Herz verspüret nie Gottes gnäd'ges Walten;
Hochzeitliches Festgewand kann für sie nicht taugen,
Nur der Lohn des Dienstes hat Wert in ihren Augen

Und triumphierend ruft der Antichrist am Schlusse der Versammlung der höllischen Geister, die ich vorhin schon erwähnte, aus:

Mein sind die Klöster, die Mönche sind mein,
Mein sind die Schulen, die Nonnen sind mein,
Mein ist der König und mein der Kardinal,
Seine Käuflichkeit bringt auch die Kirche zu Fall.

Dies ist der Grundton, auf den die meisten Lieder Walthers, soweit sie direkt unter seinem Namen überliefert sind, gestimmt sind. Doch spricht er sich in einem auch über seine pädagogische Tätigkeit aus, und wie er in einem andern in schwerer Krankheit ein Stoßgebet an den Herrgott richtet, der ihm in seinen Sünden um Christi willen gnädig sein möge, so besitzen wir auch unter den zahlreichen anderen aus dieser Zeit stammenden Liedern manche, die ihm mit mehr oder weniger Recht zugeschrieben werden können und zugeschrieben worden sind. Und es mag gern sein, daß unter den lustigen und etwas derben Liedern das eine oder andere von ihm stammt. Jedenfalls würde dadurch aber das Gesamturteil über ihn als einen auf kirchlicher und sittlicher Grundlage stehenden Mann, der nicht zu höhnen und zu spotten, sondern zu mahnen und zu bessern sucht, keine Aenderung erfahren.

Hatte Walther durch diese seine mehr volkstümlichen Lieder Anerkennung gefunden dadurch, daß sie in ganz Frankreich bekannt wurden, so ist sein dauernder Ruhm doch viel mehr begründet und jedenfalls viel weiter getragen durch sein episches Gedicht, die Alexandreis. Seltsam, denn zuerst wollte er es überhaupt gar nicht

veröffentlichen. Nachdem es in den Jahren 1178—82 entstanden war, verging doch noch einige Zeit bis zur Herausgabe, denn dem Dichter, der doch schon durch seine Lieder bekannt war, graute etwas vor der Oeffentlichkeit. „Es ist merkwürdig," sagt er selbst in der Vorrede, „daß die Menschen von ihrer ursprünglichen Natur, die doch, wie alles, was aus der Hand Gottes gekommen ist, gut war, so völlig heruntergekommen sind. Sie sind jetzt viel geneigter zu verurteilen als Nachsicht zu üben und mögen in zweifelhaften Fällen viel lieber etwas heruntermachen als zum Besten kehren. Aus Angst davor habe ich lange die Absicht gehabt, dich, mein geliebtes Alexanderlied, zu unterdrücken und das Werk, an dem ich fünf lange Jahre gearbeitet habe, gänzlich zu vernichten oder jedenfalls in meinem Pulte zu begraben." Die Klagen der Dichter über die Bösartigkeit der Kritik sind, sieht man, nicht nur modern, schon der gute Walther hatte Sorge, daß man über ihn herfallen könnte, wenn er sich mit diesem Gedichte an die Oeffentlichkeit wage. Schließlich aber entschloß er sich doch, es zu veröffentlichen.

Und in der Tat, er hat diesen Schritt nicht zu bereuen gehabt. Denn es gibt kein anderes lateinisches Gedicht des Mittelalters, das so viel gelesen, benutzt und kommentiert worden ist, wie diese Alexandreis. Einmal bildet sie die Grundlage nicht nur eines deutschen Alexandergedichtes von Ulrich von Eschenbach, sondern auch einer nordischen, spanischen und tschechischen Bearbeitung der Alexandergeschichte. Ferner sind einzelne Wendungen, Gedanken und Verse wieder und wieder angewandt und gingen in die im Mittelalter äußerst beliebten Florilegien oder Anthologieen aus den klassischen Dichtern über, so daß hin und wieder seine Verse sogar einem Dichter des Altertums zugeschrieben wurden. Ja, das Gedicht war um 1190 schon so bekannt und berühmt, daß eine Stelle daraus für die Inschrift auf dem Grabdenkmal des Königs Heinrich II. von England († 1189) benutzt wurde. In den Schulen wurde schon etwa hundert Jahre später diese Alexandreis mit den Gedichten der klassischen Dichter zusammen gelesen und erklärt. Dichter aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wie Wilhelm von der Bretagne, der die Taten des französischen Königs Philipp II. besungen, Otto von Magdeburg, der nach einer deutschen Vorlage die Taten und Fahrten des Herzogs Ernst von Schwaben dargestellt, Albert von Stade in seinem Troilus, Heinrich von Settimello, schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts, Nikolaus von Braja, der die Eroberung von La Rochelle und die Belagerung von Avignon durch Ludwig VIII.

derber oder obscöner Stoffe auf die Sinne zu wirken. Walther aber wagte es, in den Mittelpunkt seines Gedichtes, den König zu stellen, dessen lichte Heldengestalt im Altertum trotz aller Fehler doch immer wieder zur Bewunderung gereizt hatte, im Mittelalter aber durch den reichen Sagenkranz, der sich um seine Person gewunden hatte, nicht nur Dichter fast aller Nationen zur Darstellung begeistert hatte, sondern auch überall und allgemein bekannt war.

Ganz besonders aber hat Walther offenbar gewirkt durch die Art seiner Behandlung. Er vermied es zunächst mit richtigem Takt die eben erwähnten phantastischen Wundergeschichten von Alexander, die ihm durchaus nicht etwa unbekannt waren, als Grundlage seiner Dichtung zu wählen. Er wollte die Geschichte dieses Helden in poetischer Form behandeln und wählte sich daher zum eigentlichen Führer den einzigen Schriftsteller, der eine ausführliche Geschichte Alexanders in lateinischer Sprache geschrieben hatte, den Quintus Curtius. Ihm vertraute er sich auf der einen Seite so durchaus an, daß er an manchen Stellen nur die Prosa dieses Historikers in Verse umsetzte; ja manchmal geht diese Anlehnung so weit, daß nur durch geringe Umstellung der Worte oder kleine Einfügungen aus der Prosa Verse geworden sind. Da aber das Werk des Curtius in der damaligen Zeit bereits nicht mehr vollständig erhalten war, so mußte er notgedrungen noch eine andere Quelle zu Rate ziehen; er fand sie in Justinus, einem Schriftsteller, der in seinen nach ausführlicher Vorlage gearbeiteten „Philippischen Geschichten“ auch natürlich die Geschichte Alexanders und seiner Zeit behandelt hatte. Doch begnügte er sich mit diesen notwendigen Ergänzungen nicht, sondern benutzte neben anderen besonders noch Orosius, Isidorus, die Sagengeschichte Alexanders und die sogenannten Secreta Secretarum, eine Art Fürstenspiegel, der unter dem Namen des Aristoteles ging, und sehr viel gelesen wurde.

Trotz dieser Vielheit und Verschiedenartigkeit der Quellen macht das Gedicht durchaus nicht den Eindruck des Zusammengesuchten. Denn in der Auswahl und Zusammenstellung hat Walther ganz entschieden großes Geschick, sicheren Takt und guten Geschmack bewiesen. Einmal blieb er sich stets bewußt, daß er nicht, wie sein historischer Gewährsmann eine Geschichte Alexanders und seiner Zeit schreiben, sondern, wenn ich so sagen darf, in einer poetischen Biographie seinen Lesern die Heldengestalt des großen Königs nahe bringen wollte. Daher beginnt das Gedicht mit der Jugend und schließt mit dem Tode des Königs. Weder die Zeiten Mazedoniens

vor Alexander, noch die unmittelbar an seinen unerwarteten Tod sich anschließenden Kämpfe, die schon im Sterbezimmer des großen Königs zum Ausbruch kamen, finden bei ihm eine Stelle. Aus der Jugendzeit wird uns nicht das allmähliche Heranwachsen des Prinzen erzählt, vielmehr sucht uns der Dichter durch die Darstellung einer Unterredung des jugendlichen Fürsten mit seinem Lehrer Aristoteles seine Begeisterungsfähigkeit und seinen Tatendrang zu kennzeichnen, um den Leser gewissermaßen in die richtige Stimmung zu versetzen, dem stürmischen Vorwärtsdringen und den großartigen Taten des Königs zu folgen. Der dann folgende Vortrag des Aristoteles über die Pflichten eines Fürsten hat zwar für unsern Geschmack etwas Herbeigezogenes und Lehrhaftes, aber die Menschen der damaligen Zeit fanden an derartigen Auseinandersetzungen Gefallen, und mancher Leser freute sich wohl, diesen ihm bekannten Aussprüchen in anderer Umgebung und in poetischer Form wieder zu begegnen.

Von nun an bildet denn auch der Heldenkönig durchaus den Mittelpunkt der Dichtung, seine Heldentaten sind es, die den Leser fesseln, erheben und begeistern sollen. Daher bleibt denn auch alles Beiwerk, wie z. B. die Feldzüge seiner Generale oder die gleichzeitigen Ereignisse in Griechenland entweder ganz fort, oder sie werden in aller Kürze abgemacht. Und auch eine andere naheliegende Gefahr hat er glücklich vermieden. Unausgesetzte Feldzüge und Kämpfe sind es, die das Leben des Königs, wenigstens so weit es sich für eine poetische Darstellung eignete, ausfüllen. Hier galt es Maß zu halten. Auch hier hat der Dichter verständigen Takt und gutes Geschick bewiesen. Denn die großen Entscheidungsschlachten gegen Darius bei Issus und Arbela finden eine eingehende Darstellung, die Ermordung des Darius, seine glänzende Bestattung und Alexanders pomphafter Einzug in Babylon bilden für die poetische Darstellung den Abschluß des Kampfes gegen das eigentliche Perserreich. Als Uebergang sozusagen zu dem letzten großen Kampfe gegen die Inder folgt dann die Bestrafung des Königsmörders Bessus und ein kurzer Feldzug gegen die bis dahin für unbesiegbar geltenden Skythen. Dagegen vermeidet er es geschickt, durch eine Aufzählung oder Schilderung der Kämpfe, die sich z. B. in Sogdiane und Baktrien an den Tod des Königs Darius anschlossen, und die in Wirklichkeit vielleicht die gefährlichste Seite in dem großen Unterwerfungskampfe des Ostens gebildet haben, den Leser zu ermüden. Von dem Feldzuge in Indien werden ausführlich behandelt nur der Kampf gegen den König Porus, und eine

Episode aus dem Kampfe gegen die Maller, einen Volksstamm der Inder, in der der glänzende Mut und die todverachtende Tapferkeit des Königs selbst besonders hervortreten. Den Abschluß des ganzen Werkes bildet dann einmal die Stellung Alexanders als des unbestrittenen Weltherrschers, zu dem alle Völker der Erde, auch aus dem fernen Westen, ihre Gesandten schicken, um Unterwerfung und Geschenke anzubieten, und in scharfem Gegensatze zu dieser alles Irdische sonst überragenden Stellung das jähe Ende durch das todbringende Gift eines tückischen Verräters.

So bildet also das Gedicht eine im Großen und Ganzen durchaus geschlossene Komposition, die der Dichter dem Stoffe nach zwar seinen Vorlagen verdankt, aber in durchaus selbständiger und, wir dürfen sagen, eigenartiger Weise behandelt hat. Denn er hat nicht nur den König vollständig in den Mittelpunkt aller Handlungen und Ereignisse gestellt, er hat sich auch eine bestimmte, klare Auffassung von der Persönlichkeit und dem Wirken des Königs gebildet. Einmal ist für ihn der mazedonische König der Held aller Helden, gegen den auch die sonst gerühmten großen Helden des Altertums zurücktreten müssen, wie Cäsar, dessen Großtaten der spanische Dichter (Lukan) besungen hatte, Augustus oder der in Wirklichkeit freilich durchaus unbedeutende Kaiser Honorius, der aber in dem Hofpoeten Claudian einen Lobredner gefunden hatte, dessen Gedichte Walther kannte und benutzte. So hat denn auch Rom, sagt Walther, niemals den eigenen großen Feldherren einen solchen Empfang bereitet, wie Babylon dem siegreich einziehenden Feinde, und das auch

Wahrlich mit Recht, denn mag man auch gern, wie sie es verdienen,
Anderer Fürsten erstaunliche Taten rühmen und preisen —
Wenn man das winzige Heer, mit dem zu gewaltigen Taten
Gegen die Sieger der Welt Alexander in blühender Jugend
Auszog, ernstlich bedenkt, und wie kurz die Spanne der Zeit war,
Bis vor dem siegreichen Helden die Welt auf die Kniee sich beugte:
Dann verschwindet vor ihm die ganze Reihe der Fürsten,
Die großprahlerisch einst der spanische Dichter besungen,
Oder auch Claudius gern in tönenden Versen emporhebt,
In ein Nichts!

Aber ein Zweites, Wichtigeres kommt hinzu. Der gebildete, in der klassischen Literatur wie in der Bibel gleich bewanderte Verfasser wußte natürlich, daß in der Danielstelle, wo von dem Widder mit den zwei Hörnern die Rede ist, den der Ziegenbock mit seinem

einen Horn zerschmettert, schon früh der erstere auf den Perserkönig der letztere auf König Alexander, den Zertrümmerer des Perserreiches, gedeutet wurde. Nennt er doch den Darius geradezu so in der Grabschrift, die ihm auf dem von dem Juden Apelles errichteten Grabmal gewidmet wird:

> Hier ist bestattet der Widder der Schrift mit den doppelten Hörnern,
> Die Alexander, der Hammer des Weltalls, in Stücke gebrochen.

So ist denn die ganze Kriegs- und Siegeslaufbahn des Königs eine von Gott gewollte, und er ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, wie sich das auch in manchen seiner Beinamen, wie z. B. „Rachegeist Gottes“ oder „des Himmels“, „Schicksalsgeißel“ u. a. ausspricht. Diese Ueberzeugung nun, daß ihm eine besondere Sendung zuteil geworden sei, und er daher auch besonderer Hilfe gewiß sein dürfe, läßt der Dichter auch in dem Könige lebendig sein. Und um dies gewissermaßen zu erklären, benutzt er eine Erzählung, die aus dem im Mittelalter viel gelesenen jüdischen Schriftsteller Josephus stammt. Sie berichtet von einem Zuge Alexanders nach Jerusalem, auf dem ihm der jüdische Hohepriester, angetan mit seinen priesterlichen Gewändern, entgegentritt, um seine Gnade anzuflehen. Kaum aber erblickt ihn Alexander, als er ihm seine Verehrung bezeugt; und auf die erstaunte Frage seiner Generale erwidert er, eine Erscheinung in solcher Gewandung sei ihm vor seinem Zuge gegen Persien erschienen und habe ihm Schutz und Hilfe zugesagt. Diese Erzählung also hat Walther in sehr feiner und geschickter Weise zu verwerten verstanden. Am Grabe Achills hält der König eine Ermunterungsrede an seine Krieger, in der er sein felsenfestes Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens ausspricht. Da erzählt er, um dies Vertrauen zu rechtfertigen, von dieser Erscheinung, die ihm bald nach dem Tode seines Vaters und seiner Thronbesteigung geworden sei:

> Mitternacht war's, und es mahnten zum Schlafe die nächtlichen Sterne,
> Als ich einsam im hohen Gemach auf fürstlichem Lager
> Noch mich wälzte; die Freunde umfing erquickender Schlummer.
> Aber mich quälten im Herzen die Sorgen und scheuchten den Schlummer.
> Neu war die Würde, und jugendlich schwankten im Geist die Gedanken:
> Soll ich das Vaterland schützen? geh kühn ich dem Feinde entgegen?
> Unklar war ich und schwankend, und beides erschien mir doch ratsam.
> Siehe, da leuchtete plötzlich von glänzendem Scheine die Halle,
> Strahlend verdrängte ein himmlisches Licht das nächtliche Dunkel,
> Und ich sah die Finsternis weichen der taghellen Klarheit.

Furcht ergriff das zagende Herz, und kältende Schauer
Rannen, ich fühlt' es, mir durch die angsterzitternden Glieder.
Vor mir stand ein Wesen, ich scheue mich Mensch es zu nennen,
Himmlischer Würde und Anmut voll, fremdartig umschloß es
Ein buntschillerndes, reiches Gewand in herrlichen Falten.

Nachdem dies hohepriesterliche Gewand beschrieben ist, heißt es weiter:

Schon nach Namen, Herkunft und Zweck wollt schüchtern ich fragen,
Als er zuerst zu reden begann mit folgenden Worten:
Auf, mazedonischer Held, verlaß des Vaterlands enge
Grenzen, die ganze Welt will ich zu Füßen dir legen!
Aber tritt einst in solchem Gewand ein Mann dir entgegen,
Mein Verehrer ist's, schone ihn! — Sprach's und verschwand in dem [Dunkel,
Und mit lieblichem Dufte erfüllte er scheidend die Halle.

Diese Auffassung von Alexander und die damit verbundene Charakterisierung des Fürsten hält Walther fest. Sie gibt ihm denn auch die Möglichkeit, das Ende des großen Königs in seiner Art psychologisch-poetisch zu begründen. Denn die Ueberzeugung von dieser seiner gottgewollten Sendung treibt ihn nicht nur zu immer größeren Taten, sondern reißt ihn zu Plänen fort, die über das dem sterblichen Menschen gesteckte Ziel hinausgehen. Er will die durch die Gottheit dem Menschen verborgenen Nilquellen aufsuchen, er beabsichtigt die Antipoden zu bekriegen, ja er versteigt sich zu dem unsinnigen Gedanken, einen Zug gegen das Paradies zu unternehmen! So gibt die Schicksalsbestimmung des Königs auf der einen Seite, und wiederum die dadurch bei der Schwäche der menschlichen Natur bedingte Selbstüberhebung die poetische Berechtigung wie zu der alles überragenden Höhe, so auch zu dem jähen Sturze des gewaltigen Helden. Mit gewöhnlichen Mitteln war gegen diesen gottbegnadeten und gottbegeisterten Helden nichts auszurichten. Wie der Dichter schon die in der Geschichte überlieferte Erzählung, daß Alexander durch eine Meuterei seiner Truppen am Hyphasis in Indien zur Umkehr gezwungen wurde, mit sicherem Takte ausgelassen hat — ihn zwang eben nur der eigene Wille — so setzt er hier, um das Ende des Königs herbeizuführen, die Mutter Natur und die Hölle selbst in Bewegung. Denn daß das Ende des Königs nur auf gewaltsame Weise herbeigeführt werden konnte, versteht sich nach der bisherigen Darlegung eigentlich von selbst, und Walther fand überdies die Vergiftung Alexanders in seinem Gewährsmann Justin, wie sich denn die Er-

zählung von dieser Vergiftung schon früh gebildet hat. Aber die Inszenierung dieser Mordtat ist durchaus Walthers Werk, wenn auch die Ausführung teilweise nach früheren Vorlagen gearbeitet ist. Sie stimmt nun auf der einen Seite so durchaus zu seiner Auffassung von der Persönlichkeit des Königs, und ist überdies so bezeichnend für die mittelalterlichen Anschauungen und für ihre Verquickung heidnischer und christlicher Ideen, daß ich die ganze Szene hier mit geringen Auslassungen folgen lasse.

Aber die Mutter Natur gedachte in nagendem Schmerze
Stets an den Schimpf, den der Fürst zugleich der Welt und ihr selber
Angetan, als er erklärte für ihn sei die Erde zu enge,
Und mit gewaffneter Hand woll' er in die Tiefen sich wagen,
In die geheimnisvollen. In Unmut und grimmer Empörung
Unterbrach sie das Werk, an dem stets wirkend sie schaffte,
Dem noch gestaltlosen Urstoffe Form und Seele zu geben.
Und die erhabene Greisin, in hüllender Wolke geborgen,
Eilte hinab zur Styx, in die Tiefen des schaurigen Abgrunds.
Vor der Schöpferin, wo sie sich zeigt, weicht alles in tiefer
Ehrerbietung zurück: in scheuer Verehrung umfächelt
Lind sie die Luft, es sprießen in üppiger Fülle die Blumen
Frühlingsgleich, es schmeicheln und flüstern leise des Meeres
Wellen, und Schweigen ruht auf der See sonst tobenden Wogen.
Alles erweist der Natur die schuldige Ehrfurcht und bittet,
Daß sie in stetiger Mischung Feuchte wie Wärme gewährend
Dopple die Saaten und segne die keimenden Samen der Dinge.
Dankbar grüßt sie die Mutter Natur, doch heißt sie bewahren
Immer die alten Gesetze und stets ihrer Grenzen bewußt sein.
Ich aber eile, so spricht sie, hinab in den Orkus voll Sorge
Um die Meinen; ich will Alexander, die Geißel der Erde,
Den die Länder und Meere verabscheun, endlich vernichten. —
Sprach's und es öffneten ihr sich die finsteren Tiefen der Erde,
Daß sie auf steil abführendem Pfad in den Orkus hinabkam.

Nach einer Beschreibung der Unterwelt und Begrüßung der Mutter Natur durch ihren Beherrscher redet die erstere diesen an mit den Worten:

O Vater und Rächer der Sünde,
Den einst hellerer Glanz als des Morgensterns leuchtende Klarheit
Herrlich umstrahlte, den dann der Hochmut vom himmlischen Sitz stieß,
Zu dir komme ich flehend in meiner Bekümmernis, zu dir,
Dem ich doch, da er den himmlischen Sitz sich verscherzte, als letzte
Zufluchtsstätte die nächtliche Tiefe der Erde noch anwies;
Zu dir bring ich der Menschen und Götter gemeinsame Klage.
Siehe, der waffengewaltige Fürst Mazedoniens wütet

Allüberall im Sturme. Zuerst an Pamphyliens Küste
Hat er das Meer sich gebeugt, dreimal den Darius bewältigt,
Hat ganz Asien so zermalmt, und den niemals bezwungnen
Porus besiegt. Doch nimmersatt dringt er nur weiter und weiter,
Tief in die Fernen des Ostens, ja jetzt in verblendeter Torheit
Will er den Ozean meistern. Wenn günstige Winde die Segel
Seines Lebensschiffs weiter noch blähn, zu den weltentrückten
Quellen des Nils wird er dringen, das Paradies will er umlagern
Und es erstürmen; ja, hüte dich, selbst dieser Abgrund der Tiefe
Ist vor ihm nicht gefeit, die Antipoden, die Sonne
Anderer Welten zu schaun, wird er sich kühnlich erdreisten.
Auf drum! strafe den Unhold, der alle gemeinsam bedrohet,
Hast du die ersten Menschen doch einst aus dem Eden vertrieben;
Aber, wo bleibt, o Schlange, dein Ruhm, wenn den herrlichen Garten
Nun Alexander gewinnt? — So sprach sie und wandte sich scheidend.

In der Tat beruft der Fürst eine Versammlung aller bösen Geister auf eine von ewigem Schnee und Eis starrende Wiese:

Hier versammelten jetzt sich die höllischen Geister der finstern
Tiefe zur Sitzung; es ließ dreimal ein grausiges Zischen
Drauf der höllische Fürst, die alte Schlange, ertönen.
Gleich verstummte da jedes Geräusch, das Seufzen und Stöhnen
Der von den höllischen Strafen gequälten Seelen verhallte.
Tiefe Stille — hoch hob sich empor der höllische Fürst dann,
Brachte die Klagen der Mutter Natur vor die Geister und sagte:
Gibt es doch nirgends ein Maß oder Ziel für die Geißel der Menschheit,
Vor der alles erzittert in Angst, wenn ein längeres Leben
Ihm nach Gefallen noch länger die Welt zu zertrümmern gestattet.
Wahrlich — ich sag' es nur zagend — ihn reizt es auch unter die Erde.
Und in des Tartarus Tiefen zu dringen, den Geistern der Hölle,
Wenn er im Kampf sie besiegt, die Scharen der Seelen zu rauben.
Freilich ein Schicksalsspruch verkündet die schaurige Botschaft:
Einst wird kommen ein Tag, an dem auf Erden erstehn wird
Wunderbar von Geburt ein Mensch, der die eisernen Riegel
Dieses Kerkers zerbricht, die ragenden Säulen zerschmettert,
Alles, was hier an Gewaffen vorhanden ist, siegreich zertrümmert
Und mit siegendem Holze die Hallen der Hölle entvölkert.
Auf drum, entgegen der drohenden Not, ihr Fürsten des Todes,
Kürzet den Lebensfaden dem mazedonischen Helden,
Daß nicht dieser es sei, der die Pforten der Hölle zertrümmert!

Eine groteske Szene! Aber wie mag sie auf die Leser im Mittelalter gewirkt haben! Wie ganz besonders die Worte, die jeder Leser auf Christus, der mit dem Holze des Kreuzes die Seelen aus der Hölle erlösen wird, beziehen mußte, der Teufel aber als eine mögliche Prophezeihung auf Alexander umdeutete.

zählung von dieser Vergiftung schon früh gebildet hat. Aber die Inszenierung dieser Mordtat ist durchaus Walthers Werk, wenn auch die Ausführung teilweise nach früheren Vorlagen gearbeitet ist. Sie stimmt nun auf der einen Seite so durchaus zu seiner Auffassung von der Persönlichkeit des Königs, und ist überdies so bezeichnend für die mittelalterlichen Anschauungen und für ihre Verquickung heidnischer und christlicher Ideen, daß ich die ganze Szene hier mit geringen Auslassungen folgen lasse.

Aber die Mutter Natur gedachte in nagendem Schmerze
Stets an den Schimpf, den der Fürst zugleich der Welt und ihr selber
Angetan, als er erklärte für ihn sei die Erde zu enge,
Und mit gewaffneter Hand woll' er in die Tiefen sich wagen,
In die geheimnisvollen. In Unmut und grimmer Empörung
Unterbrach sie das Werk, an dem stets wirkend sie schaffte,
Dem noch gestaltlosen Urstoffe Form und Seele zu geben.
Und die erhabene Greisin, in hüllender Wolke geborgen,
Eilte hinab zur Styx, in die Tiefen des schaurigen Abgrunds.
Vor der Schöpferin, wo sie sich zeigt, weicht alles in tiefer
Ehrerbietung zurück: in scheuer Verehrung umfächelt
Lind sie die Luft, es sprießen in üppiger Fülle die Blumen
Frühlingsgleich, es schmeicheln und flüstern leise des Meeres
Wellen, und Schweigen ruht auf der See sonst tobenden Wogen.
Alles erweist der Natur die schuldige Ehrfurcht und bittet,
Daß sie in stetiger Mischung Feuchte wie Wärme gewährend
Dopple die Saaten und segne die keimenden Samen der Dinge.
Dankbar grüßt sie die Mutter Natur, doch heißt sie bewahren
Immer die alten Gesetze und stets ihrer Grenzen bewußt sein.
Ich aber eile, so spricht sie, hinab in den Orkus voll Sorge
Um die Meinen; ich will Alexander, die Geißel der Erde,
Den die Länder und Meere verabscheun, endlich vernichten. —
Sprach's und es öffneten ihr sich die finsteren Tiefen der Erde,
Daß sie auf steil abführendem Pfad in den Orkus hinabkam.

Nach einer Beschreibung der Unterwelt und Begrüßung der Mutter Natur durch ihren Beherrscher redet die erstere diesen an mit den Worten:

O Vater und Rächer der Sünde,
Den einst hellerer Glanz als des Morgensterns leuchtende Klarheit
Herrlich umstrahlte, den dann der Hochmut vom himmlischen Sitz stieß,
Zu dir komme ich flehend in meiner Bekümmernis, zu dir,
Dem ich doch, da er den himmlischen Sitz sich verscherzte, als letzte
Zufluchtsstätte die nächtliche Tiefe der Erde noch anwies;
Zu dir bring ich der Menschen und Götter gemeinsame Klage.
Siehe, der waffengewaltige Fürst Mazedoniens wütet

Allüberall im Sturme. Zuerst an Pamphyliens Küste
Hat er das Meer sich gebeugt, dreimal den Darius bewältigt,
Hat ganz Asien so zermalmt, und den niemals bezwungnen
Porus besiegt. Doch nimmersatt dringt er nur weiter und weiter,
Tief in die Fernen des Ostens, ja jetzt in verblendeter Torheit
Will er den Ozean meistern. Wenn günstige Winde die Segel
Seines Lebensschiffs weiter noch blähn, zu den weltentrückten
Quellen des Nils wird er dringen, das Paradies will er umlagern
Und es erstürmen; ja, hüte dich, selbst dieser Abgrund der Tiefe
Ist vor ihm nicht gefeit, die Antipoden, die Sonne
Anderer Welten zu schaun, wird er sich kühnlich erdreisten.
Auf drum! strafe den Unhold, der alle gemeinsam bedrohet,
Hast du die ersten Menschen doch einst aus dem Eden vertrieben;
Aber, wo bleibt, o Schlange, dein Ruhm, wenn den herrlichen Garten
Nun Alexander gewinnt? — So sprach sie und wandte sich scheidend.

In der Tat beruft der Fürst eine Versammlung aller bösen Geister auf eine von ewigem Schnee und Eis starrende Wiese:

Hier versammelten jetzt sich die höllischen Geister der finstern
Tiefe zur Sitzung; es ließ dreimal ein grausiges Zischen
Drauf der höllische Fürst, die alte Schlange, ertönen.
Gleich verstummte da jedes Geräusch, das Seufzen und Stöhnen
Der von den höllischen Strafen gequälten Seelen verhallte.
Tiefe Stille — hoch hob sich empor der höllische Fürst dann,
Brachte die Klagen der Mutter Natur vor die Geister und sagte:
Gibt es doch nirgends ein Maß oder Ziel für die Geißel der Menschheit,
Vor der alles erzittert in Angst, wenn ein längeres Leben
Ihm nach Gefallen noch länger die Welt zu zertrümmern gestattet.
Wahrlich — ich sag' es nur zagend — ihn reizt es auch unter die Erde.
Und in des Tartarus Tiefen zu dringen, den Geistern der Hölle,
Wenn er im Kampf sie besiegt, die Scharen der Seelen zu rauben.
Freilich ein Schicksalsspruch verkündet die schaurige Botschaft:
Einst wird kommen ein Tag, an dem auf Erden erstehn wird
Wunderbar von Geburt ein Mensch, der die eisernen Riegel
Dieses Kerkers zerbricht, die ragenden Säulen zerschmettert,
Alles, was hier an Gewaffen vorhanden ist, siegreich zertrümmert
Und mit siegendem Holze die Hallen der Hölle entvölkert.
Auf drum, entgegen der drohenden Not, ihr Fürsten des Todes,
Kürzet den Lebensfaden dem mazedonischen Helden,
Daß nicht dieser es sei, der die Pforten der Hölle zertrümmert!

Eine groteske Szene! Aber wie mag sie auf die Leser im Mittelalter gewirkt haben! Wie ganz besonders die Worte, die jeder Leser auf Christus, der mit dem Holze des Kreuzes die Seelen aus der Hölle erlösen wird, beziehen mußte, der Teufel aber als eine mögliche Prophezeihung auf Alexander umdeutete.

Der Dichter suchte also nicht nur die Tatsachen, die ihm seine Quelle lieferte, wiederzugeben, sondern sie auch nach seiner Art und von seiner Grundauffassung aus weiter auszuführen und zu begründen. So z. B. auch die Notiz, die er in seinem Gewährsmann fand, und die an sich auch durchaus wohlbegründet erscheint, daß Alexander in der Nacht vor der Schlacht von Arbela, die nun doch wohl die Entscheidung bringen mußte, nicht schlafen konnte. Weiter fand er nichts. Aber bei ihm ist es die Göttin Viktoria, die den schlaflos auf seinem Lager sich wälzenden König bemitleidet und für ihn den Schlafgott bittet, ihn in Schlaf zu versenken. So geschieht es denn auch. Wir sehen, der Götterapparat wird auch von Walther in Bewegung gesetzt — wie sollte ohne das auch wohl eine epische Dichtung, zumal des Mittelalters denkbar sein? Aber es geschieht nur an wirklich bedeutsamen Stellen, und bei einem Manne, der durch sein Leben und Wirken die ganze Welt umgestaltet hat. So stehen die Mittel in richtigem Verhältnis zu den Ergebnissen.

Daß bei diesen Darstellungen die alten Dichter die Vorbilder gewesen sind, ist natürlich, aber er hat sie selbständig und eigenartig ausgestaltet. Und dasselbe läßt sich sagen von der Schilderung der beiden großen Entscheidungsschlachten bei Issus und Arbela. Die geschichtliche Vorlage hat Walther hier vollständig verlassen; Vergil und Ovid sind größtenteils die Vorbilder. Die Schlachten lösen sich in eine Reihe von Einzelkämpfen auf. Daher werden denn nicht nur Alexander sondern auch seine aus der Geschichte bekannten Generale mit besonderen Heldentaten ausgestattet; es erscheint eine ganze Reihe von Helden, von denen in keiner Geschichte die Rede ist: es treten ganz eigentümliche Persönlichkeiten auf, wie z. B. ein Abkömmling des Ninus, sogar ein Nachkomme der Giganten und ein Astrologe Zoroas aus Memphis, der Wissenschaft und Waffenhandwerk mit einander verbindet; gleich den Homerischen Helden suchen sich die Kämpfer erst durch höhnende Worte zu reizen, ehe sie zum Waffenkampfe schreiten. Zur Charakterisierung der ganzen Art stehe hier die Episode des Zoroas aus der Schlacht bei Issus.

Strahlend in kostbarer Rüstung stand hier auf der Seite der Feinde
Zoroas aus Memphis, der Sterne kundig wie keiner,
Und ihrer Himmelsbahn. Er kannte die Sterne, die fruchtbar
Machen ein Jahr und die, die den Ausfall der Ernte bewirken;
Ferner woher im Winter der Schnee und im Sommer die Glut stammt,
Wie die köstliche Luft im Lenze den Boden befruchtet,

erwähnt, und zu Alexander kommen Gesandte aus Spanien, Deutschland und — hier tritt der Nationalstolz des Franzosen zutage, „was ich kaum glauben mag“ — aus Frankreich, um ihm ihre Verehrung zu zollen. Der Grund zu solchen Angaben liegt aber, von anderen abgesehen, auch in dem Bestreben des Verfassers, seine Kenntnisse zu zeigen. Das tritt besonders deutlich hervor in den Beschreibungen, die Walther von dem Schilde des Darius und von den Grabmälern des Königs und der Königin entwirft. Das ergibt sich auch daraus, daß auf dem Grabmal der persischen Königin eine Darstellung der jüdischen Geschichte angebracht wird, und vor allem daraus, daß nicht nur die wirklich ausgeführten Bildwerke beschrieben werden, sondern auch auf solche hingewiesen wird, die der Künstler hätte anbringen können, aber aus diesem oder jenem Grunde ausgelassen hat. Aber wie die Dichter des klassischen Altertums derartige Beschreibungen liebten, so durften sie auch bei Walther nicht fehlen, und es ist keine Frage, daß er gerade auch damit auf die Leser seiner Zeit, teils durch den Stoff selbst, teils durch die Art der Behandlung, großen Eindruck gemacht hat.

Walthers Alexandreis ist kein wirklich großes Kunstwerk, aber es ist ein Werk, das Fleiß, Takt und dichterisches Geschick verrät, und es ist ein richtiges Gefühl, das die Dichter und Kritiker der damaligen und späteren Zeit beseelt hat, wenn sie sie über die Gedichte anderer Dichter emporhoben. Er war, wie wir gesehen haben, kein Stubengelehrter; er begab sich hinein in die Kämpfe des Tages durch seine Lieder, ja, er war selbst an diesen Kämpfen beteiligt und hat ihnen Opfer bringen müssen. Er ist eine klare Persönlichkeit, auf dem Boden sittlicher Weltanschauung fußend, mit der Erfahrung eines Mannes, der mitten im Leben gestanden, und den manche Widerwärtigkeit, die ihm zustieß, zu einer ernsten Lebensauffassung geführt hat. Ohne die Güter dieser Welt etwa zu verachten, haftet er doch nicht am Aeußeren, denn er weiß, daß über ihm ein Höherer waltet, der den Menschen von seinem Tun abrufen kann dorthin, wo er nicht mehr wirken kann. Zu einem wirklich ergreifenden Ausdruck kommt diese Anschauung in der Alexandreis da, wo ihm der Gegensatz zwischen der eben noch weithin ragenden Machthöhe des Königs und dem nun plötzlich aus der Fülle des Lebens abgerufenen, jetzt im engen Grabe ruhenden Fürsten zum Bewußtsein kommt:

Glücklich wäre das Menschengeschlecht, wenn stets ihm vor Augen
Schwebte das ewige Heil, wenn stets es das Ende bedächte,

Das den Höchsten der Welt, wie dem niedrigsten Mann aus dem Volke
Unvermutet erscheint, wenn wir nach Reichtum uns mühen,
Ohne Gefahren zu scheu'n, wenn die blöden Augen der Menschen
Irdischer Ruhm mit gleißendem Schein umgaukelnd verblendet,
Wenn wir die flüchtigen Ehren, die käuflichen, mühsam erstreben,
Oder die Fluten der Meere durchzieh'n und das Leben nicht achtend,
Leben und Güter zugleich den tückischen Wogen vertrauen.
Ueber die eisigen Alpen, bedroht von den Schwärmen der Räuber,
Treibt uns die Sehnsucht nach Rom, nach der Stadt mit den ragenden Türmen
Und voll nimmersatter Begier — doch glücklich vollendet
Ist nun die Reise, wir kehren ins Vaterland heim zu den Unsern,
Ach, da befällt uns im Nu eine Krankheit mit schleichendem Fieber
Und zertrümmert, was wir uns im Kampfe des Lebens gewonnen.

Aehnliches mag Walther selbst erfahren haben, wie ja auch seine Grabschrift bezeugt, daß er aus schwerer Krankheit zu genesen nicht mehr hoffen konnte. Jedenfalls sind es Verse, die aus innerster Ueberzeugung geflossen sind, und wie sie des Beifalls seiner Zeitgenossen sicher waren, doch auch ihres Eindrucks auf uns nicht verfehlen. Als einen Mann von Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue und einen Dichter von Geschmack und Geschick dürfen wir unsern Walther jedenfalls bezeichnen, und wenn wir uns auch das Urteil, das in einer seiner Lebensbeschreibungen von einem unbekannten Dichter ausgesprochen wird, nicht in diesem Umfange zu eigen machen können, so darf es vielleicht doch zum Schluß noch als ein Zeugnis seiner Wertschätzung angeführt werden:

Alles, was heidnische Dichter zu sagen und singen vermochten,
Hat die göttliche Huld Walthern in Fülle verlieh'n.

---

# Ollivier über den Krieg 1870.

Von

**Hans Delbrück.**

---

Émile Ollivier, L'Empire Libéral. Études, recits, souvenirs. Bd.: XI. bis XIV. Paris, Garnier frères. Ursprünglich in der „Revue des deux Mondes“ erschienen.

Durch die großen Kriege bestimmen sich die Geschicke der Menschheit. Nicht bloß die Grenzen der Staaten werden durch sie verändert oder festgelegt, sondern auch die innere Struktur, die Verfassung, die wieder das Kulturleben beherrscht, ist abhängig von den kriegerischen Erfolgen oder Mißerfolgen nach außen. Athen wurde, was es der Menschheit geworden ist, durch die Perserkriege. Indem Rom alle andern Völker unterwarf, bereitete es jene universale Einheit, in der das Christentum sich ausbreiten konnte. Indem die germanischen Völker sich unter der Führung des Arminius der Herrschaft Roms entzogen und nachher ihrerseits den friedlichen römischen Staat überwältigten, entstand eine neue Völkermischung und eine neue Epoche der Geschichte. Die große innere Umwälzung am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich hätte nie die Oberhand gewonnen über das fast 1000 jährige Königtum der Capetinger, wenn sich die Bewegung nicht verflochten hätte mit einem großen auswärtigen Kriege, und ohne die Niederlage von Jena wieder wäre Preußen nicht erneut worden, sondern in den halbfeudalen Formen des 18. Jahrhunderts erstarrt. Der Ursprung der großen Kriege also ist einer der wichtigsten Gegenstände der historischen Forschung und daher auch eins der beliebtesten Objekte der historischen Kontroverse. Sie bricht manchmal aus, wo man es gar nicht mehr vermutet: wie einig war alle Welt über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges: Preußen und Oesterreicher und nicht weniger die französischen Historiker wußten es nicht anders, als daß eine große Koalition sich gegen Preußen zu bilden

im Begriff war, daß Friedrich das Prävenire spielte und dem Angriff entgegenging. So hat er es selber nach dem Kriege dargestellt: daß aber von ihm selbst eine Niederschrift existiert aus der früheren Zeit des Krieges, worin er sich umgekehrt darauf beruft, daß er das große Bündnis nicht habe voraussehen können, wurde übersehen. Jetzt hat, nachdem Max Lehmann den Nebel zerstreut, die Meinung mehr und mehr Anhänger gewonnen, daß nicht bloß zwei Offensiven aufeinanderstießen, sondern die Offensive von preußischer Seite, zum Zweck der Eroberung Sachsens, die noch stärkere war. Wie nun steht es mit der Genesis des Krieges von 1870? Des Krieges, durch den nicht nur eine Provinz von dem französischen Staatskörper abgetrennt und dem deutschen angefügt wurde, sondern durch den in Frankreich an die Stelle einer klerikalisierenden Militär-Monarchie eine demokratische Republik, in Deutschland an die Stelle einer Gruppe von Kleinstaaten ein starkes nationales Kaisertum gesetzt wurde. Dieser Krieg entzündete sich an der hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien. Weshalb hat Bismarck diese Kandidatur nicht bloß angeregt, sondern mit Aufbietung aller Kraft und immer wiederholten Nachhilfen in Madrid wie in Berlin durchgesetzt? Hat er wirklich, wie Lothar Bucher einmal seinem Freunde Busch anvertraute, den Franzosen damit eine Falle stellen wollen? Oder war es nur der Wunsch, eine Verstärkung für Deutschland zu gewinnen, weil er den französischen Angriff kommen sah? Die Hoffnung, daß er uns in seinen Memoiren seine letzten Gedanken über diese Ereignisse enthüllen würde, ist nicht in Erfüllung gegangen: er hat einfach die einst wesentlich von ihm selbst kunstvoll geschaffene Legende, auch wo sie längst durch Dokumente widerlegt war, wiederholt.

Nicht anders steht es auf der französischen Seite: so viel auch über jede Stunde, möchte man sagen, in dem Fortgang der Krisis veröffentlicht und geschrieben ist, über die allerwichtigsten Fragen ist man von einmütiger Auffassung weit entfernt und wartet auf neues Material, weitere Enthüllungen.

Ein bedeutsames Werk dieser Art ist soeben wieder erschienen. Es sind die Memoiren Emil Olliviers, der im Jahre 1870 französischer Ministerpräsident, noch heute als Lebender unter uns weilt und uns durch diese Veröffentlichung zwingt, alles von neuem durchzudenken und die Auffassung hüben und drüben auf ihre Haltbarkeit zu prüfen. Manches nicht unwichtige Neue wird erzählt, Szenen von packender Realistik beleben den Gang der Darstellung

und das Ganze wird in einen so strengen einheitlichen Zusammenhang gebracht, daß ein großer sachlicher wie künstlerischer Eindruck erzielt wird. So bekannt, ja geläufig uns die Vorgänge in allem Wesentlichen sind, so habe ich mich doch kaum losreißen können bei der Lektüre. Es ist der Mühe wert, auch die deutschen Leser darauf aufmerksam zu machen und es ist notwendig, sich vom deutschen Standpunkt aus mit ihr auseinanderzusetzen. Ich bin dabei in der Lage, an frühere Arbeiten, auf die auch Herr Ollivier Bezug nimmt, anknüpfen zu dürfen.*)

Frankreich lebte, seit ihm eine liberale parlamentarische Regierung unter Herrn Olliviers Präsidentschaft gegeben war, nach dessen Schilderung friedlich dahin und hegte gegen niemand, auch nicht gegen Preußen, bösliche oder feindliche Absichten. Napoleon III. hatte das persönliche, autokratische Regime aufgegeben und das Ministerium hatte kein anderes Ziel, als in Frieden seine Ideen zu festen Institutionen für Frankreich auszuarbeiten und ihre dauernde Herrschaft zu sichern. Selbst der Entwicklung des norddeutschen Bundes zu einem deutschen Nationalstaat, war der französische Ministerpräsident, da er die Berechtigung des Nationalgedankens anerkannte, nicht entgegen.

Plötzlich kam die Nachricht von der Kandidatur des hohenzollernschen Prinzen für den spanischen Königsthron. Man war sich sofort darüber klar, daß dies eine Bismarcksche Intrigue und ein Schlag gegen Frankreich sei. Unmöglich konnte Frankreich sich gefallen lassen, daß ein preußischer Prinz an seiner Pyrenäengrenze regierte und jede etwaige Aktion in Europa durch die Möglichkeit eines Rückenangriffs lähmte. Selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, mußte diese Thronbesteigung verhindert werden und um nicht von vornherein zwischen zwei Feuer zu geraten, war es nicht Spanien, an das man seinen Widerspruch adressierte, sondern diejenige Großmacht, deren Prinz die Gefahr für Frankreich heraufbeschwor, an Preußen, und als die Regierung in Berlin unter dem Vorwand, daß sie mit der Sache nichts zu tun habe, die Antwort verweigerte, an den König persönlich.

Benedetti erreichte, daß der König mit ihm, sehr gegen den Wunsch und Willen Bismarcks, verhandelte, aber die Entscheidung

*) Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870. („Preußische Jahrbücher", Bd 82, I. Oktober 1895). Wieder abgedruckt in „Erinnerungen, Aufsätze und Reden", mit einer Ergänzung im Vorwort der dritten Auflage. 1905.
Napoleon 1870. „Preußische Jahrbücher", Bd. 111, I. Januar 1903.

fiel nicht hier, sondern in Sigmaringen. Wie sich die Dinge hier abgespielt haben, sollen wir zum erstenmal durch Herrn Ollivier erfahren, und sie sind in hohem Grade pikant, entbehren aber des Vorzugs, dabei auch richtig zu sein. S. Majestät der König von Rumänien hat mich und hat auch Herrn Ollivier schon wissen lassen, daß er aus trüben Quellen geschöpft hat und daß allein die bereits in dem Werke „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" veröffentlichte Erzählung zutreffend sei. Nichtsdestoweniger wollen wir zunächst Herrn Ollivier das Wort lassen und seine Darstellung wiedergeben.

Man erinnert sich, daß damals angegeben wurde, der Erbprinz Leopold sei auf einer Fußreise in den Alpen und augenblicklich nicht erreichbar, weshalb sich die Entscheidung einige Tage verzögerte und der Verzicht schließlich nicht von dem Kandidaten selbst, sondern von seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton, ausgesprochen wurde. Die Franzosen wollten es von vornherein nicht glauben, daß der Prinz in den Tagen, wo er zum König gewählt werden sollte, unauffindbar sei, und Ollivier behauptet nun, daß die Tiroler Reise tatsächlich eine Fiktion gewesen und der Prinz sich in der Nähe von Sigmaringen verborgen gehalten habe, um sich einer unmittelbaren Entscheidung zu entziehen. Diese wurde endlich herbeigeführt nicht dadurch, daß König Wilhelm von Ems aus insinuieren ließ, es würde ihm angenehm sein, wenn man nachgäbe, sondern auf einem höchst merkwürdigen Umweg, der wieder einmal zeigt, wie sehr in der europäischen Politik auch die fernsten Dinge mit einander verbunden sind und auf einander einwirken. Man kennt bereits aus dem Tagebuch König Karls von Rumänien (Bd. II, S. 112) einen Brief seines Vaters, des Fürsten Anton, der seinem Sohn schreibt (10. August 1870), der rumänische Agent in Paris, Strat, habe sich großes Verdienst um ihn erworben. Er sei im Moment der höchsten Spannung zu ihm gekommen und habe ihn über die wahrhafte Stimmung und Absicht in Paris aufgeklärt; „er trug dazu bei, daß ich die Renunciation Leopolds vielleicht 24 Stunden früher bekannt machte, als es ohne seinen dringenden Rat geschehen wäre." Nach Ollivier war die Mission Strats noch viel bedeutsamer. Sie ging aus von dem spanischen Botschafter in Paris, Olozaga. Dieser war ein Gegner der hohenzollernschen Kandidatur; im tiefsten Geheimnis führte er Strat in der Nacht um 2 Uhr zu Napoleon selbst. Sogar Gramont erfuhr nichts davon. Napoleon sagte ihm, wie viel ihm daran läge, daß die Kandidatur zurückgezogen werde, weil nur auf

diese Weise der Krieg vermieden werden könne. Strat, der als ergebener Anhänger Karls von Rumänien das Vertrauen der hohenzollernschen Fürsten hatte, übernahm es darauf, hinzureisen und die Zurückziehung anzuraten, indem Napoleon ihm dagegen versprach, den Rumänen, die den Thron des Fürsten Karl umzustürzen drohten und in Paris bisher von Gramont protegiert worden waren, das Handwerk zu legen. Anfänglich sei Strat beim Fürsten Anton auf entschiedenen Widerstand gestoßen, schließlich aber doch durchgedrungen, indem er auf die unhaltbare Lage hinwies, in die Leopold als König von Spanien bei der Feindseligkeit Frankreichs und der Stärke der gegnerischen Faktionen kommen werde. Erst als die Depesche bereits abgegangen war, kam der Flügel-Adjutant König Wilhelms, Oberst v. Strantz von Ems, da er durch einen Eisenbahn-Unfall aufgehalten war, in Sigmaringen an. Der Verzicht auf die Kandidatur wurde, obgleich der Prinz Leopold 35 Jahre alt war, in seinem Namen von dem Vater, dem Fürsten Karl Anton erklärt. Der Prinz widersetzte sich noch hinterher auf das bestimmteste dieser Entscheidung und wurde nur durch die stärksten Drohungen schließlich von seinem Vater zur Unterwerfung gebracht.*)

*) Ollivier legt großen Wert darauf, daß der Entschluß des Fürsten Anton gefaßt worden sei vor der Ankunft des Obersten von Strantz aus Ems. Aber auch nach ihm ist doch nur die private Mitteilung Strats an Olozaga, daß er den Verzicht durchgesetzt habe, vor der Ankunft des Obersten am Abend des 11. abgesandt worden, während die offiziellen Depeschen erst am Morgen des 12. nach dem Eintreffen von Strantz abgingen. Da Fürst Anton in dem oben zitierten Brief an Karl von Rumänien schreibt, Strat habe seine Entschlußfassung beschleunigt, so ergibt sich, daß König Wilhelm durch die von Strantz überbrachte Botschaft jedenfalls nicht sehr stark und nicht direkt für den Verzicht eingetreten ist. Der Punkt, wo Olliviers Erzählung evident unrichtig ist, ist die Behauptung, daß der Erbprinz nicht auf einer Gebirgsreise, sondern in der Nähe von Sigmaringen verborgen gewesen sei. Wie hätte er das wohl machen sollen, wo ihn jedermann kannte? Der spanische Admiral wird nicht gewußt haben, wie nah von Sigmaringen die Berge bereits beginnen, und seine Vorstellung, der Prinz habe sich in der Nähe versteckt gehalten, braucht daher im Grunde garnichts anderes zu besagen, als daß er in den Bergen war. Der Prinz war ja der Meinung, daß die Wahl in Madrid auf den Herbst verschoben sei und konnte deshalb sehr wohl eine Reise antreten. Er war stets ein guter Wanderer und Bergsteiger, und es ist durchaus möglich, daß er mehrere Tage in den Bergen von dem Lärm, der Europa erfüllte, nichts gehört hat. Möglich auch (um eine freilich rein persönliche Vermutung hinzuzufügen), daß er sich, auch als er Nachrichten erhielt, keineswegs beeilt hat, heimzukommen, sondern es für ganz günstig gehalten, die Dinge sich erst entwickeln zu lassen. Daß sofort eine große Kriegsgefahr entbrennen würde, hatte ja auf deutscher Seite niemand vermutet. Daß der Prinz sich ferner dem Entschluß seines Vaters nicht habe unterwerfen wollen, ist ebenfalls unrichtig. Herr Ollivier beruft sich für seine Erzählung auf die Mitteilungen des spanischen Admirals Polo de Bernabé, der damals

Aus diesen Vorgängen schließt Ollivier, daß die hohenzollernsche Kandidatur ein zwischen Bismarck, Prim und dem Erbprinzen selbst fest verabredeter Plan war mit dem Zweck, daran den Krieg mit Frankreich zu entzünden. Bismarck habe diesen Krieg notwendig gehabt, um sein Werk in Deutschland zu vollenden. Süddeutschland wäre sonst nicht freiwillig in den Norddeutschen Bund eingetreten. Diese Vorstellung ist nicht so falsch, wie sie uns heute scheinen möchte. Die beiden größten Regierungen, Bayern und Württemberg, wollten es nicht und die große Mehrheit der Bevölkerung, die demokratische Volkspartei auf der einen Seite, die Ultramontanen auf der andern, wollten es ebenfalls nicht. Die Wahlen zum Zollparlament hatten es bewiesen. Zu einem engeren Verhältnisse zum Norddeutschen Bunde wäre man, wenn das Ausland sich nicht einmischte, mit der Zeit gewiß gekommen, in zwei wesentlichen Punkten, der Handelspolitik vermöge des Zollvereins und des Zollparlaments, und militärisch durch die Schutz- und Trutz-Bündnisse, war man ja bereits vereinigt, aber die festen Formen des Deutschen Reiches wie es heute besteht, hätten sich ohne den gewaltigen Auftrieb, den der siegreiche Krieg gegen den französischen Erbfeind dem nationalen Gedanken in Deutschland gab, schwerlich schaffen lassen.*) Ollivier beruft sich dafür, daß dies tatsächlich Bismarcks Auffassung gewesen, auf seine eigenen späteren Aussprüche, u. a. auf die Rede, die er im Jahre 1892 in Jena gehalten und wo er gesagt hat: „Ohne Frankreich geschlagen zu haben, konnten wir nie ein Deutsches Reich in Europa errichten und zu der Macht, die es heute besitzt, erheben. Frankreich würde vielleicht später Bundesgenossen gefunden haben, um uns daran zu hindern. Auch der französische Krieg war ein notwendiger Abschluß." In den „Gedanken und Erinnerungen" ist diese Auffassung des Breiteren dargelegt; aber der Zusammenhang, in dem Ollivier diese Aeußerungen bringt, ist offenbar unrichtig. Die Aussprüche beziehen sich auf einen anderen, späteren Moment, und wir werden darauf zurückkommen.

---

in Sigmaringen weilte, um dem Erbprinzen das amtliche Schreiben von Prim zu überreichen. Aber woher soll Bernabé seine Kenntnis gehabt haben? Vater und Sohn hätten ihn doch gewiß nicht von ihrem Dissens unterrichtet. Die ganze Erzählung beruht offenbar auf Vermutungen und Klatsch. Der Erbprinz und seine Gemahlin waren beide nur glücklich, daß das Abenteuer überstanden war.

Das zweite Zeugnis von Lopez Dominguez, auf das sich Ollivier beruft, geht natürlich auch auf Bernabé zurück.

*) Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe haben dies neuerdings mit vielfachen Zeugnissen belegt.

Aus welchem Grunde Bismarck die hohenzollernsche Kandidatur betrieben hat, darüber ist mit diesen Auslassungen garnichts gesagt, und weder hier noch an anderer Stelle in den „Gedanken und Erinnerungen“ hat er sich darüber erklärt. Im Gegenteil, obgleich die Urkunden und Zeugnisse damals bereits vorlagen, unterdrückt er seine Tätigkeit bei diesem Vorgang vollständig, leugnet sogar die Konferenz am 15. März im Schloß direkt ab und sucht die Fabel aufrecht zu erhalten, daß er amtlich gar kein Interesse an der Sache genommen und nur die Spanier, das fürstliche Haus Hohenzollern und der König als Chef des Gesamthauses Hohenzollern damit zu tun gehabt hätten. Es ist nicht ganz leicht, sich diese Haltung unseres Altkanzlers in seinen Memoiren zu erklären. War es das Alter? Hatte sich das Bild, das er der Welt so oft vorgetragen, so in seinem Geiste festgesetzt, daß er sich selber nicht mehr davon loszumachen vermochte? Erkannte er nicht, daß seine Erzählung ja bereits im voraus widerlegt war? War es eine gewisse Bequemlichkeit, sich die Vorgänge selber neu zu gestalten? Scheute er sich, das so oft Abgeleugnete endlich doch zu gestehen? Hatte er tatsächlich etwas zu verbergen? Jedenfalls gibt sein Schweigen und seine unrichtige Darstellung nunmehr aller Welt Raum zu Unterstellungen. Wer aber die Tatsachen und Urkunden unbefangen prüft, kann dennoch zu einem gesicherten Ergebnis gelangen, einem Ergebnis, das von demjenigen Olliviers wesentlich abweicht.

Von vornherein ist klar, daß König Wilhelm und das deutsche Volk niemals um des spanischen Thrones willen sich in einen Offensivkrieg gestürzt hätten. Es ist ein reines Phantom, wie Ollivier es ausmalt, daß Preußen den Spaniern zu Hilfe gekommen sein würde, wenn die Franzosen mit diesen wegen des hohenzollernschen Königs in Händel gerieten. In erster Linie hat aber auch Ollivier nicht sowohl diese Möglichkeit im Auge, sondern er glaubt ganz sicher, daß Bismarck gehofft habe, durch die Besetzung des spanischen Thrones mit einem preußischen Prinzen Frankreich seinerseits zu einem Angriff zu reizen. Konnte Bismarck wirklich so rechnen? Konnte er erwarten, daß Spanien und der Erbprinz, auf die Gefahr hin, dadurch einen ungeheuren europäischen Krieg zu entzünden, an ihrem Plane festhalten würden? Jedenfalls hat die Erfahrung gelehrt, daß, sobald sich zeigte, die Kandidatur könne zu einem Kriege führen, sie zurückgezogen worden ist. Angenommen selbst, daß der Erbprinz sich in sehr ehrenwerter Empfindung einige Tage lang gesträubt hat, aber er hat es schließlich doch getan. König Wilhelm war von

ganzem Herzen damit einverstanden. Aber nicht nur das, sondern wir haben auch ganz unanfechtbare Dokumente, daß Bismarck selber die Kandidatur keineswegs unter allen Umständen hat festhalten wollen. Schon längst ist in Spanien ein Brief von ihm veröffentlicht, von dem man früher annahm, daß er an einen Spanier aus der Umgebung Prims gerichtet gewesen sei, von dem aber jetzt nachgewiesen ist, daß er nichts anderes darstellt als die Instruktion, die der Kanzler Lothar Bucher nachschickte, der in seinem Auftrag in Madrid die Kandidatur betreiben sollte.*) Unzweifelhaft hat das „schwarze Kabinet" in Spanien diesen Brief auf der Post abgefangen, und wir haben also in ihm ein Zeugnis, wie es zuverlässiger für die Ansichten und Pläne Bismarcks bei dieser Kandidatur garnicht gedacht werden kann. In diesem Brief aber schreibt der Kanzler, er glaube, daß die Wahl bei den Franzosen eine vorübergehende Aufregung hervorrufen werde: man müsse sich hüten, sie noch zu steigern, und es müsse deshalb sein Namen bei der Angelegenheit außer Spiel bleiben. Ich will den Brief wörtlich hersetzen:**)

„Möglicherweise werden wir in Frankreich eine vorübergehende Beunruhigung erleben, und wir werden zweifellos alles vermeiden müssen, was sie herbeiführen oder vermehren könnte. Wäre es unter diesen Umständen rätlich, meinen Namen in diese Verhandlungen mit hineinzuziehen? Ich glaube nicht. Im Gegenteil empfiehlt es sich, meine Person ganz aus dem Spiel zu lassen. In Wahrheit bin ich offiziell nicht engagiert. Es handelt sich um einen Willensakt einerseits der spanischen Nation, andrerseits des Erbprinzen, der majorenn, Herr seiner Entschlüsse und ein Privatmann ist. Ob er Gründe gehabt hat oder nicht, die Einwilligung seines Vaters und des Hauptes der Familie einzuholen, ist eine Frage privater Natur, keine Staatsangelegenheit. Dem König solche Projekte vorzulegen, ist die Pflicht des Ministers des Königlichen Hauses. Ich habe ihm dagegen mit meinem Rate beigestanden, nicht in meiner Eigenschaft als Ministerpräsident, sondern [oder?] in der Eigenschaft des Leiters der auswärtigen Angelegenheiten, [sondern] als Mann seines Vertrauens, genau so wie die andern in das Geheimnis eingeweihten Staatsdiener. Ich glaube, daß die spanische Regierung gut tun wird, nicht mehr zu veröffentlichen als den Brief des

*) Diese wichtige Feststellung ist jüngst von Rich. Fester im Juli-Heft der „Deutschen Rundschau" gemacht worden.

**) Da nur die spanische Uebersetzung publiziert ist, gebe ich die Rückübersetzung nach Fester. An einer Stelle habe ich eine Konjektur angebracht.

General Prim [an den Erbprinzen] vom 17. Februar und dessen Antwort. So würden wir vor Europa eine unangreifbare Position gewinnen. Schlägt man in Frankreich Lärm, so werden wir ganz einfach fragen: was wollt ihr? Wollt ihr der spanischen Nation und einem deutschen Privatmann ihre Entschlüsse vorschreiben? Dann wird sich die Gelegenheit ergeben, Ihre Vorschläge, Herr Doktor, zu benutzen. Nichtsdestoweniger wird man über Intriguen schreien und wütend über mich werden, ohne doch einen Angriffspunkt zu finden [weil ich antworten kann, daß es sich nur um eine Frage der Politik des General Prim handelt]."

Niemand kann hiernach mehr zweifeln, daß Bismarck zwar eine gewisse Aufregung in Frankreich erwartet, die Stärke des Sturmes aber nicht vorausgesehen, auch sich Mühe gegeben hat, ihn zu mäßigen, ihn also zu einem Kriegsbrand anzufachen, nicht beabsichtigt hat.

Um es zu verstehen, daß Bismarck die Bewegung, die die Sache nachher tatsächlich in Frankreich hervorgerufen hat, unterschätzt hat, muß man sich erinnern, daß Prinz Leopold der Enkel einer Beauharnais und einer Murat war, also ein naher Verwandter des Kaisers Napoleon, dagegen keineswegs ein preußischer Prinz, sondern ein Hohenzoller aus einer seit 600 Jahren vom Hauptstamm getrennten Nebenlinie, die in Preußen kein Erbrecht hat. Dazu war er katholisch und Gemahl einer portugiesischen Prinzessin. Als gewählter parlamentarischer König hatte er nur geringe Macht. Wenn alle diese Verhältnisse dem französischen Volke ehrlich dargelegt wurden, war es doch nicht so ganz ausgeschlossen, daß es sich nach einigen Zorneserregungen doch noch mit der vollendeten Tatsache der Thronbesteigung abfand. *) Eben aus dieser Erwartung heraus hatten auch Bismarck und Prim die Kandidatur im tiefsten Geheimnis betreiben lassen, um zuerst einmal eine vollendete Tatsache zu schaffen; Prim aber hatte bereits einen persönlichen Besuch bei dem französischen Kaiser für den Juli ankündigen lassen, was er doch wohl nicht getan hätte, wenn er nicht ebenfalls geglaubt hätte, daß Frankreich sich wegen seiner Thronpolitik wieder beruhigen lassen würde.

*) Sehr merkwürdig ist, daß der Marschall Randon in seinen Memoiren (II, 306) berichtet, Napoleon habe im Herbst 1869 zu Prim gesagt, „warum solltet ihr nicht an den Prinzen von Hohenzollern denken, der mein Verwandter ist". Ollivier bestreitet die Authentizität dieses Wortes, da Prim sich sonst darauf berufen haben würde, ein Einwand, der allerdings schwer abzuweisen ist. Aber auch der Portugiese Saldanha hat etwas Aehnliches berichtet. Vgl. Ollivier, S. 81, Anmkg., so daß es nicht unmöglich erscheint, daß Napoleon geschwankt hat.

Für Bismarck haben wir ferner den Brief König Wilhelms an seine Gemahlin vom 12. Juli, worin er ihr mitteilt, daß, da „die Frage so ernst geworden sei", auch der Kanzler, ganz wie der König selbst, der Meinung sei, man müßte die Hohenzollern jetzt beiseite setzen, ihnen selbst aber die Entscheidung zuschieben — was nichts anderes heißen konnte, als daß die Kandidatur zurückgezogen werden sollte. Man mag nun gegen die sonstigen Aeußerungen und Erklärungen Bismarcks über seine Pläne und Absichten so mißtrauisch sein wie man wolle, diese beiden Aktenstücke lassen schlechterdings keinen Zweifel darüber, daß man mit der Hohenzollernschen Kandidatur Kriegsabsichten gegen Frankreich nicht verbunden hat.

Die Zurückziehung der Kandidatur wurde für Bismarck nur dadurch zu einer Niederlage, daß sie erpreßt schien durch französische Drohungen. Sowohl der Minister Gramont in der Kammer, wie die Presse hatten die anmaßendste Sprache gegen uns geführt, und König Wilhelm hatte sich trotzdem immer von neuem herbeigelassen, mit dem französischen Botschafter Benedetti in Ems persönlich zu verhandeln. Nach Bismarcks Sinn hätte er ja dem Botschafter am ersten Tage sagen sollen: „Das geht mich gar nichts an; wenn Sie sich in die spanische Königswahl mischen wollen, halten Sie sich an Spanien." Dann hätte Preußen von dem Zwischenfall, auch wenn die Kandidatur fiel, immer noch den Vorteil gehabt, daß zwischen Frankreich und Spanien Zwiespalt gesät war. Als Deutsche mögen wir es hinterher als ein Glück für uns betrachten, daß der König einen so schroffen Standpunkt nicht hat einnehmen wollen. Bismarcks Räsonnement, daß Prinz Leopold ein Privatmann sei und seine Kandidatur die preußische Regierung nichts angehe, war zwar eine sehr fein aufgebaute Kulisse, weiter aber auch nichts. Ollivier fragt sehr richtig, weshalb Bismarck sich denn so große Mühe gegeben habe, die Kandidatur zu verwirklichen und führt ganze Reihen von Präzedenzfällen an, daß Großmächte gegen ähnliche Kandidaturen protestiert hätten nicht bei dem Volk, dem ein Herrscher gegeben werden sollte (Griechenland, Belgien, Toscana, Neapel), sondern bei der Großmacht, deren Dynastie der Thronkandidat angehörte. Ja diese Ingerenz der Großmächte vom Standpunkt der Störung des europäischen Gleichgewichtes aus hat sich sogar auf die Heiratskandidaten für Königinnen erstreckt: Louis Philipp durfte der Königin Isabella, so gern diese es getan hätte, nicht einen seiner Söhne zum Gemahl geben, weil England widersprach. König Wilhelm war also keineswegs im Unrecht, wie es von deutscher

Seite oft dargestellt wird, als er sich mit dem französischen Botschafter in Verhandlungen einließ. Bismarck aber, als er sah, wie der mit so viel Mühe und Sorgfalt eingeleitete Feldzug, der auf jeden Fall einen sicheren Gewinn zu verheißen schien, sich in eine Demütigung für Preußen verwandelte, geriet in den äußersten Zorn. Er reiste nicht nach Ems, er wollte nach Varzin zurück und abdanken.

Da kam der zweite Akt: daß die Franzosen sich mit der Resignation des Prinzen nicht begnügen wollten, sondern von König Wilhelm das Versprechen forderten, auch in Zukunft ihm eine solche Kandidatur nie zu gestatten.

Der König lehnte das ab und sein Kanzler tat diese Ablehnung der Welt kund in der „Emser Depesche". Herr Ollivier kann sich nicht enthalten, wieder zu krebsen mit dem Vorwurf, diese Depesche sei gefälscht gewesen. Schon die Darstellung, die Abeken aus Ems an Bismarck telegraphierte, habe den Tatsachen nicht ganz entsprochen: vollends durch die Bismarcksche Redaktion sei alles in das Gegenteil verkehrt worden. Schon die Veröffentlichung, während man noch in Verhandlungen stand, sei gegen die guten Sitten der europäischen Diplomatie gewesen.

Als ob die „Emser Depesche" zu messen wäre an den Maßstäben einer objektiven historischen Darstellung! Richtig gewürdigt werden kann sie nur als eine Aktion der Politik. Gewiß hat sie nach jenem Schlagwort Moltkes aus einer Chamade eine Fanfare gemacht, aber sie hat die politische Situation dadurch nicht gefälscht, sondern umgekehrt, sie hat sie auf den richtigen Ausdruck gebracht. König Wilhelm hatte, friedliebend und höflich wie er war, die Zurückweisung der Zumutung Benedettis in Formen gehalten, die dem sachlichen Gegensatz und auch seiner eigenen Empfindung davon nicht entsprachen. Die Einhaltung solcher Formen des gesellschaftlichen Verkehrs ist notwendig und unentbehrlich, aber schon mancher Rigorist hat sie für eitel Trug und Heuchelei erklärt. Ems ist ein Beispiel für diese Antinomie. Der König fand Benedetti innerlich „zudringlich" und „impertinent", deutete ihm das aber mit der Selbstbeherrschung des vornehmen Weltmannes nur gerade an. Bismarck sah, daß dieses Verhalten in der gröberen Auffassung der Völker als eine politische Demütigung Preußens erscheinen würde, riß alle Verhüllungen herunter und zeigte der Welt die Wahrheit in ihrer ganzen furchtbaren und erschreckenden Nacktheit, nämlich den Anspruch Frankreichs, als „grande nation" den anderen

Völkern vorgesetzt zu sein, und den Willen Deutschlands, diesen Anspruch zurückzuweisen. Das ist der Sinn und die historisch einzig zulässige Interpretation der „Emser Depesche", und sie erfüllte diese ihre Aufgabe in tadelloser Weise, indem sie, ohne an dem Hergang etwas zu ändern, durch einseitig schroffe Herausarbeitung des Gegensätzlichen den Konflikt für den Verstand und die Phantasie der Massen anschaulich machte. In der Form einer Mitteilung war es tatsächlich eine Herausforderung, und hierher gehören nun auch alle oben schon herangezogenen Aeußerungen Bismarcks, daß der Krieg mit Frankreich notwendig gewesen sei, um die Einigung Deutschlands zu vollenden. In diesem Augenblick hat der Kanzler tatsächlich den Krieg gewollt und ihn mit Absicht und Bewußtsein entzündet. Darüber hat kein Historiker und kein Deutscher Veranlassung einen Schleier zu breiten. Der leitende deutsche Staatsmann hatte den Krieg bis dahin wohl vorbereitet und erwartet, aber trotzdem nicht darauf hingearbeitet, sondern der weiteren Entwicklung und den Entschlüssen der Franzosen entgegengesehen. Der von ihm so oft vorgetragene Grundsatz, daß man einem Krieg, auch wenn man ihn sicher voraussehe, doch nicht entgegengehen dürfe, da der Gang der Weltgeschichte nie so bestimmt vorauszusehen sei und Zwischenfälle eintreten könnten, die alles veränderten, ist von ihm tatsächlich eingehalten und befolgt worden. Er sah aber auch keinerlei Gründe, dem Kriege, der Deutschland nur Heil bringen konnte, aus dem Wege zu gehen oder gar um der Erhaltung des Friedens willen Demütigungen zu ertragen, und beantwortete deshalb den französischen Vorstoß in der „Emser Depesche" derart, daß das Dunstbild, Preußen weiche zurück, weil es einen Krieg mit Frankreich scheue, zerstob, damit aber auch, da die Franzosen gerade diese Demütigung wollten, den Krieg unvermeidlich machte.

Die Emser Depesche ist es gewesen, die den Krieg entzündet hat und ihn entzünden sollte, aber sie hat es, wie wir jetzt aus Ollivier erfahren, in noch tieferem Sinne getan, als wir bisher gewußt haben.

Die nachträgliche Forderung der Garantien für die Zukunft, die Benedetti am 13. Juli an König Wilhelm stellte, war ihm nicht aufgegeben worden auf Grund eines Ministerialbeschlusses, sondern ohne Zustimmung und selbst ohne Wissen des Ministerpräsidenten durch den Minister des Auswärtigen auf den persönlichen Befehl des Kaisers. Herr Ollivier erzählt uns, daß er sofort die Forderung als einen Fehler erkannt, und auch ohne große Schwierigkeit den

Kaiser und Gramont noch im Laufe des 13. davon überzeugt habe. Man beschloß, wenn, wie vorauszusehen, König Wilhelm die Forderung ablehne, darauf zu verzichten und sich damit zu begnügen, daß er, wie er bereits in Aussicht gestellt, dem Verzicht des Erbprinzen seine Zustimmung erteile. Höchst befriedigt, daß die Sache nunmehr zu einem friedlichen und für Frankreich so günstigen Austrag gebracht worden sei, saß Ollivier am Morgen des 14. Juli in seinem Zimmer und redigierte die Erklärung, die er in der Kammer abgeben wollte, als der Herzog von Gramont, ein Blatt Papier in der Hand, zu ihm ins Zimmer stürzte mit den Worten: „ich habe eine Backpfeife bekommen (Mon cher, vous voyez un homme qui vient de recevoir une gifle). Was er in der Hand hielt, war die Emser Depesche. Trotz der Beleidigung, die mit dieser Darstellung der Emser Vorgänge dem französischen Volk zugefügt war, schwankte und zauderte man noch den ganzen Tag hindurch, was man tun sollte. Am Nachmittag wurde die Mobilmachung beschlossen, aber bald sandte der Kaiser dem Kriegsminister ein Billet nach, worin er wieder Zweifel an der Opportunität dieser Maßregel ausdrückte. Man kam auf die Idee eines europäischen Kongresses, aber, erzählt uns Ollivier, als er mit dieser Erklärung nach Hause gekommen sei und die Seinigen um sich versammelt habe, um sie ihnen zu unterbreiten, seien seine Brüder, seine Frau, sein Generalsekretär, alle bisher Anhänger des Friedens, in einen Sturm der Entrüstung ausgebrochen. (Ce ne fut qu'un tolle d'étonnement et de blâme.) Ebenso war es bei den Offizieren, die an dem Abend beim Kaiser zur Tafel geladen waren. Dasselbe erklärte die Kaiserin Eugenie. Als der Marschall Le Boeuf nach Saint Cloud kam, fragte ihn nach der Erzählung Olliviers die Kaiserin, wie er sich zu dem Projekt einer europäischen Konferenz stelle. Le Boeuf erwiderte, daß der Krieg gewiß besser gewesen wäre, aber daß, wenn man den Krieg nicht wolle, der Kongreß ihm das beste scheine, was man tun könne. „Wie, auch Sie billigen diese Feigheit?" rief sie. „Wenn Sie sich selbst erniedrigen wollen, erniedrigen Sie doch nicht den Kaiser." — „Eh! sagte der Kaiser, wie kannst du so zu einem Mann sprechen, der uns so oft seine Ergebenheit bewiesen hat?" Sie erkannte ihr Unrecht, und ebenso heftig in ihrem Bedauern wie sie es in ihrer Grobheit gewesen war, umarmte sie den Marschall und bat ihn, ihre Lebhaftigkeit zu vergessen. Sie hatte über den Kopf des Marschalls hinweg den vermittelnden Entschluß treffen wollen, zu dem wir gekommen waren. Danach bemessen waren ihre Worte

nicht zu stark. An jenem Abend fühlte, dachte und sprach sie gerecht. Ihr Zorn war begründet und sie hatte Recht, ihren Einfluß zu gebrauchen, um einen Ausweg zu verhindern, der, ohne den Frieden zu retten, den Kaiser für immer diskreditiert hätte." Unter den Volksvertretern von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken war fast einstimmig dieselbe Meinung. Gambetta, der gleich bei dem ersten Auftauchen der Kandidatur ausgerufen hatte, daß jetzt alle Franzosen sich zu einem nationalen Kriege vereinigen müßten, hielt in der Vereinigung der unversöhnlichen Linken eine Rede, in der er die Affäre Hohenzollern für einen unbedeutenden Zwischenfall erklärte und die Schleifung der preußischen Festungen forderte, die die französische Grenze bedrohten. Wenn er diese Rede in der Kammer hielte, wurde dem Ministerium gemeldet, so würde es sich nicht halten können. Ollivier selbst rechnet sich sein Schwanken und Zweifeln als Schwäche an.

So versammelte sich der Ministerrat an demselben Abend noch einmal in St. Cloud. Stimmungsvoll schildert uns Ollivier, was für ein wundervoller Sommerabend ihn mit der weichen Pariser Luft umfangen und wie das Herz ihm schwer gewesen, als er durch die fröhliche und ahnungslose Menge fuhr, um die furchtbare Entscheidung zu fällen.

Hier soll es nun nach den bisherigen Erzählungen eine bestimmte Depesche gewesen sein, die endlich den Ausschlag für die Kriegsentscheidung gab. Man hat viel herum geraten, was das für eine Depesche gewesen sein könne, da die entscheidenden Nachrichten eigentlich alle bereits vorher bekannt waren. Der Marschall Le Boeuf, der Kriegsminister, hat vor der Untersuchungskommission nach dem Kriege ausgesagt, er wisse nicht mehr genau, was eigentlich darin gestanden habe, der Herzog von Gramont, der Minister des Auswärtigen, hat sich mehrfach in Briefen und Broschüren ausführlich über den Ursprung des Krieges ergangen, diesen Punkt hat er immer umgangen. Herr Ollivier teilt es uns nun mit. Es war die Meldung, daß der Inhalt des berühmten Extrablatts der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die Emser Depesche, vom Auswärtigen Amt in Berlin auch an den deutschen Vertreter in Bern telegraphiert und von diesem der Schweizer Bundesregierung mitgeteilt worden war. Die Depesche selbst war bekannt; auch daß sie der bayerischen Regierung von dem norddeutschen Vertreter in München mitgeteilt worden war, war bekannt. Aber weder die Depesche selbst, noch die Mitteilung an eine andere deutsche Re-

gierung, sagt Herr Ollivier, habe man als eine tödliche Beleidigung zu empfinden brauchen; dahingegen die Mitteilung an eine so ganz außenstehende Regierung wie die schweizerische habe eine Herausforderung enthalten, die die französische Regierung sich nicht habe gefallen lassen können.

So wie die Stimmung und die Auffassung des französischen Volkes einmal war, wird man Herrn Ollivier recht geben müssen. Die Franzosen sahen in dem Versuch, den Prinzen Leopold auf den spanischen Thron zu setzen, nicht nur eine Schädigung, die ihnen durch Preußen zugefügt werden sollte, sondern auch eine preußische Anmaßung und eine Beleidigung. Der Emser Depesche hätte eine andere Regierung vielleicht mit der einfachen tatsächlichen Feststellung entgegentreten können, daß das Gespräch zwischen König Wilhelm und Benedetti durchaus ruhig verlaufen sei und daß der König den Botschafter schließlich darauf verwiesen habe, statt mit ihm persönlich mit der Regierung zu verhandeln. Den Franzosen aber konnte das nicht genügen, denn was auch immer weiter verhandelt wurde: das was sie wollten, die Feststellung ihrer Superiorität in diesem Streit, war ihnen auf alle Fälle durch die Emser Depesche, ihren Ton und ihre Versendung an die auswärtigen Kabinette entrissen. Wenn man eine Ohrfeige bekommen hat, sagt uns Herr Ollivier, so bittet man nicht erst um Aufklärung, sondern greift zur Waffe. Wohin würden die Völker kommen, wenn die Verletzungen in dem steten Kampf der Diplomatie in dieser Art vom Kavaliergesichtspunkt aus beurteilt und vergolten werden müßten?

Wenn wir uns denn aber einmal auf den Kavalierstandpunkt stellen wollen, so muß er wenigstens für beide Teile gelten. Mag Herr Ollivier damit recht haben, wenn er das Kapitel über die Emser Depesche mit der Ueberschrift versieht: „Die Ohrfeige des Herrn v. Bismarck“ — er hat dabei übersehen, daß Gramont, der ja mit dem ominösen Wort die „Depesche“ bei ihm angekündigt hatte, nicht der erste gewesen ist, der es gebraucht hat. Denn in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (II, 85), steht zu lesen, er habe am 13., also am Tage vorher, zu Roon gesagt, „wir hätten die französische Ohrfeige weg“ und Herr Ollivier stellt selbst den Grundsatz auf, Ohrfeigen stecke man entweder ein oder gebe sie zurück. Wer hat nun mit Ohrfeigen angefangen? Herr Ollivier selbst gibt zu, daß die Zumutung, König Wilhelm möge dem Kaiser einen Entschuldigungsbrief schreiben, die noch neben Benedettis Forderung herging, eine Beleidigung gewesen sein würde, und

gibt sich deshalb alle Mühe nachzuweisen, daß es sich keineswegs um eine Zumutung oder eine amtliche Forderung, sondern nur um einen gesprächsweise geäußerten freundschaftlichen Rat gehandelt habe. König Wilhelm aber empfand es anders und schrieb an seine Gemahlin „hat man je eine solche Insolenz erlebt?“ Herr Ollivier gibt aber ferner zu, daß auch die von Benedetti amtlich gestellte Forderung, der König solle versprechen, nie wieder eine derartige Kandidatur zu erlauben, ungerechtfertigt und unbillig gewesen sei und mit der positiven Absicht, es dadurch zum Kriege zu treiben aufgeworfen worden war.

Tragische Verwicklung! Die französische Regierung hatte diese Herausforderung, die sie hatte ergehen lassen, bereits bereut und wollte sie zurücknehmen, als der gereizte Gegner seinerseits zuschlug und dadurch die Erhaltung eines Friedens mit Ehren, wie Herr Ollivier noch heute behauptet, unmöglich machte.

Wäre wirklich der Krieg ohne die Emser Depesche vermieden worden? Die Emser Depesche war nur ein Moment in den sich wechselseitig bis zum Kriege steigernden Herausforderungen der beiden Gegner: Die erste Herausforderung aber, das müssen wir Herrn Ollivier jetzt zugeben, war die hohenzollernsche Kandidatur, von der man damals noch nicht wußte, von der wir aber heute wissen, daß sie ein Werk Bismarcks war.

Wir müssen also jetzt die Frage so stellen: hatte Bismarck einen genügenden Grund die hohenzollernsche Kandidatur in Szene zu setzen?*) Denn wenn es auch sicher ist, daß er dadurch weder einen Krieg hat entzünden wollen noch einen solchen Brand aus dieser Ursache vorausgesehen hat, so hat er doch gewußt und vorausgesehen, daß in Frankreich eine starke Aufregung entstehen würde. Bei der überaus gereizten Stimmung, die ohnehin im französischen Volk gegen Preußen herrschte, hätte da nicht ein vorsichtiger und friedliebender Staatsmann jede solche weitere Reizung vermeiden müssen? Hätte er nicht das Ministerium Ollivier, das seiner Natur

---

*) Fester in dem zit. Aufsatz hat sich viel Mühe gegeben festzustellen, von wem der Gedanke der hohenzollernschen Kandidatur zuerst ausgesprochen worden sei, ob Bismarck bloß der Förderer oder auch der Erfinder gewesen sei. Ein bestimmtes Ergebnis ist nicht zu erreichen; es kommt auch nicht viel darauf an. Pikant ist aber, daß auch ein Berliner Bankier dabei mitgespielt hat. Wenn man sich erinnert, wie Bismarck an einer anderen Stelle eine Anregung, zu der er sich selbst nicht bekennen wollte, durch Bleichröder hat geben lassen (vgl. Rachfahl, Windthorst und der Kulturkampf, „Preuß. Jahrb.“, Bd. 135, S. 60), so liegt es nahe, hier an denselben Mittelsmann zu denken.

nach friedlich gesinnt war und gesinnt sein mußte, möglichst unterstützen müssen, statt ihm die Schwierigkeiten zu bereiten, denen es schließlich trotz des besten Willens nicht gewachsen war?

In den Beratungen des französischen Ministeriums, die dem Kriegsentschluß vorangingen, hat, nach Olliviers Erzählung, der Marschall Le Boeuf gesagt, daß der Krieg ohnehin früher oder später unvermeidlich sei und daß Frankreich niemals wieder eine so gute Gelegenheit haben werde, seine Differenz mit Preußen zu begleichen.

Ganz dieselbe Auffassung hatte Bismarck. Im Jahre 1868 hat er, wie erst kürzlich bekannt geworden ist, zu Karl Schurz gesagt, es sei ihm zwar im Jahre 1866 gelungen, die französische Einmischung fernzuhalten, aber wir würden den französischen Krieg doch noch haben. „Der Kaiser wird dazu getrieben werden, uns anzugreifen. . . Ich glaube nicht, daß er persönlich zu diesem Krieg neigt; ich glaube, er würde ihn lieber vermeiden, aber das Verzweifelte seiner Lage wird ihn doch dazu treiben. Meine Rechnung ist, daß die Krise in etwa zwei Jahren eintreten wird. Wir müssen selbstverständlich bereit sein, und wir sind es. Wir werden gewinnen und der Erfolg wird gerade das Gegenteil dessen sein, was Napoleon erstrebt: die völlige Einigung des außerösterreichischen Deutschland und wahrscheinlich Napoleons Sturz.“

So bestimmt Bismarck in dieser gutbezeugten Aeußerung den Krieg vorausgesagt hat, so liegen doch auch wieder andere Aeußerungen von ihm vor, die die Möglichkeit einer anderen Entwicklung in Aussicht nehmen. Wenn nun der schwer kranke Kaiser Napoleon plötzlich starb? Wenn dann Unruhen in Frankreich ausbrachen, die seine Aktionsfähigkeit nach außen lähmten? Soll der Staatsmann, der einen Krieg mit höchster Wahrscheinlichkeit, ja mit Sicherheit kommen sieht, nicht doch noch immer alles vorsichtig vermeiden, was ihn zum Ausbruch bringen könnte?

Die Staatskunst steht in solchen Verhältnissen immer vor einem höchst peinlichen Dilemma: einerseits will und muß sie für den möglichen und wahrscheinlichen Krieg jede Art von Vorbereitungen treffen und alle Hilfskräfte, die sich etwa bieten, heranzuziehen suchen; anderseits reizen alle solche Maßnahmen den Gegner zu Argwohn und Gegenmaßregeln, so daß der Krieg, den man sonst vielleicht doch noch vermieden hätte, dadurch herbeigeführt wird. Wenn man also zugibt, daß die hohenzollernsche Kandidatur für Preußen bei einem Konflikt mit Frankreich eine nützliche Hilfsaktion war, und auch als solche und nur als solche von Bismarck

gedacht war, zugleich aber naturgemäß in demselben Maße eine Schädigung für Frankreich und eine Kränkung für sein Prestige, so muß das Urteil über diese Kandidatur am letzten Ende abhängen von dem Grade der Wahrscheinlichkeit, den der Krieg zwischen den beiden Mächten ohnehin hatte und den Bismarck ihm beimaß. Ist es wirklich wahr, wie Herr Ollivier behauptet, daß die französische Regierung durchaus friedlich gesinnt war und daß das liberal-parlamentarische Ministerium in sich eine zuverlässige Bürgschaft des Friedens bot, da seine eigene Zukunft darauf begründet war, so ist auch die Folgerung nicht abzuweisen, daß die spanische Kandidatur eine unnötige Provokation involvierte und die Schuld an dem Kriege daher auf den deutschen Staatsmann fällt, der die Kandidatur gegen den Wunsch seines eigenen Königs betrieb und durchsetzte. Schon die spanische Revolution im Jahre 1868, welche die Königin Isabella vertrieb, war für die Politik des Kaisers Napoleon ein schwerer Schlag. Sowohl eine Republik wie ein König aus dem Hause Orleans, der Herzog v. Montpensier, hätte für ihn eine sehr unbequeme Nachbarschaft gebildet; beide Staatsformen hätten Spanien dem französischen Einfluß entzogen und überdies für die bonapartistische Dynastie ungünstig auf die öffentliche Meinung in Frankreich gewirkt. Noch weit überboten aber wurden diese Widerwärtigkeiten, wenn Prinz Leopold die Krone erhielt, der in den Augen der Franzosen einfach als preußischer Prinz galt und nach seiner Gesinnung es auch war.

Eine solche Kandidatur ohne vorherige Fühlungnahme mit Frankreich in tiefstem Geheimnis betrieben, war, das muß Herrn Ollivier ohne Rückhalt zugegeben werden, ein Akt verschlagener Feindseligkeit.*)

---

*) Es ist bekannt, daß Napoleon einmal den Plan gehabt hat, die französische Besatzung in Rom durch Spanier ablösen zu lassen. Dieser Plan wurde zerrissen durch die Vertreibung der Königin Isabella im Jahre 1868. Fester in der „Deutschen Rundschau“, Juli 1909, S. 58, hat nun zu beweisen gesucht, daß hier der Grund zu suchen sei, weshalb Bismarck die hohenzollernsche Kandidatur so poussierte; er habe dadurch die Aussichten des zwar antibonapartistischen, aber papstfreundlichen Herzogs v. Montpensier bekämpfen wollen: wären statt der Franzosen Spanier in Rom gewesen, so wäre damit das Hindernis des französisch-österreichisch-italienischen Bündnisses beseitigt gewesen. Die hohenzollersche Kandidatur habe daher eine ungeheure Bedeutung für die Bismarckische und die europäische Kandidatur überhaupt gehabt. — Das ist in jeder Beziehung etwas zu viel geschlossen. Ein antibonapartistischer, wenn auch noch so papstfreundlicher König in Madrid hätte Napoleon gewiß nicht den Gefallen getan, ihm die Behütung Roms abzunehmen, und wenn er es getan hätte, so wäre damit das Hindernis des französisch-italienischen Bündnisses keineswegs aus dem Wege

Ollivier erzählt, nach dem schleswig-holsteinischen Kriege habe der damalige französische Botschafter in Berlin, Talleyrand, einmal dem preußischen Minister eine gewisse Mißbilligung seines Verhaltens andeuten wollen. „Genieren Sie sich nicht," habe ihm dieser darauf gesagt, „außer meinem König glaubt ja niemand, daß ich ehrlich gewesen sei." „Aesthetisch", fährt Ollivier fort, „gefällt er mir so. So lange er die handgreifliche Wahrheit ableugnet, den Tugendhaften spielt, von nichts weiß, Heuchelkünste aufwendet, verkleinert er sich selbst bis zur Verächtlichkeit. Wenn er sich aber wieder aufrichtet, sich seiner kühnen Schurkereien rühmt, die sein Deutschland, das bis dahin zerrissen und ohnmächtig war, an die Spitze der Nationen gestellt hat, dann ist er groß wie ein Satan, wie Satan in seiner Schönheit. Bismarck, der im Verborgenen die Kandidatur Hohenzollern einfädelt, ohne zu wissen, daß sie notwendig den Krieg gebären muß, wäre ein Dummkopf; Bismarck, der diese Falle baut, weil es das einzige Mittel ist, den Krieg zum Ausbruch zu bringen, den er nötig hat, um die Einheit seines Vaterlandes zu schaffen, ist ein mächtiger Staatsmann, von einer finsteren Größe, aber von imponierender Größe. Er hat sich dadurch gewiß nicht die Pforten irgend eines Paradieses geöffnet; aber er hat für immer einen der erhabensten Plätze in dem Pantheon der irdischen Vergötterungen erworben."

Diesem Miltonischen Teufelsbilde ist die Tatsache entgegenzusetzen, daß die französische Politik gegen Deutschland nicht nur nicht von dem friedlichen Charakter war, den Herr Ollivier ihr zuschreibt, sondern daß sie bereits ganz bewußt und zielstrebig den Krieg gegen uns ins Auge gefaßt hatte und vorbereitete. Herr Ollivier sieht alles nur von sich aus. Er selber wollte gewiß ehrlich den Frieden, und er war der Ministerpräsident, aber der wirkliche Direktor der französischen Politik war er mit nichten. Sein eigenes Buch liefert die Beweise.

---

geräumt gewesen, denn nicht die französische oder spanische Brigade, die in Rom stand, schützte die Residenz des Papstes vor der italienischen Okkupation, sondern die Macht, die dahinterstand. Ohne die Ueberweisung Roms war das italienische Bündnis nicht zu haben und ohne das italienische Bündnis auch nicht das österreichische, denn dann wären die Oesterreicher in der Besorgnis geblieben, daß die Italiener sich wieder wie 1866 an Preußen anschlossen und ihnen in den Rücken fielen. Das ist sehr gut dargelegt in der Schrift von Jules Tessier: Le plan de l'archiduc Albert et le projet de triple alliance austro-franco-italienne en mars-juin 1870 Caen 1903.

Die entscheidende Wendung trat ein, wie wir sahen, als Benedetti nicht zufrieden mit der tatsächlichen Resignation Leopolds vom König die dauernde Verpflichtung verlangte. Erst diese neue Forderung ermöglichte das Eingreifen Bismarcks, der ja bis dahin unbeteiligt in Varzin gesessen hatte: diese neue Forderung der Franzosen aber wurde nicht erhoben auf Grund eines Beschlusses der verantwortlichen Minister, sondern auf Grund eines persönlichen Befehls des Kaisers an den Minister des Auswärtigen, Gramont, ohne Vorwissen und gegen den Wunsch des Ministerpräsidenten. Napoleon aber war zu diesem persönlichen Eingreifen bewogen worden auf Grund der Stimmungsberichte, die ihm über die Aufregung der öffentlichen Meinung von den Führern des Bonapartismus, seinen persönlichen Freunden, zugetragen worden waren. Nun mag uns Herr Ollivier noch so sehr beteuern, daß er trotz der Ablehnung der neuen Forderung durch den König von Preußen für die Erhaltung des Friedens eingetreten wäre. wenn nicht die Emser Depesche dazwischen gekommen wäre: wer verbürgt uns, daß er mit seiner friedlichen Gesinnung nicht abermals beiseite gesetzt worden wäre?

Berichtet er uns doch selbst, daß nicht bloß die Rechte und die Mittelparteien die Depesche des Fürsten von Hohenzollern, des „Vater Anton", für ungenügend erklärten, daß sie verlangten, die Gelegenheit solle zu einer Generalabrechnung mit Preußen benutzt werden, sondern daß auch der republikanische Abgeordnete Gambetta die Forderung aufstellte, Preußen müsse seine Grenzfestungen gegen Frankreich schleifen lassen.

Was hilft uns also seine wiederholte Versicherung, er habe der nationalen Einigung Deutschlands wohlwollend gegenübergestanden, wenn wir gleichzeitig hören, daß der Kaiser selbst dem englischen Botschafter, Lord Clarendon, sagte, beim Eintritt der Süddeutschen in den Norddeutschen Bund würden die französischen Kanonen von selber losgehen? (Bd. 11, S. 71.) Was kann es an unserer Auffassung ändern, daß wir von ihm hören, wie Napoleon bei dem Suchen nach einem Ausweg aus der Kriegsgefahr, die dicken Tränen über die Backen gelaufen seien? Daß er in seinem Widerstreben gegen den Krieg, auch nachdem der Beschluß bereits gefaßt war, Beusts Vertrauensmann Vitzthum auftrug, (15. Juli, morgens) er möge doch dem Kaiser Franz Joseph raten, daß er einen allgemeinen europäischen Kongreß vorschlage? Das entscheidende Wort ist schließlich das andere, das Ollivier uns ebenfalls von dem Kaiser berichtet

(S. 373), „Sie sehen, in welche Lage eine Regierung kommen kann — wenn wir auch keinen anständigen (avouable) Grund zum Kriege hätten, wir müßten uns dennoch dazu entschließen, um dem Willen des Landes nachzukommen."

Wohl gibt es in jedem Volke Schreier, die jedes Zurückweichen ihrer Regierung in dem wechselnden Spiel der Diplomatie für eine unauslöschliche Schmach erklären, aber bei den Franzosen war es dieser Chauvinismus, der den Ton angab, zuerst für die öffentliche Meinung, darauf aber auch für die Regierung. Ich will nicht, wie es üblich ist und wie es auch Ollivier tut, das gallische Temperament verantwortlich machen für diese Erscheinung und ihre unseligen Folgen. Der Grund ist vielmehr ein historischer. In Frankreich traf zusammen, daß tatsächlich dieses Volk mit seiner geschlossenen nationalen Einheit bis zum Jahre 1866 allen Nachbarstaaten weit überlegen war (Frankreich hatte damals 38 Millionen Einwohner, Preußen 19) und seine Regierungen zugleich ohne tiefere Wurzeln, aus bloßer Wahl hervorgegangen, der Autorität entbehrten, um der öffentlichen Meinung gegebenenfalls Widerstand zu leisten. Louis Philipp hatte es getan, war aber auch darüber, wie Ollivier selbst darlegt, gestürzt worden. Wohin hätte die deutsche Politik geführt, wenn zur Zeit des Burenkrieges bei uns die öffentliche Meinung regiert hätte? Auch Fürst Bülow hat ihr ja einmal, als Herr Chamberlain ganz ohne Grund beschuldigt wurde, die deutsche Armee beleidigt zu haben, eine Konzession gemacht, die er wohl bald genug selbst als einen schweren Fehler empfunden hat. Hätte Frankreich im Jahre 1870 statt der napoleonischen Pseudo-Monarchie, die immer auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein mußte, entweder eine wirkliche Monarchie oder eine Republik wie heute gehabt, in der die öffentliche Meinung wohl regiert, aber auch ein gewisses Verantwortlichkeitsgefühl hat, so ist es leicht, sich auszumalen, daß die Krisis anders gelaufen wäre. Herr Ollivier legt gut und einleuchtend dar, daß die kaiserliche Regierung nicht wohl anders handeln konnte, als sie tatsächlich gehandelt hat, daß sie weder den deutschen Prinzen auf dem spanischen Thron dulden, noch die Emser Depesche einstecken konnte. Eine andere Regierung hätte sich, nachdem die Zurücknahme der hohenzollernschen Kandidatur erreicht war, mit diesem Siege begnügt, es nicht für nötig gehalten, der öffentlichen Meinung durch die Forderung der dauernden Verpflichtung noch einen zweiten Triumph zu bereiten, und dadurch die Emser Depesche und die tragische Zuspitzung des Konflikts vermieden.

Hier also haben wir den von Herrn Ollivier selbst angegebenen Grund für den plötzlichen Kriegsausbruch auf den wahren und richtigen historischen Ausdruck gebracht: das französische Volk war von einem solchen Selbstbewußtsein erfüllt, daß es das Recht in Anspruch nahm, sich in einem unerträglichen Maße und auf die arroganteste Weise in die Angelegenheiten anderer Völker zu mischen, die Deutschen behinderte in der Ausbildung ihres Nationalstaats, die Spanier in der Wahl einer neuen Dynastie, selbst die Herstellung einer direkten Verbindung zwischen Deutschland und Italien durch den Gotthard-Tunnel nicht zugeben wollte, und wenn ihm bei den Verhandlungen eine scharfe Abweisung zuteil wurde, darin eine Beleidigung erblickte, die nur mit Krieg beantwortet werden könne. Kaiser Alexander von Rußland sagte dem französischen Gesandten Fleury, als er von der französischen Ehre sprach: „Ihre Ehre, aber die Ehre der andern?"*)

Dieses potentielle Verhältnis aber hatte sich auch schon in einer positiven Politik realisiert. Das Geheimnis des Krieges von 1870, hat der Prinz Napoleon einmal gesagt, besitze der General Lebrun. Dies Geheimnis ist durch das Erscheinen der Memoiren des Generals Lebrun im Jahre 1895 gelüftet. Wir haben aus ihnen erfahren, daß der Erzherzog Albrecht im Frühjahr 1870 in Paris und darauf General Lebrun in Wien im Juni 1870 einen gemeinsamen Kriegsplan von Frankreich, Oesterreich und Italien festgestellt haben, und zwar nicht etwa einen defensiven, sondern einen offensiven. Möglichst unerwartet sollte Frankreich losbrechen, um Süddeutschland zu durchziehen, ehe Preußen mobilgemacht habe. Da das französische Heer damals nur sehr wenige Reserven einzuberufen hatte, das preußische aber mit seiner allgemeinen Wehrpflicht ganz auf den Reserven beruhte und im Jahre 1866 von der Mobilmachung bis zum Losschlagen so sehr lange Zeit vergangen war, so nahm der Erzherzog an, daß die Franzosen einen großen Vorsprung haben würden. Am oberen Main sollte sich ihr Heer mit den Oesterreichern treffen, auch die Italiener sollten dazu stoßen, und dann hoffte man, vom Süden nach Norden vordringend, Preußen zu durchschneiden und in Berlin den Frieden zu diktieren. Die erste Schlacht erwartete man bei Leipzig. In ein bis zwei Jahren, hatte der Erzherzog hinzugefügt, werde die österreichische Armee wieder retabliert sein, und der Krieg müsse womöglich im Frühjahr begonnen werden.

*) Ollivier, XIV S. 347.

Im Frühjahr 1871 würde also bei dem Drängen der Franzosen der Krieg vermutlich inszeniert worden sein.

Herr Ollivier nennt diese Annahme eine törichte Hallucination (S. 531). Er besteht darauf, daß es sich um nichts als um präventive Abmachungen ohne offensive Spitze gehandelt habe. Aber der Wortlaut dieser Pläne selbst, die er nur sehr obenhin wiedergibt, (in Bd. 13) widerlegt ihn; die Hinweise, daß man den Preußen mit der Mobilmachung zuvorkommen, daß man den Krieg im Frühjahr beginnen müsse und daß Oesterreich noch ein bis zwei Jahre zur Retablierung gebrauche, zeigen deutlich genug, daß man nicht nur die strategische, sondern auch die politische Offensive im Auge hatte, und der Marschall Le Boeuf hat es überdies ausdrücklich bezeugt, daß der Krieg seit dem Beginn des Jahres, das heißt seit dem Besuch Erzherzog Albrechts in Paris eine beschlossene Sache gewesen sei.*) Auch Kaiser Franz Joseph hat in der Audienz dem General Lebrun persönlich seine Zustimmung zu dem Plan ausgesprochen. Beust predigte ihm ja und sein Botschafter in Berlin, Graf Wimpffen, bestätigte es ihm, daß Bismarck keine anderen Gedanken habe, als Oesterreich in einem neuen Kriege vollständig zu zertrümmern. So wenig die Ungarn die Wiedervereinigung Oesterreichs mit Deutschland wünschten, so waren sie doch von einem wahren Enthusiasmus für die Franzosen erfüllt, und auch Graf Andrassy hat dem General Ducrot, dem Kommandanten von Straßburg, im Herbst 1867 versichert, daß man zusammengehen werde.**) Im Jahre 1867 hatte Franz Joseph noch ein französisches Bündnis, in dem ihm der Wiedergewinn von Schlesien versprochen wurde, abgelehnt; 1870 aber, als das Retablissement der Armee sich der Vollendung näherte, war er bereit.

Herr Ollivier erzählt uns nun (S. 105), daß, als die kritischen Tage begannen, Napoleon seinen Ministern zwar von den Briefen, in denen er mit Franz Joseph und Victor Emanuel sich gegenseitig

---

*) Trois mois à l'armée de Metz par un officier du génie, p. 153. (Brüssel 1870.) Vgl. Kämmel, Kritische Studien zu Fürst Bismarcks Ged. u. Erinn., S. 50. Daß wie Ollivier Bd. 13 erzählt, Le Boeuf noch im Mai 1870 dem Direktor Blondeau im Kriegsministerium gewisse Ausgaben abgeschlagen habe, weil der Friede gesichert sei, ist keine Wiederlegung, da der Minister den Krieg nicht vor 1871 erwartete.

**) La vie militaire du général Ducrot II, 195. Vgl. W. Busch, Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866 bis 1870. Tübingen 1900, S. 11. Es liegen freilich auch entgegengesetzte Aeußerungen Andrassys vor; z. B. in Thiers' Aussage vor der parlamentarischen Untersuchungskommission (I, 5). Da Thiers aber dasselbe von Beust behauptet, hat das Zeugnis wenig Wert.

Freundschaft und Hilfe zusicherte, nicht aber von den Verhandlungen mit dem Erzherzog Arbrecht und der Mission Lebruns nach Wien Mitteilung gemacht habe (S. 105). Erst im Jahre 1875, als der General Lebrun ihm seine Memoiren zu lesen gab, habe er davon erfahren und der General sei höchst erstaunt gewesen, zu hören, daß ihm das Alles unbekannt geblieben. Die Erstaunen des Generals Lebrun ist begreiflich, weniger begreiflich, daß Herr Ollivier sich und uns einreden möchte, der Kaiser habe seinem Ministerpräsidenten von diesen Verhandlungen keine Mitteilung gemacht, weil sie ihm so gleichgültig erschienen seien; der Marschall Le Boeuf, den er 1875 darüber befragt, habe ihm gesagt, nur weil der Erzherzog Albrecht so sehr darauf gedrängt, habe man sich in diese Verhandlungen eingelassen. Der Außenstehende wird kaum umhin können, es umgekehrt aufzufassen; nicht weil die Sache zu unbedeutend war, sondern weil es sich um das allerintimste Geheimnis der Napoleonischen Politik handelte, hat Herr Ollivier von der Lebrunschen Mission in Wien nichts erfahren: der konstitutionelle Ministerpräsident ist nicht nur zu wesentlichen Entscheidungen nicht zugezogen, sondern in das eigentliche Wesen der französischen Politik überhaupt nicht eingeweiht worden. Dieses negative Ergebnis seiner eigenen Darstellung ist geradezu die wichtigste Enthüllung in dem ganzen Werk. Es ist richtig, daß die Franzosen sich auch auf eine Reihe von deutschen Forschern, namentlich Sybel und neuerdings Fester, berufen können, die in den Verhandlungen des Erzherzogs Albrecht und des Generals Lebrun ebenfalls bloße akademische Betrachtungen sehen und auch aus dem Bericht Lebruns über seine persönliche Audienz beim Kaiser Franz Joseph Friedensideen herauslesen. Wäre das zutreffend, so stehe ich nicht an zu sagen, daß Olliviers Darstellung der Genesis des Krieges in allem wesentlichen als richtig anerkannt werden muß. Er hat Unrecht darin, daß er meint, Bismarck habe die spanische Kandidatur von vornherein aufgestellt mit dem Zweck, daran den Krieg zu entzünden, aber er hat Recht, wem er darin eine gegen Frankreich gerichtete feindselige Handlung sieht. Er seinerseits erkennt ja an, daß die öffentliche Meinung in Frankreich von Haß und Kriegslust gegen Preußen erfüllt war; er gibt weiter zu, daß die von dieser öffentlichen Meinung erpreßte Garantieforderung Benedettis am 13. Juli eine Herausforderung Preußens war. Aber er macht es auf der anderen Seite wahrscheinlich oder läßt es doch als möglich erscheinen, daß die persönlich friedliche Gesinnung des Kaisers und die ihrem Charakter

und ihrem Interesse nach friedliche Gesinnung des Ministeriums ohne die Emser Depesche die Leidenschaften wieder beruhigt, den Fehler gutgemacht und den Frieden für diesmal noch erhalten hätten.

Was ihm entgegengestellt werden kann, ist nichts als die Mission Lebrun. Diese aber ist durchschlagend.*) Das französisch-österreichisch-italienische Bündnis war tatsächlich im Werden und der Krieg wäre im Frühjahr 1871 spätestens 1872 zum Ausbruch gekommen, wenn nicht Bismarck durch die spanische Kandidatur seine Gegenmine gelegt und sie durch die Emser Depesche zur Explosion gebracht hätte. Ollivier bei allem seinem guten Willen hätte den Frieden nicht erhalten, weil das französische Volk die Bildung des deutschen Nationalstaats, der ihm seine hegemone Stellung in der Welt streitig machte, schlechterdings nicht zugeben wollte. Weil Napoleon das besser durchschaute als der gutmütige Optimist Ollivier, machte er hinter dem Rücken seines Ministerpräsidenten seine eigene Politik, die im rechten Augenblick hervortreten und dem französischen Volk die so heiß begehrte Genugtuung, die Kompensation für das Anwachsen Preußens gewähren sollte.

In dem zitierten Aufsatz, in dem ich früher dies große Problem behandelt habe, habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß vielleicht die geheimnisvolle Depesche, die am 14. Juli abends 11 Uhr den Ausschlag für den Krieg gab, eine durch den Grafen Vitzthum, den Vertrauensmann Beusts, gebrachte Nachricht gewesen sei, daß Oesterreich Frankreich zur Seite stehen werde. Die Memoiren Olliviers würden einmal, wie ich hoffte, die Aufklärung bringen. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Ollivier hat von diesen österreichischen Verhandlungen gar nichts erfahren; nach ihm muß man annehmen, daß jene letzte mysteriöse Nachricht wirklich nichts war als die Meldung aus Bern, daß der preußische Gesandte dort die Emser Depesche zur Kenntnis der schweizerischen Regierung gebracht habe. Da man ohnehin der öffentlichen Meinung kaum mehr standzuhalten wagte, so nahm man hieraus mehr den Anlaß, als daß es der Grund gewesen wäre, sich endgültig für den Krieg zu entscheiden.

Schon am nächsten Tag aber trat Gramont mit den Botschaftern von Oesterreich und Italien zusammen, um das Bündnis, dessen Vorbereitungen ja schon so weit gediehen waren, nunmehr zum Abschluß zu bringen. Als er vor der Parlamentskommission

*) Ich habe das eingehend dargelegt in den im Eingang zitierten Aufsätzen.

gefragt wurde, ob Frankreich Allianzen habe, erwiderte er mit geheimnisvoller Miene, er komme eben aus der Besprechung mit jenen beiden Botschaftern, das sei wohl genug. Wir wissen jetzt, und Herr Ollivier bestätigt es von neuem, daß das keineswegs bloße Vorspiegelung war, sondern daß der französische Minister guten Grund zu seiner Zuversicht hatte. Erst im Jahre 1906 ist der Brief veröffentlicht worden*), den Gramont zwei Tage darauf (17. Juli) an Beust richtete, worin er ihn versicherte, daß der Krieg nicht gegen Deutschland, sondern nur gegen den Ehrgeiz und die Dimensionen Preußens gerichtet sein solle, ihn einlud, das österreichische Heer mit dem französischen zu vereinigen, auch Italien hinzuzuziehen, um dann in Berlin den Frieden zu schließen, „der mit einem ruhmvollen Schlage alle Erinnerungen an und alle Folgen von 1866 auslöschen werde". Beusts Antwort (vom 20. Juli) ist längst bekannt und gibt den Franzosen die besten Aussichten. Vorläufig freilich müsse Oesterreich neutral bleiben, aber nur, um seine Rüstungen zu vollenden und sich nicht einem vorzeitigen Angriff Preußens oder Rußlands auszusetzen. Zugleich beschloß der österreichische Ministerrat, und zwar auf den Vorschlag des Grafen Andrassy, mobil zu machen. Nicht weil man sich nicht über Rom einigen konnte, sondern weil die deutschen Siege von Wörth und Metz dazwischen kamen, sind die Bündnisverträge nach Gramonts Darlegung nicht perfekt geworden.

Weshalb aber hat Napoleon die Verträge nicht abgeschlossen, ehe er an den Krieg ging? Auch Ollivier wirft diese Frage auf und will darlegen, daß das ganz natürlich sei. Prinzipiell sei man ja einig gewesen — die persönlichen Briefe der drei Souveräne bezeugten es — die konkreten Abmachungen würden naturgemäß erst in dem Augenblick getroffen, wo die Krisis einsetze, je nach den dann obwaltenden Umständen. Das ist nicht so ganz unrichtig, aber von neuem erhebt sich der Verdacht, daß Herr Ollivier in die letzten Absichten der kaiserlichen Politik nicht eingeweiht war. Allerdings hat Napoleon das Bündnis mit Oesterreich und Italien zur Niederwerfung und Zertrümmerung Preußens im Auge gehabt und schon nahe bis zur Vollendung gebracht, aber viele Anzeichen sprechen dafür, daß er gleichzeitig einen zweiten Plan hatte. Er hatte im Grunde für Preußen viel mehr Sympathie als für Oesterreich. Als der Herzog von Gramont sich von den preußischen Diplomaten ver-

*) Neue Freie Presse vom 30. Juli 1906.

abschiedete, reichte er einem von den Herren die Hand mit den Worten: „J'espère qu' après quelques galantes batailles nos souverains se tendront la main, comme nous nous la tendons aujourd' hui.“ Als der Marschall Mac Mahon aus Algier ankam, um das Kommando zu übernehmen und sich in Paris beim Kaiser meldete, sagte ihm dieser, nach den im Jahre 1902 veröffentlichten Auszügen aus den Memoiren des Marschalls, daß dieser Krieg nur „une petite distraction“ sein werde und der Marschall Gouverneur von Algier bleiben könne. In diesen Aeußerungen darf man den abschließenden Beweis dafür sehen, daß Bismarck und Beust im Recht waren, als sie beide gleichmäßig vermuteten, daß Napoleon den Krieg nicht bis zum äußersten zu führen gedenke, sondern baldmöglichst König Wilhelm einen Frieden vorschlagen werde auf der Basis: Süddeutschland an den Norddeutschen Bund oder Preußen, Belgien an Frankreich. Um dieses zweiten Planes willen hat der Kaiser den Abschluß des Bündnisses mit Oesterreich und Italien selber hinausgezögert. Denn dieses Bündnis hätte ihn verpflichtet, Preußen wirklich niederzukämpfen, und er wußte sehr gut, was das für eine harte Arbeit gewesen wäre. Ueberdies hätte er Rom, das seine Truppen noch immer für den Papst behaupteten, den Italienern ausliefern müssen, was ihm und noch mehr seiner Gemahlin wegen der Rücksicht auf seine katholischen Untertanen sehr unerwünscht war. Sein Ideal also wäre gewesen, Preußen, da es freiwillig nichts hergeben wollte, durch Waffengewalt so weit zu bringen, daß es auf jenes Projekt einer Teilung der Beute einging.

Das Ergebnis ist: es gab eine doppelte Politik in Frankreich, eine amtliche, von Ollivier vertreten, die durchaus ehrlich nichts als Frieden atmete, und eine geheime, in die außer dem Kaiser, Gramont, Le Boeuf und Lebrun vielleicht niemand oder jedenfalls nur ganz wenige Personen eingeweiht waren, die, getrieben durch den verletzten französischen Nationalstolz, auf den großen Krieg gegen Preußen losging.

In Sybels Darstellung ist das französische Volk durchaus friedlich gesinnt und auch Napoleon hat auf jedes positive Erwerbsziel verzichtet und will nichts als den Frieden. Der einzig Schuldige ist bei ihm der Herzog von Gramont, gestützt auf die Clique der extremen Bonapartisten und eine Anzahl journalistische Schreier. Herr Ollivier weist nun überzeugend nach, daß auch Gramont, den er als einen sehr besonnenen Charakter schildert (S. 25), alles aufgeboten habe, die spanische Kandidatur aus der Welt zu schaffen und

dadurch den Frieden zu erhalten. Da ist denn die Frage aufzuwerfen, weshalb Napoleon und Gramont sich derart so viel Mühe um den Frieden gegeben und nicht mit Freuden die gute Gelegenheit zum Kriege ergriffen haben, den sie doch schon so weit vorbereitet hatten? Aber die Erklärung ist nicht schwer zu finden. Die spanische Kandidatur, die der deutsche Kanzler so plötzlich aufwarf, war auch der Kriegspartei in Frankreich keineswegs durchaus genehm.

Ollivier sah darin die absichtliche, boshafte Friedensstörung; auch die Kriegspartei aber erkannte, daß sie damit auf eine gefährliche Bahn getrieben wurde. Hielt man sich an Spanien, so machte man sich eine Macht mehr zum Feinde; hielt man sich an Preußen, so brach der Krieg verfrüht aus, denn Erzherzog Albrecht hatte ausdrücklich erklärt, daß das österreichische Heer erst in ein bis zwei Jahren wieder in Ordnung sein werde und daß man den Krieg im Frühjahr beginnen müsse, und am 13. Juli lief ein Brief Beusts ein, der dringend warnte und es für ganz unsinnig erklärte, wegen einer spanischen Sache Deutschland angreifen zu wollen. Nimmt man hinzu, daß Napoleon, krank wie er war, überhaupt nur noch ungern große Entschlüsse faßte und die Entscheidungen hinausschob, so ist es wohl verständlich, daß er sowohl wie Gramont einerseits sich alle Mühe gaben, diesen spanischen Zwischenfall aus der Welt zu schaffen, doch aber wieder, wenn sie die Erregung der öffentlichen Meinung sahen und die Heißsporne ihnen zusetzten, sich weiter treiben ließen und die verhängnisvolle nachträgliche Forderung der Bürgschaft für die Zukunft aufstellten, die ja erst den Krieg entzündet hat. Ohne das Bewußtsein, daß er mit den beiden Herrschern von Oesterreich und Italien jene Abmachungen getroffen hatte, die sich leicht in ein Bündnis umsetzen ließen, und ferner ohne jene zweite Idee, daß der Krieg gar nicht zu einem Ringen auf Tod und Leben zu führen brauche, sondern sich Preußen schnell zu dem Abkommen über Belgien bereitfinden lassen werde, hätte Napoleon den so überaus unvorsichtigen Schritt der Garantieforderung, der ihn vor ganz Europa ins Unrecht setzte, doch wohl nicht gewagt.

Von den österreichisch-italienischen Verhandlungen also und der Mission Lebruns in Wien hängt in letzter Linie das Urteil ab, das wir über die große Katastrophe zu fällen haben.

Bismarck hat es wohl geahnt, daß solche Machenschaften im Werke seien, aber sie doch nicht nur nicht gekannt, sondern auch allem Anschein nach nicht für so gefährlich gehalten, wie sie wirklich waren. Wie sehr sich die deutsche Diplomatie mit dieser Frage beschäftigte,

erfahren wir hauptsächlich aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis, der in den Jahren 1868 und 69 immer wieder darauf zurückkommt.*) Bismarck selbst hat auch in der offiziösen Presse während des Aufenthalts des Erzherzogs Albrecht in Paris seinen Argwohn laut werden lassen, und in der großen Reichstagsrede am 6. Februar 1888 erklärt, er sei damals „ununterbrochen in der Befürchtung vor dem Kriege, vor den Verabredungen geblieben, die zur Zeit des Herrn v. Beust in Salzburg und an andern Orten zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien getroffen wurden". Aber er hat doch auch wieder einmal zu Bernhardi und anderen geäußert, die Verwirklichung dieser Allianz sei nicht zu fürchten, da in Italien wie in Oesterreich-Ungarn sehr starke Parteien dagegen seien und es auch schließlich nicht im Interesse der österreichischen Politik liege, Preußen so sehr zu schwächen, daß der habsburgische Staat zwischen Frankreich und Rußland allein stehe. Schließlich hätte er ja auch durch Aufopferung Belgiens das Bündnis jeden Augenblick wieder sprengen können. Wie gern hätte man statt aller solcher Suppositionen eine authentische Aeußerung aus seinem eigenem Munde darüber! Aber die „Gedanken und Erinnerungen" schweigen so gut wie vollständig; nur außerhalb des Zusammenhanges ist an drei Stellen beiläufig davon die Rede. II, 54, daß das französisch-österreichisch-italienische Bündnis „nicht außerhalb der Wahrscheinlichkeit gelegen" habe; II, 104, im Winter 1870/71, daß „die Velleitäten des Königs von Italien und des Grafen Beust, die durch unsere ersten glänzenden Erfolge zurückgedrängt waren", hätten wieder aufleben können, und schließlich bei der Erzählung des Konflikts mit der konservativen Partei im Jahre 1872 wird auf den Ursprung der Differenzen im Jahre 1868 zurückgegriffen und dabei eingeflochten (II, 144), daß der Kanzler damals durch manches andere, auch „durch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß Oesterreich unter Beust auf französische Kriegspläne eingehen würde, präokkupiert gewesen sei". Sichere Nachrichten über den Stand der Arbeiten an der Triple-Allianz hatte Bismarck also nicht und es ist wohl möglich, daß ihn zuweilen ein gewisses Unrechtsbewußtsein überschlichen hat, wenn er auf den durch seine verschlagene Diplomatie niedergeschmetterten Gegner blickte. Seit er selbst Botschafter in Paris

*) Die Stellen sind gesammelt in der auch sonst sehr empfehlenswerten Schrift von Georg Rathlef, Zur Frage nach Bismarcks Verhalten in der Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges. Dorpat, J. Anderson. 1903. S. 106, Anmerkung 1.

gewesen war, stand er mit dem Kaiser Napoleon, den er ja noch wiederholt in Biarritz aufsuchte, auf einem gewissen freundschaftlichen Fuß. Mir ist glaubwürdig erzählt worden, daß, als er den gefangenen Cäsar bei Sedan begrüßte, er ihm die Hand geküßt habe, und man hat das so auslegen wollen, als ob er damit habe sagen wollen: „Armer Schächer, ich habe dich in dies Unglück gebracht, aber es mußte so sein." Sollte Bismarck das wirklich haben ausdrücken wollen — Napoleon selber kann es nicht so empfunden haben; er wußte nur zu gut, welche Pläne gegen Preußen er selbst im Schilde geführt hatte, und daß nicht Bismarck ihn heimtückisch überfallen, sondern ihm nur mit seiner überlegenen Staatskunst zuvorgekommen und ihm mitten in seinen Aufmarsch hineingestoßen war.

---

# Notizen und Besprechungen.

---

## Philosophie.

Walther May, Ernst Haeckel. Versuch einer Chronik seines Lebens und Wirkens. Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1909. VII. u. 301 Seiten.

Während fast alle bisher erschienenen Schriften über Haeckel und seine Lehre entweder für oder gegen den „Haeckelismus" ins Feld geschickt worden und deren Autoren darin mit mehr oder weniger Heftigkeit und mit recht verschiedenen Angriffs- oder Verteidigungswaffen gestritten haben, ist der Verfasser dieses Buches ausnahmsweise bestrebt, sich unparteiisch zu verhalten und nur eine „Sammlung von Tatsachenmaterial" zu bieten, „um dem Leser zu ermöglichen, sich selbst ein Urteil über den Mann zu bilden, dessen Charakterbild wie das keines anderen Gelehrten unserer Zeit, von der Parteien Gunst und Haß entstellt, in der Geschichte schwankt". Die erstrebte Unparteilichkeit dieser Tatsachensammlung hat nun aber nicht, wie man leicht befürchten könnte, auch Farblosigkeit und Eintönigkeit oder Trockenheit ihres Inhalts zur Folge; im Gegenteil, derselbe ist hochinteressant und stellenweise geradezu spannend. Diese Wirkung erzielt der Autor nämlich sehr einfach dadurch, daß er als Unparteiischer sein Buch zur Arena macht, in der die Hauptkämpen im Haeckelismusstreite einschließlich des Meisters selber ihre Gedanken- und sehr oft auch bloßen Wortkämpfe nochmals, freilich in erheblich abgekürzt reproduzierter Form, ausfechten. Vor Beginn der Debatte skizziert er stets erst den Inhalt hauptsächlich derjenigen Werke Haeckels, worüber sich diese entspinnt. Auf diese Weise entsteht zugleich, zumal nach Vorausschickung eines besonderen Kapitels über Haeckels Studienjahre, ein umfassendes Bild von Haeckels Leben und Wirken. Am ausführlichsten gestaltet er sein Referat über die grundlegende „Generelle Morphologie der Organismen", dem er das ganze zweite Kapitel widmet, während sich das dritte mit den „ausbauenden" und das vierte mit den „abschließenden" Werken Haeckels flüchtiger befaßt. Hier nehmen um so größeren Raum die Streitschriften ein, die sich auf diese und jene bezogen. So vernehmen wir im dritten Kapitel His, Goette, Semper als Gegner; es entwickelt sich hier der vieldiskutierte Münchener Kampf

zwischen Virchow und Haeckel, infolgedessen die kirchlichen Blätter für Virchow, Oskar Schmidt, Hellwald, Caspari, die „Frankfurter Zeitung“ hingegen für Haeckel Partei ergreifen. Auch der Humor bemächtigt sich danach der Lehre Haeckels in M. Reymonds „neuem Laienbrevier des Haeckelismus“, woraus May eine größere Anzahl tatsächlich belustigender Strophen zum Wiederabdruck bringt. Noch viel stärker aber tobt der Kampf im vierten Kapitel, in dem Kapitel über „Die Welträtsel“ und „Die Lebenswunder“. Dort ist die Zahl der Streitenden so überaus groß, daß wir davon Abstand nehmen, sie an dieser Stelle auch nur namhaft zu machen. Bloß des heftigen Kampfes zwischen Reinke und Haeckel wollen wir erwähnend gedenken, da auch May hierauf näher eingeht. Derselbe hat manche Aehnlichkeit mit der Virchow-Haeckelschen Fehde; gleich dieser fand er ein lautes Echo in Journalen und Broschüren, in ungebundener und gebundener Rede, wovon unser Autor ebenfalls einige Stichproben zu schmecken gibt. Nach einem Hinweis auf den „Monistenbund“, dessen Ziele und propagandistische Tätigkeit, sowie auf den ihm entgegenwirkenden „Keplerbund“ gedenkt der Verfasser zum Schlusse des anerkannten „Künstlertums“ Haeckels, wie es in seinen „Wanderbildern“ und „Kunstformen der Natur“ am reinsten zum Ausdruck kommt. Dabei gewinnt er eben in Haeckels Künstlertum, d. h. in dessen ausgedehnter Verwendung der Phantasie in der Wissenschaft, denjenigen Gesichtspunkt, der es seiner Ansicht nach allein ermögliche, Haeckel ganz gerecht zu werden und anderseits die Angriffe zu verstehen, die so viele Fachgelehrte gegen seine wissenschaftlichen Leistungen gerichtet haben. In seinem Künstlertum erblickt er „die Wurzel des tiefgehenden Einflusses, den Haeckel auf das Geistesleben unserer Zeit ausgeübt“ habe. Wir hingegen erblicken sie in der Oberflächlichkeit seiner Philosophie, die der Oberflächlichkeit unseres Zeitgeistes angemessen war und ist.

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

---

## Theologie.

**Johannes Weiß-Heidelberg. Christus, die Anfänge des Dogmas** (Religionsgeschichtliche Volksbücher, 1. Reihe, 18., 19. Heft). Tübingen, 1909. Verlag von J. C. B. Mohr. 88 S.

In dieser Schrift legt der schon aus seiner Marburger Tätigkeit hinlänglich bekannte Professor Johannes Weiß kurz die neutestamentliche Christologie dar, wie sie sich von der Zeit der Urgemeinde an über Paulus bis zu den Synoptikern und Johannes entwickelt hat. Wohlbegründet und in allen Hauptsachen einleuchtend, wenn auch abweichende Einzelerklärung und abweichendes Urteil über die Authentie der paulinischen Briefe dies oder das verschieben mag, dürfen die Ergebnisse genannt werden. Nicht für kindlich gläubige Gemüter, die er vielmehr unbeirrt lassen will, hat der

Verfasser seine Schrift bestimmt. Doch könnten auch solche ihre Freude haben an dem gewiß viele noch überraschenden Nachweis (S. 24—29), was im Neuen Testamente der religiöse Vollgehalt des von Christus gebrauchten Prädikates „Herr" ist. Und heilsam wäre es, um über Vertreter anderer Ansichten gerechter zu urteilen, auch für sie, darauf aufmerksam zu werden, daß eine Lehre, wie z. B. die von der Schöpfung der Welt durch Christus, im Neuen Testamente sicher bezeugt sein kann, ohne doch im christlichen Denken der Gegenwart eine Rolle zu spielen, oder sich von der unleugbaren Mannigfaltigkeit der neutestamentlichen Anschauungen über die Person Christi zu überzeugen, die doch die Einheit des Glaubens nicht ausgeschlossen hat.

Den hauptsächlichsten Leserkreis werden aber die mit dem kirchlichen Dogma Zerfallenen bilden. Ihnen kann die Weißsche Schrift den doppelten Gewinn einbringen, die religiöse Triebfeder würdigen zu lernen, auf die von vornherein alle zeitgeschichtlich bedingten Aussagen über die Person Jesu zurückzuführen sind, und einen Einblick in die schon durch das Neue Testament gegebene Verwickeltheit des christologischen Problems zu erhalten, die lediglich müßiger Streitlust einer späteren Zeit aufzubürden nicht gelingen kann.

Bei ihrem rein geschichtlichen Charakter sieht der Verfasser es nicht als im Bereich seiner Aufgabe liegend an, seine eigene Auffassung von Christus zur Geltung zu bringen. Um ihm aber nicht etwa einseitig negative Tendenz unterzuschieben, möge der Leser das Schlußwort (S. 88) wohl beachten, in welchem als wichtigster Gewinn aller christologischer Forschung hingestellt wird, nur um so stärker auf die Person Jesu zurückgewiesen zu werden, ihn verstehen zu lernen, von ihm einen Eindruck zu gewinnen und sich von ihm in sein Leben mit dem Vater hineinziehen zu lassen."

Prof. Dr. Ad. Matthaei-Cuxhaven.

---

## Pädagogik.

Dr. Karl Neff (Prof. am Kgl. Wilhelmsgymnasium in München), Das pädagogische Seminar. Einführung der Kandidaten der Philologie in die pädagogische Praxis. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1908 (XI und 296 Seiten. 8⁰). In Leinwand gebunden 6 M.

Süddeutschland will nun auch in der gymnasialpädagogischen Werkstatt neben den norddeutschen Lehrmeistern sich seinen eigenen Stand sichern. Das an sich „mehr zu stillem Schaffen neigende süddeutsche Naturell" ist jetzt auch zu dem Entschluß gekommen, seine „pädagogischen und didaktischen Leistungen durch die Lettern aller Welt kund zu tun". Mit Recht betont der Verfasser den Wert der pädagogischen Anleitung der Kandidaten im Seminar. Denn richtig gehandhabt vermag sie in der Tat „ergänzend und fördernd einzugreifen, wo die Veranlagung Mängel zeigt", und erspart dem

Neuling manchen Mißgriff, manchen Umweg. „Geblieben ist aber noch bei vielen jüngeren Lehrern eine unangenehme Erinnerung an ihre Seminarzeit, nicht etwa weil es viel zu arbeiten gab, sondern weil man nicht immer den richtigen Ton traf." Eine hilfreiche Hand zu erfolgsfroher Gestaltung der Kandidaten-Ausbildung zu bieten, ist der leitende Gedanke des Buches. Wesentliche neue Entdeckungen auf pädagogischem Gebiete kann und will das Werk nicht aufweisen, aber es hat seinen nicht zu unterschätzenden Wert darin, daß es an dem Seminarbetrieb des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums in München zeigt, wie man mit wohlwollendem und taktvollem Verständnis ein erfolgreicher Erzieher der künftigen Erzieher werden kann und wie man den jungen Pädagogen aus seiner etwas unsicheren Zwischenstellung eines lernenden Lehrers vor den kritiklustigen Augen der Schüler ohne Schädigung seines Ansehens noch auch seines Eifers zu der Pforte sicherer Lehramtsausübung hinüberleitet. Das Werk ist reich an guten und gesunden Gedanken, frei von jeder Engherzigkeit der Theorie und wohl dazu angetan, den Sinn vor ödem Schematismus und handwerksmäßiger Ausübung der pädagogischen Kunst zu bewahren und den Blick für die wesentlichen Bedingungen des jeweiligen pädagogischen und didaktischen Erfolges zu schärfen. Die Abschnitte I bis IV und X bis XII (Die Gymnasialseminarien. Die Seminarleitung. Die Kandidaten. Der Seminarbetrieb. Die pädagogische Schlußarbeit. Die Protokolle. Die Beurteilung der Kandidaten) sind wohl auch für andere Leiter von Seminaren nützlich zu lesen. Die Abschnitte V bis IX (über den deutschen, lateinischen, griechischen, geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht) bieten dem lernbegierigen Kandidaten auf nicht zu weitem Raum in praktischer und ungekünstelter Form das gesamte notwendige Rüstzeug für eine segensreiche Berufstätigkeit.

K. Lehmann.

---

Max Werner, Das Christentum und die monistische Religion. Verlag von Karl Curtius. Berlin. 202 S.

Daß der Monist mit dem Christentum nicht sehr glimpflich umspringt, ist nicht verwunderlich. In diesem Falle überrascht aber doch die Methode des Angriffes und gibt zu denken. Der erste Teil der Schrift nämlich, der dem Christentum den Garaus machen soll, ist wenig mehr als eine Zitatensammlung. Und woher sind die Zitate genommen? Es wird Werners Gewährsmännern in der Seele leid tun, es zu erfahren: Die meisten Waffen entleiht der Verfasser den „Religiösen Volksbüchern" und andern Schriften liberaler Theologen, wie Gunkel, Harnack, Hollmann, Jülicher, Joh. Weiß und Wernle. Daß diesen Theologen, nachdem sie mit ihrer Kritik der Ueberlieferung dem Wahrheitssinne genügt haben, nichts mehr am Herzen liegt als ein freies, warmherziges, tatkräftiges Christentum aufzubauen, wird vollständig verschwiegen, wo nicht etwa beim Ausschneiden der Zitate Spuren davon unbeabsichtigt zurückgeblieben sind.

An die Stelle des vermeintlich abgetanen Christentums nun will Werner die Religion setzen, die er die monistische nennt. Als echter Monist erweist er sich allerdings durch die Behauptung, daß „was wir Seele nennen, mit dem Körper gleichzeitig entsteht, sich entwickelt und seiner Form nach vergehen muß", so daß es für ihn eine persönliche Unsterblichkeit nicht gibt (S. 159). Aber der Gleichung: Körper = Seele, sträubt er sich doch die andere, für einen Monisten eigentlich selbstverständliche: Welt = Gott, an die Seite zu setzen (S. 148), oder, wie es an anderer Stelle (S. 144) heißt, anzunehmen, daß „nur die Summe aller irgendwie vorhandenen Kräfte mit ihren Erscheinungen die Welteinheit sei"; ja daraus, daß „wir ein Ich in uns fühlen", will er sogar auf „das Sein des Ich im Weltall" schließen, also in gewissem Sinne Gott Persönlichkeit zuschreiben, ohne die freilich das Gebet, dem im Gottesdienst seine Stelle gewahrt bleiben soll, zu einem leeren Selbstgespräch herabsinken würde.

Die, im Grunde erfreuliche, Inkonsequenz des Verfassers geht aber noch weiter. Er will so wenig von Christus wissen, daß er für unsere auf Schritt und Tritt an ihn erinnernde Zeitrechnung eine andere einführen will, deren Anfang um 10000 Jahre vor seiner Geburt zurückliegt, so daß wir jetzt im Jahre 11909 stehen würden! Und auch mit der christlichen Sittenlehre ist er keineswegs einverstanden, da vielmehr „das Gleichgewicht zwischen Selbsterhaltungstrieb und Mitgefühl" anzustreben sei. Aber wenn er mit einem kühnen Sprunge, den die bloße Naturbetrachtung des Monisten nie vermitteln kann, zu dem Satz fortschreitet: „Gott ist Liebe. Eine wunderbare Ruhe, ein seliger Frieden liegt in diesem Glauben", und wenn er, was doch vor allem von der Religion und Sittlichkeit in die allerengste Verbindung setzenden christlichen Weltanschauung gelten muß, anerkennt, daß „die größten Erzieher des Menschengeschlechts die Religionen sind", so weiß man nicht, ob der Verfasser dem Christentum so fern steht, wie er sich den Anschein geben möchte.

W. Münch, Kultur und Erziehung. Vermischte Betrachtungen. München, 1909. Verlag: C. H. Beck. 285 S.

Unter dem Titel „Kultur und Erziehung" vereinigt W. Münch wiederum eine Reihe feinsinniger Aufsätze über Fragen der allgemeinen Kultur und der Erziehung. Diese Mischung von Betrachtungen über allgemeine Erscheinungen des Menschenlebens und über Bildungsprobleme, welche aus den früher gesammelten Aufsätzen des Verfassers schon bekannt ist, darf gewiß als ein Vorzug angesehen werden. Der Laie, den die nachdenkliche und Nachdenken weckende Schreibart Münchs nicht weniger anziehen wird als den Pädagogen, wird dadurch veranlaßt, einmal mit größerer Gründlichkeit und Gerechtigkeit, als deren der einseitige Ingrimm über selbsterfahrene Unerquicklichkeiten des Schullebens fähig ist, die ihr gestellten Aufgaben der Bildung und Erziehung zu durchdenken und sich über die Schwierigkeiten jeder noch so laut angepriesenen Schulreform klar zu werden.

Anderseits ist es für den Fachmann, um ihn vor Enge des Gesichtskreises zu bewahren, sehr heilsam, nachdrücklich daran erinnert zu werden, daß die Uebung seiner Kunst zugleich Verständnis für das volle Leben seiner Zeit fordert.

Bei ihrer großen Zahl (18) ist es nicht möglich, auf die einzelnen Aufsätze einzugehen. Es mag die Bemerkung genügen, daß mit reichem Inhalt sich auch wechselnde Form verbindet. Meist spricht Münch in ausführlicher Gedankenentwicklung oder in kurzen Aphorismen („wandernden Gedanken") unumwunden seine eigenen Ueberzeugungen aus. Zuweilen aber bietet er, wie in dem Aufsatze über „Söhne der Väter" wenig mehr als konkrete Beispiele, um die Schlußfolgerung dem Leser zu überlassen, oder er reizt bald durch herausfordernden Pessimismus, mit dem z. B. „vom Reisen in der Gegenwart" gesprochen wird, bald durch überfreudigen Optimimismus, der selbst dem reisenden Engländer und dem jugendlichen Kahlkopf zu gute kommt, zum Widerspruch.

Ob es ihm gelingen wird, auch entschiedene Gegner des bestehenden Schulwesens, die am liebsten alles auf den Kopf stellen würden, zu bekehren, lassen wir mit dem Verfasser, der als rechter Seelenkenner auch mit der Eigenart der Heißsporne und Starrköpfe wohlvertraut ist, dahingestellt. Er darf aber überzeugt sein, daß viele andere ihm Klärung, Weiterführung und Befestigung ihrer Ueberzeugungen verdanken und an manchem knappen, prächtigen Wort sich herzlich freuen werden, das zu treffendem Ausdruck bringt, was sie selbst vielleicht lange gedacht und gefühlt haben.

Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg. 1. Heft. Berlin, 1909. Weidmannsche Buchhandlung. 87 S.

Dies Heft, das über verschiedene Zeitschriften und Tagesblätter verstreute Aufsätze von Mitgliedern sammelt, ist ein erfreuliches Zeichen von der Regsamkeit der Berliner Vereinigung. Harnacks wuchtige Begründung für „die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums" (Berlin, Weidmann, 1905) wird aufrechterhalten und weitergeführt. Die meisten Aufsätze dagegen betreffen allgemeinere Schulfragen und wehren bald in sachlicher Darlegung, bald mit der Waffe geistvollen Witzes leichtfertige Angriffe auf die Schule ab. Mögen diese Veröffentlichungen ähnliche Vereine zu ebenso reger Tätigkeit anspornen!

Frauenbewegung und Sexualethik. Beiträge zur modernen Ehekritik. Von Dr. Gertrud Bäumer, Dr. med. Agnes Bluhm, Ida Freudenberg, Anna Kraußneck, Helene Lange, Anna Pappritz, Dr. Alice Salomon, Marianne Weber. Heilbronn, 1909. Verlag von Eugen Salzer. 176 S.

Wie man verbotene Paradiesesfrüchte genießen kann, ohne aus dem Paradiese ausgetrieben zu werden, hätte menschlicher Scharfsinn von jeher

gern ausgeklügelt. Es ist unserer Zeit, deren wirtschaftliche Verhältnisse unleugbar Eheschließung und Familienleben erschweren, vorbehalten geblieben, dies Problem, das sonst dem Einzelnen die Sinnlichkeit stellte, zu verallgemeinern und für das Ganze der Gesellschaft die Frage aufzuwerfen, welche Form der Geschlechtsgemeinschaft sich anstatt oder neben der Ehe ersinnen läßt, um möglichst viele Individuen, und zwar möglichst in der Blüte der Jahre, das von dem Naturtriebe gewiesene Ziel erreichen zu lassen. In der Tat eine schwierige Aufgabe, wenn nicht die Betonung der Sinnlichkeit die geistige Seite der Menschen zurückdrängen, wenn das Sichausleben der Persönlichkeit keine Schädigung für die Gesamtheit, eine Steigerung der Glücksmöglichkeit für die gegenwärtige Generation keine Gefährdung der kommenden nach sich ziehen soll!

Welch ernste Gedanken Fr. W. Foerster solchen Plänen der Sexualreformer entgegenzusetzen hat, ist den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht durch die Besprechung seiner „Sexualethik und Sexualpädagogik“ (Bd. CXXXVII, S. 129) bekannt geworden. Das vorliegende Buch, eine Sammlung von Aufsätzen, deren Verfasserinnen dem gemäßigten Flügel der deutschen Frauenbewegung angehören, bietet insofern eine willkommene Ergänzung, als sich darin Stimmen aus der Frauenwelt vernehmen lassen und als diese sich vornehmlich gegen die Urteile und Vorschläge ihrer über alte Sitte und Ordnung hinweg stürmenden Schwestern wenden, die nicht zu ahnen scheinen, daß eine Lockerung der Ehebande höchstens dem Manne zu gute kommen, die Frau aber der Laune des Mannes ausliefern würde. Es ist eine entschiedene, aber vornehme Kampfesweise, welche die Anschauungen und Stimmungen der Gegnerinnen zu verstehen und zu würdigen weiß, aber darauf ausgeht, ihre Gründe durch stärkere Gründe zu überwinden.

So könnte man diese ganze weite Kreise beunruhigende und erregende Gedankenbewegung bedauern, wenn ihr nicht doch heilsame Anregungen verdankt würden: Verwerfung der den Mann einseitig bevorzugenden Doppelmoral, besserer Schutz der Mutterschaft gegen die besonders Arbeiterinnen und ihren Nachwuchs gefährdenden Unzuträglichkeiten, Ermöglichung der Scheidung innerlich zerrütteter Ehen auch ohne Aufwerfung der Schuldfrage, Aufhebung der reglementierten Prostitution, dies alles sind Forderungen, die auch von diesen besonnenen Anhängerinnen der Frauenbewegung aufgenommen werden und in der Tat auch ernster Erörterung wert sind.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

---

## Kunst.

### Giorgione.

Diejenigen Kunstfreunde, welche die kunstgeschichtliche Forschung nur im allgemeinen, nicht in den Einzelheiten verfolgen, kommen bisweilen zu der Ansicht, es sei nicht so wichtig, wem dies und jenes Bild zugeschrieben werde, die wichtigen Meister ständen längst fest und das Spiel um die

paar strittigen Rätsel könne man den Attribuzlern überlassen. Selbst Fachgenossen urteilen bisweilen so; an den Kunstgewerbemuseen denkt man z. B. häufig gering vom Streit der Bildertäufer. Ja, der Protest gegen das „Umtaufen" geht heut so weit, daß man diese Taufgelüste für einen Sport hält, an dem würdige Männer sich nicht beteiligen.

Und doch ist die Taufe auch in diesem Fall die Voraussetzung unserer Seligkeit. Es kann vorkommen, was nicht so schlimm ist, daß durch falsche Taufen ein Mediocrer goldenen Schein gewinnt; aber auch das Umgekehrte erleben wir, daß der Zweifel, der bekanntlich bisweilen der Sohn der Unkenntnis und nicht des Urteils ist, den Großen so hartnäckig zusetzt, daß schließlich nur eine melancholische Erinnerung übrig bleibt. Ich habe immer die Menschen im Leben bewundert, denen der Zweifel nur eines ihrer geistigen Werkzeuge, aber nicht das Lieblingsinstrument ist. Einer von denen, welche mutiger als die ewig Zweifelnden und Zögernden waren, war unter den Archäologen z. B. Furtwängler. Seine Kühnheiten haben auch da Ernte gebracht, wo die Hypothesen zu kühn waren; im ganzen hat uns sein kühnes Vordringen und Zurückerobern doch um eine Fülle Herrlichkeit bereichert. Hartwig hat in einem Nachrufe von ihm erzählt, wie er erst in München diesen Mut zum Aufbauen fand, nicht aber in Berlin, wo der Spott ringsum ihn niederhielt, jenes prinzipielle Zweifeln, das an der Spree nun einmal als das schärfer geschliffene Messer so überaus hoch gewertet wird.

Die Kunsthistoriker, welche an der italienischen Renaissance herumdoktern, sind vor allem durch Morelli in eine ähnliche Zweifelsucht hineingedrängt worden. So viel wir von Morelli gelernt haben, so brauchbar in einzelnen Fällen seine Kriterien auch bleiben, sein ganzes Vorgehen hat doch eher destruktiv als positiv gewirkt. Es genügt nicht, grimmigen Spott auszugießen, um Bilder, die gut sind, dauernd schlecht zu machen; wohl aber macht man damit eine Menge ängstlicher Leute noch ängstlicher und die Unsicheren schließen sich leider regelmäßig lieber dem Zweifel als dem Protest gegen das methodische Schlechtmachen an. Unsere Disziplin ist zu jung, um schon alle Kinderkrankheiten durchgemacht zu haben. Eben erst haben wir wieder ein komisches Vergaloppieren bei der Cölner Bohnenmadonna erlebt. Aber wirklich weiter bringt uns nicht das bloße Zweifeln, das hochmütige „Für unecht halten", das Ablehnen, sondern das Gegenteil. Zu den Mutigen, die Eingerissenes wieder aufbauen, gehört Ludwig Justi, der uns den Giorgione, der schon zu entschwinden drohte, zurückgeschenkt und erst in seiner vollen Größe entdeckt hat.*)

Gerade an Giorgiones Werk hatte die Morelli-Gruppe sich besonders ereifert. Eigentlich hatten nur vier Werke sich bei dem großen Kesseltreiben retten können: die Madonna von Castelfranco, die Dresdner Venus, der Wiener Aeneas und das Bild beim principe Giovanelli. Man sprach von

*) Giorgione. Von Ludwig Justi. 2 Bände. Berlin, Bard 1908.

vielem, was verloren, was nur in der Kopie erhalten sei oder gar im Stich. Sembra sfuggire alla storia e di venire un mito, bekannte selbst Venturi. Justi dagegen nimmt etwa 36 Bilder für Giorgione in Anspruch, bei 10 weiteren läßt er die Frage offen; die Fresken am Fondaco de'Tedeschi werden dabei gar nicht mitgezählt, da sie nur in Stichen erhalten sind. Man könnte meinen, daß hier Skepsis und Enthusiasmus sich ein lustiges Stelldichein gegeben hätten. Aber Justi ist zwar leidenschaftlich erfüllt von seinem Thema, aber ein viel zu guter Bilderkenner, um kritiklos ältere Bedenken zu übersehen. Das Hauptverdienst seiner Biographie besteht darin, daß sie neben den „Giorgione quattrocentista" den „Giorgione cinquecentista" rückt; der letztere war Morelli und den Seinen eben unbekannt geblieben! Dieser aber ist es gerade, der, einmal erkannt, immer wieder sich bezeugt bei all den bezweifelten Bildern.

Und doch ist es nicht nur die bedeutende Vergrößerung des Oeuvres Giorgiones, was das Buch Justis so wertvoll macht; sondern es ist die methodische Behandlung des Stoffes. Justi hat seine Methode bei den strengen Historikern und Philologen gelernt; dazu kommt ein höchst sensibles Auge, das eben ein Gottesgeschenk ist. Wenige Kunsthistoriker können heute mit solcher Sicherheit Qualitätsurteile abgeben, wie Justi. Ihm ist das Bild stets in erster Linie eine Arbeitsleistung; dann erst kommt die Frage nach seinem Geist und ähnlichen schönen Dingen. Selbst die Fragen der Komposition, des Linienrhythmus und der Linienmelodie interessieren ihn nicht so sehr wie die des Farbenauftrags und des persönlichen Vortrags. Nur bleibt er nicht wie die meisten Kenner und Sammler — Makroskopiker nannte sie Wickhoff — in den Einzelheiten stecken, sondern er verwertet sie im großen Zusammenhang.

Wenn trotzdem über Justis Buch viel gescholten wird, so gilt dies vor allem dem Stil. Man nennt ihn salopp und zu keck. Ich gestehe, daß ich diesen eigenartigen Stil geradezu genossen habe. Es wäre für Justi einfacher gewesen, ein Zunftdeutsch zu schreiben. Aber dies enthält viele Worte nicht, die er braucht. Der Stil muß, wenn er selbständigen Wert erhalten soll, nach Buffons bekanntem Wort eine durchaus persönliche Sache bleiben. Unser Buch, das doch höchst subtile Einzelfragen und umständliche Aufknäulungen behandelt, liest sich trotz aller Details wie ein dramatischer Bericht erster Ordnung. Wenn unsere „Gebildeten", die das Buch vornehmen, nur das eine aus ihm lernten, nämlich die Einsicht, wieviel dazu gehört, um Bilder richtig anzusehen, so wäre damit schon viel gewonnen. Bei den Büchern von Anton Springer und Hermann Grimm genügte es, Sinn für historische Forschung zu haben; bei den Büchern Wölfflins und auch bei diesem Giorgione braucht es vor allem Augensinnlichkeit, Feinfühligkeit für schwebende Werte, die man oft nicht in massive Worte fassen kann. Wie derjenige die alte Kunst nicht kennt, der z. B. nicht griechische Orginale von römischen Kopien unterscheiden kann, so wird man nie einen richtigen Begriff von der Bildkultur der

Renaissance bekommen, wenn man nicht die Qualität des einzelnen Bildes abschätzen kann. Um nur ein Beispiel zu nennen: Botticelli wird meist in den Uffizien zuerst begriffen. Aber wie Wenige haben dabei die Erkenntnis, daß von all den Botticellis der Uffizien nur ganz wenige intakt sind, daß z. B. die Berliner Raczynski-Madonna die meisten florentiner Botticellis qualitativ übertrifft. Aehnlich geht es mit dem Verständnis für das Trecento: wie kann man Giottes Größe ahnen, wenn man die Arenafresken in Padua für unberührt hält, denen eine schlimme Restauration doch eine eisige Kühle gegeben hat! Die wirklich gut erhaltenen Meisterwerke werden heut lang nicht genug gewürdigt als Ausnahmen und Raritäten ersten Grades! Sie werden oft genug in eine Reihe mit Sachen zweiter und dritter Ordnung gerückt, die zufällig eine große Tradition haben. Ein klassisches Beispiel dafür ist Correggios Heilige Nacht in Dresden oder die Transfiguration Raffaels im Vatikan.

Doch nun zu den Einzelheiten. Justi spart sich die übliche kulturhistorische Einleitung „und die Courtisanen“ und geht gleich auf die nie umstrittenen Bilder Giorgiones los. Wenn er freilich leugnen will, daß der glitzernde Wasserspiegel in Venedig die Maler dort an die helle Beleuchtung gewöhnt hätte, so halte ich das für ein wenig deplaziert. Oder haben auch die Holländer nichts vom Wasser gelernt? Die Analysen der Madonna von Castelfranco, der Dresdener Venus und namentlich des Wiener Aeneasbildes — Wickhoffs Deutung der mythologischen Bilder Giorgiones wird hier wie auch sonst acceptiert — sind meisterhaft. Nun werden die Fresken am Fondaco de'Tedeschi, die ja freilich nur in Zanettis Stichen auf uns gekommen sind, gewürdigt; und da weitet sich die Perspektive merklich. Eine größere Rechnung setzt ein, die Welt der Bellini-Gruppe ist hier überwunden, ja der alte Bellini selbst lernt von dem größeren Jungen. Beim Giovanellibild — es wird auf Adrast und Hypsipyle gedeutet — gibt Justi eine höchst lehrreiche Geschichte des venetianischen Farbenvor- und auftrags.

Der Künstler dieser fünf Bilder resp. Fresken wird nun zusammenhängend im Vergleich mit den Vorgängern, d. h. den Belliani und zu dem Nachfolger Tizian charakterisiert. Er erhebt sich zunächst aus der handwerklichen Sphäre zu gesellschaftlicher Freiheit; das Soziale der venetianer Maler jener Zeit wird aus Dürers venetianischen Briefen illustriert. Giorgione der Maler, der Musiker, der Galantuomo — so ist er von Vasari beschrieben und so beschreiben ihn seine Bilder. Das Erotische an ihm ist von jungen Enthusiasten viel zu sehr betont worden. Solche Dinge werden in Deutschland zudem stets mit Philosophie und Moral diskutiert; beim Südländer sind es Fragen des Geschmacks und des Maßes. Jedenfalls bleibt auch bei Giorgione das Malen das Wichtigste; das Liebesleben, die Musik, die ritterliche Art sind nur Einschläge. Im Fresko, im Studiobild, im Gegenständlichen, dem Publikum gegenüber beweist er die neue Freiheit. Man hat das Gefühl, als zöge Giorgione einen köstlichen Schatz aus dem engen Schrein des Handwerks, in den er bisher verschlossen war.

und lasse nun die Edelsteine in der Sonne spielen! Er ist Befreier und Erlöser und der Weg, den er zurücklegt, ist bei aller Kürze des Lebens unendlich lang. Hier erscheint die Zeit als bloße Form. Aus den Niederungen handwerklicher Sorgsamkeit und Befangenheit, und der Abhängigkeit vom Schema fester Aufträge erhebt sich Person und Kunst zum freigewordenen Schaffen.

Bei der Rückeroberung bezweifelter Bilder geht Justi prinzipiell anders vor als seine Vorgänger. Er würdigt die venetianer Tradition des 17. und 18. Jahrhunderts, namentlich Ridolfi höher, indem er annimmt, daß das Urteil über Bilder in der Zeit von Vasari bis 1800 in den italienischen Städten selten leichtsinnig abgegeben wurde, weil es zu viele Kenner und Sammler gab. Die Behauptungen der alten Inventare sind nie plumpe Einfälle und Erfindungen; kein aufgeregter Kunstmarkt drängte damals zu Uebertreibungen und Lügenhaftigkeiten. Nun beruht die sehr gekürzte Liste des Giorgionewerkes auf Cavalcaselles und namentlich Morellis Zweifeln. Deren Arbeit fiel aber in eine Zeit, wo wir noch ganz in den Anfängen kunsthistorischer Kritik steckten und zunächst mit einen Wust falscher Traditionen aufzuräumen hatten. Morelli hat außerdem, was in diesem Fall geradezu verhängnisvoll war, den englischen Privatbesitz an italienischen Bildern nur oberflächlich gekannt, ja das wichtigste Bild, in Kington Lacy, überhaupt nicht gesehen. Entscheidender noch scheint mir sein Uebersehen der Fondaco-Fresken; sie spielen keine Rolle in Morellis Kritik. Justi reklamiert zunächst folgende Jugendbilder: Die Judith der Eremitage, die „recht unerfreulichen“ Hirten in Budapest (Teil eines: Urteil des Paris) und die Moses- und Salomobilder der Uffizien (das letztere bei weitem schlechter als die Moseslegende) und mit diesen zusammenhängend 7 weitere kleinere Gemälde: Die Anbetung der Hirten bei Lord Allendale, die Anbetung der Könige in der Londoner National Gallery, die heilige Familie bei Benson und eine „Thronszene“ der Londoner Galerie, zwei Szenen aus der Kindheit des Paris bei Martin Conway in London und eine „Vissolo“ genannte Madonna in der Petersburger Eremitage — eine Gruppe, die jedenfalls innerlich zusammenhängt und sich von dem Wiener Aeneas nicht lostrennen läßt.

Eine weitere Gruppe umfaßt Porträts; sie wird von dem Berliner Jünglingsbild angeführt, das man neuerdings fälschlich Sebastiano zuschreiben wollte; dazu kommt das Frauenporträt der Borghese und ein Gentiluomo in Temple Newsam. Alle diese Bilder sind Frühwerke und liegen vor den Fondacofresken und dem Giovanellibild. Durch sie wird die Vorstellung des jungen Giorgione, die bisher auf dem Altar von Castelfranco und dem Wiener Aeneas beruhte, bereichert und gesättigt, aber nicht wesentlich verändert. Das geschieht erst durch die Erweiterung der Liste der Gemälde der späteren Zeit. Es sind die Madonna im Prado, die z. B. Carl Justi und andere Autoritäten längst Giorgione gegeben haben, die vielumstrittene fête champêtre im Salon carré des Louvre, dann der große Salomo in Kington

Lacy (2,08×3,18 m groß!) — diese Restitution ist m. E. die wichtigste des ganzen Buches —, die Adultera in Glasgow und das Madonnenbild mit den vier Halbfiguren im Louvre. Es sind entscheidende Bilder: mit ihnen steht und fällt der neue Giorgione. Ich gestehe, daß mich nicht alles überzeugt hat, z. B. nicht die Vorhangbestellung für den Salomo im Dogenpalast, daß ich eine Erklärung für die sonderbare baumwollartige Akademie der nackten Frauen auf dem Louvre-Konzert vermisse, — aber im ganzen bin ich überwunden und z. B. auch von dem Zweifel los gekommen, mit dem ich bisher vor dem Pariser Bild stand, das inhaltlich ein profanes Gegenstück zu dem sacralen Concert im Palazzo Pitti genannt werden muß. Die Verschiedenheit beider Bilder erscheint jetzt begreiflich, da sie geradezu gegeneinander ausgespielt werden sollten. Doch von dem Pittibild wird noch die Rede sein.

In der Liste der verdorbenen Gemälde stehen sechs Porträts: der sog. Broccardo in Pest, der sog. Fugger in München, der Bravo in Wien, das Jünglingsporträt in Braunschweig, in dem Justi das Selbstporträt Giorgiones erkannte — wieder ein besonders schöner Fund —, der David in Wien und der Hirt in Hampton Court. Die Erhaltung dieser Bilder ist nicht gut genug, um zu einem definitiven Urteil über die Eigenhändigkeit zu kommen. Sicher sind sie alle giorgionesk und sicher ist die Zuschreibung einiger dieser Köpfe an Cariani unhaltbar. Das Braunschweiger Bild hieß zuletzt ohne Grund Dosso; 1776 war es aber nach Giorgione getauft und eine Kopie in Pest hieß schon oder noch 1735 „Selbstporträt Giorgiones". Ein Stich Wenzel Hollars von 1650 verrät, daß das Braunschweiger Bild ursprünglich die Halbfigur eines Davids mit dem Goliathhaupt darstellte. Nach diesem Bild ist Vasaris Holzschnitt von Giorgiones Kopf in der 2. Auflage der „Vite" gemacht. Giorgione porträtierte sich also als David — wie anders ist diese Selbsteinschätzung als die Vorstellung von dem verliebten Musikanten oder lautespielenden Frauenlob, die bisher kanonisch war!

Inhaltlich neue Gebiete eröffnen die Cassonibilder in Venedig und Padua, deren Deutung Justi an der Hand einer 1497 gedruckten und illustrierten venezianer Ovidausgabe zum ersten Male gelang. Dargestellt sind die Fabeln von Apoll und Daphne, von der Geburt des Adonis und von Erysichthon, der die heilige Eiche fällt. Diese Bilder sind nicht wörtliche Illustrationen, wie z. B. die Holzschnitte, sondern freie stimmungsvolle Variationen über die damals besser als heute gekannten antiken Novellen. Von hier aus erklärt es sich denn auch, wenn beim Giovanelli-Bild die Hypsipylegeschichte nicht ganz stimmen will — Giorgione variiert ein altes Thema frei mit Betonung der landschaftlichen Stimmung, mit leisem Einschlag seiner persönlichen modernen Art. Ridolfi erwähnt nicht weniger als 22 Ovid-Cassoni Giorgiones, die vielleicht aber für ein und dasselbe Studio gemalt waren — dann waren sie freilich Wandtäfelung und keine Truhenbilder.

Mehr als verdorben, vielmehr z. T. von späterer Hand gemalt sind die Pieta in Treviso und der berühmte Seesturm in der venetianer Akademie. Und doch haben sogar Berenson und Gronau Giorgiones Autorschaft für den Seesturm bereits gefordert. Das Bild ist seit kurzem in der Akademie wieder ausgestellt; der desolate Zustand wird den Schlemmer enttäuschen, den Forscher aber auffordern, die einzelnen Schichten dieser Arbeit durchzustudieren. Außer Giorgione, von dem die Komposition stammt, sind Palma und (nach einem Brand) Paris Bordone an diesem Kollektivum beteiligt. Aber auch so bleibt noch genug des Wunderbaren: die alte venezianer Legende von 1340 hat Giorgione im elementaren Sturm dargestellt und damit Begriffe vorweggenommen, die man sonst erst bei Tintoretto anzuwenden pflegt.

Wir übergehen das Kapitel „Ausstrahlungen“, das die Bilder zusammenstellt, in denen giorgionesker Geist wiederklingt, die also geistiges, wenn auch nicht persönliches Eigentum Giorgiones sind, um noch Justis Abgrenzung des Meisters von seinen Genossen Sebastiano und Tizian zu verfolgen. Sebastiano erscheint in dieser Darstellung reichlich unselbständig; will man aus Anlehnungsbedürfnissen schlechthin eine Sünde machen, so zerfließt uns schließlich der ganze Raffael. Immerhin macht Justi Giorgiones Mitarbeit an Sebastianos großem Erstlingsbild in S. Crisostomo in Venedig wahrscheinlich; vielleicht ist er auch bei den Orgelflügeln in S. Bartolomeo beteiligt. Abzulehnen ist dagegen die von Berenson behauptete Autorschaft Sebastianos für die drei Bilder in Kington Lacy, in Glasgow, und die Madonna mit 3 Heiligen in Paris. Bei dieser Auseinandersetzung muß Justi seinen Liebling gegen vorgeschobene mediocre Talente — Knüppelgarde sagte er — verteidigen. Anders liegt es da, wo der große Name Tizian erscheint. Morelli hat bekanntlich das Concert im Palazzo Pitti, auf dem lange Giorgiones Weltruf beruhte, dem jungen Tizian geben wollen. Neuerdings schwankt bei der sog. Schiavona bei Herrn Crespi in Mailand, beim sog. Ariost, der seit kurzem in der Londoner Nationalgalerie hängt und beim Wiener Parma ebenfalls die Taufe zwischen Giorgione und Tizian; auch zwei Madonnen, eine (in der Nische) in Petersburg, die andere (die Zigeunermadonna) in Wien bleiben strittig, denen Justi noch die wundervolle Salome in der Doriagalerie in Rom anfügt. Alle diese Arbeiten sind zweifellos in tieferem Sinn giorgionesk; hat der junge Tizian in dieser Art begonnen, oder ist alles dies noch Giorgione selbst? Die Schiavona halte ich nicht für ein Werk Giorgiones, den Wiener Parma ebenso wenig. Bei der Zigeunermadonna schwanke ich; die Salome dagegen scheint mir unbedingt Giorgione zu sein. Nun, alles dies mag auf sich beruhen; entscheidend wird die Sache erst beim Concert im Palazzo Pitti. Wenn Morelli dies dem Giorgione absprach, so entschieden dafür weniger die Einzelheiten, als das Gesamtbild, das er sich von Giorgione gemacht hatte. Es war der Giorgione quattrocentista, mit dem in der Seele er vor das Concert trat. Und da wollte dann freilich die Groß=

zügigkeit, die Monumentalität, der Verzicht auf jede Ferne, das diskrete Kolorit nicht zu dem Gesamtbild stimmen. Jetzt stehen wir von vornherein anders zu der Frage; wir treten an das Bild mit der Erinnerung an die Venus in Dresden (die übrigens gerade Morelli erst wieder erkannt hat), an den Salomo in Kington Lacy, an den Meister des Sturms: und da erwarten wir von vornherein Mächtiges. Der Referent hat jahrelang geglaubt, daß die dritte Figur (der Jüngling) erst später hinzugefügt worden sei; er gibt diese Meinung rückhaltlos auf und findet das alte in Venedig sakrosankt gewordene Schema der drei Halbfiguren mit Justi hier wieder. Die Zuschreibung an Tizian muß deshalb fallen, weil der Aufbau der Köpfe, das Hinsetzen der Farbe absolut zu Giorgione paßt und nicht zu Tizian. Denn es ist nicht so, als ob der späte Giorgione und der junge Tizian ziemlich gleichwertig gemalt hätten; sondern Giorgione ist auch in den späteren Bildern, was den Auftrag der Farben betrifft, derselbe wie im Anfang; Tizian ist dagegen auch als Anfänger schon gänzlich anders. Dazu kommt die außerordentliche Stimmung dieses musikalischen Bildes. Ein Moment, das Justi merkwürdigerweise nicht hervorgehoben hat, ist nämlich die Totenstille der meisten Giorgionebilder; dies lautlose, dies ganz heilige Zuhören wird auf dem Concert durch den ruhig tönenden Akkord des Spinetts erst recht empfunden. Tizian liebte Geräusch und Rauschen, Bewegung und Sprudeln. Wo wäre z. B. beim Zwiegespräch des Zeus mit der Kallisto (himmlische und irdische Liebe) etwas von Totenstille zu spüren? Und doch wäre sie hier sehr fein gewesen — in die lautlose Natur wäre ein einsames, alle Seelenruhe aufscheuchendes entscheidendes Wort gefallen . . . Justi stellt das Concert dann, wie gesagt, in ein Gegensatzverhältnis zum Concert im Louvre — geistlich und weltlich, in der Zelle und auf der Wiese, bei den „Brüdern" und bei den Pagen tönt ein ach so verschiedener Klang.

Das Schlußkapitel bringt dann eine großzügige Würdigung der Tendenzen Giorgiones. Von seinen Paten ist zuerst die Rede, die, von dem Naturell und der Natur abgesehen, ihn entwickelt haben, zumal von Bellini, der ihm aber nicht nur gab, sondern auch viel verdankt. Für Bellinis Entwicklung wird der Vergleich des großen Altars aus S. Giobbe (um 1480 in der venetianer Akademie) mit dem in S. Zaccaria (1505) angeboten; ein vorzügliches Seminarbeispiel, das sich kein Dozent entgehen lassen sollte. Trotzdem ging es mir vor einem Monat seltsam: ich stand vor beiden Originalen, bereit, Justis Gedanken nachzudenken; aber da stieg der Frari-Altar und der von S. Zaccaria sank. Alle Vorzüge schienen plötzlich eher Nachteile und das solide Handwerk grüßte so stark, froh und fest von dem älteren Holz herunter, daß ich mich für diese entscheiden mußte. Ich erzähle es nur, um die alte Weisheit einmal wieder zu sagen, daß jeder Fortschritt und jede Entwicklung eben doch auch Verluste mitbringen.

Unerwarteter als Bellini wirkt in diesem Zusammenhang als Beein-

flusser des jungen Giorgione der Name Perugino. Der Umbrer kam 1494 nach Venedig, in seiner glücklichsten Zeit. Stimmungskraft und schwingender Linienfluß waren seine besonderen Gaben. Für die Landschaft, für die stimmungsvolle Sättigung der Einzelfigur ist in der Tat Perugino wichtig geworden. Eine dritte Diosmose geht von Leonardo aus, der um 1500 in Venedig war und dessen Wirkung auf Giorgione von Vasari ausdrücklich behauptet wird. Es handelt sich dabei um die neue Art der Schattengebung, die bei den Fondacofresken und dann regelmäßig, namentlich bei der Adultera in Glasgow evident ist. Damit ist der große Einschuß, den Giorgione in die venezianer Malerei brachte, schon angedeutet: er sucht das Venezianische mit dem Florentinischen zu durchdringen. Die venezianische Tendenz bezieht sich auf Farbe, Licht und Stimmung; die florentiner auf die mächtigere Formengebung, die Bewegung der Einzelfigur, die Antike und die Komposition. Eine Synthese finden beide Richtungen in dem ornamentalen Prinzip der neuen Bilder, durch das eine höhere Einheit erreicht wird. Alles bedingt sich nun gegenseitig, während das Quattrocentobild Mosaik ist. Diese Kapitel lassen sich nicht exzerpieren; sie sind ungemein gescheidt geschrieben und geben neue Gesichtspunkte für die Wertung des künstlerischen Schaffens überhaupt.

Justis Buch gehört zu den wichtigsten Erscheinungen der kunsthistorischen Forschung in den letzten zehn Jahren. Seit Wölfflins „Klassischer Kunst" hat keine Arbeit so viel Aufsehen gemacht. Justi geht ganz andere Wege als Wölfflin, andere auch als sein Onkel, unser verehrter Senior Carl Justi. Dem Neffen sind Bilder nicht in erster Linie Geist, Charakter und Bekenntnis, nicht Komposition und Disposition, sondern zunächst gemaltes Gewirk. Die Debatte der Farbenflecken — das ist ihm das Primäre. Alles andere kommt erst in zweiter Linie. Wir glauben, daß wir auf sehr vielen verschiedenen Straßen zum heiligen Tempel der Kunst wallen können und sollen, und daß jede Straße ihren besonderen Segen hat; selbst die so viel geschmähte kulturhistorische Schneise kommt ja neuerdings wieder zu Ehren. Aber für das Thema Giorgione war die Betrachtungsweise Justis die klassische. Hier ist eine Arbeit getan, die starke Nachwirkungen haben wird. Zunächst freuen wir uns, daß Justi an einem „Tizian" sitzt.

Paul Schubring.

---

## Literatur.

Kater Murr und seine Sippe, von Dr. Franz Leppmann. München 1908 bei Oskar Beck.

„Von der Romantik bis zu V. Scheffel und G. Keller" lautet die Fortsetzung des Titels, aber ungenau, und zwar zu ungunsten des Buches; denn sein Inhalt geht über Keller hinaus; Kellers Märchen erschien 1856;

Leppmann verfolgt aber sein Motiv auch bei Storm in „Bulemanns Haus" (1864), bei Richard zur Megede im „Ueberkater" (1904) und bei dem Dänen Svend Leopold in „Goethes Katze" (1907). Literarische Durchblicke, Verfolgung bestimmter Motive durch die ganze Literatur oder bestimmte Abschnitte haben ihren Wert als kulturgeschichtliche Scheinwerfer; denn die Kultur beleuchten sie eigentlich, nicht die literarischen Kunstwerke. Die poetische Behandlung der Katze im Laufe der Literaturentwicklung könnte sehr wohl einen Beitrag geben zu Hehns Thema „Kulturpflanzen und Haustiere". Das Verhältnis von Mensch und Katze, sich wandelnde Auffassungen der Tierseele würden durch einen solchen Durchblick Licht erhalten.

Fraglich ist dagegen, ob bereits ein so beschränkter Vorwurf, wie Dr. Franz Leppmann ihn genommen hat, an sich als Buchfüllung geignet ist; als Aufsatz in einer Monatsschrift schiene er mir zweckmäßiger.

Leppmann behandelt übrigens seinen Gegenstand sehr gründlich, meines Erachtens, besonders in der etwas schulmäßigen Vergleichung der verschiedenen „epischen Charakterkatzen" mit einer gewissen Ueberschätzung seines Gegenstandes. Was für Züge Kater Murr von T. A. Hoffmann mit Tieks „Gestiefeltem Kater" gemein hat, und wie die Linien im Katzenantlitz von da aus beim Hiddigeigei und bei Kellers „Spiegel, das Kätzchen" usw. sich um- und weitergebildet haben, ist so gründlich behandelt, wie etwa der Typus Faust vom Volksbuch bis Goethe. Damit will ich aber keineswegs sagen, daß dem Leser von Leppmanns Buch eine „breite Bettelsuppe" vorgesetzt wäre. Die häufigen Aus- und Seitenblicke, die der Verfasser uns tun läßt, die große Kenntnis deutscher, und fremdländischer Literatur die ungesucht zu Tage tritt, geben dem Leser eine Fülle von Anregungen. Auch bei diesem Buche, wie bei so manchen, bedaure ich den Mangel eines Sach- und Namenregisters. Ein Buch, wie das vorliegende, ist doch keine bloße Unterhaltungslektüre; es ist zugleich ein Repertorium, das sein Besitzer auch einmal benutzen will, und dann fehlt eben das Register. Es würde diesem kleinen Werke (86 Seiten) nur zur Ehre gereichen, indem es seinen reichen Inhalt erwiese. Am dankbarsten bin ich dem Verfasser für die Mitteilung mehrerer Gedichte von Hippolyte Taine, die nach dem Tode des berühmten Geschichtsschreibers, am 11. März 1893, im Figaro veröffentlicht worden sind, es sind Sonnette Taines auf seine drei Katzen, die Mitbewohner seines Arbeitszimmers. Die Mystik der Tierseele ist hier, wie Leppmann richtig sagt, mit „unvergleichlicher Tiefe und Feinheit" behandelt. Das Schnurren der behaglich ruhenden Katze und die Sphärenharmonie! Der, welcher zuerst den Sphärengesang vernahm, hatte in seiner Sprache noch nicht einmal ein besonderes Wort für Katze.

Richard Zimmermann-Lübeck.

---

## Fremde Weltteile.

Aus Deutsch-Amerika von Hugo Münsterberg, Professor an der Harvard-Universität. Berlin: Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, 1909. 245 Seiten. Geheftet 5.— Mk., gebunden 6.— Mk.

Die Sammlung von Aufsätzen, die der bekannte Harvardprofessor hier zusammenstellt, enthält neben einigem Unwichtigen viel Wichtiges und Schönes. Nicht alle diese Aufsätze beschäftigen sich wirklich mit dem Deutschamerikanertum; z. B. ist der Aufsatz über das Frauenstudium in Amerika fast völlig amerikanischen Verhältnissen gewidmet. Anderes geht über die Interessen des Tages kaum hinaus. Indessen wird man auch später noch freudig begrüßen, daß man hier Aufsätze nachlesen kann wie etwa den über den internationalen Gelehrtenkongreß des Jahres 1904 in St. Louis, der nicht sowohl einen Ueberblick über die Leistungen des Kongresses als vor allem über seine Vorgeschichte und die Art seiner Organisation gewährt. Geradezu glänzend ist der Aufsatz „Das Deutschtum und die Temperenz", der unseren Blutsbrüdern in den Vereinigten Staaten klar macht, daß sie sich durch ihren Kampf gegen die Temperenz und durch die Art, wie dieser Kampf geführt wird, selbst im Lichte stehen und dem Namen des Deutschtums schaden, wie große Schattenseiten auch die zwangsweise Herbeiführung der Temperenz hat. Münsterberg führt diese in wenigen Worten trefflich vor. Ueberhaupt ist das ganze Buch, wie wir dies schon von seinen anderen Werken gewöhnt sind, glänzend geschrieben. Er ist ein gewandter Dialektiker, ja seine dialektischen Künste gehen manchmal vielleicht ein klein wenig zu weit, sodaß man die Empfindung hat, daß mancher Leser und mehr noch mancher Hörer (viele Teile des Buches sind Reden, die Münsterberg gehalten hat) zum Schluß Schwarz für Weiß halten könnte.

In vielen Aufsätzen dieses Buches redet der Verfasser den Deutschamerikanern ins Gewissen. Er sucht ihnen klar vor Augen zu stellen, welche unendliche Bedeutung der bleibende Zusammenhang mit dem deutschen Geistesleben für sie haben kann, und sucht ihrem Geist die höchsten deutschen Ideale immer wieder einzuprägen. Insbesondere der Aufsatz „Die amerikanische Schule und der deutsche Geist" ist vortrefflich.

An einem Aufsatze des Buches habe ich recht viel auszusetzen: das ist der über den deutschen Autor und den amerikanischen Autorenschutz. Münsterberg sucht hier zu beweisen, daß die Erregung der öffentlichen Meinung in Deutschland über die Ausräuberung deutscher Geisteserzeugnisse in Amerika keineswegs am Platze sei, ja daß die Vereinigten Staaten eigentlich mit voller Gerechtigkeit und Noblesse verfahren; denn sie gewährten ja ausländischen Autoren dasselbe Recht wie inländischen. Diesen sei vorgeschrieben, daß ihre Bücher, wenn sie den Schutz des Copyright genießen wollten, im Lande selbst gedruckt sein müßten — also

müßte man das doch auch von den Ausländern verlangen, die in Amerika geschützt sein wollten? — Das ist ein Spiel mit Worten. Die Tatsache bleibt bestehen, daß kein Land der Erde sonst eine so ungeheuerliche Bedingung stellt. Man denke sich, welches Tohuwabohu auf dem Gebiete des internationalen Autorenschutzes wieder einreißen würde, wenn alle Staaten ein ähnliches Verlangen stellten, ja wenn sie auch nur zur Bedingung machten, wie dies die Vereinigten Staaten tun, daß 2 Exemplare des Buches, das geschützt werden soll, mit einem auf der Rückseite des Titelblattes in fremder Sprache gedruckten Vermerk unter ausdrücklicher Bezugnahme auf das betreffende Gesetz an die Landesbibliothek des Staates eingesandt werden, in welchem der Schutz nachgesucht wird. Jeder Verleger würde von vornherein eine kleine Auflage an solchen Pflichtexemplaren ins Ausland loswerden und die Rückseite seiner Titelblätter mit einem babylonischen Sprachengewirr bedecken müssen.

Daß deutsche Werke in den Vereinigten Staaten nur selten in Buchform nachgedruckt oder übersetzt werden, ohne daß dem deutschen Verfasser Honorar gezahlt wird, rechnet Münsterberg dem amerikanischen Verlagsbuchhandel als besonderes Verdienst an. Ich meine, daß diese Frage bei weitem nicht so wichtig ist als eben das Prinzip: ob eine Kulturnation den übrigen Völkern eine derartige Behandlung bieten darf. Und da wird die Antwort, wenn man von dialektischen Kunststücken absieht, allenthalben ein scharfes „Nein" sein. Uebrigens denkt man in den Vereinigten Staaten genau so, und der größte Teil der literarischen Welt drüben hält die Copyright-Bestimmungen für Ausländer für erniedrigend und unfair. — Münsterberg kritisiert das Verfahren der Bruckmannschen Verlagsbuchhandlung in München, die auf die Rückseite des Houston Stewart Chamberlainschen Werkes über Imanuel Kant den Vermerk drucken ließ: „Die Vereinigten Staaten von Amerika machen den spärlichen, auf die Dauer eines Jahres bemessenen Schutz gegen Nachdruck, den sie gewähren, von dem wörtlichen Abdruck vorstehender Formel abhängig und zeigen damit, daß bei der gesetzgebenden Mehrheit der Bewohner ihres Landes die Begriffe vom geistigen Eigentum anderer Völker noch nicht so entwickelt sind wie bei uns." Münsterberg zuckt die Achseln darüber, weil ein so dickleibiges wissenschaftliches Werk in den Vereinigten Staaten ja doch nicht nachgedruckt werden würde. Gewiß nicht. Es handelt sich eben um das Prinzip. Wenn Münsterberg den sittlichen Maßstab anlegen wollte, für den er an vielen anderen Stellen seines Buches mit Begeisterung und prächtigen Worten eintritt, so würde auch er zu einer anderen Stellung kommen. Uebrigens hätte er denselben Vermerk schon auf der Rückseite des Titelblattes der Chamberlainschen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" finden können.

Mit besonderem Nachdruck weist Münsterberg darauf hin, daß eine Aenderung der gegenwärtigen Copyright-Bestimmungen durch schärferen Schutz für ausländische Autoren wahrscheinlich einen starken Rückgang der

deutschamerikanischen Presse zur Folge haben würde. Mag sein. Aber ihre kleineren Blätter gehen ja doch zugrunde. Und im übrigen hat meiner Ansicht nach gerade die leichtere Nachdrucksmöglichkeit aus deutschen Blättern die deutschamerikanische Presse wider Willen dazu geführt, das Deutschtum Nordamerikas seiner geistigen Führer zu berauben. Denn sie sind natürlich umso schneller zur englischen Schriftstellerei abgeschwenkt, die dieses Raubsystem wenigstens nicht in dem gleichen Umfange kannte, sondern eigene Mitarbeiter in größerem Umfange beschäftigte. Doch sei dieser Zusammenhang hier nur angedeutet — vielleicht kann ich ihn einmal in einem größeren Aufsatze genauer dartun.

Hamburg-Großborstel. Dr. Ernst Schultze.

---

Maria Karow. Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. Farmerleben in Südwest nach dem Kriege. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Berlin 1909. Verlegt bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. 255 Seiten. 8⁰.

Die Verfasserin ist eine Anverwandte des in Südwestafrika bekannten Farmers Mercker auf Okombahe, eines der ältesten und erfolgreichsten Pioniere der deutschen Besiedlung im Lande. Sie ist zu Anfang des Jahres 1905, also noch mitten in den Kriegswirren, hinausgegangen und hat längere Zeit in hauswirtschaftlicher Tätigkeit auf Okombahe gelebt; jetzt nach ihrer Rückkehr schildert sie ihren dortigen Aufenthalt. Der Redakteur der Zeitschrift „Kolonie und Heimat", Rudolf Wagner, hat diesem Buche einer deutschen Frau, die Südwestafrika wirklich kennen gelernt hat, ein kurzes Geleitwort vorausgeschickt, in dem er darauf hinweist, daß trotz der großen Menge von Südwestafrikaliteratur, die während der letzten Jahre erschienen ist, noch kein Werk den deutschen Farmer dort bei seiner täglichen Arbeit schildert, in seinen Bemühungen, das wilde Land in ein Kulturland umzuwandeln und die Eingeborenen zu brauchbaren Mitarbeitern zu erziehen. Auch der Anteil der deutschen Frau an dieser Arbeit ist bisher fast vergessen geblieben. Wagner schreibt, daß er schon lange nach einem Buch gefahndet habe, das ein anschauliches Bild von der Aufgabe der deutschen Frau bei der Schaffung einer überseeischen Familiensiedlung unter deutscher Flagge gäbe. In diesem Sinne begrüße er Maria Karow als lebendigen, willkommene Bundesgenossin. „Ihre bei aller Schlichtheit von freundlichem Humor getragenen Schilderungen werden unserer Kolonie sicher Freunde werben. Namentlich der deutschen Frau werden sie zeigen, daß sich in Südwest ein neues Feld auftut, wo sie mitarbeiten kann an der Gesunderhaltung der Nation, wo sie dem Manne noch eine Mitarbeiterin sein kann, im wahren Sinne des Worts." Diesen Geleitsworten kann ich mich nur anschließen. Die Verfasserin hat ein nicht gewöhnliches Talent, anschaulich und gegenständlich zu schildern. Gelegentliche

kleine Irrtümer, so z. B. daß der Name „Hèlaria“, die Fröhliche, aus der Sprache der Namas oder Klippkaffern stamme, wird man ihr leicht verzeihen. Ich möchte die Aufmerksamkeit vor allen Dingen auf die Darstellung lenken, die Fräulein Karow von den Eingeborenen gibt, mit denen sie zu arbeiten hatte. Es handelt sich dabei um das Wirtschafts- und Hauspersonal auf der Farm Okombahe, um die Klippkaffern des benachbarten Reservats und um eine Anzahl kriegsgefangener Hereros. Es sind alles Erfahrungen im engen und engsten Kreise, aber die Verfasserin beobachtet so scharf und gibt sich soviel Mühe um die Psychologie dieser Schwarzen, daß man ihr Buch in vollem Ernste selbst jedem Kolonialpolitiker empfehlen kann — namentlich solchen Lesern, die noch Bedenken gegen das Prinzip einer tiefgreifenden inneren Rassenverschiedenheit zwischen Schwarz und Weiß hegen zu müssen glauben. Noch ein Zweites. Wem es wunderbar erscheint, daß fast alle alten Südwestafrikaner, mag ihnen nun das Schicksal bestimmt haben, im Lande zu bleiben, oder es wieder zu verlassen, mit ihrem Herzen an jenem Himmelsstrich hängen, trotz Dürre, trotz Einsamkeit, trotz Mangel an Kultur, trotz der Ferne, trotz aller Schwierigkeiten, die Natur und Menschen dem Ansiedler entgegensetzen — der lese die Schilderungen, die hier eine deutsche Frau von all diesen Dingen und von ihrem Empfinden mitten darunter gibt. Er wird etwas von unserer, der alten Südwestafrikaner Liebe zu dem Dornenland begreifen.

Grete Ziemann, „Mola Koko“*). Grüße aus Kamerun. Tagebuchblätter. Verlag Wilhelm Süsserott, Hofbuchhändler Seiner Kgl. Hoheit des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin. Berlin 1907. Mit einer Karte und 32 ganzseitigen Abbildungen. 8°.

Fräulein Ziemann ist die Schwester des verdienten Marineoberstabsarztes Professor Dr. Ziemann in Duala, des „sanitären Vaters von Kamerun“, wie er genannt worden ist. Sie hat ihrem Bruder in Duala die Wirtschaft geführt, sie hat ihn auf Reisen und Ausflügen begleitet, hat einige Zeit in einer katholischen Missionsstation am großen Kamerunberg zugebracht und schildert das alles in liebenswürdig ansprechender Weise. Wenn die Verfasserin auch im Vorwort schreibt, daß ihre Blätter keinen Anspruch auf „literarischen Wert“ erheben und ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit niedergeschriebene seien, so wird man ihr doch Dank dafür wissen können, daß sie die Scheu vor der Veröffentlichung überwunden hat. Allerdings, von Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft, die „den Männern überlassen“ bleiben sollen, steht nichts darin, aber ähnlich wie in dem vorher besprochenen Buch von Maria Karow ist es auch hier die anziehende, lebendige, in jeder Faser zwar der niederen Rasse gegenüber wohlwollende, aber streng rassenbewußte Schilderung eines deutschen Haushalts auf afrikanischem Boden, die das Buch bei all seiner Anspruchslosigkeit zu einer an-

*) „Mola Koko“ — ein Freundschaftsgruß der Bakwiris am Kamerunberg.

ziehenden Lektüre gestaltet. Der tiefgreifende Unterschied zwischen der südwestafrikanischen Steppe und dem tropischen, von feuchter Urwaldfülle bedeckten, von Wasserläufen durchzogenen Kameruner Küstenland tritt dem Leser, wenn er diese beiden Bücher liest und vergleicht, auf jeder Seite entgegen. Hier wie dort ist es das tägliche Zusammenleben und die Beschäftigung der wirtschaftenden Frau mit den eingeborenen Dienstboten, dem man hübsche und lehrreiche Beiträge zur Negerpsychologie entnehmen kann. Auch Fräulein Ziemanns Meinung über die Eingeborenen- und Rassenfrage ist durch und durch gesund. „Klarer und richtiger wäre das Urteil über das Geistesleben des Negers und seiner Zukunft in wirtschaftlicher Beziehung, wenn man sich endlich daran gewöhnen wollte, den Neger nicht mehr mit unsern Kindern zu vergleichen. Der Vergleich hinkt ganz und gar. Der Neger ist kein Kind, der Neger ist eben Neger. . . . . Gewiß, der Neger ist Mensch, und es soll und muß in ihm auch ein Werk des Schöpfers, das der Pflege bedarf, erblickt werden. Nur höre man endlich auf, ihn als uns völlig gleich zu betrachten in sozialer Beziehung. Wir wollen und müssen für ihn sorgen in hygienischer Beziehung; wir wollen ihm auch durch Schulen die elementaren Kenntnisse beibringen; aber man mache sich doch ein für allemal von dem Gedanken frei, ihn höhere Studien treiben zu lassen. Der schwarze Arzt, der schwarze Rechtsanwalt, der schwarze Prediger sind gefährliche Instrumente in der Hand aufrührerischer Elemente." Vielleicht könnte man noch richtiger sagen, daß die „höher" gebildeten Schwarzen selbst das gefährlichste Ferment zukünftiger blutiger Rassenkämpfe der Eingeborenen gegen die Weißen bilden werden. Auch das kleine Kapitel über den Europäer als „Afrikaner" zeigt ein richtiges Urteil: „. . . . Alle diese Leute, welche ja tatsächlich die allerersten Pioniere waren, die sich vermaßen, Afrika zu zwingen, sie deckt jetzt die dunkle afrikanische Erde. Afrikas moderne Entwicklung ist dem Gedeihen von Originalen nicht mehr günstig. Von den neueren Anschauungen, daß die Malaria durch Moskitos übertragen wird, und daß das Chinin die beste Gewähr für die Eroberung Afrikas ist, wollten jene Leute nichts wissen. So starben sie allmählich aus, wenn sie nicht vorzogen, sich auch zu modernisieren. . . . Das Menschenleben galt wenig zu einer Zeit, wo in einem Jahre 12—17 Prozent und mehr der Europäer-Bevölkerung dahin starben, gegen oft 0 Prozent der Jetztzeit, also mehr als in den blutigsten Kriegen. War es ein Wunder, daß eine gewisse Abstumpfung gegen Tod und Gefahr eintrat, wenn derjenige, mit dem man einige Tage vorher noch vergnügt zusammen gewesen, auf der Totenbahre lag, wo man hörte, daß Männer, die man vor kurzem noch in schäumender Lebenslust gesehen hatte, durch die Eingeborenen unter grausamsten Qualen getötet wurden? So hatte auch Kamerun seine alte, aber doch vielleicht nicht gute Zeit . . . . Wie konnte in jener Zeit, wo das Lied von Baumbach „Was die Welt morgen bringt, ob sie mir Sorgen bringt", das Leiblied der Kameruner wurde, wo der Tod monatlich weite Lücken riß, ein ununter-

brochener Zusammenhang der Geschäftsführung erfolgen? Es ist leicht, jetzt über die angeblichen Sünden der alten Zeit zu schelten, wo mit nichts — alles geschaffen werden sollte, wo jeder junge Offizier und Beamter erst wieder neue Erfahrung sammeln mußte. War es ein Wunder, daß in jenen Zeiten, wo die Verpflegung eine minimale war, auch der König Alkohol wüste Orgien feierte? Betbrüder waren es nicht, die in jener Zeit in Westafrika hausten, die hätten auch nichts erreichen können.

Freuen wir uns des Wechsels, der nunmehr eingetreten."

**Professor Dr. Hans Paalzow.** Das Kaiserreich Japan, mit 18 Vollbildern und vielen in den Text gedruckten Illustrationen. Berlin, Hermann Paetel 1908. 231 Seiten 8°.

„Es gibt verschiedene Arten, ein Land zu schildern. Das vorliegende Buch hat nicht den Ehrgeiz, mit den großen rein wissenschaftlichen Werken über Japan in Wettbewerb zu treten: es will einfach das für jedermann Wissenswerte nach den besten und zuverlässigsten Quellen kurz zusammenfassen, nicht als trockene statistische Uebersicht, sondern in allgemein verständlicher Darstellung. Da das Interesse an dem ostasiatischen Inselreich — nicht das auf Sensation gegründete, sondern das wirklich sachliche Interesse — bei uns fortwährend zunimmt, so hoffe ich durch meine Arbeit weiteren Kreisen einen Dienst geleistet zu haben." Mit dieser Hoffnung hat der Verfasser durchaus recht. Es liegt in der Tat ein Bedürfnis nach einer zusammenfassenden und objektiven, den Anforderungen eines weiteren Leserkreises genügenden Darstellung über Japan, seine sozialen, wirtschaftlichen und politischen Zustände und über das Wissenswerteste von der nationalen Eigenart, den geistigen Leistungen und der Geschichte der Japaner vor. Das hat Paalzow gegeben, in einer einfachen aber durch ihre Klarheit und durch ihre schöne Abgemessenheit wohltuend berührenden Sprache. Es ist immer erfreulich, wenn sich ein Autor eine solche Mühe mit der formellen Einkleidung dessen, was er zu sagen hat, nimmt. An Material sind vorzugsweise Rein, Rathgen und Munzinger benutzt. Besonders interessant ist das 8. Kapitel „Deutsche in Japan", von Engelbert Kämpfer (1690), „den man mit Recht den wissenschaftlichen Entdecker Japans genannt hat", über Franz v. Siebold (1823) bis auf General Meckel, den Lehrmeister des japanischen Heeres für den letzten Krieg.

Paul Rohrbach.

# Politische Korrespondenz.

## Der Abschluß der Reichs-Finanz-Reform und der Rücktritt des Reichskanzlers Fürsten Bülow.

Die vor dreiviertel Jahren von dem Reichsschatzsekretär Sydow eingebrachte, wohldurchdachte und zusammengefügte Reichsfinanzreform ist von der Volksvertretung um und um gearbeitet, aber nur an wenigen Punkten verbessert, in der Hauptsache verschlechtert, gründlich verschlechtert worden. Geblieben ist von der ursprünglichen Vorlage nur die Biersteuer mit einem veranschlagten Ertrage von 100 Millionen. Als Verbesserung ist anzusehen, daß die Herabsetzung der Zuckersteuer, die nach früheren Beschlüssen jetzt eintreten sollte (30 Millionen), außer Kraft gesetzt worden ist. Auch die Beibehaltung der Fahrkartensteuer ist wohl nicht zu tadeln. Das Unglück, das diese Steuer einmal angerichtet hat, nämlich die Abwanderung der Reisenden in tiefere Klassen und dadurch schwere Schädigung der Eisenbahneinnahmen, ist nicht wieder gut zu machen. Nachdem die Gewohnheiten sich einmal geändert haben, würden sie sich auch nach Abschaffung der Steuer nicht wieder zurückbilden. Die Erhöhung der Schaumweinsteuer um 5 Millionen Mark, die Erhöhung des Kaffee- und Teezolls, die 37 Millionen erbringen soll, mögen ebenfalls als genügend begründet acceptiert werden. Der Ersatz der Steuer auf Elektrizität und Gas, 50 Millionen, durch die Steuern auf Beleuchtungsmittel und Zündwaren 43 Mill., läßt sich auch noch rechtfertigen, besonders deshalb, weil die Elektrizität notwendig einmal systematisch durch die Gesetzgebung behandelt werden muß und dabei Kräfte gewonnen werden können, die heute vermöge der mangelnden gesetzlichen Ordnung verschwendet werden und verloren gehen. Sich hier also die Möglichkeit einer Einnahme für das Reich eröffnet, die für die Volkswirtschaft keinerlei Belastung, sogar noch einen Gewinn ergeben würde. Wir hoffen darüber bald eine eingehende Untersuchung bringen zu können.

Hiermit ist aber auch erschöpft, was sich etwa löbliches über das Finanzwerk sagen läßt. In allen übrigen Steuern waren zweifellos die Vorschläge der Regierung sehr viel besser als die Leistungen der Volksvertretung.

In der Branntwein-Besteuerung hatte die Regierung ein Verkaufs-Monopol vorgeschlagen, das das Gewerbe befriedigte und 100 Millionen bringen sollte, ohne den Konsum übermäßig zu belasten. Der Reichstag hat das Monopol verworfen und statt dessen den in einer Zentrale vereinigten Brennern durch allerhand Hilfsgriffe die Ausbildung eines vollständigen Privatmonopols gewährleistet, das ihnen einen sicheren Gewinn verspricht und den Ertrag für das Reich auf 80 Millionen herunterdrückt.

In der Tabaksteuer ist die von der Regierung vorgeschlagene tadellose Form der Banderole, die sich bei den Zigaretten so ausgezeichnet bewährt hat, verworfen und statt dessen ein sehr unsicheres System von Wertverzollung geschaffen und der Ertrag von 77 Millionen auf 45 Millionen herabgedrückt.

Die Weinsteuer mit 15 Millionen ist gestrichen.

Die Inseratensteuer, die 33 Millionen bringen sollte und den Verkehr an einer Stelle belastet hätte, die in hohem Maße tragfähig ist, ist aus Angst vor den Zeitungs-Verlegern einstimmig gestrichen worden.

Ebenso ist die Erbschaftssteuer, an die in sehr geschickter Weise eine Wehrsteuer ankonstruiert war, sowie das von der Wissenschaft längst geforderte Erbrecht des Staates mit zusammen 120 Millionen gestrichen worden.

An die Stelle dieser Steuern sind vier verschiedene Verkehrs-Stempel eingefügt, auf die Ausgabe neuer Effekten, auf den Verkauf von Grundstücken, auf Schecks und Wechsel und auf die Ausgabe neuer Dividendenbogen (Talons), die zusammen 110 Millionen Mark ergeben sollen. Alle diese Stempel werden hingestellt als Steuern auf den Besitz, sind aber zum großen Teil das gerade Gegenteil davon, nämlich Steuern auf Schulden; sie treffen zum nicht geringen Teil nicht Persönlichkeiten, die Kapital haben, sondern solche, die sich auf dem Wege des Kredits Kapital zu schaffen suchen. Sogar ein Teil des Talon-Stempels fällt unter diese Kategorie, nämlich der auf Pfandbriefe, der natürlich nach Möglichkeit von den Banken auf die Schuldner abgewälzt wird. Soweit das aber nicht geschieht, soweit also Besitzende durch diese verschiedenen Steuern wirklich getroffen werden, ist die Besitzsteuer eine überaus ungleichmäßige und ungerechte. Wer z. B. sein Vermögen in Aktien einer Hypothekenbank angelegt hat, der es nicht gelingt den Talon-Stempel auf die Schuldner abzuwälzen, kann durch diese verschiedenen Stempel zusammen, wie mir ein Sachkenner berechnet hat, in der Art getroffen werden, daß es 8—9% seiner Einnahme gleichkommt. Als der Kotierungsstempel vorgeschlagen wurde, erhob sich allgemeiner Widerspruch dagegen; der Talon-Stempel aber hat nur den Vorzug, daß er leichter zu berechnen und niedriger ist, im übrigen aber ist er eine noch viel schlechtere und unbilligere Steuerform.

Vergleicht man diese Verkehrssteuern mit der Erbschaftsbesteuerung, wie sie die Regierung in Vorschlag gebracht hatte, so ergeben sich besonders folgende drei Verschiedenheiten. Erstens werden nur einige bestimmte

Formen des Besitzes getroffen, andere und sehr bedeutende Besitzformen aber gehen frei aus; während also eine allgemeine Besitzsteuer nur sehr niedrig gehalten zu werden brauchte, werden hier die Betroffenen sehr schwer, zum Teil unerhört schwer, belastet. Zweitens werden vielfach überhaupt nicht Besitzende getroffen, sondern kleine Leute, die mit Hilfe von Kredit vorwärts zu kommen suchen. Drittens fällt ganz fort der Hauptvorzug der Erbschaftsbesteuerung, daß man sie progressiv gestalten konnte: der kleine Besitz war frei, der mittlere wurde mäßig, der große, allmählich steigend, stärker getroffen. Das Gesamtergebnis ist also, daß der Reichtum geschont, der Mittelstand, nicht allgemein, aber in sehr breiten Schichten sehr stark belastet ist. Geschont ist ferner in sehr fühlbarer Weise das Land; durch die Branntweinbesteuerung werden vielen Landwirten sogar neue erhebliche Gewinne zugeführt, belastet aber sind in demselben Maße die städtischen Bevölkerungsteile. Die Vorteile der Branntweinsteuer kommen übrigens nicht, wie ich, um falschen Vorstellungen entgegenzutreten um der Gerechtigkeit willen hinzufügen will, in erster Linie den östlichen Großagrariern zu Gute, sondern den über das ganze Reich verteilten Mittel- und Kleinbrennern, die nichts als ihr sogenanntes Kontingent brennen.

Um dieses Ergebnisses willen hat die konservative Partei den Block gesprengt, sich mit dem Zentrum verbündet und den Reichskanzler Fürsten Bülow gezwungen, von seinem Amt zurückzutreten.

Die Konservativen berufen sich darauf, daß sie nicht imstande gewesen wären, mit den Liberalen zusammen die indirekten Steuern in einer annehmbaren und ausreichenden Weise fertigzustellen. Ich will nicht leugnen, daß an dieser Behauptung etwas Wahres ist. Die Liberalen haben der Tabaksbanderole und dem von der Regierung vorgeschlagenen Branntwein-Verkaufsmonopol in einer Weise opponiert, die nichts Gutes erwarten ließ, und auch über etwaige Ersatzsteuern (Kaffee und Theezoll, Streichhölzer) sich nicht so geäußert, wie sie hätten tun müssen. Aber es ist auch keineswegs ausgeschlossen, daß sie schließlich, um den Block zu erhalten, genügend entgegengekommen wären, sobald die Konservativen in dem einen entscheidenden Punkt, der Erbschaftssteuer, nachgegeben hätten. Man darf vielleicht sagen: ehe es zu der letzten entscheidenden Verhandlung über den hier zu findenden Kompromiß kam, trat mit meisterhafter Taktik das Zentrum dazwischen und bot den Konservativen alles, was sie wünschten, wollten und brauchten: die nötige Masse an indirekten Steuern, eine für die Agrarier überaus vorteilhafte Gestaltung der Branntweinsteuer, die Befreiung von der Erbschaftssteuer und jene Gruppe von Verkehrssteuern, die die Städte in viel höherem Maße belasten als das Land.

Dieser Versuchung haben die Konservativen nicht widerstehen können. Sie haben ihr um so weniger widerstehen können, als hinter dem reichen wirtschaftlichen Gewinn nun auch noch die politischen Vorteile winkten. Die Annahme des Zentrumsangebots bedeutete die Sprengung des Blocks. Die Konservativen haben den Block gewiß nicht ungern entstehen sehen,

aber auf die Möglichkeit, daß er sich dauernd befestige, sahen sie doch mit Besorgnis. Dauernde Herrschaft des Blocks hieß in ihren Augen allmählich immer weiter schreitende, stückweise Aufopferung der konservativen Herrschaft, wie sie sich im Reich nnd namentlich in Preußen bisher behauptet hat. Gelang dem Fürsten Bülow die große Finanzreform mit der Blockpolitik, so war der Block und seine Herrschaft für lange Zeit gesichert. das heißt aber auch unausgesetzte Konzessionen in Gesetzes-, Verwaltungs- und Personalfragen an die Liberalen, so wie sie seit dem Abbruch des Kulturkampfes dem Zentrum haben gemacht werden müssen und gemacht worden sind.

Hätte das Zentrum sich in seiner Verstimmung über die Auflösung im Jahre 1906 dauernd rein oppositionell gehalten, so hätten die Konservativen, um der Not des Reiches zu steuern, wohl oder übel sich mit den Liberalen vertragen müssen. Aber das Zentrum war zu klug, eine bloß negative Politik zu treiben; seine Führer erkannten, daß sie zugleich ihre Rache am Fürsten Bülow nehmen und ihren Sitz unter den Regierungsparteien wiedererobern könnten, wenn sie sich den Konservativen anböten. Das Zentrum ist also in der Schlacht der Parteien der eigentlich maßgebende Faktor gewesen und der Sieger geblieben.

Herr v. Heydebrand, der sich so lange klüglich zurückhielt und erst im letzten Augenblick persönlich auf die Tribüne trat, hat sich zur Rechtfertigung seiner Taktik darauf berufen, daß konservativ nicht gleichbedeutend sei mit gouvernemental und daß der Partei die Wahrung ihrer Grundsätze hätte höher stehen müssen, als die Rücksicht auf die Person eines Reichskanzlers, so hoch man dessen Verdienste auch stellen möge.

Als allgemeinen Satz mag man das gelten lassen, aber es fragt sich, ob er hier richtig angewandt ist.

Die Konservativen haben große Vorteile für das Brennereigewerbe erzielt, das unter ihren Anhängern sehr verbreitet ist, aber wir wollen ihnen nicht die Schande antun, zu behaupten, daß sie um dieses Gewinnes willen ihre bisherige Politik geändert haben. Es kommt ja auch in Betracht, daß sie in der Zuckersteuer, die ebenfalls viele östliche Agrarier unter ihren Interessenten hat, ein Opfer gebracht haben. Die Brenner haben so viel besser abgeschnitten, weil diese auch im Westen und Süden stark vertreten sind und daher im Zentrum einen Fürsprecher fanden.

Das entscheidende Gewicht hat Herr v. Heydebrand selber auf die Beseitigung der Erbschaftssteuer gelegt. Hier sei ein großes politisches Prinzip in Frage: man könne nicht durch Einführung einer allgemeinen Besitzsteuer die Sicherheit des Besitzes ausliefern an einen Reichstag, der aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehe, einem Stimmrecht, bei dem die besitzlosen Massen den Ausschlag gäben.

Die Konservativen rühmen sich immer, Realpolitiker zu sein und sich nicht von Doktrinen beherrschen zu lassen. Die Heydebrandsche Argumentation aber ist so doktrinär, wie nur je irgend ein liberaler weltfremder Professor

etwas zutage gefördert hat. Das allgemeine Stimmrecht existiert schon seit Generationen und bei sehr vielen Völkern, und die Erfahrung hat allenthalben gelehrt, daß die Vorstellung von den besitzlosen Massen, die dadurch zur Herrschaft gelangen sollen, grundfalsch ist. Weder in Amerika, noch in der Schweiz, noch in Frankreich ist von einer besitzfeindlichen oder sozialistischen Gesetzgebung trotz der unumschränkten Herrschaft des allgemeinen gleichen Stimmrechts die Rede. Im Gegenteil, Professor Herkner, der vor einigen Jahren von Zürich nach Berlin berufene Nationalökonom, hat in einem überaus interessanten Aufsatz in Schmollers „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft"*) nachgewiesen, daß gerade in den demokratischen Staaten die Sozialpolitik besonders rückständig ist. Es ist eben gar nicht richtig, daß die Besitzlosen in den modernen Kulturvölkern die große Mehrzahl ausmachen. Von den ganz Besitzlosen bis zu den Vermögenden geht eine langsam steigende Stufenleiter von Kleinbesitzern an Acker, Häusern, Geschäften, Sparkassenbüchern, so daß das Interesse am Besitz bereits bei sehr kleinen Leuten beginnt und sehr ausgeprägt ist. Die gar nicht am Besitz Interessierten machen in Deutschland schwerlich auch nur die Hälfte der Wähler aus, und sehr viele von diesen stehen dauernd unter so starkem Einfluß von Besitzenden, ganz abgesehen von religiösen und patriotischen Ideen, daß es ein reines Phantom ist, von der Möglichkeit einer Herrschaft der Besitzlosen im Reichstag zu sprechen. Die Sozialdemokraten haben bei uns ja schon einmal eine bedeutende Stärke gehabt und können sie auch einmal wieder erlangen, aber was hat man hier unter einer bedeutenden Stärke zu verstehen? Selbst das Maximum, was sie erreicht haben, würde man besser als eine kleine Minorität bezeichnen, denn es war doch nur ein Fünftel der Abgeordneten. In den andern Ländern aber, wo die Demokratie noch weiter entwickelt ist als bei uns, sind es meistens nicht mehr, sondern noch viel weniger. Die Vorstellung, daß man dem deutschen Reichstag die Verfügung über den Besitz nicht anvertrauen dürfe, weil er eine demokratische Institution sei, ist entweder eine bloße Gespensterfurcht, vielleicht die Gespensterfurcht eines nicht ganz guten sozialen Gewissens, oder ein unbewußter Vorwand des groben Eigennutzes, der nichts hergeben will.

Angenommen aber selbst, die Furcht vor der Hand des demokratischen Reichstages über dem Besitz wäre berechtigt, so wäre dennoch das jetzige Verhalten der Konservativen sehr kurzsichtig, denn es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Erbschaftssteuer schon binnen wenigen Jahren auf alle Fälle kommt. Schon diesmal wären die fünf Stimmen, die an der Majorität fehlten, sicher hinüberzuziehen gewesen, wenn nicht die politische Kombination es verhindert hätte. Eine Anzahl Zentrumsmänner wären sehr gern für die Steuer eingetreten, wenn nicht der Feldzug gegen den Fürsten Bülow sie gezwungen hätte, in den Reihen der

*) Jahrg. 33, Heft 2, Sozialrevolutionäre Bewegungen in der Demokratie.

Fraktion zu verharren. Auch eine Anzahl Konservative wären zu haben gewesen. Man hat einen Versuch in dieser Richtung nur deshalb nicht mehr gemacht, weil anzunehmen war, daß die Sozialdemokraten in der dritten Lesung gegen die Steuer stimmen würden, weil sie als Vorspann für die 400 Millionen indirekte Steuern dienen sollte. Wenn einmal die Erbschaftssteuer allein kommt, werden die Sozialdemokraten glatt dafür stimmen, und dann ist die Annahme gesichert, selbst in diesem Reichstag — wie viel mehr im nächsten, wo die Linke unzweifelhaft noch stärker vertreten sein wird! Wer weiß, was wir schon in diesem Winter erleben. Wenn die neuen Steuern das nicht ergeben sollten, was veranschlagt ist, und die Talonsteuer sich, wie es beinah scheint, als eine solche Mißgeburt herausstellt, daß sie nicht lebensfähig ist, so wäre nichts natürlicher, als daß die Regierung beantragt, diese Steuer wieder abzuschaffen und dafür eine Erbschaftssteuer einzuführen, und der Reichstag würde einen solchen Antrag glatt gutheißen.

Um solcher Steuerideale willen haben die Konservativen den Fürsten Bülow gestürzt, aber, haben wir gehört, das war nicht das Einzige. Sie wollten prinzipiell nicht die Fortsetzung der Blockpolitik, die uns allmählich mehr und mehr ins liberale Fahrwasser geführt hätte. Wohin führt uns denn die Wiederaufnahme des Zentrums unter die regierenden Parteien? Das Zentrum ist viel demokratischer als etwa die Nationalliberalen. Wenn es an die Reform des preußischen Wahlrechts geht, wird das Zentrum zwar für die Beibehaltung der jetzigen Wahlkreise eintreten, im übrigen aber inbezug auf die Gleichheit des Wahlrechts und die geheime Stimmabgabe ganz mit der Linken gehen. Inbezug auf Kirchen- und Schulwesen gehen Zentrum und Konservative freilich meist zusammen, aber hier liegen große Kampfobjekte zurzeit gar nicht vor.

Ganz mit Recht hat Herr v. Heydebrand gesagt, konservativ sein heißt nicht gouvernemental sein. Aber mit noch mehr Recht darf man ihn darauf hinweisen, daß eine konservative Partei, die aus so kleinlichen und kurzsichtigen Motiven in fundamentalen Fragen des Staatswohls und der Gesetzgebung der Regierung entgegentritt und einen Staatsmann zu Falle bringt, zu dem die Nation Vertrauen hat und der ihr selber so nah steht, sich mit eigener Hand die Wurzeln abgräbt. Die eigenen Rechtfertigungsschriften aus dem konservativen Lager klingen, als ob sie sich ihres Sieges schämten. Auf die niederschmetternde Kundgebung, die der scheidende Reichskanzler im „Hamburger Korrespondenten" gegen die Führung der konservativen Partei erließ, wußte die „Kreuzzeitung" zuerst überhaupt nichts zu erwidern: sie brachte zunächst einmal einen Artikel über Scherls neues Schnellbahnsystem, dann einen über das Wesen des historischen Materialismus, bis endlich die Verteidigung des Herrn v. Heydebrand in der „Konservativen Korrespondenz" erschien, dessen Hauptargument, die Liberalen hätten nicht die nötige Masse an indirekten Steuern bewilligen wollen und deshalb habe die Reform mit dem Block nicht gemacht werden

können, zum wenigsten, wie wir oben gesehen haben, nicht bewiesen ist, auf keinen Fall aber gegen den Kanzler angewandt werden kann, denn die Verantwortung dafür, daß schließlich die nötige Gesamtsumme an Steuern herauskam, lag in erster Linie auf der Regierung und nicht auf einem Parteiführer. Solange die Regierung die Ueberzeugung vertrat, daß sie mit dem Block dieses Ziel erreichen würde, brauchte es nicht die Sorge der Konservativen zu sein, daß der Fiskus bei dieser Taktik zu kurz käme.

Der konservativen Taktik ist es gelungen, den Fürsten Bülow zum Rücktritt zu zwingen, aber die Rechnung, damit auch den Liberalismus wieder aus der Stellung zu verdrängen, die dieser auf Grund der Blockpolitik gewonnen hat, hat sich sofort, wie dies in diesen „Jahrbüchern" vorausgesagt worden ist, als trügerisch erwiesen. Der Vater der Blockpolitik ist gegangen, aber sein getreuester Helfer bei dieser Politik ist sein Nachfolger geworden. Kein Zweifel, daß Herr v. Bethmann-Hollweg sich nun erst recht Mühe geben wird, die guten Beziehungen der Regierung nach links wieder anzuknüpfen und sie nach Möglichkeit zu pflegen. Zwar ist in der Person des Oberpräsidenten von Trott zu Solz ein Kultusminister ernannt worden, der politisch bisher zu den Konservativen rechnete, aber unter den Konservativen gibt es jetzt sehr viele, die mit der Haltung der Reichstagsfraktion höchst unzufrieden sind, und daß der neue Ministerpräsident sich einen Gesinnungsgenossen Herrn v. Heydebrands als Kultusminister ausgewählt hat, kann als ausgeschlossen gelten. Die allgemeine Richtung, die die preußische Politik jetzt einschlägt, wird auch die Politik im Kultusministerium bestimmen, und schon halten konservative Organe es für nötig, die neue Regierung zu warnen, daß sie nicht mit der Linken „kokettieren" möge; noch mehr, die „Kreuzzeitung" erklärt, daß die konservative Fraktion auf eine verständige und gemäßigte Wahlreform in Preußen einzugehen, keineswegs ablehne.

Diese Kundgebung ist von der allergrößten Bedeutung. Die „Deutsche Tageszeitung" weiß sich vor Schreck und Staunen über solche Weichmütigkeit gar nicht zu fassen. Wie? Unmittelbar nach dem glänzenden Sieg, nachdem die Liberalen geschlagen, die Regierung auf die Knie niedergezwungen worden ist, erklärt das leitende Organ der Konservativen aus freien Stücken, daß es auf den eigentlichen Siegespreis, die Erhaltung des preußischen Wahlrechts verzichte?

Es wird Herrn v. Heydebrand gewiß nicht leicht geworden sein, diese Erklärung abzugeben, denn sie enthält das Eingeständnis, daß der Sieger schon jetzt einsieht, die gewonnene Position nicht halten zu können. Das Ergebnis des konservativen Sieges in der Reichsfinanzreform wird nicht sein, daß die preußische Wahlreform aufgehalten oder abgeschwächt wird, sondern umgekehrt, daß sie noch um einige Grade liberaler wird. Hätte man das Blockbündnis aufrecht erhalten, so hätten auch die Liberalen im preußischen Landtag weiter mit den Konservativen zusammengehen und bei der ganz überwiegenden Stärke der Konservativen in Preußen sich

mit recht geringen Konzessionen abfinden lassen müssen. Nunmehr, wo zwischen Liberalen und Konservativen kein Bundesverhältnis mehr besteht und wo die Regierung mit den Konservativen in eine starke Spannung geraten ist, steht schlechterdings nichts im Wege, daß die Liberalen sich mit dem Zentrum und den Freikonservativen über die Wahlreform einigen und die Konservativen geradezu ausschalten. Die Freikonservativen haben gerade in der Wahlfrage längst eine von den Konservativen abweichende Stellung eingenommen. Ich will nicht sagen, daß es gerade leicht sei, auf der Basis dieser Kombination eine Wahlreform zu konstruieren; die Ansichten dieser verschiedenen Fraktionen gehen sehr weit auseinander und die Fraktionen selbst sind in sich nicht einmal ganz einig; nichts destoweniger ist die Reform dadurch, daß die Konservativen in die Fronde-Stellung eingerückt sind, ganz gewiß nicht erschwert, sondern erleichtert und auch der etwaige Widerstand des Herrenhauses würde, wenn nur die Freikonservativen bei der Reform sind, zu überwinden sein.

Von welcher Seite man die Situation auch betrachte, immer wieder zeigt sich, daß der eben erfochtene Sieg den Konservativen keine Früchte tragen, daß sie sich seiner nicht erfreuen werden.

Die Konservativen aber haben nicht nur ein schlechteres Steuersystem an die Stelle eines besseren gesetzt, nicht nur einen ausgezeichneten Reichskanzler aus dem Amte gedrängt, sondern sie haben sich auch namentlich dadurch mit wahrhaft konservativen Grundsätzen in Widerspruch gebracht, daß sie die Autorität der Regierung als solcher aufs schwerste geschädigt haben. Welch ein Schauspiel, daß, wenn der Reichsschatzsekretär als Vertreter der kaiserlichen Gewalt anfing zu sprechen von „dem Standpunkt, den die Regierung einnähme", ihm allgemeine Heiterkeit aus dem Hause antwortete mit dem Ruf: „Die Regierung hat ja garkeinen Standpunkt". Hier wird man nun freilich geneigt sein, zunächst einzuwenden, die Schuld an solcher Erscheinung lag nicht bei den Konservativen, sondern eben bei der Regierung. Weshalb hat sie ihre wohldurchdachten Vorlagen nicht besser verteidigt? Weshalb hat sie widerstandslos ein Stück nach dem andern preisgegeben? Weshalb hat sie, nachdem die Erbschaftssteuer immer wieder als die conditio sine qua non erklärt war, schließlich doch die Reform ohne sie acceptiert?

Das scheint nichts als Schwächlichkeit, aber man muß mit diesem Vorwurf doch vorsichtig sein. Wir leben in einem konstitutionellen Staat, wo die in sich gegründete Regierung, der Kaiser mit den Bundesfürsten, vertreten durch den Bundesrat, sich mit der Volksvertretung in die Macht zu teilen haben. In den parlamentarisch regierten Staaten, wo die Parteiführer der jedesmaligen Majorität die Regierung bilden, gibt es allerdings solche Zerrereien zwischen Regierung und Volksvertretung nicht; tritt eine Differenz ein, so sucht man nicht einen Kompromiß, sondern die Regierung tritt ab, und die Majorität bestimmt eine andre. Bei uns regiert man mit Kompromissen, das heißt unter gegenseitigem Nachgeben. Was hat

selbst Bismarck dem Reichstag alles zugestehen müssen! Nicht nur sind ihm zahlreiche Steuervorschläge, das Tabaksmonopol, das Branntweinmonopol glatt abgelehnt worden; er hat sich auch statt mit einer dauernden Heeresverfassung mit einer Festlegung bloß für sieben Jahre begnügen müssen. Vor allem aber, er hat sich der lex Frankenstein und der lex Huene unterwerfen müssen, die mit der positiven Absicht gegeben waren, die Reichsfinanzen nicht zu Kraft kommen zu lassen, damit die Regierung in Abhängigkeit von Herrn Windthorst bleibe. Daß die Volksvertretung bei Steuergesetzen der Regierung ihre Anschauungen auferlegt, ist daher weder etwas Neues noch auch, prinzipiell gesprochen, etwas Unnatürliches oder Unerlaubtes. Wenn diesmal ein so kläglicher Anblick entstanden und viele der besten Patrioten im innersten Herzen betrübt worden sind durch die Haltlosigkeit der Regierung, so rührt das daher, daß man in weiten Kreisen der Ansicht huldigte, die Regierung habe es gar nicht nötig, so nachgiebig zu sein. Festes Auftreten mit der Drohung, im äußersten Fall die Auflösung nicht scheuen zu wollen, würde die Konservativen zur Unterwerfung gebracht haben. Auch ich habe zu denen gehört, die eine solche Politik für keineswegs unausführbar gehalten haben. Aber man wird zugestehen müssen, daß das ein Entschluß von sehr großer Tragweite gewesen wäre und daß man dabei doch auch vieles Gute und Sichere aus der Hand gegeben hätte. Ist es richtig, eine ungeheure Krisis heraufzubeschwören, wenn denn doch die Majorität der Volksvertretung bereit ist, die Hauptsache, nämlich Steuern, die das Bedürfnis decken, zu bewilligen? Einige von diesen Steuern sind sehr schlecht, ungerecht und wirtschaftlich schädlich, aber doch nicht so, daß man auch jeden Versuch mit ihnen hätte ablehnen müssen und auch alles schon errungene Gute dabei wieder aufs Spiel setzen. Es scheint, daß nicht einmal Fürst Bülow selbst dazu geraten hat, und noch weniger war der Bundesrat dazu geneigt. Die Minister der Mittelstaaten, die sich einer nach dem andern auf das entschiedenste für die Erbschaftssteuer einsetzten, sind es schließlich gewesen, die die Entscheidung gegeben haben für die Politik der Nachgiebigkeit. Die Konservativen und das Zentrum haben den Kanzler besiegt, weil der Bundesrat ihn im Stich gelassen hat. Der Bundesrat aber ist zu entschuldigen, weil er es getan hat, um Deutschland nicht in eine unabsehbare Krisis geraten zu lassen. Der Vorwurf fällt also doch nur in geringem Maße auf den Bundesrat, in der Hauptsache auf die Partei der Konservativen, die ihre auf das Zusammengehen mit dem Zentrum begründete Macht in der kurzsichtigsten Weise gemißbraucht hat, um der Regierung diese Demütigung aufzuerlegen.

Werden der Kaiser und die Bundesfürsten solches Gebahren ungerochen lassen?

Wir haben gesehen und uns nicht verhehlt, daß auch Fürst Bismarck sich große Niederlagen von dem Reichstag hat gefallen lassen müssen. Aber seine Autorität litt darunter nicht, weil er den Kampf sofort mit höchster Kraft wieder aufnahm. Fürst Bülow hat persönlich weichen müssen, aber

ob die Autorität der Regierung damit dauernd geschwächt ist, das wird weniger abhängen von dem, was in diesen Wochen geschehen ist, als von dem, was im nächsten Jahr geschehen wird. Erkennt der neue Reichskanzler einfach den Neublock als neue parlamentarische Kombination an und unterwirft sich ihr, so ist freilich die Regierungsautorität auf lange Zeit gebrochen. Aber mir scheint, wir haben vorläufig keinen Grund, uns solchen Besorgnissen hinzugeben. Zunächst einmal ist es doch auch für die Autorität der Regierung keine Kleinigkeit, daß die 500 Millionen tatsächlich bewilligt sind. Sie sind bewilligt nicht vom Block und nicht als eine Tat des Blocks und dennoch als eine Frucht der Blockpolitik, der Politik des Fürsten Bülow. Wie hätte sich das Zentrum jemals dazu bereitfinden lassen, wenn es nicht eben durch die Blockpolitik so in die Enge getrieben wäre, daß es sich nicht anders zu retten wußte! Wer hätte es zu Bismarcks Zeit für möglich gehalten, daß das bayrische Zentrum einmal einen Aufschlag von 100 Millionen aufs Bier bewilligen würde? Fürst Bülow selber ist darüber gefallen, aber er ist gefallen als Sieger. In der Hand seines Nachfolgers liegt es nunmehr, auch noch den Fall seines ehemaligen Chefs zu rächen und den Sieg zu vollenden. Sehr richtig hat Fürst Bülow in seinem politischen Testament im „Hamburger Korrespondenten" gesagt, dem Zentrum und den Polen könne er ihre Politik nicht übelnehmen; die Schuld an der Krisis lege er ausschließlich auf die Schultern der Konservativen. Von der neuen Stellung, in die die Polen eingerückt sind, wollen wir später einmal reden. Einen neuen Feldzug gegen das Zentrum einzuleiten, hat der neue Reichskanzler weder einen Anlaß noch ein Objekt. Die geschädigte Regierungsautorität wieder herzustellen, ist nur möglich, wenn die Regierung die Entschlossenheit hat, es die Konservativen empfinden zu lassen, wie sehr sie sich an ihr und an den wahrhaft konservativen Grundsätzen selbst vergangen haben. Die Stelle, wo dieser Straffeldzug geführt werden muß, ist vollkommen deutlich: es ist das preußische Wahlrecht. Herr v. Heydebrand selbst hat es kundgegeben, indem er kleinlaut in der „Kreuzzeitung" melden ließ, die Konservativen seien bereit, an der Reform dieses Wahlrechts mitzuarbeiten. An die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen ist nicht zu denken, aber zwischen dem bestehenden Wahlrecht und einem rein demokratischen gibt es Mittelwege der verschiedensten Art: wählt Herr von Bethmann-Hollweg einen Weg, den auch Herr v. Heydebrand noch mitgeht, so ist damit der Sieg der Parteien über die Regierung als definitiv anerkannt und die Krisis des Jahres 1909 bedeutet das Hinübergleiten des Deutschen Reichs in die Reihe der parlamentarisch regierten Staaten. Erhalten wir aber eine Wahlreform ohne und gegen die Konservativen, so ist Fürst Bülow gerächt und die Autorität der Regierung glänzend wiederhergestellt. Demokratisch braucht das preußische Wahlrecht und Preußen darum noch lange nicht zu werden. Das heutige preußische Wahlrecht ist so, daß man sehr viel von ihm abschneiden kann, ohne mit der Tradition zu brechen und den konservativen Grund-

charakter des Staates aufzugeben. Wenn der neue Ministerpräsident sich nicht scheut, hier durchzugreifen, eintretendenfalls auch das Abgeordnetenhaus aufzulösen und das Herrenhaus durch einen Pairschub zu regulieren, so kann in einem Jahr die geschädigte Regierungs-Autorität nicht nur wiederhergestellt, sondern praktisch stärker sein, als sie selbst unter Bismarck je gewesen ist. Gerade daß die Konservativen das Zentrum und in gewissem Sinne sogar die Polen wieder in die Reihe der positiv mitarbeitenden Parteien haben einrücken lassen, das zeigt ja, einen wie kleinen Bruchteil des Volkes sie selber repräsentieren und mit wie wenig innerer Berechtigung sie das Regiment in Preußen bisher fast ausschließlich geführt haben. Die Regiernng braucht nur die Konsequenz aus der von den Konservativen selbst geschaffenen Lage zu ziehen und die Strafe für ihr so unschönes wie unkluges Verhalten ist vollstreckt.

25. 7. 09. D.

---

Der koloniale Zeitungskongreß in London. — Die Gährung unter den Indiern. — Bjorkö und Cowes. — Die Duma-Deputation in London. — Das Defizit in Rußland. — Der Sieg der persischen Konstitutionellen. — Die armenische Frage. — Russen und Engländer in den iranischen Ländern. — Der spanisch-marokkanische Krieg. — Clemenceau und Delcassé. — Die türkischen Rüstungen. — Griechenlands innere Lage. — Heeresreform und Preßgesetzgebung im osmanischen Reich.

Als Benjamin Disraeli schon an der Spitze der konservativen Partei Englands stand, äußerte er einmal, die Kolonien seien eine Last für das britische Reich und das beste würde sein, wenn man sie aufgeben könnte. So wenig sah der scharfblickende Mann den Imperialismus voraus, den er selber so mächtig zu fördern bestimmt war, und so schwer ist es auch für hoch begabte Politiker, im Buche der Zukunft zu lesen. Heute sind die Engländer überzeugt, daß sie die Kolonien nicht entbehren können, weder als Absatzgebiete noch wegen der Kriegsschiffe und Soldaten, welche die englisch sprechenden überseeischen Dependenzen dem Reich in der Stunde der Gefahr zur Verfügung zu stellen fähig und wenigstens in der Theorie auch bereit erscheinen.

Um die Bande zwischen den Siedlungen und dem Mutterland enger zu schlingen und speziell eine Nutzbarmachung der militärischen Hilfsquellen der Kolonien für England vorzubereiten, hat die britische Presse im vorigen Monat einen „größerbritischen" Preßkongreß in London veranstaltet. Dem Rufe ihrer sie gastfreundlich einladenden englischen Kollegen folgend, trafen die Redakteure der einflußreichsten Zeitungen, welche in dem Weltreich erscheinen, in der stolzen Metropole am Strand der Themse zusammen.



Im ganzen waren 55 überseeische Journalisten gekommen. Canada entsendete vierzehn, darunter zwei Vertreter französischer Blätter, welche den Kongreß durch die Erklärung erfreuten, daß die 2½ Million französisch redender Canadier für ewige Zeiten und bis zu ihrem letzten Blutstropfen dem Reich die Treue bewahren würden. Auch Südafrika war zweisprachig vertreten: durch neun englische und zwei holländische Schriftsteller. Die beiden letzteren, der eine aus Prätoria in Transvaal, der andere aus Bloemfontein im Orangestaat, hatten im Burenkrieg gegen England gefochten, aber auf dem Pressekongreß zeigten sie sich gegenüber dem Union Jack von denselben Gefühlen durchdrungen wie die französischen Canadier.

Der Reichspreßkongreß bildet ein Vorspiel zu den Reichswehrkonferenzen, welche binnen kurzem zwischen Repräsentanten der englischen und der verschiedenen kolonialen Regierungen stattfinden werden. Für je notwendiger es die britische Nation hält, ihre Wehrkraft durch die maritimen und militärischen Kontingente der überseeischen Stammesgenossen zu verstärken, um so glanzvoller hat sich der Empfang gestaltet, welcher von seiten aller Klassen des englischen Volkes jenen 55 Machern der kolonialen öffentlichen Meinung bereitet worden ist. Auch jenseits der Nordsee werden die „scribblers“ manchmal über die Achsel angesehen, wie bei uns die „Zeitungsschreiber“. Was die 55 Canadier und anderen exotischen Ritter vom Geist anbetrifft, so nimmt man englischerseits kein Blatt vor den Mund, sondern konstatiert ausdrücklich, daß von blendender Zaubergewalt der geistigen Persönlichkeit bei jenen Herren nicht eben gesprochen werden kann. Einen um so tieferen Eindruck werden, so muß man wenigstens annehmen, auf die kolonialen Journalisten die Aufmerksamkeiten gemacht haben, mit welchen sie von dem fein gesitteten, hoch gebildeten, fürstlich reichen Adel des Mutterlandes, sowie von den anderen führenden Klassen des Königreichs verschwenderisch überschüttet worden sind.

Aber hinterwäldlerische Demokraten bleiben im Grunde ihrer Seele immer nüchterne, schwunglose Rechner. Es mag sein, daß den einen oder anderen unter ihnen ein süßer Rausch übermannt hat, wenn in den stolzen mit herrlichen Kunstwerken angefüllten Adelspalästen schöne Herzoginnen den überseeischen Vettern familiär die Hand drückten. Nichtsdestoweniger haben die Debatten und Beschlüsse der Konferenz die Engländer einigermaßen enttäuscht und verstimmt. Australier, Neuseeländer, Canadier, Südafrikaner gaben deutlich zu verstehen, daß sie wenig geneigt wären, für die Verteidigung Indiens Opfer zu bringen. Ja, die Journalistenkonferenz machte den Eindruck, als ob die Kolonien mit ziemlicher Ruhe dem Augenblick entgegen sähen, wo Indien überhaupt nicht mehr zu den Bestandteilen des größerbritischen Reichs gehören würde.

Es ist kein Wunder, wenn diese Gesinnung ihrer sonst so hoch geschätzten Gäste bei den Engländern eine gewisse Empfindlichkeit hervorruft. Denn die Bestrebungen, welche nach der Ansicht der Briten das Reich in

einen Krieg mit Deutschland verwickeln können, sind ja eben sozusagen verlängerte indische Politik. Ehrgeizige und höchst einflußreiche Männer jenseits der Nordsee träumen von dem nahen Eintritt des Zeitalters, wo das asiatische Reich der Briten die Grenzen Indiens und Beludschistans überschreiten und Südpersien, Mesopotamien, Arabien mitumfassen wird. Indische Kolonisten sollen dann die verschütteten Reichtümer Babyloniens wiederherstellen, worauf das von dem deutschen bereits überflügelte englische Kapital sich beruhigen und voll erneuter stolzer Zuversicht würde sagen können: „Novus saeclorum nascitur ordo."

Australier aber, Neuseeländer und Südafrikaner zeigten auf der Reichsjournalistenkonferenz ein Vorurteil gegenüber allen mit Indien zusammen hängenden politischen Problemen, und zwar wegen ihrer Abneigung gegen die farbigen Rassen. Daß dieses Gefühl auf der Konferenz sehr lebhaft hervor trat, berührte die Engländer um so unangenehmer, als im Zusammenhang mit dem politischen Erwachen ganz Asiens auch die Gährung unter den Indiern bedrohlich wächst. Der Haß der indischen Stämme gegen ihre weißen Beherrscher hat sich im jüngst verflossenen Monat wieder einmal in einem Meuchelmord Luft gemacht, den ein in London studierender Hindu an einem hoch stehenden Mitglied der Verwaltung Indiens verübte. Ein Teil der Engländer faßt die sich häufenden terroristischen Verbrechen ihrer asiatischen Untertanen als Vorboten für eine schwere innere Erschütterung des angloindischen Kaiserreichs auf.

Um noch einmal zu der Konferenz der kolonialen Journalisten zurückzukehren, so ist dabei für die Reichsverteidigung nur recht wenig herausgekommen, auch wenn man dem Umstand vollkommen Rechnung trägt, daß eine formlose Versammlung privater Stimmungsmacher überhaupt bloß Vorbereitendes leisten konnte. Aber auch dieses ist kaum geleistet worden. Mit Schärfe wiesen die Vertreter der kolonialen öffentlichen Meinung den Rat des Feldmarschalls Lord Roberts zurück, in ihren Ländern für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht publizistisch einzutreten. Und nicht allein der Vereinheitlichung und allgemeinen Kräftigung der imperialen Landmacht arbeitete der Zeitungskongreß nur in recht geringem Maße vor, sondern auch den ideellen Grund zu einer Reichsflotte zu legen mißlang ihm fast völlig. Zur peinlichen Ueberraschung ihrer nobeln Wirte äußerten die „scribblers" mit hinterwäldlerischer Unverblümtheit, daß sie sich durch die Vogelscheuche der deutschen Marine nicht bange machen ließen. Die Canadier sagten, sie verließen sich auf die Vereinigten Staaten, welche deutsche Eroberungen auf amerikanischem Boden nicht dulden würden. Einstimmig erklärten die Australier, nicht Deutschland, sondern Japan sei der Feind. Geradezu undankbar für die genossene Gastfreundschaft erwiesen sich die Neuseeländer. Sie bemerkten ziemlich trocken, wenn Großbritanien die Seeherrschaft verlöre, würde Neuseeland eben die Sterne und Streifen hissen.

Kaum Einer unter den publizistischen Repräsentanten der kolonialen öffentlichen Meinung erwies sich bereit, zugunsten der Reichsverteidigung das uralte staatsrechtliche Prinzip aller angelsächsischen Stämme: „No taxation without representation“ irgendwie einschränken zu lassen. Allerdings müssen derartige Entwicklungen ihre Zeit haben, und über die Heranziehung der militärisch-maritimen Hilfsquellen der Kolonien zur Reichsverteidigung ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Jedoch der augenblickliche Stand der sehr verwickelten und schwierigen Frage ist nicht besonders vielversprechend.

Die Engländer sehen ihre gegenwärtige Lage überhaupt nicht in einem sehr günstigen Lichte. Abgesehen von den schweren steuerpolitischen Kämpfen, welche vielleicht zwischen dem Unter- und Oberhause bevorstehen, flößen ihnen auch die diplomatischen Verhältnisse lebhafte Unruhe ein. Man fürchtet in einzelnen Kreisen des britischen Volkes, die Zweikaiser-Zusammenkunft von Bjorkö könne eine üble Rückwirkung auf die englischen Interessen in Persien ausüben, da der deutsche Kaiser, um Rußland von England zu trennen kein Bedenken tragen würde, Persien den Russen zu überlassen: „Die deutsche Presse“, behauptet „Fortnightly Review“ absolut grundlos, „fließt über von Lockungen an Rußland, es möge in Persien seinen eigenen Weg gehen, ohne Rücksicht auf die Entente mit England, vermittelst deren die Interessen bisher ausgeglichen zu werden vermochten, während ein Auseinandergehen derselben nur zu leicht den Krieg hätte herbeiführen können.“

Aber auch anderswo als speziell in dem gährenden Persien — überhaupt in ihrer gesamten Weltstellung fühlen sich manche Briten beengt und einigermaßen gefährdet, seitdem die oszillierende Natur der Petersburger Staatskunst wieder einmal greifbar hervorgetreten ist und das Pendel nach der deutschen Seite schwingt. Es ist den Engländern nicht übel zu deuten, daß allemal, wenn sie glauben, durch legitime Monarchien bedroht oder belästigt zu werden, ihre Sympathien für wirklich oder angeblich unterdrückte Völkerschaften des Kontinents mit besonderer Lebhaftigkeit erwachen. So klagen auch jetzt wieder sentimentale Leute auf den britischen Inseln, die Unkosten der Zusammenkunft zwischen „den beiden Zaren“ werde das geknechtete Polentum bezahlen müssen.

Es ist dem Kaiser von Rußland ziemlich leicht geworden, einem allzu weiten Wiederumsichgreifen dieser humanitär motivierten Russenfeindschaft bei den Engländern vorzubeugen. Unter den Auspizien Nikolaus II. hat sich eine Deputation der Reichsduma nach London begeben, zusammengesetzt aus allen Parteien der russischen Volksvertretung mit Ausnahme der allerextremsten Richtungen rechts und links. Auch mehrere Mitglieder des Reichsrats haben sich der Ferienreise nach dem konstitutionellen Musterlande angeschlossen. Der Beherrscher aller Reußen kann aus dem Erfolg, welchen die Duma-Abordnung in England erzielt hat, lernen, daß ihm die konstitutionellen Institutionen unter Umständen doch auch Nutzen bringen, besonders

für seine auswärtige Politik. Die Herren Chomyakoff, Präsident der Reichsduma, ferner Gutschkoff, der auf der Seite der Buren gegen England gefochten hat, Professor Miljukoff u. a. m. haben am Themsestrand die ganze Auffassungskraft und Anpassungsfähigkeit betätigt, welche Russen gegenüber den Eigentümlichkeiten fremder Nationen an den Tag zu legen pflegen. Indem sie gelegentlich auch die Germanophobie der Engländer anstachelten und geschickt benutzten, ist es den russischen Volksvertretern gelungen, das Mißtrauen zu zerstreuen, mit dem britischerseits zu Anfang die Begegnung der beiden Kaiser betrachtet wurde. Wenn Nikolaus am 2. August zur Regatta nach Cowes kommt, wird ihm ohne Zweifel ein ganz ausgezeichneter Empfang bereitet werden, und eine große Menge Sport und Politik liebender Engländer wird sich zu ihrer außerordentlichen Befriedigung durch den Augenschein überzeugen, daß das russische Pendel wieder nach der englischen Seite schwingt.

Die Vorfreude des Ereignisses von Cowes hat schon bewirkt, daß das britische Mitleid mit dem Polentum Rußlands ebenso plötzlich wieder in den Hintergrund treten mußte, wie es zum Vorschein gekommen war. Der jähe Stimmungswechsel gegenüber den russischen Polen wird englischerseits wohl oder übel mit dem Unrecht motiviert, welches die galizischen Polen den Ruthenen antun. In einem unserer früheren Hefte machte ich auf das Buch von Mr. Stead über Madame Novikoff aufmerksam und wagte auf Grund dieser innerpolitisch radikalen, äußerpolitisch russenfreundlichen Publikation die Prophezeiung, daß Englands öffentliche Meinung in der nächsten Zeit für die an den Fremdvölkern des Zarenreichs begangenen „atrocities" nicht allzu viel Mitgefühl verraten würde. Daß dem in der Tat so ist, müssen heute sogar die Finnländer erfahren, für deren Rechte und Freiheiten man vorher in England ganz besonders lebhaft eingenommen gewesen war, teils wegen des protestantischen Glaubensbekenntnisses der intelligenten kleinen Völkerschaft, teils wegen der leichten Erreichbarkeit ihres mit der Russenherrschaft unzufriedenen Landes für die englische Flotte. Heute aber ist der Zar auf dem Wege nach Cowes. Da müssen sich denn die Finnen von ihren alten englischen Freunden sagen lassen, das finnländische Verfahren gegenüber Juden und Griechisch-Orthodoxen sei der britischen Sympathien nicht würdiger als „die angeblich unschöne Handlungsweise der russischen Regierung gegen Finnen, Juden und Polen".

Die oszillierende Politik der Russen bewährt sich für den Augenblick durchaus. Bjorkö bedeutete für die Beziehungen des englischen und russischen Volkes weiter nichts als eine Wolke, welche an einem schönen Sommertage für ein paar Sekunden das Tagesgestirn verhüllt, um dann wieder strahlendem Sonnenschein Platz zu machen. Zum Ueberfluß hat das Kabinett von St. Petersburg dafür gesorgt, daß zu der Abordnung der Reichsduma auch ein Pole und ein Muhammedaner gehörten. Aus diesem und anderen Symptomen ist die britische Publizistik geneigt zu schließen, daß es in Rußland trotz alledem und alledem vorwärts gehe. Die Opposition der

allerdings ziemlich zahlreichen Arbeiter = Deputierten im House of Commons, die über Rußlands innere Verhältnisse anderer Ansicht sind und den Zaren als einen Despoten nicht ehrenvoll in Großbritannien aufgenommen wissen wollen, wird nach der jüngsten temperierenden Gegenrede Sir Edward Greys im Lande ungehört verhallen.

Denn daran kann kein Zweifel obwalten, die englische Nation hält an der Entente mit Rußland fest, und zwar einzig und allein aus Mißtrauen gegen Deutschland. Die Besorgnis der Engländer vor unserer Macht und unserem Ehrgeiz ist im Laufe der letzten vier Wochen nicht geringer geworden, wenn man sich jenseits der Nordsee auch allmählich darin gefunden hat, daß Oesterreich und Deutschland in der bosnischen Frage einen Erfolg errungen haben, dessen moralische Tragweite nach englischer Auffassung eine ganz ungeheure ist. Ich habe schon oben hervorgehoben, daß die Ansicht, welche die Briten von der momentanen Lage ihres Reiches haben, eine ziemlich pessimistische ist. Manche begnügen sich mit dem allerdings etwas trivialen Trost, daß noch nicht aller Tage Abend ist und die Stunde der Vergeltung schon schlagen wird: „Es läßt sich statistisch beweisen," sagt einer von den Machern der englischen öffentlichen Meinung, „daß in dem Lauf dieses Jahres oder zu Beginn des nächsten die Bevölkerung des russischen Reichs 160 Millionen erreichen wird! trotz Vernachlässigung, Hungersnot, Krieg ist sie allein in den letzten zwölf Jahren um 30 Millionen gewachsen — seit dem Zensus von Januar 1897. Die Zahlen beweisen, daß noch nicht das geringste Anzeichen für die Abnahme der Geburtenziffer vorhanden ist. Und dabei vermindert sich die jährliche Zahl der Todesfälle langsam aber stetig. . . . In einem Zeitraum, ebenso lang wie der seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Zaren verflossene wird die Bevölkerung innerhalb der gegenwärtigen Grenzen des russischen Reichs 200 Millionen erreichen! . . . Wenn die Russen Eines Sinnes darin sind, ihre Defensivkraft zum äußersten zu steigern, wenn sie zu ihrem Wahlspruch machen: „Organisieren, Organisieren, Organisieren — und Warten", werden sie nicht lange zu warten haben, bis die Schale, welche in der bosnischen Krisis das Zünglein der Wage zum Umkippen brachte, sich zum Gleichgewicht wiederherzustellen beginnt."

Der englische Schriftsteller hat insofern ganz Recht, als ein Militärstaat von 200 Millionen Seelen für jeden seiner Nachbarn eine große Gefahr und Last bedeutet. Die englische Politik, durch ein enges Verhältnis zu Rußland Deutschland in Schach zu halten, ist ohne Zweifel in ihrer Art sehr wohl erwogen. Nichtsdestoweniger dürften im Deutschen Reich der Glaube und das Vertrauen allgemein sein, daß wir immer über Kräfte genug verfügen werden, militärisch wie diplomatisch, um den Druck des russischen Kolosses aushalten zu können. Nur in Einem Punkte hat die Drohung des Engländers mit den Russen in der Tat für uns etwas Erschreckendes. Soeben wird aus Petersburg gemeldet, wegen der ungenügenden Kriegsbereitschaft, welche die bosnische Krisis an den Tag ge-

bracht habe, würde das nächstjährige Budget sehr große Mehrforderungen für Heer und Flotte enthalten, und ein bedeutendes Defizit sei unausbleiblich. Wie kolossal müssen sich da die russischen Defizits erst gestalten, wenn das Zarenreich zu einem Militärstaat mit 200 Millionen Einwohnern geworden ist und, den englischen Ratschlägen folgend, seine Menschenkräfte militärisch und maritim voll ausnutzt! „Organisieren, Organisieren Organisieren und — Warten" schallt es von den britischen Inseln nach Petersburg hinüber. Ins Russische übersetzt wird das heißen: „Borgen, Borgen, Borgen und — die Zinsen bezahlen von dem Geborgten." Auch ein Wiener Brief in einer englischen Revue, dessen britischer Verfasser die Frage aufwirft, was Rußland eigentlich in der Hauptsache von der Entente mit England erwarte, gelangt zu dem Resultat: „I have no doubt, that to the ruler of Russia it means, that we shall supply him with money." Wir haben also eine Invasion von Russen in der Tat zu fürchten; Gott behüte uns davor.

Die Zukunft der russischen Finanzen erscheint um so finsterer, als niemand zu sagen vermag, ob nicht früher oder später die persische Revolution die Kräfte Rußlands sehr stark in Mitleidenschaft ziehen wird. Die Entthronung des Schahs ist den persischen Konstitutionellen nach langen, ohne Entscheidung hin und her schwankenden Kämpfen nur dadurch schließlich gelungen, daß sie beständig Zuzug aus der Türkei und aus dem russischen Transkaukasien empfingen. In Städten wie Tiflis und Baku hat die russische Revolution die Gesinnungen der Muhammedaner modernisiert. Die transkaukasischen Bekenner des Islams entwickelten in der Epoche der ersten und zweiten Duma eine politische Aktivität, welche solchen Geisteskindern, wie sie uns Bodenstädt in seinem „Mirza Schaffy" vorgeführt hatte, kaum von irgend jemand zugetraut worden war. Die russische Revolution ist die Mutter der persischen. In Baku mit seiner großen Naphtha-Industrie sogen die Empörer von Täbris die sozialistischen Lehren ein, für welche sie dann die langwierige und opferreiche Belagerung durch die Truppen des Schah ausgehalten haben. Ueberhaupt aber bilden unter dem Zepter des Zaren geborene Tataren ein namhaftes Kontingent des Heeres der persischen Revolution. Hierzu kommen zahlreiche Armenier, welche, der Diaspora dieses Volkes entsprechend, persische, russische oder auch türkische Untertanen sind. Das Armeniertum hat in dem persischen Bürgerkriege eine ganz hervorragende Rolle gespielt. Die siegreichen Konstitutionellen haben den armenischen Mitkämpfern ihre Dankbarkeit dadurch bewiesen, daß ein Armenier, seines christlichen Religionsbekenntnisses ungeachtet, den Posten eines Polizeipräsidenten von Teheran erhielt. Die Armenier bilden überhaupt, nicht allein in Persien, sondern auch in Russisch-Asien und in der Türkei, einen der stärksten revolutionären Gährungsstoffe. Großenteils auf die Kugeln und Bomben jener tatkräftigen und gewalttätigen Nation, welche früher für ein reines Handelsvolk galt, ist das Europa in Erstaunen setzende politische Erwachen des Morgenlandes zurückzuführen.

Der alte Abdul Hamid wußte nur zu gut, warum er 1896 die Armenier Konstantinopels zu tausenden abschlachten ließ. Denn ebenso wie mit den persischen Konstitutionellen waren die Armenier auch mit dem Jungtürkentum, das sich gegen die Herrschaft des Despotismus aufbäumte, durch viele verborgene Fäden verknüpft. Heute freilich ist die Freundschaft zwischen den ehemaligen Leidensgefährten schon stark erschüttert. Die Jungtürken beschuldigen die Armenier, sie wollten in dem neuen freiheitlichen Osmanenreich die Suprematie der osmanischen Nation nicht anerkennen, sondern sich, wo sie irgend in größeren Massen vorhanden wären, von der unterdrückten Rasse zur herrschenden erheben. Dieser Verdacht der Türken ist nicht unbegründet. Das geht deutlich hervor aus einem Aufsatz in „La Nouvelle Revue", betitelt „La question arménienne". Der Verfasser nennt sich „Un ancien diplomate"; er hat als Augenzeuge das schreckliche Gemetzel erlebt, welches nach der Stambuler Gegenrevolution vom 13. April zu Adana in Cilicien, unter den Armeniern angerichtet wurde. Nach diesem Zeugen, welcher den Armeniern keineswegs unfreundlich gesinnt ist, kann als ausgemacht gelten, daß die 40 000 Muhammedaner Adanas sich gegenüber ihren 20 000 armenischen Mitbürgern im Zustande der politisch-religiösen Notwehr zu befinden glaubten. Hatten doch die letzteren die Freiheit, welche sie der türkischen Julirevolution verdanken, dazu benutzt, um in weniger als sechs Monaten für etwa 70 000 Franken Pistolen, Revolver, Karabiner und Gewehre in die Stadt einzuführen und sich herausfordernd im Gebrauch der Waffen zu üben. Gleichwohl würde der hetzende Teil der muhammedanischen Geistlichkeit unter der ansässigen arabischen Bürgerschaft nicht die genügende Zahl von Werkzeugen für das Blutbad gefunden haben. Erst die Ankunft kurdischer Saisonarbeiter lieferte die Armenier ans Messer, ebenso wie sie 1896 in Konstantinopel auf Abdul Hamids Befehl von kurdischen Hamals erschlagen worden sind. Hauptsächlich erlagen aber nur in den Vorstädten und der Umgebung der Stadt Armenier der Verfolgung; in den inneren Stadtteilen bauten sie Barikaden nnd wiesen den Anlauf der Würger siegreich zurück.

Diese in vieler Hinsicht sehr achtungswerte, sicher zukunftsreiche aber die bestehenden öffentlichen Verhältnisse Vorderasiens zersetzende Nationalität ist, wie gesagt, nicht bloß in der Türkei, sondern auch in Persien und Rußland weit verbreitet. Aehnlich erfüllen tatarisch-türkische Elemente sowohl Transkaukasien mit Baku, als auch Aserbeidschan mit Täbris. Die zwischen diesen beiden Landschaften aufgestellten russischen und persischen Grenzpfähle haben das Hinüberhüpfen der revolutionären Feuersbrunst von Baku nach Täbris nicht zu verhindern vermocht. Wegen dieses der Grenzen der Länder spottenden Charakters der vorderasiatischen Revolutionsbewegung können die Russen, selbst wenn sie sich gegenwärtig auf dem Boden Irans nicht mit Eroberungsplänen tragen sollten, selber kaum wissen, ob die persische Verwicklung ihnen nicht bald schwere Interventionsverpflichtungen aufbürden wird.

Auch für die Engländer ist die fortschreitende Entfesselung der orientalischen Volksgeister keineswegs ohne Gefahr. Zwar sind die anarchistischen Untaten der Indier insofern politisch ungefährlich, als sie so wenig einen vernünftigen Zweck haben, wie die Mordanfälle der Thugs. Aber auch die Armenier haben mit Dynamitschleudern und Bank-Einbrüchen angefangen, um später in einem allgemeineren und höheren Sinne staatsgefährlich zu werden. An den Grenzen Indiens gegen die iranische Welt gährt es unaufhörlich. Man spricht von den Anfängen einer konstitutionellen Bewegung unter den Afghanen. Afghanistan ist ein barbarisches Land, in dem die Verbrecher noch an den Landstraßen gekreuzigt werden. Aber die ganze Bewegung in der muhammedanischen Welt beruht ja auf der Voraussetzung, daß Barbarei und Konstitutionalismus einige Generationen Hand in Hand gehen können, bis der letztere die erstere verschlingt.

Die Afghanen sind die Nachbarn und Stammesvettern der Perser, und nachdem wir zu unserem Erstaunen einen parlamentarischen Schah und Sultan gesehen haben, erleben wir vielleicht auch noch, daß sich in Kabul der Emir den Grundsätzen des englischen Staatsrechts beugt. Die Briten, denen die konstitutionellen Tendenzen in der Türkei erwünscht sind, müssen dem Erwachen der Völkerschaften Indiens aus ihrem Schlummer mit Sorge entgegen sehen. Einst rief Byron seinen Landsleuten warnend zu: „Blickt hin zum Indus, dessen Sklavenheerden den Grundbau Eures Reichs erschüttern werden.“ Heute fängt der sklavische Sinn bei den Indiern allmählich zu schwinden an, aber umso schwerer sind sie zu regieren, umso weniger darf England in Hindostan oder seiner Nachbarschaft die geringste Einbuße an Prestige erleiden. Deshalb hat Sir Edward Grey im Hause der Gemeinen erklärt, daß die in Buschir, dem Hafenplatz von Karristan, der alten Persis, stehenden Engländer nach der Hauptstadt der Provinz, Schiras, vorrücken und die dort schon stationierte englische Konsularwache verstärken würden, sobald Leben und Eigentum britischer Untertanen gefährdet erscheine. Russen stehen bereits in Täbris und anderen Städten von Nordpersien. So sind beide Mächte, vielleicht zur Zeit nicht einmal gern, in das geheimnisvoll gährende Land hineingegangen; wie sie wieder herauskommen, muß die Zukunft lehren.

Wie die Expansion in muhammedanischen Ländern, wenn sie auch zunächst mit kleinen und zögernden Schritten anfängt, ihren Unternehmern leicht über den Kopf wächst, lehrt der Stand der spanisch-marokkanischen Beziehungen. Das spanische Volk sieht sich plötzlich in einen großen Krieg mit den Marokkanern verwickelt. 40000 Spanier sollen erforderlich sein, um die Operationen gegen die Riff-Kabylen zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Ob aber das spanische Heer nur mit jenen Stämmen zu tun haben wird oder mit der Volkskraft von ganz Marokko, liegt im Schoße der Zukunft. Die europäischen Staatsideen, welche den übrigen Islam ergriffen haben sind in Marokko noch nicht eingedrungen; höchstens daß der Hof einige Velleitäten des Fortschritts gezeigt hat. In dem

spanisch-marokkanischen Krieg von 1859 hat sich das ungebrochene Barbarentum der Marokkaner überaus kriegstüchtig gezeigt, wie u. a. aus dem vortrefflichen Buch erhellt, das unser Göben als Augenzeuge über jenen Feldzug veröffentlicht hat. Die geographischen Bedingungen liegen in Marokko für einen Eroberer ebenso schwierig wie in Persien. Auch haben die Gefechte des spanischen Generals Marina, von denen der Telegraph in den letzten Tagen meldete den Spaniern recht erhebliche Verluste gebracht. Die Riffkabylen sind in der Aktion mit der gleichen furchtbaren Leidenschaft zum Angriff vorgestürmt wie ihre Glaubensgenossen, die Derwische, bei Omdurman gegen General Kitchener. Infolgedessen redet man jetzt schon von der Notwendigkeit, die spanische Armee über 40000 Mann hinaus vorläufig auf 50 bis 60000 zu vermehren.

Institutionen wie Fremdenlegion, Kolonialarmee u. dgl. fehlen den Spaniern. Ebensowenig haben sie, wie das deutscherseits für Südwestafrika geschehen ist, ein Freiwilligen-Heer auf die Beine gebracht. Vielmehr führen die Spanier den marokkanischen Krieg mit der regulären Feldarmee, deren Reserven zum Teil einberufen worden sind. Diese Maßregel hat zu lärmenden Kundgebungen der betroffenen Familien geführt, und es heißt, daß die Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung nicht ohne Eindruck auf die Minister geblieben sein soll. Es ist übrigens spanische Tradition, Kolonialkriege mit Leuten zu führen, welche, abgesehen von der Erfüllung ihrer gesetzlichen Wehrpflicht, mit dem militärischen Beruf nichts zu schaffen haben. Spanische Nationaltruppen fochten den unaufhörlichen Krieg gegen die Rebellen auf Cuba durch. Sie wurden sehr gegen ihren Willen hinübergesendet und dem mörderischen tropischen Klima ausgesetzt. Da die spanische Heeresverwaltung Loskauf und Stellvertretung gestattete, (wie das auch heute noch der Fall ist), so fielen jene Blutopfer allein den besitzlosen Klassen zur Last. Dies war eine der Hauptursachen des Anarchismus, welcher in Spanien so weit verbreitet ist und noch bei der Hochzeitsfeier des jungen Königspaares zu einer ungeheuren Schandthat geführt hat. Die spanische Politik würde also vor mancherlei recht dornige Probleme gestellt werden, wenn der marokkanische Krieg, der in jeder Beziehung unpopulär sein soll, etwa größere Dimensionen annimmt, als das Kabinet von Madrid gewollt und vorausgesehen hat.

Von Seiten der Franzosen werden die Spanier kaum auf einen Protest stoßen, wenn es dem General Marina gelingt, die Mittelmeerküste Marokkos zu erobern. Noch in der jüngsten großen Kammerdebatte, welche zum Sturz des Ministeriums Clemenceau führte, äußerte der Besieger des Ministerpräsidenten, Herr Delcassé, er sei stolz auf die von ihm als Minister des Auswärtigen mit Spanien zustande gebrachte Entente. In der Tat können die Franzosen, welche seit dem letzten französisch-deutschen Abkommen über Marokko den nordafrikanischen Staat als ihr gesichertes zukünftiges Eigentum ansehen, kaum viel dabei verlieren, wenn sie ein Stück der reichen Beute dem schwachen Spanien überlassen.

Da wir die Regierungsveränderung in Frankreich gestreift haben, so sei bezüglich dieses wichtigen Vorganges heute nur auf die führende Rolle hingewiesen, welche Herr Delcassé dabei gespielt hat. Als dieser Staatsmann Minister des Auswärtigen war und über Marokko, zu dem wir damals eine ganz andere Stellung als gegenwärtig einnahmen, sich mit dem Kabinett von Berlin auf das Stärkste überwarf, nötigten ihn seine Kollegen zum Austritt aus dem Ministerium. Scheidend erklärte er der französischen Oeffentlichkeit, er sei sich bewußt gewesen, daß seine Einkreisungspolitik Deutschland zum Angriff auf Frankreich habe veranlassen können, und er wäre einer derartigen Wendung der Dinge ruhigen Muts entgegengegangen. Diesem unternehmenden Geist hat sein feuriger Ehrgeiz allerdings 1905 das Portefeuille gekostet, aber anderseits ist der Eindruck der Delcasséschen den Nachteil der Nüchternheit vermeidenden Staatskunst auf die nationale Einbildungskraft so nachhaltig gewesen, daß jener Herr noch heute zu den einflußreichsten Mitgliedern der Kammern gehört und ein nach französischen Begriffen sehr zählebiges Kabinett am Vorabend der allgemeinen Wahlen zu stürzen vermochte.

„Schön ist der Friede!" Aber im Europa der Gegenwart liegt er nicht sorglos am murmelnden Bach gelagert, sondern wandelt im Nebel zwischen Abgründen auf abschüssigem Pfad. Ebenso wie Herr Delcassé gab Herr Clémenceau scheidend der französischen Oeffentlichkeit eine Erklärung ab. Sie lief darauf hinaus, daß nur deshalb das Ministerium Clémenceau im Jahre 1905 hat Herrn Delcassé fallen lassen, weil Frankreichs Heer und Flotte von den höchsten Militärs der Republik nicht für schlagfertig gehalten wurden. So nahe sind wir 1905 dem Weltkriege gewesen. Daß er im März dieses Jahres unmittelbar bevorzustehen schien, ist noch im frischen Gedächtnis. Freilich läßt sich aus den angeführten Tatsachen auch umgekehrt mit gutem Grunde folgern, das die friedenserhaltenden Kräfte in Europa gleichfalls ungeheuer stark sind. Möchten sie nur nicht durch die ewig wechselnde Gestalt derjenigen Probleme, welche man im engeren Sinn die orientalische Frage nennt, in der nächsten Zukunft auf eine gar zu harte Probe gestellt werden! Nach Aeußerungen, welche dem russischen Minister des Auswärtigen Iswolski zugeschrieben werden, ist ein Krieg zwischen der Pforte und Griechenland schwerlich zu befürchten. Die trotzdem anhaltenden starken Rüstungen der Türken führt der russische Staatsmann auf die Unsicherheit der inneren Verhältnisse in der konstitutionellen Türkei zurück. An diesem Punkte der Landkarte handelt es sich nicht etwa bloß um Wolken, welche sich über der konstitutionellen türkischen Partei zusammenziehen, sondern der Weltfriede selber läuft nach wie vor Gefahr, von Unwetter und Abgründen verschlungen zu werden. Nicht einmal das Verhältnis zwischen der Türkei und Griechenland erscheint als wirklich geklärt, zumal die revolutionären Ansteckungsstoffe auch auf Offizierkorps und Volk in Hellas übertragen worden sind.

Eines der schwersten innerpolitischen Probleme, mit welchen die

osmanischen Reformer zu ringen haben, ist die Einreihung der Christen in die Armee. General v. d. Goltz findet gegenüber dieser Aufgabe, welche der Quadratur des Zirkels zu gleichen scheint, wahrlich Gelegenheit genug, sein bewährtes organisatorisches Talent aufs Neue an den Tag zu legen. Vermag beispielsweise eine reformierte türkische Armee die armenischen Desperados in ihren Reihen zu ertragen? Schon haben sich armenische Christen zum Eintritt in die Offizier-Bildungsanstalten gemeldet und sind vorläufig unter Vorwänden zurückgewiesen worden. Der Dichter des neugriechischen Freiheitskampfes von 1821, Konstantin Rhigas, wandte sich in seinen Freiheitsliedern auch an die Osmanen. Von den Bergen Bosniens bis zu den Wüsten Arabiens, so sang er, sollten die Freiheitsfeuer wie Eine Flamme aufglühen. Wie aber nun, wenn die türkische Regierung aus Muhammedanern und Christen gemischte Truppenteile nach Yemen schickt, um dort in der Wüste im Kampf gegen die Beduinen zu verschmachten? Die türkischen Soldaten sind immer so widerstrebend nach Yemen gegangen wie die spanischen nach Kuba. Und nun denke man sich den armenischen und sonstigen christlichen Sprengstoff in den Bataillonen!

Bevor die türkische Kammer sich vertagt, hat sie noch das Preßgesetz fertig zu machen; eine sehr wichtige Maßregel. Die Gegenrevolution vom 13. April ist gutenteils durch die den reaktionären Zeitungen eingeräumte Preßfreiheit möglich geworden. Der Türke hält Gedrucktes für heilig. Er bezweifelt deshalb die Respektabilität eines Europäers, der Pakete in Zeitungspapier einwickelt. Dagegen bezweifelt er nicht, daß jeder von ihm gelesene oder ihm vorgelesene Leitartikel von einem weisen und tugendhaften Mann verfaßt sei. Hieraus folgt, daß die türkische Presse gegenwärtig einen unendlichen Einfluß auf die Massen ausübt. Uebrigens hat es auch in Europa eine Zeit gegeben, wo Minister vor einem Leitartikel oder politischen chanson zitterten. Erst nachdem sich die europäische Presse durch eigene Schuld um einen Teil der Achtung gebracht hatte, welche die Völker ihr früher in ungemessener Höhe zollten, ist die Preßfreiheit von den Regierungen der zivilisierten Staaten für minder gefährlich anerkannt und im Wesentlichen nicht mehr gestört worden. Die noch ungebrochene Naivetät des levantinischen Lesepublikums ist die Ursache, daß die türkische Regierung, obwohl durch die liberalen Ideen getragen, den Kammern eine die Preßfreiheit bedeutend einschränkende Gesetzesvorlage hat machen müssen. Die Geschäfts- und Interessenjournalistik wird es sicher auch in den Sprachen des Morgenlandes dahin bringen, daß Achmet und Ibrahim, die heute noch ein Zeitungsblatt mit scheuer Ehrfurcht in die Hand nehmen, das Papier prosaischer zu behandeln lernen, ob aber dann noch von einem konstitutionellen Osmanenstaat und seinem Preßrecht die Rede sein wird — „Allah weiß es besser!"

Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Alsberg, Dr. Moritz.** — Militäruntauglichkeit und Grossstadt-Einfluss. Geh. M. 1.— Leipzig, B. G. Teubner.
**Baudissin, Gräfin Annie.** — Ein Bruder und eine Schwester. Eutin, Ernst Ivens.
**Biermann, Dr. W. Ed.** — Karl Georg Winkelblech. Sein Leben und sein Werk, Bd. I. Geh. M. 7.80. Leipzig, A. Deichert Nachf.
**Bleibtreu, Karl.** — Friedrich der Grosse bei Kolin. Eine Schlachtendichtung. Geh. 40 Pf., geb. 80 Pf. Leipzig, Philipp Reclam jun.
—.— Deutschland und England. Brosch. M. 3.50, geb. M. 4.50. Berlin, Karl Curtius.
**Bonus, Arthur.** — Die Kirche. (Die Gesellschaft, herausgegeben von Martin Buber. Bd. XXVI.) M. 1.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
**Bruchmüller, Dr. W.** — Der Leipziger Student 1409—1909. Brosch. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Deutsche Arbeit.** — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen, Jahrg. 8, Heft 10. M. 1.20. Prag, Karl Bellmann.
**Hinneberg, Paul.** — Kultur der Gegenwart, Teil I, Abt. V. Allgem. Geschichte der Philosophie. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—. Leipzig, B. G. Teubner.
**Hintze, Otto.** — Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. XXII. Bd. 1. Hälfte. Geh. M. 6.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
**Kircheisen.** — Feldzugserinnerungen aus dem Kriegsjahre 1809, bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen. (Bibliothek wertvoller Memoiren, Bd. 10.) M. 6.—, geb M. 7.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag.
—.— Briefe Napoleons I. in drei Bänden. Auswahl aus der gesamten Korrespondenz des Kaisers. Bd. I. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz.
**v. Koenig, Götz Frhr.** — Hackelbernds Brautwerbung und andere Harznovellen aus der Sagenzeit. Berlin, Georg Stilke.
**Kriesche.** — Die Stadt Weimar zu Goethes Zeit. 25 Pf. Weimar, Alexander Huschke.
**Lange, Hermann.** — Erinnerungen aus dem Sachsenwald. Dritte Auflage. M. 1.50. Halle a. S., Gustav Moritz.
**Lennarz, Albert.** — Der Landesherr von Trier. Historische Erzählung. M. 3.50, geb. M. 4.50. Düsseldorf, W. Deiter.
**Losch, Dr. Philipp.** — Die Abgeordneten der Kurhessischen Städteversammlungen von 1830 bis 1866. 62 S. Marburg i. H., N. G. Elwert.
**Mitteilungen der** Handelskammer Graudenz. Jahresbericht 1908, No. 4. Herausgegeben von der Handelskammer als ihr amtliches Organ. Graudenz, Juni 1909.
**Müsebeck, Dr. Ernst.** — Carl Candidus. Ein Lebensbild. M. 1.80. München, J. F. Lehmann.
**Muth, Karl.** — Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis. Gedanken zur Psychologie des katholischen Literaturschaffens. M. 1.80. Kempten und München, Jos. Kösel.
**Nimführ, R.** — Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und technische Entwicklung. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 300.) M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Nauticus.** — Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Herausgegeben von Nauticus. 11. Jahrgang 1909. Mit 22 Abbildungstafeln, 46 Skizzen und 1 Kartenbeilage. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
**Pauli, August.** — Auf der Spur des Lebens. Tagebuch eines jungen Theologen. Kart. M. 2.25. München, C. H. Beck.
**Poggi, Giovanni.** — Il duomo di Firenze. (Italienische Forschungen. II. Bd.) 290 S. Berlin, Bruno Cassierer.
**Posadowsky-Wehner, Graf A. v.** — Luxus und Sparsamkeit. Ein Vortrag. Kart. 75 Pf. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.
**Preuss, Prof. D. Andreas Th.** — Ewald Friedrich Graf v. Hertzberg. Brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—. Berlin, Vossische Buchhandlung.
**Rassow, Walter** — Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. XXVIII. Heft. Kreis Heiligenstadt. Geh. M. 14.—. Halle a. S., Otto Hendel.
**Salzer, Dr. Anselm.** — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. 20. Lieferung. M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
**Skowronnek, Richard.** — Das Verlobungsschiff. Humoristischer Roman. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.
**Voelker, Dr.** — Die deutsche Volkswirtschaft im Kriegsfall. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
**v. Voss.** — Die Befreiungskriege 1813—1815. Brosch. M. 10.—, geb. Mk. 12.—. Berlin, Vossische Buchhandlung.
**Walloth, Wilhelm.** — Der neue Heiland. Roman. M. 3.—, geb. M. 4.—. Jugenheim d. A. Bergstrasse, Suevia-Verlag.

**Beamtenbesoldung in Preussen.** — Die Bestimmungen der Besoldungsordnung vom Jahre 1909 und der einschlägigen Steuergesetze nebst den voraufgegangenen Verhandlungen im Preussischen Landtage dargestellt und erläutert von einem Mitglied der Zentrumsfraktion. Geb. M. 1,50. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.
**Christiansen, Broder.** — Philosophie der Kunst. Brosch. M. 6,—, geb. M. 8,—. Hanau, Clauss & Feddersen.

**Endres, Karl.** — Deutsche Wehrverfassung. (Sammlung Göschen, Bd. 401.) 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
**Eulenburg, Franz.** — Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren. Geb. M. 7,—, geheftet M. 6,—. Leipzig, S. Hirzel.
**Ferrandis, Padre Don José.** — Das heutige Spanien unter dem Joche des Papsttums. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.
**Frauenschulen.** — Referate, herausgegeben von der Berliner Ortsgruppe des Deutsch-Evang. Frauenbundes. Geh. M. 1,—. Leipzig, G. B. Teubner.
**Fried, Alfred H.** — Der kranke Krieg. Geh. M. 1,—. Leipzig, Alfred Kröner.
**Hagemeister, Erich.** — „Die Menschen, die nennen es Liebe." Brosch. M. 3,50, Geb. M. 4,—. Halle a. S., Curt Nietschmann.
**Halle, Dr. E. von.** — Die Seemacht in der deutschen Geschichte. (Sammlung Göschen, Bd. 370.) 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
**Herre, Paul.** — Barbara Blomberg, die Geliebte Kaiser Karls V. und Mutter Don Juans de Austria. Ein Kulturbild des 16. Jahrhunderts. M. 3,60. Leipzig, Quelle & Meyer.
—„— Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Geb. M. 1,25. Leipzig, Quelle & Meyer.
**Heydenreich, W.** — Das moderne Feldgeschütz. (Sammlung Göschen, Bd. 306 u. 307.) à 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
**Hoen, Ritter v.** — Die Kriege Friedrichs des Grossen 1740/63. Geh. M. 10,—, eleg. geb. M. 12,—. Berlin, Vossische Buchhdlg.
**Hörmann, Ludwig.** — Tiroler Volksleben. 498 S. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
**Hunzinger, M.** — Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Geb. M. 1,25. Leipzig, Quelle & Meyer.
**Maltese, F.** — L'intelletto d'amore. 68 S. Città di Castello, S. Lapi.
**Mayer, Dr. Max Ernst.** — Deutsches Militärstrafrecht. (Sammlung Göschen, Bd. 371 372.) à 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
**Morré, Harold.** — Das Schwabenalter des Deutschen Parlaments. Eine heitere Chronik des Deutschen Reichstages. Mit einem Vorwort von Albert Traeger. Geh. M. 2,—. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Hermann Ehbock.
**Mummenhoff.** — Die modernen Geschütze der Fussartillerie. (Sammlung Göschen, Bd. 334 u. 362.) à 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
**Schachner, Dr. Robert.** — Aus Italien in Politik, Wirtschaft, Kultur. M. 10,—. Jena, Gustav Fischer.
**Schwarz, O.** — Die Finanzsysteme der Grossmächte I. Geb. 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.
**Sprengel, Auguste.** — Die allgem. Frauenschule. Geh. M. 1,20. Leipzig, B. G. Teubner
**Stieda, Dr. Wilhelm.** — Die Universität in ihrem tausendsten Semester. Geh. M. 2,40. Leipzig, S. Hirzel.
**Teuber, Dr. Georg.** — Beiträge zur Geschichte der Eroberung Britanniens durch die Römer. M. 2,50. Breslau, Trewendt & Granier.
**Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden.** I. Band 1909. M. 4,80. Leipzig, B. G. Teubner.
**Wagner, Dr. Ad.** — Theoretische Sozialökonomik oder Allgemeine und theoretische Volkswirtschaftslehre II. Abteilung. M. 14,—. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.
**Wrzodek, G.** — Die Entwicklung der Handfeuerwaffen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und ihr heutiger Stand. (Sammlung Göschen, Bd. 366.) 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.

---

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.



---

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke. Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

# Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Rede, gehalten bei der 1900 Jahrfeier am Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Detmold am 15. August 1909.*)

Von

**Hans Delbrück.**

---

Deutsche Jugend, Männer und Frauen!

Mit allem, was Deutsch spricht und denkt, fühlen wir uns in diesem Augenblick in unserm Volkstum zu einer höheren Einheit verbunden. Aber nicht nur mit den Zeitgenossen verbindet uns diese höhere Einheit, sondern ebenso sehr mit den Geschlechtern der Vergangenheit. Ein Volk ist nicht nur umso größer und reicher, je mehr und je bessere einzelne Persönlichkeiten es in der Gegenwart zählt, sondern auch je mehr Generationen von Vorfahren es überschaut, Taten von ihnen erzählen, Gestaltungen in der Erinnerung nacherleben kann. Der Reichtum seiner Geschichte ist vielleicht das kostbarste Stück in der Schatzkammer eines Volkes, so kostbar, daß selbst in den Tagen des Niederganges und einer ärmlichen Gegenwart ein Volk immer noch davon sich nähren und sein Selbstbewußtsein erhalten kann. Es sagt noch nicht genug jenes schöne Wort: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt." Es sagt noch nicht genug, denn für ein Volk ist es noch viel mehr als eine wohltuende Empfindung, wenn es seiner Väter gedenkt: es ist ein unentbehrlicher Teil seines Bewußtseins, eines der Elemente seines geistigen Daseins. Unserm Volke aber ist es gegeben, vor andern auf eine besonders reiche Geschichte zurückblicken zu können, deshalb, weil sie ununterbrochen von den Urwäldern und ihrer barbarischen Wildheit sich von Stufe zu Stufe verfolgen läßt bis zu den höchsten

*) Die spezielle, quellenmäßige Begründung der hier vorgetragenen Darstellung der Schlacht findet sich im 2. Teile von des Verf. „Geschichte der Kriegskunst". 2. Aufl. 1908.

Gipfeln der Kultur. Von den Griechen und Römern kennen wir nur die Zeiten ihrer höheren Kultur; wie sie als Barbaren waren, wissen wir nicht und wußten sie selber nicht mehr. Von den Völkern, die heute noch in der Barbarei stecken, wissen wir nicht, ob sie jemals die Höhen der Kulturvölker erklimmen werden, die Germanen allein kennen wir schon zu einer Zeit, wo sie selber noch nicht fähig waren, über sich nachzudenken und ihre Geschichte zu schreiben, und verfolgen ihre Taten von dem Heldentum im Bärenfell bis zu den Dichtern und Denkern, den Goethe, Hegel und Beethoven, die nicht nur uns selbst, sondern allen Völkern der Erde einen neuen Inhalt des Lebens zu geben vermochten. Mit dem Freiheitskampf, der einst in diesem Walde ausgefochten wurde, beginnt unsere Geschichte, und daß wir von ihm wissen, verdanken wir eben jenem Volk, dessen Joch wir abschüttelten. Wohl erzählen uns die Römer selber, daß die Germanen ihres Befreiers Armin Erinnerung in Liedern festhielten, aber diese Lieder sind verklungen. Nur wie ein Märchenduft berührt es uns, wenn wir uns ausmalen, wie in dem herrlichsten und untadligsten aller Helden, Siegfried, vielleicht eine Erinnerung an Armin nachklinge. Was wir in Wirklichkeit von ihm, seinen Taten und seinem Freiheitskampfe wissen, das haben uns in lateinischer oder griechischer Sprache die Römer aufgezeichnet, wie sie es auffaßten, als eine Niederlage und ein großes Unglück ihres Volkes, ohne zu ahnen, daß die Nachkommen der siegreichen Barbaren einmal imstande sein würden, selber diese Aufzeichnungen zu lesen und mit leuchtenden Augen in dem Unglück Roms ihre Rettung, ihr Heil, ihren Ruhm erkennen könnten und sich glücklich preisen, daß die Ahnen nicht nur solche Taten vollbracht, sondern daß auch die Erinnerung daran durch die Feinde selber aufbewahrt worden.

Aber nicht nur, was uns die Römer aufgeschrieben, erzählen wir heute nach, wir begnügen uns auch nicht, das Klagelied, das uns überliefert ist, zu verwandeln in einen Triumphgesang, wir können sagen, daß wir über die Ereignisse mehr wissen als die Römer selber, die sie uns erzählen. Wir wissen mehr, weil wir alle die einzelnen Nachrichten, die sich bald bei diesem, bald bei jenem Schriftsteller finden, sorgsam zusammengesucht haben und sie mit einander kombinieren, wir wissen aber namentlich deshalb mehr, weil wir die genaue Anschauung haben von der Gegend, in der die Ereignisse sich abgespielt haben. Jedes kriegerische Ereignis, jeder Feldzug, jede Schlacht ist gebunden an den Grund und Boden, auf

dem gefochten wird. Der Kampfplatz ist ein Stück des Ereignisses selbst, das übrig bleibt und den Nachlebenden hilft, das Ereignis zu verstehen.

Die Römer konnten noch keine Landkarten zeichnen, sie hatten sehr unbestimmte Vorstellungen von den Ländern, durch die ihre Heere marschierten. Es ist manchmal schwer, nach ihren Angaben überhaupt die Stellen aufzufinden, die Flüsse oder Städte, die sie meinen. Wenn man sie aber erst gefunden hat, dann hat man den sicheren Boden unter den Füßen. Tacitus, der große Tacitus, der uns ein so wundervoll gezeichnetes, lebendiges Bild von den Sitten und dem Charakter unserer Vorfahren überliefert hat, bringt es doch fertig zu erzählen, daß die Römer einmal, wie sie von der Mündung der Ems an den Rhein marschierten, an die Weser gekommen seien. Von der Ems an den Rhein soll der Weg über die Weser führen? Da sagen schon die Kleinsten, die hier zuhören, das ist ja gar nicht möglich. Derartige Fehler müssen wir erst herausarbeiten aus den römischen Schriften, um das, was geschehen ist, richtig zu verstehen. Nicht weniger eingreifend aber ist es auch, daß wir in der Lage sind, die Vorstellungen der Römer über die Größe der germanischen Heere richtigzustellen. Immer wieder berichten uns die römischen Schriftsteller von den ungeheuren Massen, den vielen Hunderttausenden der Germanen, mit denen sie gekämpft haben wollen, die sie besiegt, die sie niedergemetzelt haben, von denen sie endlich auch einmal erdrückt worden sind. Gleichzeitig aber berichten sie uns, daß Germanien nur ganz dünn bevölkert gewesen sei, so daß die Menschen bald diesen, bald jenen Acker bebauen und das andere brach liegen lassen konnten, daß sie überhaupt nur noch wenig Ackerbau, daß sie noch gar keine Städte hatten und daß sie hauptsächlich von der Jagd in den unabsehbaren Wäldern und von dem Fleisch und der Milch ihrer Herden lebten. Noch viele Jahrhunderte später, zur Zeit Karls des Großen, war dieses Land nur dünn bevölkert, und der kritisch geschärfte Blick stellt nunmehr leicht fest, daß ein dünn bevölkertes Land auch nur kleine Heere aufbringen kann. Ein germanischer Stamm, der ein Gebiet von etwa 100 Quadratmeilen bewohnte, zählte nicht mehr als 25—30 000 Seelen, das ist nicht mehr als etwa ein Fünftel der Einwohnerschaft dieses Fürstentums. Es ist kein Wunder, daß die Römer, die der ganzen Welt geboten, nicht haben zugeben wollen, daß sie von so kleinen Barbarenstämmen besiegt worden seien, aber die Tapferkeit unserer Vorfahren erhält für uns doch erst dann ihr

wahres Licht, wenn wir uns klar machen, daß sie die bestgeschulte und bestbewaffnete Armee der Welt, der alle andern Völker erlegen waren, besiegten, nicht indem sie sie durch ihre Masse erdrückten, sondern durch Tapferkeit, verbunden mit kriegskundiger Führung und Kriegslist.

Freilich, daß die Römer keine Massen niederzukämpfen hatten, war für sie nicht bloß ein Vorteil, sondern brachte ihnen auch eine Erschwerung. Die römischen Heere, die in Germanien einrückten, waren nicht imstande, sich aus dem so dünn bevölkerten und wenig angebauten Lande zu ernähren, und die Lebensmittel mitzuschleppen in einem Lande, das außer einigen Knüppeldämmen und Bohlwegen keine wirklichen Straßen hat, ist ungeheuer schwer. Die Trainkolonne, die für ein Heer von 30 000 Streitern allen nötigen Proviant auf drei Monate mitführen sollte, würde so lang werden, daß wenn der erste Wagen hier ankäme, der letzte noch nicht über den Rhein wäre. Schon drei oder vier Meilen ist aber eine fast unmögliche Länge, denn bald dieser bald jener Teil könnte vom Feinde angegriffen und vernichtet werden, ehe man ihm vom andern Ende zu Hilfe kommen könnte. Von diesen römischen Feldzügen in Germanien galt, was auch moderne Feldherren von Kriegen in unkultivierten Ländern gesagt haben: mit wenig Soldaten kann ich nichts ausrichten und mit vielen muß ich verhungern.

Aber die Römer waren kriegserfahren genug, um auch solcher Schwierigkeiten Herr zu werden, und wir wissen, wie sie es gemacht haben. Sie nahmen die Wasserwege zu Hilfe, sie scheuten die Arbeit nicht und gruben einen Kanal zur Verbindung des Rheins mit dem Zuidersee, damit ihre Flotten auf dem kürzesten Wege die Mündungen der Ems, der Weser oder der Elbe erreichen und, die Flüsse hinauffahrend, den Landheeren die Zufuhr bringen könnten. Dieser Kanal ist heute noch erhalten. Als Tiberius mit einem römischen Heer vom Rhein bis an die Elbe gelangt war, erzählt uns ein römischer Schriftsteller, vereinigte er sich dort mit seiner Flotte, die ihm ungeheure Vorräte von allem Nötigen zuführte. Vom Rhein direkt in das Land hinein ging man entlang den Flußläufen, von denen am geradesten und zugleich am weitesten der Weg der Lippe führte. Die Lippe hat zwar in den heißen Sommermonaten so wenig Wasser, daß sie für größere Kähne nicht mehr schiffbar ist; im Frühjahr und Herbst aber kann man sie vorzüglich bis fast an die Quelle befahren, wo man nur noch sieben Meilen von der Weser entfernt ist, und die Römer benutzten das, um an ihrem Ufer Magazinplätze anzu-

legen, die sie durch Befestigungen sicherten. Aus diesen Magazinen konnte dann ein Heer, das vom Rhein an die Weser marschierte, ernährt werden, und die Weser hinauf kamen ihm schon andre Proviantschiffe aus der Nordsee entgegen. Die Reste eines solchen Magazinplatzes neben einem großen Legionslager sind jetzt in der Nähe der Stadt Haltern aufgefunden und aufgedeckt worden; ein zweiter solcher Platz muß an der oberen Lippe gelegen haben, vielleicht da, wo heute Paderborn steht.

Von dem Varus-Lager selber hat sich leider keine Spur bisher mehr finden lassen. Die Forscher sind sich aber einig darüber, daß es an der Weser nahe der Porta Westphalica gesucht werden muß. Vielleicht lag es da, wo heute die Stadt Minden steht, so daß alle Spuren für immer verwischt sind. Die Gegend der Porta aber war strategisch für die Römer so bedeutsam, weil sich dort die beiden Verpflegungswege trafen, der Schiffsweg über die Nordsee die Weser hinauf und der Weg an der Lippe entlang, der sich von Paderborn nordwärts zur Weser wendet. Daß hier ein uralter Weg lief, der in der Dörenschlucht zu unseren Füßen den Teutoburger Wald kreuzte, ist nicht bloß eine Vermutung, sondern wird sicher bezeugt durch die Hünengräber, die am südlichen Ausgang der Schlucht sich der Straße entlang zogen, und von denen einige noch heute erhalten sind.

Die Römer befolgten im allgemeinen die Regel, in einem unterworfenen Lande nur wenige Punkte fest zu besetzen, die Masse ihrer Truppen zusammenzuhalten und mit ihr, wenn irgendwo sich Ungehorsam kundtat, den Widerstand zu erdrücken. Bei der Schwierigkeit sich in Germanien zu verpflegen, blieb das Heer nur während des Sommers tiefer im Lande und kehrte im Winter an den Rhein oder in die Nähe des Rheins zurück. Ein solches Sommerlager war es, für drei Legionen, sechs Cohorten Hilfstruppen und drei Schwadronen Reiter, das Varus an der Weser in der Nähe der Porta Westphalica inne hatte, als ihm gemeldet wurde, daß eine ferne Völkerschaft sich empört habe. Er zog mit seinem Heere aus, sie zu bestrafen; in der Begleitung des Heeres aber war der Troß von Weibern und Kindern. Unmöglich konnte es die Absicht des römischen Feldherrn sein, diesen Troß mit in die Wälder zu nehmen. Wir können uns das nur so erklären, daß der Marsch gleichzeitig heimwärts ging. Es war im Herbst, wo ohnehin die Verlegung des Lagers bald stattfinden sollte und es mag eine Völkerschaft an der Lippe selbst oder an der Ruhr gewesen sein, der der Kriegszug galt.

Von der Porta Westphalica durch die Dörenschlucht in der Richtung auf Paderborn, diesen Weg also muß das Heer des Varus gezogen sein. Aber nicht nur den Heereszug selbst festzustellen, sind wir noch heute in der Lage, sogar die einzelnen Stationen vermag der Kenner des Lippischen Landes aus dem Bericht der Römer herauszulesen. Den ersten Tag, hören wir, marschierten die Römer durch einen Urwald und kamen, als ein großes Unwetter mit Sturm und Regen sie überfiel, nur mit Mühe vorwärts. Das ist der schwere Kleyboden von Lemgo — denn Lemgo ist der „Lehmgau" — damals sicher mit Hochwald bestanden, in Hügeln gewellt und von Schluchten durchsetzt. Wenn hier die Wassermassen eines schweren Gewitters niedergehen und in den Niederungen zusammenströmen, der Sturm Bäume entwurzelt und über den Weg wirft und der Fuß auf dem nassen Lehmboden ausgleitet, so kann sich der Heereszug, der selber zwei bis drei Meilen lang ist, nur mit der äußersten Anstrengung vorwärtsbewegen. Am zweiten Tage, hören wir weiter von den Römern, daß sie aus dem Walde heraus auf freieres Feld kamen. Das ist der Sand- und Moorboden im südlicheren Lippe diesseits Schötmar, die Pivitsheide, auf dem in neuerer Zeit wohl künstlich Kiefernwaldungen angelegt sind, auf dem aber der Buchenwald nicht fortkommt, und den wir uns deshalb in jener Zeit als in der Hauptsache waldfrei, abgesehen vielleicht von einigen Eichen, vorzustellen haben. Die Römer waren noch nicht weit von ihrem Sommerlager entfernt, vielleicht am zweiten, vielleicht auch schon am ersten Tage des Marsches, während sie sorglos und aufgelöst bei dem Unwetter durch den Wald zogen, als der lange Zug plötzlich bald hier bald da aus dem Dickicht angegriffen wurde. Ein Gegenstoß war schwer auszuführen und führte nicht weit und viele wurden ohne sich wehren zu können während des Marsches getötet und verwundet.

Am zweiten Tage waren die Verluste nicht so groß, da das Heer in guter Ordnung über das freiere Feld marschierte und Varus vor dem Aufbruch alle überflüssigen Geräte und Wagen hatte verbrennen lassen, so daß die Soldaten die Unbewaffneten leicht nach allen Seiten decken konnten. Am dritten Tage aber kam man hier in unsrer Nähe wieder in das bewaldete Gebirge und fand den Paß der Dörenschlucht, durch die man hindurch mußte, durch die Germanen gesperrt. Etwa abzubiegen und einen andern Weg über den Teutoburger Wald zu wählen, war unmöglich, denn mittlerweile war die Masse der Germanen, die das Heer schon von allen Seiten umschwärmten, immer größer

geworden, und man wäre bei dem weiteren Zuge durch den Wald aufgerieben worden. Die Römer mußten den Riegel, den Armin ihnen hier in der Dörenschlucht vorgelegt hatte, zersprengen oder sterben. Bei dem Sand, der die Dörenschlucht füllt und ihr in den Dünen nördlich nnd südlich vorgelagert ist, muß man annehmen, daß in den Jahrtausenden sich das Gelände hier mannigfach verändert hat, aber der Gesamtcharakter der Landschaft muß doch geblieben sein, und wenn man sich aus der Richtung, in der die Römer kamen, der Dörenschlucht nähert, ist es leicht, sich vorzustellen, wie auf diesem oder jenem Hügel der römische Feldherr gehalten hat und die Schlacht kommandierte. Der Verlauf dieser Schlacht wird uns von den Römern selber nicht erzählt, im Gegenteil, sie lassen es so erscheinen, als ob eine wirkliche Schlacht gar nicht stattgefunden und das römische Heer nur durch die fortwährenden Angriffe aus dem Urwald, die es während seines Marsches zu erdulden hatte, allmählich vernichtet worden wäre. Aber so kann es nicht gewesen sein; das verträgt sich nicht mit dem weiteren Fortgang der Erzählung. Wir hören nämlich, daß Varus sich endlich in der Verzweiflung selber getötet und daß seine Getreuen noch versucht haben, ihn zu verbrennen und den halb verbrannten Leichnam vergruben. Das ist ein Vorgang, der sich nicht auf dem Marsche vollzogen haben kann. Einen Leichnam auf einem Holzstoß zu verbrennen, dazu gehören mehrere Stunden, wo die Römer eine Deckung haben mußten. Das vereinigt sich nur so, daß die Römer an dem Abend, als sie vor der Dörenschlucht ankamen und sie gesperrt fanden, ein festes Lager schlugen und darin den Troß mit einer Schutzwache zurückließen, um mit dem Gros den Feind anzugreifen, ihn von der Dörenschlucht fortzuschlagen und dadurch den Weg freizumachen. Dieser Sturm aber auf die Dörenschlucht mißlang. Wir mögen uns vorstellen, daß die Römer die ersten Hügel wirklich erstürmt, die ersten Hindernisse genommen haben und in die Dörenschlucht eingedrungen sind, aber damit war der Weg noch nicht frei. Der umsichtige Feldherr Armin hatte an dieser Stelle nicht nur seine Cherusker, sondern auch von weiter her die andern germanischen Stämme, die Marsen, die Brukterer, die Chatten und Angrivarier vereinigt. Das Unwetter hatte von neuem eingesetzt und erschwerte die Bewegungen der Römer; die Germanen aber, wenn auch aus dieser und jener Stellung vertrieben, sammelten sich immer wieder weiter rückwärts und auf den Höhen rechts und links und stürmten von dort herab den Römern in die Flanke, wenn sie

weiter vorzudringen suchten, bis endlich ihre Angriffskraft erlahmte. Sie mußten in ihr Lager zurück, eine Reihe von hohen Offizieren gaben sich zusammen mit Varus selbst den Tod, der Rest, unter Führung des Lagerpräfekten Cejonius, kapitulierte auf Gnade und Ungnade.

Es hat also keineswegs bloß ein Ueberfall auf dem Marsch stattgefunden, sondern eine reguläre Schlacht auf einem von dem germanischen Feldherrn sorgsam vorher ausgesuchten Fleck, wo das Gelände die Tapferkeit der Barbaren gegen die fein ausgebildete Taktik der römischen Cohorten unterstützte.

Noch heute sind zwei Gegenstände erhalten, die auf diese Schlacht Bezug haben und von ihr Zeugnis geben. In dem Museum zu Bonn befindet sich der Grabstein eines römischen Hauptmanns, namens M. Cälius, von der achtzehnten Legion. Der Hauptmann selbst ist darauf abgebildet, ein strenges Gesicht, das Abzeichen seiner Würde, den Stock, die Weinrebe, mit der er seine Centurie regierte, in der Hand, neben ihm seine beiden treuen Diener. Die Inschrift besagt, daß er umgekommen sei in der Varianischen Niederlage und daß man seine Gebeine deshalb hier nicht habe bestatten können, daß sein Bruder aber, ihm zur Erinnerung, diesen Denkstein habe setzen wollen.

Ganz andrer Natur ist der andre Gegenstand. Im Jahre 1868 fand man bei der Ausschachtung eines Grabens in der Nähe von Hildesheim, neun Fuß unter der Erde, einen Schatz von massiv silbernen Gefäßen, namentlich eine Schale mit voll ausgearbeiteten Figuren, und die Kenner der antiken Kunst stellten fest, daß diese wundervolle Arbeit aus der Zeit des Kaisers Augustus stammen müsse; es ist also das Tafelsilber eines sehr vornehmen Römers eben aus der Zeit der Teutoburger Schlacht, und die Stücke zeigen Spuren, daß der Tafelaufsatz nicht vollständig, sondern geteilt, ergänzt und noch lange hinterher gebraucht worden ist, ehe er, um ihn vor irgend einem Feinde zu retten, in der Erde geborgen wurde. Wie soll ein Germane in den Besitz dieser Stücke gekommen sein? Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß diese Silberschalen einst auf der Tafel des Varus geprangt haben und als Beutestück einem der cheruskischen Fürsten zugeteilt worden sind. Heute befinden sie sich in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs, in Berlin.

Dort unten zu unsern Füßen, wenige tausend Schritte von hier, haben sich diese Ereignisse abgespielt, und es ist wahrscheinlich, daß auch hier oben damals bereis die germanische Volksburg be-

stand, nach der die Römer das Waldgebirge den Teutoburger Wald genannt haben. Denn Teutoburg heißt Volksburg, und die Germanen hatten vielfach Volksburgen, in die sie sich flüchteten, wenn sie einem übermächtigen Feinde in freiem Felde nicht widerstehen konnten. Es ist also nicht anzunehmen, daß sie selber einen bestimmten Wald nach der darin gelegenen Volksburg benannt haben. Dahingegen ist sehr wohl möglich und natürlich, daß die Römer, die den Weg von der Lippe zur Weser durch die Dörenschlucht so oft hin und her machten, den Wald, den sie durchzogen, eben nach der Burg, die dem Wege so nahe lag, bezeichnet haben.

Ja, wenn es richtig ist, daß hier oben bereits die Volksburg bestand, in deren Kreise wir uns jetzt befinden, so können wir noch weiter gehen und die Vermutung aussprechen, daß dies die Burg des cheruskischen Fürsten Segestes war und als solche noch weiter ihre Rolle im Leben Armins gespielt hat. Von hier holte er sich sein Weib, Thusnelda, die Tochter des Segestes; hierher brachte Segestes Thusnelda, als er sie ihrem Gatten wieder entriß; hier belagerte ihn Armin vergeblich, denn Segestes scheute sich nicht, die Hilfe der Römer, die den Krieg zur Unterjochung Germaniens eben wieder aufgenommen hatten, anzurufen, und als sie kamen mit einem Entsatzheer, mußte Armin die Belagerung aufheben und Segestes, seine Tochter mit sich führend, ging über in das Lager der Römer.

Wahrlich, an keinem geeigneteren Platz konnte dies Standbild, zu dem wir jetzt mit Bewunderung und Rührung aufschauen, errichtet werden als auf der Stelle, die zugleich Zeuge der höchsten Ruhmestat des Helden und Schauplatz seines tiefsten Schmerzes war, wo ihm der besiegte und doch noch so mächtige Feind, unterstützt von heimischem Verrat, die Gattin raubte, die seinen Knaben unter dem Herzen trug, die Gattin, die in Rom im Triumphe aufgeführt, in der römischen Gefangenschaft verblieb, den Knaben, der dort aufwuchs und niemals das Angesicht seines Vaters gesehen hat.

Diese Ereignisse haben uns bereits hinübergeführt in die zweite Kriegsperiode, in der der Sieger in der Schlacht an der Dörenschlucht aufs neue die germanische Freiheit an der Spitze der verbündeten Stämme gegen die römischen Eroberer zu verteidigen hatte. Das römische Weltreich, das vom Ozean bis zum Euphrat reichte, war nicht so blutarm, daß es nicht einen Verlust von drei Legionen hätte verwinden können. Die Schlacht im Teutoburger Walde hat die Germanen von dem römischen Joch, unter das sie

schon an die zwanzig Jahre gebeugt waren, befreit, aber die Kämpfe um die Freiheit waren damit noch nicht beendet, die härtesten Prüfungen standen erst bevor. Drei Legionen waren besiegt, mit acht Legionen kamen die Römer nach fünf Jahren unter Führung eines kaiserlichen Prinzen, des Germanicus, von neuem. Sie sind auch von neuem durch diese Gegenden gezogen, sie haben das Schlachtfeld des Varus erreicht, dort noch die bleichenden Gebeine ihrer Landsleute gefunden und sie bestattet. Auch über die Weser hinaus sind sie vorgedrungen, wenn sie aber auch von zwei Schlachten berichten, bei Idiaviso und am Angrivarierwall, wo sie den Armin mit seinen Germanen besiegt haben wollen, so können wir dem entgegenhalten, daß sie an anderer Stelle selbst gestehen, den Armin nicht besiegt zu haben und daß die Folge der Ereignisse nichts von solchen Siegen spüren läßt. Diese beiden Schlachten sind als reine römische Phantasiestücke aus der Geschichte zu streichen. Armin, den wir schon im Teutoburger Walde an der Dörenschlucht als den klugen Feldherrn kennen gelernt haben, der das Gelände auszunutzen wußte gegen die römische Taktik, Armin wußte auch sehr wohl, daß keine germanische Tapferkeit imstande sein könne, der römischen Masse von acht Legionen im freien Felde zu widerstehen. Die Römer suchten die Schlacht, er aber vermied sie. Hinter den Römern sammelte er seine Völker, begleitete ihren Marsch, hinderte ihre Verpflegung und spähte nach Gelegenheiten zum Ueberfall. Einmal war es nahe daran, daß er die eine Hälfte des römischen Heeres, die sich von der andern getrennt hatte, überwältigte, vermutlich in der Gegend von Iburg, nicht weit von Osnabrück. Nach dem römischen Bericht selbst war es nur die Ungeduld und Disziplinlosigkeit der Germanen, die ihrem eigenen Feldherrn nicht folgten und dadurch den Sieg aus der Hand gaben. Aber auch die durch die Niederlage des Varus gewitzten Römer haben sich besser vorgesehen, und einen zweiten Sieg wie in der Dörenschlucht hat Armin nicht zu verzeichnen. Seine Leistung als Feldherr ist darum nicht geringer zu schätzen, denn schon der unermeßlichen Uebermacht der Römer gegenüber eine Niederlage zu vermeiden, war ein Sieg, und der strategischen Tat gesellt sich jetzt die noch viel bedeutendere und entscheidende politische. Als er den Varus überwunden, hatte er der Leiche des römischen Feldherrn den Kopf abschneiden und ihn an Marbod schicken lassen, der weiter im Osten und Süden mit dem Mittelpunkt in Böhmen ein großes Reich germanischer Stämme regierte. Nichts anderes konnte er mit dieser Sendung dem Nachbar-

Fürsten sagen wollen, als daß alle Germanen zur Verteidigung ihrer Freiheit gegen die Römer zusammenhalten sollten. Aber er hat bei Marbod kein Verständnis gefunden, dieser hat das Haupt des Varus an den Kaiser Augustus geschickt und eben dadurch kennen wir die Tatsache. Marbod also wollte keinen gemeinsamen Krieg gegen die Römer, sondern er wünschte sich gut mit ihnen zu stellen; und er war nicht der einzige Germane, der so dachte. Schon wissen wir, daß ein andrer cheruskischer Fürst, Segestes, der noch an der Teutoburger Schlacht selber teilgenommen, zu den Römern übergegangen war, mit ihm noch andere, sein Sohn Segimund, ein Sigimer; ja sogar ein Bruder des Armin, den die Römer Flavus, den Blonden nannten, war und blieb in ihrem Dienst. Alle diese cheruskischen Fürsten kamen jetzt mit den Römern, nicht nur ihr Volk zu bekämpfen, sondern vor allem auch mit ihm zu verhandeln. Die Römer brachten ihre Herrschaft, aber in dieser Herrschaft gab der Dienst auch Ehre und Reichtum. Wie mancher Cherusker war schon selbst in Rom gewesen und hatte den Glanz der Welthauptstadt mit eignen Augen gesehen. Was waren dagegen die Hütten und Erdhöhlen in den germanischen Wäldern? Noch heute zieht ja der Deutsche in die ewige Stadt, und die bloßen Reste und Trümmer des kaiserlichen Rom, die erhalten sind, erfüllen ihn mit Bewunderung. Die dichterische Phantasie des Tacitus oder seines Gewährsmannes hat sich vorzustellen gesucht, wie die beiden Brüder Arminius und Flavus selber mit einander verhandeln und jeder dem andern preist, was er auf seiner Seite zu gewinnen habe. Armin nennt das Vaterland, die Freiheit, die heimischen Götter und die Mutter, die sich nach ihrem Sohne sehnt, Flavus erhebt die Größe Roms und die Ehren des kaiserlichen Dienstes und führt die Unmöglichkeit, den Römern zu widerstehen und die Strafe, die die Widerstrebenden erwartet, ins Feld. Das also war die allergrößte Gefahr, daß, nachdem schon so viele ihrer eignen Fürsten zu den Römern abgefallen, auch das Volk selbst sich verführen lassen und ohne besiegt zu sein, freiwillig in ein Bündnis, wie man es nannte, mit den Römern einzutreten sich gewinnen lassen würde. Die Römer wissen uns davon nichts zu erzählen, wie sich denken läßt, und doch ist es für uns nicht schwer zu ergänzen, daß die schwerste und wichtigste Arbeit Armins war, gegen diese Versuchung das Volk zusammenzuhalten und zu festigen. Was konnte er ihm bieten? Die Römer standen mit einer ungeheuren Streitmacht im Lande und verwüsteten es weit und breit, und niemand konnte daran

denken, ihnen im freien Felde zu widerstehen. Hier die Plage und Not, deren Ende nicht abzusehen war, dort noch Lohn und Gewinn, wenn man sich nur entschloß, den Weltherrn, wie es schon alle andern Völker getan, auch als den Herrn der Germanen anzuerkennen. Dort die Flavus, Segest, Sigimer, Segimund, hier Armin — und die Cherusker blieben bei Armin. Wie muß er zu ihnen gesprochen, wie muß er geredet haben! Die Römer wußten etwas von der Kraft dieser Rede. Als ihr Heer unter Germanicus das Teutoburger Schlachtfeld wieder erreichte und die Entronnenen zeigten, wo und wie sich alles hier abgespielt, wiesen sie auch den Platz, von wo Armin seine siegreichen Volksgenossen angesprochen hatte, und als es den Römern gelungen war, Thusnelda in ihre Gewalt zu bringen, da berichtet Tacitus, wie Armin in rasendem Zorn durch die Gaue geflogen sei, um zum Kriege und zur Rache aufzurufen.

Einige Nachbarstämme wurden schließlich zur Anerkennung der Römerherrschaft gebracht, aber die Cherusker selbst blieben standhaft und dem römischen Feldherrn blieb nichts übrig, als sein Heer an den Rhein zurückzuführen. Wahrlich groß war der Freiheitssinn und die Treue dieses Volkes, groß aber muß auch der Mann gewesen sein, dem es solche Treue bewahrte und der es in solcher Freiheitsgesinnung festhielt. Ist die Teutoburger Schlacht das eine Zeugnis, so ist dieses Aushalten der Cherusker um ihren Herzog in den nachfolgenden Feldzügen kein geringerer Tatbeweis für die Macht seiner Persönlichkeit.

Ein römischer Schriftsteller, Vellejus Paterculus, der Armin selber von Angesicht zu Angesicht gesehen, schildert ihn uns: „Unter den Germanen befand sich damals ein junger Mann von edlem Geschlechte, tapferer Hand, geschwindem Geist und einer Klugheit, wie man sie einem Barbaren nicht zutraut; er hieß Arminius, ein Sohn des Sigimer, eines Fürsten jenes Volkes; sein feuriger Geist leuchtete aus seinem Blick und seinen Augen."

Feurig und doch zugleich von der Klugheit, die sich durch das Feuer nicht hinreißen läßt! Mit der bloßen Leidenschaft und Tapferkeit, die wild auf das Ziel losstürmt, hätte Armin nicht sein Volk gerettet, sondern es nur vollends ins Verderben gestürzt. Die römischen Heere waren viel zu stark, ihre Bewaffnung zu gut, ihre Taktik, ihre Führung zu kunstvoll und zu sicher, als daß die Germanen, die nicht einmal soviel Eisen hatten, um sich alle mit Schutzrüstungen zu versehen, ja von denen Manche nicht einmal eine

eiserne Spitze für ihren Spieß, ihre Frame, aufbringen konnten und sich begnügen mußten, die Holzspitze im Feuer möglichst zu härten, als daß solche Waffenlose in offener Feldschlacht Aussicht auf Sieg gehabt hätten. Nur die listige Verstellung, die die innere Glut mit einer undurchdringlichen Maske verdeckt, bis der Feind auf den richtigen Fleck gelockt und der richtige Augenblick zum Ueberfall gekommen ist, konnte den Sieg bringen und die Rettung.

1800 Jahre später, jetzt vor 100 Jahren, war Deutschland abermals in der Lage, daß ein übermächtiger Feind im Lande stand und man nicht wußte, wie man ihn bewältigen könne. Aber der Ruhm der Vergangenheit zeigte seine Kraft, hielt die Gegenwart aufrecht, das gequälte Gemüt der Patrioten stärkte sich an ihm und die dichterische Phantasie Heinrichs von Kleist sah in Hermann dem Cherusker den Helden, der auch vor Napoleon und den Franzosen die Rettung bringen müsse: er weiß, wessen das Vaterland in solcher Lage bedarf, und sieht in dem Charakter seines Helden die Vereinigung der entgegengesetzten Eigenschaften, den reinen Willen zur großen Tat und die tiefe Verschlagenheit, die lange Zeit nicht nur den Feind, sondern auch die Nächsten täuschen muß, den ungeheuern Schwung der höchsten Kühnheit und die vorsichtige Zurückhaltung der klugen Berechnung.

Der Reichtum eines Volkes ist sein Reichtum an Persönlichkeiten; die Größe eines Volkes ist die Größe seiner Söhne. Die Germanen hatten nicht nur die Tapferkeit der Masse, sondern brachten auch den Mann hervor, dessen Geist die Masse richtig zu lenken verstand. Die Römer selbst haben ihm das Denkmal gesetzt: Arminius, schreibt Tacitus, war ohne Zweifel der Befreier Germaniens.

Die Römer haben auf die Wiederholung ihrer Angriffe und auf die Unterjochung der germanischen Völker verzichtet und errichteten schließlich, um sich selbst gegen ihre wilden Einfälle zu schützen, jenen großen Grenzwall, den Limes, vom Rhein bis an die Donau, der noch heute an so vielen Stellen erhalten ist. Aber man mag solche Grenzwälle noch so hoch aufbauen, die Völker sind nicht von einander zu trennen; bald feindlich, bald freundlich treten sie in immer neue Beziehungen und bilden sich in dieser Wechselwirkung fort. Diesseits des Grenzwalls lebten die Germanen mit ihren Tugenden des Freiheitssinns und der Tapferkeit, jenseits schufen die Römer die große Kultureinheit, deren Höhepunkt die christliche Religion darstellt. Das sind die beiden Mächte, denen

in den Jahrtausenden bis auf unsre Tage in gegenseitigem Durchdringen die Herrschaft bestimmt war. Gedenken wir der Jahreszahl. Im Jahre 9, das heißt, als nach unserer Zeitrechnung unser Herr Christus als Knabe von neun Jahren in Palästina auf dieser Erde wandelte, wurde hier die Schlacht im Teutoburger Walde geschlagen. Ganz auf sich selbst angewiesen, durch den Grenzwall vom römischen Reiche ausgeschlossen, wären die Germanen zwar in ihrer Freiheit, aber auch in ihrer Barbarei geblieben. Indem sie selbst den Grenzwall überschritten und in den eroberten römischen Provinzen neue Reiche aufrichteten, drang das Römertum in der Form der christlichen Kirche auch bei ihnen ein, und Karl der Große, der als germanischer König den Titel eines römischen Kaisers annahm, fügte zu ihrem Heil auch diese Gegenden dem neuen römischen Reiche ein. Unser ganzes Dasein ist ein Ausdruck dieser Einheit, auch der Fleck, auf dem wir hier stehen, der Anblick der sich uns bietet. In der Mitte des Hünenrings, eines Stücks der ältesten germanischen Vergangenheit, dieses Bauwerk und dieses Standbild, das Erzeugnis einer Kunst, die an römischen und griechischen Meistern gelernt hat, das Andenken an eine germanische Tat, die uns aufbewahrt ist von griechischen und lateinischen Erzählern, die die Nachkommen der Kämpfer zu lesen und zu deuten gelernt haben. Freiheit und Tapferkeit zu vereinen mit dem feinen und tiefen Sinn für Kultur und Wissenschaft, Kunst und Religion, starkes Festhalten am Eignen und offene Empfänglichkeit für das Gute auch aus der Fremde, das zeigt die Geschichte unseres Volkes in der Vergangenheit, und daß es auch in Zukunft so bleiben möge, soll unser Wunsch sein.

Dieses Standbild vor unseren Augen ist zugleich ein Sinnbild unserer Geschichte, des deutschen Volkes, des deutschen Vaterlandes. Erhebt alle mit mir zu ihm die Hände und vereinigt euch zu dem brausenden Ruf: „das deutsche Vaterland hoch — hoch — hoch!

## Zusätzliche Bemerkungen.

Ich habe die Gelegenheit des Aufenthalts in Detmold benutzt, um die Gegend der oberen Lippe in Augenschein zu nehmen und festzustellen, welche Plätze etwa für die befestigte römische Magazinanlage (Kastell Aliso) in Betracht kommen können. Herr Gymnasialdirektor Dr. Hense und Herr Studiosus Hermann Löffelmann in Paderborn hatten die Freundlichkeit, mich bei den Untersuchungen zu unterstützen und zu führen. Die Plätze, auf die früher wohl Vermutungen gegangen sind, das Dorf Elsen (wegen des Anklangs an Aliso) und Neuhaus, können beide nicht in Betracht

kommen, da sie in der platten Flußniederung liegen. Dahingegen eignete sich für die römische Anlage in jeder Beziehung das Zentrum der Stadt Paderborn, der Platz, wo heute der Dom steht mit seiner Umgebung. Hier ist eine Kuppe, die nach Norden und Osten einen Abfall von etwa 13 m hat, nach Süden und Westen in eine Ebene übergeht, die so leicht ansteigt, daß sie einem Abschluß durch Wall und Graben keinerlei Hindernis entgegensetzt. In Paderborn entspringen nicht weniger als 130 Quellen, teils kalt teils warm, die sich unmittelbar unter der Kuppe zur Pader vereinigen. Die Pader hat selbst jetzt, Mitte August, von Anfang an ein Meter Wassertiefe, ist also geeignet, leichtere Schiffsgefäße das ganze Jahr hindurch zu tragen, während die Lippe und Alme, mit denen sie sich bei Neuhaus vereinigt, einen sehr wechselnden Wasserstand haben. Der Domplatz von Paderborn liegt von diesem Vereinigungspunkt nicht mehr als eine halbe Meile entfernt; es paßt also sehr gut auf ihn, daß das Kastell an dem Zusammenfluß der Lippe und des Elison (der Alme) gelegen habe. Die eigentliche Lippequelle bei Lippspringe ist etwa 10 Kilometer entfernt.

An der Lippequelle (ad caput Lupiae) hat auch einmal Tiberius sein Winterlager aufgeschlagen. Die Gegend von Lippspringe ist für ein römisches Lager sehr wenig geeignet. Aber Paderborn liegt der Lippequelle nahe genug, um es wahrscheinlich zu machen, daß das Lager hier, dicht bei dem Kastell, zu suchen ist. Auch bei Haltern liegt ja das große Legionslager, das nur zeitweilig belegt war, ganz in der Nähe des Kastells (St. Anna), das ebenso wie Aliso als Magazinplatz diente und dauernd belegt war. Der Grund, weshalb Kastell und Lager nebeneinander liegen, ist einleuchtend: beide bedürfen des Wasserweges. Das Tiberius-Lager könnte vielleicht auf der kleinen Bodenschwellung zwischen Pader und Alme gelegen haben; viel wahrscheinlicher aber ist, daß es in unmittelbarem Anschluß an das Kastell südlich davon auf der ansteigenden Hochebene gelegen hat.

Die Kuppe an der Paderquelle war für eine Anlage so günstig, daß Karl der Große sich an derselben Stelle, wo die Römer Aliso gebaut hatten, festsetzte und Paderborn gründete.

Die Hauptgesichtspunkte, die man bei der Rekonstruktion der Römerfeldzüge und der Teutoburger Schlacht im Auge behalten muß, sind die Rücksichten auf die Verpflegung und die Tatsache einer wirklichen Schlacht. Hierzu möchte ich noch eine Ausführung machen. Nach unsrer Ueberlieferung soll Armin seine Landsleute dadurch für die Erhebung gewonnen haben, daß er ihnen bewies, die Römer konnten überwunden werden. Dieser Beweis kann nicht bloß in der Darlegung der Vorteile eines Ueberfalls auf dem Marsch bestanden haben. Ob ein solcher Ueberfall einen größeren oder geringeren Erfolg hatte, hing von Zufällen ab. Tatsächlich wurden die Germanen sehr unterstützt durch die beiden Umstände, daß Varus keinerlei Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte und daß das Unwetter eintrat. Bei früheren und späteren Gelegenheiten haben die Römer

solche Ueberfälle zurückgeschlagen. Armin muß also den andern Fürsten noch etwas Größeres und Besseres vorgeschlagen haben, und das war die Sperrung des Passes der Dörenschlucht. Da die Dörenschlucht drei bis vier Tagemärsche entfernt von dem Sommerlager war, so konnten, ehe die Römer dahin gelangten, auch schon große Massen der Germanen dort vereinigt sein. Die Stämme, von denen wir sicher wissen, daß sie außer den Cheruskern an der Schlacht beteiligt waren, die Brukterer, Marsen und Chatten, wohnen sämtlich südlich und westlich der Dörenschlucht, hatten also hier ihren natürlichen Vereinigungspunkt mit den Cheruskern. In den ersten Tagen ihres Marsches konnten die Römer es mit großen Massen des Feindes noch nicht zu tun haben, denn wenn diese schon vorher in der Nähe gelauert hätten, hätte das den Römern kaum verborgen bleiben können. Die Germanen, die den ersten Ueberfall ausführten, werden keine andern gewesen sein als die, die vorgegeben hatten, den Römern als Hilfstruppen zu dienen, und das waren natürlich nicht die Massenaufgebote ganzer Stämme. Diese, wenn auch schon unterwegs, konnten doch erst nach einigen Tagen in den Kampf eingreifen, und mit unbedingt sicherem Erfolg nur an einem Platz, der den Römern kein Ausweichen gestattete. Alle diese Bedingungen vereinigten sich an einer Stelle und nur an einer Stelle des römischen Weges: an der Dörenschlucht.

# Die religiöse Malerei am Anfang der Neuzeit.

Von

**Ludwig Bartning.**

---

Am Anfang und am Ende der italienischen Renaissance steht je ein Künstler von besonderer religiöser Eigenart, Giotto und Michelangelo. Daß sich mit diesen Künstlern ein Kreislauf in sich selbst vollendet, der von der Einfachheit der primitiven zurückführt zu der Einfachheit der souveränen Kunstmittel, ist bekannt. Aber noch ein engeres Band verbindet sie: ihr sittliches Bekenntnis entspringt gleichen Quellen.

Beide erhalten die Richtung ihres Schaffens von kirchlichen Erneuerern, Giotto ganz unmittelbar und entscheidend von Franz von Assisi, Michelangelo in nicht so deutlichem, aber doch unverkennbarem Maße von Savonarola. Giotto führt die Gestalt des Heiligen in die Kunst ein, keine jener pompösen Engel- oder Märtyrerfiguren, wie sie den himmlischen Hofstaat der byzantinischen Kunst gebildet haben, sondern den Mann, der durch strenge Weltentsagung persönliche Gerechtigkeit und Heiligkeit zu erzwingen sucht, dessen ganzer Ruhm es ist, das Leiden Christi körperlich auf sich genommen zu haben. Setzt er damit an den Anfang jener großen Epoche der bildenden Kunst eine Forderung, das Gebot der Heiligung, so setzt Michelangelo an ihr Ende ein Urteil: ein vernichtendes. Die Welt ist ungerecht und sündhaft geblieben. Sie verdient den Untergang.

Die italienische Kunst ist nicht lange in der von Giotto vorgezeichneten Bahn geblieben. In dem Augenblick ihrer eigentlichen Entfaltung tritt ein Thema in ihren Mittelpunkt, das zwar auch Giotto schon angeschlagen hat, wenn auch mit einem andern Klang: die Jungfrau mit dem Kinde. Die Verkündigung Mariä, die Heimsuchung der Elisabeth, die Geburt, die Anbetung der Hirten und

der morgenländischen Weisen, endlich die thronende Maria mit dem Kinde, alle diese Darstellungen umgeben das Geheimnis der Mutterschaft mit einem Kreise heiliger Zartheit und Verehrung. Die Geschichte der heiligen Anna, die eigene Geburt und Jugend der Maria und die Jugendgeschichte des Johannes erweitern dieses Stoffgebiet. — Es ist ein Naturmythus, den mit sicherem Instinkt die italienische Kunst aus der jüdischen Geistesreligion sich herauszieht. Er ist vertieft und vergeistigt durch den Gedanken des unmittelbaren göttlichen Eingreifens, das aus der bloßen physischen Forterhaltung des Menschengeschlechts das Wunder der Neuwerdung macht. Aber er ist vergeistigt in demselben Sinne, in dem die griechische Philosophie die alten Göttermythen vergeistigt hat. Mit unfehlbarer Treue kehrt Italien zu der Kultur zurück, von der es sich Jahrhunderte hindurch genährt hat.

Lionardo ist es, der diese Richtung des religiösen Geistes zu seiner höchsten Vollendung gebracht. Klarer als alle vor ihm hat er die Mutter mit dem Kinde in den Schoß der Urnatur zurückversetzt, entscheidend hat er den Christustypus herausgebildet, in dem die italienische Kunst nach ihrer inneren Notwendigkeit gipfeln mußte: das Bild des Edeln, Weisen, Schönen. Der Geist des sterbenden Sokrates, wie ihn uns Plato gezeigt hat, ist es, der in dem Abendmahl des Lionardo wiederkehrt, auf eine neue Gestalt bezogen und von einer Sanftmut und Hingebung verklärt, die die Griechen dem Faunsgesicht des athenischen Philosophen nicht geliehen haben — und doch ihm im Grunde unendlich mehr verwandt als jenem schwärmerischen Juden, der sich Gottes Sohn nannte und von Pilatus ans Kreuz geschlagen wurde.

Eine wunderbare Verklärung und Vergöttlichung des Lebens ist es, die aus diesem Bilde und die aus dem Werk der italienischen Renaissance im ganzen zu uns spricht. Aber auf die letzten unerbittlichen Fragen nach dem Sinn des Leidens und des Todes hat sie keine Antwort. Wohl hat Lionardo auch den auferstandenen Christus gemalt in einem schönen Bilde, dessen etwas verschlechterte Wiederholung wir hier besitzen; aber es ist ein dunkler Mythus, von dem ich glaube, daß er sich wesentlich auf die wiederbelebende Kraft der Kunst bezieht, also an den Sinn der orphischen Mysterien anklingt, um ein Gleichnis aus dem Altertum zu suchen.

Michelangelo hat es gefühlt und ausgesprochen, wenn auch unbewußt, ja ich möchte sagen wider seinen Willen: der Erlöser von Sünde und von Tod ist uns nicht erschienen. Umsonst ist die

Lieblichkeit und Reinheit, mit der ihr die Mutter des Herrn umgeben habt; in völlig ratlosem Schmerz steht sie vor der Leiche ihres Sohnes. In Gram und Trauer versenkt blicken die Propheten und Sibyllen vorwärts in eine unendlich ferne Zukunft, die den Messias bringen soll. Von Geschlecht zu Geschlecht müssen sich die Ahnen Christi die kummervolle Bürde des Harrens und Wartens noch weiterreichen, ehe das „langersehnte Heldenkind" erscheinen kann. Der Schöpfer Gott hat zwar den Himmel und die Gestirne nach seinem Willen geschaffen, aber auf Erden geschieht sein Wille nicht. Die Menschen sind der Sünde und ihrer Strafe, dem Tode, verfallen. Von Engelshänden getragen umschweben die Gestalt des Weltenrichters die Symbole seines eigenen Leidens und Todes: aber sie sind kein Zeichen der Versöhnung und Gnade, sondern eine Rechtfertigung seines rächenden Zorns. — Es ist das letzte Wort der italienischen Kunst. Denkt Lionardo mit dem Geist des griechischen Philosophen, so Michelangelo mit dem des jüdischen Propheten. In beiden l e b t der Messias nicht.

Völlig anders ist das Bild im Norden. Auch dort bemächtigt sich die Malerei des Marienkultus. Aber bei aller Innigkeit und Wärme, die unserer lieben Frauen auch dort gewidmet werden, erhält sie niemals jene natürlich göttliche Würde, die der Süden ihr gab. Es fehlt die Vergangenheit griechischer Kultur.

Mit um so leidenschaftlicherer Hingabe wird die Gestalt Christi, das Ereignis seines Leidens und Todes ergriffen. Das große Dreigestirn der deutschen Kunst, Dürer, Holbein, Grünewald, für alle drei steht die Passio Christi im eigentlichen Mittelpunkt des Schaffens. Ich erinnere an Holbeins Basler Altar, an seinen toten Christus, an seine Totentanzfolgen, an Dürers immer wiederkehrende Reihen von Holzschnitten, Stichen und Zeichnungen, in denen er dem Leidensweg des Herrn folgt, an Grünewald endlich, der den übermenschlich herzzerreißenden Anblick des Gekreuzigten weiter gesteigert hat, als wohl je vor ihm oder nach ihm gewagt worden ist. Ganz frei sind sie alle drei von jener mönchischen Inbrunst mystischer Versenkung in das Leiden des Herrn, die, von Giotto angefangen, in Italien so häufig wiederkehrt. Mit einem harten Wirklichkeitssinn sprechen sie ihr: Ecce homo — so ist der Mensch. Keine Weltentsagung und Askese ist nötig. Das Leiden ist einfache Wahrheit.

Eigentümlich ergreifend verläuft das Schicksal dieser Drei. Holbein wendet sich den religiösen Gegenständen ab und wird der kühlste

und objektivste Porträtmäler, den die Welt je gesehen hat. Grünewald geht zugrunde. Dürer allein, der sonst seinen beiden Genossen in vielem nachstehen muß, an malerischer Schönheit sowohl wie an Reichtum und Beweglichkeit des geistigen Ausdrucks, der schwerer als die beiden andern gegen die seine Phantasie umstrickende Formlosigkeit, Fratzenhaftigkeit und Verzerrtheit zu kämpfen hatte, zeigt sich darin als die mächtigere und größere Persönlichkeit: ihm bleibt die geistige Spannkraft, das große Ereignis der Reformation aufzunehmen und sich daran künstlerisch zu erneuern.

Zweimal hat die nordische Kunst ein echtes Sinnbild der alleinseligmachenden weltumfassenden, der katholischen Kirche geschaffen. Das eine ist der Genter Altar der Gebrüder van Eyk das andere Dürers Allerheiligenbild. Die Kirche war ihm lebendige Wirklichkeit, darum auch ihre Reinigung eine wirkliche Lebenswende. Seine vier Evangelisten, nach ausdrücklichem Zeugnis dem Ereignis der Annahme der Reformation durch seine Vaterstadt gewidmet, sind sein reifstes und vollkommenstes Werk. Sie verkörpern restlos jenen Geist entschlossener, höchst praktischer Tatkraft, gepaart mit sittlicher Lauterkeit, den Geist Luthers. Sie sind das letzte Wort der deutschen Kunst: schreiten wir ins Leben und machen wir das Wort, das uns gegeben ist, zur Tat. —

Mit Dürer hat die Kunst zum letzten Mal auf dem Boden der einen allgemeinen Kirche gestanden. Obwohl er selbst den Schritt über die Schwelle tut, tut er ihn unbewußt, wie seine ganze Zeit ihn tat, ohne die Voraussicht eines endgültigen innern und äußern Abschieds. Aber mit dem längeren Wirken der durch die Reformation in die Welt gesetzten Tatsachen und Gedanken bildet sich nicht nur eine neue Kirche neben der alten, sondern die alte selbst verändert ihr Wesen und ihren Charakter. Wie ein Magnet aus einem Haufen Sande jedes kleinste Teilchen Eisen herausliest, so entzieht die Reformation der allgemeinen Kirche Bestandteile, die ihr bis dahin anzugehören scheinen, und sie bleibt als ein anders zusammengesetztes Ganze zurück.

Ein Jahrhundert nach Dürer krystallisiert sich dieser neugeschaffene Gegensatz in zwei gleich großen, aber unendlich verschiedenen Persönlichkeiten: Rubens und Rembrandt. Antwerpen und Amsterdam: vielleicht liegt das Geheimnis der Entstehung einer letzten unerwarteten Blüte der Renaissance hier im Norden zum Teil darin, daß sich hier an zwei unmittelbar benachbarten und durch äußere Lebensbedingungen und Art des Volkes verwandten Orten durch die

kirchliche und politische Lage ein äußerster Kontrast entwickelt hatte, der, wenn er sich nicht ausgleichen konnte, zu einer unerhörten Steigerung der widersprechenden Kräfte führen mußte.

Um Rubens' Stellung zur religiösen Malerei zu verstehen, muß man die zwei Elemente sondern, die in einer fast unbegreiflichen, erstaunlichen Harmonie seine künstlerische Natur zusammensetzen: seine unbeschreibliche Natürlichkeit und seinen politischen Instinkt. Ueber die sinnliche Kraft und Lust des Daseins unter freiem Himmel, das seine Faune, Nymphen, Göttinnen und Helden führen, ist kein Wort zu verlieren. Sie ist mit Händen zu greifen. Weniger gewürdigt ist die politische Seite seines Wesens. So interessant es wäre, darauf einzugehen, liegt es hier nicht im Thema. Nur soviel: der furchtbare Krieg, den er entbrennen sieht, die Neubildung der Staaten, die Stellung und Gewalt des Fürsten, seine Regierungspflichten und dynastischen Verhältnisse, diese Gegenstände nehmen fast eine Hälfte seines ganzen Schaffens ein.

Auch Kirche und Glaube sind ihm politische Dinge. Weit zurück liegt jenes unbefangene Heidentum, das sich in Italien die Altäre der Kirchen erobert hat. Seine kirchlichen Bilder sind dogmatisch und apologetisch, d. h. sie dienen bewußt der Feststellung und Verteidigung der reinen Lehre. Seine Wunder sind aufsehenerregende Ereignisse, durch eifrige und begeisterte Zeugen beglaubigt, so daß auch der verstockteste Ketzer nicht zweifeln kann. Seine Dreieinigkeit, seine Himmelfahrt Mariä und ähnliche Dinge atmen das feierliche Zeremoniell, durch das die Kirche sie zur Lehre erhoben hat.

Vor trockener Lehrhaftigkeit aber bewahrt ihn die unerschöpfliche Lebendigkeit und Natürlichkeit seines Wesens. Dieser Quelle, nicht der Dogmatik, entspringt seine Christusgestalt. Es ist eine Heldenfigur, machtvoll, körperstark, tapfer, von Frauen geliebt und beweint, groß auch im Untergang, der nur die dramatische Vorbereitung bildet zur glorreicheren Wiedereinsetzung in sein Königtum, eine Wiedereinsetzung, die so wenig wie ein Regierungswechsel auf Erden vor sich gehen kann, ohne daß die Widersacher und Gegner gestürzt und in die Tiefe verbannt werden. Das ist die Auffassung, aus der seine verschiedenen Darstellungen des jüngsten Gerichts entspringen und durch die sie sich, bei aller Macht und Bewegtheit der Komposition, so seltsam von der furchtbaren Schöpfung Michelangelos unterscheiden.

Denn ein sittlicher Eiferer wie dieser, erfüllt von heiligem Schmerz und Zorn, ist er nicht. Unverzeihlich ist nur eines: zur

falschen Partei zu gehören, in dem großen Kriege zwischen Feinden und Freunden Christi nicht die Waffen des echten Königs zu tragen. Wer aber tapfer und gläubig seinen Mann stellt, dem werden die Sünden des Fleisches gerne und leicht verziehen. In aller Blüte ihrer sündhaften Sinnlichkeit tritt die Ehebrecherin vor Christus, steht Magdalena unter den Heiligen, die das mönchische Gewand tragen; sie brauchen sich der Schönheit ihres mächtigen Körpers nicht zu schämen, seine Triebe nicht zu töten: die Kirche entsündigt alle, die sich ihr unterwerfen.

Das ist für Rubens keine Lehre einer billigen und bequemen Leichtfertigkeit; sie kommt wahrhaftig aus dem innersten Kern seines Wesens. In prachtvoller Einheitlichkeit steht seine künstlerische Gestalt da; kein unheilbarer Riß trennt Sinnlichkeit und Sittlichkeit. Bis an die äußerste Grenze des Möglichen kann er gehen: Trunkenheit, Schlemmerei, Frauenraub und Vergewaltigung, die schrankenlose Befriedigung animalischer Leidenschaften kann er schildern und bleibt dabei heiter, frei, mit sich selbst einig und rein. Stets genügt die Unterwerfung unter ein äußeres Gebot der Kirche, um den moralischen Fortbestand der Welt zu sichern. Die ganze Konsequenz und Logik der katholischen Kirche gerade in ihrem künstlichsten und scheinbar beengendsten Aufbau offenbart sich an diesem Künstler: sie gibt ihm die ungeheure Freiheit des persönlichen Auslebens und nimmt wirklich und tatsächlich die ganze Last der menschlichen Sündhaftigkeit von seinen Schultern auf die ihren.

Kein schrofferer Gegensatz zu der Gestalt des Rubens ist denkbar als die des Rembrandt. Jener ist im Vollbesitz des von der großen Zeit der Renaissance aufgehäuften technischen Könnens und schaltet damit leicht und frei. Dieser hat fast alles verloren und zerstört, was Ueberlieferung in der Kunst heißt; seine Technik ist unsicher und kleinlich in der Jugend, achtlos und geringschätzig im Alter. Jener ist mit Aufträgen überhäuft, angesehen und in unmittelbarer Verbindung mit den Großen dieser Erde; dieser einsam, verbittert, erst ein eitler und trotziger Parvenu, dann verarmt, vergessen und fast verkommen. Jener malt eine Welt von Fürsten, Heiligen und Göttern; dieser brave Bürgersleute, wenn er muß, Bettler, Greise, Lausbuben und Krüppel zum Vergnügen. Jener hat das herrliche Lehrgebäude der katholischen Kirche vor sich mit Kirchenvätern, Ordensstiftern, Päpsten und Feldherrn der Kirche; dieser einen Menonitenprediger, der bieder und platt einem verwitweten Weiblein Bibelsprüche auslegt. Vor beider Augen steht die

Welt im furchtbaren Brande des dreißigjährigen Krieges; in Rubens' Werke lodern seine Flammen als ein herrliches Feuerwerk; in Rembrandts Werkstatt dringt auch nicht ein leisester Abglanz. Jener wirft sich frei und glücklich dem Sinnenleben mit all seinen Leidenschaften in die Arme; dieser versucht zwar auch mit Lebensfreude und Glanz gewaltsam aufzutrumpfen; dahinter aber lauert heimliches und erniedrigendes Laster.

Man nennt Rembrandt den ersten modernen Maler; all die Züge, die ich eben aufgezählt habe, stimmen dahin überein. Auch der Zynismus fehlt nicht. Mit Recht beruft sich hierin die Gegenwart auf ihn. Und doch, wenn wir auf die sechs Jahrhunderte christlicher Malerei zurückblicken und das daraus heraussuchen, was uns heute unmittelbare religiöse Wirklichkeit ist, es wird sehr Vieles verschwinden und fortfallen, was entweder nie Religion war oder es uns nicht mehr ist — Rembrandt aber können wir nicht missen, ohne einen entscheidenden künstlerischen Zeugen christlicher Wahrheit zu verlieren.

Was ist es nun, das diese zweideutige Gestalt in so unmittelbare Nähe dessen stellt, der uns zum Inbegriff sittlicher Reinheit und Hoheit geworden ist? Versuchen wir, uns zu vergegenwärtigen, mit welchen neuen Zügen er das unendliche Thema erweitert, das die heiligen Schriften dem Abendland geliefert haben.

Auffällig ist dem ersten Blick das eigentümlich jüdisch-orientalische Lokalkolorit, das er den biblischen Geschichten verleiht. Hatte die bildende Kunst bisher ihrem Christus entweder naiv eine gegenwärtig-abendländische, oder eine unbestimmt antikisch-allgemeine Umwelt gegeben, so sucht Rembrandt in Kostümen, Gebäuden, Gesichtszügen und Situationen das Volk und Land heraufzubeschwören, dem der Heiland entstammte. Manche Anregung soll er dem Judenviertel Amsterdams entnommen haben, anderes entspringt einer beweglichen Märchenphantasie. Aber so glücklich und schlagend wahr viele Züge die morgenländische Heimat Jesu vor Augen rücken — darin kann der religiöse Gehalt wohl nicht ruhen. Das brächte uns in seiner Konsequenz den historischen Jesus, nicht den allgegenwärtigen.

Hat er etwa einen neuen, edeln und schönen Christustypus dem des Lionardo an die Seite gesetzt? Sicherlich nicht. Sein Christus ist unschön, plump von Gliedern, in Gesichtszügen und Ausdruck selten überhaupt so weit charakterisiert, daß sich etwas unmittelbar Geistiges daraus lesen ließe. Selten und spärlich zeigt sich in dem Volk, das ihn umgibt und seiner Lehre lauscht, das

Pathos tiefer Ergriffenheit oder leidenschaftlicher Hingabe. Stumm, ja mürrisch hocken sie um ihn herum und scheinen seine Rede ebensowohl kritisch zu prüfen als gläubig aufzunehmen. Einigemale erscheint Jesus durchaus nur als ein geistreicher jüdischer Schriftausleger, von dem eine überraschende Lösung eines recht spitzfindigen Meinungsstreites erwartet wird.

Der Zauber seiner Licht- und Schattenprobleme? Was hat der mit Wort und Tat Jesu zu tun? Gleichmütig verschwendet ihn Rembrandt an die edelsten und an die gemeinsten Vorwürfe. Ein interessanter Effekt erscheint ihm wichtiger als das heiligste Antlitz.

Auch nicht damit ist es getan, daß man sagt, Rembrandt habe Jesus im Kreise der Armen, Mühseligen und Beladenen dargestellt und damit das eigentliche Wesen seiner Heilsbotschaft getroffen, an dem gerade die bildende Kunst so gerne vorbeigeht, die nach Schönheit, Anmut und Würde der äußeren Erscheinung sucht. Wohl ist es wahr: Christus lehrend und gerade unter den Armen und Ausgestoßenen lehrend, das ist ein seltenes Thema. Mit untrüglichem Instinkt ist die ganze italienische Kunst und alles, was auf ihr fußt, daran vorbeigegangen. Denn ein Redender, dessen Worte man nicht hört, und viele Zuhörende, eben durch ihre Aufmerksamkeit zur Ruhe und Unbeweglichkeit gebannt, das ist so ungefähr der unglücklichste, ja geradezu lächerlichste Vorwurf, den ein Maler sich nehmen kann. Aber was war damit getan, der bildenden Kunst ein Thema aufzunötigen, das ihr widerstrebt, und mit unverkennbarer Freude auch am Gemeinsten in die Tiefen der Häßlichkeit hinabsteigend, alles zu verleugnen, was ihre natürlichen Lebensbedingungen ausmacht? Kann die Religion gewinnen, wenn die Kunst verliert?

Schön und häßlich sind der bildenden Kunst, sind der sichtbaren Welt, der Welt sinnlicher Wahrnehmung ebenso absolute Lebensgegensätze wie gut und böse der Welt des sittlichen Handelns. Es sind die beiden äußersten Pole ihres Denkens, die sich gegenseitig vollkommen ausschließen und doch nicht einer ohne den andern gedacht werden können. Schaffe dir eine Welt des Schönen; nach einem geheimen unentrinnbaren Gesetz baust du Stein für Stein auch eine Welt des Häßlichen. Setz' dir deine Welt zusammen aus Jugend, Gesundheit, Kraft, Heiterkeit, Liebeslust; Alter, Krankheit, Widerwärtigkeit, Leiden und Tod treten von selbst zu ihrem furchtbaren Gegensatz zusammen. Keine natürliche Schönheit kann jene Elemente entbehren, jede wirft ihren eigenen Schatten, um so dunkler je heller ihr Licht ist.

Eine bildende Kunst, die sich einen Inbegriff, einen Kanon des Schönen schafft (und jede bildende Kunst hat von Natur das Bestreben, das zu tun) handelt wie eine Religionslehre, die sich ein Gesetz des Guten und Bösen aufstellt. Eine Schönheitskunst und eine Gesetzesreligion, beide suchen nach jenem Bild der Vollkommenheit, das als ein notwendiges Ziel des Werdens in die menschliche Seele gelegt ist. Beide stellen ihm gegenüber ein Bild alles Fluchwürdigen, Verabscheuenswerten, Auszutilgenden. Beide sammeln um sich eine Gemeinde, die es sich zur Aufgabe macht, zu verwirklichen, was der vorausahnende Traum geschaut hat; beide stoßen von sich aus und verdammen den, der ihrem Wollen widerstrebt.

Wie man das sittliche Ideal eines Volkes oder eines Menschen an dem erkennt, was ihm Sünde bedeutet, wie sich nur im Kampf mit den als böse erkannten Trieben sein Gutes zu entfalten vermag, so ist die besondere Natur des Schönheitsideals eines Künstlers mit untrüglicher Sicherheit an dem zu erkennen, was er ihm als häßlich gegenüberstellt; an ihren Gegensätzen sollt ihr sie erkennen. Für Giotto ist es das Verbrecherische; für Michelangelo das Furchtbare; für Lionardo das abstrakt Häßliche; für Giorgione hoffnungslose Schwermut; für Rubens bestialische Leidenschaft; für Dürer das gestaltlos Fratzenhafte; ja wo dieser Gegensatz fehlt, bleibt uns unwillkürlich das Gefühl der Schwäche der Unmännlichkeit. Wir glauben an den Sieg der Schönheit nicht ganz, da wir den niedergerungenen Teufel nicht sehen.

Es ist das natürliche Verhalten der bildenden Kunst, ihre Welt in zwei Hälften zu spalten, zu segnen und zu verdammen, wie es die Hüter des Moralgesetzes mit der ihren tun. Da aber sieht sie sich, wie sie in den Dienst der christlichen Lehre tritt, vor eine Aufgabe gestellt, die ihre ganze Weltordnung auf den Kopf stellt. Erlösung — Erlösung von dem uralten Gegensatz zwischen den Erwählten und den Ausgestoßenen, den Gerechten und den Ungerechten, eine Botschaft an alle Elenden, Armen, Kranken, Sünder und Unreinen, bekräftigt durch das eigene Leiden und den qualvollen Tod des Boten. Alle Instinkte des zum Bilden begabten Menschen wehren sich dagegen. Wie kann Leiden schön sein und wie kann das Unschöne göttlich sein? Mit Worten kann man ja auch das Widersprechendste zusammenzwingen, kann das Große klein und das Kleine groß nennen. Die Dialektik der bildenden Kunst ist einfacher. Wohl kann man einen leidenden und gequälten Menschenleib malen; wohl kann man ihm einen vergoldeten Heiligenschein

ums Haupt legen. Wem aber die Erlösung nicht wirkliche allerinnerste persönliche Wahrheit geworden ist, dem wird keine Kunst des Pinsels helfen, etwas zu bekennen, was er nicht fühlt. Die christliche Kunst ist ein naives aber unerbittliches Geständnis, wann und wo die Lehre, die von Palästina her durch die Welt zog, lebendig geworden ist.

Es wurde vorhin versucht zusammenzufassen, wie dies Geständnis lautete. Italien wendet sich von dem Unmöglichen. Aus der heiligen Mutterschaft, aus der Geburt des Heldenkindes bereitet sich die Kunst einen schönen Naturmythos, einen gereinigten und vergeistigten, dem alle Züge des Allzumenschlichen ferngehalten werden — aber keinen, der auf die letzte, schwerste Frage eine Antwort zu geben vermag.

Den deutschen Künstlern aber ist wohl das Leiden eine tiefe innere Wahrheit. Aber die Auferstehung vom Tode dieses Leibes bleibt ihnen ein Geheimnis, das sie wohl anzudeuten, aber nicht zu deuten vermögen. —

Kann die bildende Kunst den Widerspruch lösen, vor den sie sich gestellt sieht? Kann sie das Leiden der Menschheit ganz wahr und doch göttlich, kann sie den Tod als das furchtbare Ende und doch in ihm die Auferstehung schildern? Sie kann es, wenn sie sich über ihre eigene Natur erhebt, wenn sie den ihr eigentümlichen Widerspruch, den zwischen der Welt des Schönen und der Welt des zu Hassenden, Abscheulichen in sich selbst aufhebt und überwindet. Keine sittliche Erkenntnis kann ihr helfen, keine Kirchenlehre es von ihr erzwingen. In sich selbst muß sie die Mittel finden, sich über ihre ureigensten Satzungen zu erheben.

In Rembrandt hat sie es getan. Diesem düsteren und seltsamen Geist mit seiner Märchenphantasie und dem nüchternen Wirklichkeitssinn, mit seiner manchmal ans Lächerliche streifenden Vorliebe für das Reiche, Vornehme, Prunkvolle und mit seiner unbezwinglichen Neigung zum Niedrigen, Gewöhnlichen, ja Gemeinen, diesen zynischen Spötter über die lieblichsten Sagen des Altertums und diesem andächtigen Deuter des Johannesevangeliums war es vorbehalten, ungesucht zu finden, wonach andere mit heißem Bemühen geforscht hatten.

Ich denke mir Rembrandt durchaus nicht als einen frommen Mann, kirchengläubig nun schon gar nicht, aber vielleicht nicht einmal mit dem begabt, was man heute bewußtes Christentum nennt. Seine Bibel kannte er natürlich besser als wir heute. Das lag in

der Zeit. Sie war ja noch nicht so lange Allgemeingut. Sie war noch „das Buch“. Beweisen läßt sich's natürlich nicht, aber ich glaube, zuerst war's das orientalisch Märchenhafte, was ihn anzog und zum Gestalten reizte. Und dann fand er Sinnbilder für persönlich Erlebtes: da war der Simson, der geblendet wird, weil er sich mit einer Frau zu sehr eingelassen hat: es gab wohl Gründe, die ihm das verständlich machten. Dann nahm er eine antike Mythe zu Hilfe, den Raub der Proserpina, um sich über die etwas gewaltsame Art auszusprechen, mit der er seine erste, einem höheren Stande angehörige Frau sich verschafft hatte. Bei einem Zorn auf seinen Schwiegervater aber stellte er sich wieder als Simson dar, der dem Vater seiner Delila die Faust zeigt. Er war ja ein wenig eitel und malte gerne sich selbst. Auch das schöne Bild David und Absalom kann ich mir kaum anders erklären als persönlich symbolisch: vielleicht war's sein Sohn Titus, der ihn gekränkt hatte. In Esther, die der König Ahasver zu sich erhöht, sah er wohl seine Hendrickje. Und anderes mehr läßt sich nennen.

Es liegt hier der Schlüssel seines Verhältnisses zur biblischen Geschichte. Für Rubens gibt das kirchliche Dogma den entscheidenden Ausschlag bei der Wahl und Gestaltung des Stoffs, für Rembrandt das persönliche Erlebnis.

Sein Leben war viel von äußerem Unglück getrübt und verbittert, und tiefe Melancholie kann ihm nicht fremd gewesen sein. Zweimal hat er den König Saul gemalt, dem Davids Saitenspiel den bösen Geist kaum zu bannen vermag. Das zweite, in hohem Alter gemalte Bild ist bei aller Häßlichkeit so ergreifend, daß es nur allerpersönlichster Erfahrung entsprungen sein kann. Ein Erlebnis aber muß ihm immer wiedergekehrt sein: die geistige Wiedergeburt. Denn das ist das eine und das Grundthema seines religiösen Gestaltens: der Eintritt des Göttlichen in alle Trübsal des gemeinen wirklichen Lebens, seine heilende, seine erlösende Macht.

Da ist die Geschichte des Tobias, der Besuch der Engel bei Abraham, Christus und die Samariterin, Christus und Magdalena am Grabe, die Jünger in Emaus, die Auferweckung des Lazarus — endlich die Reihe der 5 wunderbaren Bilder in der Münchener Pinakothek, die Kreuzerhöhung, Kreuzabnahme, Grablegung, Auferstehung und Himmelfahrt.

„Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr“, das ist für Rembrandt nicht eine Verheißung, von der unbestimmt bleibt, wann und von wem sie eingelöst werden wird. Es ist ihm schlecht-

hin eine Tatsache, keine, zu der er sein Herz auf göttlichen Befehl zwingen müßte, zu der er sich in Momenten religiöser Erhebung aufschwingen müßte, sondern eine Wahrheit, die ihm ganz unbewußt entströmt, auch ohne daß die Gestalt des Heilands vor seinen Augen steht. Die Bettler bleiben Bettler in aller Zerlumptheit, Kränklichkeit und Jämmerlichkeit, ja wir sehen nicht einmal, daß die Krüppel körperlich geheilt würden — und doch, das Himmelreich ist ihr. Wie sein geheimnisvolles Licht auch die ärmste Gestalt umfließt, ohne ihrer Jämmerlichkeit ein verhüllendes Mäntelchen umzuhängen, so steht jeder, auch der Elendeste, an der Schwelle des göttlichen Erlebnisses, der Widergeburt aus dem Geiste. Wir brauchen dem Prediger, der in ihrer Mitte steht, keine Evangelienworte unterzulegen, wir brauchen sie nicht aus begeisterten Mienen seiner Zuhörer zu lesen. Rembrandt selbst spricht seine Menschenliebe, eine Menschenliebe ganz ohne Mißklang, ganz ohne gewaltsame Gefühlssteigerung, ohne asketische Selbstentsagung, ohne Herablassung, ja sogar ganz ohne Mitleid.

Wozu auch Mitleid? Jeder hat sein Teil. Keiner braucht zu klagen und zu fordern. Selbst dieser Wahrheit hat er, so unbildlich sie scheint, einen Ausdruck gefunden in den Darstellungen der Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberge und vom ungetreuen Knecht. Instinktmäßig hat er sie gefunden, nicht mit lehrhafter Absicht. Die Welt ist elend und erbärmlich, daran ist nichts zu beschönigen. Und doch handelt der Samariter, der den Verwundeten auflieſt, nur selbstverständlich, ganz ohne Pathos hingebenden Erbarmens, ganz ohne Bewußtsein einer edlen Tat.

Es ist ein Bild seiner selbst, des Malers Rembrandt. Er ist kein religiöser Maler aus sittlicher Ueberzeugung und edler Absicht. Seine niedrigen Instinkte haben ebensoviel Teil daran wie seine reinsten. Sein künstlerisches Gewissen ist es, was ihn treibt und bewegt. In dem aber war aufgelöst und aufgehoben, was den Menschen vom Menschen trennt. Arm oder reich, jung oder alt, schön oder häßlich, sauber oder unsauber — es galt ihm wirklich gleich. Jedem ist das Göttliche nahe. War Christus schön? Diese Frage existiert für ihn nicht. Er ist über schön und häßlich, wie er über gut und böse ist.

Ich habe vorhin die Frage beiseite gelassen, ob die beiden Gegensätze, in die die sittliche und die sinnliche Welt sich auflösen, die Gegensätze von Gut und Böse und von Schön und Häßlich, gleichbedeutend sind, ob das Gute auch das Schöne ist, die alte

Streitfrage. Ich möchte sie für mein Teil mit „nein“ beantworten. Das aber scheint mir wahr, daß über beiden Gegensätzen, da wo sie aufgehoben und überwunden sind, ein gleiches Gemeinsames liegt, für das wir keinen Namen haben. —

Rembrandt ist von dem bekannten Buche „Rembrandt als Erzieher“ mit besonderem Nachdruck für das Deutschtum in Anspruch genommen worden. So verlockend der Gedanke ist, eine solche Persönlichkeit dem eigenen Volke geistig zuzueignen, will es mir doch nicht gelingen, die Fäden, die ihn mit uns besonders nahe verbänden, zu entdecken. Wohl mag es gelten, daß man ihn sich nicht als Italiener, Spanier, Franzosen oder Engländer vorzustellen vermag. Aber wo ist die Brücke zum Deutschtum? Weder mit dem alten religiösen Mystizismus noch mit dem tatkräftigen Geist der Reformation, weder mit dem viel späteren Pietismus noch mit der deutschen Philosophie wüßte ich ihn in Beziehung zu setzen. Ganz unmittelbar aus dem Geist der Evangelien, und zwar aus ihrem jüdischen Geiste, scheint er mir seine Erkenntnisse geschöpft zu haben. Ex oriente lux. Nicht zufällig versetzt er seinen Jesus zurück an die Schwelle des Judentums, in den jüdischen Tempel, in das jüdische Volk. Alles, was die anderthalb Jahrtausende christlicher Kirche aus dieser Gestalt entwickelt haben, verschwindet. Er spricht wieder seine ersten Worte.

So wenig ich Rembrandts Vorläufer sehen kann, so wenig seine Nachfolger. „Rembrandt als Erzieher“ ist ein Traum. Und doch ein schöner und hoffnungsvoller. Unsere Kunst leidet heute schlimmer, als es vielleicht je der Fall gewesen ist, unter dem Drucke eines quälenden Abscheus, eines unüberwindlichen Ekels vor der Häßlichkeit und Abgeschmacktheit des Lebens, der sie doch nicht zu entrinnen vermag. Alle Versuche, ihr eine Welt erträumter Schönheit gegenüberzusetzen, steigern nur die Qual. Aus dem Geiste Rembrandts könnte die Lösung kommen, die uns über diesen unerträglichen innern Widerspruch hinaushöbe. Eine solche Kunst wäre eine religiöse, einerlei ob sie sich mit den biblischen Gestalten beschäftigte oder nicht. Aber wir sind weit davon entfernt.

# Welt- und Himmelsbild im Zeitalter Christi.

Von

**Prof. D. Alfred Bertholet (Basel).**

Wenn an Stelle eines Astronomen ein Religionshistoriker es unternimmt, Welt- und Himmelsbild im Zeitalter Christi zum Gegenstand der Behandlung zu machen, so möchte das von vornherein ein falsches Vorurteil erwecken. Es könnte scheinen, als seien die astronomischen oder physikalisch-geographischen Kenntnisse jener Zeit überhaupt noch so wenig fortgeschritten gewesen, daß jeder erste beste Laie in astronomischen Dingen sich herausnehmen dürfe, sie zu behandeln und zu beurteilen. Indessen verriete das wenig Kenntnis der griechischen Astronomie; denn schon der flüchtigste Blick in den Gang ihrer Geschichte muß eines Bessern belehren.

Bereits der erste Philosoph der Griechen, Thales von Milet, sagt die Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 v. Chr., wenn auch nicht auf Tag und Monat, voraus. Sein Schüler Anaximander ergänzt das Bild der uns sichtbaren über der Erde sich wölbenden Himmelshalbkugel durch die Annahme einer ihr entsprechenden unterirdischen und erhebt sich in kühner Vorahnung einer Art Gravitationsgesetzes zum Gedanken, daß die Erde, die er sich in Form etwa eines Tambourins vorstellt, in der Mitte dieser ganzen Himmelskugel frei schwebe, festgehalten durch die Gleichheit ihrer Abstände von der himmlischen Peripherie. Die Pythagoräer erkennen schon die Kugelgestalt der Erde und tun auch den ersten Schritt, sie aus dem Weltmittelpunkt zu verdrängen, indem sie sie mit allen Himmelsgestirnen in wunderbarer Sphärenharmonie um ein Zentralfeuer kreisen lassen, das für das menschliche Auge freilich durch eine Gegenerde verdeckt bleibe. Für die Pythagoräer also gilt schon, daß die Erde sich bewegt, und als die aus ihrer Schule hervorgegangenen Hiketas und Ekphantus die Lehre vom Zentralfeuer auch verlassen

und die Erde wieder in den Weltmittelpunkt rücken, da lehren sie doch den Wechsel von Tag und Nacht aus einer Drehung der Erde um ihre eigene Achse begreifen. Plato, für den, wenn auch vielleicht nicht nach seiner letzten Meinung, die Erde ebenfalls wieder im Weltmittelpunkt steht, erklärt sich die Himmelsphänomene durch ein kompliziertes Bewegungssystem, wonach die Planeten (mit Einschluß der Sonne) nicht nur an der Drehung der Fixsternsphäre um deren Achse teilhaben, sondern in auf- und niedersteigender Spirale eine eigene Drehung in umgekehrter Richtung vollziehen. Auf Platos Bahnen schreiten seine Schüler weiter, vor allem Eudoxus, Kallipp und Aristoteles, ihrem Meister darin voraus, daß sie mehr mathematisch und induktiv vorgehen. Zwar führen sie ihre geistvollen Sphärenbewegungstheorien schließlich auf ein totes Geleise; aber unumstößlich bleibt manche richtige Beobachtung, z. B. an der Stellung der Sterne zum Horizont, woraus Aristoteles einen bestimmten Beweis für die Kugelgestalt der Erde ableitet. Ein anderer Platoschüler, Herakleides, entdeckt, daß Merkur und Venus sich um die Sonne drehen. Er gelangt damit zu einem Weltbilde, das schon dem von Tycho Brahe 19 Jahrhunderte später angenommenen ähnlich sieht: in der Mitte die Erde, darum kreisend zunächst der Mond, dann die Sonne mit ihren beiden Trabanten Merkur und Venus, und weiter, in immer größeren Kreisen die Erde umziehend, Mars, Jupiter und Saturn. Läßt man einmal Merkur und Venus sich um die Sonne bewegen, dann ist der Schritt nicht mehr groß, die Erde, die ja schon einmal die Pythagoräer aus dem Weltmittelpunkt gerückt hatten, ihrerseits um die Sonne kreisen zu lassen. Und der Schritt wird gewagt: Aristarch von Samos um 270 v. Chr. gebührt der Ruhm, die Sonne zuerst in den Mittelpunkt der Welt gestellt zu haben, während er die Erde um ihre eigene Achse sich drehen und zugleich in einer zu dieser Achse schiefliegenden Ebene (der Ekliptik) sich um die Sonne bewegen läßt. Man muß nicht meinen, daß die Revolution, die Aristarchs Gedanken im Reiche der Geister hervorriefen, minder groß gewesen sei als zu Kopernikus Zeiten. Noch Plutarch kennt es als etwas geradezu Sprichwörtliches: „Hänge uns nur keinen Prozeß wegen Unglaubens an den Hals, Teuerster, wie einst Kleanthes meinte, ganz Griechenland müsse den Samier Aristarch als Religionsverächter vor Gericht laden, weil er den heiligen Weltherd verrücke." Eigentliche Beweise für Aristarchs heliozentrische Auffassung bringt ein Jahrhundert später Seleukus von Seleucia, der letzte Vertreter dieser Auffassung bis auf

Kopernikus. Es gibt zu denken, daß eine einmal vorhandene richtige Erkenntnis auf $1^1/_2$ Jahrtausende einfach verschwinden kann, mag man im besondern Falle lange die Entschuldigung anführen, daß die Voraussetzungen, von denen Aristarch und Seleukus ausgingen, falsche gewesen seien.

Uebrigens inaugurieren sie auch nach anderer Seite hin einen gewaltigen Fortschritt. Mit ihnen beginnt die Welt sich vor dem Blick des Himmelsbeobachters plötzlich gewaltig zu weiten. Die Distanzen werden größere; vor allem gewinnt die Sonne selber an Größe. Hatte Eudoxus ihren Durchmesser für 9 mal so groß als den des Mondes gehalten, so hält ihn Aristarch schon für 18 bis 20 mal und Archimedes für 30 mal so groß als den Monddurchmesser. Und mit dem Sonnendurchmesser wächst naturgemäß das Sonnenvolumen: Aristarch bestimmt es schon auf 254—368 Erdvolumina.

Zwar kehrt der nächste große Astronom der Griechen, Hipparch, in der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, von der heliozentrischen zur geozentrischen Auffassung zurück; aber seine Berechnungen gewinnen so sehr an Genauigkeit, daß er geradezu als der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Astronomie gilt. Zunächst wird für ihn die Welt noch größer, steigert er doch beispielsweise das Sonnenvolumen auf ca. 1880 Erdvolumina und den Sonnendurchmesser auf das 37 fache des Monddurchmessers. Die Probleme von Sonnennähe und Sonnenferne bringen ihn auf die Annahme, daß die Erde nicht genau im Zentrum des von der Sonne beschriebenen Kreises stehe, ja er berechnet die Größe der Exzentrizität der Sonnenbahn, stellt schon Sonnen- und Mondtafeln auf, und auf ihn geht, durch die Erscheinung eines neuen Sternes im Skorpion veranlaßt, das erste Fixsternverzeichnis zurück, in welchem nicht weniger als 1026 Fixsterne enthalten sind. Vor allem aber kommt er, namentlich auf den Fixsternbeobachtungen des Timocharis weiterbauend, zur Entdeckung der sogenannten Präzession der Aequinoktien, wonach der Punkt, in dem die Sonne alljährlich den Himmelsäquator schneidet, gegen die jährliche Sonnenbewegung zurückschreitet, aber so langsam, daß es ca. 26 000 Jahre dauert, bis sie wieder im Anfangspunkte steht. Was verschlägt es gegen die Bewunderung, die wir Hipparch ob dieser Entdeckung schulden, wenn ihn seine Berechnungen statt auf 26 auf 36 000 Jahre führen? Der Ruhm des eigentlichen Entdeckers wenigstens scheint ihm nicht geschmälert werden zu dürfen durch die neuerdings von assyriologischer Seite

mit allem Nachdruck erhobene Behauptung, als hätten schon die Babylonier, womöglich bereits im 5. und 6. vorchristlichen Jahrtausend, die Präzession gekannt. Denn man hat alles Recht, diesen *neuen* Offenbarungen mit Skepsis gegenüberzustehen, wenn ein so gründlicher Kenner der Verhältnisse wie Pater Kugler erst kürzlich noch diese Behauptung für gänzlich unzutreffend erklärt hat und in den astronomischen Tafeln der Babylonier den unwiderleglichen Beweis findet, daß ihre Verfasser wenigstens vor der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. (also gerade der Zeit Hipparchs!) keine Ahnung von der Präzession hatten, wie denn auch noch Jahrhunderte später der gelehrte Neuplatoniker Proklus sie glaubte verwerfen zu müssen, weil sie weder Aegypter noch Babylonier gekannt hätten. Hatte Hipparch zu ihrer Erklärung eine äußerst langsame vom täglichen Umschwung unabhängige Bewegung der Fixsternsphäre angenommen, so schreitet, etwa 80 Jahre später, Geminus aus Rhodus zur Behauptung fort, daß die Fixsterne überhaupt nicht alle einer Sphäre angehören könnten, sondern daß die einen der Erde näher seien als die andern, so wenig unser Auge die Verschiedenheit ihrer Entfernung zu erkennen vermöge.

So sehen wir das Weltbild ständig wachsen. Dem stoischen Philosophen Poseidonius von Apamea in der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts verdanken wir schon Berechnungen, die sich der heute erforschten Wirklichkeit teilweise annähern. Die mittlere Entfernung des Mondes von der Erde z. B., die in Wirklichkeit ca. $30^1/_5$ Erddurchmesser beträgt, gibt er auf $26^1/_5$ an, die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde auf 6550 Erddurchmesser, was etwas mehr als die Hälfte der richtigen Zahl (11726) ist ꝛc. Der im zweiten nachchristlichen Jahrhundert lebende Ptolemäus, der die ganze bisherige Arbeit der griechischen Astronomie zu dem nach ihm benannten System zusammenfaßt, hat wohl für die Berechnung der Mondentfernung besser zutreffende, sonst z. T. wieder niedrigere und damit unrichtigere Ansätze. Aber schon liegt ja seine Zeit jenseits der Grenzen der hier in Frage kommenden. Was unsere flüchtige Skizze lehren wollte, war nur, daß es bereits in ihr im Geiste der gelehrten und gebildeten griechischen Welt (ich spreche nicht vom griechischen Volk) ein Welt- und Himmelsbild gab, das bei all seiner Unvollkommenheit einen Aufwand wissenschaftlicher Arbeit darstellt, der größte Hochachtung abnötigt. Es in seiner ganzen, selbständigen Bedeutung zu würdigen, bedürfte es allerdings des astronomischen Fachmannes.

Ich stecke mir ein anderes Ziel. Nur als Folie wird sich uns das Gesagte erweisen, wenn ich im wesentlichen den Versuch zu unternehmen wünsche, die gleichzeitigen Vorstellungen von Welt und Himmel zusammenzustellen, deren wir unter Jesu eigenen Volksgenossen, zumal auf seinem Heimatboden, habhaft werden können. Es ist wie eine andere Welt, in die hinein uns diese Vorstellungen führen; wenn wir dabei von Wissenschaft überhaupt sprechen dürfen, Wissenschaft in Kinderschuhen. Unberührt und unbeirrt von gelehrter Skrupel malt sie getrost das Bild nur aus, wie es des Menschen naives Auge einst erfaßt hat, und wie es seit Generationen die Alten den Jungen weiter gegeben haben. Die große Welt der Astronomen schrumpft wieder zusammen; um so größer aber wird darin der Raum, wo die Phantasie, natürliche wie unnatürliche, ihr freies Spiel hat und ihre Wunder schafft. Wer denkt hier noch an eine Kugelgestalt der Erde? Man sieht ja nur die Scheibe. Aber man sieht sie auch wirklich, am Horizont vom Meer umsäumt, darüber wie eine Glocke den Himmel gestülpt, darunter die Tiefe; und zwar ruht hier unten, bis 15000 Ellen tief, das Urmeer. Sein Wasser, übrigens von besonders reinigender Wirkung, umfließt die Erdscheibe also nicht bloß, es trägt sie auch. Wie ließe es sich auch anders verstehen, daß man beim Graben auf Grundwasser stößt, oder daß die Quellen immer wieder mit Wasser gespeist werden? Aber es gibt doch auch heiße Quellen; gerade in Palästina waren sie nicht unbekannt, Kallirrhoë z. B. am Ostufer des Toten Meeres, wo der sieche Herodes Heilung von seinen Leiden suchte. Dafür lautet die Erklärung einfach, daß in der Tiefe der Erde Feuer brenne, welches das unterirdische Wasser stellenweise erwärme. Zugleich erklärte ja dieses Feuer im Erdinnern in natürlicher Weise die vulkanische Tätigkeit. In diesem Zusammenhang sei der interessanten Tatsache gedacht, daß der große Vesuvausbruch von 79 n. Chr., der Pompeji und seine Nachbarstädte zerstörte, sein Echo auch in den Versen eines jüdischen Autors gefunden hat, der unter der Maske der weissagenden heidnischen Sibylle schreibend, das furchtbare Ereignis in die Worte faßt:

> „Wann aber einst vom zerklüfteten Land der italischen Erde
> Sich ein kehrendes Feuer zum weiten Himmel hin ausdehnt
> Und viel Städte verbrennt und Männer vernichtet und auffüllt
> Mit einer Menge von feuriger Asche die Weite des Aethers
> Und vom Himmel herab wie Mennig fallen die Tropfen,
> Dann ist der Zorn des himmlischen Gottes wohl zu erkennen." —

Also die Welt ist eine dreigeteilte: der Himmel oben, die Erde unten und das Wasser unter der Erde. Das ist das Weltbild, wie es bis auf den heutigen Tag noch jedem Kinde eingeprägt wird, wenn es das zweite Gebot lernt: „Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis machen, weder dessen, das oben im Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, noch dessen, das im Wasser unter der Erde ist." Nur daß selbst Erwachsene, die ihren Kindern diese Worte vorsprechen, sich oft wenig oder keine Gedanken darüber machen, was das Wasser unter der Erde eigentlich bedeute! Wehe aber, wenn seine Strudel aufbrechen! So geschah es vor Zeiten, als die Sintflut auf Erden kam. In der Gegenwart freilich hält Gott den Abgrund für gewöhnlich verschlossen und versiegelt.

Aber wenn die Erde auf dem Urmeere schwimmt, möchte es scheinen, als müsse sie unsicher hin- und herschwanken. Doch dafür hat Gott gesorgt. Er hat sie fest gegründet, indem er ihre „Grundfesten" einsetzte. Was diese sind, gilt zwar im allgemeinen für unerforschlich: aber gelegentlich scheint die Vorstellung durch, daß es die Berge seien, welche mit ihren Wurzeln bis in die Tiefen des Urmeeres hinunterreichen. Daher kennt der Hebräer nichts Festeres als Berg und Fels. Jesu Wort vom Berge versetzenden Glauben oder sein Bild vom Manne, der sein Haus auf Felsen baut, gewinnt erst so seine volle Bedeutung. — Aber freilich, wenn Gott einmal zürnt, zumal am Gerichtstag, dann kommt die Erde doch ins Wanken, und die Grundfesten der Berge erbeben. „Vor seinem Schelten und dem Schnauben des Odems seiner Nase wird das Bett des Urmeeres sichtbar", und damit werden die Grundfesten des Erdkreises bloßgelegt. Sonst bekommt sie ein Mensch nicht zu sehen, es muß denn schon ein Visionär wie Henoch sein, dem sich auf seinen wunderbaren Reisen durch Welt und Himmel überhaupt manche Seltenheit erschließt, wie die nach ihm benannten Schriften, die neben einigen andern apokalyptischen Werken der Zeit die Hauptquelle unserer Kenntnis der damaligen kosmologischen Vorstellungen sind, uns erzählen. Wenn außer den Grundfesten Henoch auch den „Grundstein" der Erde erschaut, so lehrt der Ausdruck, daß man die Welt z. T. unter dem Bilde eines Hausbaues betrachtete, und das war eine sehr beliebte Vorstellung. Nur vereinzelt begegnen wir dagegen dem Gedanken, daß Gott die Erde über dem Nichts hängen lasse.

Die Erde ist aber doch nicht eine reine Scheibe, sondern irgendwie gewölbt. Schon nach altbabylonischer Vorstellung, mit der die jüdische im wesentlichen übereinstimmt, hat sie dem entsprechend die

Form eines runden Hügels oder eines umgekehrten Beckens. Das letzte Bild ist insofern nicht ganz unzutreffend, als es die Vorstellung einer inneren Höhlung erweckt, und einen Hohlraum in der Erde nimmt man allerdings an: das ist die Unterwelt, der Bereich der Toten, sei es daß sie darin als bewußtlose Schatten dumpf hinbrüten, sei es daß sie hier bis auf den Tag der Auferstehung schlafen oder im Vorgeschmack ihres künftigen Loses des Gerichtes harren, sei es daß sie schon ihre eigentliche Höllenpein darin verbüßen. Die Vorstellungen sind in dieser Hinsicht wenig einheitlich. Gelegentlich erscheint die Unterwelt selber geteilt, z. B. so, daß, wie später bei Dante, ihre Furchtbarkeit nach unten zunimmt. Im allgemeinen gilt sie als dunkles Land, so dunkel, daß beispielsweise die ägyptische Finsternis ihr einst direkt entsteigen konnte! Zugleich aber wirkt die Vorstellung vom Feuer im Erdinnern nach, und in der Unterwelt befindet sich der Feuerpfuhl oder der höllische Ofen, wohin die Sünder zu definitiver Bestrafung geworfen werden. Nach einer späteren Stelle tragen Frevler wie Esau sogar bei Lebzeiten schon einen brandigen Geruch an sich! Daneben spielt in die Unterweltsvorstellung der Gedanke an das unterirdische Wasser mit hinein. Ströme fließen im Totenreiche oder umsäumen es. Und schließlich klingen alte mythologische Vorstellungen nach. Wie in den Mythen der Babylonier und der Griechen ist die jüdische Unterwelt eine Festung mit Toren. (Das sind die „Pforten der Hölle", von denen in Jesu Wort an Petrus die Rede ist.) Diese Festung dient als Gefängnis der gottfeindlichen dämonischen Mächte, vor allem der alten Schlange, d. h. des Teufels, der in der Endzeit eine Weile losgelassen werden soll. Zu diesem Gefängnis steigt nach dem I. Petrusbrief Christus hinunter, um den Geistern zu predigen, die vor Zeiten in den Tagen Noahs nicht gehorchten. Ueber die Bewohner der Unterwelt herrscht ein besonderer Engel, der Engel des Abgrundes, Abaddon oder auch Uriel. Mit der Oberwelt ist die Tiefe durch einen verschließbaren Schacht, den sogenannten Brunnen des Abgrundes, verbunden, der sich dem Brunnen im Märchen von der Frau Holle vergleichen läßt.

Auf der Oberfläche der Erde liegt in der Mitte das palästinensische Land. Der Zion ist wie für den Griechen Delphi und später für den Christen Golgatha der Nabel der Erde. Auf Palästina ist man stolz. Schon klimatisch soll es ein Eldorado bedeuten. Während Japhet die Kälte und Ham die Hitze als Erbteil erhalten hat, ist Sems Land aus beiden gemischt. — Die geographischen Kenntnisse

sind z. T. phantastisch genug. Vom Nil z. B. meint man, daß er aus Asien kommend in ungeheurem Bogen (nach einigen sogar unter dem Ozean) nach Afrika gelange. Einmal bekommt Henoch auch einen Berg zu sehen, dessen Spitze in den Himmel reicht. Es ist wohl der alte Götterberg im äußersten Norden, von dem sich von uran jene Rassen erzählten, die südlich von den gewaltigen Gebirgsstöcken Mittelasiens hausten.

Die Enden der Erde trennt nur das sie umsäumende unüberschreitbare Urmeer von den Enden des Himmels, dessen Gewölbe am äußersten Horizont aufruht. Aus was für einem Material dieses Gewölbe bestehe, darauf werden verschiedene Antworten gegeben. Ein Autor will wissen, daß die Erbauer des Turmes von Babel den Versuch gemacht haben, den Himmel mit einem Bohrer anzubohren, um zu sehen, ob er tönern oder ehern oder eisern sei. Sonst gilt er für kristallen. Daß ihn Gott dagegen wie einen leichten, florartigen Stoff ausgebreitet oder wohl auch bloß aufgehängt habe, ist natürlich nur rhetorische Hyperbel. Der Schwere seines Materials entsprechend bedarf es der Säulen ihn zu tragen. Als solche erscheinen entweder die Berge oder aber die Winde; denn die Winde tragen die Wolken, und die Wolken ziehen dem Himmelsgewölbe entlang. So weit entfernt ist es ja nicht: schon die Vögel fliegen an ihm hin, weshalb immer von den Vögeln des Himmels die Rede ist. Jedenfalls kann man vom Himmel herab auf die Erde sehen; nur daß die Menschen dann etwa so groß wie Heuschrecken sind. Aber woher die Winde kommen? Darauf hat bekanntlich Jesus selbst, wenigstens nach dem Johannesevangelium, die Antwort: „Du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt.“ Aber die naiveren Autoren der Henochliteratur wissen es ganz genau: Auf einer seiner Reisen bekommt Henoch am Ende der Erde im äußersten Norden drei offene Himmelstore zu sehen. Durch alle drei kommen Nordwinde hervor, aus dem einen Tore wehen sie zum Guten; wenn sie aber durch die beiden andern kommen, dann geschieht es mit Heftigkeit, und Not verbreitet sich auf Erden. Und so findet Henoch auch im Westen und Süden und Osten je drei entsprechende Tore, von denen zwei unglückbringend sind, eines, das mittlere, Glück bringend. Ehe übrigens die Winde ihr Tor verlassen, werden sie gewogen; denn ohne das könnte ihr Blasen unerträglich werden und die Erde ins Schwanken bringen. Bei geschlossenen Toren befinden sich die Winde jenseits der Himmelswölbung in ihren Behältern oder Kammern. Und solche gibt es

nun auch für jede andere himmlische oder atmosphärische Erscheinung, Behälter oder Speicher des Hagels und des Nebels und des Reifs, der Kälte und der Hitze, des Taues, des Schnees und des Regens. Hält Gott z. B. die Tau- und Regenbehälter verschlossen, so entsteht Dürre und Trockenheit. Umgekehrt hieß es schon bei der Beschreibung der Sintflut, nicht bloß, daß die Strudel der großen Tiefe aufbrachen, sondern daß Gott die Himmelsfenster aufgetan habe. Wenn wir daneben der naheliegenden Vorstellung begegnen, daß die Wolken die eigentlichen Regenträger seien, in die Gott das Wasser eingeschnürt oder die er mit Naß beschwert habe, so macht das kaum einen Unterschied; denn die Wolken kommen ihrerseits aus Behältern, aus denen sie Gott vom Ende des Himmels heraufführt, oder von wo sie die Winde über die Erde hintragen, sofern sie sich nicht mit eigenen Flügeln fortbewegen. Daß sie dagegen durch Wasserverdunstung entstehen könnten, scheint den wenigsten aufgegangen zu sein. Vielmehr empfindet man es, wie z. B. bei den alten Indern, als ein besonderes Problem, daß die Meere von den Strömen, die in sie fließen, nicht voll und übervoll werden. Zu seiner Lösung bietet uns einer der jüdischen Apokalyptiker eine höchst realistische, noch stark mythologisierende Erklärung: eine Schlange mit einem Bauch so groß, daß es der Kraft von 300 Männern bedürfte, um darin eine Bleikugel von einem Ende zum andern zu schleudern, trinkt tagtäglich eine Elle aus dem Meere, damit es nicht von den 333 Flüssen, die Gott im ganzen geschaffen hat, überlaufe und das Festland allmählich verschwinde. Wo man sich anderseits zur Kenntnis erhoben hat, daß Wolken aus Meeresausdunstung entstehen, da stellt sich sofort ein neues Problem ein: Wie könnte ihr Wasser, das ja doch salzig sein muß, die süßen Früchte hervorbringen? Also gibt es doch wohl neben dem Regenwasser aus Meeresverdunstung immer noch anderes, das direkt aus den himmlischen Behältern kommt.

Viel ist über Donner und Blitz nachgesonnen worden. Daß der Donner einfach Gottes Stimme sei, hatte eine ältere Zeit durchaus real aufgefaßt. Aber allmählich ist man im Gebrauch anthropomorpher Ausdrücke ängstlicher geworden. Man betont, daß man auf Erden sozusagen nur das Echo des Donners vernehme, den Gott im Himmel erschallen lasse. Indessen ist vielleicht selbst das noch zu anthropomorph, und man spricht auch hier von Behältern für Donner und Blitze. Dabei scheint gelegentlich allerdings wieder eine ältere Vorstellung durch: in den Tiefen des Donnerspeichers

liegen ein feuriger Bogen, Köcher und Pfeile. Gott schießt sie, und seine Geschosse sind eben die Blitze. Aber schon läuft dieser von Dichtern bevorzugten Erklärung eine andere den Rang ab: Der rasche Umlauf der Sterne ists, der Blitze erzeugt. Einzelne Sterne verwandeln sich sogar selber in Blitze: das sind die Sternschnuppen, die also für wesensgleich mit den Blitzen gelten.

Die Nennung der Sterne führt mich darauf, von der Gestirnwelt zu sprechen. Das Prinzip ihrer Erklärung kann nach dem Bisherigen nicht überraschen. Kommen Winde und Wolken aus himmlischen Behältern, so läßt man Sonne, Mond und Wandelsterne ebenfalls aus himmlischen Toren hervorgehen, und zwar fahren sie auf Wagen, welche von den Winden getrieben werden. Hier aber sind dichterische Phantasie einerseits und anderseits ein fast wissenschaftlich zu nennendes Interesse am Werk, um das alles bis ins einzelne auszudenken und auszumalen.

Einen Ansatz wenigstens zu wissenschaftlicher Behandlung mag man in der Sonnen- und Mondtheorie eines der Verfasser der Henochbücher finden. Er weiß von 6 Himmelstoren im Osten und 6 im Westen, — vielleicht eine Umdeutung der 12 Tierkreiszeichen, von denen zu sprechen er sich aus Opposition gegen heidnische Kalendersysteme wohl hütet. An der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche nun geht die Sonne, für unsern Autor ein runder, mit leuchtendem und wärmendem Feuer erfüllter Körper, aus dem vierten Tore im Osten auf, um im vierten im Westen unterzugehen. Der Bogen, den sie zwischen beiden einander gegenüberliegenden Toren am Himmel beschreibt, ist genau ein Halbkreis, das Verhältnis von Tag zu Nacht 9 : 9. Diesen Weg vom vierten östlichen zum vierten westlichen Tor legt die Sonne 30mal zurück: Das ist der erste Monat des jüdischen Kalenders, nach unserer Rechnung ungefähr Mitte März—Mitte April. Dabei nimmt aber der Sonnenbogen am Himmel allmählich zu, so daß am 30. Tage das Verhältnis von Tag zu Nacht schon das von 10 : 8 ist. Jetzt tritt die Sonne aus dem vierten ins fünfte Tor im Osten, um aus ihm aufgehend im fünften im Westen unterzugehen, ebenfalls 30mal mit immer zunehmendem Bogen, bis am 60. Tage das Verhältnis von Tag zu Nacht 11 : 7 ist. Im dritten Monat, in welchem die Sonne den Weg vom sechsten östlichen Tor zum sechsten westlichen, und zwar 31mal zurücklegt, nimmt ihr Bogen noch weiter zu, bis sich das Verhältnis von Tag zu Nacht auf 12 : 6 steigert. Der Tag also genau doppelt so lang als die Nacht, das ist der längste Tag. Aber

hier ist auch Sonnenwende, Sommersonnenwende. Die Sonne geht fortan jeden Monat um ein Tor zurück, ihre Bogen nehmen in gleichem Maße, wie sie zugenommen haben, wieder ab, bis sich am Ende des 9. Monats, wo sich die Sonne zwischen dem ersten östlichen und dem ersten westlichen Tor bewegt, das Verhältnis von Tag zu Nacht auf 6 : 12 reduziert hat: Der Tag halb so lang als die Nacht, das ist der kürzeste Tag, Wintersonnenwende. Die Sonne rückt aber jetzt wieder in zunehmendem Bogen von Tor zu Tor fort, bis wir sie an der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an dem Punkte finden, von wo wir sie ein Jahr zuvor ausgehen sahen.

Daraus, daß die Sonne infolge dieser zu- und abnehmenden Himmelsbögen der Erde bald näher bald ferner steht, ergibt sich für einen andern Autor ein Schluß auf den Wechsel der Vegetation: „Geht die Sonne nahe zur Erde, dann freut sich die Erde und läßt wachsen ihre Frucht. Geht sie aber weg, dann trauert die Erde, und die Bäume und alle Früchte haben kein Wachstum." Dagegen erklärt sich unser erster Autor die Verschiedenheit der Hitze je nach Jahreszeit und Tagesstunde sehr naiv in der Weise, daß der Sonnenwagen 12 Oeffnungen habe, aus denen die Strahlen austreten. Je nachdem nun mehr oder weniger von ihnen geöffnet werden, scheint die Sonne wärmer oder weniger warm. — Wie sie von den westlichen Toren, in die sie abends untergeht, zu den östlichen, an denen sie am Morgen wieder zum Vorschein kommt, hingelange, darüber hat er die Auskunft, sie verschwinde beim Untergehen vom Himmel und kehre durch den Norden zurück. Er denkt sich also, daß sie vom Westen hinter der Himmelswand erst nordwärts fahre, um dann ostwärts umzubiegen. So lassen auch die alten Griechen den die Erde umströmenden Okeanus die Gestirne, die im Westen in ihn niedergetaucht sind, während der Nacht über den Norden nach dem Osten tragen, wo sie rein gewaschen aus seinem Wasser wieder emporsteigen. Sonst ist die im allgemeinen verbreitetere Vorstellung, bei den Aegyptern z. B. (aber auch die Juden kennen sie), daß die Sonne des Nachts unterirdisch an ihren Aufgangsort zurückkehre.

Indem unser Autor für jeden Monat 30 Tage ansetzt, für den dritten, sechsten, neunten und zwölften aber 31, kommt er auf 364 Tage, also genau 52 Wochen, und damit ist er sich bewußt, eine bessere Jahresberechnung zu bieten als die populäre damals übliche auf 360 Tage, neben welcher übrigens auch die Bestimmung des Jahres auf 365¼ Tage den Juden nicht un-

bekannt war. Unser Autor weiß auch vom Unterschied zwischen Sonnen- und Mondjahr. Dieses setzt er auf 354 Tage an, d. h. 12 Monate mit abwechselnd 30 und 29 Tagen. Restlos geht seine Rechnung dabei allerdings nicht auf, wenn er das Mondlicht in 14 Lichtteile teilt, mit deren erstem er den Neumond beginnen läßt, während jeder folgende Tag einen weiteren Lichtteil bis zum Vollmond hinzubringen soll. Das volle Mondlicht hält er für siebenmal weniger hell als das Sonnenlicht; an Größe aber seien Mond und Sonne einander gleich. Darin kommt seine Meinung mit der des Lucrez, der ungefähr sein Zeitgenosse gewesen sein dürfte, überein. Hübsch ist, daß er schon den Mann im Monde kennt.

Aber für die Zeit, von der wir handeln, ist das mehr als bloßes Bild. Sonne und Mond, die in ihren Wagen fahren, sind nicht nur unbelebt, und die dichterische Phantasie bemächtigt sich ihrer Person und schafft Bilder, deren Zauber man sich nicht leicht entzieht. Einer dieser frommen Poeten sieht in der ewigen Fahrt von Sonne und Mond einen fortgesetzten Lobpreis Gottes und kleidet das in die schönen Worte: „Sie danken und preisen Gott unaufhörlich; denn ihr Danken ist ihnen Ruhe." In der uns griechisch erhaltenen Apokalypse Baruchs (nicht zu verwechseln mit der sogenannten syrischen desselben Namens), die vielleicht um einiges jünger ist als die Zeit Christi, sieht sich der Visionär durch einen Engel an den Ausgangspunkt der Sonne gebracht. Da wird er eines vierrädrigen Wagens gewahr, unter dem Feuer lodert: auf dem Wagen sitzt ein Mann mit feuriger Krone auf dem Haupte, und es umschwebt ihn ein gewaltiger Vogel, der Phönix, der sich vom Mannah des Himmels und vom Tau der Erde nährt. Da plötzlich erbebt unter des Visionärs Füßen der Boden von furchtbarem Donnerschlag, und der Engel neben ihm stillt seine bange Frage: Es donnert, weil in diesem Augenblick die 365 Himmelstore aufspringen, von Engelshand geöffnet, und sich das Licht von der Finsternis scheidet. Eine Stimme läßt sich vernehmen, die spricht: „Lichtspender, spende der Welt den Lichtglanz", und alsbald rauschen des Vogels Fittiche, daß von seinem Rauschen die Hähne auf Erden aus dem Schlafe geweckt werden. Groß tritt der Vogel jetzt hervor, die Flügel weit ausgebreitet, daß er der Sonne Strahlen auffange; denn wenn er sie nicht auffinge, so würde weder das Menschengeschlecht am Leben bleiben noch irgend ein anderes Lebewesen. Und immer größer wächst er vor des Visionärs Auge. Aber als hinter ihm nun erst die Sonne selber aufblitzt, mit dem Feuer-

wagen, den vierzig Engel in Bewegung setzen, da vermag der blendenden Fülle das Auge nicht länger Stand zu halten. — Und das Gegenbild am Abend: Der leuchtende Zug fährt im Westen ein, voran der Vogel, ganz erschöpft, mit zusammengezogenen Flügeln. Dem Mann im Feuerwagen aber nehmen vier Engel die Feuerkrone ab und tragen sie in den Himmel hinauf, um sie zu erneuern: denn Sonnenkrone und Sonnenstrahlen sind auf Erden befleckt worden, indem sie die Gesetzesübertretungen und Sünden der Menschen den ganzen Tag über mit ansehen mußten. Oder aber es ist das Abendrot, das die Sonne im Westen empfängt, um ihr neues Licht zuzuführen. Um sie selber schart sich wohl auch ein größerer Hofstaat. Da sieht ein anderer dieser Poeten, wie am Morgen je vier große Sterne zu ihrer Rechten wie zu ihrer Linken stehen, von denen jeder 1000 Sterne unter sich hat, die mit ihr hervorgehen; hundert Engel zünden sie an, 15 000 haben tagsüber und 1000 des Nachts auf sie Acht.

Ist die Sonne am Ziel, so tritt der Mond seine Fahrt an. Seinen Wagen ziehen Rinder und Lämmer, — das mag Einwirkung griechischer Vorstellungen auf den Autor der Baruchapokalypse sein, wie er denn auch, im Gegensatz zu unserm Henochverfasser, aber in Uebereinstimmung mit griechischer Auffassung, den Mond in Weibesgestalt schaut. Noch beschäftigen ihn verschiedene Fragen, die sich an den Mond knüpfen, z. B. die, warum er ab- und zunehme. Und seine Auskunft lautet: Ursprünglich war der Mond sogar leuchtender als die Sonne und hatte die Dauer des Tages. Aber als die Schlange Adam und Eva verführte und sie bitter über ihre Nacktheit weinten, da weinte über sie auch alle Kreatur, die Himmel und die Sonne und die Sterne, und die Kreatur wurde bis zum Throne Gottes bewegt. Aber der Mond lachte. Deshalb erzürnte sich Gott über ihn und verdunkelte sein Licht und machte, daß es nach kurzer Zeit altert und wiedergeboren wird.

Auch die Sterne also haben über Adam und Eva geweint: darin offenbart sich recht deutlich der Glaube der Zeit: wie Sonne und Mond als belebte Wesen erscheinen, so auch die Sterne. Zwar meint einmal ein rationalistisch gesinnter Autor, Gott habe sie, und so vor allem den Tierkreis, aus Feuer geschnitten, um den Himmel damit zu schmücken. Aber für gewöhnlich denkt man bei Sternen an Engel. Nicht als wären die Sterne ohne weiteres Engel und die Engel immer Sterne. Es ist, wenn man will, das Verhältnis „des geistigen Wesens zu seiner Behausung". Aber die Grenzen

sind fließende, und die Aussagen über beide gehen doch immer wieder ineinander über, so daß es oft schwer wird zu scheiden. In ihrer Gesamtheit bilden die Sterne ein himmlisches Heer, das Gott befehligt. Er kennt sie sogar einzeln bei Namen (daß man damals selber schon eine ganze Reihe von Sternnamen kannte, ist selbstverständlich). Bei diesen Namen ruft sie Gott, und sie sprechen: „Hier sind wir“ und leuchten mit Freuden auf für den, der sie schuf. Es gibt unter ihnen aber auch ungehorsame, abtrünnige, die der Strafe verfallen sind. So spricht im Neuen Testament der Judasbrief von „irrenden Sternen, für welche in Ewigkeit das Dunkle der Finsternis bewahrt ist“. Aus diesem Zusammenhang will wohl auch Jesu eigenes Wort vom Satan verstanden sein, den er wie einen Blitz (nach dem oben Gesagten ist damit wohl eine Sternschnuppe gemeint) vom Himmel fallen sieht.

Natürlich weiß man zwischen Planeten und Fixsternen genau zu unterscheiden. Die Planeten kommen wie Sonne und Mond auf ihren Wagen aus den Himmelstoren hervor, und zwar sieht Henoch einmal, wie sie nach ihrer Lichtstärke, nach der Weite ihrer Bahn und dem Tag ihres Erscheinens auf gerechter Wage gewogen werden. Auch die Fixsterne befinden sich in Wagen; aber sie gehen nie unter. Daß man sie trotzdem bei Tage nicht sieht, dafür wird einmal die Erklärung gegeben: „Wie angesichts des Königs die Hofleute ihre Meinung nicht offen äußern dürfen, so können auch die Sterne nicht im Angesicht der Sonne glänzen; denn sie hängen zwar immer da, doch werden sie von der Sonne verdeckt.“

Die Hauptfunktion der Gestirne ist, daß sie, wie schon für den Verfasser der Schöpfungsgeschichte, im Dienste Gottes über die Zeiteinteilung gesetzt sind. Jahr, Monat, Tag und Stunde haben sie unter sich und zeigen sie durch ihre Bewegung an. Die Unverbrüchlichkeit der Ordnung, in der sich ihr Dienst vollzieht, kann sich einer der Autoren des Henochbuches nicht anders denken, als daß sie sich Gott gegenüber durch einen feierlichen Eid verpflichtet haben, ihre Bahnen richtig einzuhalten. Aber einst freilich wird sich ihre Ordnung ändern, die Regelmäßigkeit sich in Unregelmäßigkeit wandeln, und Jahre und Tage werden verkürzt werden. Das sind, wie man aus dem Neuen Testamente weiß, das in diesem Punkte nur landläufige Zeitvorstellungen wiederspiegelt, die Zeichen des nahenden Weltendes. Und die Zeit war zeichengläubig genug. Als im Jahre 70 n. Chr. Jerusalem unterging, da hatte es nicht anders sein können, weil über der Stadt ein großer Komet gestanden, weil ein

Licht des Nachts den Tempel plötzlich umstrahlt und ein Wagen mit bewaffneten Scharen in den Wolken die Stadt umkreist hatte.

Mit alledem sehen wir den Himmel zum allgemeinen Sammelplatz werden, wo sämtliche atmosphärischen Erscheinungen, wo alle siderischen Körper und wo die Myriaden von Engeln ihren Aufenthalt haben. Um ihnen allen Raum genug zu bieten, muß er sich nach oben gewaltig dehnen. Zudem konnte es nicht ausbleiben, daß der Glaube an hierarchisch abgestufte Engelklassen auf die Vorstellung der Himmelswelt selber einwirkte. Dem höheren oder niedrigeren Rang ihrer Bewohner entsprechend wurde sie denn auch selber stufenmäßig gegliedert. So sind im Himmel „viele Wohnungen". Aus dem Einen Himmel werden mehrere Himmel, schichtenförmig übereinander gelagert oder, um ein schon genanntes Bild weiterzuführen, stockwerkartig übereinander gebaut. Diese Auffassung ist das massive populäre Gegenstück zur wissenschaftlichen Sphärentheorie der Griechen. Die Zahl der Himmel wird verschieden bestimmt; ursprünglich auf 3, später gewöhnlich auf 7, aber auch die Zehnzahl findet sich. Wenig Uebereinstimmung herrscht darüber, wie sich auf die verschiedenen Himmel die besprochenen himmlischen Erscheinungen verteilen. Daß zwar die Wolken dem ersten Himmel zugewiesen sind, ist klar; aber warum Sonne und Mond bald im zweiten, bald im dritten, bald im vierten gesucht werden, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Bemerkenswert ist, daß zwei oder sogar drei der Schriften, denen wir unsere Kenntnis über diese Dinge entnehmen, im dritten, d. h. ursprünglich höchsten Himmel das Paradies kennen. Auch für Paulus bedeutet ja bekanntlich eine Entrückung in den dritten Himmel so viel wie ins Paradies entrückt werden. In satten Farben wird dieses Paradies als Ort unaussprechlicher Schönheit geschildert. Da stehen die Bäume in Blüte und tragen wohlriechende Frucht, und die Quellen lassen Honig und Milch und Oel und Wein fließen, und die Engel dienen dem Herrn in unaufhörlichem, schönem Gesang. Das ist der Ort der Gerechten; aber weil ihnen nicht ganz wohl sein kann, wenn sie sich mitten in ihrem Glück nicht hin und wieder an den Qualen ihrer gottlosen Feinde weiden können, so wird der Ort der Qual, der sich nach der uns schon bekannten landläufigen Auffassung unter der Erde befindet, wohl auch einmal seinerseits in den dritten Himmel verlegt. Da liegt er denn im Norden, und seine Beschreibung häuft, im Bestreben, Furchtbares in ein Bild zu malen, die unerträglichsten Widersprüche: von allen Seiten soll Feuer brennen,

und doch ist's der Ort grausigster Finsternis und des Frostes und Eises.

Aber wir steigen in die höheren Himmel, und je höher wir kommen, um so lichter und heller wird's; denn der untere Himmel ist dunkler, weil er die Ungerechtigkeiten der Menschen mit ansehen muß. Im obersten Himmel aber, im siebenten, steht, von lodernden Feuer umwallt, von den höchsten Engelwesen behütet und von ihren Gebeten und Lobgesängen wie getragen der Thron, auf dem der Höchste selber sitzt, sein Gewand glänzender als die Sonne und weißer als lauter Schnee, und die Visionäre, deren Augen dieses größte Geheimnis erschaut, werden von der überwältigenden Herrlichkeit des Anblicks von Furcht und Beben durchschauert. Vergessen wir darüber nicht das liebenswürdigere Bild, das uns einer von ihnen malt, wie zum Engelfürsten Michael die Schutzengel der Gerechten kommen, Körbchen voll Blumen tragend. Die Tugenden ihrer Schutzbefohlenen sind's, die sie in ihren Körbchen bringen, und Michael sammelt sie in einer großen Schale, um sie vor den Allerhöchsten zu tragen. Von seinem Thron aber bringt er ihnen die Körbchen zurück, gefüllt mit dem Oel der Freude, und spricht: „Tragt es fort, gebt hundertfältigen Lohn unsern Freunden und denen, die mühsam die guten Werke vollbracht haben; denn die gut säen, ernten auch gut." So schließt sich die Kette, und durch Engelsvermittlung läuft der Verkehr zwischen dem Menschen auf Erden und Gott im höchsten Himmel in ununterbrochener Folge, zum mindesten in den Stunden, in denen die Himmelstore vom Himmelspförtner Michael geöffnet sind, um die Gebete der Menschen entgegenzunehmen.

Die Lehre von den sieben Himmeln bot der Spekulation und der mystischen Neigung ein ergibiges Feld. Hier war das Mittel gegeben, die Himmelsräume gewaltig zu weiten, bis die von der Phantasie geschaffenen Entfernungen ihren Berechnungen durch griechische Astronomie nichts mehr nachgaben. Baruch wird durch das Tor des ersten Himmels eine Wegestrecke von ungefähr 30 Tagereisen geführt, durch das zweite schon 60, in den dritten ca. 185, und noch weiter gehen in späterer Zeit die Rabbinen, welche Abstände bis zu 500 Jahren zwischen den einzelnen Himmeln annehmen. Aber dennoch bringt es visionäre Kunst fertig, bis in die obersten Himmel aufzufahren. In dieser Beziehung steht Pauli schon erwähntes Erlebnis einer Entrückung bis ins Paradies in der damaligen Literatur keineswegs vereinzelt da.

Praktisch hat ein anderer Gedanke ungleich größere Geltung erlangt, der Glaube, daß im Himmlischen alles irdische Geschehen vorgebildet sei. „Wie im Himmel, also auch auf Erden", dieses Wort, das Jesus an wohlbekannter Stelle braucht, ist geradezu ein Leitmotiv damaliger Lebensauffassung. So meint man aus den Sternen wie aus einem Buch menschliches Schicksal lesen zu können. „Wir haben seinen Stern gesehen", das ist durchaus ein Gedanke der Zeit. Zwar wehrte man sich gegen dieses Eindringen astrologischer Gedanken, wie sie vor allem von Babel und zum Teil auch von Aegypten herkamen, auf jüdischer Seite, so gut man konnte. Indessen lehrt gerade der Nachdruck, mit dem hier gegen Gestirnglauben polemisiert wird, wie tief solcher Glaube schon Wurzel gefaßt haben mußte. Um ihn aber richtig einzuschätzen, dürfen wir nicht vergessen, was über die enge Verbindung von Sternen und Sterngeistern, guten wie bösen, schon auszuführen war. Ich erwähne nur, daß beispielsweise der bekannte Beelzebub in einem jüdischen Gebet als Dämon des Planeten Saturn erscheint. Und hinzunehmen müssen wir, daß es keine Erscheinung des Himmels oder der Atmosphäre gab, für die man nicht einen ähnlichen Zusammenhang mit Elementargeistern angenommen hätte. So hat die ganze Luft, so haben Winde, Wolken und Nebel, Tau und Regen, Blitz und Donner, Hagel, Reif und Schnee, Kälte und Hitze, Licht und Finsternis usw. alle ihre besondern Geister, oder, um mit einer zwar sehr viel jüngern aber den Glauben der Zeit nicht übel widerspiegelnden Stelle zu reden: „Es gehören zu diesen geistigen Wesen die Vermittler der in allen Existenzen vorhandenen Kräfte und die Leiter der in allem Bestehenden sich offenbarenden Leitung, so daß du nichts Existierendes leer von Kraft und Leitung siehest." Noch innerhalb des Alten Testamentes besitzen wir eine späte aramäische Randbemerkung zum Buche Jeremias (10, 11), in der man wohl mit Recht eine jüdische Beschwörungsformel erkannt hat, um die bösen Geister in der Luft und dergleichen unschädlich zu machen. Vor allem aber muß man in die Briefliteratur des Neuen Testaments einen Blick tun, um den Zwang zu fühlen, in den man sich unter der Herrschaft dieser „Fürsten und Gewaltigen, die in der Welt herrschen", gebannt wußte. In den Druck einer solchen fatalistischen Weltanschauung hat man sich hineinzudenken, um Pauli wunderbares Wort vom Sehnen und sich Aengsten der auf die Erlösung wartenden Kreatur in seiner ganzen Tiefe zu fassen. Aber wenn alle Welt unter solcher Knechtschaft steht, der fromme Jude

ist sich bewußt, daß sein Volk ihr im Grunde überhoben ist, weil sein Gott, der im obersten der Himmel thront, diese ganze Welt, Himmel und Erde mit allem, was sie belebt, selber geschaffen hat und die alles zusammenhaltenden Zügel der Weltleitung nicht aus der Hand gleiten läßt. Sein muß die Herrschaft bleiben, und in seiner Macht liegt es, auch den großen Augenblick heraufzuführen, wo diese Fürsten und Gewaltigen ihr Ende nehmen und das alte Welt- und Himmelsbild sich in die Herrlichkeit des neuen Aeons verwandelt.

Und unmittelbar bevor steht diese große Wende der Dinge. Denn schon ist die Welt alt geworden; „nah ist der Krug dem Brunnen und das Schiff dem Hafen und die Karawane der Stadt und das Leben dem Abschluß". In solchen Tönen meldet sich der Zeit eschatologische Stimmung, welche die Herzen gewaltig durchzittert. In ihr auf der einen Seite und auf der andern in der besprochenen dynamistischen, zum Teil sogar noch dämonistischen Auffassung alles Geschehens dürfte der Hauptgegensatz damaliger Weltanschauung zur unsrigen mit ihrer weltsichern Kulturfreudigkeit und ihrer mechanistischen Auffassung der Dinge liegen. Dagegen wird im allgemeinen, wie ich glaube, der Einfluß des Weltbildes als solchen auf Welt- und Lebensauffassung stark überschätzt. Wohl kommt uns, die wir mit der Preisgabe der Erde als Weltmittelpunkt zugleich an eine Unendlichkeit der Welt zu glauben angefangen haben, das geschlossene Weltbild der Alten nur wie Kinderstubenwerk vor. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es für den Menschen von damals, für den es schon auf der ihm bekannten Erde wirkliche Distanzen gab, eine große Welt bedeutete, und vor allem sehen wir ihn gerade auf dem Boden des Judentums immer wieder bewundernd stille stehen vor der Größe des Wunders, das er in der nie versagenden Regelmäßigkeit der kosmischen Vorgänge erblickt. Unser Horizont ist weiter geworden. Aber haben wir mit unserer fortgeschrittensten Erkenntnis der kosmischen Dinge wirklich so viel mehr Weisheit eingehandelt? Schon hat man unsere moderne astronomische Kunde vom Jenseits als die gediegenen Quadern gepriesen, welche die Grundsteine einer neuen Lebenslehre werden müßten, als ob mit den Schranken der Welt, die vor uns gefallen sind, die Beschränktheit unseres Verstandes zugleich gewichen wäre! Und doch ist, was wir an neuen Kenntnissen gewonnen haben, mehr als wettgemacht durch größere Rätsel, vor die wir gerade durch sie gestellt worden sind. So ist's, als vermöchten wir

mit unserm Wissen immer nur in annähernd gleicher Entfernung den Erscheinungen des Daseins zu folgen, ohne ihrer selber je ganz habhaft werden zu können. Bis an ihr Wesen reichen wir nicht hinan, und dabei sind wir im Innersten ja nicht so viel andere geworden als die, die im Himmel über ihrem Haupte einst das feste Gewölbe wähnten, daran Sonne, Mond und Sterne in ihren Wagen führen. Wir tragen im Herzen dieselben Bedürfnisse wie sie, wir suchen wie sie das Glück und sehnen uns nach dem stillen Frieden, der unter dem alten Welt- und Himmelsbild wie unter dem neuen verborgen blüht, wo immer man ihn nur zu finden weiß.

---

# Stein während des preußisch-englischen Konflikts im Jahre 1806.

Von

**R. Krauel.**

---

Die Zeit der politischen Tätigkeit des Freiherrn vom Stein wird durch eine bisher nur sehr unvollständig bekannt gewordene Episode eingeleitet, die hier auf Grund ungedruckten archivalischen Materials näher geschildert werden soll. Als Stein im Oktober 1804 die Stellung eines Ministers im Generaldirektorium erhielt, lag die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Preußens in den Händen von Hardenberg, der im April dieses Jahres die Geschäfte des Kabinetts-Ministeriums übernommen hatte. Haugwitz, obgleich nominell erster Kabinetts-Minister, lebte mit unbestimmtem Urlaub auf seinen Gütern, doch stand ihm nach einer Kabinetts-Order das Recht zu, von dem Gang der politischen Verhandlungen durch Einsicht in die laufende diplomatische Korrespondenz Kenntnis zu nehmen. Friedrich Wilhelm III. hatte sich außerdem vorbehalten, in besonders wichtigen Angelegenheiten den Rat des abwesenden Ministers einzuholen, und tat dies wiederholt durch Vermittlung des Geheimen Kabinettsrats Lombard, der, mit Haugwitz eng befreundet, dessen Rückkehr wünschte, da er den eigenen politischen Einfluß durch die selbständigere Geschäftsführung Hardenbergs eingeschränkt sah. Stein hatte während des ersten Jahres seiner neuen Wirksamkeit kaum Anlaß, sich mit Fragen der auswärtigen Politik Preußens zu beschäftigen, er war vollauf in Anspruch genommen durch die vielseitigen Aufgaben seines eigenen Ressorts, welches Finanzwesen, Handel und Gewerbe umfaßte. Erst im Herbst 1805, als Preußen die von russischer und französischer Seite bedrohte und mißachtete Neutralität seines Gebiets durch umfassende Rüstungen zu schützen

genötigt war, ist Stein infolge der erforderlich gewordenen Finanzmaßregeln mit politischen Aeußerungen hervorgetreten. Am 19. Oktober beratschlagte er mit Hardenberg und dem General Geusau über die Beschaffung von Geldmitteln für die beschlossene Mobilmachung und für eine etwaige Teilnahme Preußens am Koalitionskriege gegen Frankreich. Am 26. Oktober legte er eine Denkschrift vor, worin ein entschiedenes und kräftiges Auftreten gegen die „zum Uebermaß gestiegene französische Macht" verlangt wurde. Diese Denkschrift, zum größten Teil allerdings von Johannes v. Müller verfaßt, enthält schon diejenigen politischen Gedanken Steins, denen wir später immer wieder begegnen: Die Notwendigkeit der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts und des Zusammenschlusses aller Mächte für den Kampf „mit dem gefährlichsten Mann in Europa", dessen unermeßlicher Ehrgeiz eine ständige Gefahr für den Weldfrieden bilde.

In diese Tage der ersten politischen Kundgebung größeren Stils, aus der schon das Gefühl einer fast persönlich zu nennenden Gegnerschaft gegen Napoleon durchklingt, fällt die Bekanntschaft mit dem russischen Kaiser, an dessen Seite Stein einst das Programm der Zertrümmerung des napoleonischen Weltreiches verwirklicht sehen sollte. Alexander hatte am 25. Oktober seinen Einzug in Berlin gehalten, von der Bevölkerung mit lautem Jubel empfangen, nur für den König ein in diesem Augenblick unwillkommener Gast, da er fürchtete, von seinem russischen Freunde zu Entschließungen gedrängt zu werden, die seiner eigenen unkriegerischen und tatenscheuen Natur widerstrebten. Unter den Ministern, welche dem Zaren vorgestellt wurden, befand sich auch Stein. Der Eindruck bei dieser ersten Begegnung war auf beiden Seiten ein sehr günstiger. Der Kaiser wünschte den charaktervollen und kenntnisreichen deutschen Staatsmann in russische Dienste zu ziehen, Stein selbst. nicht unempfindlich für den Zauber der Persönlichkeit Alexanders und aufs tiefste verstimmt durch die jetzt folgende Entwicklung der Verhältnisse in Preußen, ist eine Zeitlang geneigt gewesen, diesem Wunsche zu entsprechen. Was insbesondere seinen Unmut und Zorn erregte, war der Gang der auswärtigen Politik, die von dem Potsdamer November-Vertrage, worin eine bewaffnete Vermittlung zwischen den kriegführenden Parteien und im Fall der Ablehnung die preußische Mitwirkung an dem Kriege gegen Napoleon vorgesehen war, zu dem erzwungenen Bündnis Preußens mit Frankreich durch die Verträge von Schönbrunn und Paris führte.

Stein, in die Einzelheiten der diplomatischen Verhandlungen nicht eingeweiht, schob die Hauptschuld an diesem Ergebnis dem Grafen Haugwitz zu, der seit Oktober 1805 wieder in Gemeinschaft mit Hardenberg die Leitung des auswärtigen Departements übernommen und die genannten Verträge unter dem Druck der französischen Kriegsdrohungen auf eigene Verantwortung unterzeichnet hatte. Stein war seit lange ein Gegner von Haugwitz, nicht nur, weil er dessen Neutralitätspolitik vom reichsdeutschen Standpunkte aus verurteilte, sondern hauptsächlich, weil er ihn für unaufrichtig, unzuverlässig und sittenlos hielt. Er vermißte in ihm die moralischen Eigenschaften und geistigen Kräfte, die nach Steins Auffassung unentbehrlich für den Staatsmann sind. Schon im Jahre 1802 hatte er Haugwitz als „einen elenden Sykophanten" und „charakterlosen Menschen" bezeichnet, jetzt, noch vor der Unterzeichnung des Schönbrunner Vertrages, schrieb er dem Geheimen Kabinettsrat Beyme, welcher das Benehmen von Haugwitz bei den Verhandlungen mit Napoleon zu rechtfertigen versucht hatte, daß dies Benehmen feig, doppelzüngig und strafbar sei, und daß es ihn, Stein, nur bestärke in der tiefen Verachtung, die ihm „dieser verächtliche Sykophant" jederzeit eingeflößt habe. Bei solchen Gesinnungen mußte es ihn mit heftigem Unwillen erfüllen, daß Haugwitz nach seiner Rückkehr aus Paris allein an die Spitze des auswärtigen Ministeriums gestellt wurde, während Hardenberg, der sich die Ungnade Napoleons zugezogen hatte, von jeder Teilnahme an den Geschäften, wenigstens der Oeffentlichkeit gegenüber, ausgeschlossen blieb.*)

Stein war bisher während seiner ministeriellen Tätigkeit in keine geschäftliche Berührung mit Haugwitz gekommen, da dieser seit 1804, wie erwähnt, anfangs beurlaubt, dann mit kurzen Unterbrechungen auf diplomatischen Missionen abwesend von Berlin gewesen war. Zu den Beratungen über die Annahme und Ratifikation der von Haugwitz in Schönbrunn und Paris abgeschlossenen Verträge wurde Stein nicht zugezogen, ebensowenig wie die andern Minister des Generaldirektoriums mit Ausnahme von Schulenburg, dessen Ansicht der König bei auswärtigen Fragen einzuholen pflegte. Nun enthielt aber der Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 eine

*) Auch in militärischen Kreisen herrschte hierüber große Entrüstung. Scharnhorst schrieb an General Rüchel, 16. April 1806: „Mir scheint es, daß der König es seinem Ansehen, es seinem und dem Interesse des Staates schuldig ist, Haugwitz und seine Partei aus dem Kabinett zu entfernen und sich von Frankreich keinen Minister setzen zu lassen."

Bestimmung von sehr einschneidender Bedeutung für den preußischen Handel und die preußische Schiffahrt. In Artikel 4 hatte sich der König verpflichten müssen, gleichzeitig mit der Besetzung von Hannover alle seine an der Nordsee gelegenen Häfen und die in dieses Meer sich ergießenden Flüsse und Flußmündungen, sowie den Hafen von Lübeck der Schiffahrt und dem Handel der Engländer zu verschließen. Es lag auf der Hand, daß die Ausführung dieses Artikels zu Repressalien und Feindseligkeiten von englischer Seite gegen den Handel und die Schiffahrt Preußens führen mußte. Trotzdem hielt das auswärtige Ministerium es nicht für nötig, die inneren Behörden, denen es noch Ende Januar die beruhigendsten Mitteilungen über die politischen Verhältnisse gemacht hatte*), von der Veränderung der Lage in Kenntnis zu setzen. Die politischen und militärischen Ratgeber des Königs schmeichelten sich vielmehr mit der Hoffnung, daß die englische Regierung, teils in Würdigung der Notlage, in der Preußen sich bei der Annahme des Pariser Vertrages befand, teils im Interesse der Aufrechterhaltung regelmäßiger Verbindungen mit dem europäischen Kontinent die Dinge nicht auf die Spitze treiben würde. In Handelskreisen wurde die Lage weniger optimistisch beurteilt, man befürchtete dort eine englische Kriegserklärung, obgleich der Wortlaut des Artikel 4 noch geheim gehalten wurde. Die Aeltesten der beiden Berliner Kaufmannschaften meldeten unter dem 13. März, daß Versicherungen auf preußische Schiffe und auf preußisches Eigentum in fremden Schiffen nur zu außerordentlichen Preisen und mit der Klausel „ohne Kriegsgefahr" erhältlich wären, worauf Hardenberg am 15. März erwidern ließ, „daß die Umstände bis jetzt nicht so angetan sind, um eine feindselige Behandlung der Schiffahrt und des Eigentums der preußischen Untertanen von seiten der englischen Regierung mit Grund besorgen zu lassen". Auch an der Amsterdamer Börse waren schon vor Mitte März ungünstige Gerüchte über den Stand der preußisch-englischen Beziehungen verbreitet, was den dortigen Residenten Preußens, Gregory, zu einer Anfrage in Berlin veranlaßte. Hardenberg war unvorsichtig genug, am 18. März den Bescheid zu erteilen, daß im gegenwärtigen Augen-

*) Hardenberg an das Generaldirektorium 26 Januar 1806: „Unsere politischen Verhältnisse mit andern Mächten, welche einige Zeit hindurch ungewiß waren, sind nunmehr . . . . wieder hergestellt und gesichert worden . . . . Handels- und Schiffahrtsgeschäfte können in gewöhnlicher Art betrieben werden." Gleichlautend an die Kriegs- und Domänen-Kammern, an die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft usw. — Berliner Geheimes Staatsarchiv.

blicke nichts einen Bruch und eine feindliche Behandlung der Schiffe und des Eigentums der preußischen Untertanen von seiten Englands andeute. Sollte in der Folge eine solche Besorgnis und Gefahr eintreten, werde Gregory Nachricht erhalten. Erst am 22. März ließ sich Hardenberg in einem Schreiben an Berliner Kaufleute, die wegen der Verschiffung von schlesischer Leinwand Besorgnisse ausgedrückt hatten, zu dem halben Eingeständnis herbei, daß, obgleich ein Bruch mit England noch nicht zu besorgen sei, doch die Möglichkeit vorliege, „daß wiederum an den Elb- und Wesermündungen ein Zustand von allgemeiner Blockade eintreten könnte“.

Noch nachteiliger für die preußischen Handels- und Schiffahrtsinteressen wurde es, daß das auswärtige Departement auch versäumt hatte, dem Gesandten Preußens in London, Frhr. von Jakobi-Klöst, von der bevorstehenden Sperrung der Nordseehäfen gegen den englischen Handel rechtzeitig Mitteilung zu machen und durch ihn die zahlreichen, in den Häfen Großbritanniens liegenden preußischen Schiffe vor der Gefahr einer Beschlagnahme warnen zu lassen. Der Gesandte erhielt die erste Kunde von dem Artikel 4 des Pariser Februar-Vertrages durch einen Erlaß vom 24. März, der am 4. April in seine Hände gelangte, und schrieb entrüstet zurück, daß, wenn er die geringste Ahnung von dieser Bestimmung gehabt hätte, den preußischen Untertanen ungeheure Verluste hätten erspart werden können*). Die englische Regierung beantwortete nämlich die amtliche Anzeige von der Besitzergreifung Hannovers und der Schließung der Häfen sofort am 5. April mit einem allgemeinen Embargo auf die in den britischen Gewässern befindlichen preußischen Schiffe, dann am 8. April mit einer Blockade-Erklärung gegen die Häfen der Ems, Weser, Elbe und Trave und mit der Abberufung des englischen Gesandten in Berlin, der am 19. April seine Pässe forderte. Die Erregung der öffentlichen Meinung in England war noch gesteigert durch die ungeschickte Fassung der Proklamation, womit der Höchstkommandierende der Besatzungstruppen in Hannover, Graf Schulenburg, die von der Regierung angeordneten Maßregeln zur allgemeinen Kenntnis gebracht hatte. Es hieß darin, daß alle Anstalten getroffen werden sollten, um nicht nur das Einlaufen englischer Schiffe, sondern auch

---

*) Bericht von Jakobi 7. April 1806: „Si j'avais pu avoir la moindre idée que depuis le 15 février on avait souscrit à Paris à la clôture des ports prussiens, des pertes énormes auraient pu être évitées aux sujets de Votre Majesté.“

„das Ein- und Durchbringen der englischen Waren“ in die Häfen und Flußmündungen der Nordsee zu verhüten, was in dieser Allgemeinheit keineswegs den Absichten der Regierung entsprach. Auf Anfragen des hanseatischen Handelsstandes erklärte denn Schulenburg auch alsbald, daß das Verbot sich nur auf die im preußischen Besitz befindlichen Häfen beziehe, und daß unter englischen Waren, nur die Manufaktur-, nicht die Kolonialwaren zu verstehen seien.*)

Die Nachricht von den ersten englischen Repressalien gegen die preußische Schiffahrt wurde am 19. April von dem Berliner Ministerium des Auswärtigen den inneren Ministerien und den Kaufmannschaften in den Ostseehäfen, Berlin und Magdeburg mitgeteilt, für letztere eine um so unangenehmere Ueberraschung, als sie, durch die vorausgegangenen beruhigenden Zusicherungen Hardenbergs verleitet**), alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten. Stein hatte schon am Tage vorher auf Grund der in den Zeitungen enthaltenen Meldungen über das Vorgehen der englischen Regierung eine Immediateingabe an den König gerichtet, worin er unter ausführlicher Darlegung der preußisch-englischen Handelsbeziehungen die nachteiligen Folgen einer kriegerischen Verwicklung mit England eindringlich schilderte. Er bezog sich dabei auf die Warnungen in einem Bericht seines Amtsvorgängers, des Ministers Struensee vom Februar 1801, als der preußische Staat infolge seines Beitritts zu der zweiten Bewaffneten Seeneutralität gleichfalls mit der Möglichkeit englischer Feindseligkeiten rechnen mußte. Stein wies nach, daß die Lage Preußens damals eine günstigere war, einmal weil England wegen des auf seinen Märkten herrschenden Getreidemangels der preußischen Schiffe für die Einfuhr bedurfte, und dann weil es sich mit den übrigen nordischen Mächten im Kriegszustand befand. Jetzt dagegen standen die Getreidepreise in London niedriger als in Danzig, und England konnte sich für die Zufuhr von Holz und sonstigen Ostseeprodukten der russischen Häfen bedienen, während Preußen für seinen Bedarf

---

*) Publikandum Schulenburgs, Hannover 28. März 1806. Konsul Delius in Bremen an Schulenburg 3. April. Antwort Schulenburgs 4. April, der mit dem naiven Geständnis beginnt, daß „wenn etwas geschieht, der Mensch gewöhnlich weitergeht, als beabsichtigt worden.“

**) Hardenberg verwahrt sich in seinen Memoiren (Ranke II, 612) gegen den ihm von seinen Zeitgenossen gemachten Vorwurf der Irreführung des Handelsstandes, verschweigt dabei jedoch, daß er nach der Ratifikation des Pariser Vertrages unterlassen hat, rechtzeitig vor den Gefahren des infolge von Art. 4 drohenden Bruches mit England zu warnen.

an Baumwolle, Garnen und namentlich Salz immer auf die englische Einfuhr angewiesen war.

Dieser durch Gründlichkeit und Aktenkenntnis ausgezeichnete Bericht Steins ist auch deshalb bemerkenswert, weil mit ihm ein Feldzug eröffnet wird gegen die Geschäftsführung des auswärtigen Departements, das unterlassen hatte, bei einer Frage von größter Wichtigkeit für Handel, Schiffahrt und Nationalwohlstand des ganzen Landes sich vorher mit dem Handelsminister und der Finanzverwaltung in Verbindung zu setzen. Dies benutzte Stein zu einem Angriff auf den gesamten innerpolitischen Zustand des preußischen Staatswesens, auf den Mangel an Zusammenhang und Verantwortlichkeit der einzelnen Minister, deren Stellung dem Könige gegenüber durch den Einfluß und die Tätigkeit der Kabinettsräte Lombard und Beyme herabgedrückt war. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint der jetzt beginnende Federkrieg mit Haugwitz, der schon seit Jahren als abhängig von Lombard in Angelegenheiten der auswärtigen Politik galt, nicht nur als eine Ressortstreitigkeit zwischen Ministern, sondern zugleich als eine Unterstützung der allgemeinen, von Stein geleiteten Opposition, deren Ziel die Beseitigung der Kabinettsregierung und die grundsätzliche Aenderung der obersten Behörden-Organisation war.

Den ersten Schlag führte Stein in einem Schreiben an Haugwitz vom 20. April, worin er unter Bezugnahme auf seinen Immediatbericht an den König vom 18. d. Mts. die Folgen der von England gegen den preußischen Handel ergriffenen Maßregeln aufzählte, nämlich „gänzliche Vernichtung unserer bedeutenden Reederei, Stockung in unseren Aus- und Einfuhrgeschäften, äußerst erschwerte Versorgung der östlichen Provinzen der Monarchie mit Salz, bedeutender Verlust an der Einnahme von Seezöllen“. Er verlangte deshalb eine sofortige gemeinschaftliche Beratung mit den Ministern des Generaldirektoriums und schloß: „Ich zweifle nicht, Euer Exzellenz werden mich in der angetragenen Konferenz mit den Mitteln bekannt machen, wie alle diese Nachteile zu vermeiden sein möchten.“ Haugwitz, der erst wenige Tage vorher die Leitung des auswärtigen Departements wieder allein übernommen hatte, wagte nicht, die Konferenz abzulehnen, suchte aber den Termin etwas hinauszuschieben, man einigte sich schließlich auf den 25. April. Die Zwischenzeit wurde von Stein benutzt, um neues Material zur Klarlegung der wirtschaftlichen Gefahren eines Konfliktes mit England zu sammeln. In einem Schreiben an Haugwitz vom 22. April

wies er darauf hin, wie sehr wichtig es sein würde, daß der Handel aus den Ostseehäfen nach England, namentlich in Holz und Getreide, erlaubt bliebe, und schlug vor, hierüber, im Fall es wirklich zu einer Kriegserklärung kommen sollte, in Verhandlungen mit der englischen Regierung zu treten, die bei den Blockademaßregeln gegen Spanien Ausnahmen für den Getreide- und Wollhandel zugelassen hatte. Ein wertvoller Bundesgenosse erstand Stein in seinem Kollegen Schroetter, dem Minister für Ost-, West- und Neuostpreußen, der unter dem 23. April, als Beweis für die Wichtigkeit der Erhaltung des preußischen Ostseehandels, dem auswärtigen Departement und dem Könige direkt eine Statistik übersandte, wonach in den Jahren von 1802–1804 der durchschnittliche Wert der Ausfuhr aus Danzig, Elbing, Königsberg und Memel rund 24 293 000 Taler betragen hatte, der Wert der Einfuhr dagegen 16 868 000 Taler. Gemäß den damaligen mechanischen Anschauungen über die Handelsbilanz berechnete Schroetter somit den Gewinn für Preußen auf 7 425 000 Taler, er fügte hinzu, daß dies das Minimum sei, in Wirklichkeit könne man wahrscheinlich eine um ein Drittel höhere Summe annehmen. Einen Tag vor dem Zusammentritt der Ministerkonferenz erhielt Stein noch in Erwiderung auf seinen Immediatbericht vom 18. April eine Kabinettsorder, die seinen Wünschen und Anträgen völlig entsprach. „Nichts," hieß es darin, „was sich mit der Würde und Sicherheit der Monarchie verträgt, muß unversucht gelassen werden, um einen Seekrieg mit England zu vermeiden." Stein solle sich in engste Verbindung mit Haugwitz setzen, der ihm alles Wissenswerte mitteilen werde, — ein nicht geringer Erfolg für Stein, der sich darüber beschwert hatte, daß er vom auswärtigen Ministerium in Unkenntnis über die Verhandlungen mit England gelassen wäre. Nicht ganz stimmte es freilich mit den auf Vermeidung des Krieges gerichteten Worten des Königs, wenn dieser in einer gleichfalls vom 24. April datierten Kabinettsorder auf Antrag von Haugwitz genehmigt hatte, daß, im Fall der Bestätigung des englischen General-Embargo auf preußische Schiffe, auch in sämtlichen preußischen Häfen, sowie in Bremen und Kuxhaven, durch die Militärbehörden ein vorläufiges Embargo auf die daselbst befindlichen englischen Schiffe angeordnet werden sollte. Der Zufall wollte es, daß am Tage der Unterzeichnung dieser Kabinettsorder ein Bericht von Jakobi aus London einging, worin ausdrücklich vor einem Embargo auf die englischen Schiffe oder vor einer Sequestrierung englischen Eigentums in Preußen gewarnt war,

da man englischerseits sonst als Repressalie alles Eigentum preußischer Untertanen in England mit Beschlag belegen würde.*)

Unter den Ministern, die am 25. April zur Beratung über die englischen Angelegenheiten sich versammelten, fehlte Haugwitz. Er hatte sich im letzten Augenblick mit einer „plötzlichen Unpäßlichkeit“ entschuldigen lassen, die freilich als fingiert angesehen wurde, in Wirklichkeit fürchtete er, wie Hardenberg in seinen Memoiren erzählt, die Vorwürfe und kritischen Bemerkungen Steins. Und nicht ohne Grund. Denn die ganze Konferenz stellte sich auf den Standpunkt Steins und verurteilte schonungslos den Inhalt und die Ausführung des Artikel IV des Pariser Vertrages. Auch der anwesende Beamte des auswärtigen Departements, der Geheime Legationsrat Küster**), scheint kein Wort der Verteidigung gefunden zu haben, seine Teilnahme an den Verhandlungen beschränkte sich auf Führung des Sitzungsprotokolls. Einstimmig wurde der Beschluß gefaßt, daß „wenn der Staat von seinem Untergang bewahrt werden solle“, nichts übrig bliebe, als im Wege neuer diplomatischer Verhandlungen eine gänzliche Aufhebung der Handelssperre gegen England zu bewirken, oder, wenn dies nicht möglich sei, deren Durchführung in einer für England annehmbaren Weise auf das geringste Maß zu beschränken. Einstimmig wurde ferner der von Haugwitz angeregte und vom Könige schon genehmigte Vorschlag verworfen, Repressalien zu ergreifen durch ein Embargo auf englische Schiffe und Beschlagnahme englischen Eigentums. Im Einklang mit den Warnungen des Gesandten Jakobi erklärte die Konferenz ein derartiges Vorgehen für äußerst nachteilig und unausführbar, weil einmal der Wert der preußischen Waren und Effekten in England um ein sehr bedeutendes größer sei, als derjenige des englischen Eigentums in Preußen, und zweitens eine weitere Verschärfung der englischen Feindseligkeiten die Folge sein würde. Ueber die Aeußerungen der einzelnen Minister gibt das nur kurz gehaltene Protokoll keine nähere Auskunft.

---

*) Nachschrift zu dem Berichte Jakobis vom 8. April, der in den Akten den Präsentationsvermerk 24. April trägt. Man muß sich der Langsamkeit der damaligen Verkehrsmittel erinnern, um die Schwierigkeiten bei den diplomatischen Verhandlungen zwischen London und Berlin zu verstehen. Eine weitere Verzögerung entstand später dadurch, daß die englische Post, anstatt über Hamburg, über Husum oder Tönningen geschickt wurde, da man glaubte, daß die Elbe für die englische Flagge nicht mehr sicher sei.

**) Küster war Referent für die Handels- und Schiffahrtsangelegenheiten. Der Referent für die politischen Verhandlungen mit Frankreich und England, Geh. Leg.-Rat Le Coq, der in Vertretung von Haugwitz hätte erscheinen müssen, hatte es gleichfalls vorgezogen, der Konferenz fernzubleiben.

Stein bezog sich auf seinen Immediatbericht an den König vom 18. April. Von Schroetter hat sich ein ausführliches, für die Konferenz bestimmtes Memorandum erhalten, das auch dem Könige direkt eingereicht wurde. Es ist ein außerordentlich charakteristisches Dokument, geschrieben in dem Tone, wie heute etwa der Führer der Opposition in einer parlamentarischen Debatte reden würde. Es beginnt mit dem Satze, daß England im Grunde nichts verliere, wenn es mit Preußen Krieg führe, denn die Einführung englischer Manufakturwaren sei schon verboten und die für Preußen unentbehrlichen Kolonialwaren, wie Kaffee, Zucker und Reis, würden über Dänemark und Schwedisch-Pommern nach Norddeutschland gelangen und müßten infolgedessen nur teurer bezahlt werden. Preußen dagegen sehe nicht allein seine Reederei vernichtet, sondern verliere auch seinen gesamten Ausfuhrhandel zur See bis auf denjenigen, den England erlaube. Es behalte für wenigstens 30 Millionen Taler Produkte übrig, die nicht anderweitig abgesetzt werden könnten, oder doch nur mit dem größten Verlust. „Alles, was wir zu verkaufen haben, wird wohlfeiler, was wir kaufen müssen, wird teurer . . . Der blutigste Krieg kann nicht so gefährlich sein als ein Angriff auf die Urquelle des Staates, den Nationalwohlstand. Wir sterben, die Waffen in der Hand, am schleichenden Gift, manu propria, an der Entkräftung, in der Verzweiflung.“ Dann folgt eine Kritik des Artikel IV des Pariser Vertrages, der dieses Unheil über Preußen heraufbeschworen hat: „Frankreich wollte dadurch England schaden, in Wirklichkeit sind wir geschädigt, was man dem französischen Gouvernement vorstellen muß. Es muß diese Bedingung, falls es nicht feindliche Absichten gegen uns hat, zurücknehmen. Dem französischen Gouvernement ist offen zu erklären, auch die Sperre der Elbe und Weser sei eine bloße Formalität . . . Will Frankreich dies nicht begreifen, so kann man annehmen, es habe feindselige Absichten gegen uns.“

Hier wird also schon der Satz hingestellt, daß die strikte Aufrechterhaltung des Artikel 4 eine Feindseligkeit seitens Frankreichs bedeute, der Preußen sich eventuell mit den Waffen widersetzen müsse, um nicht an wirtschaftlicher Entkräftung ruhmlos unterzugehen. Gegen alle diese Angriffe und Vorwürfe hatte Haugwitz einen schweren Stand. Da er eine Verteidigung auf der Ministerkonferenz nicht gewagt hatte, suchte er sich jetzt dem Könige gegenüber in einem Bericht vom 28. April zu rechtfertigen, der abschriftlich an Stein und die andern Minister übersandt wurde. Er er-

innerte daran, wie er von Anfang an hervorgehoben habe, daß der Artikel 4, der trotz aller von ihm angewandten Gegenbemühungen auf Verlangen der französischen Regierung in den Vertrag aufgenommen sei, unfehlbar von seiten Englands zu Feindseligkeiten gegen Preußen führen würde. Die jetzt eingetretene Lage sei durch die Ueberstürzung verschuldet, mit der man, ohne seine Ankunft in Berlin abzuwarten, das Sperrsystem gegen den englischen Handel verkündet und in Kraft gesetzt habe. Man hätte wenigstens das kaufmännische Publikum warnen sollen, ehe die Schließung der Ströme erfolgte, und hätte sich von einer Verschiebung der vertragsmäßigen Maßregeln auch nicht durch französisches Drängen abhalten lassen dürfen. „Nur durch Nachgiebigkeit dieser Art gibt man dem sinnlosen Wahne, welcher heute Preußen als eine von Frankreich dependente Macht schildert, einigen Schein von Wahrheit.“ Diese auf die Stimmung des Königs berechneten Worte, der, wie alle Welt, die erniedrigende Abhängigkeit fühlte, in die Preußen durch den Pariser Vertrag von der französischen Politik geraten war, konnten niemanden über die wahre Lage der Dinge täuschen. Auch sonst hatte die Rechtfertigung von Haugwitz wenig überzeugendes. Er wollte den Artikel 4 nur mit dem Hintergedanken angenommen haben, ihn vorläufig unausgeführt zu lassen. Auch, wenn dies an sich glaubhaft wäre, so läge darin eine vollständige Verkennung der Absichten Napoleons, der gerade auf diesen Artikel im Interesse seines politischen Systems, England von den kontinentalen Häfen auszuschließen, den größten Wert legte und seinen Gesandten in Berlin ausdrücklich beauftragt hatte, die schnelle und genaue Erfüllung der darin von Preußen übernommenen Verpflichtungen sorgfältig zu überwachen.*) Haugwitz hat denn auch, soweit bekannt, gar nicht den Versuch gemacht, die Zustimmung der französischen Regierung zu einer Suspension oder Abänderung des Artikel 4 zu erlangen, sondern sich auf Verhandlungen mit England beschränkt, die freilich ebensowenig zu einer Verständigung führten.

In dieser Zeit der diplomatischen Niederlagen Preußens ist die berühmte Denkschrift Steins gegen die Kabinettsregierung entstanden. Sie trägt im Konzept das Datum vom 27. April, ist also zwei

---

*) Talleyrand an Laforest, 15. Februar 1806: „Vous veillerez soigneusement à ce que l'article 4 soit immédiatement et ponctuellement exécuté.“ Die Ueberwachung der preußischen Maßregeln zur Sperrung der Weser und Elbe erfolgte durch die von Napoleon nach Hannover entsandten Generale Rapp und Barbou.

Tage nach der geschilderten Ministerialkonferenz über den Konflikt mit England verfaßt, der nach Schroetters Worten „die Urquelle des Staats, den Nationalwohlstand“ zerstören müßte. Ein fast gleichlautender Hinweis auf die englische Gefahr befindet sich in der Einleitung der Steinschen Denkschrift, wenn es dort heißt, daß die preußische Monarchie von dem Schicksal bedroht sei, ihre Selbständigkeit „und die ergiebigsten Quellen ihres Nationalreichtums zu verlieren“. Im übrigen wird auf die auswärtige Politik nicht näher eingegangen, die Angriffe gegen Haugwitz, welche die Denkschrift enthält, richten sich nicht gegen seine diplomatischen Fähigkeiten, sondern gegen seinen moralischen Charakter und seine Abhängigkeit von den Kabinettsräten. Aus diesem Grunde wird die Entfernung des Ministers von den Geschäften verlangt im Zusammenhang mit einer Aenderung des ganzen Systems der Regierungsmaschine. Es ist bekannt, daß diese Denkschrift, die auch Schroetter und General Rüchel mit unterzeichnen sollten, nicht in die Hände des Königs gelangte. In dem Kampfe gegen Haugwitz wäre sie, wie spätere Ereignisse gezeigt haben, keine wirksame Waffe gewesen, da auf Friedrich Wilhelm III. eine Kritik der persönlichen Eigenschaften der von ihm gewählten Ratgeber und Vertrauensmänner niemals Eindruck machte. Nach dem Urteil der Königin Luise, welche dem sachlichen Inhalt der Steinschen Vorschläge ihren höchsten Beifall zollte, würden die heftigen und leidenschaftlichen Ausdrücke gegen die Träger des bisherigen Systems dem Zweck, den man erreichen wollte, eher geschadet als genützt haben. Sie lehnte es daher ab, die Eingabe, die ihr anvertraut war, dem Könige zu übermitteln, und hat später sogar, wenn auch, wie es scheint, nicht aus voller Ueberzeugung, sondern mit Rücksicht auf den bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs wiederholt die Verteidigung des Grafen Haugwitz gegen die Vorwürfe seiner Gegner im Inlande und im Auslande übernommen.*)

Unabhängig von dieser politischen Aktion größeren Stils dauerte der Streit zwischen Stein und Haugwitz über die Verhandlungen in London wegen einer Milderung der englischerseits beschlossenen Maßregeln gegen die Schiffahrt und den Handel Preußens mit großer Lebhaftigkeit fort. Stein führte, um seinen Ansichten Geltung zu verschaffen, auch eine Privatkorrespondenz mit dem Gesandten Jakobi in London.**) Dieser, mit Hardenberg befreundet und ein heftiger

*) Vgl. Bailleu: Königin Luise, S. 189.

**) In den Akten des Geheimen Staatsarchivs in Berlin haben sich aus dieser Korrespondenz 3 Briefe Steins und 7 Briefe Jakobis erhalten.

Widersacher des durch den Pariser Vertrag abgeschlossenen Bündnisses zwischen Preußen und Frankreich, hatte die Folgen der preußischen Besitzergreifung von Hannover und der gegen England erlassenen Handelssperre in seinen Berichten klar vorausgesagt, ohne damit in Berlin rechten Glauben zu finden. Auch Stein gab sich anfangs noch der Hoffnung hin, daß die englische Regierung mit den angekündigten Feindseligkeiten gegen Preußen nicht vollen Ernst machen und sich wenigstens für den Handelsverkehr mit den Ostseehäfen im eigenen Interesse zu weitgehenden Zugeständnissen verstehen werde, um so mehr, als auch politische Gründe dafür sprächen, Preußen schonend zu behandeln. „Wenn England", so schreibt Stein an den Gesandten, „sich im Kriege mit Preußen befindet, verliert es seine sämtlichen Verbindungen mit Deutschland und zum großen Teil auch mit Rußland, es liefert dadurch nur neue Waffen der Partei, die wünscht, daß man sich gänzlich den Händen Frankreichs überliefert. Es sollte sich des Unheils erinnern, das es anrichtete, als es dem verstorbenen Könige die Subsidien verweigerte und dadurch der französischen Partei das Mittel lieferte, ihm den Frieden von Basel aufzudrängen. Das gleiche wird auch im gegenwärtigen Augenblick der Fall sein, England wird uns großen Schaden zufügen, seinen eigenen Handel einengen, uns schwächen, uns abhängiger von Frankreich machen, und dabei den eigenen Einfluß auf dem Kontinent vermindern." *)

Diese politischen Reflexionen erschienen freilich nicht ganz zutreffend. Einmal war Preußen in den Augen Englands durch den Pariser Vertrag der Bundesgenosse des französischen Feindes und von dem Willen Napoleons bereits vollständig abhängig geworden, so daß ein politischer Grund für seine Schonung nicht vorlag. Und dann sah England es mit Recht als eine Lebensfrage an, der französischen Einkreisungspolitik, die seinem Handel sämtliche Häfen des Kontinents verschließen wollte, mit allen Mitteln entgegenzutreten. Wer diese Politik mitmachte, wurde als ein Feind des britischen Reiches angesehen. Die Antwort auf die preußischen Sperrmaßregeln, mochten sie nun mit größerer oder geringerer Strenge durchgeführt werden, mochten sie freiwillig oder erzwungen sein, konnte schon des warnenden Beispiels wegen nur in einer Kriegserklärung

---

*) Brief Steins an Jakobi. Das Datum fehlt auf dem französischen Original, das nach dem Präsentationsvermerk am 6. Mai in London eintraf. Man wird hiernach etwa den 22. oder 23. April als Tag des Abgangs anzunehmen haben.

bestehen. Dies wurde von den englischen Ministern im Parlament offen verkündet, und den Worten entsprachen die Taten. Jede Post aus London brachte jetzt dem Berliner Kabinett neue Nachrichten über die Verschärfung der preußenfeindlichen Stimmung in England und über eine weitere Ausdehnung der kriegerischen Maßregeln gegen den preußischen Handel. Dazu kam sehr zur Unzeit noch ein Konflikt mit dem exzentrischen König Gustav Adolf IV. von Schweden, der aus Anlaß der preußischen Okkupation von Hannover und Lauenburg ein Embargo auf die in schwedischen Häfen befindlichen preußischen Schiffe gelegt hatte und mit einer Blockade der preußischen Ostseehäfen drohte.

Dieser Umstand, verbunden mit dem Gerücht, daß englische Kriegsschiffe bei Helsingör bereit lägen, um in der Ostsee zu kreuzen, veranlaßte Stein, in einem Schreiben an Haugwitz vom 2. Mai zu beantragen, daß Rußland und Dänemark aufgefordert werden sollten, den Grundsatz der Freihaltung des baltischen Meeres von allen maritimen Feindseligkeiten zur Geltung zu bringen. Stein berief sich dabei auf verschiedene völkerrechtliche Verträge, worin die Ostsee von den kriegführenden Mächten als ein geschlossenes Meer anerkannt und ihre Neutralisierung verbürgt war. Das auswärtige Departement schloß sich diesen Gesichtspunkten an, auf Grund eines gemeinschaftlichen Immediatberichtes von Stein und Haugwitz an den König wurden die preußischen Vertreter in Petersburg und Kopenhagen angewiesen, die Vermittlung der dortigen Regierungen anzurufen, um England und Schweden von allen kriegerischen Operationen in der Ostsee abzuhalten. Es ist bemerkenswert, daß der Handelsminister Stein in dieser Angelegenheit die Initiative ergriff und eine bessere Kenntnis des internationalen Vertragsrechts zeigte als der Minister des Auswärtigen, welcher den drohenden Angriffen der englischen und schwedischen Marine auf den preußischen Ostseehandel ratlos gegenüberstand.*) Es lagerte damals in Riga eine große Quantität Roggen, der für preußische Rechnung gekauft und nach Stettin bestimmt war, aber aus Besorgnis vor den schwedischen

*) Eine genaue Prüfung der von Stein angezogenen Vertragsbestimmungen würde allerdings ergeben haben, daß dieser das Prinzip der Geschlossenheit des baltischen Meeres in einer Weise auslegte, die juristisch nicht haltbar war. Dasselbe konnte keine Anwendung finden bei Streitigkeiten der Ostseemächte untereinander, es sei denn infolge einer besonderen Abmachung, wie in dem russisch-schwedischen Kriege von 1789. Zwischen Preußen und Schweden bestand kein derartiger Vertrag. Eine Blockade der preußischen Häfen durch schwedische Kriegsschiffe konnte daher völkerrechtlich nicht angefochten werden. Das war auch der Standpunkt der dänischen Regierung.

Kapern nicht verschifft werden konnte. Es bedurfte erst der energischen Vermittlung Steins, an den die Stettiner Kaufleute sich gewandt hatten, bis der preußische Gesandte in Petersburg Auftrag erhielt, bei der dortigen Regierung Schritte zu tun, um den Transport dieses Roggens durch das Geleit russischer Kriegsschiffe oder durch Ausstellung russischer Regierungspässe zu sichern. Stein begnügte sich in solchen Fällen nicht damit, Anträge zu stellen, sondern drang stets auf sofortige Mitteilung der gefaßten Beschlüsse und aller gesandtschaftlichen Berichte, die sich auf die Ausführung der zum Schutz des preußischen Handels erteilten Weisungen bezogen. Er war unermüdlich darin, das auswärtige Departement, das bei den letzten Verhandlungen mit Frankreich und England eine so große Unkenntnis der mit der Politik in Zusammenhang stehenden wirtschaftlichen Verhältnisse und Probleme gezeigt hatte, über den Umfang und die Erfordernisse der preußischen Handels- und Schiffahrtsinteressen aufzuklären. Er veranstaltete statistische Erhebungen aller Art und suchte sich auch durch theoretische Studien mit der Handelspolitik der fremden Mächte vertraut zu machen. Wir erfahren aus seinem Briefwechsel mit Jakobi, daß er sich durch Vermittlung der preußischen Gesandtschaft in London die neuesten Erscheinungen der englischen Literatur über die Rechte der neutralen Schiffahrt und der Kriegsparteien während eines Seekrieges kommen ließ.

Steins größte Sorge war damals, die freie Schiffahrt in der Ostsee und die ungestörte Verbindung der dortigen Häfen mit dem für Preußen so wichtigen englischen Absatzgebiete aufrecht zu erhalten. Beide waren bedroht durch die in Artikel 4 des Pariser Vertrages von Preußen übernommene Verpflichtung, auch den Hafen der neutralen Hansestadt Lübeck (Travemünde) der Schiffahrt und dem Handel der Engländer zu verschließen. Man sucht in den Berichten und Denkschriften von Haugwitz vergebens nach einer Erklärung für die Annahme dieser offenbar völkerrechtswidrigen und für Preußen höchst nachteiligen Bestimmung. Der Zweck, den Napoleon damit verfolgte, ist freilich klar. Er wollte verhindern, daß nach Sperrung der Weser und Elbe ein Teil des bisher mit Hamburg und Bremen betriebenen englischen Handels seinen Weg über Lübeck nehmen könnte, wie dies in den Jahren 1803—5 während der französischen Okkupation von Hannover der Fall gewesen war. Außerdem hoffte er vielleicht, daß die Schließung des für den russischen Handel wichtigen Lübecker Hafens und die dann zu erwartende

englische Blockade zu Zwistigkeiten zwischen Preußen, Rußland und England führen würden. In der Tat verhängte die englische Regierung gleichzeitig mit der Blockade gegen die deutschen Nordseehäfen auch eine solche gegen Travemünde, ohne jedoch zunächst ein Geschwader in die Ostsee zu entsenden. Da auch von preußischer Seite keine Anstalten getroffen wurden, um Sperrmaßregeln auf der Trave durchzuführen, so blieb der Handel mit Lübeck in Wirklichkeit ungestört.

Im übrigen aber scheiterten alle Versuche, England von weiteren Feindseligkeiten abzuhalten. Am 13. April wurde durch eine königliche Order das auf preußische Schiffe gelegte Embargo auf alle Schiffe ausgedehnt, deren Eigentümer in den von der Handelssperre betroffenen Gebieten an der Elbe, Weser und Ems wohnten. Am 20. April erschien eine Erklärung Georgs III., worin er in seiner Eigenschaft als deutscher Kurfürst in den heftigsten Ausdrücken gegen die preußische Besitzergreifung von Hannover protestierte, am 23. April wurden in beiden Häusern des Parlaments Zustimmungsadressen zu der Haltung der Regierung in dem Konflikt mit Preußen einstimmig angenommen. In richtiger Erkenntnis der Sachlage schrieb Stein dem Grafen Haugwitz am 5. Mai unter Hinweis auf die vom tiefsten Unwillen gegen Preußen erfüllte Rede des Ministers Fox im Unterhause, daß der Krieg unvermeidlich sei, „wenn Euere Exzellenz nicht Mittel finden, die Maßregel des Schließens der Häfen, welche die hannoversche Angelegenheit zu einer englischen Nationalsache gemacht hat, zurückzunehmen“. Haugwitz glaubte, daß es zur Vermeidung eines Bruches mit England ausreichen würde, wenn außer Lübeck auch der Nordseehafen Embden der englischen Flagge geöffnet bliebe, und wollte hiervon das Londoner Kabinett vertraulich verständigen. Einer etwaigen Einsprache Frankreichs gegenüber sei geltend zu machen, daß die genannten Häfen auch während der französischen Okkupation von Hannover für den englischen Handel nicht gesperrt gewesen seien. Aber Stein erwiderte sofort, daß, auch wenn der Artikel 4 des Pariser Vertrages auf Emden und Lübeck keine Anwendung finden sollte*), die englische Regierung sich schwerlich mit der geduldeten Zulassung der englischen

*) Der Text des Artikel 4 ließ die Auslegung, die Haugwitz ihm geben wollte, nicht zu. Es hieß dort nicht, daß nur dieselben Häfen geschlossen werden sollten, wie während der französischen Okkupation, sondern daß die Schließung aller preußischen Nordseehäfen und von Lübeck in gleicher Weise erfolgen solle, wie dies die französischen Truppen während der Besatzung des Kurfürstentums Hannover getan hätten.

Flagge in gewissen Häfen zufrieden geben, sondern die offene Anerkennung ihres Rechtes auf volle Handels- und Schiffahrtsfreiheit verlangen werde. Es sei daher nötig, an Jakobi mit aller Beschleunigung neue Instruktionen zu schicken, damit der verderbendrohenden Zerrüttung des preußischen Handels Einhalt getan werde. Stein sorgte dafür, daß Haugwitz auch von anderer Seite Mahnrufe ähnlichen Inhalts erhielt. Das Generaldirektorium schrieb ihm am 5. Mai, daß nach Auslegung der englischen Admiralitätsgerichte die Blockade über die Ems, Weser und Elbe auch auf die mit diesen Flüssen verbundenen, von See aus zugänglichen Binnengewässer Anwendung finde, mithin auch auf die sogenannte Wattenfahrt zwischen der niederländischen und der deutschen Nordseeküste, was für Ostfriesland sehr nachteilig sei und den Transport der staatlichen Magazinvorräte an Roggen und Mehl zur Verpflegung der in Westfalen stehenden preußischen Truppen gefährde. Gleichzeitig meldete Schroetter, daß in Königsberg die Nachricht von der Nichtannahme der auf englische Plätze gezogenen Wechsel der dortigen Kaufleute eingegangen sei, wodurch diesen ein ungeheurer Schade erwachse.*) Sollten ferner die auf Grund des Embargo in England angehaltenen preußischen Schiffe und Waren als gute Prise erklärt werden, so sei der Ruin von hunderten von Kaufmannsfamilien unvermeidlich.

Haugwitz hatte sich anfangs darauf beschränkt, an Stein Abschrift der letzten dem Gesandten Jakobi erteilten Instruktionen zu übersenden, die eine lange, für die englische Regierung bestimmte Rechtfertigung der politischen Haltung Preußens enthielten und eine gelinde Ausführung der Sperrmaßregeln, von denen Lübeck ganz ausgenommen bleiben sollte, ankündigten, wogegen man von England eine Aufhebung des Embargo und der sonst gegen die preußischen Schiffe erlassenen Verfügungen erwarte. Da Stein diese Instruktionen für ungenügend erklärte und immer wieder die Notwendigkeit betonte, die Krisis, in welcher der preußische Handel sich befinde, abzukürzen, wurde die Entscheidung des Königs angerufen. Der Kabinettsrat Beyme, welcher den Vortrag in dieser Angelegenheit hatte, war in großer Verlegenheit. Obgleich er sich über die Mi-

*) Die Erzeugnisse der preußischen Ostseeprovinzen wurden damals in der Regel den Engländern in Kommission gegeben, während die preußischen Kaufleute den Betrag der englischen Kolonialwaren immer gleich bei Einsendung des Konossements für Rechnung des Auftraggebers zu ziehen pflegten.

nister des Generaldirektoriums eine von diesen oft schwer empfundene Autorität angemaßt hatte, so machte er doch in der Regel eine Ausnahme mit Stein, dessen Sachkunde und Tatkraft ihm imponierten, während dieser, wie wir aus seiner Denkschrift vom 27. April wissen, an Beyme den Mangel an staatswirtschaftlichen Kenntnissen tadelte. Anderseits wollte er in einer Frage, die zugleich das Gebiet der inneren und der äußeren Politik berührte, es nicht mit Haugwitz und dessen Verbündeten Lombard verderben. Der Ausweg, den er unter diesen Umständen ergriff, ist charakteristisch für das System der Kabinettsregierung und die allseitig vorausgesetzte Unfähigkeit Friedrich Wilhelms III., eine selbständige Entscheidung zu treffen. Beyme schrieb nämlich an Haugwitz am 9. Mai: „Haben Sie die Gnade, mich darüber zu belehren, was Seine Majestät des Herrn von Stein Exzellenz auf das auch Allerhöchsten Orts in Abschrift eingereichte Schreiben antworten mögen." Haugwitz soufflierte dem Kabinettsrat darauf, daß es sich empfehlen würde, den Bericht Jakobis über die Aufnahme der letzten in London gemachten Eröffnungen abzuwarten, „irgend etwas neues hinzuzufügen, halte ich, und bin ich im voraus Ihres vollkommenen Einverständnisses mit mir im Grundsatz überzeugt, für inkonsequent und mithin höchst nachteilig". Gleichzeitig suchte Haugwitz dem Könige noch in einer besonderen Eingabe unter Beifügung der Briefe Steins darzulegen, warum er dessen Vorschläge über die Sperrung der Häfen gegen England ohne weitere Antwort gelassen habe; die zarte Natur der dabei in Betracht kommenden Fragen der auswärtigen Politik habe ihn bewogen, von einer eingehenderen Erörterung mit dem Departement des Innern abzusehen. Wie schließlich die so vorbereitete Entscheidung des Königs lautete, erfahren wir aus dem Schreiben von Haugwitz an Stein vom 17. Mai, worin es heißt, daß Seine Majestät auf Grund eines ausführlichen Berichts in nachdrücklichster Weise Seinen Willen dahin kundgegeben habe, es solle für den Augenblick den versöhnlichen, dem Gesandten Jakobi zugegangenen Instruktionen nichts hinzugefügt, vielmehr die Antwort aus London abgewartet werden, — was Stein zu dem Randvermerk „tant pis" veranlaßte.

Es sollte sich bald zeigen, daß Stein, der Handelsminister, in diesem Falle die politische Lage in England richtiger beurteilte als das auswärtige Ministerium. Schon am 6. Mai hatte er an Jakobi geschrieben, man dürfe sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß die englische Regierung, anstatt eine versöhnliche Gesinnung zu zeigen,

die schärfsten Mittel anwenden werde, „um Preußen zu einer würdigen und einsichtigeren Politik zurückzuführen“. Man müsse dabei in Betracht ziehen die Anhänglichkeit der königlichen Familie an das Erbe ihrer Vorfahren in Deutschland und den Einfluß der hannoverschen Umgebung Georgs III., namentlich des Grafen Münster, dessen Preußenhaß und hochmütiges Auftreten schon in Petersburg so schädlich gewirkt hätten*). In Bestätigung dieser Auffassung meldete Jakobi unter dem 16. Mai, daß die englische Regierung nach den bestimmten Erklärungen des Ministers Fox die hannöversche Angelegenheit jetzt als unauflöslich verbunden mit der Schließung der Häfen ansehe und die gegen den preußischen Handel erlassenen Verfügungen nur gegen das bestimmte Versprechen einer Rückgabe Hannovers außer Kraft setzen werde. Gleichzeitig teilte er mit, daß am 14. Mai in einem unter dem Vorsitz des Königs gehaltenen Kabinettsrate die Ausgabe von Kaper- und Repressalienbriefen gegen alle Schiffe unter preußischer Flagge beschlossen sei, was nach englischer Praxis die Einleitung zu einer formellen Kriegserklärung bedeutete. Wie sehr verkannte Haugwitz den Ernst der Lage, wenn er noch in diesen Tagen Stein gegenüber die Ansicht vertrat, durch eine schonende Behandlung der englischen Schiffahrt in den preußischen Häfen und durch milde Ausführung der Handelssperre werde England sich von weiteren Feindseligkeiten abhalten und davon überzeugen lassen, „daß auch da, wo Irrungen zwischen beiden Höfen obwalten, der hiesige das Interesse beiderseitiger Untertanen immer beherzigt und demnach allein nach reinen Grundsätzen der Politik handelt“.**) In London hatte man nur Worte der schärfsten Verurteilung für die preußische Politik und war sich sehr wohl bewußt, daß es allein die wirtschaftliche Abhängigkeit von den englischen Märkten war, die Preußen bestimmt hatte, keine Vergeltungsmaßregeln zu ergreifen, kein Embargo auf die englischen Schiffe zu legen und die Ostseehäfen für die englische Flagge offen zu halten.

---

*) „La haine personelle contre la Prusse et la morgue du comte de Münster, qui a déjà tant contribué à embrouiller les affaires à Pétersbourg.“ Ein bemerkenswertes Urteil über diesen hannoverschen Staatsmann, mit dem Stein bekanntlich später, trotz mancher Gegensätze in den politischen Anschauungen, in freundschaftliche Beziehungen getreten ist.

**) Eigenhändiger Zusatz von Haugwitz in einem Schreiben an Stein vom 20. Mai. Aehnlich hieß es in einem Schreiben vom 17. Mai: „Ueberdies ist der Glimpf, den man diesseits, dem Staatsinteresse unabhängig, gegen die englische Schiffahrt beweiset, ein sicheres Mittel, um auch Glimpf in den Dispositionen des englischen Gouvernements gegen unsere Schiffahrt zu bewirken.“

In einem Punkte freilich hatte die englische Regierung Nachgiebigkeit gezeigt. Die gegen die Travemündung verhängte Blockade wurde wieder aufgehoben und die englischen Kriegsschiffe und Kaper erhielten Weisung, überhaupt keine Feindseligkeiten in der Ostsee auszuüben. Es geschah dies jedoch, wie Fox dem Gesandten Jakobi ausdrücklich erklärte, nicht infolge der preußischen Vorstellungen, sondern mit Rücksicht auf die von Dänemark unterstützten Wünsche des russischen Kaisers, der sich auf den Grundsatz der Geschlossenheit des baltischen Meeres berufen hatte. Viel war damit für Preußen allerdings nicht gewonnen, denn die britischen Häfen blieben den preußischen Schiffen, die außerhalb der Ostsee als feindliche behandelt wurden, nach wie vor unzugänglich, und in der Ostsee selbst war die Schiffahrt durch die schwedische Blockade gelähmt, die sich auf Danzig, Pillau und Memel erstreckte. Auch hier hatte, wie in Hannover, das ungeschickte Eingreifen der Militärbehörden die Lage noch verwirrt. Infolge einer Verfügung des Generals Kalckreuth war auf die schwedischen Schiffe in den preußischen Ostseehäfen ein Embargo durch die dortigen Militärgouverneure gelegt, ohne Kenntnis des auswärtigen Ministeriums und ohne Mitwirkung der Zivilbehörden. Der Minister Schroetter hatte sich ausdrücklich gegen eine solche Maßregel ausgesprochen und die Wiederaufhebung des Embargo verlangt, auch Haugwitz beschwerte sich beim Könige über die Eigenmächtigkeit Kalckreuths, durch welche die unter russischer Vermittlung mit Schweden eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen erschwert wurden. Die preußische Regierung hatte die Naivität, in diesem Streite mit dem Könige von Schweden auch die englische Regierung um ihre Vermittlung anzugehen, die jedoch kurzer Hand abgelehnt wurde. Stein hätte am liebsten eine militärische Besetzung von Schwedisch-Pommern gesehen, doch war diese auf das bestimmt ausgesprochene Abraten des Kaiser Alexander zunächst nicht angängig.

Inmitten aller dieser Verlegenheiten und Gefahren, die auf Preußen einstürmten, hielt Stein die Zeit für gekommen, einen neuen Vorstoß gegen die unzulängliche Leitung der auswärtigen Politik zu unternehmen. Sobald er durch das preußische Konsulat in London die Meldung von der beschlossenen Ausgabe von Kaperbriefen gegen die preußische Schiffahrt erhalten hatte, — Haugwitz teilte diese „unangenehme Nachricht" den Staatsministern erst einige Tage später mit — richtete er am 26. Mai eine Immediateingabe an den König, worin hervorgehoben war, daß die in früheren Berichten von ihm vorgetragenen Folgen der englischen Maßregeln jetzt

im vollen Umfange eintreten würden, nämlich Verlust des Privateigentums einer großen Anzahl preußischer Untertanen, Stockung des Ausfuhrhandels, Lähmung der inländischen Produktion, Vernichtung der Reederei*), Erschwerung des Einfuhrhandels, Ausfall der Seezölle. Er fügte mit bitterer Ironie hinzu, daß die preußische Monarchie alle diese Opfer der Freundschaft Frankreichs gebracht habe und darin noch weiter gegangen sei als Portugal, welches seine Neutralität in dem englisch-französischen Kriege und damit die Erlaubnis zur Fortsetzung seines Seeverkehrs mit England durch eine Zahlung von 16 Millionen Franken an die französische Staatskasse erkauft hatte. Diesen Gedanken der völligen Abhängigkeit Preußens von Frankreich, die Haugwitz dem Könige gegenüber noch immer leugnete und als eine Erfindung der Gegner Preußens bezeichnete**), führte Stein unmittelbar darauf gelegentlich einer längeren, dem Könige überreichten Denkschrift***) aus, die Betrachtungen über den Einfluß der Vernichtung des preußischen Handels auf die Handelsverhältnisse in Frankreich enthielt. In diesem merkwürdigen Dokument Steinscher Polemik und Steinscher Ironie wird unter Beibringung statistischen Materials eingehend nachgewiesen, daß Frankreich für seinen überseeischen Aus- und Einfuhr-Handel die Vermittlung der preußischen Flagge nicht entbehren könne und daher, nachdem infolge der englischen Feindseligkeiten die preußische Schiffahrt lahmgelegt sei, selbst das größte Interesse an der Aufhebung des Artikels des Pariser Vertrages und an der Wiedereröffnung der deutschen Nordseehäfen habe. Aber diese volkswirtschaftlichen Ausführungen werden dann benutzt, um in nur wenig verhüllter Form Angriffe gegen die französisch gesinnte Partei am Berliner Hofe und gegen die Tendenzen einer napoleonischen Universalmonarchie zu richten. Stein erklärt, daß er sich, um die vorliegende Frage mit Unparteilichkeit zu prüfen, ganz auf den Standpunkt eines Anhängers oder Untertanen von Napoleon gestellt habe, innig überzeugt von dem Glück, das der

*) Bis zum 13. Mai waren nach dem amtlichen Konsulatsbericht aus London 350 preußische Schiffe in England mit Embargo belegt, die jetzt nebst ihrer Ladung als gute Prise verurteilt wurden. Zu beachten ist dabei freilich, daß ein großer Teil dieser Schiffe holländisches Eigentum war, deren Reeder sich durch Scheinverkäufe oder sonstige Machenschaften den Gebrauch der preußischen Flagge verschafft hatten.

**) So in dem Schreiben an Lucchesini vom 15. Juni 1806: „La Prusse est tombée dans la dépendance de la France, cette phrase est bonne dans la bouche de nos ennemis."

***) Diese Denkschrift vom 28. Mai 1806 ist erst kürzlich im Berliner Geheimen Staatsarchiv wieder aufgefunden und in der Historischen Zeitschrift 102, S. 556 abgedruckt.

Menschheit bevorstehe, wenn erst ganz Europa von Frankreich unterjocht, alle Monarchen in Präfekten verwandelt wären, und alle Staaten nach einem großen, gemeinschaftlichen Mittelpunkt, dem französischen Weltreich, gravitierten. Aber auch unter dieser Voraussetzung könne er zu keinem anderen Schluß kommen, als daß die Sperre der deutschen Nordseehäfen gegen England, für die französischen Handelsinteressen sehr nachteilige Folgen habe und daher wieder beseitigt werden müsse. „Frankreichs Erkenntlichkeit nehme ich nicht in Anspruch, die Liebe, womit es die nach seinem Centro gravitierenden Alliierten umfaßt, ist freilich keine Mutterliebe, noch weniger eine Affenliebe, nur seinen eigenen Vorteil und seinen baren Verdienst bringe ich dem Großen Kaiser in das Gedächtnis." Stein weist dann wieder auf Portugal hin, dem gegen eine Geldzahlung der freie Gebrauch seiner Häfen gestattet sei, und schließt mit der Frage, warum Napoleon „uns armen Deutschen" nicht den ungestörten Handel erlauben sollte.

Diese politischen Glossen erregten den lebhaften Unwillen Friedrich Wilhelms III. Er sah darin nur einen nach Inhalt und Form unzulässigen Uebergriff des Handelsministers auf das Gebiet der auswärtigen Angelegenheiten und gab seine Unzufriedenheit durch einen dienstlichen Verweis zu erkennen, den Stein, ohne eine Rechtfertigung zu versuchen, hinnahm. Nicht viel besser erging es dem Gesandten Jakobi in London, der, in Uebereinstimmung mit dem Urteil der dortigen Minister, den Pariser Vertrag als erniedrigend für Preußen bezeichnet und sich eine scharfe Kritik des preußischen Vorgehens gegen England erlaubt hatte. Ihm wurde — ohne Zweifel auf Veranlassung von Haugwitz, der sich durch diese Vorwürfe getroffen fühlte — das Befremden des Königs über den ungehörigen Ton seiner die Anschauungen Englands verteidigenden Berichterstattung ausgesprochen und in Erinnerung gebracht, daß es den Dienern des Königs zieme, dessen wohlerwogene Entschließungen zu respektieren und sich nach ihnen zu richten.*) Während Haugwitz so diesen beiden Gegnern gegenüber im Vorteil blieb, mußte er sich

*) Wie erbittert damals die Stimmung gegen Jakobi bei Haugwitz und dessen Freunden war, ergibt sich aus einem Briefe des jüngeren Lombard an Lucchesini vom 10. Juni, worin es heißt: „La conduite du baron de Jacobi a été, dans ces derniers temps, celle d'un écolier et d'un énergumène ensemble. Ses dépêches serviront un jour à constater la patience et la bonté du Roi. Sous Napoléon il serait déjà au Temple et ce ne serait pas là son acte de sévérité le moins juste. Fox et consorts n'ont jamais critiqué avec plus de sévérité et d'indécence la politique de la Prusse". (Hüffer Kabinettsregierung 529).

gefallen lassen, daß der russische Gesandte in Berlin, Alopäus auf Befehl seines Hofes, der alles Vertrauen in die Persönlichkeit und die politischen Grundsätze des preußischen Ministers verloren hatte, jedem amtlichen Verkehr mit ihm geflissentlich aus dem Wege ging. Dies veranlaßte den König in einem Briefe an den Zaren die Verteidigung von Haugwitz persönlich zu übernehmen und durch den preußischen Gesandten in Petersburg den Wunsch nach einer Abberufung von Alopäus auszusprechen. Es kam jedoch nur zu einer zeitweiligen Beurlaubung, Friedrich Wilhelm III. war genötigt, die geheimen Verhandlungen über ein russisch-preußisches Bündnis hinter dem Rücken von Haugwitz durch Hardenberg führen zu lassen. Auch in London bildete der Argwohn gegen den Grafen Haugwitz, den man für französischer gesinnt hielt, als er in Wirklichkeit war, das Haupthindernis für eine Verständigung mit Preußen. Mit Recht konnte Stein in einem Briefe an Jakobi vom 6. Juni den Mißerfolg der zu diesem Zweck von preußischer Seite gemachten Vorschläge darauf zurückführen, daß die Personen, welche in Berlin die auswärtigen Geschäfte leiteten, dem britischen Ministerium nicht das nötige Vertrauen einflößten, um von ihnen andere Maßregeln zu erwarten als diejenigen, die den gegenwärtigen Zustand herbeigeführt hätten.

Stein hat nach der ungnädigen Aufnahme seiner Denkschrift vom 28. Mai nicht wieder versucht, in direkten Eingaben an den König auf eine Aenderung der preußischen Politik in den schwebenden Verhandlungen mit England und Frankreich hinzuwirken. Er beschränkte sich fortan auf die ihm als Handelsminister obliegenden Aufgaben und suchte bei dem Kriege, welchen die englische Regierung jetzt durch Wegnahme aller preußischen Schiffe, deren Bemannung als Kriegsgefangene behandelt wurde, und durch Konfiskation alles preußischen Eigentums auch an Bord der neutralen Schiffe mit großem Nachdruck führte, zu retten, was noch zu retten war. Er hielt daran fest, daß bei der Wichtigkeit des englischen Marktes für den Verkauf der Ostseeprodukte und für den Einkauf der in Preußen unentbehrlichen Kolonialwaren, Farben und Garne, Preußen ein großes Interesse daran habe, die Handelsverbindungen mit England trotz des Kriegszustandes möglichst aufrecht zu erhalten. Nachdem die englische Regierung die Aufhebung der Traven-Blockade und den Verzicht von Feindseligkeiten in der Ostsee ausgesprochen hatte, wurde preußischerseits durch ein königliches Reskript allen englischen Schiffen ungehinderter Verkehr in den Ostseehäfen, wie in Friedens-

zeiten, zugesichert. Man nahm also endgültig davon Abstand, Vergeltungsmaßregeln zu ergreifen gegen die feindselige Behandlung der preußischen Schiffahrt in den englischen Häfen und auf hoher See, und tat dies nicht mehr in der trügerischen, von Haugwitz gehegten Erwartung, dafür Zugeständnisse von England zu erhalten, sondern lediglich im wohlverstandenen wirtschaftlichen Interesse des eigenen Landes nach den von Stein und den übrigen Ministern des Generaldirektoriums von Anfang an vertretenen Anschauungen. Als später die Stettiner Kaufleute in einer Eingabe an den König diese Haltung Preußens als schwächliche Nachgiebigkeit tadelten und Repressalien durch Beschlagnahme englischen Eigentums in den preußischen Häfen verlangten, wurden sie mit ihrer Forderung nachdrücklich abgewiesen. Stein hob dabei hervor, daß Preußen alles aufbieten müsse, um die letzten Fäden, die es in merkantiler Hinsicht noch mit England verbänden, nicht zu zerreißen. England habe Zeit, andere Handelsverbindungen einzugehen, bei denen es lernen könne, die preußischen Märkte ganz zu entbehren, schon jetzt befänden sich Riga und Libau auf Kosten der preußischen Ostseehäfen in einem blühenden Zustande. Der Minister sprach außerdem die Vermutung aus, daß bei der Eingabe aus Stettin sehr egoistische Motive mitgewirkt hätten, die dortigen Kaufleute seien Geld für Kolonialwaren in England schuldig und wünschten sich durch die beantragte Konfiskation dieser Schuld zu entledigen.*)

Während so von preußischer Seite alles geschah, um eine Störung des Handelsverkehrs mit England in der Ostsee zu vermeiden, gelang es doch nicht, das neue Hindernis zu beseitigen, was durch die schwedische Blockade entstanden war. Stein verlangte von dem auswärtigen Departement wiederholt Auskunft über den Stand der Verhandlungen mit Schweden und sprach den dringenden Wunsch aus, daß endlich ein Mittel gefunden werden möge, um dieser für die preußischen Handelsinteressen so nachteiligen Blockade ein Ende zu machen. Er erinnerte Haugwitz an den Kopenhagener Vertrag zwischen Schweden und Dänemark vom 27. März 1794, worin die Ostsee ein für allemal als ein neutrales, für kriegerische Operationen unzugängliches Handelsgebiet bezeichnet sei, und behauptete, daß

*) Haugwitz, der gleichfalls für eine Ablehnung der Stettiner Anträge stimmte, fand es außerdem tadelnswert, daß überhaupt das politische Gebiet in der Eingabe berührt sei. „Wenn dieselbe hierbei politische Beziehungen zu ihrem Augenmerk nimmt, so ist solches eine Ansicht, die der Beurteilung einer Kaufmannschaft in einer an den Monarchen gerichteten Vorstellung nicht zukommt.“ (Haugwitz an Stein, 3. Juli 1806.)

Schweden mit sich selbst im Widerspruch wäre, wenn es jetzt den Schiffsverkehr der baltischen Häfen störe. Auch erklärte er, sich nicht davon überzeugen zu können, daß Preußen außerstande wäre, mit Gewalt die feindlichen Absichten der schwedischen Regierung zu vereiteln.*) Haugwitz ließ diese Zuschriften unbeantwortet, offenbar, weil er nicht gewillt war, Stein Einblick in die politischen Verhandlungen mit dem Petersburger Hofe zu gestatten, die Preußen damals abhielten, durch den Einmarsch seiner Truppen in Schwedisch-Pommern die Feindseligkeiten Gustav Adolfs IV. zu erwidern. Ein im Juni unternommener Versuch, durch die Entsendung des General Kalckreuth in das schwedische Hauptquartier zu einer Verständigung zu gelangen, scheiterte an der unbelehrbaren Halsstarrigkeit des Schwedenkönigs. Erst am 20. August, als sich Preußen schon in voller Kriegsrüstung gegen Frankreich befand, wurde die Blockade der preußischen Häfen „bis auf weitere gnädige Order Seiner Königlichen Majestät" aufgehoben und bald darauf auch die Rückgabe der gemachten Prisen angeordnet.

Die durch die englische Blockade der Nordseeküste hervorgerufene Verkehrsstockung, die, wie der Kammerpräsident Vincke in Münster an den ihm befreundeten Stein schrieb, bei längerer Dauer zum vollständigen Ruin aller Gewerbeverhältnisse in Westfalen führen müßte, war inzwischen dadurch gemildert, daß sie keine Anwendung finden sollte auf neutrale Schiffe, sofern diese nicht in feindlichen Häfen geladen hätten oder nach solchen bestimmt wären. Stein hielt es infolge dieser Verfügung, die natürlich zunächst im englischen Interesse erlassen war, für möglich, daß auch die preußische Reederei, wenn auch zunächst unter fremder neutraler Flagge, wieder in Tätigkeit kommen könne, und sprach sich daher gegen alle Maßregeln aus, um der neutralen Schiffahrt auf der Elbe und Weser und dem Handel mit Waren von England Hindernisse seitens der preußischen Regierung in den Weg zu legen. Zwischen dem Hamburger Kaufmann Jenisch und Stein kam es über diese Frage zu einem bemerkenswerten Schriftwechsel. Jenisch machte darauf aufmerksam, daß die neue französische Art, den Krieg auf bestimmte Waren, je nach ihrer Herkunft, auszudehnen, das gefährlichste Beispiel für Preußen und Deutschland bedeute, denn England würde dann als Repressalie keine deutschen und preußischen Waren auf See passieren lassen, sondern sie als feindliche behandeln. Wollte man

*) Stein an Haugwitz, 5. Juni, 14. Juni, 24. Juli.

ferner die französische Idee befolgen, England ganz vom Kontinent abzuschneiden, so würde ein neues und noch größeres Unglück für Deutschland entstehen, da sich dann bei der Uebermacht der Engländer kein neutrales Schiff mehr auf dem Meer sehen lassen könnte. Stein erklärte sich ganz einverstanden mit dieser hanseatischen Beurteilung der Folgen des Preußen aufgedrängten Anschlusses an den französischen Handelskrieg gegen England und, unvorsichtig, wie er häufig in seinen brieflichen Aeußerungen war, schrieb er in zorniger Aufwallung an Jenisch zurück: „Es herrscht in allen diesen Beschlüssen ein Geist des Schwindels, der Gewalttätigkeit auf einer (Frankreich), der Schwäche und Nullität auf der andern Seite (Preußen), so daß man es verwünscht, in diesem Zeitalter zu leben.“ *)

Von dem Umschwung, der wenige Wochen darauf in der preußischen Politik gegen Frankreich eintrat, scheint Stein erst spät Kunde erhalten zu haben. Er hatte am 3. Juli eine längere Dienstreise angetreten, von der er am 25. August nach Berlin zurückkehrte, wo infolge der angeordneten Mobilmachung des gesamten preußischen Heeres die größte Aufregung und Kriegsbegeisterung herrschten. Während seiner Abwesenheit war gleichzeitig mit der auswärtigen auch eine innerpolitische Aktion eingeleitet, in der er nun sofort zu tätiger Teilnahme hineingezogen wurde. Am 15. August hatte General Rüchel dem Könige persönlich ein Memoire überreicht, worin unter Hinweis auf den bevorstehenden Krieg mit Frankreich um die Entlassung von Haugwitz und Lombard gebeten und die Berufung Steins zur Leitung aller inneren Angelegenheiten Preußens empfohlen wurde. Hardenberg, der durch Rüchel Kenntnis von diesem Memoire erhielt, teilte ganz das darin ausgesprochene Urteil über Haugwitz und Lombard, deren Entfernung von den Geschäften er längst als notwendig bezeichnet hatte, hielt aber Stein für die vorgeschlagene Stellung nicht geeignet, da dieser zwar ein „braver, einsichtsvoller, achtungswerter Mann, aber viel zu tranchant für den König“ im täglichen Verkehr sei. Stein selbst fand die Rüchelsche Denkschrift, die ihm von Hardenberg mitgeteilt wurde, nicht ganz zweckmäßig, zögerte aber keinen Augenblick, eine neue, von Johannes Müller entworfene Eingabe an den König mitzuunterzeichnen, in welcher verschiedene Prinzen des Königlichen Hauses und die Generale Phull und Rüchel

*) Jenisch an Stein, 13. Juni. Stein an Jenisch, 16. Juni.

den dringenden Wunsch nach der Entlassung von Haugwitz und der beiden Kabinettsräte, sowie nach der Einsetzung eines Staatsrates aussprachen. Bekanntlich nahm Friedrich Wilhelm III. diese Eingabe sehr ungnädig auf, er bezeichnete sie anfangs als eine an Meuterei streifende Insubordination, doch begnügte er sich dem Zivilisten Stein gegenüber damit, daß er ihm mündlich seine Unzufriedenheit durch den General Phull ausdrücken ließ. Ebensowenig fruchtete ein gleichzeitiger Bericht von Hardenberg mit schriftlichen Beweisen dafür, daß das allgemeine Mißtrauen in den Charakter und die Gesinnungen des Grafen Haugwitz die Verhandlungen nicht nur mit Rußland und England, sondern auch mit denjenigen kleineren deutschen Höfen erschwere, die einem engeren Anschluß an Preußen geneigt waren. Der König blieb dabei, hierin Kabalen und Intriguen zu sehen.*) Wie er sich selbst nur ungern mit der auswärtigen Politik befaßte, so fehlte ihm jedes Verständnis für die ungeheure Gefahr, die dem Staate daraus erwuchs, daß am Vorabende eines großen Krieges, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handelte, die Leitung der diplomatischen Geschäfte in den Händen von Personen lag, die nirgends weder Achtung noch Vertrauen genossen.

In diesen letzten Wochen vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten war Stein hauptsächlich mit Beschaffung der finanziellen Mittel für die Kriegführung in Anspruch genommen, doch fand er noch Zeit, auch auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln anzuordnen. Auf seine Veranlassung wurden die Eigentümer der in französischen Häfen liegenden preußischen Schiffe und Waren schon Ende August und Anfang September vor der drohenden Kriegsgefahr gewarnt, wobei Stein anheimgab, es lediglich den Kaufleuten zu überlassen, ob sie sich „durch simulierten Verkauf von Waren und Schiffen" oder auf sonstige Weise sichern wollten. Unter dem 25. September regte er beim auswärtigen Departement an, ein Embargo auf französisches Eigentum und französische Schiffe in den ostfriesischen Häfen, besonders in Emden zu legen, und schlug später vor, das Embargo auf „neutralisierte" holländische Schiffe auszudehnen, deren es auch in Stettin eine Anzahl gab. Aber er fand für diese Anträge keine Zustimmung. Der Geheimrat Le Coq, der an Stelle des nach dem

---

*) „Jamais je ne prête l'oreille ni à l'intrigue, ni à la cabale," hatte er am 29. August an Hardenberg geschrieben.

Kriegsschauplatz abgereisten Haugwitz die Geschäfte leitete, antwortete am 12. Oktober — also zwei Tage vor den Schlachten von Jena und Auerstedt —: „Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten hat in diesem Augenblick noch keine offizielle Notiz von einem förmlichen Ausbruch der Feindseligkeiten mit Frankreich." Es könne daher nicht ein ordentliches Embargo in Frage kommen, sondern nur dem Embargo ähnliche Maßregeln, eine Antwort, die um so törichter war, als nach der damaligen völkerrechtlichen Praxis ein Embargo gerade im Hinblick auf bevorstehende Feindseligkeiten und nicht erst nach der amtlichen Kriegserklärung angeordnet zu werden pflegte.*) Auch für die Verluste, welche die preußischen Reeder und Kaufleute in England erlitten hatten, suchte Stein jetzt, nachdem infolge des Bruches mit Frankreich die preußisch-englischen Beziehungen sich wieder gebessert hatten, eine Entschädigung zu erwirken. Er schlug dem auswärtigen Departement vor, in London zu beantragen, daß die infolge des englischen Embargo mit Beschlag belegten Schiffe und Güter oder deren Wert den preußischen Eigentümern zurückgegeben werden möchten, und meinte, daß dies um so eher bewilligt werden könnte, als die bisherigen Verurteilungen für Rechnung der Krone und nicht der einzelnen Kaperschiffe erfolgt wären. Der Gesandte Jakobi ist dann auch später in diesem Sinne instruiert worden, — allerdings erst am 4. Dezember 1806 nach der Entlassung von Haugwitz — doch lehnte die englische Regierung es aus prinzipiellen Gründen ab, derartige Entschädigungsforderungen zu berücksichtigen.

Der weiteren Tätigkeit Steins als Handelsminister wurde dann durch die kriegerischen Ereignisse ein Ziel gesetzt. Er verließ Berlin vor den siegreich heranrückenden französischen Heeren am 20. Oktober und folgte dem nach dem Osten der Monarchie flüchtenden königlichen Hauptquartier. Jetzt begannen die Zeiten, wo Stein, über die Stellung eines Ressortministers hinauswachsend, zu einer politischen Persönlichkeit wurde, auf welche die Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde sich richteten. Der erste Gegner, über den er triumphieren sollte, war Haugwitz, der seine amtliche Laufbahn damit beschloß, daß er für die Annahme der schmählichen Bedingungen des Char-

*) Die französische Regierung hatte schon Ende September alle in Bordeaux unter preußischer Flagge angekommenen Schiffe und die mit preußischer Ladung angekommenen Schiffe anderer Nationen beschlagnahmen lassen. Schreiben des Bankdirektor Sebert in Stettin an Stein vom 12. Oktober 1806.

lottenburger Waffenstillstandes stimmte, für dessen Verwerfung Stein nachdrücklich eingetreten war. Der König entschied für die Fortsetzung des Krieges und ließ die Leitung des auswärtigen Ministeriums Stein anbieten, den jetzt auch Beyme als „den von der Vorsehung für unser Vaterland bestimmten Retter" bezeichnete. Allein Stein lehnte ab, ihm fehlte es, wie er meinte, an ausreichender Kenntnis der internationalen Beziehungen und der Formen des diplomatischen Verkehrs. Andere größere Aufgaben erwarteten ihn, die seinen Namen für immer mit der inneren Geschichte Preußens und mit der Niederwerfung der napoleonischen Weltmacht verknüpft haben. Ein merkwürdiger Zufall hat es gewollt, daß er mehr als sechs Jahre später noch einmal Gelegenheit erhielt, in den Kampf einzugreifen, den er als Minister des Generaldirektoriums für die Aufrechterhaltung der preußisch-englischen Handelsbeziehungen und für die Freiheit der Schiffahrt in den Ostseehäfen geführt hatte. Als er im Januar 1813 als Bevollmächtigter des russischen Kaisers nach Königsberg kam, um die dortigen Provinzialbehörden zu einer tatkräftigen Teilnahme an der Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft zu bestimmen, war eine seiner ersten Handlungen die Abschaffung des von Napoleon eingeführten Kontinentaltarifs und die Wiedereröffnung der ostpreußischen Häfen für den Verkehr mit England und mit englischen Waren. Es wird für Stein eine besondere Genugtuung gewesen sein, daß es gerade ihm beschieden war, hierdurch die erste Bresche in das französische Kontinentalsystem zu legen, das dem gedemütigten Preußen zunächst durch Artikel 4 des von Haugwitz abgeschlossenen Pariser Vertrages, dann in verschärfter Form durch den Tilsiter Frieden und die nachfolgenden napoleonischen Dekrete aufgenötigt war. Stein ernannte sich gleichsam selbst wieder für einen Augenblick zum preußischen Handelsminister, als er ganz auf eigene Verantwortung und ohne seitens des Landesherrn ermächtigt zu sein, mit einem kühnen Federstrich diese Verfügung erließ, die freie Bahn schuf für einen ungestörten Handelsverkehr in den Ostseehäfen und die Wiedererlangung der wirtschaftlichen Selbständigkeit des preußischen Staates ankündigte.

# Das Problem der Elektrizitätsbesteuerung.

Von

Landrat a. D. **von Dewitz**,

Mitglied d. H. d. A.

---

Man kann es dem äußeren Beobachter der Entwicklung, die die Elektrizität in den verschiedensten Formen ihrer Anwendung genommen hat, nicht verdenken, wenn er zunächst dem Gedanken der Reichsregierung sympathisch gegenüberstand, „elektrische Arbeit“ einer Steuer zu unterwerfen und sie wenigstens in die Reihe der kleinen Objekte einzureihen, die herangezogen werden sollten, um den fehlenden Steuerbedarf zu decken. Der Irrtum stellte sich jedoch bald heraus. Man hatte zunächst vielfach die elektrische Arbeit mit der Elektrizitätsindustrie verwechselt, die nach jahrelangen Konkurrenzkämpfen zu einer gewissen Dividendenruhe gelangt zu sein schien und man hatte vor allen Dingen nicht beachtet, daß elektrische Arbeit kein Produkt, sondern nur ein Produktionsmittel ist, welches sich von andern Mitteln der Arbeitsverwendung nicht derartig unterschied, um die Besteuerung des einen gegenüber der Nichtbesteuerung des andern rechtfertigen zu können. Auch da, wo die elektrische Arbeit spezifische Wirkung hat, wie bei dem elektrischen Licht und auf dem Gebiet der Elektrotechnik, stellt sie sich doch immer nur als eine Uebertragung einer andern Kraft, wie des Wassers, des Dampfes und desgl. dar. Warum nun gerade die Umsetzung der einen Arbeit in eine andere Form eine besondere Steuerfähigkeit an sich tragen sollte, scheint in der Tat nicht zu begründen, zumal die Kosten dieses Umwandlungsprozesses so außerordentlich verschieden sind — sie differieren in Deutschland zwischen 2 und 60 Pfg. für die Kilowattstunde — daß sich ein gleichmäßig wirkender Gradmesser der Steuerhöhe kaum finden läßt, wie das der Versuch, als solchen den äußerst

schwierig zu berechnenden Selbstkostenpreis heranzuziehen, reichlich bewiesen hat.

Aber anderseits ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß an sich die Herstellung elektrischer Arbeit sehr wohl mit Abgaben an das Reich verbunden werden kann, weil verhältnismäßig erst wenige Anlagen bestehen, die gegen Entgelt elektrische Arbeit abgeben, und es viel leichter ist, einem Unternehmen bei seinem Entstehen Staatslasten aufzulegen, wie von einer eingebürgerten Industrie solche zu verlangen, die sich in ihrem Konkurrenzkampf auf das Aeußerste eingerichtet und danach den Abgabenpreis kalkuliert hat. Man wird allerdings dabei mit Rücksicht auf den Charakter der elektrischen Arbeit als eines Produktionsmittels von einer Steuer im allgemeinen absehen und den Weg der Gewinnbeteiligung des Staates als Entgelt für die Einräumung von gewissen Rechten betreten müssen, die zur großzügigen Entwicklung elektrischer Anlagen unbedingt erforderlich sind. Einen andern Weg wird es kaum geben, es sei denn der Uebergang zum reinen Staatsmonopol, dem ja auch von mancher Seite sowohl aus steuerlichen, wie volkswirtschaftlichen Gründen das Wort geredet worden ist. Die Vorteile einer derartigen Organisation nach diesen Richtlinien sind in der Tat äußerst verführerisch. Es wäre für das Deutsche Reich ein Leichtes, einen erheblichen Teil seines Bedarfes aus einer Monopolisierung der elektrischen Arbeit zu decken, wenn er nur dieselben Maßnahmen anwenden wollte, die heute einer Unzahl von Gemeinden als äußerst bequemes Mittel dienen, um den Stadtsäckel zu füllen. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unter der Wirkung eines Staatsmonopols elektrische Arbeit der Volkswirtschaft in weit zweckmäßigerer und wohlfeilerer Art dienstbar gemacht werden könnte, als dies heute der Fall ist und jemals der Fall sein wird, wenn nicht organisatorische Eingriffe erfolgen, die von der verderblichen Bahn der Gegenwart ablenken und eine bisher lokal begrenzte Verwertung der elektrischen Arbeit planmäßig auf einen Weg leiten, auf dem ihre Verwendung für den einzelnen Ort nur die Stückarbeit einer umfassenden und für die Allgemeinheit entworfenen Einrichtung bildet. Es kommt aber noch ein drittes Moment hinzu. Wenn irgendetwas, so bedarf die Industrie der elektrischen Arbeitserzeugung der Zentralisation, um selbst rentabel zu werden und dabei doch die Volkswirtschaft mit billigem Strom versorgen zu können. Die heute herrschende Dezentralisation kostet dem Volksvermögen ungeheure Opfer. Wie Hjalmar Schacht im Oktoberheft von 1908 dieser Jahrbücher aus-

führt, bedeutet die bisherige Entwicklung, daß unter einer ungeheuren Kapitalverschwendung möglichst teure elektrische Energie geschaffen wird. Von den 8 Milliarden K. W. St, die heute in Deutschland verbraucht werden, fallen ca. 7 Milliarden auf Einzelanlagen und Gemeinden und nur 1 Milliarde wird elektrischen Zentralen gegen Entgelt nach freier Vereinbarung mit dem Konsumenten abgegeben. Sie alle rentieren in einem gewissen Sinne, aber nicht in dem der Volkswirtschaft, sondern wenigstens, soweit es die Gemeinden betrifft, nur hinsichtlich des mehr oder weniger willkürlich festgesetzten Strompreises, der sich meistens nach dem Kommunalsteuerbedarf richtet. Schwankungen zwischen 10 und 50 Pfg. für die K. W. St. sind infolgedessen nichts Außergewöhnliches. Gerade durch die Kommunalisierung der elektrischen Anlagen auch in kleinsten Orten von 5000 Einwohnern ist die wirtschaftliche Rentabilität der elektrischen Stromerzeugung, wenn nicht billige Wasserkräfte zur Verfügung stehen, völlig ausgeschlossen, und es wird damit zugleich ihr volkswirtschaftlicher Kern von vornherein im stillen vernichtet. Dieser kann sich nur entwickeln, wenn er ähnlich, wie in England der Kubikmeter Gas im Durchschnitt zu 4—5 Pfg. abgegeben wird, zu einem minimalen Preise namentlich für motorische Zwecke zur Verfügung steht. Nach einer unzureichenden Statistik bestehen in Deutschland ca. 1600 elektrische Kraftwerke, von denen nur ca. 40 auf A.-G. oder G. m. b. H. fallen. In der Hauptsache handelt es sich um Einzel- oder städtische Unternehmungen, von denen letztere vorzugsweise die elektrische Energie für Licht oder Straßenbahnen nutzbar machen. Die Verwendung von Elektrizität zu Kraftzwecken ist dagegen verhältnismäßig noch eine minimale. Sie kommt abgesehen von den größten Städten im wesentlichen bei den kaufmännisch betriebenen elektrischen Unternehmungen in Frage, steigt aber dort auch im Gegensatz zu dem Verhältnis der Kraft- und Lichtabgabe in den Städten rapide. So werden in dem Essener-Werk, einer der größten A.-G. in Deutschland, von 51 Millionen K. W. St. allein 36 Millionen für Kraft verbraucht. Ebenso gibt Rheinfelden von 90 Mill. K. W. St. weit mehr als das dreifache Quantum Strom für andere, wie für Lichtzwecke ab. Diese Tatsache weist darauf hin, daß der eigentliche volkswirtschaftliche Kern, der der Elektrizität innewohnt, von den Städten nicht erfaßt wird, meistens auch, wie von vielen Einzelanlagen wegen mangelnder Ausdehnung des Stromgebietes und gebundener Stromverteilung für einzelne Zwecke, nicht erfaßt werden kann. Das gibt einen um so ungünstigeren Ausblick

auf die Zukunft, weil allmählich immer mehr elektrische Anlagen, die zunächst noch auf eine bestimmt bemessene Zeit von kaufmännischen Gesellschaften betrieben werden, in das Eigentum der Städte übergehen und dann einem übrigens auch in England beklagten Marasmus zu verfallen drohen. Es spitzt sich also nach der volkswirtschaftlichen Seite die Frage immer mehr dahin zu, wie es zu ermöglichen ist, elektrische Energie, nachdem sie sich die Sporen auf dem Felde der Lichterzeugung und des Straßenverkehrs in den Städten und Industriegegenden verdient hat, als motorische Kraftquelle für die entlegenere Industrie, Landwirtschaft und den Eisenbahnverkehr dem Wirtschaftskörper zuzuführen. In beschränktem Maße ist der Versuch dazu in Deutschland an verschiedenen Punkten unternommen: In dieser Beziehung ist außer den bereits genannten Werken unter andern besonders auf das Oberschlesische, das Mittelrheinische Werk und auf die verschiedenen Ueberlandszentralen hinzuweisen. Während aber erstere sich in verkehrsreicher Gegend etabliert haben und deren Aktienunternehmen von vornherein einen gewaltigen Stromlieferungskreis und damit Aussicht auf Rentabilität trotz billiger Strompreise sichern können, scheint die Begründung der Ueberlandszentrale mehr ein Notbehelf für die arbeitsbedürftige elektrische Industrie zu sein, als ihren Ursprung sorgsamer Kalkulation mit Aussicht auf billige Stromlieferung zu verdanken. Die fetten Weiden sind seitens der elektrischen Industrie, die bekanntlich die meisten Zentralen in größeren Städten finanziert hat, abgegrast, es müssen nunmehr auch die ärmeren herhalten. Landkreise, Genossenschaften und dergl. werden unter möglichst freundlich geschilderten Aussichten zu neuen Gründungen von Zentralen mobil gemacht und treffen in ihrem Wirtschaftskreise auf einen fruchtbaren Boden, weil das Bedürfnis nach einer billigen Kraftquelle namentlich auf dem Lande ein so dringendes ist, wie es gemeinhin nicht vermutet wird. Aber es ist leicht einzusehen, daß diese Ueberlandzentralen, wenn sie nicht billige Wasserkraft zur Verfügung haben, bei einem Stromlieferungskreis von ca. 40 km und bei einem nach Jahres- und Tageszeiten völlig verschiedenen Lieferungsbedarf nur gegen einen unverhältnismäßig teuren Preis bestehen können. Soll aber die Industrie in ihrem Konkurrenzkampf mit dem Ausland gestärkt werden, soll dem Landwirt die Verwendung menschlicher oder tierischer Arbeitskräfte erspart werden und soll die Unterhaltung der Eisenbahnen verbilligt, der Verkehr dabei beschleunigt werden, so ist ein billiger Stromkreis die erste Bedingung. Es besteht die Gefahr, daß auf dem zurzeit beschrittenen Wege,

elektrische Energie über das Land zu verteilen, sich derselbe Vergeudungsprozeß wie in den mittleren und kleinen Städten wiederholt und daß das zweifellos erreichbare und von der Technik dargebotene Ziel der Verbilligung der Produktionsmittel durch eine falsche Organisation nicht erreicht wird.

Die Lösung des Problems ist nur durch einen Eingriff des Staates zu erzielen, durch den dieser stückweisen Elektrifizierung mit ihren volkswirtschaftlichen Schäden ein Ende bereitet wird. Aber wenn es geschehen soll, so ist die höchste Zeit dazu gekommen, weil es immer schwerer wird, in den Prozeß einzugreifen, je mehr sich die Entwicklung ausdehnt. Dabei ist es nicht nötig, daß der Staat selbst die Erzeugung elektrischer Energie monopolisiert. Im Gegenteil sprechen dagegen sehr gewichtige Gründe. Man braucht nur an das für ein Staatsmonopol notwendige Beamtenheer zu denken, um ein wahres Grauen vor einer solchen Einrichtung zu empfinden. Preußen allein zählt heute schon 270000 Beamte. Die Neuregelung der Besoldungen für die Beamten, die soeben vor sich gegangen ist, kostet dem Reich und den Bundesstaaten $^1/_2$ Milliarde. Wer den Verhandlungen darüber nahe getreten ist und die Anforderungen der Beamten, wie die oft fragwürdige Selbsteinschätzung ihrer Tätigkeit kennen gelernt hat, wird einer gerechten Scheu vor einer Vermehrung ihrer Zahl nicht Herr werden. Auch eine stärkere Ansammlung von Arbeitern in Staatsbetrieben hat ihre Gefahr. Nicht nur wer christlich, sondern auch wer Politiker ist, ist heute sozial. Die Staatsbetriebe bieten Anlaß und Raum, die Kunst sozialen Denkens und Handelns zu zeigen und der allgemeinen Strömung den Tribut zu zollen. Nur schade, daß dieser Eifer die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens oft so stark beeinträchtigt, daß Privatbetriebe längst in Fällen zur Liquidation kommen würden, in denen der Staat seinen Schaden ruhig tragen muß. Mit den sozialen Lasten der Allgemeinheit hat es in Staatsbetrieben nicht sein Bewenden. Wohlfahrtseinrichtungen aller Art für Beamte und Arbeiter verschlingen ungeheure Summen. Bei der Reichspostverwaltung erübrigen nur noch 26 Millionen. Die 12 Milliarden, die das Eigentum des Preuß. Staates an den Eisenbahnen nach Abzug der Schulden darstellen, werfen pro 1909 nur einen Ueberschuß von 83 Millionen ab. Die gesamte Preuß. Bergwerksverwaltung erzielte pro 1908 kaum 8 Millionen. Gewiß sind Konjunkturverhältnisse an diesen Ergebnissen mitschuldig, aber hohe Löhne und Ausgaben für soziale Zwecke haben auch ihren Teil daran.

Vor allen Dingen soll aber der Staat sich nicht mit Unternehmungen befassen, die der Privatmann betreiben kann. Nicht nur, weil er dem Staatsbürger die Gelegenheit zur Selbständigkeit verkürzt, sondern vor allen Dingen, weil der Privatmann in seiner kaufmännischen Kalkulation und Ueberwachung des Betriebes naturgemäß weit sparsamer wirtschaftet, als der Beamte, der niemals das Interesse für den Staatssäckel haben wird, wie jener für die eigene Rechnung. Es stellt sich mehr und mehr zu einer feststehenden Tatsache heraus, daß Staats- und städtische Regieverwaltungen wirtschaftliche Fehlschläge sind. Nur da, wo die Allgemeinheit nicht besser, als durch eine umfassende Konzentration des Betriebes befriedigt werden kann, wie z. B. auf dem Gebiete des Post- und Eisenbahnwesens, scheint eine Monopolisierung durch den Staat geboten, aber auch nur da.

Nun möchte es nicht in Abrede zu stellen sein, daß es für die wirtschaftliche Entwicklung in der Allgemeinheit kaum einen stärkeren Faktor gibt, als mechanische Energie, und wenn nachgewiesen werden kann, daß es möglich ist, nur auf dem Wege einer umfassenden Organisation diesen Faktor in der Form elektrischer Arbeit zu schaffen, so dürfte man auch vor der Einführung eines Staatsmonopols nicht zurückschrecken. Die Anlage von Eisenbahnen berührt jeden mittelbar in seinem wirtschaftlichen Interesse, der in der Nähe gelegen ist. Wieviel mehr muß dies der Fall sein, wenn eine Kraftanlage ihm unmittelbar an einer wahlfreien Arbeitsstätte das unentbehrlichste Produktionsmittel zur Verfügung stellt? Geh. R. W. v. Siemens gibt diese Möglichkeit zu, wenn er sagt: „Jedem steht das Zukunftsbild späterer elektrischer Energieverteilung vor Augen, wo von verhältnismäßig wenig zentralen Stellen aus durch überallhin verzweigte Leitungsnetze jedermann auch in den entlegeneren, wirtschaftlich schwach entwickelten Gebieten billige mechanische Energie in einer möglichst brauchbaren Form zur Verfügung stehen soll.“ An die Ausführung dieses Zukunftsbildes die Hand zu legen, wird aber auch auf anderem Wege, wie dem des Staatsmonopols möglich sein, und dabei wird doch dem Reichsbedürfnis nach neuen Mitteln, das jedem Eingeweihten klar vor Augen steht, Rechnung getragen werden können.

In erster Linie kommt dabei die Tatsache in Betracht, daß die Billigkeit der elektrischen Energie von der Größe der elektrischen Stromerzeugungsanlage abhängig ist. Je größer die Zentrale, um so geringer im Verhältnis die Ausgaben für Arbeitslöhne, General-

unkosten usw. trotz zunehmender Fähigkeit, den Strom auf weitere Entfernung zu verschicken.

Sodann ist für die Wohlfeilheit des elektrischen Stromes eine möglichst hohe und zeitlich gleichmäßig verteilte Belastung des Werkes von entscheidender Bedeutung. Es ist einleuchtend, daß ein Werk, das nur 2000 Arbeitsstunden im Jahre hat und in der Zwischenzeit leerläuft, mit einem Werk von gleicher Größe mit einer Arbeitszeit von 4000 Stunden in seinem Stromlieferungspreis nicht konkurrieren kann. Das schon erwähnte Essener Werk gibt bei 51 Mill. K. W.-St. die K. W.-St. im Durchschnitt zu 7,8 Pf., für Kraft zu 5,75 Pf., das Oberschlesische Werk bei 45 Mill. K. W.-St. die K. W.-St. im Durchschnitt zu 5,08 Pf., für Kraft zu 4,99 Pf. ab, und es finden dabei trotzdem diese Werke hinsichtlich der Amortisation und Verzinsung ihre Rechnung. Dabei ist die Ausnutzung ihrer Stromkraft durchaus keine vollständige. Der Strompreis würde sich noch weiter ermäßigen lassen, wenn es den Werken ermöglicht würde, Abnehmer für die von ihnen erzeugte elektrische Energie auch zu den Tageszeiten zu bekommen, in denen sie heute nicht voll beschäftigt sind. Wenn aber Größe der Anlage und möglichst volle Belastung des Werkes die Voraussetzung für billigen Strompreis bilden, so wird es, abgesehen von einer Stadt, wie Groß-Berlin, in der sich alle Verbrauchsfaktoren von Kraft, Licht und Straßenbahn konzentrieren, notwendig sein, für eine Zentrale ein territorial ausgedehntes Arbeitsfeld zu schaffen, dessen Grenzen sich nach den bezeichneten Produktionsbedingungen bestimmen. Je entwickelter in volkswirtschaftlicher Beziehung ein solches Arbeitsfeld ist, desto kleiner wird es räumlich bemessen werden können, während im andern Falle vor Entfernungen von 150—200 km im Umkreis nicht zurückgeschreckt werden darf. Der frühere technisch begründete Standpunkt, daß Strom über eine gewisse, mäßig bemessene Entfernung hinaus ohne einen die Rentabilität gefährdenden Verlust nicht zur Versendung gelangen könne, ist als überwunden anzusehen. In der Begründung zu dem Entwurf einer Elektrizitätssteuer aus dem Jahre 1909 ist zu lesen: „Hinsichtlich der Ueberwindung weiter Entfernungen und des Zusammenschlusses großer Verbrauchsgebiete mit Hilfe der hohen Spannungen steht man heute erst im Anfang einer kaum übersehbaren Entwicklung“. Dieser Anfang der Entwicklung scheint im höchsten Grade geeignet, daß der Staat sich ihrer bemächtigt, um einer ähnlichen Zerstückelung vorzubeugen, wie sie bisher gang und gäbe war. Geschieht das jetzt nicht, so wird

der Organisation der Strom-Erzeugung und Verbreitung ein dauerndes Hemmnis angelegt werden. Auch in Hinsicht der Gelegenheit, für den Staat eine neue und stetig steigende Einnahmequelle zu schaffen, würde der rechte Moment wieder verpaßt werden. Man könnte annehmen, daß die Industrie der Elektrizitäts-Erzeugung sich selbst den Lohn ihrer technischen Errungenschaft zuführen und nunmehr durch Ausdehnung der Stromleitungen sich neue Arbeitsfelder erschließen würde. Sie ist daran aber gehindert, weil die Gemeinden, Kreise und Provinzen über ihre Straßen und Wege frei verfügen und, sofern sie kein eigenes oder gar ein entgegenstehendes Interesse an der Legung der Stromleitung über ihr Gebiet haben, ihre Zustimmung zur Mitbenutzung ihres Eigentums versagen. Aus diesem sogenannten Wegerecht entspringt der monopolistische Charakter der meisten heute bestehenden Anlagen, und nur durch die Gewährung dieses Monopols ist es möglich gewesen, elektrische Unternehmungen mit Erfolg zu finanzieren, die Städte mit Elektrizität zu versorgen und sie dabei noch an Ueberschüssen teilnehmen zu lassen. Auf diese Weise erhält Berlin jährlich eine Einnahme von 5 Mill., Hamburg eine solche von 1,7 Mill. und andere Städte in ähnlicher Art. Man sieht daraus, daß, ein genügend großes Versorgungsgebiet vorausgesetzt, eine konkurrenzlose Zentrale Amortisation, Zinsen und Ueberschuß erwirtschaftet. Aber nicht nur in Städten, in denen dieses Wegerecht den elektrischen Unternehmungen kostenlos eingeräumt worden ist, gedeihen dieselben bei genügender Belastung des Werkes, sondern auch für weitere Gebiete liegen Erfahrungen vor, daß Anlagen, trotzdem sie von der ausgesprochenen Absicht geleitet werden, den Strompreis durch die Vermehrung der Zahl ihrer Stromabnehmer zu verbilligen und zu diesem Zweck durch Zukauf benachbarter Anlagen vergrößert wurden, sich finanziell immer günstiger entwickeln. Es ist dies nicht etwa eine Folge des Erwerbes meist an sich schon minderwertiger Werke, sondern eine Folgewirkung des miterworbenen Leitungsrechtes, durch das die moderne, mit allen Mitteln der neusten Fortschritte eingerichtete und größere Anlage zu einer günstigeren Belastung befähigt wird.

Sollen diese Erfahrungen auf die Allgemeinheit übertragen werden, so wird ins Auge zu fassen sein, eine Reihe von nebeneinander liegenden über ganz Deutschland ausgebreiteten Zentralen, jede für ein bestimmtes und nach ihrer vollen Lebensfähigkeit bemessenes Gebiet, für die Abgabe elektrischer Energie gegen Entgelt zu konzessionieren und dazu ihnen das Enteignungsrecht für ihre

Stromleitungsführungen zu gewähren. Von einer schwerwiegenden Bedeutung ist dies letztere Recht nicht, da es schwerlich oft bestritten werden wird, wenn in dem betreffenden räumlichen Gebiet ohne die Gründung einer eignen Anlage elektrische Energie nur von einer Stelle aus zu beziehen ist, immerhin wird es aber für Fälle unnötig erhobener Schwierigkeiten zu statuieren sein. Gewiß ist es nicht leicht, diese Stromgebiete, von denen sich manche vielleicht nur auf 50 km, manche auf 150 km Radius erstrecken mögen, richtig abzugrenzen, aber gründliche Erhebungen werden erheblichen Fehlern vorbeugen, zumal wenn in der Tarifierung der Stromkosten ein Mittel gefunden werden kann, sämtliche Einwohner eines Konzessionsgebietes an dem Gedeihen der Zentrale zu interessieren und sich dadurch von vornherein eine möglichst große Anzahl von Abnehmern zu sichern. Zu diesen Abnehmern werden nicht nur die Interessenten für Licht und Kraft, sondern auch die für Eisenbahnen zu rechnen sein. Denn wenn ein allgemeiner Uebergang der Eisenbahnen zum elektrischen Betrieb, wenigstens was die Hauptbahnen angeht, aus militärischen Rücksichten sich verbieten dürfte, so werden solche für Neben- und Kleinbahnen sowohl, wie für neu anzulegende Parallelstrecken bestehender Hauptbahnen nicht in Frage kommen. Hier ist die Elektrifizierung der Eisenbahnen nur eine Frage der Kosten, die auf dem vorgeschlagenen Wege lösbar erscheint. Man hatte sich in Preußen früher die Entwicklung so gedacht, daß an den Eisenbahnen eine Reihe elektrischer Anlagen zu ihrem Betriebe errichtet werden würden und daß von diesen Anlagen aus zugleich die Umgegend gegen Entgelt mit Strom versorgt werden sollte. Von dem Betreten dieses Weges kann nicht dringend genug abgeraten werden. Der preußische Staat, mit seiner mehr als 7 Milliarden betragenden Eisenbahnschuld müßte neue Milliarden aufnehmen und es würden sich bei dem Verhältnis des Publikums als Stromabnehmer zum Staat als Produzenten alle die Schattenseiten zeigen, die einem Staatsmonopol anhaften und vorher erwähnt worden sind. Umgekehrt würde bei der zusammenhängenden Anlage monopolisierter Privatanlagen die Elektrifizierung der Eisenbahnen, soweit solche zulässig ist, außerordentlich erleichtert und die Rentabilität der Unternehmungen selbst in hervorragendem Maße gestärkt werden. Die Eisenbahnverwaltungen haben jedenfalls allen Anlaß, den entworfenen Plan zu unterstützen, weil sie frei in ihren Entscheidungen hinsichtlich der Verwendung von Energie für einen ihrer Zwecke werden, ohne selbst zu kostspieligen Einrichtungen genötigt zu sein.

Mit Recht wird hier aber die Frage entstehen, was aus den bestehenden elektrischen Einrichtungen wird, sei es, daß diese Einzel-, städtische oder sogenannte Zentralen mit bzw. ohne Stromverkauf sind. Darauf ist zu antworten, daß sie alle in ihrem Status in keiner Weise beschränkt und berührt werden. Es handelt sich hier nicht um eine Steuer für Elektrizität, sondern es handelt sich um eine Organisation derselben, für deren Einräumung und Wegeebnung der Staat sich eine Entschädigung vorbehält, wie wir später sehen werden. Nur insoweit wird eine Beschränkung in der Ausdehnung der bestehenden Anlagen, soweit sie elektrische Energie verkaufen, nicht zu umgehen sein, als neue Anschlußwerte steuerpflichtig werden müssen. Denn alle bestehenden Anlagen müssen räumlich in eines der zu errichtenden Stromgebiete hineingelegt werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein oder der andere Strominteressent aus einer bereits mit Elektrizität versorgten Gemeinde sich der Staatszentrale anzuschließen Anlaß hat und somit an der der letzteren aufzuerlegenden Abgabe partizipiert. Ihre Abgaben frei zu lassen, wenn er von der Gemeinde Strom nimmt, scheint aus Gründen der Parität nicht angängig. In volkswirtschaftlich günstiger Weise würde sich auch mit der Uebertragung einer Konzession an einen Unternehmer für ein abgegrenztes Gebiet die Frage der Nutzbarmachung der in ihm gelegenen Wasserkräfte lösen, weil sie sicher, soweit sie von Bedeutung sind, käuflich oder gegen Entgelt von Strom erworben werden würden. Es handelt sich dabei nach der Statistik um ca. 1,5 Mill. Pferdekräfte im deutschen Gebiet. Daß der Entwicklungsgang der monopolisierten Zentralen allmählich dahin führen wird, eine Menge der heute bestehenden elektrischen Anlagen aufzusaugen, erscheint als kein Fehler. Wenn diese nicht rentabel sind, oder ihre Rentabilität nur durch eine unfruchtbare Belastung der Volkswirtschaft aufrecht erhalten, so verdienen sie eine besondere Berücksichtigung nicht. Der Aufsaugungsprozeß wird zudem oft auch deshalb im eigenen Interesse der Anlagenbesitzer liegen, weil die erforderliche Modernisierung namentlich älterer Werke den Gemeinden oft neue Kosten in Höhe der ersten Anlage auferlegt. Auch in dieser Beziehung geben die Vorgänge bei dem Essener Werk bestimmte Anhaltspunkte. Vielfach sind dort ältere Werke eingegangen, weil die Essener Zentrale so billig elektrische Energie anbot, daß man dem Drängen der Interessenten, die Ausnutzung des Angebots zuzulassen, auf die Dauer einen Widerstand nicht entgegenzusetzen vermochte. Im wohlverstandenen eigenen Interesse begleitet das Essener Werk eine solche

natürliche Strömung mit respektablen Kaufofferten, die die Klärung des Prozesses auf friedlichem Wege ermöglichen. Dabei war das materielle Interesse am Wegerecht nicht allein entscheidend, sondern es wurden auch die bestehenden älteren Anlagen teils als Umformer, teils als Reserveanlagen nutzbar gemacht, die andernfalls durch Neubauten zur Sicherung des Betriebes hätten geschaffen werden müssen. Die Erwägung, daß es nach vorstehendem Vorschlag theoretisch ohne schwere Eingriffe in die bestehenden Verhältnisse ermöglicht wird, in verhältnismäßig kurzer Zeit an allen Punkten Deutschlands, an denen sich geschlossene Wohnstätten von Menschen befinden, elektrische Energie, sei es nun zu Licht-, sei es zu Kraftzwecken, sei es zum Betriebe von Eisenbahnen oder auch zu Heizungszwecken, mit einer Preislage zur Verfügung zu stellen, die auf einem andern Wege kaum erreichbar erscheint, dürfte etwas Faszinierendes haben und müßte den Politiker, der nach neuen Einkünften für das Reich ausschaut, in gleicher Weise fesseln, wie den Volkswirt und den Techniker. Was die praktische Ausführung des Planes angeht, so liegen Schwierigkeiten nach Maßgabe der realen Vorgänge auf dem Wirtschaftsgebiet von Rheinland und Westfalen nicht vor. Sie entstehen nur hinsichtlich des Tributes, den der Staat für die Einräumung seiner monopolartigen Konzession in Anspruch nehmen soll. Wollte man sich an das Beispiel Hamburgs bei Gewährung der Konzession zur Untergrundbahn halten, so würde die Abgabe der Zentralen darin bestehen, daß sie von dem das Aktienkapital um 5 % übersteigenden Dividendenbetrag $^2/_3$ an den Staat abzuführen hätten. Dieser Modus ist aber sicher nicht mit Rücksicht auf die Möglichkeit, besser Wahrscheinlichkeit verschiedener Ansichten über die Bilanz-Aufstellung zu empfehlen. Rechnerisch klarer würde dagegen die Abgabe eines prozentualen Anteils an der Bruttoeinnahme sein. Aber volkswirtschaftlich würde sich der Staat mit dieser Erhebungsform jedes weiteren Einflusses begeben. Und doch scheint die Wahrung eines solchen der wichtigste Begleitweg der gedachten Organisation. Eine Monopolstellung der Zentralen ohne jede Konkurrenz mit freier Preisbestimmung bietet aber nach dieser Richtung nicht die geringste Garantie und ist daher ausgeschlossen. Der Gegenwert, den der Staat daher für seine gesetzgeberische Leistung verlangen muß, ist der Tarif und die Verpflichtung der Zentralen, überallhin Leitungen in das Stromgebiet zu vertreiben, wohin sie gefordert werden, wobei es selbstverständlich ist, daß zur Erfüllung dieser Forderung das Gesetz die Erfüllung gewisser Bedingungen

hinsichtlich der Menge des Stromverbrauchs für die Leitungsstelle zur Voraussetzung nimmt. Nur unter Feststellung dieser Grundsätze läßt sich das ökonomische Ziel erreichen, das Geh. R. Werner v. Siemens, wie oben angeführt wurde, dahin bezeichnete, auch in entlegeneren, wirtschaftlich schwach entwickelten Gebieten billige mechanische Energie zur Verfügung zu stellen. Und um dieses Zieles willen wird man auch vor der schwierigen Aufgabe, Tarife zu fixieren, nicht zurückschrecken dürfen. Der naheliegende Einwand, daß unter solchen Bedingungen sich schwerlich Gesellschaften mit dem erforderlichen Kapital finden würden, die bereit wären, Konzessionen nachzusuchen, wird durch das Essener Werk widerlegt, das in freier Konkurrenz dieselben Pfade wandelt, die hier vorgeschlagen werden und bezüglich der Höhe der Tarife den leitenden Gesichtspunkt verfolgt, daß bei billigem Strompreise ein Massenverbrauch eintritt und daß dieser die Rentabilität sichert.

In diesem preisverbilligenden Massenverbrauch liegt das Schwergewicht und es ist klar, daß eine Zwangsorganisation viel leichter zu ihm führt, wie jedes andere Mittel. Durch eine gesunde Tarifierung, die eine Ermäßigung des Strompreises bei steigendem Verbrauch im Stromlieferungskreis ins Auge faßt, wird daher dieser Prozeß wirksam zu unterstützen sein. Im allgemeinen wird es sich zwar empfehlen, einen Einheitstarif für alle Abnehmer im Deutschen Reich festzusetzen, um gerade den entlegeneren und wirtschaftlich schwachen Gegenden eine wirksame Hilfe zu bringen, nur wird sich der Strompreis in den einzelnen Gebieten der Zentralen nach der Menge der verbrauchten Energie zu unterscheiden haben. Denn es kommt darauf an, wenn man den Grundsatz des möglichen Massenverbrauchs voranstellt, Strom-Erzeuger wie -Abnehmer und, wie wir gleich sehen werden, auch den Staat an seiner Entwicklung zu interessieren. Wird der Strompreis bei einem Konsum von mehr als 10 Mill. K.W.-St. billiger, als bei einem geringeren Quantum und setzt sich dieses Verhältnis bei Zunahme von weiteren 10 Mill. K.W.-St. fort, erhöht sich aber anderseits für die Erzeugungsstellen des Strompreises in entsprechender Weise, und fließt der Spannungsbetrag zwischen beiden jedesmal in die Staatskasse, so sind Erzeuger, Abnehmer und Staat gleichmäßig in dem betreffenden Stromkreisgebiet an der Zunahme der Anschlußwerte beteiligt. Denn auch der Staat hat in diesem Falle, obgleich die Spannung kleiner wird, Mehreinnahme zu erwarten. Beträgt die Spannung bei 100 K.W.-St. 3 Pf., so erhält er 3 Mark. Beträgt sie bei 1000 K.W.-St. 2 Pf., bei 10 000 K.W.-St. 1 Pf., so erhält er 20 bzw. 100 Mark.

Was dagegen den für die Zentralen zu normierenden Tarif betrifft, so wird der Anfangssatz für die gelieferten K.W.-St. differieren müssen, je nachdem der Radius des Stromgebiets 50 km und mehr beträgt, da sich die Kosten für Leitungen und wohl auch für Umformer naturgemäß in letzterem Falle erhöhen. Denn wenn 1 km Starkstromleitung ca. 2500 Mark kostet, so würde sich der Anlagebedarf bei 50 km für einen Leitungsdraht auf 125 000 Mark, bei 100 km auf 250 000 Mark berechnen. Es würden also zur Amortisation und Verzinsung der Anlage vielleicht in dem einen Falle 7 Pf., in dem andern Falle 8 Pf. für die K.W.-St. notwendig sein. Selbstverständlich kann aber nicht davon die Rede sein, daß die Entschädigung der Erzeugungsstelle von vornherein so hoch durch den Tarif bemessen wird, um schon bei einer Minimalleistung die Ausgaben ꝛc. zu decken, sondern es wird dieses Ziel, wie bei jedem Privatunternehmen, erst bei einer gewissen Ausdehnung der Zentrale erreichbar sein. Ist in einem Gebiete ein Bedarf an Anschlußwerten von 100 Mill. K.W.-St. berechnet worden, so würde der Tarif etwa bei 50 Mill. K.W.-St. seinen höchsten Satz erreichen, der so zu bemessen wäre, daß sich durch ihn eine Amortisation und Verzinsung von 5 % ergäbe. Die Ueberschüsse, die sich aus dem Verbrauch von Energie von mehr als 50 Mill. K.W.-St. herausstellen, würden dann dazu dienen, die Dividende des Unternehmens zu erhöhen. Gleichzeitig würde auch die Ermäßigung des Tarifes für die Verbraucher mit der Erhöhungsgrenze für die Erzeuger ein Ende finden. Das Verhältnis wäre stabilisiert. Wenn der Staat in den Fällen, in denen wegen größerer Ausdehnung des Stromkreises der Zentrale höhere Sätze pro K.W.-St. gezahlt werden, während der Abnehmerpreis ohne Rücksicht auf die Größe des Stromkreises derselbe bleibt, infolge geringerer Spannung eine mindere Einnahme bezieht, so muß diese im Hinblick auf das volkswirtschaftliche Ziel ertragen werden. Der Ausfall läßt sich zudem durch einen entsprechenden Ansatz des Einheitstarifs einigermaßen ausgleichen. Es würde sich demnach theoretisch, ohne den eingestellten Zahlen besonderen Wert beizulegen, folgendes Tarifschema ergeben:

Bei Kilowatt-Stunden in Millionen:

| | 10 | 20 | 30 | 40 | 50 |
|---|---|---|---|---|---|
| Strompreis pro K.-W.-St. . | 12 Pf. | 11 Pf. | 10 Pf. | 9 Pf. | 8 Pf |
| Entschädigung der Zentrale | | | | | |
| bei 50 km Radius . . | 4 „ | 4 1/2 „ | 5 „ | 5 1/2 „ | 6 „ |
| „ 100 „ „ . . | 4 1/2 „ | 5 „ | 5 1/2 „ | 6 „ | 6 1/2 „ |
| „ 150 „ „ . . | 5 „ | 5 1/2 „ | 6 „ | 6 1/2 „ | 7 „ |
| „ 200 „ „ . . | 5 1/2 „ | 6 „ | 6 1/2 „ | 7 „ | 7 1/2 „ |

Bei Anwendung von Einheitssätzen sind Ausnahmetarife nicht ausgeschlossen. Sie werden der Zentrale immer noch Vorteile bringen, wenn sie die Verwendung besonders hoher Mengen von Energie auf einem Arbeitsfelde und Verteilung derselben auf einen großen Teil der Tages- oder Nachtzeit zur Voraussetzung haben. Sie erhöhen außerdem die Aussicht auf Eintritt in den höheren Tarif. Was schließlich die Erhebung der Staatsabgaben betrifft, so wird dieselbe von den Zentralen auf Grund des buchmäßig an die Verbraucher abgelieferten Stromes zu erfolgen haben. Außer den Rechnungsbehörden, die für das Reich von den Einzelstaaten gestellt werden können, brauchen Beamte nicht weiter angestellt zu werden, es sei denn, daß durch die an der Verbrauchsstelle aufgestellten Zähler die Notierungen der Zentralen ab und an kontrolliert werden sollen.

---

# Sully Prudhomme.

## Ein Dichter des Seelenlebens.

Von

**A. Bossert.**

---

Als Sully Prudhomme im Jahr 1865 mit seiner ersten Gedichtsammlung, einem bescheidenen Duodezbändchen, hervortrat, war die französische Lyrik in einer völligen Umwandlung begriffen. Die romantische Schar, die während vier Dezennien mit kühnem Selbstbewußtsein das literarische Feld behauptet hatte, war zerstreut und zum Teil ausgestorben. Lamartine schrieb nur noch für den Erwerb. Alfred de Musset und Alfred de Vigny waren tot; letzterer hatte in den Destinées, jenem ergreifenden Schmerzensruf des Pessimismus, sein poetisches Testament niedergelegt. Nur Viktor Hugo, das Haupt der Schule, stand noch da, aber auch er war nicht mehr derselbe: er war längst dem romantischen Jugendtraum entwachsen; er kehrte jetzt seine Blicke der Außenwelt zu, schrieb kleine Epen, ja sogar „Gassenlieder", und suchte überhaupt der Poesie einen objektiveren Gehalt zu geben. Sainte-Beuve, der frühere Verfechter romantischer Ideen, war immer noch als Kritiker tätig; er hatte jedoch seinen Gesichtskreis erweitert und die historische, ins einzelne gehende, möglichst unparteiische Untersuchung zur Grundlage seiner Kritik gemacht.

Von der alten Romantik war das meiste hinfällig geworden. Man schwärmte nicht mehr für das Mittelalter; die sogenannte Lokalfarbe hatte sich als Täuschung erwiesen; Weltschmerz und Vergötterung des Ich schienen lächerlich. Eines aber war stehen geblieben und galt von nun an als unumgängliches Gesetz: Das Prinzip der Formvollendung. Nachlässig schreiben, sich mit schwachen Reimen begnügen, mit Flickwörtern behelfen, war nicht mehr gestattet.

Der Dichter mußte zuerst ein Künstler sein. Denken und Empfinden, alles was zum Inhalt gehört, war zwar nicht gleichgültig, war aber nicht mehr Hauptsache. Erst an dem Ausdruck, an der treffenden oder neuen Wortstellung, an dem Glanz der Bilder, an dem Vollklang des Reims, an dem Fall der Strophe erkannte man den gottbegabten Sänger. Seitdem Viktor Hugo im Exil lebte, hatte sich Leconte de Lisle zum Chorführer in der französischen Dichtung erhoben. Um ihn bildete sich eine kleine aber eifrige Gruppe, die bald bei der Verlagshandlung Lemerre im Passage Choiseul eine bereitwillige Aufnahme fand; es waren die Parnassier, les Parnassiens, die ihren Namen von ihrer ersten gesamten Veröffentlichung, le Parnasse contemporain, erhielten. Unter ihnen war Sully Prudhomme, mit François Coppée, der begabteste. Eine einzige Regel galt für alle: Die untadelhafte Form, la forme impeccable. Im übrigen ging jeder seinen Weg und suchte seine Eingebung entweder in der Außenwelt, oder in der Geschichte, oder in der eigenen Erfahrung.

## I.

René François Armand Prudhomme wurde am 16. März 1839 in Paris geboren. Sein Beiname Sully ist oft dahin gedeutet worden, als sei es der Name eines seiner Gönner gewesen; er selbst erklärt sich darüber in einem Briefe an Gaston Paris: „Mein Vater hatte diesen Namen schon als Kind von seiner nächsten Umgebung empfangen: warum, weiß ich nicht. Einer seiner Verwandten wird ihn von ungefähr einmal ausgesprochen und dann hübsch gefunden haben. Wie dem auch sein mag, meine Mutter nannte so meinen Vater und nach seinem Tode nannte sie mich auch so, um den Namen, wie sie sagte, immer wieder aussprechen zu können. Die Mitglieder der Familie und die Hausfreunde taten dasselbe. Mein Beiname hat also das Besondere an sich, daß ich ihn schon in der Wiege trug, und daß er mir durch eine lange Gewohnheit angeeignet wurde.“ Sully Prudhomme mußte um so mehr an seinem Beinamen halten, als der einfache Name Prudhomme, seit dem Lustspiel Henri Monniers, nicht wohl auf dem Titelblatt einer Sammlung Gedichte stehen konnte: war doch Joseph Prudhomme als das Urbild des anmaßenden Philisters in den Sprachgebrauch übergegangen. Die Freunde des Dichters rieten ihm sogar, sich bloß Armand Sully zu nennen. „Nein“, sagte er, „wenn ich jemals berühmt werde, so soll es der Name meines Vaters auch werden“.

Vater und Mutter hatten sich zehn Jahre geliebt, ehe sie einander heiraten konnten; sie waren beide arm. Der Vater wurde endlich an einem Kommissionsgeschäft beteiligt; er starb aber schon vier Jahre nachher, und die Mutter blieb mit ihren beiden Kindern, Armand und einer älteren Tochter in ziemlich engen Verhältnissen. Ein unverheirateter Bruder nahm sich ihrer an, und die ganze Familie, auch noch eine Tante, richtete sich in einer kleinen Wohnung in der rue d'Hauteville ein, wo Sully seine ersten Verse dichtete. Dort, schreibt er, hatte er zuerst schlaflose Nächte, „als seine Mutter sich ängstlich über ihn neigte, und er, wie ehemals Jakob mit dem Engel, einen Kampf mit dem unsichtbaren Gott führte“:

Parfois ma mère vient, lève sur moi sa lampe  
Et me dit, en voyant la sueur qui me trempe:  
„Souffres-tu, mon enfant? Pourquoi ne dors-tu pas?“  
Je lui réponds, ému de sa bonté chagrine,  
Une main sur mon front, l'autre sur ma poitrine:  
„Avec Dieu cette nuit, mère, j'ai des combats.“

Clotilde Caillat, wie sie nach ihrem Familiennamen hieß, war aus Lyon gebürtig und eine echte Lyonerin, strenggläubig mit einem Anflug von Mystizismus. Die Stadt Lyon trägt nämlich, unter den französischen Städten, ein doppeltes Merkmal; das ist einerseits ein reger und erfinderischer Gewerbfleiß und anderseits ein Hang zu ernster Betrachtung und idealem Streben. Von letzterem Zug zeugen Maler wie Hippolyte Flandrin und Puvis de Chavannes, und Philosophen wie Ballanche, dem Chateaubriand die Idee seines Génie du Christianisme entlehnte. Gaston Paris erzählt, Sullys Mutter habe ihn einmal gefragt, ob in den Gedichten ihres Sohnes „nichts gegen Gott sei“, und sie habe sich erst beruhigt, als er ihr gesagt, es stehe nichts darin, woran eine fromme Seele Anstoß nehmen könne. Sie war überhaupt eine zarte, etwas furchtsame Natur. Seit dem Tode ihres Gatten lebte sie ganz ihrem Schmerze. Ja, man könnte sagen, sie vererbte ihren Schmerz auf ihren Sohn. Schon als Knabe fragte sich Sully, „warum seine Mutter immer schwarz einherging, da sie doch schön sein konnte“:

En ce temps là, je me rappelle  
Que je ne pouvais concevoir

Pourquoi, se pouvant faire belle,  
Ma mère était toujours en noir.

Sourdement et sans qu'on y pense,  
Le noir descend des yeux au coeur . . .

Seine Dichterseele öffnete sich frühzeitig der Liebe. Er berichtet in einem Gedichte, wie „in längst vergangenen Tagen“ eine Freundin, ein älteres Mädchen, öfters in Besuch zu seiner Mutter gekommen, wie er ihr dann entgegengelaufen, sie mit großen Augen angeschaut und seinen Kopf unter ihre Hand geschmiegt: „et c'était déjà l'amour“.

Quand j'entendais son pas de demoiselle,
Adieu mes jeux! Courant sur son chemin,
J'allais, les yeux levés tout grands sur elle,
Glisser ma tête sous sa main.

Et quelle joie inquiète et profonde
Si je sentais une caresse au front!
Cette main là, pas de lévres au monde
En douceur ne l'égaleront.

Er war damals Schüler im Lycée Bonaparte. Dort lernte er den spätern Schriftsteller Leon Bernard-Derosne kennen, der sein innigster Freund blieb, und dem er seine erste Gedichtsammlung, Stances et Poèmes, widmete. Er war eifrig in seinen Studien, meist der erste in seiner Klasse, konnte sich aber nur mit Mühe an die Schulzucht gewöhnen. Er empfand zum ersten Mal, wie er sagt, das Gefühl der Einsamkeit. In einem rührenden Gedicht, Première Solitude, schildert er „jene Kleinen, die immer abseits stehen, während die andern spielen und springen, denen alles zur Qual wird, den Tag über die Schulbank und abends der öde Schlafsaal, und denen im Grunde nur eines fehlt, die Gegenwart einer Mutter“.

On voit dans les sombres écoles
Des petits qui pleurent toujours;
Les autres font leurs cabrioles;
Eux, ils restent au fond des cours.

Tout leur est terreur et martyre:
Le jour c'est la cloche, et le soir,
Quand le maître enfin se retire,
C'est le désert du grand dortoir.

O mères, coupables absentes,
Qu'alors vous leur paraissez loin! . . .

Es herrschte damals in dem französischen Unterrichtswesen das sogenannte System der Bifurcation, oder der Zweiteilung: der Schüler mußte beim Eintritt in die Tertia eine Entscheidung für

seine künftige Laufbahn treffen; er mußte entweder der literarischen oder der wissenschaftlichen Sektion angehören. Sully trat in den wissenschaftlichen Kursus, was vielleicht bei einem Dichter befremden mag, aber doch mit seinem ganzen Wesen im Einklang stand. Seine Originalität lag eben darin, daß er den dichterischen Flug der Gedanken mit der größten Genauigkeit im Ausdruck, man könnte sagen mit mathematischer Bestimmtheit der Form zu verbinden suchte. Auch hatten schon früh die neuesten Entdeckungen der Wissenschaften, besonders der Astronomie, seine Phantasie beschäftigt und ihn zu poetischer Nachbildung erregt. „Wie elend“, sagt er in einem Briefe an den Schauspieler Mounet Sully, „erscheint uns doch der Wagen des Apoll mit seinen goldenen Pfeilen und seinen galoppierenden Pferden, im Gegensatz zu dem erschreckenden Glanz der ungeheuren Sonne, die wir heutzutage kennen! Gewiß, Homer ist wunderbar, aber, ich gestehe es, nie hat eine Stelle aus seinen Gedichten in mir den Enthusiasmus hervorgerufen, der meine Seele durchschauerte, als ich zum ersten Male meine Gedanken zu den unzähligen Gestirnen erhob, die den ungemessenen Raum durchschwärmen, und die dem einfachen Gesetze Newtons folgsam sind.“ Er bereitete sich zum Eintritt in die Polytechnische Schule vor, las dabei die Dichter und Philosophen, dichtete selbst und durchwachte die Nächte. Die Folge davon war ein Augenübel, das ihn zwang, seine Studien für eine Zeitlang zu unterbrechen. Er begab sich nach Lyon, der Heimat seiner Mutter; eine Mattigkeit des Geistes überfiel ihn, und unter dem Einfluß seiner Verwandten neigte er vorübergehend zur katholischen Orthodoxie; es scheint sogar, als habe er sich mit dem Gedanken getragen, in ein Dominikanerkloster zu gehen. Als er jedoch nach Verlauf einiger Monate nach Paris zurückgekehrt, nahm er seine Philosophen, besonders Kant und Spinoza, wieder zur Hand, und von seinem „theologischen Intermezzo“ blieb ihm nichts übrig, als daß er künftighin religiöse Zustände und Einflüsse besser beurteilen konnte, da er sie selbst erlebt hatte.

Am liebsten hätte er sich ganz der Dichtung gewidmet; allein die Forderungen des Lebens waren da. Ein Schulfreund, Henri Schneider, verschaffte ihm eine Anstellung in dem großen Eisenwerke seines Vaters in Creusot; aber Sully hatte leider nicht die geringste Anlage für irgendwelche industrielle Beschäftigung. Er kam wieder nach Paris, wurde Schreiber bei einem Notar und fing an, die Rechte zu studieren. Er war fleißig in seiner neuen Arbeit, nicht aus Neigung, sondern aus Gewissenhaftigkeit, trieb sogar seine

Studien bis zum Lizenziatenexamen, und tröstete sich durch seine einsame Freude am dichterischen Schaffen. Er fühlte sich jedoch gedrückt in seiner Lage und hätte vielleicht, wie er es selbst gestand, den Mut verloren, wenn nicht eine kleine Erbschaft ihm unerwarteterweise die Möglichkeit eröffnet hätte, frei in seiner Laufbahn fortzuschreiten.

Er war dem damaligen Meister in der Dichtung, Leconte de Lisle, vorgestellt worden. Dieser versammelte jeden Samstag seine Schüler in seiner Wohnung, in der Nähe des Invalidenhauses, fünf Treppen hoch. Er ließ sich ihre Gedichte vorlesen, las ihnen die seinigen vor, in dem ernsten, gemessenen Tone, der ihm eigen war. Sully Prudhomme, der sich bisher einer leichten Improvisation hingegeben, lernte hier zum erstenmal, was es heiße, langsam und mühsam zu schreiben. „Der genaue Ausdruck", sagt er, „bekam nun in meinen Augen seine volle Wichtigkeit, und sogleich beschloß ich, aus meinen Versen alle jene allgemeinen, unbestimmten Beiwörter, die nur Flickwörter sind, zu entfernen und nichts im Satze zu dulden, was nicht absolut zum Sinne notwendig ist. . . . Diese Lehre nahm ich mir zu Herzen, machte sie aber meinem eigenen Ideal dienstbar, das von dem der andern Parnassier durchaus verschieden war. Ich versuchte es nicht, in der Beschreibung materieller Gegenstände, in der Schilderung der äußeren Natur und des äußeren Menschen mit ihnen zu wetteifern; es hätte dazu eine lebhaftere Einbildungskraft als die meinige gehört. Ich beschränkte mich darauf, meine innigsten Gefühle, meine eigensten Gedanken, ja sogar abstrakte Ideen zum Ausdruck zu bringen: letzteres war auch, ich gestehe es, die Klippe, an der ich manchmal scheiterte"*).

Eine unglückliche Liebe gab ihm eine neue Anregung. Ein Apotheker wurde ihm vorgezogen: er war untröstlich darüber. Die schönsten Gedichte in seiner ersten Sammlung sind ein Erguß seines Liebesschmerzes. Geibel singt einmal:

Wo still ein Herz von Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran.

Sully Prudhomme, dem wohl Geibels Gedichte nie zu Gesichte gekommen, kleidet denselben Gedanken in ein anmutiges Symbol. Eine Blumenvase ist von einem Fächer gestreift worden und hat nun einen Riß, der nach und nach sich in die Runde immer weiter zieht; das Wasser sickert durch die Lücken, und die Blumen verdorren.

*) Testament poétique, Introduction.

seine künftige Laufbahn treffen; er mußte entweder
oder der wissenschaftlichen Sektion angehören. Sull
wissenschaftlichen Kursus, was vielleicht bei einem Di
mag, aber doch mit seinem ganzen Wesen im Einklan
Originalität lag eben darin, daß er den dichterischen
danken mit der größten Genauigkeit im Ausdruck, ma
mit mathematischer Bestimmtheit der Form zu verb
Auch hatten schon früh die neuesten Entdeckungen der N
besonders der Astronomie, seine Phantasie beschäftigt
poetischer Nachbildung erregt. „Wie elend", sagt er in
an den Schauspieler Mounet Sully, „erscheint uns doch
des Apoll mit seinen goldenen Pfeilen und seinen gal
Pferden, im Gegensatz zu dem erschreckenden Glanz der
Sonne, die wir heutzutage kennen! Gewiß, Homer ist
aber, ich gestehe es, nie hat eine Stelle aus seinen G
mir den Enthusiasmus hervorgerufen, der meine Seele durc
als ich zum ersten Male meine Gedanken zu den unzäh
stirnen erhob, die den ungemessenen Raum durchschwärme
dem einfachen Gesetze Newtons folgsam sind." Er ber
zum Eintritt in die Polytechnische Schule vor, las dabei d
und Philosophen, dichtete selbst und durchwachte die Näc
Folge davon war ein Augenübel, das ihn zwang, seine St
eine Zeitlang zu unterbrechen. Er begab sich nach Lyon, de
seiner Mutter; eine Mattigkeit des Geistes überfiel ihn, u
dem Einfluß seiner Verwandten neigte er vorübergehend zu
lischen Orthodoxie; es scheint sogar, als habe er sich r
Gedanken getragen, in ein Dominikanerkloster zu gehen.
jedoch nach Verlauf einiger Monate nach Paris zurückgekehr
er seine Philosophen, besonders Kant und Spinoza, wieder zu
und von seinem „theologischen Intermezzo" blieb ihm nichts
als daß er künftighin religiöse Zustände und Einflüsse be
urteilen konnte, da er sie selbst erlebt hatte.

Am liebsten hätte er sich ganz der Dichtung gewidmet;
die Forderungen des Lebens waren da. Ein Schulfreund,
Schneider, verschaffte ihm eine Anstellung in dem großen Eise
seines Vaters in Creusot; aber Sully hatte leider nicht die ge
Anlage für irgendwelche industrielle Beschäftigung. Er kam
nach Paris, wurde Schreiber bei einem Notar und fing a
Rechte zu studieren. Er war fleißig in seiner neuen Arbeit,
aus Neigung, sondern aus Gewissenhaftigkeit, trieb sogar

Studien bis zum Ingenieurexamen, und widmete sich dann ein-
same Freude am dichterischen Schaffen. Er fühlte sich [illegible]
gedrückt in seiner Lage und hätte vielleicht, wie er es selbst gesteht,
den Mut verloren, wenn nicht eine kleine Erbschaft ihm uner-
warteterweise die Möglichkeit eröffnet hätte, frei in seiner Laufbahn
fortzuschreiten.

Er war dem damaligen Meister in der Dichtung, Leconte de
Lisle, vorgestellt worden. Dieser versammelte jeden Samstag seine
Schüler in seiner Wohnung, in der Nähe des Invalidenhauses,
fünf Treppen hoch. Er ließ sich ihre Gedichte vorlesen, las ihnen
die seinigen vor, in dem ernsten, gemessenen Tone, der ihm eigen
war. Sully Prudhomme, der sich bisher einer leichten Improvisation
hingegeben, lernte hier zum erstenmal, was es heiße, langsam und
mühsam zu schreiben. „Der genaue Ausdruck“, sagt er, „bekam
nun in meinen Augen seine volle Wichtigkeit, und sogleich beschloß
ich, aus meinen Versen alle jene allgemeinen, unbestimmten Bei-
wörter, die nur Flickwörter sind, zu entfernen und nichts im Satze
zu dulden, was nicht absolut zum Sinne notwendig ist. . . . Diese
Lehre nahm ich mir zu Herzen, machte sie aber meinem eigenen
Ideal dienstbar, das von dem der andern Parnassier durchaus ver-
schieden war. Ich versuchte es nicht, in der Beschreibung materieller
Gegenstände, in der Schilderung der äußeren Natur und des äußeren
Lebens mit ihnen zu wetteifern; es hätte dazu eine lebhaftere
Einbildungskraft als die meinige gehört. Ich beschränkte mich dar-
auf, meine innigsten Gefühle, meine eigensten Gedanken, ja sogar
abstrakte Ideen zum Ausdruck zu bringen: letzteres war auch, ich
gestehe es, die Klippe, an der ich manchmal scheiterte“*).

Eine unglückliche Liebe gab ihm eine neue Anregung. Ein
Nebenbuhler wurde ihm vorgezogen: er war untröstlich darüber. Die
schönsten Gedichte in seiner ersten Sammlung sind ein Erguß seines
Liebesschmerzes. Geibel singt einmal:

> Wo still ein Herz von Liebe glüht,
> O rühret, rühret nicht daran.

Sully Prudhomme, dem wohl Geibels Gedichte nie zu Gesichte
gekommen, kleidet denselben Gedanken in ein anmutiges Symbol.
Eine Blumenvase ist von einem Fächer gestreift worden und hat
nun einen Riß, der nach und nach sich in die Runde immer weiter
zieht; das Wasser sickert durch die Lücken, und die Blumen verdorren.

*) Testament poétique, Introduction.





obe,
'a d'essor,
e robe

die kleine Strophe
letzte Vers gekürzt;
hl. Dazu kommen
andrinern gebildete
ngeren Dichtungen,
ern abgefaßt und
auch Naturerschei-
e derselben ist an
ar, dessen Genie
Hohn gesprochen

r gelten wollen,
nus. Ob dieser
i, ist wohl eine
ung angeboren.
nus, war nicht
var eine weiche,
hm am Herzen.
abe alles lieben
sei durch feine,
dem geringsten

s,
s:

choses.

iles;
soleil,
s.

me:
e en eux,
ême.

Ausgabe der
nlung Gedichte,

Le vase où meurt cette verveine
D'un coup d'éventail fut brisé;
Le coup dut effleurer à peine:
Aucun bruit ne l'a révélé.

Mais la légère meurtrissure,
Mordant le cristal chaque jour,
D'une marche invisible et sure
En a fait lentement le tour.

Son eau fraîche a fui goutte à goutte,
Le suc des fleurs s'est épuisé;
Personne encore ne s'en doute;
N'y touchez pas: il est brisé.

So ist es mit dem Herzen, an dem eine innere Wunde zehrt.

Toujours intact aux yeux du monde,
Il sent croître et pleurer tout bas
Sa blessure fine et profonde;
Il est brisé: n'y touchez pas!

Sully Prudhomme war sechsundzwanzig Jahre alt, als 1865 die Stances et Poèmes erschienen. Er hatte lange daran gefeilt, hatte sie in Privatzirkeln vorgelesen, ihre Wirkung an seinen Freunden erprobt. Diese Gedichte waren in mancher Hinsicht neu. Die französische Lyrik, die eigentlich erst im neunzehnten Jahrhundert ihren größten Aufschwung genommen, hatte bisher meist einen rhetorischen Charakter gehabt. Lamartine und Viktor Hugo hatten ihrem Pegasus die Zügel schießen lassen und sich in langen gereimten Reden ergangen. Gedankenblitze leuchteten in Menge, aber auch halbe, ja ganze Verse zogen vorüber, die nur des Reimes wegen da waren. Nun kam ein Dichter, der einerseits nichts sagen wollte, als was er in seinem tiefsten Innern empfand, und der es andererseits ohne Umschweife knapp und treu auszudrücken strebte. Sully Prudhomme hat etwas vom deutschen Lied an sich; er könnte am besten mit Heinrich Heine verglichen werden: seine Stanzen sind sein Buch der Lieder. Manchmal fragt er sich jedoch, ob nicht der Drang nach Kürze das freie Spiel seiner Einbildungskraft hemmt: „ob die neuen Saiten, die er anschlägt, im richtigen Einklang mit seinem Herzen stehen, und ob nicht das Beste seiner Empfindung aus ungehöriger Zurückhaltung in seiner Seele verborgen bleibt".

Oui, je suis mal servi par des cordes nouvelles
Qui ne vibrent jamais au rythme de mon coeur;
Mon rêve de sa lutte avec les mots rebelles
Ne sort jamais vainqueur.

Hélas! A mes pensers le signe se dérobe,
Mon âme a plus d'élan que mon cri n'a d'essor,
Je sens que je suis riche, et ma sordide robe
Cache aux yeux mon trésor.

Die gewöhnlichste Form der Stanzen ist die kleine Strophe von vier achtsilbigen Versen; manchmal ist der letzte Vers gekürzt; die Strophen sind selten mehr als fünf an der Zahl. Dazu kommen bei bedeutenderen Gegenständen größere aus vier Alexandrinern gebildete Strophen. Auch Sonette sind eingestreut. Die längeren Dichtungen, Poèmes überschrieben, sind meist in Alexandrinern abgefaßt und behandeln abstrakte Stoffe, wie Kunst, Sprache, auch Naturerscheinungen und Zustände aus dem Volksleben. Eine derselben ist an Alfred de Musset gerichtet, der zwar damals tot war, dessen Genie Sully bewundert, dem er aber vorwirft, allem Ideal Hohn gesprochen zu haben.

Sully Prudhomme hat nie für einen Zweifler gelten wollen, es lag aber in ihm ein tiefer Hang zum Pessimismus. Ob dieser Hang aus seinen Lebensumständen zu erklären sei, ist wohl eine müssige Frage. Einem jeden ist seine Weltanschauung angeboren. Schopenhauer, der Klassiker des modernen Pessimismus, war nicht unglücklich in seinem Leben. Sully Prudhomme war eine weiche, zartfühlende Natur; jedes menschliche Leiden lag ihm am Herzen. Er sagt, in einem seiner rührendsten Gedichte, „er habe alles lieben wollen, das sei sein Unglück gewesen; seine Seele sei durch feine, unzählige Bande an die äußeren Dinge geheftet, von dem geringsten Wesen auf der Erde bis zu den fernen Gestirnen“.

J'ai voulu tout aimer, et je suis malheureux,
Car j'ai de mes chagrins multiplié les causes:
D'innombrables liens, frêles et douloureux,
Dans l'univers entier vont de mon âme aux choses.

Tout m'attire à la fois et d'un attrait pareil,
Le vrai par ses lueurs, l'inconnu par ses voiles;
Un trait d'or frémissant joint mon coeur au soleil,
Et de longs fils soyeux l'unissent aux étoiles.

Ma vie est suspendue à ces fragiles noeuds,
Et je suis le captif des mille êtres que j'aime:
Au moindre ébranlement qu'un souffle cause en eux,
Je sens un peu de moi s'arracher de moi-même.

Das nächste Jahr, 1866, brachte eine zweite Ausgabe der Stances et Poèmes und zugleich eine neue Sammlung Gedichte,

eine Folge von Sonetten, unter dem Titel „Die Prüfungen“, les Épreuves. Dies waren nicht seine eigenen Prüfungen, sondern die des Menschengeschlechts, das unermüdet, aber auch unerleuchtet seinem dunkeln Schicksal entgegengeht. Die Sammlung hat vier Abteilungen, „Liebe, Zweifel, Traum, Tat“, und es ist bezeichnend für die Stimmung des Dichters, daß die letzte die schwächste ist. Eine Reihe „Italienischer Skizzen“, die er dem Bändchen beifügte, war die Frucht einer Reise, die er in demselben Jahre zu seiner Erholung unternommen hatte.

Derselbe elegische Ton herrscht in den folgenden Sammlungen, wohl nicht überall, doch in den meisten und zwar in den besten Stücken. Schon die Titel geben die Farbe des Inhalts an: „Einsamkeit“ (les Solitudes, 1869), „Eitle Zärtlichkeit“ (les Vaines Tendresses, 1875). „Das Prisma“ (le Prisme, 1888) ist aus verschiedenen Zeiten entstanden und enthält teils Jugenderinnerungen, teils Lebenserfahrungen, auch bloße Gelegenheitsgedichte. Eine der bittersten Ergießungen des Pessimismus in allen Sprachen ist das Gedicht, das die Ueberschrift „Gelübde“ (Voeu) führt. Dieses Gelübde ist das der Keuschheit; der Dichter will seinem Sohne einen unleugbaren Beweis seiner Liebe dadurch geben, daß er ihm das Leben erspart; „er bleibe verborgen in dem unerforschten Reich der Möglichkeiten, wo man vor den Unfällen des Schicksals noch besser bewahrt ist als selbst im Reiche der Toten“.

> Demeure dans l'empire innommé du possible,
> O fils le plus aimé qui ne naîtra jamais!
> Mieux sauvé que les morts et plus inaccessible,
> Tu ne sortiras pas de l'ombre où je dormais!

Das Jahr 1870 brachte ihm materielles Unglück. Er verlor im Monat Januar in einem Zeitraum von wenig Tagen seinen Oheim, seine Tante und am Ende seine Mutter, die alle dieselbe Wohnung mit ihm teilten. Seine Schwester hatte sich verheiratet; er war also allein. Als der Krieg ausbrach, trat er mit seinem Freunde Bernard-Derosne in ein Bataillon Mobilgarden, konnte aber die Strapazen eines Feldzugs nicht ertragen, und als er sich nach dem Frieden wieder in Paris befand, war er am untern Teil des Körpers beinahe gelähmt. Er gelangte nie mehr zu völliger Gesundheit, aber die Geisteskraft in ihm blieb unerschüttert. Da er mehr und mehr der Ruhe bedurfte, zog er sich zuerst in ein entlegenes Stadtviertel und am Ende auf das Land zurück. Er starb in Chatenay bei Sceaux am 7. September 1907.

## II.

Die Leiden des Kriegsjahres und die zeitweilige Zerrüttung seines Vaterlandes konnten seinen Pessimismus nur steigern. Aber vielleicht ist es eben das Uebermaß der Enttäuschung, das einen Umschwung in seiner Seele hervorrief. Da er in der äußeren Welt keinen Anhalt fand, so suchte er, wie einst Kant, sich durch ein Postulat auf einen höheren Boden der Erkenntnis zu erheben. Den Schlüssen des Verstandes stellte er die Forderungen des Herzens entgegen. Kants Postulat war die notwendige Uebereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit gewesen; das Postulat Sully Prudhommes war der freie Wille, dessen Regungen er unmittelbar in seinem Innern empfand. Er sagte, mit seinem Liebling Pascal: „Le coeur a des raisons que la raison ne connaît pas", und diesen Gründen des Herzens legte er die Kraft einer logischen Beweisführung bei. Es war das seine letzte Philosophie, die er in den beiden großen Dichtungen „Die Gerechtigkeit" (la Justice, 1878) und „Das Glück" (le Bonheur, 1888) zum Ausdruck brachte.

„Die Poesie", sagt er in der Zueignung des ersten Gedichtes, „hat den Ruf, als sei sie bloß für den äußeren Reiz geschaffen, und deswegen darf sie von dem Leser keine Anstrengung fordern. Ich gestehe, daß die folgenden Zeilen eines solchen Reizes entbehren; sie trachten bloß danach, gewisse ängstliche Gemüter zu interessieren, und ohne einige Aufmerksamkeit sind sie kaum lesbar. Vielleicht wird man ihnen nicht einmal gern den Namen eines Dichterwerkes zugestehen; aber ein Kunstwerk wird es dennoch sein, wenn die Verse nicht schlecht befunden werden. Der Vers ist überhaupt von allen Formen die geeignetste, um jeder Aeußerung die gehörige Weihe zu geben, und der Dichter kann dieser Form, meiner Meinung nach, nicht nur alle Empfindungen, sondern beinahe alle Ideen anvertrauen."

Die kleine Einschränkung, die in dem Wort „beinahe" liegt, vergaß Sully Prudhomme nach und nach, und in seinem zweiten großen Gedichte ist kaum mehr eine Spur davon übrig. Nicht nur Ideen, sondern wissenschaftliche Formeln glaubte er in Verse kleiden zu können, die dann eben nur Verse, aber keine Poesie mehr sind. Wohl kann der Dichter alles ausdrücken, nur auf seine Weise. Die ganze Natur steht ihm zu Gebote, nur muß er sie mit dem Auge des Dichters betrachten, nicht mit dem Werkzeug des Gelehrten abmessen.

Das Gedicht von der Gerechtigkeit zerfällt in zwei Teile; der erste ist eine Naturphilosophie, der zweite eine Moral. Herrscht

Gerechtigkeit in der Natur? Nein, antwortet Sully Prudhomme. Die Lebenselemente sind im unendlichen Raum von einer unsichtbaren Hand in unzählbarer Menge ausgestreut; jedes lebende Wesen eignet sich davon an soviel es kann, und was es an sich zieht, entwendet es einem andern. Gewalt ist die einzige Regel in der Verteilung der Güter. Der Dichter durchwandert in einer Reihe von Abschnitten oder, wie er sagt, von Nachtwachen (Veilles) die verschiedenen Gestalten des Daseins, und überall tritt ihm dasselbe Gesetz entgegen. Umsonst tönt aus unbekannter Ferne und wie aus dunkler Vergangenheit eine Stimme zu ihm herüber und erinnert ihn an die Zeit, wo er sich in unbefangener Freude an dem wechselnden Schauspiel der Dinge labte. Nun ist der Genießende ein Suchender (le Chercheur) geworden. Er will wissen, welche Triebfeder die Teilnehmer des Schauspiels in Bewegung setzt und ihre Handlungen bestimmt. „Still dem Herzen!" schreibt er als Motto über diese Abteilung des Gedichtes. Kalt und unerbittlich fällt sein Urteil, wie es kaum Schopenhauer schärfer hätte ausdrücken können. Auf seiner Entdeckungsfahrt durch die Geschlechter der Erde findet er nichts als Gewalttat und Mord. Selbsterhaltung ist angeborener Trieb und wird am Ende zur Pflicht; allein jedes Einzelne erhält und ernährt sich nur auf Kosten des Ganzen; alles Leben ist nur eine Wiedergeburt, eine Umwandlung der ursprünglichen Kräfte.

> Chaque vie à toute heure est une renaissance,
> Où les forces ne font qu'un échange en créant.

Leben ist töten. Jedes Geschöpf, vom Löwen bis herab zum kleinsten Insekt, trägt das Todesurteil eines andern auf seiner Kinnlade geschrieben.

> Aveugle exécuteur d'un mal obligatoire,
> Chaque vivant promène écrit sur sa mâchoire
> L'arrêt de mort d'un autre, exigé par sa faim.

Wer nicht töten kann oder will, muß untergehen. Umsonst erhebt der Schwache, wenn er dem Stärkeren unterliegt, seinen Angstschrei zum Himmel, als wollte er Rache erflehen. Muß er sich nicht selbst anklagen? Wurde er nicht selbst ein Mörder, als er einen noch Schwächeren vor sich fand?

> Vous criez dans le vide! Assez de cris, assez!
> Le silence du ciel, ô faibles, vous étonne:
> Vous voulez que pour vous contre les forts il tonne;
> Vous imitez pourtant ceux que vous maudissez:

Quand vous leur imputez leur tyrannie à crime,
Est-il un seul de vous qui pour vivre n'opprime? . .

Wie die Geschlechter in beständiger Fehde einander gegenüberstehen, so die Mitglieder eines und desselben Geschlechtes unter sich; nur das Gefühl der gegenseitigen Verantwortlichkeit hält sie zusammen. Die Wölfe würden sich untereinander zerreißen, wenn es nicht ihr gemeinsames Interesse wäre, daß das Fleisch eines Wolfes unantastbar sei:

Les loups sans hésiter se mangeraient entre eux,
S'il n'importait à tous que leur chair fût sacrée.

Derselbe wohlberechnete, wenn auch manchmal verschleierte Egoismus bestimmt das Verhältnis der Staaten gegeneinander und der Bürger eines Staates unter sich; nur gesellt sich hier mehr List zur Gewalt. Mit einem Wort, die Göttin Gerechtigkeit hat nirgends ihren Sitz in der äußeren Welt.

Der Schluß ist entmutigend. Allein bei näherer Betrachtung beruht doch die ganze Untersuchung auf einem Mißverständnis. Die Frage, ob die Natur gerecht oder ungerecht ist, hat an sich keinen Sinn. Sully Prudhomme sagt selbst an einer andern Stelle, eine Frage sei nur dann berechtigt, wenn das Prädikat dem Subjekt angemessen ist, wenn eine Bestimmung des letztern durch das erstere überhaupt möglich ist.*) Der Begriff der Gerechtigkeit ist ein sittlicher Begriff; er entspringt aus dem Gewissen des Menschen. Eine freie Handlung ist gerecht oder ungerecht, eine Naturerscheinung ist weder das eine noch das andere. Es bleibt also dem Dichterphilosophen nichts übrig, als in die Tiefe des menschlichen Geistes hinabzusteigen. In der ersten Abteilung hieß es: „Still dem Herzen!" Das Motto der zweiten lautet: „Rückkehr zum Herzen." Wie wird aber die Kluft zwischen beiden zu überbrücken sein? Sully Prudhomme unternimmt es folgendermaßen. Der Mensch, sagt er, steht auf der Stufenleiter der Wesen obenan; er ist sich dessen bewußt; er kennt seine Würde. Er sieht aber neben sich andere Wesen gleichen Ursprungs, gleichen Ranges, die in Gemeinschaft mit ihm dieselbe bevorzugte Stellung im Weltall behaupten. Infolgedessen wandelt sich in ihm das Gefühl der eigenen Würde in ein Gefühl der Menschenwürde überhaupt, oder der Sympathie, und diese führt

*) Une question n'est fondeé que si le prédicat convient au sujet, si une détermination du premier est de nature à spécifier le second. (Lois de la curiosité, in der Vorrede der Uebersetzung des Lukrez).

wieder zur Gerechtigkeit. Die Beweisführung ist etwas mühsam, manchmal lückenhaft; die Darstellung ist weniger schwungvoll als im ersten Teile; aber ein tiefer Ernst beseelt und adelt das Ganze.

„Die Gerechtigkeit“ ist eine Art inneres Zwiegespräch, wo Zweifel und Glaube abwechselnd ihre Stimme erheben, der erstere in Sonetten, der zweite in Strophen von vier achtsilbigen Versen. In dem folgenden Gedicht, „Das Glück“, treten zwei wirkliche Personen handelnd, oder wenigstens betrachtend und träumend auf. Der Anfang erinnert an die erste Szene des zweiten Faust; es erscheint überhaupt aus mehreren Stellen, daß Goethes Tragödie dem französischen Dichter vorschwebte. Faustus erwacht vom Todesschlafe auf einem entfernten Planeten, „auf einem Rasenteppich gebettet, von lauen Lüften umweht, im Schatten fremdartiger Riesenbäume“. Er neigt sich über eine nahe Quelle und sieht darin seinen Körper verklärt, reingewaschen von allen Makeln des Erdenlebens und „ganz von der Seele durchschimmert“. Da steht vor ihm Stella, seine frühere Geliebte, welche die Natur von Ewigkeit für ihn bestimmt, die aber das menschliche Gesetz von ihm getrennt hatte. Auf geflügelten Pferden durchfliegen sie ihr neues Reich, wo alles zu friedlichem Genusse einladet, wo kein Kampf ums Dasein herrscht, wo jedes Bedürfnis sogleich und nie auf Kosten eines Andern befriedigt wird. Bald aber kann der Neuverklärte sich mit dem reinen Genußleben nicht mehr begnügen; die alte Wißbegierde wacht wieder in ihm auf. „Lieben und Empfinden“, sagt er, „war bisher mein Alles, allein ich kann nicht umhin, zu denken, wie ich vormals gedacht. Etwas quält mich inmitten meiner Freude: bei jedem Gegenstand, so reizend er auch ist, muß ich ergründen, welches Geheimnis er in sich birgt.“

> Je n'ai fait qu'aimer et sentir,
> Mais sans pouvoir anéantir
> Ma pensée et sa vieille attache;
> Il couve en ma joie un tourment,
> Car sous l'objet le plus charmant
> Je venx savoir ce qu'il me cache.

Nun ruft er, während Stella neben ihm schläft, alle Philosophen des Altertums und der Neuzeit in seiner Erinnerung hervor, und nach langem Hinundhersteuern durch das Meer des Zweifels landet er am Ende bei Schopenhauer an, dessen Namen er jedoch nicht in den französischen Alexandriner einzuzwängen vermag. „Der neue Heraklit beweist, daß alles nur darauf hinausläuft, aus dieser schlechten Welt eine noch schlechtere zu machen.“

**Héraclite renaît, prouvant que tout conspire**
**Dans ce monde mauvais à le vouer au pire**

Der Dichter scheint selbst einzusehen, wie ungereimt es ist, daß ein Verklärter, der doch dem ewigen Geheimnis näher gekommen sein soll, sich noch mit der unreifen Erdenweisheit abquält; denn er glaubt hervorheben zu müssen, daß die Namen jener Weisen groß genug sind, um selbst im Paradies mit Ehrfurcht ausgesprochen zu werden. Und nun kommen noch die Gelehrten hinzu, Mathematiker, Physiker, Chemiker, Astronomen, jeder mit einer kurzen Formel bezeichnet; die Reihe endigt mit Darwin und Pasteur; aber durch ihr gesamtes Bemühen wird das Welträtsel nicht gelöst. Pascal, der zugleich ein Gelehrter und ein Philosoph ist, erscheint persönlich und belehrt Faustus, daß das absolute Wissen, selbst in den höheren Sphären, keinem geschaffenen Wesen zugeteilt wird.

Indessen erhebt sich aus der Tiefe ein verworrenes Getöse, „wie wenn ein Sturmwind durch den Wald fährt oder die Wellen des Meeres empört". Es ist der Angstschrei aller der Leidenden und Suchenden auf der Erde, die vom entfernten Himmel Hilfe oder Antwort erflehen. Faustus und Stella werden davon schmerzlich ergriffen. Können sie reine Seligkeit genießen, wenn die Stimme der Qual durch das Weltall ertönt? Ist nicht mitleiden besser als leiden sehen? Ein Erdenheimweh erfaßt sie. Da bitten sie den Tod, daß er ihnen ihre frühere Gestalt wiedergebe; denn der Tod ist nicht das Schreckbild, das die Menschen in trüber Stunde ersonnen; er ist der Geist der Umwandlung, ein Freund aller Wesen. Er nimmt die beiden auf seinen weißen Flügel und trägt sie schlafend hinunter. Erst angesichts der Erde erwachen sie. Einstweilen aber ist eine geraume Zeit verflossen, deren sie sich nicht bewußt waren. Das Menschengeschlecht ist ausgestorben; Sinnenlust und Zwietracht haben es aufgezehrt; eine üppige Pflanzenwelt überschattet den Boden und bedeckt die Trümmer der Städte. Das Opfer, das Faustus und Stella ihren Erdgenossen bringen wollten, ist unnütz geworden; aber ihre Bereitwilligkeit wird ihnen von dem Urheber der Dinge zu gute gehalten, und der Tod trägt sie wieder hinauf in die obersten Gefilde der Seligen.

Beide Gedichte, „Die Gerechtigkeit" und „Das Glück", schließen sich nach ihrem sittlichen Inhalt eng aneinander; sie haben beinahe denselben Grundgedanken. Würde und Sympathie sind die Quellen der Gerechtigkeit; der Geist der Aufopferung ist die höchste Bedingung des Glücks. In ihrem Plan sind beide Gedichte großartig angelegt;

leider ist die Ausführung manchmal schwach, der Ausdruck bisweilen hart, dunkel, sogar prosaisch. Der Verfasser hat sich, indem er wissenschaftliche Gegenstände der abstraktesten Art in seinen Bereich hereinzog, eine ganz willkürliche Fessel angelegt. „Die großen Entdeckungen", sagt er in der Vorrede, „haben für ihn etwas so ergreifendes, daß er sich nicht entschließen kann, sie aus dem Gebiete der Poesie zu verbannen, sofern nur ihre Formeln in die Sprache der Literatur umgesetzt werden können; es liegt eben darin, in Hinsicht auf die Kunst, eine Schwierigkeit, die ihn reizt. Ein großer, vielleicht allzugroßer Teil dieses Werkes liefert den Beweis davon. Man möge ihm verzeihen, wenn er sich vor einer Einschränkung wehrte, die ihn geschmerzt hätte, und die man bestreiten könnte, und man gebe ihm wenigstens zu, daß der Versuch, den er hier anstellt, seine Berechtigung hat." Bescheidener kann man nicht reden; aber nichtsdestoweniger liegt etwas kühnes darin, das Gleichgewicht der flüssigen Körper oder die chemische Zusammensetzung der Luft in Verse bringen zu wollen. André Chénier, den Sully Prudhomme in den letzten Zeilen der „Gerechtigkeit" für seinen Meister erklärt, hätte es kaum gewagt.

Ein bleibendes Verdienst Sully Prudhommes ist jedenfalls, neben der Erhabenheit der Gedanken, die Genauigkeit seines Stils. Wie im Leben, so war er auch gewissenhaft im Schreiben. Er feilte unaufhörlich an seinen Gedichten, nahm sie von einer Ausgabe zur andern immer wieder zur Hand und konnte sich nie genugtun. Wenn je seine Handschriften zur öffentlichen Ansicht gelangen, so können sie ein lehrreiches Beispiel für junge Schriftsteller werden. Manchmal ging er auch im Korrigieren zu weit und verderbte, was er zu verbessern glaubte. Zu seiner Genauigkeit kam noch seine Aufrichtigkeit. Er schrieb nur aus vollem Herzen; seine ganze Dichtung ist nur eine Vertiefung in sich selbst, und selten hat eine Menschenseele, mit ihrem Zweifeln und Hoffen, mit ihrem edlen Ringen nach einem fernen Paradies, sich so offen an den Tag gelegt.

---

# Die Stellung der Berufsgenossenschaften zum Entwurf des Reichsversicherungsgesetzes.

Von

**Friedr. Carl Freudenberg, Weinheim.**

---

Unter den Gegnern des Entwurfs einer Reichsversicherungsordnung sind die Berufsgenossenschaften und der Leipziger Verband der Aerzte Deutschlands wohl die schärfsten.

Der letztere Verband ist eine Organisation von Privatpersonen. Die Organisation hat wie andere das Bestreben, möglichst viel Mitglieder des Standes in sich zu vereinen.

Das Agitationsmittel ist der Krieg gegen die Krankenkassen.

Aus dem Geschäftskreise aller derartiger Massenvereinigungen muß alles möglichst fern gehalten werden, was sich gegen die menschlichen Fehler der Mitglieder richtet.

Bei der Gegnerschaft der Berufsgenossenschaften gegen den Entwurf spielen keine Privatinteressen mit, wenigstens keine solchen, die auf die Behandlung der Fälle Einfluß haben könnten. Die Unfallrentenfestsetzungen liegen in der Hand von Personen, welche ehrenamtlich tätig sind. Niemand, dem nicht ein lebhaftes soziales Pflichtgefühl inne wohnt, übernimmt die Lasten eines solchen Ehrenamtes in führender Stellung.

Den Beamten der Berufsgenossenschaften wird Vertrauen und Anerkennung von allen Teilen entgegengebracht. Keinesfalls sind diese Beamten an der Zu- oder Aberkennung von Renten interessiert.

Der Arzt hat bei unserem System der Arbeiterversicherung die Obliegenheiten eines Beamten mit den Interessen eines Privaten zu vereinen.

Nehmen wir an, es wirken unter einer Bevölkerung von 30 000 Seelen 10—15 Aerzte, so werden die Herren, welche den

vielfach unberechtigten Forderungen der Versicherten am meisten entgegenkommen, die beliebtesten sein. Mindestens werden unfeine Naturen zur Conivenz neigen.

Das Bestreben der Aerzte, sich in Vereinen zusammen zu schließen und sich gegenseitig zu kontrollieren, ist anzuerkennen. In großen Städten sind gut organisierte ärztliche Vereine eher möglich, als in kleinen. Wo aber nur wenige Aerzte zusammen wohnen, pflegt die Uneinigkeit groß zu sein. Wenn sich da Gruppen bilden, hört die Kontrolle durch den ärztlichen Verein auf, und für einzelne Aerzte auf dem Lande entfällt sie ganz.

Das Bestreben des Entwurfs der Reichsversicherungsordnung, das Verhältnis zwischen den Aerzten und den Versicherungsträgern zu ordnen ist daher eine Notwendigkeit.

Große staatliche Einrichtungen können nicht Privatorganisationen unterworfen sein. Würde sich der Staat dem „Verein deutscher Aerzte" unterordnen, so könnten auch andere Vereinigungen ähnliches verlangen.

Die meisten Mängel unserer sozialen Versicherung entspringen aus der mangelhaften Regelung der Stellung der Aerzte zur Versicherung.

Dieser Einsicht wird sich auch der auf seine Macht so stolze „Verein deutscher Aerzte" nicht entziehen können.

Ich konnte es bei der fundamentalen Wichtigkeit der Stellung des Aerztes zu den Versicherungsträgern, und um mit meinen weiteren Ausführungen verstanden zu werden, nicht vermeiden, diese Verhältnisse zu streifen. Möge das Gesagte zum gegenseitigen besseren Verständnis beitragen.

Damit wende ich mich meinem eigentlichen Thema zu.

Aus jahrelanger Beobachtung der Rentenempfänger habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ein erheblicher Prozentsatz derselben Unfallrenten bezieht, denen die innere Berechtigung fehlt.

Ich habe der Festsetzung von hunderten von Renten in der Sektion VI der Lederindustrie-Genossenschaft beigewohnt. Einen Verletzten, oder Angehörigen eines solchen, habe ich dabei nie gesehen.

Nach dem mangelhaften Aktenmaterial, das die Sektion erhält, wird richtig verfahren. In sehr wenig Fällen entscheidet das Schiedsgericht oder das Reichsversicherungsamt in anderer Weise.

Die Sektion hält sich, den Jahresdurchschnitt von 1904 bis 1908 angenommen, und trotzdem in Sektion VI die kleineren Be-

riebe überwiegen, fast genau auf demselben Verhältnis der erstmals entschädigten Unfälle zur gesamten Arbeiterzahl der Sektion, wie alle Sektionen zusammen zur Gesamtarbeiterzahl der Genossenschaft. Sektionen mit überwiegend Großbetrieben, wie die hessische, haben eine günstigere Unfallziffer, andere Sektionen eine ungünstigere als die sechste, in welcher unser Betrieb der größte ist.

Also herrschen dieselben Mißstände, auf welche ich noch näher eingehen werde, anderwärts geradeso wie bei uns.

Die Verhältnisse müssen in so ziemlich allen Berufsgenossenschaften ähnlich sein, denn die Unfallentschädigungen, welche bei 1000 Mark anrechnungspflichtigen Lohn im Jahre 1907 entfallen sind, ergaben bei der Lederindustrie einen Durchschnitt von 9,57 Mk. Bei 42 Berufsgenossenschaften war dieser Satz höher und bei 23 niedriger als bei der unsrigen. So ziemlich alle gewerblichen Berufsgenossenschaften mit einer geringeren Renten-Beanspruchung haben ein viel kleineres Risiko wie die Lederindustrie, deren Gefahren keineswegs gering zu veranschlagen sind.

Die Lasten, welche der deutschen Industrie aus der Unfallversicherung erwachsen, steigen von Jahr zu Jahr, und zwar erheblich mehr als wie die Zunahme der Arbeiterschaft beträgt.

In der Zahl der erstmals entschädigten Unfälle ist für unsere Industrie seit dem Jahre 1904 ein annähernder Verharrungszustand erreicht, dagegen gibt es von Jahr zu Jahr mehr wiederholt entschädigte Fälle, trotzdem nach 23jähriger Tätigkeit auch hierin der Verharrungszustand erreicht sein müßte.

Lederindustrie-Berufsgenossenschaft.

| | Versicherte | Entschädigte Unfälle | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | erstmals | °/₀₀ | wiederholt | °/₀₀ |
| 1904 | 71 648 | 455 | 6,35 | 2873 | 40,12 |
| 1905 | 74 378 | 472 | 6,35 | 3107 | 40,76 |
| 1906 | 78 022 | 478 | 6,13 | 3333 | 42,73 |
| 1907 | 79 146 | 537 | 6,78 | 3517 | 44,46 |
| 1908 | 76 788 | 512 | 6,67 | 3685 | 48,00 |

Daß die wiederholt entschädigten Unfälle, trotz der Bestrebungen, statt der kleinen Renten eine einmalige Abfindung eintreten zu lassen, so sehr zunehmen, hat zweifellos teilweise seinen Grund in dem nur durch die Abhängigkeit der Aerzte von den Versicherten mög-

lichen erfolgreichen Widerstand der Rentenempfänger gegen die Aufhebung ihrer Rente, bzw. für die Belassung der Dauerrente auch dann, wenn ein solcher Grad der Gewöhnung an die Folgen des Unfalles eingetreten ist, daß der Rentenempfänger von rechtswegen nicht mehr zum Rentenbezug berechtigt ist.

Auf Erfahrungen, welche ich in dieser Richtung gemacht habe, habe ich in Sektionsversammlungen hingewiesen.

In der am 8. Juni in Frankfurt a. Main stattgehabten Berufsgenossenschaftsversammlung bildete „die Reform der sozialen Versicherungsgesetze" einen Gegenstand der Tagesordnung. Es lag eine Resolution vor, wonach sich die Genossenschaftsversammlung mit den von dem außerordentlichen Berufsgenossenschaftstag am 25. Mai d. J. gefaßten Beschlüssen zu dem Entwurf der Reichsversicherungsordnung einverstanden erklären sollte. In jener Tagung haben sich die Berufsgenossenschaften sämtlich gegen die beabsichtigte Einrichtung der Versicherungsämter ausgesprochen.

Ich trat dafür ein, indem ich, wie sich der Entwurf in seiner Begründung ausdrückt, ausführte: „daß die Berufsgenossenschaften, mangels persönlicher Fühlung mit dem Versicherten, vielfach außerstande sind, dessen persönliche Verhältnisse zu beurteilen."

Die Berufsgenossenschaften ständen den Arbeitern fern.

In soliden Arbeiterkreisen würde es als eine ehrlose Handlung angesehen, die Krankenkassen durch Simulation zu schädigen. Eine unverdiente Rente bei den Berufsgenossenschaften, zu welcher ja kein Arbeiter einen Beitrag leistet, herauszuschinden, erscheint aber den meisten Versicherten ebenso anständig, wie viele Steuerzahler die Hinterziehung von Steuern mit ihrer Ehre durchaus vereinbar finden.

Sowohl von dem Geschäftsführer der Genossenschaft, welcher zugleich Geschäftsführer einer andern Genossenschaft ist, und der in Genossenschaftskreisen eine führende Stellung einnimmt, wie von dem, trotz seines hohen Alters vollkommen geistesfrischen Vorsitzenden, wurde meinen Ausführungen auf das lebhafteste widersprochen. Die vorgeschlagene Zustimmung zu den Beschlüssen des Berufsgenossenschaftstages fand dann auch, bei Stimmenthaltung meinerseits, die einstimmige Annahme der Versammlung.

Zu verwundern braucht man sich über die Haltung der Herren nicht, denn kein Mensch, welcher jahrzehntelang mit persönlicher Hingabe gearbeitet hat, kein pflichttreuer Beamter und keine Versammlung läßt sich gerne sagen: „Das, was ihr tut, ist mangelhaft."

Inzwischen habe ich einiges Material gesammelt, das die Mangelhaftigkeit der Organisation der Berufsgenossenschaften beweist und das auf den gerügten Grundfehler, das Verhältnis der Aerzte zur Arbeiterversicherung, hinweist.

Es sind mir — nicht die Rentenbeträge —, wohl aber die Namen sämtlicher Unfall- und Invaliden- etc. Rentner bekannt, an welche in der 13000 Einwohner zählenden Stadt Weinheim Renten ausbezahlt werden.

Schon die bloße Tatsache, daß nahezu so viele Unfallrentner wie Invaliden- und Altersrentner vorhanden sind, nämlich 146 zu 160 ist höchst befremdlich. Es ist von vornherein klar, daß es nicht annähernd so viele Menschen geben kann, welche durch Unfälle in ihrer Erwerbstätigkeit beschränkt sind, als solche, welche durch Invalidität und Alter, also durch den natürlichen Verlauf, arbeitsunfähig werden.

Im Reich stellen sich die entsprechenden Ziffern für das Jahr 1908 auf 990 076 Verletzte, nebst Witwen und Eltern Getöteter, mit zusammen 157 488 494 Mark Entschädigungen gegen 995 809 Invaliden- etc. Rentenempfänger mit 152 792 251 Mark Renten im Jahr 1908.

Es ist eben viel leichter eine Unfallrente zu erwerben als eine Invalidenrente.

Die meisten Gesuche auf Invalidenrente werden, in Baden wenigstens, auf Veranlassung der Landesversicherungsanstalt durch die Bezirksärzte nachgeprüft. Hier ist doppelte Kontrolle vorhanden.

Ich schildere dagegen ein Beispiel, das ich selbst kürzlich erlebte, welches beweist, wie leicht eine Unfallrente zu haben ist.

Ein Fuhrmann fällt vom Wagen und verstaucht sich dabei den linken Daumen. Er ist 14 Tage arbeitsunfähig und hat überhaupt keinen Ausfall an Verdienst, da sein früherer Lohn ohne jede Unterbrechung weiter bezahlt wird. Der Arzt rät den Unfall anzumelden, was natürlich geschieht. Die Polizeibehörde untersucht den Unfall. In der Regel wird ein Schutzmann beauftragt, den Verletzten zu fragen, ob er Anspruch auf Unfallrente erhebt. Der Anspruch wird ihm also geradezu in den Mund gelegt. Das Bezirksamt beraumt nun Tagfahrt an und beschränkt sich auf der Feststellung des Hergangs. Bei unbedeutenden Fällen, wie im vorliegenden, spart sich das Bezirksamt diese Arbeit. Es beauftragt damit das Bürgermeisteramt und dieses den betreffenden Sekretär. Der Arzt, auf dessen Rat die Anmeldung erfolgt ist, muß nun, was ihm ja nicht unangenehm

ist, ein Gutachten erstatten. Auf Grund dieses Gutachtens erhält der Mann von dem Tage an, an welchem er die Arbeit wieder aufgenommen hat und trotzdem vom Arbeitgeber der betreffenden Berufsgenossenschaft auf deren Anfrage geantwortet wurde, daß der Mann seinen vollen früheren Lohn verdient, eine monatliche Rente von 6 Mk. 65 Pf. = 10 % der Vollrente. Er war schon nach 14 Tagen an seiner Arbeit nicht mehr behindert. Dem Arzt hat er natürlich seine Beschwerden übertrieben.

So leicht geht es mit der Invalidenrente nicht, da muß der Mann erst ein halbes Jahr lang Krankengeld, und zwar wesentlich aus der Tasche seiner Mitarbeiter bezogen haben, oder an einer zweifellos die dauernde Erwerbsunfähigkeit begründenden Krankheit leiden.

Die Vorstände und die Beamten der Krankenkassen sehen sich ihre Patienten freier von falschem Mitleid an als der Schutzmann, und der Arzt kontrolliert die Kassenmitglieder wöchentlich mindestens einmal.

Diese weitere ständige Kontrolle, die ja auch bei den Krankenkassen den Mißbrauch nicht ganz ausschließt, entfällt bei den Berufsgenossenschaften.

Man braucht sich also über den bei der Unfallversicherung getriebenen erheblichen Mißbrauch nicht weiter zu wundern. Es geht ja aus einem großen Säckel, und jedermann ist, zur Zeit noch, zur Nachgiebigkeit geneigt. Die kleinen Gewerbetreibenden, welche durch die Unfallversicherung relativ am schwersten belastet werden, treten in der Verwaltung zurück.

Ganz unbeliebt sind die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften. Weil der Bauer über die Belastung bitter klagt, will er für sein Familienmitglied oder seinen Arbeiter auch was davon haben. Es ist der reine circulus vitiosus!

Ich habe übrigens auf Grund meiner Kenntnis sämtlicher Unfallrentenempfänger in meinem Wohnort die einzelnen Fälle studiert.

Neben einer Anzahl Rentenbezüge für Witwen und Waisen werden viele Renten für solche Verletzungen bezahlt, welche eine dauernde schwere Schädigung der Arbeitsfähigkeit der Betroffenen zur Folge hatten.

Das ist der schöne Zweck der Unfallversicherung.

Ein weiterer Bruchteil der schwer Verletzten, z. B. der Einäugige, verdient gegenwärtig nicht weniger als früher. Dennoch ist es zweifellos richtig, daß man einem Manne, der ein Auge verloren

hat, die für diesen Fall übliche dauernde Entschädigung von 25 bis $33^1/_3$ % der Vollrente gewährt. Für den Verlust eines linken Armes werden $66^2/_3$ % der Vollrente dauernd bezahlt. Für eine Fußgelenkversteifung werden 30 % in der Regel gewährt.

So bestehen Normen für alle möglichen normal gelagerten Fälle.

Etwas anderes ist es aber bei leichteren Verstümmelungen, z. B. Verlust von einzelnen Fingern. An derartige Schädigungen gewöhnt sich der Mensch leicht. Er ist in den meisten Berufsarten dadurch nicht dauernd behindert.

Knochenbrüche und Quetschungen heilen meist ohne dauernden Schaden, und doch gelingt es den Verletzten recht häufig, auch für dergleichen Schäden, welche zwar ihre Arbeitsfähigkeit unterbrechen, ihre Erwerbsfähigkeit aber nach einiger Zeit tatsächlich nicht beschränken, sich dauernde Renten zu verschaffen.

Unter den damals hier ausbezahlten 146 Unfallrenten betrafen 56 die landwirtschaftliche und 90 die verschiedenen gewerblichen Berufsgenossenschaften.

Das Verhältnis von 38 % landwirtschaftlichen zu 62 % gewerblichen Rentenempfängern entspricht dem Verhältnis der hier in Industrie und Landwirtschaft beschäftigten Bevölkerung keineswegs. Die Rentenschinderei ist unter den landwirtschaftlichen Arbeitern größer als unter den gewerblichen, weil die Erwerbsfähigkeit der letzteren eher kontrollierbar ist.

Ferner fällt für die landwirtschaftlichen die durch die Krankenkassen in den ersten 13 Wochen geübte Kontrolle der Verletzten meistens weg.

Von den obigen 146 Leuten beziehen 31, manchmal schon seit langen Jahren, Renten für teils unbedeutende, teils längst ausgeheilte Schäden.

Wie können auch die vielen Berufsgenossenschaften in jedem kleinen Orte ihre Leute wirksam kontrollieren?

In richtiger Erkenntnis davon, daß der größte Teil der kleinen Unfallschäden durch die Gewöhnung ausgeglichen wird, bestimmt der § 654 des Entwurfs:

> „Beträgt bei der ersten Feststellung die Rente eines Verletzten ein Fünftel der Vollrente oder weniger, so kann die Rente für eine im Voraus bestimmte Zeit gewährt werden."

und § 704 ² des Entwurfes bestimmt:

> „Das Recht zum Bezug auf Rente ruht solange und soweit das Entgelt, das der Verletzte erhält, zusammen mit der Rente den Betrag übersteigt, den er ohne Unfall bezogen hätte."

§ 1646 verpflichtet das Versicherungsamt, den Versicherungsträger zu benachrichtigen, wenn Grund zur Annahme vorliegt, daß die Unfallrente neu festzustellen ist.

Das sind einige Anhaltspunkte für Ersparungen, die der Entwurf bringen wird. Ersparnisse an unnötigen und ungesetzlichen Leistungen sind auf dem ganzen Gebiete des Versicherungswesens, namentlich aber auf dem Unfallgebiet, zu machen.

Wie sich diese Ersparnisse zu den durch die Neuorganisation erwachsenden Kosten verhalten, das entzieht sich meinem Urteil.

Davon war ich aber vor der Veröffentlichung des Entwurfes längst überzeugt, daß unser Versicherungswesen in vielen Beziehungen reformbedürftig ist. Der Entwurf hat mir in seiner Form und seinem Inhalt, in den Erweiterungen der Versicherungsgebiete und in den Reformvorschlägen, einen geradezu großartigen Eindruck gemacht, was mich aber nicht hindert, Einwendungen im einzelnen für berechtigt anzuerkennen.

Ich komme nun zu den von den Berufsgenossenschaften gemachten Einwendungen:

> „Die Errichtung einer neuen kostspieligen und umfangreichen Behördenorganisation für die Zwecke der staatlichen Sozialversicherung in Gestalt von Versicherungs- und Oberversicherungsämtern ist vom Standpunkt der Unfallversicherung weder erforderlich noch erwünscht.
>
> Insoweit dadurch eine gründlichere Bearbeitung der den unteren Verwaltungsbehörden zurzeit obliegenden Aufgaben erstrebt wird, kann ihr Zweck da, wo Mängel vorliegen, durch Ausstattung dieser Behörden mit geeigneten Kräften erreicht werden.
>
> Insoweit den Versicherungsämtern eine Mitwirkung im Rentenfestsetzungsverfahren zugedacht ist, kann ihre Tätigkeit nur als eine ungeeignete und sogar schädliche bezeichnet werden.
>
> Es wäre von ihnen keine größere Beschleunigung, sondern eine Verlangsamung, keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung, keine Verbilligung, sondern eine bedeutende Verteuerung des ganzen Verfahrens zu erwarten. Sie würden ferner die Verbindung der Heilbehandlung, Unfallentschädigung und Unfallverhütung lockern, den Versicherungsträgern die Lösung ihrer Aufgaben auf diesem Gebiete erschweren, eine Menge von Doppelarbeiten notwendig machen, die Reibungen auf sozialem Gebiet erheblich vermehren, die Einheitlichkeit der Rechtsprechung auf das Empfindlichste stören und mit Notwendigkeit die Sozialversicherung einer Bureaukratisierung entgegenführen.
>
> Dagegen empfiehlt sich, zur Erreichung der berechtigten Zwecke des Gesetzentwurfs

1. die Besetzung der Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung mit nur erfahrenen Vorsitzenden, welche dies Amt als Lebensberuf auffassen.

Nach Erfüllung dieser Bedingung könnte auch

2. das Reichsversicherungsamt als Rekursinstanz von gewissen Gruppen von Streitsachen entlastet werden, bei denen es sich nicht um Fragen von grundsätzlicher Tragweite handelt;
3. die Entscheidungen aller Streitigkeiten zwischen den Versicherungsträgern auf die Schiedsgerichte in erster Instanz übertragen werden, während als zweite und letzte Instanz das Reichsversicherungsamt fungieren könnte.

Sollte nun aus Rücksicht auf die andern Zweige der Sozialversicherung die Errichtung von besonderen lokalen Versicherungsbehörden (Versicherungsämtern) dennoch erfolgen, so könnten ihnen aus dem Gebiete der Unfallversicherung nur folgende Befugnisse übertragen werden:

1. Die Erledigung der z. Zt. den unteren Verwaltungsbehörden zugewiesenen Verwaltungsaufgaben;
2. die Unterstützung der Versicherungsträger auf deren Ansuchen bei Vornahme von Feststellungen;
3. Die Erteilung von Rat und Auskunft an die Versicherten und Arbeitgeber mit der Befugnis, Akten von den Versicherungsträgern einzufordern und sich über deren Inhalt diesen und ihren Aufsichtsbehörden gegenüber gutachtlich zu äußern.

Auf das entschiedenste muß sich der Berufsgenossenschaftstag aber dagegen aussprechen, daß

die Versicherungsämter bei dem Heilverfahren und der Entschädigungsfeststellung sowie bei der Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften,

die Oberversicherungsämter bei der Entscheidung von Kataster-, Gefahrentarif- oder Strafbeschwerden beteiligt werden."

Dem in den letzten drei Sätzen ausgesprochenen Proteste ist, cum grano salis, beizustimmen. Wenn der Vorschlag für die Festsetzung der Entschädigung auf die Versicherungsämter, und die gedachten Entscheidungen auf die Oberversicherungsämter übergehen, dann sinken die Organe der Berufsgenossenschaften — unverdienter Weise — zu der Bedeutung von Statisten herab, zu Stellungen, zu welchen sich kein rechter Mann hergibt.

Der Entwurf verletzt den Grundsatz, daß den Lasten auch Rechte gegenüberstehen müssen. Das granum salis ist, daß künftig das Versicherungsamt, nach Prüfung der Ansicht des Arztes und der

persönlichen Verhältnisse den Grad der Verminderung der Erwerbsfähigkeit angibt und nicht mehr der Arzt allein.

Zum Glück gehen die Berufsgenossenschaften nicht so weit die Versicherungsämter gänzlich abzulehnen.

Es „können" ihnen nicht bloß sondern es müssen den Versicherungsämtern angesichts der herrschenden Mißstände „auf dem Gebiete der Unfallversicherung folgende Befugnisse übertragen werden."

1. Die Erledigung der zur Zeit den unteren Verwaltungsbehörden zugewiesenen Verwaltungsaufgaben;
2. die Unterstützung der Versicherungsträger auf deren Ansuchen bei Vornahme von Feststellungen;
3. die Erteilung von Rat und Auskunft an die Versicherten und Arbeitsgeber,

und dem füge ich noch hinzu:

4. die ständige Kontrolle der Versicherten und, um diese wirksam zu machen;
5. Vermittlung des Schriftwechsels der Versicherungsträger mit den Versicherten.

Dieser Geschäftskreis ist wohl kleiner aber nicht weniger wichtig als es die im Entwurf vorgesehenen Aufgaben sind.

Oertliche Versicherungsämter, die alles zusammenfassen und mit allen Organen am Orte bezw. mit allen im engeren Bezirk wohnenden Versicherten in Berührung stehen, sind nötig, denn bei der jetzigen Zersplitterung kommen an jedem einzelnen Orte eine Reihe von Krankenkassen, einige Landesversicherungsanstalten, eine landwirtschaftliche und eine Menge von gewerblichen Berufsgenossenschaften in Betracht, welche mit Tausenden von Versicherten verkehren sollen.

Wenn die Versicherungsämter keine die Berufsgenossenschaften bindenden Funktionen erhalten, dann entfällt auch die im Entwurf vorgesehene (übrigens m. E. nur durch einen ad hoc zu bestellenden Versicherungsanwalt mögliche) Vertretung der 66 Berufsgenossenschaften beim Versicherungsamt.

Man wird ja sehen wie sich die neuen und die alten Instanzen in einander einarbeiten.

Der Entwurf der Reichsversicherungsordnung ist ein großartiges Werk, welches bei jedem, der sich ohne Voreingenommenheit und ohne Vorliebe für gerade seinen Geschäftszweig hinein vertieft, vielfache Zustimmung erweckt.

Die Berufsgenossenschaften dürfen aber nicht geschädigt werden.

Inbezug auf die Arbeiterschaft haben sie großartiges geleistet und noch etwas:

sie haben — was allerdings nicht zur sozialen Versicherung gehört — die Berufsgenossen, die Industriellen selber in tausenden von Stunden gemeinsamer Arbeit sich persönlich näher gebracht.

Es gehört zu meinen liebsten Erinnerungen, daß ich viele Freunde und manchen Ehrenmann, auch im Konkurrenzlager, durch die Berufsgenossenschaft genau kennen gelernt habe.

Die Berufsgenossenschaften sind keine alten, sondern sehr brauchbare neue Schläuche. Man könnte dieselben, wenn ihnen die Trübung des bisherigen Inhalts genommen wird, mit einem der Industrie und der Arbeiterschaft gleich bekömmlichen Weine füllen.

Eine begrenzte Arbeitslosenversicherung, neben den bisherigen Aufgaben, nachdem hierzu Reserven angesammelt sind.

Auf der anderen Seite sind erhebliche Ersparnisse möglich.

---

# Neues aus dem alten Alexandrien.

Von

**Wilhelm Schubart.**

---

Leben und Treiben in Aegypten unter den griechisch-makedonischen Königen und unter den römischen Kaisern sind uns im Laufe der letzten Jahrzehnte durch Tausende von Papyrusurkunden in greifbare Nähe gerückt worden, so daß man von manchen Gegenden, z. B. von der fruchtbaren Arsinoë-Provinz, dem heutigen Fajum, und seiner Metropole oder von dem in der Kaiserzeit emporsteigenden Hermupolis farbenreiche Bilder zu entwerfen vermag. Doch was manch kleiner Provinzstadt, manch unbedeutendem Dorfe beschieden ward, blieb der Hauptstadt Aegyptens, der Weltstadt Alexandreia, fast völlig versagt. Zwar sind auch hier die neuen Ausgrabungen nicht erfolglos gewesen, allein die unmittelbarsten Zeugnisse bunten Lebens, die Urkunden und Briefe der Bewohner, hat der Erdboden nicht wiedergegeben. Das ist kein Zufall: Der sumpfige Grund und das feuchte Seeklima haben die Papyrusblätter Alexandriens zerstört, und noch stärker hat die ununterbrochene Dauer der Stadt dahin gewirkt. Während oberhalb des Nildeltas Trümmerstätten alter Ortschaften und ihre Schutthügel, von den Menschen verlassen, vom Sande und der trockenen Luft beschützt, die Zeit überdauern konnten, blieb Alexandrien von seiner Gründung bis auf den heutigen Tag eine volkreiche Stadt, die in der Gegenwart lebte und keine verödete Hüterin der vergänglichen schriftlichen Aufzeichnungen alter Geschlechter zu werden vermochte. Nur selten ist ein vereinzeltes Blatt aus der Hauptstadt weiter aufwärts ins Land verschlagen und hier bewahrt worden; nur selten verraten die Dokumente Aegyptens etwas über die inneren Verhältnisse der Hauptstadt.

Aber was unwiederbringlich verloren schien, hat vor kurzem ein merkwürdiger Zufall uns gegeben. Auf dem Friedhofe von Abusir

el mäläq in Oberägypten hat man mehr als 100 Urkunden entdeckt, die in Alexandrien von Bewohnern der Stadt geschrieben worden sind. Sie werden jetzt in der Papyrussammlung des Berliner Museums aufbewahrt.*) Man fand sie in der Papyruskartonnage, einer Pappe aus Papyrusblättern, die zur Umhüllung der Leichen diente. Der Fabrikant stellte sie her, indem er Papyrusblätter, und zwar der Billigkeit wegen nutzlos gewordene Schriftstücke, zusammenklebte und in eine dem menschlichen Körper ungefähr angepaßte Form brachte. Längere Zeit hindurch waren diese Mumienhüllen sehr beliebt; man darf mit Sicherheit annehmen, daß ihre Anfertigung im großen betrieben worden ist. Löst man die Kartonnage auf, so ergeben sich oft noch recht umfangreiche Schriftstücke.

Wenn jeder Fabrikant solcher Kartonnage darauf bedacht sein mußte, große Vorräte von Makulatur billig zu kaufen, so ist von vornherein anzunehmen, daß die Großstadt Alexandrien in besonderem Maße solches Material lieferte. Unser Fabrikant scheint sein Geschäft in Abusir el mäläq selbst oder in Herakleopolis betrieben zu haben, da unter seiner Kartonnage sich nicht wenige Dokumente aus dieser Gegend befinden. Er hat aber auch aus dem weit entfernten Alexandrien Makulatur bezogen, ein Zeichen, wie schwunghaft dies Gewerbe betrieben worden ist. So ist es gekommen, daß die merkwürdigsten Zeugen alexandrinischen Lebens an ganz andrer Stelle mehr als 1900 Jahre überdauert haben. Sie sind um so wertvoller, als sie alle derselben Zeit entstammen, und zwar einer Zeit, die besondere Aufmerksamkeit verdient. Vom 6. bis zum 26. Jahre des Augustus reicht das, was wir bis jetzt davon kennen; es ist der Beginn der Kaiserzeit, die Periode des Uebergangs zu neuen Bildungen in Staatsordnung und Gesellschaft.

Als Alexander der Große Aegypten eroberte, gründete er im westlichen Delta bei dem Aegypterdorfe Rakote am Meere die neue Hauptstadt und gab ihr seinen Namen. Gemäß einer damals aufkommenden Mode wurden ihre Straßen geradlinig angelegt mit rechtwinkligen Kreuzungen; alle fahrbar; zwei aber, eine von Ost nach West, die andre von Nord nach Süd, erhielten eine Breite von mehr als 30 Metern. Nahe dem Meere erstand die Königsburg des Ptolemaios, der nach Alexanders Tode Aegypten an sich

*) Die griechischen Texte erscheinen in den Berliner Griechischen Urkunden, Band IV, Heft 6 ff. (Weidmannsche Buchhandlung).

riß; ihr folgten bald die neuen Zentralstellen der Wissenschaft, das Museion und die Bibliothek. An der großen West-Ost-Straße reihte sich eine Säulenhalle an die andre und dazwischen Prachtbauten wie das Gymnasion; Parkanlagen verschönten den Eindruck der Prachtstraße. Am Meere besaß die Stadt zwei Häfen, die durch einen zur Pharosinsel, der Trägerin des gewaltigen Leuchtturms, führenden Damm getrennt wurden.

Rasch entwickelte sich aus der ersten Ansiedlung griechischer Kolonisten durch die Gunst der Lage und die Fürsorge der Könige eine blühende Großstadt. Zu der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung traten neue Ströme einwandernder Griechen; wie das Meer den Weg zu allen Mittelmeerländern bot, so schloß der Nil Aegypten auf. Schon der zweite Ptolemaios vermochte den zu einem prunkhaften Feste geladenen Griechen eine Stadt zu zeigen, die ihresgleichen nicht hatte; eine Königin in Handel und Wissenschaft, zugleich die Hauptstadt eines wohlgeordneten und mächtigen Staates, dessen Schätze ihr zuströmten. Freilich blieb ihr Glanz nicht ungetrübt. Schon um die Wende des dritten zum zweiten Jahrhundert machte sie schwere Revolutionszeiten durch, und zwei Menschenalter später mußte sie sogar den Haß des eigenen Königs, den sie „Wohltäter" nannten, in einem furchtbaren Blutbade kennen lernen. Und um dieselbe Zeit brach die Macht der Ptolemäerkönige unter der schweren Hand der großen Republik am Tiber zusammen.

Obgleich Aegypten noch ein selbständiger Staat blieb, so lag doch von jetzt an das Schicksal seiner Könige und seiner Hauptstadt in der Hand des Senats oder der führenden römischen Politiker. Selbst der zum Vergnügen reisende vornehme Römer setzte die gesamte Beamtenschaft des Ptolemäerstaates in Bewegung, so daß durch besonderen Erlaß die Fütterung der heiligen Krokodile vor den Augen des Touristen geregelt wurde. Der römische oder italische Geschäftsmann wurde in den Straßen Alexandriens eine häufige Erscheinung, und unter dem 13. Ptolemäer, „dem Flötenspieler", wie ihn die Alexandriner nannten, marschierten die ersten Legionen ein. Julius Cäsar residierte dann hier längere Zeit, freilich nicht, ohne durch das Gefolge seiner Liktoren die Wut des Pöbels aufzustacheln und in ernste Kämpfe verwickelt zu werden. Aber die letzte Kleopatra wußte doch nichts Besseres zu tun, als die Geliebte des allmächtigen Mannes zu werden. Als darauf die Verfolgung der Cäsarmörder den Marcus Antonius nach dem Osten führte, fesselten ihn Reize

und Künste der Kleopatra so sehr an Alexandrien, daß er ganz zum Alexandriner wurde, sowohl in der Beteiligung an dem wilden Taumel der Weltstadt als auch in der Uebernahme des Gymnasiarchenamtes, die ihm in Rom schwer verargt wurde. In diesen Tagen mochte es scheinen, als lebe der alte Glanz des Ptolemäerkönigtums neu auf, denn Antonius vergaß den Römer, und Kleopatra beherrschte in ihm die halbe Welt. Da brach mit der Schlacht bei Actium die Scheinherrlichkeit zusammen. An Octavians kühler Klugheit scheiterten die Hoffnungen der Königin und alle Träume von Selbständigkeit. Aegypten wurde kaiserliche Provinz, erhielt einen Statthalter und eine dauernde Besatzung von 2 Legionen.

Brachte auch die kaiserliche Herrschaft manche Wandlung in der Verwaltung mit sich, so ließ sie doch Leben und Gewohnheiten der neuen Untertanen im wesentlichen unverändert. Alexandrien blieb die bewegte Weltstadt, der Mittelpunkt des Griechentums in Aegypten, eigentümlich bestimmt durch sein ägyptisches Element, das in 3 Jahrhunderten mit den Griechen sich zwar nicht verschmolzen, aber doch vermischt hatte. Es blieb einer der Schwerpunkte des Judentums, der an Gewicht der Gemeinde von Jerusalem kaum nachstand. Industrie und Gewerbe aber fanden sich durch den nun erleichterten Anschluß an die Westländer eher gefördert, und der Handel, sowohl die Getreideausfuhr wie der Durchgang arabischer und indischer Waren, blühte kräftiger auf als je. Denn während früher nur selten ein Schiff die gefährliche Fahrt durch das Rote Meer wagte, fuhren jetzt ganze Flotten nach Indien wie nach Ostafrika. Nach den wirrvollen Jahren der Vergangenheit war der politische Verlust mit dem wirtschaftlichen Gewinne nicht zu teuer erkauft.

In diese Zeit lassen uns nun die neuen Urkunden alexandrinischen Lebens einen Blick werfen. Verraten sie nur wenig über die politische Lage der Stadt und ihr Verhältnis zur kaiserlichen Regierung, und auch dies nur mittelbar, so entschädigen sie uns durch reichen Aufschluß über die Bevölkerung und ihr tägliches Treiben und führen uns ein buntes Bild aus der größten Stadt des Ostens vor Augen, das wohl mehr gelten mag als eine Hand voll politisch-geschichtlicher Tatsachen.

Die Bevölkerung Alexandriens, die damals mindestens eine halbe Million betrug, enthielt von Hause aus recht ungleiche Elemente. Waren diese auch im Laufe einer dreihundertjährigen Geschichte vielfach mit einander verwachsen, so hatten sie doch keines-

wegs das Bewußtsein ihrer Unterschiede verloren. Wir können daher auch in den Tagen des Augustus die bedeutendsten Gruppen der Einwohnerschaft mit hinreichender Klarheit erkennen.

Wie in allen griechischen Städten bestand auch hier eine Kluft zwischen den politisch berechtigten Bürgern der Stadt und den übrigen, die nur Einwohner waren. Unter den Bürgern, die allein sich im Rechtssinne Alexandriner nennen dürfen, gibt es wiederum eine bevorzugte Klasse, deren Angehörige in Phylen und Demen, die altgriechischen Gliederungen der Bürgergemeinde, eingereiht sind. Sie fügen ihrem Namen den ihres Demos hinzu und bezeugen damit ihre Zugehörigkeit zu den ursprünglichen politisch-religiösen Bestandteilen der Bürgerschaft. Diese Altbürger mögen sich im Maße ihrer politischen Rechte von den andern Bürgern nicht unterschieden haben, wohl aber bilden sie ein städtisches Patriziat; ihre Töchter führen, da die Frau an politischen Körperschaften keinen Anteil hat, zwar nicht den Namen des Demos, jedoch den einer „Stadtbürgerin". Der Zahl nach sind die Bürger einschließlich der Altbürger eine nicht sehr dichte Oberschicht und machen kaum mehr als $^1/_{10}$ der gesamten Einwohnerschaft aus.

Den Bürgern gegenüber steht die große Masse der Einwohner. In ihr bemerken wir ein starkes Ueberwiegen der Griechen; mögen auch ihre Vorväter vielfach nicht griechisch, sondern ägyptisch oder noch anderer Abstammung gewesen sein, so sind sie doch jetzt nach Sprache und Lebensgewohnheit so gut griechisch, wie irgendwo sonst die Bevölkerung einer Griechenstadt des Orients. Wenn dies ungefähr so erscheint, wie man erwarten konnte, so bemerkt man mit Verwunderung, wie zahlreich in Alexandrien die Klasse der „Perser der Epigone" ist. Auf alte Perserkolonien zurückgehend, die vielleicht den Zeiten der Perserherrschaft, vielleicht den Heeren des großen Alexander und des ersten Ptolemaios entstammen, begegnen sie häufig genug in Aegypten; allein ihre große Zahl in Alexandrien setzt um so mehr in Erstaunen, als sie, am alten Namen festhaltend, auch eine gewisse Sonderstellung einzunehmen scheinen. Nach Bildung und Lebensart dürfen sie jedoch im wesentlichen dem griechischen Elemente zugerechnet werden.

Anders die Aegypter, die im Westbezirke Rakote wohnen. Sie bleiben trotz aller oberflächlich angeeigneten Griechenkultur ein Volk für sich, ein ausländischer Bestandteil in der griechischen Großstadt. Dazu kommt eine zahlreiche und selbständig organisierte Judenkolonie, die seit Alters in der Stadt ansässig ist und trotz

aller Eigenheiten dem griechischen Wesen sich vielfach angepaßt hat. Selbstverständlich ist es, daß außerdem noch alle möglichen Völker der damaligen Welt durch größere oder kleinere Gruppen in der Weltstadt vertreten sind.

Von dem ehemaligen Herrenvolke der Makedonen, den Landsleuten Alexanders und der Ptolemäerkönige, dem Hofadel und den Kriegerfamilien, haben sich nur zusammengeschmolzene Reste erhalten. Zahlreicher ist die römische Kolonie, die im weiteren Sinne auch den italischen Geschäftsmann und den romanisierten Griechen umfaßt. Mochte sie auch schon vorher beträchtlich sein, so ist sie doch ohne Zweifel unter Augustus noch gewachsen, ohne daß die Legionen den größten Anteil daran hätten. Von der Menge der Sklaven darf man sich keine übertriebene Vorstellung machen. Die großen Fabriken werden jedenfalls überwiegend mit freien Arbeitern betrieben. Der Sklave ist keineswegs ein besonders hervorstechendes Element der Bevölkerung, und demgemäß ist auch die Zahl der Freigelassenen nicht gar so groß.

Im Vergleiche damit erscheint aber eine besondere Gruppe, vielleicht Sklaven, vielleicht auch Freigelassene, recht beträchtlich, nämlich solcher Personen, die ihrem Namen ein Kaisaros nachsetzen und sich damit als dem Kaiser gehörig bekennen. Es ist bekannt, daß Augustus sich seiner Freigelassenen gerade in der Verwaltung Aegyptens gern bedient hat; allein die uns beschäftigenden Leute sind wohl kaum aus dem Hausstande des Kaisers in Rom ans Ufer des Nils versetzt worden, sondern echte Einwohner Alexandriens. Man darf vielleicht annehmen, daß sie zuvor dem ptolemäischen Königshause gehörten und mit dem Wechsel der Herrscher einfach in die Hand des Kaisers übergingen. Irgendwie mußte ja doch für diese Leute gesorgt werden, und es lag am nächsten, wenn der Kaiser auch ihnen gegenüber die Rolle des ägyptischen Königs übernahm.

Das Bild, das man von der Zusammensetzung der alexandrinischen Bevölkerung gewinnt, ist insofern unvollständig, als unsere Quelle, die alexandrinischen Urkunden, nur zufällige Angaben zu liefern vermag. Jedoch sind es immerhin rund 500 Personen, die wir kennen lernen; und da sie alle innerhalb eines Rahmens von 20 Jahren erscheinen, darf man sie als gleichzeitig lebende betrachten. Möchte auch ein Einblick in die alexandrinischen Einwohnerlisten manches berichtigen, so haben wir doch genug, um einen Querschnitt zu ziehen, der vermutlich von der Wirklichkeit

nicht weit entfernt ist. Berücksichtigt man gewisse Eigenheiten jener Urkunden, die z. B. Juden und Aegypter nur selten anführen, so kann man etwa folgendes als wahrscheinlich hinstellen: die eigentliche Bürgerschaft, wohl $^1/_{10}$ der Bevölkerung, hebt sich ab von der großen Masse der Einwohner; diese sind in überwiegender Mehrzahl Griechen, aber neben ihnen nehmen Aegypter, Juden und Perser einen beträchtlichen Raum ein. Der Stamm der Makedonen ist sehr klein geworden; dafür hat eine ansehnliche Zahl von Römern und Italikern in der Stadt Fuß gefaßt.

Was wir so gewinnen, ist eine auf Schätzung beruhende Statistik. Belebt wird sie erst, wenn wir die soziale Lage dieser Bevölkerungsklassen und ihr gegenseitiges Verhältnis ins Auge fassen. Da ist es denn kaum ein Zufall, wenn die Bürger, insbesondere die in Demen eingeschriebenen Altbürger, fast ausnahmslos als wohlhabende Besitzer von Geld, Gut und Sklaven uns entgegen treten. Die einen leihen Geld aus, die andern besitzen Gärten bei der östlichen Vorstadt Kanobos, Aecker im „Alexandrinerland" oder Papyruskulturen in den die Stadt umgebenden Sumpfgebieten; der eine hat einen ägyptischen Sklaven für 1000 Drachmen gekauft, der andre erhält von einem Freunde 5 Sklaven zum Geschenk, was mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß auch der Empfänger ein wohlhabender Mann ist. In ähnlich günstiger Lage befinden sich die wenigen Makedonen, mit denen wir bekannt werden. Man sieht also, daß der Stamm der alten Bürgerfamilien und des ehemaligen Hofadels auch jetzt noch wirtschaftlich obenan steht.

Neben dem befestigten Wohlstande der alten Häuser steigt nun aber der Reichtum andrer auf, die nicht so hochgeboren sind. Handel und Industrie und namentlich das Geldgeschäft bringen Leute ohne langen Stammbaum in die Höhe. Der Grieche betreibt Bankgeschäfte, die damals durch den lebhaften Ueberweisungsverkehr Aussichten genug boten; der römische und italische Geldverleiher, diese Geißel der römischen Provinzen, begegnet uns in sehr bezeichnenden Vertretern. Können wir doch einem dieser Männer, dem Gaius Julius Philios, für ein Jahr weit mehr als 1000 Drachmen ausgeliehener Gelder und acht verschiedene Schuldner nachrechnen, ohne zu wissen, wieviel seiner Geschäfte der Zufall uns verschweigt. Und ein anderer leiht auf einmal an ein Konsortium von acht Schuldnern 9680 Drachmen aus. Das bedeutet, daß solche Leute vom Geldgeschäft leben und reich zu werden suchen, zumal wenn sie, wie jener Philios, regelmäßig durch dieselbe Bank ihr

Geld ausleihen; der Bankier Kastor und der Geldmann Philios betreiben offenbar gemeinschaftlich das Handwerk, unbemittelten Leuten die Kehle zu schnüren. Ob Juden sich an Finanzgeschäften beteiligen, lassen unsere Urkunden nicht erkennen; es wird aber durch Vorgänge, die etwa 50 Jahre später fallen, recht wahrscheinlich. Gelegentlich steigen auch Freigelassene zu den oberen Zehntausend auf, wie Antonia Philemation, die ihren Besitz wohl der Fürsorge ihres ehemaligen Patrons Marcus Antonius verdankt.

Finden wir so das angesessene Bürgertum und Emporkömmlinge mannigfacher Herkunft in der angenehmen Stellung der besitzenden Klassen, so zeigen unsre Dokumente den gewöhnlichen Griechen und noch mehr den Perser der Epigone oft in einer weniger beneidenswerten Lage. Ohne auf das, was ja nur zufällig bekannt wird, allzuviel Wert zu legen, bemerkt man doch, daß namentlich jene Perser auffallend oft genötigt sind, sich Darlehen zu erbitten; überdies verfallen gerade sie, wenn die Schuld nicht rechtzeitig bezahlt wird, außer den allgemein geltenden Bestimmungen noch einem besonders harten Verfahren, der sofort eintretenden Verhaftung. Augenscheinlich standen sie wirtschaftlich so unsicher, daß eine solche Maßregel zulässig erschien. Uebrigens sind, wenn wir unsern Zeugen trauen dürfen, auch die kaiserlichen Sklaven oder Freigelassenen vielfach in keineswegs glänzenden Verhältnissen. Indessen darf man aus diesen Andeutungen nicht schließen, daß es an einem soliden Mittelstande gefehlt habe, denn gerade ihn können wir am wenigsten greifen, während der Gegensatz der Reichen und der Unbemittelten deutlich sichtbar wird. Wie es mit den Juden und den Aegyptern steht, erfahren wir leider nicht.

Nicht allein die Unterschiede des Vermögens und des Besitzes begründen Gegensätze; ebensosehr wirken dahin ererbte Rechte und überkommenes Standesbewußtsein. Gerade die Klassen, die sich wirtschaftlich am besten befinden, stehen auch im politischen und sozialen Range obenan. Nur die eigentliche Bürgerschaft erfreut sich der seit Alters den Alexandrinern verliehenen Vorrechte: sie genießen eine Bevorzugung im Strafvollzuge, sind frei von der Kopfsteuer und den unentgeltlichen Leistungen für den Staat, soweit diese nicht in der Stadt selbst zu verrichten sind. Diese sog. Liturgien bilden sonst eine drückende Last für die Wohlhabenden, und da viele Alexandriner, wie wir wissen, Güter in Aegypten besaßen oder dort Fabriken betrieben, hätte der Staat sie seinen allgemeinen Grundsätzen zufolge auch am Orte ihrer Wirtschaftsbetriebe

zu Liturgien heranziehen können. Insofern bedeutet es einen wesentlichen Vorzug, wenn sie davon befreit sind. Mit dem Beginn der Römerherrschaft gewinnt endlich das alexandrinische Bürgerrecht eine neue Bedeutung, da es die unerläßliche Bedingung für den Zutritt zum römischen Bürgerrechte wird; der Kaiser erkennt damit den Vorrang des alexandrinischen Bürgers vor allen andern Bewohnern der Provinz Aegypten ausdrücklich an. Wie hoch es allgemein geschätzt wird, lehrt aufs deutlichste das eifrige Streben der alexandrinischen Judenschaft danach, das in den schwindelhaften Ausführungen des Josephus einen besonders bezeichnenden Ausdruck findet. Die Pflege der Familienüberlieferung bleibt am kräftigsten in dem noch engeren Kreise der Altbürger, die in der Zugehörigkeit zu den Demen den Beweis ihres Patrizierranges erblicken. Hier erhalten sich auch die alten Personennamen, denn neben den damals geläufigen finden wir einige, die das Zeichen altgriechischer Herkunft an der Stirn tragen, wie Akamas, Akestor, Chrysermos; der letzte ist als Eigentümlichkeit einer alexandrinischen Familie bekannt. Auch das vornehmste städtische Amt des Exegeten, der als Präsident der Bürgerschaft das Purpurkleid trägt, steht nur diesem Patriziat offen, und vermutlich genießt es auch bei der Besetzung der Aemter des Alexanderpriesters, der dem Kulte des Stadtgottes und in der Ptolemäerzeit des Reichsgottes Alexander vorsteht, sowie des städtischen Gymnasiarchen besondere Berücksichtigung. Wie weit die politischen Rechte des Bürgers gehen, ist eine zurzeit noch unlösbare Frage: sicher aber ist, mag nun die Stadtverfassung beschnitten sein oder nicht, das hohe Ansehen des alexandrinischen Bürgers.

Freilich muß er jetzt hinter dem römischen Bürger zurücktreten, denn naturgemäß behaupten die Mitbürger des Kaisers den ersten Platz. Abgesehen von den höchsten Provinzialbeamten dürften die in Alexandrien wohnenden Römer nicht eben den vornehmsten Kreisen des Herrenvolkes angehören, wenn auch seit den lustigen Tagen des Marcus Antonius mancher römische Aristokrat in der Stadt geblieben sein mag. In der Mehrzahl scheinen es Leute geringerer Abkunft, Italiker und romanisierte Griechen zu sein, wie die Namen vermuten lassen, darunter gewiß viel Freigelassene. Die einen legen auf ihr Römertum Wert genug, um sich in den Urkunden mit voller römischer Namensformulierung zu nennen und ihre römische Tribus nicht zu vergessen, wie **Lucius Pomponius Luci filius Rufus Pollia**; die meisten aber begnügen sich mit kürzerer Fassung, wie **Marcus Cottius Atticus** oder **Popillius Kerdon**. Wo die

Namen römischer Aristokratenfamilien auftreten, wie Julius, Cornelius, Caecilius, wird man zunächst nicht an Mitglieder dieser, sondern an Freigelassene und deren Nachkommen denken müssen. Immerhin ist der Römer, mag er auch an Alter und Würde des Stammbaumes weit hinter dem städtischen Patriziat zurückbleiben, jetzt der erste in Alexandrien.

Die übrigen Klassen der Bevölkerung sind im Vergleich mit diesen bevorzugten Kreisen eine wenig bedeutende Masse, deren Gewicht nur insofern gelegentlich in die Wagschale fällt, als sie auf der Straße Kravalle erregt und dadurch gefährlich wird. Sie genießt jedoch vor den übrigen Bewohnern Aegyptens alle die Vorzüge, die dem Stadtgebiete als solchem seit Alters gewährt und vom Kaiser schwerlich angetastet worden sind, namentlich durch die Begünstigung Alexandriens in der ptolemäischen Steuergesetzgebung. Wenn der gewöhnliche griechische Einwohner Alexandriens eben als Grieche ein wenig besser dasteht als der Perser und auf den Aegypter des Rakoteviertels herabsieht, so hat er doch schwerlich trotz allen Hellenentums sich so günstig befunden wie die Judenschaft, die in gewissen Grenzen ein selbständiges Gemeinwesen bildet und gerade unter den Kaisern gefördert wird. Mit Stolz hebt der Jude Helenos, der sich gern als Alexandriner bezeichnen möchte, aber dies wieder in ein „Jude aus Alexandrien“ berichtigen muß, hervor, daß sein Vater alexandrinischer Bürger gewesen sei, und daß er selbst die „geziemende Bildung“ besitze. Im ganzen ist die Judenschaft stark hellenisiert und daher an den Namen nur selten erkennbar; Dionysios, Herodes, Tryphon sind damals bei Griechen, Persern und Juden gang und gäbe und sagen nicht das Mindeste über die Herkunft ihrer Träger aus.

Am wenigsten einheitlich ist wohl in ihrer Stellung die Klasse der Freigelassenen. Denn der Freigelassene eines vornehmen Römers spielt von selbst eine andre Rolle, als der eines einfachen Griechen. Man darf annehmen, daß eine Dame wie Antonia Philemation allein auf Grund ihrer Beziehungen zu Marcus Antonius in der alexandrinischen Gesellschaft mehr gilt als manche hochgeborene Bürgerstochter. Vielfach bleiben die Freigelassenen im Dienste ihres Patrons und nehmen dadurch auch an seiner Stellung einen gewissen Anteil.

Die Sklaven endlich sind eine buntgemischte Gesellschaft; man begegnet griechischen, ägyptischen und italischen Sklaven, wenn die Namen dafür herangezogen werden dürfen. Gerade hierbei offenbart

sich übrigens eine charakteristische Neigung der Herren, Sklavenkinder durch gesuchte „schöne“ Namen auszuzeichnen; bald folgt man dem Mythos oder der Urgeschichte wie bei Narkissos und Priamos, bald wählt man ein bedeutungsvolles Wort wie Philargyros (Silberfreund), Optatus (der Erwünschte), Agalmation (Schätzchen), Thallusa (die Blühende). Die Sklaven werden in der Regel mit der Bedienung der Herrschaft und mit Hausarbeiten beschäftigt, mitunter in der Vertrauensstellung eines Verwalters. Jedoch sucht mancher Sklavenbesitzer auch noch andern Gewinn aus ihnen zu ziehen, indem er die Sklavin als Amme vermietet oder seinen Sklaven das Flötenspiel erlernen läßt, damit er als Begleiter des Zitherspielers und andrer Musikanten Geld verdiene.

Bunt genug erscheint das Bild, das wir von Alexandriens Bevölkerung gewonnen haben. Tiefgreifende Unterschiede der Herkunft und Nationalität liegen von vornherein zugrunde, und Gegensätze in der wirtschaftlichen Lage sowie in der politischen und sozialen Geltung haben sich entwickelt, so daß man versucht ist, in der unendlichen Vielheit ungleicher, ja einander widerstrebender Elemente eine wesentliche Eigentümlichkeit der Stadt zu erblicken. Allein alle diese auseinanderstrebenden Bestandteile bezwingt die gewaltige Macht, die im Wesen der Stadt beschlossen liegt. Alexandrien besitzt seinen eignen Charakter; freilich hat der Geschichtsschreiber Polybios, der etwa 120 Jahre vor der uns beschäftigenden Zeit seine Eindrücke niederschrieb, sehr oberflächlich geurteilt, wenn er drei Hauptgruppen der Einwohnerschaft unterscheidet und ihr gemeinsames Kennzeichen darin erblickt, daß sie alle drei nichts taugen.

Seltsam genug ist dieser Charakter; hinter seiner Außenseite, die dem Fremden in der wirbelnden Geschäftigkeit, der lärmenden Lustigkeit und dem leicht zur Raserei entflammten heißen Blute entgegentritt, liegt eine innere Einheit, in der griechisches Weltbürgertum mit ägyptischem Volkstume, griechische Lebenskultur mit ägyptischem Fanatismus verschmolzen ist. Das stärkere Element in diesem Bunde ist das Griechentum schon allein durch seine weltumfassende Sprache, aber doch nicht stark genug, um der Einwirkung des Orients zu entgehen. Der Alexandriner ist ein Typus für sich, der nicht in andere Gattungen eingefügt werden kann und allem, was in seinen Kreis hineintritt, seine Eigenart aufprägt, wie in besonders bezeichnender Weise später beim Eindringen des Christentums zutage tritt. Er hat sich ausgebildet in der Entwicklung Alexandriens zur Großstadt, die durch das Zusammenleben vieler ausgleichend auf alle Unter-

schiede wirkt. Die gleichen Erlebnisse, dieselben täglichen Eindrücke zwingen den Einwohnern der Großstadt gemeinsame Züge auf und nähern sie einander, auch wenn sie noch so sehr sich in ihrer Sonderstellung zu behaupten streben.

Schon der geschäftliche Verkehr kennt seiner Natur nach keine Grenzen, und unsere Urkunden bestätigen, daß solche Beziehungen zwischen den Angehörigen ganz verschiedener Stände etwas Gewöhnliches sind. Außerdem ist hier eine dreihundertjährige Vergangenheit nicht ohne Wirkung geblieben: die Bevölkerungselemente, die so lange auf demselben Boden gelebt, in denselben Straßen sich gedrängt und dieselben Schicksale durchgemacht haben, erscheinen uns jetzt vielfach miteinander vermischt. Selbst in den vornehmen Kreisen der Altbürger haben sich ägyptische Namen eingebürgert, die Perser sind, wenigstens in Namen und Gebaren, griechisch geworden, und auch die Juden neigen sich stark zum Hellenentum. Am meisten bleiben noch die Aegypter für sich, obgleich auch sie dem im ganzen griechischen Zuschnitt des Stadtlebens sich nicht entziehen können. Solange die Ptolemäerkönige herrschten, mochte wohl der Makedone sich besser dünken als alle andern. Mit dem Beginne der Kaiserzeit sinkt er in die Masse der Untertanen des nunmehr maßgebenden Römers. Jedoch auch die römischen Bürger werden Einwohner Alexandriens, und abgesehen etwa von einer Minderzahl hoher Beamten lassen sie die griechische Bevölkerung in ihren Kreis eindringen. Das zeigen uns die zahlreichen romanisierten Griechen, die in der Mitte zwischen den Griechen und den Römern stehen. Sogar in ein und derselben Familie treten uns solche Uebergänge vor Augen: der Bruder der Makedonentochter Laodike, mit Namen Protarchos, ist Römer geworden und nennt sich Marcus Solpicius Protarchos; überall wo wir griechische Zunamen in Verbindung mit römischen Vor- und Familiennamen sehen, dürfen wir Griechen voraussetzen, die entweder das römische Bürgerrecht erlangt haben, oder Freigelassene römischer Bürger sind. Der umgekehrte Fall, daß der Römer ein Grieche wird, kann nur insofern eintreten, als er dem übermächtigen Einflusse des griechischen Stadtcharakters erliegt, wie es schon bei Marcus Antonius geschah; staatsrechtlich bleibt er naturgemäß immer römischer Bürger. Aber im Privatleben muß der Römer, der in der Regel um des Geschäftes willen sich in Alexandrien aufhält, sich dem griechischen Wesen anschmiegen und in der Gesamtheit der alexandrinischen Bevölkerung aufgehen.

Wie wenig die Klassenunterschiede zu trennen vermögen, offen-

baren in bezeichnender Weise die Eheverträge: Ehen zwischen Altbürgern und nicht bürgerlichen Griechenfrauen, ja sogar mit Perserinnen sind zulässig. Die Eheschließung ist auch ein Geschäft, und das Geschäft ist in dieser überaus betriebsamen Stadt eine Macht, die soziale Entfernungen überbrückt. Ob die Ehe des Bürgers mit der Aegypterin zulässig war, muß freilich bezweifelt werden, da in der alten Griechenstadt Naukratis das Stadtgesetz sie verbot.

Die Vorstellung, die wir von der alexandrinischen Bevölkerung im ganzen gewinnen, wird durch die besonderen Gegenstände unsrer Dokumente um bezeichnende Einzelzüge bereichert. Bleiben wir gleich bei der Eheschließung einen Augenblick stehen. Sie vollzieht sich durch einen Vertrag, den der Mann entweder mit den Eltern der Frau oder mit der Frau selbst schließt, die in diesem Falle wie bei allen Rechtsgeschäften mit ihrem Vormund, dem Kyrios, auftritt. Die alte Sitte verlangt, daß die Eltern ihre Tochter dem Manne geben; aber nicht selten wird sie vernachlässigt. Mit dem Augenblicke der Eheschließung tritt das Mädchen völlig in die Gewalt und Obhut des Mannes, der von da an „für alle Bedürfnisse und ihre Kleidung als für eine eheliche Frau nach seinem Vermögen" zu sorgen gehalten ist. Die Gegenleistung besteht in der Mitgift, die das Mädchen mitbringt, Kleidung und Schmucksachen und etwas Bargeld. Aber während sonst in Aegypten meistens diese geschäftliche Seite alles bedeutet, wird hier auch das gegenseitige Verhalten in der Ehe geregelt. Der Mann soll seine Frau nicht mißhandeln noch verjagen, er soll auch keine Nebenfrau ins Haus bringen; umgekehrt soll die Frau „wahren was Recht ist gegenüber dem Manne und dem gemeinsamen Leben", soll weder bei Tage noch bei Nacht sich ohne Zustimmung des Mannes entfernen noch auch mit einem andern Manne verkehren. Und wie den Mann, wenn er seine Pflicht verletzt, eine schwere Buße trifft, nämlich Rückzahlung der Mitgift mit einem Zuschlage von 50 %, so verliert die für schuldig erklärte Frau ihr Eigentumsrecht.

Mit diesen Bestimmungen werden Gesichtspunkte eingeführt, die zwar auch den sittlichen Charakter der Ehe betreffen, vor allem aber ihre rechtliche Seite zu sichern geeignet sind. Nicht nur etwas Unehrenhaftes wäre ihre Verletzung, sondern noch mehr etwas Unvorteilhaftes. Diese Fürsorge für den Bestand der aus der Ehe sich ergebenden Rechtsverhältnisse kommt auch in einer andern Bestimmung zum Ausdruck, die wir nur für Alexandrien kennen. Die Eheleute erklären nämlich gemeinsam, sie würden seinerzeit noch einen besonderen

Vertrag vor den Priestern eingehen, der allem Anscheine nach ein gemeinsames Testament vorstellt. Wenn gerade dieser Akt vor den Priestern stattfindet, so entspricht das griechischer Sitte, die beim Testament geistliche Mitwirkung gern heranzieht. Die Eheschließung selbst ist dagegen eine rein weltliche Handlung, während bei uns die Kirche sie in ihren Bereich zieht und das Testament der weltlichen Behörde überläßt. Da die Ehe auf einem jederzeit löslichen Vertrage beruht, so bedarf die Ehescheidung nur des Uebereinkommens der Gatten und der Erledigung ihrer gegenseitigen finanziellen Verpflichtungen. Sobald sie geschehen ist, steht beiden Gatten der Geschlechtsverkehr und die Verbindung mit andern frei. Stirbt der Mann, so setzt sich die Wittwe mit seiner Familie auseinander und erhält das Recht, das nachgeborene Kind auszusetzen; man sieht, wie sehr das Rechtsverhältnis der sittlichen Anschauung vorgeht: da mit dem Tode des einen Kontrahenten und mit der Erstattung der Mitgift der Vertrag erledigt ist, haftet dem überlebenden Teile keinerlei Verpflichtung mehr an.

Im ganzen betrachtet waltet zwischen Mann und Frau ein billiges Gleichgewicht der Pflichten, mehr als sonst in ägyptisch-griechischen Eheverträgen, die in der Regel einseitig den Mann binden und dadurch die Frau scheinbar zwar bevorzugen, in Wirklichkeit aber die Ehe zu einem lediglich für den Mann lohnenden Geschäfte machen.

Nicht immer hält die Ehe, was sie verspricht. Tryphaina, des Dioskurides Tochter, muß das zu ihrem Schaden erfahren. Denn Asklepiades, der um sie warb und sie von den Eltern erhielt, hatte nur die Absicht, auf diesem Wege sich zu rangieren, und nachdem er die stattliche Mitgift verbraucht hat, hält er weitere Verstellung nicht mehr für nötig, sondern mißhandelt sie in gröblichster Weise. Daher sieht sie sich gezwungen, beim Gerichte die Ehetrennung und den Ersatz der Mitgift zu beantragen. Offenbar will Asklepiades von der Scheidung nichts wissen, denn sonst wäre ein Eingreifen des Richters in diesem Punkte nicht nötig. Der Vater der Tryphaina, dessen Sache es wäre, die nötigen Schritte zu tun, entzieht sich aus irgend einem Grunde dieser Pflicht.

Bisweilen aber gilt auch in Alexandrien: on revient toujours à ses premiers amours. Nach mehrjähriger Ehe haben sich die Patriziertochter Dionysia und der Alexandriner Ammonios von einander getrennt, obwohl sie schon eine Tochter Ammonarion hatten, vielleicht nicht aus Abneigung, sondern infolge schlechter wirtschaftlicher

Verhältnisse. Doch endlich finden sie sich wieder zusammen und beschließen zugleich, durch gemeinsames Testament für ihr Kind zu sorgen.

Die Mitgift besteht, wie schon erwähnt, in der Regel in Ausstattungsstücken und etwas Bargeld. Kleider, goldene Ohrringe, silberne Armringe und Fingerringe haben natürlich sehr ungleichen Wert; aber im allgemeinen sieht man, daß wir es nicht mit armen Leuten zu tun haben. Sind doch in einem Falle allein die Kleider mit einem Werte von 240 Drachmen, Ohrringe und Fingerringe auf 100 Drachmen berechnet. An Bargeld wird mehrfach der Betrag von 60 Drachmen gezahlt, der dafür ortsüblich erscheint. Wenigstens dürfte in wohlhabenden Familien das Erbteil der Tochter erheblich größer gewesen sein; bei der Heirat aber geben die Eltern wohl nur eine Abschlagszahlung und verschieben die Auszahlung des Erbteils auf ihren Todesfall.

Alexandrien ist damals ohne Zweifel eine der betriebsamsten Städte der Welt; sagt doch eine etwas spätere Quelle, niemand gehe dort müßig, auch der Lahme und Blinde habe sein Gewerbe. Die Fabrikation feiner Leinenstoffe, Glasindustrie und Herstellung der Charta, des aus Papyrus gefertigten Schreibmaterials, sind vor allem für die Stadt bezeichnend. Aber gerade darüber bringen unsere Dokumente so gut wie nichts; nur mittelbar beleuchten sie die Papyrusindustrie durch einige Angaben über die planmäßige Kultur der Papyruspflanze. Was sie uns verraten, sind einige Kleinbetriebe.

So lesen wir von der Veräußerung einer Goldgießerwerkstatt mit ihrem festen Inventar, den eingebauten dreibeinigen Böcken. Sie befindet sich „in der viereckigen Halle im inneren Kreise", vermutlich an der einen der beiden großen Hauptstraßen, die sich in der Mitte der Stadt schneiden. Eine der großen Säulenhallen, die dort lagen, scheint Werkstätten und jedenfalls auch Läden enthalten zu haben; man denkt am besten an einen offenen Bazar. Unser Goldschmied betreibt seine Kunst im belebtesten Teile der Stadt, im Geschäftsviertel, wo seine Ware dem reichen Pflastertreter am leichtesten vor Augen kommt. Mehr für den praktischen Bedarf arbeitet der „Nagelschläger"; der Ausdruck zeigt, daß das Schmiedehandwerk in der Großstadt sich in mehrere Sonderhandwerke verzweigt, während auf dem Lande oder in der Kleinstadt der Schmied alles anfertigt, was der weite Umfang des Handwerks einschließt. Für die Ernährung sorgt die Bäcke,ei. wie wir eine in der Eudaimonstraße an-

treffen; ihre wesentliche Ausstattung bilden zwei eiserne Backöfen oder richtiger Backkessel, Backtröge und sonstiges Gerät. Der Besitzer, der diese Bäckerei verpachtet, ist sehr bedacht, jede Konkurrenz fernzuhalten, und verpflichtet daher den Pächter, niemals, auch nicht nach Ablauf des Vertrages, in einer Entfernung von 5 Plethren, das sind etwa 500 Schritte, im Umkreise eine Bäckerei zu gründen. Ohne Zweifel gibt es auch Mühlen, die an die Bäcker verkaufen; aber viele Haushaltungen enthalten selbst die nötigen Geräte, den Mühlstein und die Rolle, so daß sie ihren eigenen Bedarf decken können. Das beliebte ägyptische Bier bezieht man im „Bierverkauf“, der sich wohl, wie das Wort besagt, nur mit dem Verkaufe, nicht mit der Herstellung des Getränkes befaßt. Auch hier haben wir es mit einem kleinen Betriebe zu tun, den die Besitzerin durch eine gemietete Frau versehen läßt. Ganz nebenbei werden ferner die Leinweberei und die Tischlerei erwähnt, während ein so wichtiger Betrieb wie die Oelfabrikation, die in Alexandrien unter besonders günstigen Bedingungen geblüht hat, uns zufällig nicht begegnet. Ebenso kann man auch nur mittelbar den Betrieb einer Milchwirtschaft daraus entnehmen, daß in einem Darlehnsvertrage die Rückzahlung geschehen soll, indem der Schuldner täglich eine bestimmte Menge Milch liefert; er hat also eine Milchwirtschaft, denn sonst würde der Gläubiger schwerlich eine so eigentümliche Zahlungsweise vorschreiben.

Gegenüber allen diesen etwas dürftigen Ausweisen besitzen wir um so genauere Angaben über ein Gewerbe, das uns sonst nur selten begegnet, nämlich das der Amme. In der Großstadt hat es jedenfalls mehr Boden gefunden als unter einfacheren Verhältnissen. Entweder betreibt die Amme ihr Geschäft selbständig, oder eine Sklavin wird von ihrem Besitzer für diesen Zweck vermietet. Sie übernimmt das Kind, meistens ist es ein Sklavenkind, vollständig in ihre Pflege und in ihr oder ihres Herrn Haus für einen monatlichen Lohn, der in der Regel aus einem Barbetrage und einem Quantum Oel besteht. Vor allem muß sie sich verpflichten, das Kind mit ihrer eigenen unverdorbenen Milch zu nähren; daher soll ihre eigene Gesundheit ihre Hauptsorge sein, auch der Geschlechtsverkehr wird ihr ausdrücklich untersagt. Monatlich zwei- oder dreimal, in einem Falle sogar alle vier Tage, hat sie sich mit dem Kinde vorzustellen, damit die Eltern oder Besitzer des Kindes sich von seinem guten Zustande überzeugen können. Die zur Kinderpflege nötigen Geräte, wohl Wäsche und ein paar Ge-

fäße, soll sie sorgsam behandeln, da sie sonst alles ersetzen muß, außer wenn es offensichtlich durch die Pflege verbraucht ist. Sehr übel kann es ihr gehen, wenn ihr das Kind stirbt, denn in einigen Verträgen dieser Art wird ausdrücklich Ersatz des Kindes und Fortsetzung der Ammendienste ausbedungen, „weil sie es als ein unsterbliches übernommen hat". Das Gewerbe der Ammen hat sich in Alexandrien jedenfalls dadurch besonders ausgebildet, daß die Pflege der Sklavenkinder im Hause unbequem war, weil der Besitzer die Mutter des Kindes anderweitig brauchte. Umgekehrt macht aber auch der Besitzer einer Sklavin ein Geschäft, wenn er sie als Amme vermieten kann, und die unbemittelte Frau aus dem Volke findet dadurch einen erwünschten Verdienst. Wie sehr das Ammengewerbe blüht, lehrt die ganz feste Form der hierher gehörigen Verträge, die sich nur aus ständiger Gewohnheit entwickelt haben kann.

Endlich finden wir auch das Musikmachen als Gewerbe vertreten. Ein Sklave wird von seinem Herrn in die Lehre gegeben, um das Flötenspiel zu lernen, und zwar im besonderen die Flötenbegleitung zu anderen Instrumenten; es wird eine bestimmte Anzahl verschiedener „Begleitungen" ausbedungen. Am Schlusse des Lehrjahres scheint eine Prüfung vor drei Sachverständigen stattzufinden. Vermutlich beabsichtigt der Besitzer, seinen Sklaven als Musikanten zu vermieten: es gab gewiß Tingeltangel genug, wo der Flötenbläser etwas verdienen konnte.

Der Betrieb eines Gewerbes verlangt einen geeigneten Raum: man nennt ihn ergasterion, was Werkstatt bedeutet, aber öfters im weiteren Sinne für jedes Geschäftslokal gebraucht wird. Wer nicht selbst ein Haus besitzt, muß ein solches ergasterion kaufen oder mieten; Gelegenheit gibt es genug. Denn es scheint, daß nicht wenig Häuser außer den Wohnräumen ein Geschäftslokal enthalten, das dem Besitzer Miete tragen soll. Dieser vermietet aber auch Wohnungen oder einzelne Zimmer, worin übrigens die Großstadt nicht allein dasteht, denn wir kennen auch aus kleineren ägyptischen Ortschaften genug Beispiele dafür.

Immerhin wird in Alexandrien die synoikia, das Mietshaus, noch mehr als anderwärts verbreitet gewesen sein. Außer den eigentlichen Wohnräumen besitzt es einen Hof und eine Vorhalle; gewisse „Gebrauchsgegenstände" werden mitvermietet, etwa die nötigen Geräte zum Mahlen, vielleicht in der Weise, daß jedes Haus eine Mahlstube besitzt, die von den Mietern gemeinsam benutzt wird. Die Miete zahlt man in der Regel monatlich; wenn für eine

Backstube täglich 2 Obolen, das macht im Monat 10 Drachmen, entrichtet werden, so sucht offenbar der Hausbesitzer einem unbemittelten Kleinbäcker gegenüber sich möglichst zu sichern. Zahlungsfähiger ist Sarapion, der von Antonia Philemation ein ganzes Haus samt mehreren Geschäftslokalen an der Straße mietet und monatlich 60 Drachmen bezahlt. Die Besitzerin scheint übrigens in diesem Hause nicht zu wohnen, denn sie läßt über die Miete ihren Sklaven Philargyros quittieren, der demnach ihr Hausverwalter ist. Vielleicht lebt sie selbst in einer eleganten Villa und zieht nur den Gewinn aus ihrem Zinshause. Der Mieter übernimmt das Haus mit Türen, Fenstern und Schlüsseln, in sauberem Zustande, mit einem Mühlstein und einer Rolle, 2 Dreifüßen zum Kochen, sowie mit einem an der Mauer befestigten Brunnenschwengel. Dieser dürfte wohl zur Wasserleitung gehören, die in Alexandrien ebenso wie die Abzugsröhren in die Häuser geht. Wir sehen hier die wesentlichen Einrichtungen des Stadthauses: Mahlstube und Küche, Wasserleitung und Abzugskanal, wozu beim Geschäftsraum noch die besonderen Betriebsgeräte, Backöfen und dergleichen hinzutreten. Die Inventarstücke hat der Mieter beim Ablauf der Mietszeit in gutem Zustande zurückzugeben, nicht abgerieben und nicht verfault, oder wenn es Dinge sind, die im Betriebe abgenutzt werden, „so wie sie nach dem Gebrauche noch sind“; selbstverständlich muß er auch für Türen, Fenster und Schlüssel einstehen. Ihm fällt auch, solange er im Hause wohnt, die Reinhaltung des Hauses zur Last, während die Sorge für die Wasserleitung und die Kanäle Sache des Vermieters ist. Die Wasserleitung und die Kanalisation sind öffentliche Anlagen. Man hat bei den Ausgrabungen in Alexandrien eine Anzahl unterirdischer Kanäle gefunden; neben ihnen, aber nicht direkt mit ihnen verbunden, liegen in bestimmten Abständen kleine Zisternen, in die das Wasser vermutlich durch ein vom Hause aus betätigtes Hebewerk geleitet wurde. Unsere Urkunden nennen „ineinander greifende“ Röhren oder Gefäße. Schmale Tonkrüge, die ineinander greifend zusammengefügt sind, hat man an anderen Orten Aegyptens entdeckt. Auch die „Ellbogen“, wohl die Kniestücke der Röhren, und deren „Dichtungen“ werden angeführt, augenscheinlich, weil sie am meisten Anlaß zu Reparaturen gaben. Wie die Anlage im einzelnen beschaffen war, ist auch jetzt noch nicht klar; jedoch soviel sieht man, daß jedes Haus Anschluß an die Leitung hatte.

Wer wie Sarapion ein ganzes Haus mietet, darf es nach Belieben ganz oder geteilt weiter vermieten. Darauf nimmt der Miets-

vertrag auch insofern Rücksicht, als er dem Sarapion für die Zahlung jedesmal bis zum 29. des folgenden Monats Frist gewährt, denn viel eher wird dieser die Miete von seinen Aftermietern nicht bekommen haben. Das Zinshaus ist eine gewöhnliche Erwerbsquelle; auch die Mietsverträge mit ihrem festen Schema machen den Eindruck einer verbreiteten Gewohnheit. Das Haus kann verpfändet oder mit Hypotheken belastet, es kann auch in Teilen verkauft werden, wie überall sonst in Aegypten. Aber wie bei der Miete, so läßt uns auch beim Kaufe unser Material nicht allzuviel Sicheres gewinnen; denn die Angabe, daß für eine Goldgießereiwerkstatt eine Restzahlung von 300 Drachmen zu leisten ist, verrät uns nicht einmal den Preis dieses Hausteiles. Jedenfalls spielte neben der Beschaffenheit des Gebäudes hierbei auch die Stadtgegend eine wichtige Rolle.

Die Lage des Hauses wird, wenn man auf Genauigkeit ausgeht, durch Angabe der Nachbarhäuser und ihrer Besitzer bestimmt; gelegentlich wird auch die Straße angeführt. Aber mehrfach begnügt man sich, den Stadtteil zu nennen. Von den fünf nach den ersten Buchstaben des Alphabets mit Alpha, Beta, Gamma, Delta und Epsilon bezeichneten Stadtrevieren Alexandriens begegnen uns nur Beta und Delta. Wenn solche Bezeichnung ausreichend war, so muß das Grundbuch sorgfältig geführt worden sein, vermutlich gesondert für jeden Stadtteil. Es sei nebenbei bemerkt, daß Delta sonst mehrfach als Quartier der Juden bezeugt wird; allein unsere Urkunden bringen keinen Beweis dafür, obgleich sie auch nicht geradezu dagegen sprechen. Vermutlich ist der Stadtteil Delta zwar von den Juden bevorzugt, aber nicht ein Ghetto im eigentlichen Sinne. Denn so abgesondert wird sich die stark hellenisierte Judenschaft schwerlich gehalten haben.

Es sind vornehmlich die altangesessenen Bürgerfamilien, die neben ihrem Stadthause noch vor den Toren **Besitzungen** haben. Ein Gut in dem sogenannten „Alexandrinerland" oder dem Menelaosgau hat nicht nur durch die Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch durch die althergebrachte Abgabenfreiheit einen besonderen Wert; man begreift, daß die städtischen Patrizier, überhaupt die Angehörigen der vornehmen Klassen, solchen Besitz nicht leicht aufgeben. Das Alexandrinerland ist ziemlich ausgedehnt und zerfällt, wie die ägyptischen Gaue, in mehrere Bezirke; die Aecker darin sind in Parzellen geteilt, die fortlaufende Nummern führen und außerdem durch Abzeichen kenntlich gemacht werden; vermutlich in der Weise,

daß die Grenzsteine, als Hermen gestaltet, solche Abzeichen oder wenigstens Aufschriften tragen. Daher bestimmt man ein einzelnes Grundstück, indem man die Nummer der Parzelle und das Abzeichen angibt.

Die Namen der Dörfer im Alexandrinerland und den benachbarten Gauen erinnern an bedeutende Persönlichkeiten der Ptolemäergeschichte, oder an die ursprünglichen Kolonisten; so finden wir ein Arsinoë-Dorf und ein Berenike-Dorf; eine alte syrische Ansiedlung lebt fort als Syrerdorf, wie auch ein Grundstück den Namen Chelkiasland führt, wahrscheinlich weil es einst dem jüdischen General in ptolemäischen Diensten Chelkias gehört hat. Jedoch fehlt es auch nicht an ägyptischen Ortsnamen in unmittelbarer Nähe Alexandriens. Das ganze Gebiet wird von Kanälen durchzogen und besteht deshalb zum großen Teile aus Inseln, was sich wiederum in den Dorfnamen spiegelt.

Man baut auf diesen Aeckern Getreide, legt Wein- und Obstpflanzungen an und benutzt weniger ergiebigen Boden als Weidefläche. Aber nicht nur in der Nähe der Stadt, sondern auch weit entfernt in Oberägypten besitzt mancher Alexandriner seine Güter oder Wirtschaftsbetriebe. So lesen wir z. B. von der Verpachtung eines Grundstücks im Fajum, der fruchtbaren Westprovinz oberhalb von Memphis; der Pächter zahlt in Alexandrien, am Wohnorte des Besitzers.

Während die Ackerbestellung nichts bietet, was wir nicht auch sonst in Aegypten beobachten könnten, lernen wir in den Gärten auf der Landenge von Kanobos etwas echt Alexandrinisches kennen. Dieser Landstreifen, zwischen dem Meere und einem Kanale gelegen, reicht von dem Osttore Alexandriens bis zu dem östlichen Vororte Kanobos. Von dem weltstädtischen Leben, das hier wogt, erzählt uns der Geograph Strabon, der Alexandrien gerade in der Zeit besucht hat, der unsre neuen Dokumente angehören. Tag und Nacht drängen sich auf dem Kanale die Gondeln, von allen hört man Musik, und Männer und Weiber tanzen im wilden Taumel maßloser Ausgelassenheit, ein ewiger Karneval. Hier besitzt der vornehme Bürger seinen ummauerten Garten, der zugleich die Begräbnisstelle der Familie enthält und deshalb bisweilen „Gartengrab“ (Kepotaphion) heißt. Man darf sich jedoch nicht etwa einen feierlichen Park mit einem stimmungsvollen Mausoleum darunter vorstellen; vielmehr macht der praktische Besitzer aus solch einem „Gartengrabe“ eine sehr gewinnreiche Nutzanlage.

Er treibt hier Gemüsebau, pflanzt Weinstöcke und Dattelpalmen und sucht einen bequemen Vorteil durch Verpachtung des Grundstücks. Wie sehr es auf den Ertrag ankommt, sehen wir an Diodoros, Akestors Sohne, der gleich drei solcher Gärten beim „Dattelpalmenhaine" besitzt und sie verpachtet. Allzu groß scheint freilich sein Besitz nicht zu sein, da der Pächter monatlich nur 20 Drachmen zu zahlen hat, und zwar für den laufenden Monat jedesmal am 5. des folgenden, vermutlich, weil am Anfange des Monats die Gemüsehändler ihre Abschlüsse machen. Jedoch kommen noch beträchtliche Abgaben in natura hinzu, die jedenfalls für den Haushalt des Diodoros bestimmt sind. Sie geben wohl ein Bild dessen, was etwa ein Haushalt braucht, lassen aber den Gesamtertrag nicht erraten. Dagegen können wir uns danach wiederum eine Vorstellung vom alexandrinischen Gemüsemarkte machen, dem der Pächter selbstverständlich die Erzeugnisse des Gartenlandes zuführt. Da finden wir denn Kohl, der nach Stöcken gezählt wird, Spargel, den man in Gebinden liefert, verschiedene Arten von Lattich zum Salat, Kürbisse, Schnittlauch, Mangold und andere Küchenkräuter, Zwiebeln, die man zu „Fackeln" ordnet (in Thüringen sieht man auf dem Markte die Zwiebeln auf Strohbänder gereiht; in Alexandrien scheint man es ähnlich gemacht zu haben, da auf diese Weise allenfalls das Bild der Fackel begreiflich wird), ferner Datteln und Weintrauben, endlich auch die eßbaren Gartenschnecken.

Besondere Pflege fordern die Fruchtbäume; deshalb wird dem Pächter eingeschärft, für jeden eingegangenen Baum einen andern gleicher Güte zu setzen und durchweg für „lebendiges Wachstum" zu sorgen. Die Bewässerung, die gleichfalls besonders betont wird, erfolgt aus einem Brunnen mittels des Schöpfrades; diese Anlage imstande zu erhalten, übernimmt der Besitzer, ganz wie beim Stadthause ihm die Kanalisation zur Last fällt.

Andere Grundstücke in derselben Gegend zeigen uns außer den Nutzanlagen auch die Erholungsplätze der Alexandriner, den Bohnengarten, der mit seinen hoch gewachsenen, dicht beblätterten Pflanzen Schatten gewährt, und den Rosengarten; beide aber stellen auch Ware für den städtischen Markt und werden deshalb gegen eine Jahrespacht von 80 Drachmen verpachtet. Gerade dieser Landstrich ist außerordentlich fruchtbar und überdies vorteilhaft gelegen: hat man doch den Kanal von Kanobos ebenso zum Ausfluge wie zum bequemen Transport der Gartenfrüchte auf den Markt der Hauptstadt zur Verfügung. Wie reichhaltig der alexandrinische

Markt besetzt ist, kann man nur ahnen; jedenfalls spielt er eine bestimmende Rolle für einen weiten Bereich, der seinen Preisen sich anschließen und „das richtige Maß" Alexandriens anwenden muß.

Zum erheblichen Teile aber ist Alexandriens weitere Umgebung so sumpfig, daß Gemüse- und Obstbau unmöglich werden. Dafür blüht hier die Kultur der Papyruspflanze, die zu unendlich viel Dingen verwendet werden kann. Man ißt sie, man flicht Matten, man dreht Taue daraus, man verfertigt aus den stärkeren Stauden leichte, durch Stricke zusammengehaltene Boote; aber vor allem gewinnt man aus dem in Streifen geschnittenen Stengel die Charta, das vorzügliche Papier der Alten, das für den Gebrauch der ganzen Mittelmeerwelt in den alexandrinischen Fabriken angefertigt wird. Und darauf ist es vornehmlich bei der Papyruskultur abgesehen. An der „Bucht", nahe bei der „Tiefe", liegt der „Papyrussumpf" der Patrizierin Dionysia, durchzogen von größeren und kleineren Kanälen. Er ist für sie ein ungemein wertvoller Besitz und trägt jährlich seine 5000 Drachmen Pacht, die in Monatsraten zu zahlen ist, jedoch so, daß mehr als 2/3 der Gesamtsumme auf die Monate nach der Ernte entfallen. In natura bezieht Dionysia verhältnismäßig wenig zu eignem Gebrauche, nämlich 100 „sechsarmvolle" Lasten ausgewählter Papyrusstauden. Genaue Vorschriften sorgen dafür, daß die Pächter die Papyruspflanzen nicht als Schmuckgewächse schneiden und nicht zu Booten verarbeiten dürfen; auch ist es ihnen untersagt, dort Vieh zu weiden, was wohl nach dem Schnitt möglich und verlockend sein mochte. Leider gibt die einzige Urkunde, der wir diese Kenntnis verdanken, infolge ihrer schlechten Erhaltung uns nicht soviel, wie wir wünschen müßten; gerade die genaueren Bestimmungen über die Art der Kultur sind unrettbar verloren. Einen kleinen Ersatz aber bringt eine Bemerkung, die so recht die Verhältnisse in und bei der Großstadt ins Licht rückt. Die Pächter betreiben die Papyruskultur natürlich mit einer Schar von Arbeitern, und Arbeiter sind hier weder billig noch leicht zu bekommen. Wenn den Pächtern nun vorgeschrieben wird, ihren Arbeitern nicht mehr Lohn zu zahlen, als an der „Bucht" gegeben wird, so besagt dies klar, daß die dortigen Grundbesitzer, vermutlich in der Mehrzahl Eigentümer solcher Papyruskulturen, mit einander einen Schutzverband gegen Lohnsteigerungen geschlossen haben. Damit gewinnen wir einen Zug, der mehr als viele Worte uns einen Blick in die wirtschaftlichen Verhältnisse Alexandriens tun läßt.

Was wir soeben bemerkt haben, läßt schon vermuten, daß für

die menschliche Arbeit nicht unbeträchtliche **Löhne** gezahlt werden müssen. Ein paar andre Beispiele bringen uns der Sache noch näher. Protarche hat von Taphesies ein Darlehen von 100 Drachmen erhalten; da sie aber arm ist und keine Zinsen zahlen, geschweige denn das Kapital zurückerstatten kann, leistet sie Ersatz durch ihre Arbeit, indem sie sich dem der Taphesies gehörigen „Bierverkauf“ zur Verfügung stellt; Kleidung und Unterhalt erhält sie von ihrer Gläubigerin. Nach Ablauf von drei Jahren soll nun Kapital samt Zinsen als getilgt betrachtet werden, und außerdem soll Protarche einen Lohn von 40 Drachmen erhalten. Legt man den häufig vorkommenden Zinsfuß von 16 % zu Grunde, so würde die dreijährige Arbeit der Protarche im ganzen mit 188 Drachmen bewertet werden; rechnen wir Kleidung und Unterhalt auch noch so billig, so erhalten wir doch einen jährlichen Arbeitslohn von mindestens 70 bis 80 Drachmen. Vielleicht aber wird man dies Ergebnis mit anderen besser vergleichen können, wenn man Kleidung und Unterhalt, die dem im Hause des Arbeitgebers tätigen Arbeiter wohl regelmäßig gewährt werden, nicht in Rechnung stellt; dann gelangt man zu einem Lohne von jährlich etwas mehr als 60 Drachmen. Daneben stellen wir nun ein paar Angaben über den Kaufpreis von Sklaven: ein ägyptischer Sklave wird mit 1000 Drachmen bezahlt, der Sklave Optatus gilt 1200, die Sklavin Musa mindestens 500 Drachmen, vermutlich aber mehr. Ein gewisses Verhältnis der Kaufpreise für Sklaven zu den Löhnen freier Arbeiter muß man wohl deshalb annehmen, weil der Sklavenbesitzer doch in der Hauptsache den Sklaven zur Arbeit benutzt und schwerlich eine einmalige so erhebliche Ausgabe daran wenden wird, wenn er sich nicht verspricht, besser damit zu fahren, als mit gedungenen Arbeitern. Allerdings ist hierbei zu bedenken, daß der Sklave dem Herrn manche Annehmlichkeit bietet, die vom Lohnarbeiter nicht zu erwarten ist; außerdem ist die Arbeitsfähigkeit des Sklaven keine feste Größe, sondern nach Anlage und Alter verschieden. Setzen wir aber einmal rund 60 Drachmen als ortsüblichen Jahreslohn, so würde der Kauf eines Sklaven für 1000 Drachmen sich in etwa 17 Jahren bezahlt machen, den Zinsverlust ungerechnet; der Besitzer würde also, wenn nicht ein Unglücksfall ihn um seinen Einsatz bringt, nachher außer Kleidung und Kost nichts mehr für die geleistete Arbeit zu zahlen haben. Es versteht sich von selbst, daß hierauf niemals eine sichere Berechnung aufgebaut werden kann; allein schon diese Andeutung scheint zu lehren, daß die beträchtlichen Kaufpreise für Sklaven mit den Arbeitslöhnen in einem

gewissen Zusammenhange stehen. In allen diesen Fällen bleibt die Art der Arbeit außer Ansatz, weil wir sie nicht kennen, wenn auch das, was jene Protarche im Biergeschäft zu leisten hat, ungefähr der Arbeit eines Haussklaven entsprechen dürfte.

Die Anschaffung eines Sklaven bedeutet in Alexandrien eine beträchtliche Ausgabe, die nur Wohlhabende machen können; wenn Oinogenes seinem Freunde Himeros 5 Sklaven schenkt, die wir auf 5000 bis 6000 Drachmen schätzen können, so zeigt er sich in recht erfreulichen Vermögensverhältnissen; aber auch der Haushalt des Himeros muß auf großem Fuße gestanden haben.

Wie wenig man jedoch die Arbeitslöhne über einen Kamm scheren darf, lehren die Zahlungen für die Kinderpflege durch eine Amme. Denn obwohl hier die Leistung im wesentlichen überall gleich ist, begegnen uns beträchtliche Unterschiede. Bald erhält die Amme für Unterhalt und Milch monatlich 10 Drachmen oder auch 2 Kotylen Oel, bald insgesamt 12 Drachmen oder auch nur 10 oder gar nur 8 Drachmen. Hier mögen die Ansprüche an den Unterhalt je nach der Lebenslage derjenigen, die das Kind in Pflege geben, verschieden sein, und der Wohlhabende kann sich natürlich auch eine bessere Amme mieten als der weniger Bemittelte. Immerhin ist der Unterschied von 144 Drachmen und 96 Drachmen fürs Jahr nicht so, daß man nicht einen beträchtlichen Teil auf Arbeitslohn für die Amme rechnen dürfte. Genauer kann man aber nicht nachrechnen, da die Preise der Lebensmittel, der Kleidung und der Wohnung unbekannt sind.

Was die Wohnung anbetrifft, so sind unsre Angaben zu ungleich, um einen wirklich brauchbaren Aufschluß zu geben, selbst wenn wir die jedenfalls bedeutenden Unterschiede, die aus der Beschaffenheit und Lage des Hauses folgen, nicht berücksichtigen müßten. Sarapion zahlt für das ganze Haus der Antonia Philemation jährlich 720 Drachmen Miete; in einem andern Falle, wo eine Einzelwohnung, vermutlich nur eine Stube, gegen Verzicht auf die Zinsen eines Darlehns und eine kleine Zuschlagsvergütung abgegeben wird, kann man als jährlichen Mietspreis etwa 60 Drachmen berechnen. Gehen wir, um den Versuch eines Vergleiches zu wagen, hiervon aus, so können wir auf das von Sarapion gemietete Haus sicher mehr als 12 solcher Einzelwohnungen rechnen, da er selbstverständlich mehr Miete herausschlagen muß, als er selbst bezahlt. Wir dürfen daher das Haus der Antonia Philemation im Delta als ein Mietshaus mäßiger Größe betrachten, und soviel man seiner

Beschreibung entnehmen kann, ist es auch nur bescheiden ausgestattet, gewiß kein Heim reicher Leute. Ganz unklar aber bleibt es, wieviel das Haus wert ist, denn wir wissen nicht, wie hoch sich das im Hause liegende Kapital verzinst, wissen nicht einmal, ob es mehr trägt als ausgeliehenes Geld, das in der Regel 16 %, bisweilen aber beträchtlich mehr einbringt.

Im Verhältnisse zu den Mieten, die sonst in Aegypten gezahlt werden, sind die alexandrinischen ansehnlich genug; aber eine wirklich brauchbare Schätzung würde sich nur dann ergeben, wenn wir genauer über die Preise der täglichen Lebensbedürfnisse Bescheid wüßten. Leider lassen uns hier unsre Urkunden im Stiche. Sie verschaffen uns nur einmal einen Einblick, und zwar für die Milchpreise. Der Liter guter Kuhmilch kostet ungefähr einen Obolos, d. h. den sechsten Teil einer Drachme. Das würde nach dem heutigen Werte der griechischen Drachme etwa 12 Pfennige ergeben. Da jedoch damals die Silberdrachme ohne Zweifel eine beträchtlich höhere Kaufkraft besessen hat, gelangen wir zu dem immerhin beachtenswerten Ergebnisse, daß die Milch in Alexandrien schwerlich billiger als in einer modernen Großstadt war. Der Milchkrug, der etwa 4 Liter faßt, wird mit 4 Obolen berechnet, einem wiederum keineswegs niedrigen Betrage für ein ganz gewöhnliches Tongefäß. Uebrigens wird in diesem Falle die Milch täglich geliefert und wahrscheinlich ganz wie bei uns ins Haus gebracht.

Vielleicht am teuersten ist in Alexandrien bares Geld; aber nicht nur hier, sondern in Aegypten überhaupt. Schon der am häufigsten vorkommende Zinssatz von 16 % erscheint uns außerordentlich hoch, er steigt aber nicht selten auf 18 %, ja sogar 24 %. Auf der einen Seite macht unter solchen Verhältnissen der Geldmann, der Kapitalien ausleiht, in kurzer Zeit ein glänzendes Geschäft, und man begreift, daß römische Finanzleute, wie Gaius Julius Philios, die gewerbsmäßig Geld ausleihen, ohne sehr beträchtliches Kapital in wenigen Jahren reich werden können. Auf der andern Seite aber zwingt der hohe Wert des Geldes seinen Besitzer, sich dem Schuldner gegenüber durch harte Bedingungen möglichst zu sichern Daher wird in der Regel festgesetzt, daß der Schuldner, der nicht zur vorgeschriebenen Zeit zurückzahlt, erstens sofort mit dem anderthalbfachen Kapital samt Zinsen belastet wird, zweitens für die Zeit nach dem Verfallstermine den durch Gesetz zugelassenen Zinssatz von 24 % zu zahlen hat, und drittens der Exekution an seinem Vermögen wie an seiner Person ausgesetzt ist.

Die Schuldhaft ist im Gegensatz zu der national-ägyptischen Gewohnheit mit der griechischen Herrschaft durchweg eingeführt worden; für die Klasse der Perser, die wir zuvor kennen gelernt haben, tritt noch eine wesentliche Verschärfung ein, nämlich die unverzügliche Verhaftung. Mehrfach wird überdies ausdrücklich bedungen, daß keinerlei Berufung auf irgendwelche gesetzlichen Bestimmungen noch auch die Zuflucht zu einem Asyl, dem heiligen Orte, der jedem Schutz gegen Verfolgung gewährt, stattfinden dürfe. Trotz dieser allgemein üblichen schweren Bedingungen wird das Geld der Kapitalisten fortwährend in Anspruch genommen, bildet doch das Darlehn den Inhalt der großen Mehrzahl unsrer alexandrinischen Urkunden. Es gibt eben eine sehr große Zahl unbemittelter Leute, die ohne dies nicht auskommen können und sich wohl oder übel dem Gläubiger ausliefern müssen.

Bisweilen aber finden wir doch eine Erleichterung, die um so mehr auffällt, als auch der uns bekannte Gaius Julius Philios sie gelegentlich gewährt. Es ist das zinslose Darlehen; hat der Gläubiger kleine Leute vor sich, die außerstande sind, es in größeren Raten zurückzuzahlen, so begnügt er sich sogar mit täglicher Zahlung einer Drachme, obwohl dies Verfahren ihm, abgesehen von der Zinslosigkeit des ausgeliehenen Geldes, obendrein noch weiteren Zinsverlust einträgt. Freilich treten dann alle jene Bestimmungen über die Zahlungsversäumnis sofort in Kraft, wenn der Schuldner auch nur einen Tag seine Drachme zu bringen unterläßt, wenn er „einen Tag hohl macht".

Aehnlich verhält es sich mit der Pachtzahlung des Artemidoros für eine Bäckerei, denn sie erfolgt gleichfalls in kleinen Tagesraten; Eirenaios, der Verpächter, hat wohl ein Interesse daran, seine Bäckerei nicht selbst zu betreiben, und in Wirklichkeit wird Artemidoros nicht viel mehr als ein ganz abhängiger Bäckerknecht sein.

Wo uns Geldgeschäfte begegnen, beobachten wir entweder die Zahlung von Hand zu Hand — man nennt es hier „durch die Hand aus dem Hause" — oder durch Vermittlung einer Bank, die „Wechseltisch" heißt. Ueberall in Aegypten ist damals die Bank ein unentbehrlicher Helfer in Geldangelegenheiten; Privatleute wie Gemeinde haben ihr Konto bei der Bank, so daß Zahlungen bequem auf diesem Wege geschehen können, ja oftmals nur von einem Konto aufs andre übergeschrieben werden. Man zahlt durch die Bank ebenso gut seine Wohnungsmiete wie seine Steuern. So werden denn auch Darlehen häufig durch eine Bank gegeben wie zurückerstattet;

Gains Julius Philios hat sein Konto bei der Bank des Kastor und erledigt durch sie regelmäßig seine Geschäfte.

Welche Vorteile der Alexandriner durch das Bankkonto genießt, lehren uns des Nähern ein paar Beispiele. Euangelos kauft von Apollonios eine Goldgießerwerkstatt; nachdem er eine Anzahlung gemacht hat, trifft er mit Apollonios das Abkommen, daß sofort nach Erledigung der Restzahlung die amtliche Ueberschreibung der Werkstatt geschehen solle; „wenn aber Apollonios in bezug auf die Abtretung Schwierigkeit macht, soll es dem Euangelos erlaubt sein, die übrigen 300 Drachmen auf des Apollonios Namen bei einer gesetzmäßigen Bank zu hinterlegen, wobei Apollonios das Risiko in betreff der Bank auf sich zu nehmen hat.“ Sollte also Apollonios die Zahlung von Hand zu Hand vereiteln wollen, um die Werkstatt noch zu behalten oder den Euangelos kontraktbrüchig zu machen, so kann dieser durch Hinterlegung des Geldes bei der Bank sein Recht erzwingen. Eigentümlich ist hier die Bezeichnung „eine gesetzmäßige Bank“; demnach eignet sich für solche Zwecke nicht jede Bank, sondern nur eine von Staat oder Stadt privilegierte. Auch bei dem Geschenke von 5 Sklaven, das Quintus Caecilius Dinogenes seinem Freunde Himeros macht, setzt ein eigentümlicher Vorfall die Bank in Tätigkeit. Die Sklaven sind zu Schiffe befördert worden, und Kastor, ein Freigelassener des Dinogenes, war mit dem Transport betraut. Aber aus Versehen hat der Schiffsführer, der über seine Ladung Buch führt, die Sklaven auf Kastors eignen Namen eingetragen, und dieser hat zwar 4 Sklaven nach der Landung auf Himeros Namen einschreiben lassen, aber den günstigen Zufall wenigstens insofern benutzt, als er den fünften bei der Bank des Asklepiades zu Geld macht. Indessen, die Sache kommt ans Licht, vermutlich durch einen Briefwechsel zwischen Himeros und Dinogenes, und Kastor muß die gewonnenen 1200 Drachmen wiederum durch des Asklepiades Bank herauszahlen; augenscheinlich ist der Sklave selbst längst in andre Hände übergegangen. Ob Kastor oder Himeros oder beide zu den Kunden des Bankiers Asklepiades gehören, ist nicht zu ermitteln; möglicherweise beruht die Beteiligung des Asklepiades nur darauf, daß er neben dem Bankgeschäfte auch Sklavenhandel betreibt.

Die Zahl der Banken muß groß sein, wenn schon unser beschränktes Urkundenmaterial uns nicht weniger als neun bekannt macht, darunter eine, die von zwei Inhabern, Marion und Theogenes, betrieben wird.

Das Geld, das in Alexandrien eine so große Rolle spielt, ist

fast durchweg Silber und zwar Ptolemäergeld. Kaiser Augustus hat in Aegypten nur Kupfer geprägt und das Silbergeld der Ptolemäer weiter kursieren lassen; es ist übrigens auch nach ihm noch sehr lange ein beliebtes Zahlungsmittel geblieben.

So gut wie alles, was wir bisher von alexandrinischen Zuständen beobachtet haben, stammt aus Privaturkunden einer eigentümlichen Art. Gerade in dieser Beziehung nimmt Alexandrien eine Sonderstellung gegenüber dem übrigen Aegypten ein. Denn während sonst der Privatvertrag in einer einseitigen Erklärung zu bestehen pflegt, die einem amtlichen Archiv eingereicht und damit rechtlich wirksam gemacht wird, hat sich in Alexandrien eine alte Gewohnheit erhalten, solche Verträge in Form einer Eingabe beider Parteien dem Gerichte vorzulegen und um amtliche Anerkennung zu ersuchen, vermutlich in Anlehnung an gewisse Verträge, die durch gütlichen Vergleich streitender Parteien im Verlaufe des Prozesses zustande kamen. Nun ist es aber nicht jedermanns Ding, einen Vertrag so aufzusetzen, daß er allen formalen Anforderungen entspricht und ohne Anstand von der Behörde entgegengenommen wird; es ist auch nicht jedermanns Ding, ihn einigermaßen anständig zu schreiben. Mancher hat die Schreibkunst überhaupt nicht gelernt, mancher hat auch wieder verlernt, was ihm die Schule beigebracht haben mag. Da hilft aus allen Verlegenheiten der gewerbsmäßige Schreiber. Während auf dem Dorfe ein kundiger Mann genügt, der eine leidliche Hand schreibt und ein wenig vom Urkundenstil versteht, bietet die Weltstadt ein umfangreiches Rechts- und Schreibebureau. Der Chef beschäftigt hier mehrere Schreiber — wir können sie deutlich an den Handschriften unterscheiden — und führt selbst die Aufsicht. Wer ein Anliegen hat, geht dorthin; der Schreiber notiert ganz kurz auf einem Papyrusblatte die Namen und den Gegenstand des Vertrages und entwirft darauf die Urkunde mit allen Feinheiten. Er kann das um so mehr, als die Formeln fast immer die gleichen sind; selten nur begegnet ihm ein Fall, der sich nicht nach einem geläufigen Schema abtun läßt. Handelt es sich um eine Eingabe an hohe Herren, etwa gar an den Statthalter, so versäumt er nicht, ihn „Heiland und Helfer für alle“ zu nennen und die Eltern, die ihre entführte Tochter wieder haben wollen, „den Kampf fürs Herz“ führen zu lassen. Aber trotz seiner Uebung findet sein Werk nicht immer Gnade vor den Augen des Chefs; bald ist ihm die Sache nicht klar genug dargestellt, bald mißfällt ihm der Stil, und wenn er mit seinen zwischen die Zeilen gedrängten Verbesserungen

nicht durchzukommen meint, streicht er den ganzen Bogen kreuz und quer durch. Ist seine Korrektur beendet, so schreibt er darunter „korrigiert“, und nun erst wird die Reinschrift angefertigt. Diese haben die Vertragschließenden mit einer Erklärung ihres Einverständnisses zu unterzeichnen, was ihnen oft noch schwer genug fällt, wie die ungelenken Schriftzüge dartun; nicht wenige müssen sich auch hierbei durch einen andern vertreten lassen. Darauf wandert die Urkunde an den „Vorsteher des Gerichts“ oder den des „Hofgerichts“, der seinen Sitz innerhalb der alten Palastbauten der Ptolemäerkönige hat, bisweilen sogar an den „Erzrichter“, den Chef der gesamten Justizverwaltung. Das Schreibbureau aber bewahrt die Konzepte einige Jahre auf und verkauft sie dann an einen Fabrikanten von Papyruskartonnage, der in Abusir el mäläq Särge für Kleinstädter und Bauern daraus verfertigt.

Man mag es bedauern, daß die Aktenstücke aus Alexandrien nur das alltägliche, nüchterne Geschäftsleben der Stadt beleuchten. Sie erzählen uns nichts von dem Verkehr der Schiffe in den Häfen, nichts vom Großhandel, der hier einen seiner Mittelpunkte besitzt; sie lassen uns keinen Blick in das bunte Treiben der Straßen und das lärmende Gewirr alexandrinischer Feste tun, und auch die engeren persönlichen Verhältnisse der Menschen bleiben uns fast völlig verborgen. Das könnten uns nur Privatbriefe geben, die freilich etwas mehr Inhalt haben müßten, als bei den Briefen aus Aegypten der Fall zu sein pflegt. Wenn wir aus anderen Quellen wissen, daß in Alexandrien das Vereinswesen ungemein entwickelt war, wenn wir an die lustigen Tage denken, als Marcus Antonius mit den „Brüdern vom unnachahmlichen Leben“ von einem Genusse zum andern stürzte und noch Angesichts seines Untergangs mit den „Brüdern vom gemeinsamen Tode“ den Becher der Freude bis zur Neige leerte, so mutet uns ein trockenes Protokoll über eine Vereinssitzung des „Augustusvereins“ recht schattenhaft an. Kaiserliche Freigelassene sind es, die hier ihre Ergebenheit gegen ihren hohen Herrn zur Schau tragen und uns mit der Verrechnung einer Vereinslast langweilen. Sie wollen uns nur ihre nüchterne Geschäftsmiene zeigen, indem sie uns erkennen lassen, daß dieser Verein wie die zahlreichen „Eranoi“ die gegenseitige Unterstützung seiner Mitglieder erstrebt. Nur erraten können wir, daß er vielleicht auch ein Hort loyaler Gesinnung ist gegenüber den radikalen Klubs, die in Alexandrien **ihr** Wesen treiben. Freilich gibt hier der Zufall einen Eindruck, der doch etwas höhere Bedeutung hat, denn die ersten Re-

gierungsjahre des Augustus werden für die Alexandriner allgemein eine Zeit der Ernüchterung gewesen sein.

Daß das leichtlebige Volk nicht verlernt hat, jeden Tag zum Feiertage zu machen, sagt uns Strabon, der es mißbilligend betrachtet. Aber die Zeit ist vorüber, wo Antonius und Kleopatra des Nachts verkleidet durch die Straßen zogen und mit dem Pöbel grobe Scherze tauschten, die ihnen manchmal sogar Prügel eintrugen; wo der Vertreter Roms die tragische Römermaske zu Hause ließ und den Alexandrinern nur die komische Maske zeigte; die neuen Gebieter der Stadt machen sich lieber durch den schweren Tritt der Legionen verständlich, wenn der berüchtigte alexandrinische Janhagel einmal allzu aufdringlich wird.

Wie die besseren Elemente der Bevölkerung mit einander verkehren und sich unterhalten, wie sie im Gymnasion hellenische Sitte pflegen, wie sie am geistigen Schaffen der am Museum und der großen Bibliothek tätigen Schriftsteller und Gelehrten teilnehmen, das alles verbirgt sich unseren Augen. Und der einzige Brief, der uns einmal ins Privatleben einführt, versetzt uns in den unerfreulichen Dunstkreis eifersüchtiger Freigelassener, die ihre Genossen ausspionieren und im Garten des Terentius ihre Gehässigkeit an einander auslassen.

So erweckt denn alles Neue, was wir aus dem Alexandrien der Augustuszeit, den letzten 20 Jahren vor Christi Geburt erfahren, trotz aller Fülle wichtigen Aufschlusses, doch am Ende den Wunsch, daß es nur der Anfang neuer farbenreicherer Entdeckungen sein möge.

---

# Freie Arztwahl auf dem Lande.

Von

Kreisarzt Dr. **Josef Wengler**, Alsfeld in Hessen.

---

Durch die neue Reichsversicherungsordnung sollen auch die ländlichen Arbeiter unter das Krankenkassengesetz gebracht werden; und zwar soll nach dem Beschluß des Aerztetages in Lübeck an den Reichstag das Verlangen gestellt werden, daß überall den Krankenkassen die freie Arztwahl des Aerzteverbandes durch Gesetz aufgezwungen werde.

Die freie Arztwahl des Aerzteverbandes hat mit der humanen freien Arztwahl nichts zu tun, wenn auch die Aerzteführer in ihren populären Artikeln die angebliche Freiheit des Einzelnen, sich den Arzt nach seinem Geschmack zu wählen, als Aushängeschild benutzen.

Im Gegenteil — die freie Arztwahl ist eine Daumenschraube, welche die Aerzteorganisation anwendet, um die Beziehungen zwischen Arzt und Arbeiter zwangsweise ganz nach ihren standesegoistischen Zwecken zu regeln.

Wie bringt sie das fertig?

Nun — die Kasse ist doch verpflichtet, die ärztliche Leistung zu gewähren. Die Aerzteorganisation aber kann bei Unnachgibigkeit der Kasse jederzeit die ärztliche Leistung unerreichbar machen oder an unerschwingliche Bedingungen knüpfen, weil die bei der freien Arztwahl in Betracht kommenden Aerzte sämtlich durch Verpflichtungsschein dem Organisationskommando zum blinden Gehorsam verbunden sind. Die Kasse kommt also in eine Zwangslage, welche sie, wenn sie sich nicht ihren Mitgliedern gegenüber für bankerott erklären will, nötigt, sich in allen Punkten der Aerzteorganisation gefügig zu zeigen.

Das Arztsystem des Aerzteverbandes sollte nicht „freie Arztwahl", sondern „organisierte Arztwahl" oder „Arztwahl nach Tarifvertrag" genannt werden. — — —

Die schädlichen Wirkungen der freien Arztwahl des Aerzteverbandes in den größeren Städten sind schon vielfach beschrieben worden. Ich will versuchen ein Bild von der sozialen Wirkung der freien Arztwahl auf dem Lande zu entwerfen.

Hatte ich doch Gelegenheit, wenigstens den Beginn der Wechselwirkung von freier Arztwahl und Organisation auf dem Lande in einem

Staate zu beobachten, welcher in der angegebenen Richtung bahnbrechend vorging, nämlich im Großherzogtum Hessen.

Ganz abgesehen davon, daß Orte in Frage kommen, welche nicht Arztsitz sind, in welchen sich also die ärztlichen Transportkosten mit der Anzahl der in Betracht kommenden Aerzte unnötigerweise vervielfachen, liegen auch sonst auf dem Lande die Verhältnisse für die freie Arztwahl viel ungünstiger als in den größeren Städten.

Auf dem Lande fehlt es an sozial genügend geschulten Opponenten, die ein entsprechendes Gegengewicht gegen die klug zurechtgelegten Ueberansprüche der Freiwahlärzte bieten könnten. Dem fern wohnenden Schiedsrichter aber fehlt wiederum die hinreichende Ortskenntnis, um einen wirkungsvollen Einspruch zu erheben.

So kommt es, daß man auf dem Lande mit der freien Arztwahl besonders traurige Erfahrungen macht.

Freie Arztwahl und Organisation schaffen auf dem Lande einen ganz neuen von Behörden und öffentlicher Meinung nahezu unabhängigen Machtfaktor, der in allen sozialen Fragen der Krankenfürsorge das entscheidende Wort spricht, obschon er an der Art, wie diese Fragen gelöst werden, selbst finanziell stark interessiert ist.

Der Machtfaktor, welchen ich im Auge habe, ist verkörpert in dem intellektuellen Leiter der ärztlichen Lokalorganisation.*)

Gegen ihn kann auch die Organisationszentrale, der Leipziger Verband, nichts ausrichten. Nach außen leistet die ärztliche Lokalorganisation dem Leipziger Verband, dem sie ja ihren Einfluß verdankt, weil er ihr den Rücken frei hält, unbedingten Gehorsam. Sie verbittet sich aber jede Einmischung in ihre eigene Machtsphäre. Sie würde selbst dem von der Organisationszentrale ihrem Bezirk zugewiesenen Mitglied des Leipziger Verbandes unter Umständen den Aufenthalt unmöglich machen.

Der Leipziger Verband läßt sie gewähren, da er ja kein Interesse daran hat, einen so mächtigen Vasallen zu verstimmen. Er sagt sich auch: „Je mächtiger die Lokalorganisationen, desto mächtiger nach außen der Verband." —

Da nun diese allmächtige Lokalorganisation sich vorwiegend vom Interessenstandpunkt leiten läßt und überdies des weiten Ueberblicks ermangelt, wirkt sie der sozialen Krankenfürsorge nach manchen Richtungen direkt entgegen.

Sie vereitelt vielfach alle Bemühungen, die dem Bedürfnis entsprechende Anzahl von Aerzten beizuschaffen. Sie sucht mit möglichst wenigen bei der Verteilung der Einnahmen in Betracht kommenden Aerzten auszukommen. Gegen die Niederlassung eines neuen Arztes in der Gegend wehrt sie sich mit Händen und Füßen. Tritt ein Arzt vom Schauplatz ab, so rücken die übrigen Aerzte, wenn es irgendwie angeht, zusammen und bieten einem sich etwa eindrängendem Ersatz die Stirn.

*) So ziemlich jeder Kreis hat seine eigene Lokalorganisation.

In den 4 spezifisch ländlichen Kreisen der Provinz Oberhessen, den Kreisen Alsfeld, Büdingen, Lauterbach und Schotten, hat nach dem Reichsmedizinalkalender die Anzahl der Aerzte seit dem Jahr 1905 — Beginn der Wirkungsäußerung der freien Arztwahl — um über 10 % abgenommen. Es praktizierten im Jahre 1905 in den genannten Kreisen zusammen 45 Aerzte, 1909 nur 40. Bevölkerungsabnahme hat in den genannten Jahren nicht stattgefunden.

Zur Provinz Oberhessen gehören außer den genannten noch die Kreise Gießen und Friedberg. Sie kommen bei vorliegender Statistik nicht in Betracht, da der Kreis Gießen eine Universität mit bedeutenden klinischen Instituten besitzt und in dem Kreis Friedberg das Weltbad Nauheim liegt.

Mit dem Aerztemangel in den ländlichen Kreisen hängt es wohl teilweise zusammen, daß die von der staatlichen Betriebskrankenkasse im Großherzogtum Hessen angeregte Belehrung der Waldarbeiter über erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen, welche früher erfreuliche Fortschritte machte, gegenwärtig kaum noch in Frage kommt. Vielleicht fürchten auch die ärztlichen Lokalorganisationen instinktiv, der Waldarbeiter könnte, allzu gut belehrt, gelegentlich in Versuchung geraten, auch in andern Fällen den eigenen Arzt zu spielen und dadurch die Einnahmen der Stände der Aerzte und Apotheker zu schmälern.

Gegenüber dem allenthalben sich geltend machenden Streben, die physikalisch-diätetischen Heilmethoden auch beim Volk einzubürgern, verhält sich die ärztliche Lokalorganisation kühl und zurückhaltend, manchmal sogar direkt ablehnend. Treten doch bei Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilbehandlung nichtärztliches Heilpersonal, Heilstätte und Sanatorium, also lauter Faktoren, welche dem Interessenkreis der ärztlichen Lokalorganisation fernliegen, in Wirkung.

Die Freiwahlärzte auf dem Lande neigen also namentlich bei Behandlung innerer Krankheiten mehr der medikamentösen Therapie zu, welche vielfach in die gesundheitsschädliche, zwecklose und teuere Polypharmazie ausartet.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich die vernünftige, sparsame Verwendung der Medikamente keineswegs verurteile. Leider Gottes aber machen wir oft genug die Erfahrung, daß die Freiwahlärzte von ihrer Rezeptierkunst einen allzu ausgibigen Gebrauch machen.

„Eine gründliche Untersuchung, ein verständiger ruhiger Zuspruch, der zu Herzen geht, erfordert ja auch viel mehr geistige Sammlung, als das eilige Hinschreiben einiger lateinischer Worte auf einen Zettel. Aber wie hat der vielgeschäftige Freiwahlarzt Zeit und Anlaß, sich in jedem Fall besonders zu sammeln? Da muß eben der papierne Trost herhalten, — das Luxusrezept. Jeden Tag prangt ein andres Säftchen, ein andres Pülverchen zur Seite des Patienten am Bettrand, das, nur halb benutzt oder gar nur gekostet, schon wieder beiseite gestellt und durch etwas Neues ersetzt wird." *) Namhafte Summen Geldes werden so nutzlos vergeudet.

*) Vergleiche meine Broschüre „Der Arzt in Vergangenheit und Gegenwart". Berlin 1906, Herrmann Walther, Verlagsbuchhandlung. S. 17 und 18.

Das Schlimmste aber ist, daß diese Summen aus dem Verdienst des geringen Mannes bestritten werden, der sich in manchen andern Punkten drückende Entbehrungen auferlegen muß.

Zu sehen auf der einen Seite, wie der geringe Mann schon lange an dem Betrag für die Anschaffung eines bestimmten Gegenstandes im Haushalt der Familie spart, und auf der andern Seite, wie gedankenlos der Freiwahlarzt zur selben Zeit den dreifachen Betrag in Medikamenten für die gleiche Familie zwecklos verpufft, — das zu sehen, ist für einen sozial empfindenden Menschen schmerzlich. Der Vermögende hat es freilich besser. Wenn ihm die übertrieben medikamentöse Behandlung nicht paßt, richtet er sich eben anders ein. Der Kassenpatient kann sich nicht helfen. Ihn zwingt das Gesetz.

Die Einigungskommissionen, welche in Hessen zu einem Drittel aus Apothekern bestehen*), werden, wenn sie auch im ärztlichen Vereinsblatt (Nr. 722, August 1909) der Auffassung des Reichsversicherungsentwurfs gegenüber als vorbildlich hingestellt werden, der Polypharmazie nicht energisch entgegentreten. Höchstens daß man etwas mehr auf Billigkeit der verwendeten Präparate achten wird. Der gesundheitsschädliche, kostspielige Massenverbrauch wird nicht eingeschränkt werden.

Die ärztliche Lokalorganisation protestiert überhaupt gegen jede Verbilligung des Heilverfahrens, wenn auch nur eine entfernte Gefahr der Schädigung des finanziellen Interesses der Aerzte vorliegt, mag die eventuelle Herabsetzung der ärztlichen Einnahmen so verschwindend sein, daß sie gegenüber der erheblichen Verbilligung der Heilbehandlung gar nicht in Betracht kommt. Sie sieht eben den allgemein-sozialen Gewinn mit einer Verkleinerungsbrille, während sich der etwa mögliche finanzielle Schaden

*) Tatsächlich stehen im Großherzogtum Hessen in den Einigungskommissionen 6 Vertreter der Medizin, 3 Aerzte und 3 Apotheker, 3 Vertretern der Krankenkassen gegenüber. (Nach meiner Ansicht gehören die Apotheker überhaupt nicht in die Einigungskommission zwischen Aerzten und Krankenkassen. Sie mögen besondere Einigungskommissionen für Apotheker und Krankenkassen beantragen.)

Die Absicht, welche die Apotheker leitet, wenn sie in den Einigungskommissionen der Aerzte und Krankenkassen einen Platz beanspruchen, ist sehr durchsichtig.

Da ihr Arsenal über Zwangsmittel nicht verfügt, wollen sie die Daumenschraube der freien Arztwahl mitbenutzen zwecks Ausbau der medikamentösen Heilbehandlung von ihrem Interessenstandpunkt aus. Dabei kommen nicht nur die übrigen Heilmethoden zu kurz, sondern auch die billige medikamentöse Behandlung mit den sogenannten Hausmitteln, welche in der Hand des Arztes so wertvoll ist.

Es ist der Aerzteorganisation wohl zu glauben, daß es in derartigen Einigungskommissionen, wie sie ja auch im Königreich Württemberg eingeführt sind, recht friedlich hergeht. Die Freiwahlärzte und Apotheker verbindet das gemeinsame Interesse. Die 3 Vertreter der Arbeiter, bezw. der Krankenkassen, fügen sich resigniert der erdrückenden Majorität und sehen ihre Aufgabe nur allein darin, den Arbeitern, welche sie vertreten, die einseitigen Ansprüche der Aerzte und Apotheker mundgerecht zu machen. Wenn ihnen das aber nicht gelingt, was dann? — Das ist freilich eine besondere Frage.

der Aerzte ihrem Auge in starker Vergrößerung einstellt. — Die nach Verbesserung der finanziellen Lage der Aerzte abzielenden Bestrebungen der Lokalorganisation sind ja, wenn sie sich in vernünftigen Grenzen halten, berechtigt. Sie sind sogar notwendig, damit nicht die Aerzte im allgemeinen wirtschaftlichen Kampf der Stände unterliegen. Es geht aber nicht an, daß einer einseitigen Interessenvertretung in allgemeinsozialen Fragen die Entscheidung in die Hände gegeben wird. Das geschieht aber durch Einführung der freien Arztwahl. Die Folgen dieser Neueinrichtung sind denn auch recht trauriger Natur. Die Klagen über Mangel an ärztlicher Hilfe häufen sich zusehends.

Die Bevölkerung kann aber auch gar nichts machen gegen die Uebermacht der Lokalorganisation. — — — Ich kenne einen Bezirk, in welchem immer zwei Aerzte praktiziert hatten, bis es dem einen infolge seiner unsozialen Eigenschaften gelang, den sozial empfindenden Kollegen zu verdrängen. Der nun im Alleinbesitz der Praxis befindliche unsoziale Arzt treibt ein Interessensystem rücksichtslosester Art. Die Bevölkerung leidet schwer unter dem Druck solcher Verhältnisse. Sie wagt aber nicht energische Schritte zu ergreifen behufs Heranziehung eines zweiten Arztes, weil sie sich ohnmächtig fühlt der ärztlichen Lokalorganisation gegenüber, welche die Notwendigkeit eines zweiten Arztes nicht anerkennt. Der Widerstand der Lokalorganisation rührt zum Teil auch daher, weil sie ahnt, daß die nach dem Organisationsstatut bei Niederlassung eines zweiten Arztes notwendige Einführung der freien Arztwahl infolge der unsozialen Eigenschaften des ersten Arztes äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich sein würde.

Einrichtungen wie freie Arztwahl und Kassenbehandlung mit Bezahlung der Einzelleistung sind überhaupt bei von Grund aus unsozial veranlagten Aerzten, wie es scheint, selbst nach Ansicht der Freunde der freien Arztwahl praktisch undurchführbar.

Die staatliche Betriebskrankenkasse im Großherzogtum Hessen, welche leider trotz ihrer traurigen Erfahrungen immer noch auf dem Standpunkt der freien Arztwahl und der Bezahlung der Einzelleistung steht, hat wenigstens im vorliegenden Fall durch ihre Handlungsweise selbst die allgemeine Undurchführbarkeit ihres Systems bewiesen. Als nämlich die Kosten für ärztliche Behandlung ihrer Mitglieder durch den betreffenden Arzt einfach haarsträubend wurden, hat sie sich dazu verstanden, sein Honorar nach dem Durchschnittshonorar der Aerzte Hessens zu normieren. — Was soll denn aber die arme Bevölkerung machen, welche ein solches Mittel der Zurückweisung ärztlicher Ueberforderungen nicht besitzt und der Uebermacht der ärztlichen Lokalorganisation gegenüber völlig machtlos ist? — Solche Aerzte, wie der beschriebene, denen sowohl das allgemeinsoziale als auch das ärztlichsoziale Empfinden vollständig abgeht, sind freilich auch ein Kreuz für die Organisation, das sie aber nach außen wenigstens aus standespolitischen Gründen mit Geduld tragen muß.

---

# Notizen und Besprechungen.

## Politik.

Die Vereinigten Staaten als Weltmacht. Eine Betrachtung über internationale Politik von Dr. Archibald Cary Coolidge, Professor der Geschichte an der Harvard-Universität in Cambridge, V. St. v. A. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Walter Lichtenstein, Kustos der europäischen Geschichtssammlungen an der Bibliothek der Harvard-Universität. Berlin: Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, 1908. 367 Seiten.

Documentary Source Book of American History 1606—1898. Edited with notes by William Macdonald, Professor of History in Brown University. New York: The Macmillan Company, 1908. 616 Seiten.

Professor Coolidge von der Harvard-Universität hat im Winter 1906/7 in Frankreich als Austausch-Professor gewirkt. Dort hat er Vorlesungen über die Vereinigten Staaten als Weltmacht gehalten, die er später in englischer Ausgabe veröffentlichte; die Mittlersche Verlagsbuchhandlung beschert uns hiervon nun eine deutsche Uebersetzung. Unsere Literatur über die Vereinigten Staaten hat dadurch eine wertvolle Bereicherung erfahren. Denn der Eintritt der Vereinigten Staaten in die Reihe der Weltmächte, der sich doch überraschend schnell vollzogen hat, ist bisher in einem größeren deutschen Werke noch nicht geschildert worden. Und wenn an sich das Bedenken besteht, daß man über die historische Entwicklung des eigenen Landes in der Gegenwart vielleicht nicht so unparteiisch schreiben kann, wie ein Ausländer, so muß doch dem Verfasser nachgerühmt werden, daß er mit großer Leidenschaftslosigkeit, Klarheit und Gerechtigkeit schreibt und sich bemüht hat, sich von allen amerikanischen Vorurteilen so freizumachen, wie irgend möglich.

Allerdings gelingt ihm dies doch nicht ganz. Aber vielleicht ist das menschenunmöglich. Zumal in einem Falle wie dem vorliegenden, wo ein Geschichtsprofessor vor fremden Zuhörern über das eigene Land spricht, wird ihm manches kritische Urteil über die Politik der Heimat nicht aus

dem Gehege der Zähne hinauswollen, während er es vor Landsleuten vielleicht offen ausgesprochen hätte.

Diese Ausstellung ist jedoch nur für verhältnismäßig wenige Ansichten des Buches zu machen. So z. B. für die Stellen, an denen Coolidge über die Behandlung der Eingeborenen spricht und die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten zu rechtfertigen sucht. „Wie auch in Sibirien und Australien war der Untergang der Eingeborenen unabwendbar. Denn der Wilde mag noch so malerisch und interessant sein, er ist und bleibt doch ein Wilder, und es dauert unendlich lange, bis er willig ist, seine nomadischen Gewohnheiten mit dem einförmigen Tagewerk des zivilisierten Lebens zu vertauschen. Ein Stamm fauler Krieger verwandelt sich nicht kurzerhand in ein Dorf fleißiger Bauern. Nach und nach kann solche Umwandlung stattfinden, wie es in Mexiko geschehen ist, aber nach den jetzigen Vereinigten Staaten kamen die weißen Einwanderer in solcher Zahl, daß keine Zeit dazu war, die Dinge ihren ruhigen Lauf nehmen zu lassen." (S. 65.) Die Voraussetzungen, von denen Coolidge hier ausgeht, müssen doch größtenteils als falsch bezeichnet werden. Die kulturgeschichtliche Forschung hat erwiesen, daß der nordamerikanische Indianer zu der Zeit, als der Weiße ins Land drang, durchaus kein Wilder war, sondern daß viele Stämme des Ostens (ganz zu schweigen von den Pueblo-Indianern in den Felsengebirgen mit ihrer hochentwickelten Landwirtschaftskultur) bei vernünftiger Behandlung leicht hätten zivilisiert werden können. Sie standen etwa auf der Kulturstufe der Germanen zur Zeit des Tacitus, also auf der eines Halbkulturvolkes, und es ist das traurigste Zeichen für die geringen kulturerzieherischen Leistungen der nordamerikanischen Weißen, daß sie die roten Männer von dieser Stufe nicht emporgehoben, sondern im Laufe der Zeit (fast bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts) immer mehr herabgedrückt haben. Insbesondere die Geschichte der Creeks, der Cherokesen, der Choctaws, überhaupt der sogenannten „5 zivilisierten Stämme" ist ein schmachvolles Blatt in der Geschichte der U. S. Ein weiterer unumstößlicher Beweis für die Zivilisationsfähigkeit der Indianer ist die Tatsache, daß in Kanada, dessen Regierung durchaus andere Wege in der Behandlung der Rothäute einschlug, im ganzen 19. Jahrhundert nicht ein einziger Indianerkrieg von Bedeutung vorgekommen ist, während die gleichzeitige Geschichte der Vereinigten Staaten davon wimmelt; ferner daß die kanadischen Indianer im Durchschnitt heute auf höherer Stufe stehen als die übelbehandelten, stets wieder von ihrer Scholle gerissenen, jedem Unrecht preisgegebenen Indianer der Union.

Die neueste Zeit hat gezeigt, daß man selbst den wildesten Indianerstämmen nicht den Vorwurf der Faulheit machen darf; die Apachen z. B., die doch bis vor wenigen Jahrzehnten nur in sehr schwache Berührung mit den Weißen gekommen waren, dann aber in erbittertem Kampf und Streit mit ihnen lebten, haben nach ihrer Unterwerfung überraschend schnell einzelne Elemente der Kultur der Weißen übernommen; bei den umfang-

reichen Bewässerungsbauten, welche die Regierung der Vereinigten Staaten in den trockenen Teilen der Felsengebirge unternommen hat, haben vielfach Apachen als Arbeiter Verwendung gefunden, und ihr Fleiß und ihre Anstelligkeit werden widerspruchslos gerühmt. — Warum hat man nicht schon in früheren Zeiten eine gerechtere Behandlung der Indianer versucht? Warum hat man z. B. einen so hervorragenden Mann wie den Häuptling „Schwarzer Falke“ zu Anfang des 19. Jahrhunderts in eine erbitterte Oppositionsstellung gedrängt? Dieser befähigte und edeldenkende Mann hätte in den Vereinigten Staaten eine ganz ähnliche Rolle als Kulturförderer der Indianer spielen können wie wenige Jahrzehnte vorher John Brant in Canada, der dort das Christentum unter seinen Stammesbrüdern heimisch machte und sie überhaupt zu höherer Kultur emporführte. Aber in den Vereinigten Staaten hat man lange Zeit hindurch solche Zivilisierung der Indianer gar nicht gewünscht. Man lese etwa die treffliche Schrift des deutschen Indianerforschers Georg Friederici „Indianer und Anglo-Amerikaner“ (Braunschweig: Vieweg, 1900), welche die zahlreichen moralischen Anklagen, die deshalb von allen Seiten, auch von Amerikanern, gegen die Regierung der Union und ihrer Einzelstaaten und noch mehr gegen ihre weiße Bevölkerung erhoben worden sind, zusammenstellt und daraus eine schwere Anklage formt, scharf wie ein Richtschwert. Coolidge selbst gibt zu, daß die Beziehungen der Weißen zu den Rothäuten in den Vereinigten Staaten „eines der vielen unrühmlichen Kapitel in der Geschichte der Behandlung schwacher Völker“ darstellten. Er meint indessen, die ganze Episode sei „nicht so schändlich und bei weitem nicht so wichtig, wie man oftmals behauptet habe“. (S. 66.) Er übersieht dabei, daß nicht nur der roten Rasse in Nordamerika himmelschreiendes Unrecht getan wurde, sondern daß auch die Weißen durch deren falsche Behandlung und Ausrottung*) (die Zahl der heute lebenden Indianer beträgt nur noch etwa 270 000 Köpfe) die Vereinigten Staaten eines tüchtigen Bevölkerungselementes beraubt haben, dessen Fortbestehen dem Lande von größerem Vorteile gewesen wäre als die Einführung von Hunderttausenden von Negern, aus denen sich in der Zwischenzeit die etwa 9 Millionen starke Negerbevölkerung entwickelt hat, die das schwerste Problem darstellt, das man in der Union zu lösen haben wird.

Außerdem sollte gerade ein Historiker nicht vergessen, welche Folgen ungerechte Gesinnung und ungerechte Behandlung mit sich führen. Sie

*) Nach neueren Forschungen glaubt man annehmen zu müssen, daß die heutige Kopfzahl der Indianer ihrer Anzahl zur Zeit des ersten Eindringens der Weißen in Nordamerika entspricht. Selbst wenn diese Annahme richtig ist — es kann sich selbstverständlich nur um eine Hypothese handeln — so würde sie doch nichts an der Tatsache ändern, daß gerade auch im 19. Jahrhundert die Behandlung der Rothäute durchaus nicht zu rechtfertigen ist und daß z. B. die Losreißung der 5 zivilisierten Stämme des Ostens diesen schweren kulturellen Schaden getan hat, ganz abgesehen von den ungerechten Vernichtungskämpfen, durch die man sie zur Duldung der Losreißung gezwungen hatte.

erbittern den davon Betroffenen — ja sie können ihn zum wütenden Tiere machen. Aber sie demoralisieren auch den, von dem sie ausgehen. Wenn die weiße Farmerbevölkerung das von Coolidge selbst angeführte Sprichwort hatte, daß „der einzige gute Indianer ein toter Indianer sei", wenn von den Parlamenten von Einzelstaaten, was Coolidge nicht anführt, Prämien ausgesetzt werden konnten auf Abschießung von „Böcken", womit Indianer gemeint waren — so bezeichnet dies einen Gipfel der Roheit, die in dem Geiste der so Sprechenden und Handelnden schwere Verwüstungen anrichten mußte. Rohe und rücksichtslose Gesinnung sind dadurch gefördert worden — gefährlich genug für ein Volk, das schon durch die Duldung der Sklaverei moralisch angefressen war. Und wirklich bilden Roheit und Rücksichtslosigkeit im Charakter mancher amerikanischer Volkskreise heute einen kennzeichnenden Zug, der sich nicht leicht wird beseitigen lassen und der auch dadurch nicht aufgewogen wird, daß im Charakter anderer, aber kleinererer Kreise Hilfsbereitschaft und liebenswürdige Gesinnung vorwiegen.

Auch wo es sich um ungerechte Behandlung anderer Bevölkerungsbestandteile handelt, ist Coolidge nicht immer unparteiisch. Was er z. B. (S. 325) anführt, um das Chinesen-Ausschluß-Gesetz der Vereinigten Staaten zu rechtfertigen, ist reichlich sophistisch. Dieses Gesetz, die sogenannte Anti-Kuli-Bill, wurde bekanntlich 1882 auf 10 Jahre erlassen, 1892 für einen gleichen Zeitraum erneuert, 1902 auf unbestimmte Zeit verlängert. Es schließt alle chinesischen Kulis von der Einwanderung in die Vereinigten Staaten aus und gestattet nur chinesischen Studenten, Gelehrten und Kaufleuten, in das Gebiet der Vereinigten Staaten zu kommen. Die chinesische Regierung erhob Vorstellungen dagegen, aber vergeblich. Erst der heftige Boykott, den man in China im Jahre 1905 gegen amerikanische Waren begann, erwies sich als scharfes Wiedervergeltungsmittel, das die Amerikaner an ihrer empfindlichsten Stelle traf. Coolidge meint nun, daß die amerikanische Politik die Aufgabe habe, weiteren Konflikten vorzubeugen. Es sei ihre Pflicht, „die Dinge nicht so weit kommen zu lassen, indem man es den Chinesen klarmacht, daß ihr teilweiser Ausschluß nicht irgendwelcher Feindschaft und vor allem auch nicht der Verachtung entspringt, sondern vielmehr der Ueberzeugung, daß ein Zusammenleben der weißen und der gelben Rasse für beide unerwünscht ist". (Seite 325 u. 326.) Diese Behauptungen sind sehr kühn. Denn daß der Ausschluß chinesischer Arbeiter von der Einwanderung nicht der Verachtung zuzuschreiben sei, dürfte ein unparteiischer Beobachter kaum unterschreiben. Gewiß, erbitterte Abneigung spielt dabei die Hauptrolle. Aber die Verachtung war auch ihrerseits stark genug daran beteiligt. Man braucht nicht einmal an das in Nordamerika für die Chinesen übliche Spott- und Schimpfwort „Chink" — „John" nimmt sich dagegen wie ein Kosename aus — zu denken oder an die „Sand Lot Speeches", die der irische Demagoge Kearney in den 70er Jahren in San Francisco vor einer auf-

geregten Menge hielt und die den Chinesen alles mögliche Schlechte vorwarfen, um die Notwendigkeit ihres Ausschlusses zu begründen. Vielmehr muß man nur einmal die Behandlung mitansehen, welche die Chinesen in den Vereinigten Staaten zu finden pflegen und aus der das scheue und gedrückte Wesen vieler von ihnen erklärlich wird, um die Unrichtigkeit der Behauptung Coolidges einzusehen. Wenn man nun gar etwa in der ausführlichen „History of the Pacific States" von Hubert H. Bancroft nachliest, so wird man Volksaufstände gegen die Chinesen in den westlichen Staaten kennen lernen, die das noch deutlicher zeigen. Daß man eine ganze Gruppe von Chinesen mit den Zöpfen aneinanderband, daß man ihnen die Zöpfe abschnitt, um sie zu schikanieren, daß man sie zu Dutzenden in engen Gefängnissen zusammenpferchte, ohne zunächst zu wissen, ob sie sich überhaupt gegen die Gesetze vergangen hatten — das sind keine Einzelvorgänge gewesen. Hat ein Volksstamm in den Vereinigten Staaten das Recht, sich über verachtungsvolle Behandlung zu beklagen, so sind es neben den Negern zweifellos die Chinesen. Wenn Coolidge dem entgegenstellt, daß chinesische Studenten, die heute in großer Zahl an amerikanischen Universitäten studierten, sich nicht über schlechte Behandlung beklagen könnten, so beweist dies gar nichts. Denn gewiß wird man in den Kreisen der gebildeten Jugend sich anders zu benehmen wissen als in den Massen aufgeregten und aufgehetzten Volkes. Noch sind diese Zeilen aber nicht in Druck gegangen, als die Nachricht aus Amerika kommt, daß die chinesischen Studenten am Carnegie-Institut in Pittsburgh von einer aufgeregten Volksmenge beschimpft und verfolgt worden seien. Die Veranlassung war die Ermordung der Elsie Siegel in New York durch einen dortigen Chinesen. Die chinesischen Studenten in Pittsburgh sind völlig unschuldig daran, dennoch wurden sie auf das schärfste insultiert. Man vergleiche damit die Haltung der Londoner Bevölkerung gegenüber den indischen Studenten nach der Mordtat eines unter ihnen im Juli 1909!

Gerade infolge der verachtungsvollen Behandlung, die man den Chinesen jahrzehntelang hatte angedeihen lassen, hat sich ja auch der Straßenpöbel (zumal in den westlichen Staaten) so daran gewöhnt, daß er dieselbe Behandlung auch bei den Japanern anzuwenden suchte, als diese ihm unangenehm wurden. Bei den reizbaren, selbstbewußten und nationalstolzen Söhnen des Reiches der aufgehenden Sonne aber ist man damit an die falsche Adresse geraten. Der erbitterte Widerstand, den sie Mißhandlungen entgegensetzten, die sich die Chinesen vielfach hatten gefallen lassen, hat den Amerikanern erst nach mehrfacher Wiederholung solcher üblen Auftritte gezeigt, daß man den Japanern gegenüber anders verfahren müsse. Das Problem, wie die Vereinigten Staaten und Japan, früher so gute Freunde, jetzt heimlich so erbitterte Gegner, mit einander auskommen sollen, wird von Coolidge im 19. Kapitel seines Buches in ausführlicher Weise erörtert. Auch hier übersieht er aber geflissentlich die Tatsache des erbitterten Rassenhasses, die doch für keinen einigermaßen vor-

urteilsfreien Beobachter zu übersehen ist. Man denke an den Vorfall, den die Zeitungen Anfang 1909 brachten: eine Amerikanerin, die sich mit einem Japaner verheiraten will, wird auf der Straße und auf dem Bahnhof von der gesamten Volksmenge beschimpft und in der ärgsten Weise bedroht, wenn sie ihre Absicht ausführen wolle. Meiner Ansicht nach ist die Rassenantipathie nicht etwa nur einer der Nebengründe des erbitterten Feindschaftsgefühles der Amerikaner gegen die Japaner, vielmehr ihr Hauptgrund. Wenn dieser Instinkt sich nicht als solcher geberdet, sondern sachliche Gründe vorzuschieben sucht, so entspricht dies gewissen Erscheinungen der Massenpsychologie, die wir überall beobachten können. Die Masse handelt (wie häufig auch der Einzelmensch) aus Gefühlsgründen, glaubt aber, zu ihren Handlungen durch Verstandesüberlegungen veranlaßt zu sein.

Es ist auch ungerecht von Coolidge, wenn er den Japanern (S. 339) vorwirft, daß sie nicht bereit seien, ihre Nationalität abzustreifen und im amerikanischen Volke aufzugehen. Gewiß haben die Japaner, namentlich seit den Vorgängen der letzten Jahre, keine große Lust dazu; selbst wenn sie es aber wünschten, würden die Amerikaner ihnen den bittersten Widerstand entgegensetzen. Das Verhalten der Amerikaner gegen die Chinesen zeigt dies deutlich genug. Auch diese sind von einem fremden Volke schwer assimilierbar. Hier und da aber (z. B. in Hawai und auf den Philippinen) haben sie sich tatsächlich halb und halb assimiliert. Auch in den westlichen Staaten der Union, in denen sie schon längere Zeit leben, zeigt mindestens die zweite Generation nicht übel Lust dazu.*) Die Amerikaner wollen aber diese Assimilierung nicht. Mehrere Einzelstaaten im Westen haben Gesetze erlassen, durch welche die Heirat von weißen mit gelben Menschen bei schwerster Strafe verboten ist. Und selbst wo solche Gesetze nicht bestehen, würde der Weiße, der eine Chinesin oder Japanerin heiratete, noch viel mehr aber die weiße Frau, die einem Gelben die Hand reichen wollte (ich habe ja eben ein Beispiel dafür genannt) vor der aufgeregten Volksmasse ihres Lebens nicht sicher sein. Ich mache den Amerikanern wegen dieser Abneigung gegen eine Vermischung mit der gelben Rasse nicht den leisesten Vorwurf. Das ist Geschmacks- und Gefühlssache, über die sich nicht streiten läßt. Man soll nur nicht behaupten, daß den Amerikanern mit der Assimilierung von Chinesen und Japanern gedient sei und daß sie ihr keine Schwierigkeiten in den Weg legten.

Endlich geben die Ausführungen von Coolidge über die Monroe-Doktrin und über die Vereinigten Staaten als Kolonialmacht mancherlei Gelegenheit zu Ausstellungen.

Die Monroe-Doktrin sucht er schön weiß zu waschen. Ich will mich hier nicht darauf berufen, daß Bismarck sie als eine „internationale

*) Siehe darüber z. B. meinen Aufsatz „Ein Besuch in einer chinesischen Volksschule in San Francisco" im 1. Band meiner „Kulturgeschichtlichen Streifzüge (Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten)" (Hamburg: Gutenberg-Verlag, 1908) Seite 134 ff.

Unverschämtheit" bezeichnet haben soll. Aber die Gründe, welche Coolidge für ihre Berechtigung anführt, sind denn doch vielfach allzu fadenscheinig. Er gibt zu, daß sie schon längst nicht mehr die ursprüngliche Doktrin des Präsidenten Monroe darstelle, sondern wiederholt abgeändert und neuen Verhältnissen angepaßt worden sei — natürlich immer den gegenwärtigen Wünschen der Vereinigten Staaten. Vor allem macht er in interessanter Weise auf den Beginn eines Stimmungsumschwunges in den Vereinigten Staaten aufmerksam, der vielleicht größtenteils darauf zurückzuführen sei, daß diese, während sie früher kapitalsarm gewesen seien und von Europa geborgt hätten, sich allmählich selbst zu einem kapitalstarken Lande entwickelt hätten und nunmehr am eigenen Leibe die Unannehmlichkeiten durchmachten, die dem Gläubiger gegenüber leichtfertigen Schuldnern erwüchsen, als welche sich zuweilen die mittel- und südamerikanischen Republiken entpuppten. Indessen kann Coolidge doch mit allen seinen Darlegungen nicht die Berechtigung eines Vorgehens erweisen, das solche leichtfertigen Schuldnerstaaten vor Zwangsmaßregeln seitens europäischer Staaten schützt, ohne sie doch zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen anzuhalten. Und es muß einigermaßen phantastisch anmuten, wenn er nun gar die Behauptung aufstellt: „Auch in der Geschichte der Kolonisation der Neuzeit ist viel, wenn nicht das meiste, dem Zufall überlassen geblieben, aber daß große Teile Südamerikas vor dem Schicksal Asiens und Afrikas nur durch den Schutz der großen nordamerikanischen Republik bewahrt worden sind, kann doch nicht bezweifelt werden."

Doch genug von der Monroe-Doktrin, der Coolidge übrigens ein eigenes Kapitel widmet, in welchem er die wichtigsten Fälle, in denen sie bisher zur Anwendung gelangte, historisch getreu erzählt. Ueberhaupt ist sein ganzes Buch eine außerordentlich wertvolle Sammlung des wichtigsten Materials über die Geschichte der auswärtigen Beziehungen der Vereinigten Staaten.

Unter seinen übrigen Ausführungen sei nur noch an einem Punkt Kritik geübt. In dem 7. Kapitel, in welchem er die Erwerbung von Kolonien durch die Union behandelt, sucht er diesen Schritt größtenteils zu rechtfertigen, wenn er auch auf manchen schwachen Punkt in den Anschauungen der Nordamerikaner über ihre Kolonialgeschichte aufmerksam macht; so meint er z. B., daß die Verhältnisse bei den Philippinen anders lägen als bei der Erwerbung von Porto Rico und anderer Kolonien, denn man habe die Philippinen erobern müssen, „indem man ein Volk besiegte, das um das kämpfte, was die Amerikaner stets als höchstes Gut des Menschen gepriesen hatten — Freiheit" (S. 131). — Coolidge sucht die Erwerbung überseeischer Kolonien durch das gewöhnliche Schlagwort zu begründen, das für jede koloniale Ausbreitung angewendet wird: „Kolonisation ist nichts weiter als nationales Wachstum nach außen hin, wenn das Land im Innern vollständig besiedelt ist." (S. 133.) Das kann man doch aber von den Vereinigten Staaten nicht behaupten. Ihre

Landfläche kann viele Millionen Menschen mehr ernähren, als jetzt auf ihr wohnen. Ja es ist noch nicht einmal alles verfügbare Land vergeben. Zwar verfügt man nicht mehr über so gewaltige Ländermassen, wie sie noch vor wenigen Jahrzehnten dem Farmer die Auswahl des Landes, auf dem er sich ansiedeln wollte, schwer machten. Aber der Verwaltung der öffentlichen Domänen steht doch immer noch viel freies Land zur Verfügung, das der Vergebung harrt, und die Bewässerungsbauten der Bundesregierung in den Felsengebirgen werden der Besiedelung insgesamt noch ein weiteres Gebiet erschließen, das der Gesamtlandfläche der Großherzogtümer Baden, Hessen und Sachsen-Weimar entspricht.

Der Grund, weshalb die Amerikaner überseeische Kolonien erworben haben, ist also gewiß nicht in der vollständigen Besiedelung der Union zu suchen. Handelsinteressen sind dafür die Hauptveranlassung gewesen. Oder ist z. B. Hawai aus einem anderen Grunde annektiert worden, als weil die amerikanischen Zuckerkönige die Plantagen, die sie dort faktisch in Besitz hatten, auch unter dem Sternenbanner sehen wollten? Der Hauptgrund aber war der, daß das amerikanische Volk trotz einer lebhaft widerstrebenden Minderheit sich von den imperialistischen Schlagworten gefangen nehmen ließ, die allenthalben in der Gegenwart eine so große Rolle spielen. Man wird daher für die Erwerbung der überseeischen Kolonien als wichtigsten Grund einfach den Machtwillen anzuführen haben, solche Kolonien zu besitzen, und nicht den unzutreffenden Grund, daß die Landfläche der Vereinigten Staaten bereits vollständig besiedelt gewesen sei. Ebenso läßt sich die Handlungsweise der Union gegenüber der Republik Columbia gelegentlich der Abtrennung der neuen Republik Panama nicht durch irgendwelche anderen Gründe, wie sie Coolidge S. 268 f. anzuführen sucht, beschönigen. Es war unzweifelhaft ein Gewaltsstreich, der aus dem Machtwillen der Vereinigten Staaten entsprang.

Doch nun genug der Kritik, die sich auf die hier angeführten Punkte beschränken muß. Denn im übrigen ist jede Zeile des Buches wertvoll in der Feststellung der Tatsachen und der maßvollen Abgabe des Urteils; die übersichtliche Gliederung erleichtert seine Benutzbarkeit sehr. In vortrefflicher Weise gibt es zunächst einen Ueberblick über Entstehung und Entwicklung der Vereinigten Staaten und über ihre Bevölterungsprobleme, dann wirft es einen Rückblick auf frühere Träume und Wünsche der amerikanischen Politik, geht zur Monroe-Doktrin über, schließt eine Uebersicht über Entstehungsursachen und Folgen des spanisch-amerikanischen Krieges an, schildert das Verhältnis zu den Philippinen und behandelt alsdann nach einem allgemeinen Ueberblick über die gegenwärtige Gestaltung des Wirtschaftslebens, das ganz richtig als eine der wichtigsten Grundlagen für die Beziehungen zu fremden Völkern gekennzeichnet wird, die Beziehungen zu den einzelnen Großmächten. Auch dem Verhältnis der Union zu dem romanischen Amerika wird ein Kapitel gewidmet, ein anderes den Beziehungen zu den weniger wichtigen europäischen Staaten, wiederum

eins dem Verhältnis zu Westindien und der Frage des Panamakanals, und die 3 letzten Kapitel dem Stillen Ozean, dem Verhältnis zu China und zu Japan. Ganz vorzüglich ist namentlich auch das Kapitel über die Entwicklung der Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Kanada. Eine klarere, übersichtlichere und gerechtere Würdigung des beiderseitigen Verhältnisses läßt sich schwer denken. Auch die Möglichkeiten der zukünftigen Entwicklung werden hier wie auch sonst in dem Buche sine ira et studio erörtert und kritisch gegeneinander abgewogen. Ueberhaupt berührt der leidenschaftslose, ruhige Ton des Ganzen sehr wohltuend. Mancher Laie wird das Buch zunächst vielleicht trocken und temperamentlos finden; hat er sich weiter hineingearbeitet, so wird auch er erkennen müssen, daß eine andere Behandlung des Stoffes nicht ein so klares Bild ermöglicht hätte, als es Coolidge uns bietet.

Ueber weitere Einzelheiten daraus zu berichten ist hier nicht der Platz. Es sei nur kurz angeführt, daß der Verfasser annimmt, daß die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu 3 Großmächten gegenwärtig die allerwichtigsten seien: zu Großbritannien, zu Deutschland und zu Japan. Diese 3 Kapitel sind besonders lesenswert. Das über Deutschland mag uns manches in eigenartiger Beleuchtung zeigen. So ist es recht interessant, von einem Manne, der selbst als Austauschprofessor gewirkt hat, die Meinung vertreten zu höen (S. 207), daß der Professorenaustausch wohl keinen sehr großen Eindruck auf Amerika machen möge; weit wichtiger noch ist die Seite 193 ausgesprochene Ansicht, daß die in Amerika lebenden Deutschen „trotz ihrer großen Zahl und ihrer großen Vorzüge“ auf die öffentliche Meinung dort, insbesondere auch auf die Stellung ihrer neuen Heimat zum alten Vaterlande, nur wenig bemerkbaren Einfluß ausgeübt hätten. „Nicht den in Amerika beheimateten Deutschamerikanern, sondern Reichsdeutschen, die sich in Amerika aufgehalten haben, und Amerikanern, die in Deutschland gelebt oder studiert haben, ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die beiden verwandten Völker sich haben verstehen und würdigen lernen.“ (S. 193.)

Die eigene historische Literatur der Vereinigten Staaten ist zwar an Bänden ungemein reich, aber nicht eben an hervorragenden Werken. Bis in die neueste Zeit hinein wies die amerikanische Geschichtsschreibung nur wenige hervorragende Namen auf. Jetzt scheint sich dies zum Besseren zu wenden. Es scheint, als ob ein Stamm bedeutender Historiker in den Vereinigten Staaten aufwächst. Das Coolidgesche Buch ist ein treffliches Zeugnis dafür. Wir wollen auch dem Herrn Uebersetzer und der Verlagsbuchhandlung, die es würdig und schön ausgestattet hat, dafür danken, daß sie es uns in deutscher Ausgabe beschert haben.

* * *

Einen trefflichen Ueberblick über die wichtigsten Ereignisse der Geschichte der Vereinigten Staaten, der äußeren sowohl wie der inneren, kann

man sich an der Hand des **Macdonaldschen Quellenbuches** verschaffen. Wie schwer ist es für uns in Deutschland zuweilen, den Wortlaut eines hervorragenden amerikanischen Gesetzes früherer Jahrzehnte oder eines wichtigen Staatsvertrages festzustellen! Nicht auf jeder öffentlichen Bibliothek sind die nötigen Quellenwerke vorhanden, wie ja überhaupt die Literatur über die Vereinigten Staaten auf den meisten deutschen Bibliotheken recht kärglich vertreten ist. In dem Macdonaldschen Buche dagegen finden wir auf dem Raum von wenig über 600 Seiten die wichtigsten Gesetze und Staatsverträge zusammengestellt: so z. B. die Botschaft des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823, oder den Vertrag mit Frankreich über die Abtretung von Louisiana am 30. April 1803, oder das Gesetz über die Zivilbeamten (Civil Service Act) vom 16. Juni 1883. Stets ist eine ganz kurze historische Einleitung vorausgeschickt, meist auch weitere Literatur angegeben. Insgesamt umfaßt das Buch 187 Texte — beginnend mit dem ersten Freibrief für Virginia vom 10./20. April 1606 bis zum Pariser Frieden vom 10. Dezember 1898. So werden wir durch die ganze amerikanische Geschichte geführt. Wenn das Buch in Amerika hauptsächlich zur ersten Einführung von Studenten der Geschichtswissenschaft in die nordamerikanische Geschichte benutzt wird, so kann es bei uns mit größtem Vorteil demselben Zweck dienen, ja auch darüber hinaus noch Bedeutung gewinnen. Bedauerlich ist nur, daß es mit dem Jahre 1898 abschließt und daß es den Beziehungen zu Ostasien, die doch für die Vereinigten Staaten von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung gewinnen, sogar keine Aufmerksamkeit zuwendet.

Hamburg-Großborstel. Dr. Ernst Schultze.

---

## Pädagogik.

A. Hippius, Der Kinderarzt als Erzieher. Praktisches Handbuch für Eltern, Aerzte und Lehrer. München 1909, C. H. Becksche Verlag. 319 S.

Der Verfasser verfügt über eine reiche Erfahrung, die er als Kinderarzt ins Moskau erworben hat, und ist, wie z. B. seine Befürwortung der Heilserum-Therapie und die Bevorzugung des Pasteurschen Verfahrens zur Erzielung keimfreier Säuglingsmilch merken läßt, durchaus den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft gefolgt. Er gehört nicht zu denjenigen Aerzten, welche einseitig der Schonung das Wort reden, sondern sieht mit Recht in einer richtigen Verteilung von Schonung und Uebung die Bürgschaft für eine gesunde körperliche und geistige Entwicklung des Kindes. Der Inhalt des Buches ist reicher, als das der Vervollständigung noch bedürftige Sachregister verrät. Ueber die Frage nach gesundheitsgemäßer Ernährung und Bekleidung der Kinder, nach der Einwirkung des Rauchens auf den jugendlichen Körper, nach dem richtigen Verhalten bei ansteckenden

Krankheiten, nach der Behandlung bettnässender Kinder und über viele andere Fragen, die denkende Eltern und Erzieher in der Sorge um ihre Lieblinge stets beschäftigen, findet man hier klare Belehrung und Ratschläge, die auch da einleuchten, wo sie vom Herkömmlichen abweichen.

Ein besonderer Vorzug des Buches besteht darin, daß es nicht nur zu der jeder Altersstufe des Kindes angemessenen Körperpflege anleitet, sondern in parallelen Abschnitten auch auf seine seelische Erziehung Bedacht nimmt. Wenn ein Abschnitt der letztgenannten Art eine „nicht später als zu Beginn des Schulalters" einsetzende sexuelle Belehrung, wie man es allerdings jetzt von den meisten Aerzten zu hören bekommt, dringend anrät, so muß ich dagegen schon sonst geltend gemachte Gründe aufrecht erhalten. Erstens wird eine noch so vorsichtige Belehrung über sexuelle Dinge von dem Kinde leicht dahin gedeutet, daß es seiner diesem Gebiet zustrebenden Phantasie freien Lauf lassen darf. Ferner geht die Empfehlung frühzeitiger Aufklärung von der irrigen Voraussetzung aus, als sei es dem Kinde nur um ein theoretisches Wissen zu tun und werde es sich, sobald dies ihm nicht mehr vorenthalten wird, zufrieden geben. Die unvermeidliche Stufenleiter aber, der die Neugier des Kindes zudrängt, ist: Wissen, Schauen, Erleben. Wer dem Kinde auf der ersten Stufe entgegenkommt, steigert nur seinen Drang, die andern Stufen vor der Zeit zu durcheilen. Im übrigen finden sich auch in den der seelischen Erziehung gewidmeten Teilen des Buches feine Beobachtungen und wohlüberlegte Winke, denen auch der Pädagoge von Fach seine Zustimmung nicht versagen wird. Wenn der Verfasser auch am liebsten den Anfang des Schulunterrichtes, dem dann eine häusliche Vorbereitung vorausgehen müßte, bis ins zehnte Lebensjahr hinausschieben möchte, so fehlt es ihm doch nicht an Verständnis für die Unentbehrlichkeit der Schule und ihre heilsame Einwirkung, die er die Eltern warnt durch kritiklose Parteinahme für die mit ihren Lehrern unzufriedenen Kinder abzuschwächen. Als Bedingung für einen bis an die Kinderseele heranreichenden Einfluß der Erziehung erscheint auch ihm die Zuneigung des Kindes zu seinem Erzieher, dessen Willen es aber doch stets über sich fühlen muß.

Was die allgemeinsten theoretischen Voraussetzungen des Verfassers betrifft, so scheinen sie nicht ganz einheitlich zu sein. Er wünscht (S. 184), daß „der Geist des Hauses in erster Linie religiös" ist und erkennt an, daß „die großen Religionslehrer aller Zeiten ganze Völkerschaften erzogen und ihnen durch Jahrtausende moralischen Halt geboten" haben. Dementsprechend zieht er einem von der Religion getrennten Moralunterricht einen guten Religionsunterricht vor (S. 280), der „zur Ehrfurcht vor dem Göttlichen erzieht" und zu einer Vertiefung der Sittlichkeit durch die Religion führt. Wenn man aber anderwärts (S. 230) liest, daß „geistige Arbeit im Grunde (!) eine Nervenfunktion darstellt" und (S. 102) daß „dem Kinde die sittlichen Begriffe von Haus aus fehlen und ihm erst durch seine Umgebung eingeimpft (!) werden müssen", so sind die darin für

Monismus und für die Wertung der Suggeston liegenden Konsequenzen geeignet, die vorher angeführten trefflichen Sätze wieder zu erschüttern.

Diese Bemerkung, die ich zur Wahrung meiner eigenen Stellung zu Fragen der Weltanschauung nicht unterdrücken konnte, soll indessen das Urteil über die praktische Brauchbarkeit des Buches nicht einschränken, das neben dem im selben Verlag erschienenen Buch des trefflichen Pädagogen Matthias, in welchem aber die Gesundheitslehre begreiflicherweise etwas zurücktritt, einen bevorzugten Platz in jeder Hausbibliothek verdient.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

## Kirche.

Dr. jur. Friedrich Giese. Das katholische Ordenswesen nach dem geltenden preußischen Staatskirchenrecht. (Sonderabdruck aus den „Annalen des Deutschen Reichs", 1908 Nr. 3, 4, 5.)

Nicht nur Juristen, sondern allen, die als Gönner oder als Gegner mit den katholischen Orden zu tun haben, wird daran gelegen sein, die Rechtslage genau zu kennen, wie sie sich nach der mehrfachen Umgestaltung der Kirchengesetzgebung für die katholischen Orden in Preußen ergeben hat. Eine zusammenhängende Gesamtdarstellung, an der es noch gefehlt hat, bietet die vorliegende Arbeit. Ohne auf die schwierigen Einzelheiten einzugehen, deren Auffindung ein Sachregister erleichtert, mag es hier genügen, aus der Monographie Gieses solche Punkte herauszuheben, welche den Fachleuten geläufig genug sein mögen, aber auf das Interesse weiterer Kreise rechnen können.

Nachdem vom Reichsjesuitengesetz der § 2, nach welchem den Angehörigen dieses Ordens, wenn sie Inländer waren, der Aufenthalt in bestimmten Bezirken versagt oder angewiesen werden konnte, aufgehoben worden ist, besteht dennoch der Ausschluß des Ordens als solcher und damit (Urteil des preußischen Oberverwaltungsgerichtes vom 8. Mai 1900) auch der Ausschluß jeder Ordenstätigkeit fort, so daß den Jesuiten noch jetzt das Halten öffentlicher religiöser Vorträge (sowie die Lesung stiller Messen und selbst die Spendung der Sterbesakramente) verwehrt ist. Ausgeschlossen sind als den Jesuiten verwandt die Kongregation der Lazaristen und die Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu; aber seit 1894 nicht mehr die Kongregation der Redemptoristen und die Kongregation der Priester vom heiligen Geist.

Dennoch sind grundsätzlich nach dem noch geltenden Gesetz vom 3. Juni 1875 alle Orden und ordensähnlichen Kongregationen der katholischen Kirche ausgeschlossen. Aber durch spätere Novellen ist dieser Grundsatz so durchlöchert worden, daß, obwohl kein Orden in Preußen Korporationsrechte besitzt, gegenwärtig nur noch verschwindend wenige Arten katholischer Orden vom preußischen Staatsgebiet verbannt sind. Zugelassen werden

können (Art. 5, § 1 der Nov. v. 29. April 1887) solche Orden, deren Haupttätigkeit ist: Aushilfe in der Seelsorge (doch ist Reichszugehörigkeit und die für Geistliche überhaupt vorgeschriebene Vorbildung erforderlich), Uebung der christlichen Nächstenliebe (insbesondere Krankenpflege), Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend in Mädchenschulen und gleichartigen Erziehungsanstalten und Führung eines beschaulichen Lebens. Gestattet ist außerdem z. B. die Ausbildung von Missionen für den Dienst im Auslande; unzulässig dagegen die Erteilung von Elementarunterricht an Kinder beiderlei Geschlechts und die gesamte Erziehung der männlichen Jugend. Was die weltliche Stellung der Ordensmitglieder betrifft, so ist zu beachten, daß sie mangels besonderer Vorschriften grundsätzlich als militärpflichtig betrachtet werden müssen. Alle Einzelheiten des zersplitterten Rechtsstoffes auf einheitliche Gesichtspunkte zurückzuführen, ist auch dem Verfasser nicht gelungen, der vielmehr auf das Bedürfnis hinweist, daß das geltende preußische Ordensrecht einmal zu einem einzigen preußischen Gesetz widerspruchsfrei zusammengefaßt werde.

Arthur Bonus. Die Kirche. (Bd. XXVI der „Gesellschaft", herausgegeben von Martin Buber.) Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 92 S.

Gewiß ist dieser Schrift, trotzdem ihre Gedankengänge weit abseits führen von den der großen Menge der Kulturfreudigen geläufigen Bahnen, zu wünschen, daß sie ihrer Bestimmung gemäß an diejenigen herangelangt, welchen die Kirche von vornherein als „etwas endgültig Ueberstandenes" gilt. Sicher aber wird sie den nicht kleinen Kreis derer angelegentlich beschäftigen, welche in dem Verfasser der „Religion als Schöpfung" nicht nur den tiefen Denker und den geistvollen Schriftsteller schätzen, sondern ihm vor allem für die Wucht seines Drängens auf erlebte Religion dankbar sind.

Ob er auch mit dieser Schrift allgemeine Zustimmung finden wird? Zwei Behauptungen fallen darin am meisten auf, nämlich, daß die Religion notwendig kulturfeindlich sei und daß die Staatskirche völlig freien Einzelgemeinden weichen müsse.

Was den ersten Punkt betrifft, so weiß Bonus doch selbst sehr wohl, daß jede Religion in irgend eine Verbindung mit der Kultur ihrer Zeit, mit ihrer Wissenschaft und ihrem Weltbild, eintreten muß. Warum soll das aber lieber die Kultur einer längst vergangenen Zeit, für das Christentum etwa die der ersten christlichen Jahrhunderte, als die Kultur der Gegenwart sein, in der wir leben? Aus diesem Gesichtspunkt gewinnt denn doch diejenige, von Bonus gering geschätzte Theologie volle Berechtigung, welche sich die „Versöhnung mit der Kultur" zur Aufgabe gemacht hat. Zu der andern Frage soll nur so viel bemerkt werden: Es gehört die ganze einem Bonus eigentümliche Sieghaftigkeit des Glaubens an die nie versagende und sich unter allen Hemmnissen durchsetzende Lebenskraft der

Religion dazu, um den Gedanken an einen Abbruch der bestehenden Landeskirchen ins Auge zu fassen und an ihrer Stelle weltförmige Gruppierungen zu wünschen, die sich um „starke Einzelpersönlichkeiten“ (wobei denn Amt und Vorbildung gleichgültig sein würde) bilden, „die für einen kleineren oder größeren Kreis wahlverwandter Geister Offenbarungswert erhalten“. Dazu wird nicht jeder den Mut finden. Vielleicht ist auch die Erstarrung der Formen, in die jede zur Institution gewordene Kirche (aber auch, wie Bonus zu übersehen scheint, die von ihm relativ bevorzugte Sektenkirche) verfällt, kein so beklagenswertes Unglück. Gletscher sind nur scheinbar tote Massen, in Wirklichkeit sind sie unersetzliche Reservoire, aus denen zur rechten Zeit doch wieder lebenspendende Bäche zu Tale rieseln.

Damit ist die Sache natürlich nicht abgetan. Die geäußerten Bedenken sollen auch niemandem die Freude an der gedankenschweren Schrift verderben; sie möchten nur zu recht eingehender Auseinandersetzung mit ihrem Inhalt die Anregung geben. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

## Literatur.

**Die Fahrt nach der alten Urkunde.** Geschichten und Bilder eines alten Emigrantengeschlechtes von **August Sperl**. Neunte bis zwölfte Auflage, 10. bis 12. Tausend. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. München 1909.

Das wechselvolle Geschick der Nachkommen einer vor Zeiten um ihres Glaubens willen von Böhmen nach Deutschland ausgewanderten Familie, das in diesem Buche erzählt wird, ist kulturhistorisch und menschlich gleich interessant. Sie legen den Adel ab und tauchen in der breiten Masse des Mittelstandes unter, bewahren aber jederzeit die alten Herrentugenden ihres Geschlechtes: den furchtlosen Blick in das Leben, auch wenn am Himmel schwere Wolken hangen, die innere Gleichgültigkeit gegen die vergänglichen Güter dieser Erde, die Wahrhaftigkeit der Rede und die Lauterkeit des Herzens. Die Fahrt, die zwei von ihnen unternehmen, um eine Urkunde aufzufinden, die den Ursprung ihrer Familie klar legen würde, ist vergeblich; sie finden die Brücke nicht, über die diese einst nach Verlust all ihres Besitzes, aber stolz auf den Uradel ihres Geschlechts in die Fremde gewandert ist. Als die beiden ausziehen, sehen sie an dessen Vergangenheit „nur das weiche Moos, nur die grüne Patina, nur den blauglänzenden Duft, alles erscheint ihnen so prächtig, so kraftvoll, weil es so weit zurückliegt“. Sie kommen heim und haben unter dem Moose das rauhe Gestein, unter der Patina das harte Erz, hinter dem blauglänzenden Duft die unverhüllte Wirklichkeit geschaut: sie haben erkannt, daß es niemals eine gute, alte Zeit gegeben hat, daß das Leben, auch das ihrer Vorfahren, immer eine schwere sorgenvolle Arbeit gewesen ist, „daß auf

Erden immerfort Kampf ist, den Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Jung und Alt kämpfen müssen, daß der Kampf ein Stück der weisen Weltordnung ist, und daß es darin nur den Unterschied gibt, ob sie als Herren oder als Knechte, als Edle oder als Unfreie kämpfen und ob ihr Weg dabei in die Höhe oder in die Tiefe geht.“ So führen ihre Erlebnisse auf der Fahrt die beiden Urkundensucher zu einer richtigeren Einschätzung der Gegenwart und stählen ihren Mut zu dem eignen Lebenskampf, und wir scheiden von ihnen mit der Ueberzeugung, daß auch sie jederzeit die Tugend ihres Geschlechtes bewähren werden. „Die Fahrt nach der alten Urkunde“ ist ein gutes Buch, wohltuend in seinem Idealismus, anheimelnd in seiner Sprache, kunstvoll in seiner geschickten Umwebung der Handlung mit kulturgeschichtlichen Schilderungen. Es erfordert nachdenkliche Leser, die sich seinem Genuß mit Sammlung hingeben. Daß es bereits zwölf Auflagen erlebt hat, ist ein erfreulicher Beweis für die Unbegründetheit der Klage über die allgemeine Verrohung des gegenwärtig herrschenden literarischen Geschmacks.

Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. Aus den Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1909.

In den Novellen des Buches, das gern ein Volksbuch werden möchte, bewährt Marie von Ebner-Eschenbach alle die Vorzüge, um deretwillen sie so viel gelesen und so sehr geliebt wird: ihre sichere Kunst, ihr warmes Herz und ihre abgeklärte Lebensanschauung. In „Der Vorzugsschüler“ lernen wir eine Welt des Leides kennen, das Leid eines Kindes, von dem ein harter, ehrgeiziger Vater mehr verlangt, als es leisten kann, und das Leid der wehrlosen Mutter, die es mit ansehen muß. Das ist so ergreifend und eindringlich und doch mit so viel Diskretion erzählt, daß unsere Bewunderung für die zarte künstlerische Abtönung ebenso groß ist, wie unser Mitleid mit dem armen Knaben, der nach einer schlechten Note nicht nach Hause zu kommen wagt und in die Donau geht. „Der Kreisphysikus“ versetzt uns nach Galizien. Die Hauptgestalt ist ein hervorragend tüchtiger, jüdischer Arzt, dessen Herz jahrelang nur an verlierbaren Gütern gehangen und der nur dem Gelderwerb gelebt hat, der dann aber infolge verschiedener Erlebnisse zu einer höheren Lebensauffassung gelangt, den Wert der unverlierbaren Güter schätzen lernt und sich zu einem selbstlosen Wohltäter der Leidenden und Bedrückten umwandelt. Den Hintergrund, von dem sich diese Entwicklung abhebt, bilden die politischen Ereignisse, die sich während der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Galizien abgespielt haben. Die Erregung des Adels, die sich bis zum offnen Aufruhr steigerte, der mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde, die Unbesonnenheit und Blindheit der Empörer, der unklare Idealismus des edlen Schwärmers, dessen einziges Ziel die Erlösung seines Volkes ist, sind mit einer Anschaulichkeit geschildert, die nur einem echten Dichter ge-

geben ist, der „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", für das Geschaute die rechten Worte findet. Auch die Novelle „Er läßt die Hand küssen" versetzt uns in das österreichische Schmerzensland. Sie gibt uns ein kultur-historisch wertvolles Bild von den Zuständen, die dort zur Zeit der Leibeigenschaft geherrscht haben. Die Erzählung ist einem greisen Edelmann in den Mund gelegt, den seine Zuhörerin, eine Gutsnachbarin, für einen verkappten Nihilisten zu halten behauptet, weil er ein sehr nachsichtiger Herr für seine Untergebenen ist. Um seine Nachsicht zu rechtfertigen, erzählt er ihr ein Vorkommnis aus dem Leben seiner Großmutter, die allgemein für eine tadellose Edelfrau gegolten und sich auch selbst dafür gehalten habe, und die in der naiven Ueberzeugung von ihrem guten Recht einen armen Leibeigenen zu so barbarischen Strafen verurteilte, daß er schließlich daran starb. Durch die ruhige Objektivität und die liebenswürdige Ironie, mit der er erzählt, und durch die ungeduldigen Zwischenbemerkungen, welche die Zuhörerin macht, werden beide aufs feinste charakterisiert und die ästhetische Freude an der Kunst, mit der die Dichterin nicht nur ihre Persönlichkeit, sondern auch die aller derer, von denen der Edelmann erzählt, mit wenigen Strichen plastisch deutlich vor uns hinstellt, läßt das Gefühl von der Furchtbarkeit der geschilderten Zustände kaum in uns aufkommen. Diesen drei Perlen der Erzählkunst sind die andern zwei Novellen, die das Buch enthält, nicht gleichwertig; aber auch sie sind echte Ebner-Eschenbachs, besonders die von der anspruchslosen Liebestätigkeit des alten Fräuleins, das in der Weihnachtsnacht vor Dankbarkeit über das große Glück, so manche andere glücklich machen zu können, nicht schlafen kann.

Richard Skowronnek: Das Verlobungsschiff. Humoristischer Roman. Berlin W. 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.

Die Vorzüge, die Richard Skowronnek bisher als Lustspieldichter an den Tag gelegt hat, die Gabe eines witzigen Dialogs und einer Situationskomik, die das fröhlichste Lachen auslösen, treten auch in seinem neuesten Roman hervor, dessen Held ein reicher junger Berliner Kaufmann ist. Wie dieser von seiner Leidenschaft für eine junge, ihn ausbeutende Schauspielerin die er für einen Engel hält, kuriert wird und sich schließlich in die allerliebste Cousine verliebt, die ihm im Familienrate zugedacht war, die ihn aber gerade deshalb bisher vollständig kalt gelassen hatte, wird in so lebendiger und lustiger Weise erzählt, daß niemand es lesen kann, ohne dadurch in eine vergnügte Stimmung versetzt zu werden. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst", wenigstens Richard Skowronneks. Wer sich für einige Stunden über den Ernst des Lebens hinwegtäuschen will, greife zu dem Roman „Das Verlobungsschiff".

M. Fuhrmann.

# Politische Korrespondenz.

---

Der türkisch-griechische Konflikt. — Die kretischen Schutzmächte und die Türkei. — Der Ministerwechsel in Frankreich. Marine-, Steuer- soziale Fragen. — England. Sir John Fisher und Lord Beresford. Die neue Verwendung Lord Kitcheners. — Reichswehrkonferenz und Rüstungen in den Kolonien. — Südafrikanische Unionsakte. — Die indischen Babus. — Konflikt zwischen Ober- und Unterhaus.

Zwischen der Türkei und dem Königreich Griechenland ist ein von Kreta ausgehender Konflikt entstanden, der die beiden eigentlich gleichermaßen friedensbedürftigen Nachbarstaaten dicht an den Rand des Krieges und Griechenland, wie es scheint, zur Revolution geführt hat. Der vornehmlich die Ruhe auf der Balkanhalbinsel bedrohende Faktor ist das anonyme, geheimnisvolle Komitee für Einheit und Fortschritt in Salónichi. In Wahrheit handelt es sich vielleicht mehr um einen Klub als um ein Komitee, wenigstens wurde neulich gemeldet, daß in einer „Komitee-Sitzung“, wo eine Abstimmung über die Aktion gegen Griechenland stattfand, etwa 80 Stimmen abgegeben worden seien. Jedenfalls regieren meuterische Offiziere virtuell das osmanische Reich. Ihre Tendenz ist nationalistisch nach innen, chauvinistisch nach außen. Der Großwesir Hilmi Pascha und die anderen Minister, die sich der Schwäche sowohl der jungtürkischen Reformpartei als auch des Reiches bewußt sind, möchten eine sehr vorsichtige und gemäßigte Staatskunst befolgen, aber der revolutionäre Fanatismus in Salonichi drängt sie vorwärts, und auch die Kammer bedeutet inmitten der Säbelherrschaft wenig mehr als eine Dekoration.

Die Insel Kreta befindet sich seit dem neugriechischen ἀγών von 1821 eigentlich immer im Zustande der Empörung. Das Königreich Griechenland, von dem die Kreter — oder, wie sie damals noch genannt wurden, Candioten — zu ihrem Schmerz ausgeschlossen blieben, unterstützte die Rebellen stets nach Kräften, und manchmal auch über seine Kraft mit Geld, Kämpfern und allen Hilfsmitteln des Krieges. Die nach der Schlacht von Navarino eingetretene maritime Schwäche der Pforte ermöglichte den die Transporte bringenden Schiffen des Königreichs einen fast ungehinderten

Verkehr mit den Häfen Candias. Infolgedessen vermochte die Türkei die an ihrem Leibe eiternde Wunde niemals zu schließen. Um die vollständige Abtrennung des rebellischen Gliedes zu verhindern, mußte die Pforte zweimal, in den fünfziger und in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, den Griechen mit einer Kriegserklärung drohen, worauf man hellenischerseits in der Tat vorläufig den Aufrührern die Unterstützung entzog.

Ganz unhaltbar wurde die türkische Herrschaft über Kreta durch die Wandlung, welche sich seit Gladstones siegreichem Wahlfeldzug gegen Lord Beaconsfield in der englischen Orientpolitik vollzog. Auch Frankreich gab seiner Staatskunst mehr und mehr eine turkophobe Wendung und warb auf Kosten der Osmanen um die Sympathien der christlichen Völkerschaften der Levante. Durch diese Lage der Dinge ermutigt wagte das Königreich Griechenland, den Drohungen der Pforte trotzend, zur Befreiung Kretas den Türkenkrieg von 1897. Er ging verloren, aber der auf dem Schlachtfeld siegreichen Türkei entglitt die Minosinsel dennoch. England, Frankreich, Rußland und Italien, die vier kretischen „Schutzmächte", zwangen Sultan Abdul Hamid, sich auf Kreta mit rein formalen Souveränitätsrechten zu begnügen, und gleichsam dem siegreichen Osmanenheer zum Hohn wurde an die Spitze des autonomen Kreterstaates ein Prinz des griechischen Königshauses als Statthalter berufen.

Darum hat es in der türkischen Armee eine ganz besondere Erbitterung erzeugt, daß die Kreter nach der Revolution der Jungtürken nicht einmal mehr die rein formale Oberhoheit der Türkei anerkennen wollten, sondern die Union der Insel mit Griechenland proklamierten. Es kommt hinzu, daß die Bevölkerung Kretas zwar fast ausschließlich der griechischen Nationalität angehört, aber mitnichten ganz dem christlichen Glauben. Vielmehr sind zur Zeit der türkischen Eroberung, die erst 200 Jahre nach der Aufpflanzung des Halbmondes in Konstantinopel stattfand, die besitzenden Klassen Kretas, ebenso wie die Bosniens, mit ihren Klienten großenteils zum Islam übergetreten. Obwohl keiner anderen Sprache als der griechischen mächtig, werden diese kretischen Bekenner des Propheten von ihren christlichen Mitbürgern nicht als wahre Hellenen angesehen und bitter verfolgt. 40 000 von ihnen sollen seit der Begründung der Autonomie Kretas emigriert sein, aber noch immer bilden die Muhammedaner mit 32 000 Seelen ein Zehntel der kretischen Bevölkerung.

Es hat wohl eines Druckes von seiten des jungtürkischen Komitees auf den Großwesir kaum bedurft, um die Pforte dazu zu treiben, daß sie die Hissung der griechischen Fahne in Kanea, Kandia und hunderten von kleineren Ortschaften mit energischen Gegenmaßregeln beantwortete. Die türkischen Revolutionäre sind ans Ruder gekommen, weil unter der alten Regierungsform die Zerstückelung des osmanischen Reichs immer weitere Fortschritte machte. Am Tage der Entrevue von Reval ist, durch den Gegensatz gegen die englische, die Türkenherrschaft in Mazedonien auflösende Orientpolitik erzeugt, die jungtürkische Revolution geboren worden. Da die

türkischen Machthaber solchen Ursprungs sind, konnten sie unmöglich dulden, daß nach Bulgarien, Ostrumelien, Bosnien, der Herzegowina auch noch Kreta dem Reich verloren ging, und obendrein an einen so schwachen und zerrütteten Nachbarstaat wie Griechenland. Deshalb beorderte die Pforte die kleine, nach der jungtürkischen Revolution in seefähigen Zustand versetzte Kriegsflotte des osmanischen Reichs nach Karpathos, nahe bei Kreta. Zugleich wurde — zum viertenmal während zweier Menschenalter — in Athen Kretas wegen mit Krieg gedroht.

Soweit gingen die Minister Muhammeds V. und die Offiziere zu Salonichi wahrscheinlich im wesentlichen Hand in Hand. Die übrigen diplomatischen Schritte und sonstigen Maßregeln jedoch, welche türkischerseits gegen Griechenland unternommen wurden, hat das jungtürkische Komitee wohl gegen den Willen des welterfahrenen, bedächtigen Hilmi Pascha durchgesetzt. Es begann in verschiedenen türkischen Häfen ein Boykott gegen den griechischen Handel. Das kleine hellenische Königreich ist auf den kommerziellen Verkehr mit der Türkei unendlich viel stärker angewiesen, als das vor ihm türkischerseits so erfolgreich boykottierte Oesterreich-Ungarn. Indessen waren die Jungtürken nicht gemeint, nur unkriegerische Waffen zu schwingen. Sie bedienten sich der seit dem Juli vorigen Jahres bedeutend gesteigerten militärischen Elastizität ihres Staats, um viel größere Truppenmassen als zu bloßen Demonstrationszwecken erforderlich an den Grenzen Griechenlands zu konzentrieren. Das Kabinett von Athen, ohne Bundesgenossen den übermächtigen, aufgebrachten Erbfeinden gegenüberstehend, hätte sich gern wieder, wie schon öfter, dadurch aus der Affäre gezogen, daß es in seine Ehre schonenden Formen vorläufig auf Kreta verzichtete und für die Vollziehung der Annexion einen günstigeren Augenblick abwartete. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Hilmi den Griechen bereitwillig goldene Brücken gebaut haben, aber die Jungtürken verlangten eine andere diplomatische Taktik. Sie nahmen anscheinend das Wort zum Programm, welches im Juli 1870 von der französischen Kriegspartei geprägt worden sein soll: „Avilir la Prusse après la demolir.“ Abgesehen von anderen unmöglichen Bedingungen, die sie stellte, forderte die türkische Regierung, sich das Ministerium Ollivier zum Muster nehmend, von dem griechischen Kabinett das schriftliche Versprechen, niemals wieder auf seine kretischen Absichten zurückzukommen.

Die Spitze der türkischen Bajonette auf ihrer Brust fühlend, gaben die Griechen eine Antwort, welche nicht gerade die von der Pforte inbetreff Kretas aufgestellte Kapitulationsformel nachsprach, aber nichtsdestoweniger für den hellenischen Staat höchst demütigend war. Das Kabinett von Athen verleugnete in amtlicher, feierlicher Form ausdrücklich alles, was es jemals in der Vergangenheit für „die große Idee“, d. i. die Wiederherstellung des byzantinischen Reichs, gegen die Türkei getan hatte, und gab — gleichfalls offiziell und feierlich — den gehaßten Todfeinden für die Zukunft un-

würdige Versprechungen bezüglich seiner nunmehr für ewige Zeiten ehrlichen freundnachbarlichen Gesinnungen.

Das Ganze ging weit über das Maß der in der Diplomatie üblichen konventionellen Heuchelei hinaus und bedeutete eine förmliche Proskynese des griechischen Staats. Seine jüngste moralische Niederlage mußte die ohnehin auf schwankendem Grunde ruhenden inneren Verhältnisse des Königreichs sehr schlimm affizieren, wie denn auch hochernste revolutionäre Erscheinungen inzwischen hervorgetreten sind und Hellas auf das Niveau Serbiens herabzudrücken drohen. Und trotz aller Selbstentwürdigung der Hellenen würde der Angriff der Türkei wahrscheinlich nicht abzuwenden gewesen sein, wenn nicht die kretischen Schutzmächte ihrerseits die Osmanen im Falle der Friedensstörung mit Gewaltmaßregeln bedroht hätten. Diese Schutzmächte sind, um es noch einmal zu wiederholen, England, Frankreich, Rußland und Italien. England hat innerhalb dieser Quadrupelentente unzweifelhaft die Leitung. Wie ein Donnerschlag soll es die nach Krieg mit Griechenland rufenden militärischen Klubbisten in Salonichi getroffen haben, daß ihre Mitdemokraten in England sie nötigenfalls mit Panzerschiffen zur Raison zu bringen ganz bereit sind. Schon seit einiger Zeit hieß es, die Jungtürken, die ursprünglich gewähnt hatten, Reval sei nur gegen den Despotismus Abdul Hamids, nicht gegen das Türkentum gerichtet gewesen, begönnen von ihrer Schwärmerei für die Engländer als die Vorkämpfer der allgemeinen, und mithin auch der türkischen Freiheit zurückzukommen. Heute kann kein Osmane mehr daran zweifeln, daß die britische Orientpolitik zwar den ehrlichen Wunsch hegt, sowohl mit den Türken als auch mit den christlichen Stämmen der Levante gut zu stehen, daß Großbritannien jedoch in allen Fällen, wo türkische und christliche Interessen sich schlechterdings nicht unter einen Hut bringen lassen, ohne jedes Schwanken für die christlichen Nationalitäten Partei ergreift. An der Aufrechterhaltung der türkischen Herrschaft über Konstantinopel ist den Briten nur wenig gelegen. Um ihrer indischen Untertanen muhammedanischen Glaubens willen die Türken zu stützen, halten die Engländer nicht für nötig. Zwar hat sich der deutsche Kaiser, dessen Regierung man in London die gefährlichsten Pläne zutraut, einst in Damaskus als den Freund und Bruder aller Muhammedaner bezeichnet. Aber seitdem sind, wie an der Themse kalkuliert wird, in der Gesinnung der orientalischen Völker große Abwandlungen eingetreten, welche die innere Einheit des Islams schwer erschüttert haben. Mehr als je, so meinen die Engländer, würden sie in der Gegenwart, wo die nationalen und konstitutionellen Gedanken in Asien immer weiter um sich greifen, gegebenenfalls in der Lage sein, dem türkischen Sultan den arabischen Khedive als Khalifen entgegenzustellen. Im Hinblick auf die große Trumpfkarte des arabischen Nationalismus in ihrer Hand fürchten die Rechner in Downing Street kaum noch, daß ihre werktätige Freundschaft für die lebenskräftigen und zukunftsreichen Christenvölker des Morgenlandes sie zu Erzfeinden des Glaubens des Propheten stempeln und ihnen den panislamitischen Haß zuziehen könnte.

Unter der Pression des wieder beinahe turkophob auftretenden Großbritannien und der seiner Führung folgenden drei Mächte erklärte sich die, wie erzählt, überhaupt schwerlich kriegslustige Pforte von der griechischen Unterwürfigkeit befriedigt. Es scheint, als ob man in Stambul die kretischen Wirren hauptsächlich dazu benutzen möchte, um wieder vollständig Herr in Mazedonien zu werden. Hier ist die Aufhebung der von den Mächten Abdul Hamid abgepreßten Reformen, welche die erneuerte Türkei als einen Pfahl in ihrem Fleisch ansieht zwar im Gange aber noch nicht vollendet. Hilmi Pascha dürfte sehr zufrieden sein, wenn man ihn am Wardar rasch und durchgreifend mit den Reform-Institutionen aufräumen ließe und sich auf Kreta dann irgend ein Modus vivendi fände. Die Offiziere in Salonichi aber schäumen. Gegen den Willen des Großwesirs setzen sie den Boykott der griechischen Waren fort; der allgemeine Eindruck im Komitee für Einheit und Fortschritt ist, daß ihr Vaterland wie ein unmündiges Kind unter der Vormundschaft der Engländer und ihres Gefolges stehen. Anderseits verharren die Bewohner Kretas, auf dem während eines Befreiungskampfes von drei Menschenaltern jeder Stein mit dem Blute von Helden und Märtyrern bespritzt ist, bei ihrer Weigerung, die abgeschüttelte osmanische Oberhoheit auf irgendeine Weise wieder zur Realität werden zu lassen. Bei der traurigen Verfassung, in der sich das Königreich Griechenland befindet, wäre es für die Kreter das Beste, wenn sie nach dem Vorbilde von Samos mit der Selbstregierung unter türkischer Flagge zufrieden sein wollten. Aber durch das moderne Hellenentum geht mit elementarer Gewalt ein unitarischer Zug. Um jeden Preis wollen die Kreter mit Griechenland verschmelzen, und die Quadrupelentente befindet sich infolgedessen in der peinlichen Lage, daß sie um der Ruhe im Orient, ja um des Weltfriedens willen einerseits ihre jungtürkischen konstitutionellen Freunde, anderseits ihre noch viel zärtlicher geliebten kretischen Schützlinge mit Waffengewalt und Androhung derselben in Schranken halten muß. Nicht übersehen darf jedoch dabei werden, daß die Schutzmächte sich selber in diese Schwierigkeiten verwickelt haben, indem sie im Juli in ziemlich unmotivierter Weise ihre militärischen Kontigente von Kreta zurückzogen. Das entscheidende Wort hat auch bei dieser Räumungsaktion Großbritannien gesprochen, nicht ohne sich betreffs seiner geheimen Beweggründe einen gewissen Verdacht seiner französischen Partner zugezogen zu haben. Früher wurde allgemein geglaubt, daß das Kabinet von St. James die militärisch außerordentlich wichtige Suda-Bai, im nordwestlichen Kreta, mit lüsternen Augen betrachte.

Deutschland und Oesterreich haben in der kretischen Frage — anläßlich deren Bülow, wie erinnerlich, einmal, die Flöte auf den Tisch legend, das europäische Konzert verließ — von jeher eine ihren berechtigten großen Interessen sehr förderliche, von den Osmanen dankbar anerkannte reservierte Haltung eingenommen. Sie sind bei dem aufregenden, gefährlichen Spiel in der Hinterhand.

In der vorigen Monatsrundschau streifte ich den Ministerwechsel in

Frankreich, ein Ereignis, das noch eine nähere Betrachtung verdient. Die Debatte der Deputiertenkammer, welche zum Sturz der Regierung führte, bezog sich auf den Zustand der Kriegsflotte. Vor einem Menschenalter und weniger, als Frankreich Tunis eroberte, dazu Anam, Tonkin, Madagaskar und die ungeheuren westafrikanischen Besitzungen war die französische Marine die zweitstärkste der Welt. Die Engländer, damals noch die erbitterten Rivalen der Franzosen, würden der Republik kaum die Errichtung jenes wundervollen Kolonialreichs gestattet haben, wenn ihnen die französische Seemacht nicht sehr gefährlich erschienen wäre. Von Cherbourg aus fürchtete man damals auf den britischen Inseln dasselbe zu erleben, was heute angeblich Albions Gestaden von Wilhelmshaven her droht. Frankreich galt zu des Ministeriums Ferry Zeiten noch für das, was die Engländer im Hinblick auf Japan und Deutschland eine amphibische Macht nennen, für höchst waffengewaltig zu Lande und zu Wasser.

Gegenwärtig hat die französische Nation aufgehört, die zweite Seemacht der Welt zu sein. Aus dieser maritimen Stellung, welche die Franzosen seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. unentwegt behauptet hatten, sind sie durch den Aufschwung der deutschen und nordamerikanischen Marine verdrängt worden. Die französische Flotte muß sich fortan mit der vierten Stelle in der Welt begnügen, und die öffentliche Meinung Frankreichs, pessimistisch wie sie geworden ist, schätzt unter qualitativen Gesichtspunkten die maritimen Streitkräfte der Republik noch tiefer ein. Das französische Volk ist fest überzeugt, daß es für die ungeheuren Summen, welche es in den letzten Jahrzehnten, wie seit Ludwig XIV. immer, für Kriegsschiffe ausgegeben hat, eigentlich eine Deutschland vollkommen gewachsene Marine haben müßte. Nach der Ansicht der meisten Franzosen ist nur die Fäulnis und Zerrüttung ihres Marine-Dienstes, welcher im Zusammenhang mit den republikanischen Staatseinrichtungen überhaupt als im starken Verfall befindlich angesehen wird an dem Herabsinken Frankreichs auf den vierten oder fünften Platz unter den Seemächten schuld.

Daß grobe Fehler der Verwaltung das Zurückbleiben der französischen Flottenmacht mindestens zum Teil verursacht haben, steht allerdings fest. Vor dem japanisch-russischen Krieg z. B. hatte Frankreich in Herrn Lockroy einen Marineminister, der sein Ressort nach der Ueberzeugung verwaltete, daß Schlachtschiffe für Frankreich unnütz seien und in der Hauptsache nur noch kleinere Kriegsfahrzeuge gebaut werden dürften. Es ist kein Wunder, daß die französische Flotte unter einem solchen Minister, der weder die Seegeschichte des eigenen Landes kannte noch von dem See-Kriegswesen unseres Zeitalters eine geistige Anschauung besaß, weit zurückgekommen ist. Im übrigen wechselten mit dem Lockroyschen System die verschiedensten anderen, so daß von Kontinuität in der Entwicklung der maritimen Wehrmacht nicht die Rede sein konnte. Die Folge war, daß Frankreich für mehr Geld, als in Deutschland für Marinezwecke ausgegeben wurde, erheblich geringere Resultate erzielte.

Mit besonderer Wucht erhebt sich gegen die Verwaltung der französischen Marine der der gesamten Republik gegenwärtig gemachte Vorwurf der Korruption. Der Hauptsitz des Uebels, soweit es die Marine betrifft, wird in der Korporation der Ingenieure gesucht, welche gegenüber anderen Zweigen der Verwaltung zu einer hypertrophischen Bedeutung gelangt sein soll. Diese technischen Mängel der republikanischen Verwaltung können den ausländischen Beobachter ebensowenig interessieren wie die formalen, äußerlichen Mittel, welche zur Hebung jener Uebelstände vorgeschlagen werden. Auch alle Erzählungen von Bestechungsversuchen, welche französischen Industriellen bei den Marinebehörden ihres Vaterlandes gelungen sein sollen, dürfen nicht von vornherein für wahr angenommen werden. Ebensowenig ist ausgemacht, daß sämtliche Explosionen und sonstigen Unglücksfälle, welche auf französischen Kriegsschiffen kostbares Material und Menschenleben vernichtet haben, durch Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit verschuldet worden sind. Aber seitdem Voltaire seinen Ingénu schrieb, ist die Anklage der Korruption gegen die Obrigkeit Frankreichs, welches die Regierungsform des Landes auch sein mochte, selten auf längere Zeit verstummt. Unzweifelhaft ist unter der dritten Republik die Entartung der öffentlichen Sitten inbezug auf Karriere und Gelderwerb wirklich eine sehr große. Die Untersuchung des Zustandes der Marine, welche von einer parlamentarischen Kommission vorgenommen wurde, hat gezeigt, daß jener hochwichtige Dienstzweig ganz besonders stark von der überhaupt so weit verbreiteten moralischen Verwesung ergriffen worden ist.

Positive Heilmittel freilich sind weder von der Kommission, noch von der Regierung, noch von Mitgliedern der Kammer namhaft gemacht worden. Infolgedessen haben die parlamentarischen Körperschaften, bevor sie in die Sommerferien gegangen sind, der öffentlichen Meinung des Landes den niederschlagenden Eindruck hinterlassen, daß das auf den verschiedensten Gebieten eingetretene Sinken Frankreichs sich in hohem Grade auch auf den maritimen Teil der Nationalverteidigung erstreckt.

Aber der Fall des Ministeriums Clemenceau ist nicht ausschließlich wegen der Verwirrung erfolgt, welche die lose demokratische Verfassung des Staats in den Marine-Angelegenheiten angerichtet hat. Der ungelöste und gefährliche Stand anderer politischer Probleme hat wahrscheinlich noch mehr als die Flottenfrage dazu beigetragen, daß die Volksvertreter den Ministerpräsidenten Clemenceau beseitigten, nachdem dieser nicht unbedeutende Mann ungefähr drei Jahre die Zügel der Herrschaft in den Händen behalten hatte — eine bei der Wandelbarkeit und Schwäche französischer Regierungen ungewöhnlich lange Zeit. Auch auf französischem Boden werden, ebenso wie auf deutschem, erbitterte Streitigkeiten um die Finanzen ausgefochten. Bekanntlich besteht in Frankreich eine hohe Erbschaftssteuer — sie bringt jährlich 250 Millionen Franken — aber der Finanzminister Caillaux, den die jüngste Krisis gleichfalls sein Portefeuille gekostet hat, wollte ihren Ertrag noch wesentlich steigern. Er schlug eine Reform der Erbschaftssteuer-

Gesetze vor, welche die besitzenden Klassen vor der Hand nur wenig, in kommenden Jahren aber mit 150 Millionen per annum neu belastete, und verband mit seinem Gesetzentwurf erzdemokratische, prinzipiell überaus weit führende und gefährliche Kontrollmaßregeln. Es erinnert beinahe an den Vermögenstausch im alten Athen, wenn nach den Vorschlägen des Herrn Caillaux ein Vater oder Mutter beerbender Bürger unter Umständen sollte gezwungen werden können, die Erbschaft dem Vetter zu überlassen, der jenen bei der Behörde wegen Steuerhinterziehung denunziert hatte!

Noch viel schärfere Opposition rief ein Projekt des Finanzministers Caillaux hervor, das bei uns schon seit vielen Jahren gesetzgeberisch verwirklicht worden ist. Die französische Republik besitzt noch immer keine Einkommensteuer, und es erscheint bis auf weiteres als die wichtigste Folge des jüngsten Regierungswechsels in Frankreich, daß die Einführung der Einkommensteuer auf unbestimmte Zeit vertagt ist. Das Vorhandensein einer Einkommensteuer ist nach den Vorstellungen eines modernen Preußen überall da eine selbstverständliche Notwendigkeit, wo ein Staatswesen besteht, das die Grundbedingungen der politischen Vernunft und der sozialen Gerechtigkeit zu erfüllen beansprucht. Wenn wir aber auf die Kämpfe zurückblicken, welche der Einführung der Einkommensteuer in Preußen und England vorangegangen sind, werden wir die steuerpolitischen Vorurteile der Franzosen umso milder beurteilen, als der zerrütteten Verfassung der Republik noch ein besonders triftiges Argument gegen jene Form der Besteuerungsvermehrung entnommen werden muß. Welche für relativ unparteiisch geltende Behörde gibt es in Frankreich, der die Ausführung und Kontrolle der Steuereinschätzungen übertragen werden könnte? An diesem Punkt erkennen wir so recht deutlich, daß der preußische Staat trotz seiner vielen Mängel den französischen an Reife überflügelt hat. Die große Zahl der Revolutionen hat auf dem Boden Frankreichs das Autoritätsprinzip vollkommen vernichtet. Es gibt keine auf dem eigenen Recht beruhende Obrigkeit mehr, welche dem Parteitreiben Schranken setzte. Die Folge ist, daß das französische Volk seiner Bureaukratie nicht Objektivität genug zutraut, um das Geschäft der Steuereinschätzung ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit der Zensiten zu erledigen. Selbstverwaltungsorgane, welche dem in Paris zentralisierten Beamtentum für jene Aufgaben ergänzend und beschränkend zur Seite treten könnten, gibt es in dem Lande des Präfektensystems in genügender Durchbildung nicht.

Das neue Ministerium unter dem Vorsitz Briands hat den Kammern in seinem Programm u. a. angekündigt, daß es die Dezentralisation der Verwaltung erstreben würde. Ganz dasselbe hat schon das Ministerium Martignac im Jahre 1829 versucht, aber im wesentlichen ist es immer bei der strengen Zentralisation geblieben. Heute, wo der moralische Nimbus der Republik in den Augen der Franzosen verschwunden ist, dürfte ihr die solange hinausgeschobene Reform des staatlichen Unterbaus so wenig wie die Einführung der Einkommensteuer gelingen.

Daß die Altersversicherung der Arbeiter noch vor den Neuwahlen, welche im nächsten Jahr zur Deputiertenkammer stattfinden, Gesetz werden soll, haben die neuen Minister den radikalen und sozialistischen Mehrheitsparteien mit Nachdruck versprochen. Aber auch inbezug auf diese Institution, welche gleich der Einkommensteuer, der Selbstverwaltung, der geordneten und konsequenten Marineverwaltung, in Preußen und Deutschland längst verwirklicht ist, machen sich die Gebrechen der französischen Staatsverfassung in bedrohlicher Weise geltend. Alle politische Autorität kommt in Frankreich von unten. Da ist es denn kein Wunder, daß die Arbeiter für die ihnen zugedachte Altersversicherung keine Beiträge leisten wollen, aber enorm hohe Renten verlangen. In der Tat fußt der den deliberierenden Körperschaften vorgelegte Gesetzentwurf auf jenen beiden dem König Demos prächtig behagenden Grundsätzen. Eben der Ertrag der Erbschaftssteuerreform und der Einkommensteuer soll großenteils dazu dienen, die Arbeiter auf ihre alten Tage in Rentiers zu verwandeln.

Die besitzenden Klassen sind innerhalb der republikanischen Partei noch stark genug vertreten, um die zähe Opposition, welche sie schon seit langer Zeit dem Altersversicherungsgesetz machen, auch bis zu den Neuwahlen in aussichtsreicher Weise fortsetzen zu können. Jedenfalls erkennt man, wieviel heimlicher parlamentarischer Groll sich während der dreijährigen Verwaltung des Herrn Clemenceau angesammelt hatte, denn sowohl die radikale Finanz- als auch Sozialpolitik hatte der Ministerpräsident unablässig gefördert. Was eigentlich die direkte Ursache seines Sturzes gewesen ist, der erfolgte, nachdem ihm die Deputierten eben erst mit großer Mehrheit ein Vertrauensvotum erteilt hatten, ist bis zum heutigen Tage noch nicht aufgeklärt worden. Daß chauvinistische Instinkte der Volksvertreter in auffallender Stärke während der Debatte wach geworden waren, habe ich in der äußerpolitischen Rundschau der August-Nummer hervorgehoben.

Im Kabinett Briand haben, trotzdem es die Einkommensteuer fallen gelassen hat, drei Sozialisten Portefeuilles angenommen. Denn innerhalb der republikanischen Partei geht, seitdem sie im Jahre 1877 den Marschall Mac Mahon besiegte, der Zug immer weiter nach links. Wird dieser alte Erfahrungssatz jetzt gerade von einem Ministerium Lügen gestraft werden, dem drei, freilich von ihrer Partei für abtrünnig erklärte Sozialisten angehören? In der gemäßigt republikanischen und sogar in der klerikalen Presse tritt die Hoffnung zutage, daß die Abkehr der Regierung von neuerungssüchtigen Bestrebungen sich nicht auf das Fallenlassen der Einkommensteuer beschränken, sondern daß Herr Briand überhaupt dem Regiment „der Jakobiner und Freimaurer" ein Ende bereiten werde. Das Urteil über die Lage der französischen Republik würde auch nach dem wirklichen Eintritt einer solchen Wendung kaum ein günstigeres werden können. Frankreich zeigt gegenwärtig das Bild eines sinkenden Staats. Die Exekutive schwach, desorganisiert, in üblem moralischem Rufe stehend, die Legislative tief zerklüftet, zu fruchtbarem Schaffen nicht befähigt, ebenso verachtet wie die Spitzen der

Exekutive, welche die Volksvertretung nach ihren wandelbaren Launen und unedlen Leidenschaften erhebt und wieder fallen läßt. In der Nation rein negative antirepublikanische Unterströmungen, ohne eine Spur von klarem Bewußtsein über die zu erstrebenden nationalen Ziele und überhaupt verlassen von aller wahren politischen Vernunft gleich dem selbstsüchtigen Treiben der verabscheuten und verhöhnten Parlamentarier.

In einer unendlich viel besseren Verfassung würde sich die andere große Demokratie Europas, die englische, befinden, wenn plötzlich eine Herz und Nieren der Staaten prüfende Krisis den Weltteil erschütterte. In England hat unter der Herrschaft der öffentlichen Meinung das Autoritätsprinzip sich eine gewisse Geltung zu bewahren gewußt. Die Minister des Kriegs und der Marine sind allerdings Zivilisten, die von den Majoritätsbeschlüssen des Parlaments abhängen, aber diese wechselnden parlamentarischen Chefs des Heer- und Flottenwesens sind doch in wesentlichen Stücken nicht seine wirklichen Verwalter. So konnte „der erste Seelord", Admiral Sir John Fisher, ein fachmännisch geschulter nicht parlamentarischer Würdenträger, in fünfjähriger kontinuierlicher Berufsarbeit die britische Flotte vollständig umgestalten, ohne daß ihm parlamentarische Einflüsse oder gar Geschäftsinteressen hindernd in den Weg getreten wären. Einer seiner Kameraden, Admiral Lord Charles Beresford, der mit den Fisherschen Reformen unzufrieden ist, versucht ihnen mit Hilfe der demokratischen Faktoren der englischen Verfassung Opposition zu machen. In der Tat findet Lord Beresford viel Gehör bei der öffentlichen Meinung, denn er gilt für einen der tüchtigsten Frontoffiziere der Marine und ist als solcher höchst populär. Aber die Kontinuität in der Marineverwaltung zu durchbrechen, gelingt ihm nicht. Denn obgleich das moderne englische Gemeinwesen auf einer demokratischen Grundlage beruht, kann auf diesem uralten Boden des praktisch sich bewährenden Selfgovernment von einer Auflösung der staatlichen Autorität für absehbare Zeiten nicht die Rede sein.

Auch in der englischen Verwaltung, in der maritimen wie in allen sonstigen Dienstzweigen, hat es früher sehr viel Korruption gegeben. Erst durch die Verwaltungsreformen Gladstones ist Wandel geschaffen worden. Die Nation begriff damals, daß das alte aristokratische Protektionswesen, welches im Krimkrieg zu so furchtbaren Zuständen geführt hatte, schlechterdings nicht mehr in die Zeit paßte. Während des Burenkrieges hat die englische Intendantur neue und riesenhaft große Aufgaben gut gelöst. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein standen die Engländer hinter den Franzosen im Bau von Kriegsschiffen weit zurück. Es erinnert an die Fabeln von der Entstehung der römischen Flotte, wenn man liest, wie während der Revolutionskriege und noch nachher die britischen Marine-Konstrukteure die Neubauten nach dem Muster gekaperter französischer Kriegsschiffe ausführten. Heute gibt Großbritannien mit seinen Dreadnoughts den Ton für den Kriegsschiffbau aller Mächte an, nur Japan ausgenommen, das merkwürdigerweise keine Dreadnoughts baut, trotzdem gerade aus der Schlacht

von Tschuschima die übrigen Staaten die Lehre geschöpft haben, daß sie die Linienschiffe und großen Kreuzer nicht kolossal genug bauen könnten.

Früher rühmte sich die französische Marine, daß ihre Schiffsartillerie der englischen überlegen wäre. Das hatte sich in der Tat während der englisch-französischen Kämpfe um die Seeherrschaft im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts immer wieder gezeigt. Heute jedoch gestehen die Franzosen ziemlich kleinlaut, daß die Reformen Sir John Fishers der britischen Marine auch im Schießen eine Präzision verschafft hätten, die kaum von irgend jemand zu überbieten sei.

In Frankreich ist das Landheer womöglich noch mehr als die Marine erbittert über die Zerrüttung, welche die Parlamentsherrschaft unter der nationalen Wehrmacht angerichtet hat. Die Dreyfus-Affäre, von der nicht einflußlosen antisemitisch-royalistischen Zeitung „Action francaise“ nach wie vor am Leben erhalten, entsprang zum großen Teil aus dem Zorn der Offiziere über die Zersetzung aller Autorität im Lande. Wenn die gemäßigten französischen Politiker das Ministerium Briand mit einem gewissen Vertrauen begrüßen, so hängt diese Empfindung u. a. damit zusammen, daß die Aemter des Kriegs- und Marine-Ministers beide mit Fachleuten besetzt worden sind, während sie sich zur Zeit der vorhergehenden Ministerien oft in den Händen von Zivilisten befanden. Indessen lehrt das Beispiel Englands, wo die Kriegs- und Marineminister immer Zivilisten sind, daß es nicht auf jenen einzelnen Punkt, sondern auf den ganzen Geist des Staates ankommt. Als vor einigen Jahren der Höchstkommandierende der britischen Streitkräfte in Indien, Lord Kitchener, in einen Kompetenz-Konflikt mit dem Vizekönig Lord Curzon geriet, weil dieser die militärischen Reformen Kitcheners nicht auf Kosten seiner eigenen Autorität fördern wollte, mußte der zivilistische Würdenträger dem militärischen das Feld räumen, trotzdem der Vizekönig am Ganges das auf seine Macht so eifersüchtige englische Parlament repräsentierte. Jetzt verläßt Feldmarschall Kitchener nach siebenjähriger kontinuierlicher Reformarbeit das indische Kaiserreich, um seinen amtlichen Wohnsitz in Malta zu nehmen und, wie gemeldet wird, von hier aus das Landheer ebenso zu reorganisieren, wie Sir John Fisher die Flotte zeitgemäß verbessert hat. Es erscheint als ziemlich sicher, daß dem General weder Zeitungen noch Volksvertreter noch Geschäftsleute mit erheblichem Erfolg ins Handwerk pfuschen werden.

Die erbarmungslose Kritik, welche die Carlyle, Froude, Freeman vor Jahrzehnten an dem englischen Parlamentarismus geübt haben, ist also offenbar weit über das Ziel hinausgeschossen. Die konstitutionellen Sorgen der lebenden Generation der Briten werden nicht durch die inneren Zustände ihrer engeren Heimat verursacht, sondern durch das infolge der auswärtigen Verhältnisse sich aufdrängende Problem, wie endlich Greater Britain realisiert werden soll, d. h. der das Mutterland und die Kolonien umfassende Bundesstaat. Die von Weißen besiedelten englischen Kolonien sind heute durch ein so lockeres konstitutionelles Band an Großbritannien

geknüpft, daß die Londoner Zentralregierung Südafrika, Australien, Neuseeland, Canada zu den Ausgaben der militärischen und maritimen Reichsverteidigung nicht in wirksamer Weise heranzuziehen und auch die Volkskräfte jener überseeischen Länder nur in ganz ungenügendem Grade für den Krieg nutzbar zu machen vermag. Die soeben an der Themse abgehaltene Konferenz von Vertretern der kolonialen Regierungen und britischen Ministern, welche den Fragen der Reichsverteidigung galt, hat allem Anschein nach keine besonders ersprießlichen Resultate ergeben. Lord Kitchener, dessen reorganisatorische Aufgabe sich auf alle imperialen Landstreitkräfte erstreckt, soll immerhin mehr Ursache haben, mit dem Ausgang der Konferenzen zufrieden zu sein als Sir John Fisher. Man träumte in London davon, daß die Kolonien mächtige Geschwader von Indomitables (rasche Kreuzer von Dreadnought-Größe) auf eigene Kosten erbauen und im Frieden wie im Krieg unter das Kommando der britischen Admiralität stellen würden. Diese schnell fahrenden Kolosse sollten die Welthandelsstraßen von deutschen Kapern rein halten, denn Deutschland wird von der englischen Presse nach wie vor als der einstweilen allein denkbare Feind betrachtet. Aber die Kolonien, wenn sie auch einige Indomitables bauen lassen wollen, sträuben sich gegen die ihnen angesonnene schwere Rüstung nicht bloß aus pekuniären Gründen, sondern sie tragen auch Bedenken gegen die von der zentralen Stelle aus geforderte Einheitlichkeit des Offizierkorps. Diese hält man in England für umso nötiger als man die kolonialen Indomitables nicht allein für den Kaperkrieg zu benutzen, sondern auch gemeinsam mit der Schlachtflotte des Mutterlandes in den großen entscheidenden Aktionen des Seekriegs zu verwenden gedenkt. Da möchte man denn in Großbritannien auf ein einheitlich im Geiste Nelsons erzogenes Marineoffizierkorps von aristokratischem Charakter nicht verzichten, in den Kolonien aber weht ein scharf demokratischer Geist.

Dieses ist nur eine einzige von den vielen Schwierigkeiten, welche der Organisation einer zu Wasser und zu Lande wirksamen Reichswehrmacht entgegenstehen. Auch Kitchener stößt für manchen seiner Reformpläne auf eine zähe Opposition. Er wünscht z. B. gewisse Aenderungen in der Verfassung der kanadischen Freiwilligen, die unter seiner Führung gegen die Buren gefochten und endlich auch gesiegt haben. Die Kanadier jedoch berufen sich auf den Erfolg und wollen jenes Korps so behalten, wie es ist.

Die Idee des größerbritischen Bundesstaats hängt auch mit den innerpolitischen Parteikämpfen des Mutterlandes zusammen. Die Unionisten hoffen allen Ernstes, sämtliche dem König Eduard gehörenden Länder ohne Rücksicht auf ihre räumliche Entfernung nicht bloß militärisch zu einigen, sondern sie zu einem organischen föderativen Körper wie das Deutsche Reich zusammenzuschließen. Eine sich nach und nach auf die mannigfaltigsten Gebiete des öffentlichen Lebens erstreckende imperiale Gesetzgebung würde nach der Ansicht vieler englischer Unionisten ihre Wirksamkeit damit zu beginnen haben, daß sie die freihändlerische Wirtschaftspolitik des Mutter-

landes in schutzzöllnerischem Sinne umgestaltete. Alle diese Gedanken sind noch ziemlich unreif, und es ist in jeder Hinsicht fraglich, ob sie jemals in erheblichem Maße Realität gewinnen. Das liegt an der ungeheuren Schwierigkeit und Kompliziertheit der Probleme, nicht etwa daran, daß die schöpferische politische Fähigkeit der Engländer nachzulassen begönne. Den Beweis vom Gegenteil liefert die südafrikanische Bundesverfassung, welche soeben durch das britische Haus der Gemeinen gegangen ist. Man möchte wirklich das Wort von der politischen Erbweisheit der Engländer wiederholen, wenn man sieht, wie es der Regierung in London gelungen ist, die noch vor kurzem tödlich verfeindeten Buren mit imperialer Loyalität zu erfüllen. Auf die Mittel einzugehen, durch welche englischerseits dies glänzende Resultat erzielt wurde, würde mich heute zu weit führen. Genug, daß auch die Buren Transvaals und des Orangestaats bereit sind, zu den Lasten der militärischen und maritimen Reichsverteidigung beizutragen, wenn sie auch natürlich inbezug auf Art und Maß der Leistungen mit den englisch redenden Kolonialen, nicht mit der Zentralregierung zusammengehen.

Eine Bestimmung der Unionsakte, welche die Kapkolonie und Natal mit Transvaal und den Oranjerivиern föderativ zusammenschweißt, haben beide große Parteien des englischen Unterhauses nur mit nachdrücklich ausgesprochenem Widerstreben genehmigt. Es handelt sich um die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Farbigen, welche das diesen Rassen freundlich gesinnte England fallen lassen mußte, weil die Antipathie der Buren nicht zu überwinden war. In Indien dagegen sind die politischen Rechte der Eingeborenen jüngst ausgedehnt worden. Der Staatssekretär für das indische Kaiserreich, Lord Morley, gewährte Hindus und Muhammedanern eine gewisse Vertretung in den höchsten deliberativen Kollegien der indischen Provinzen, und Lord Kitchener verordnete vor seinem Scheiden aus Hindostan die Zulassung farbiger Offiziere in den für Indien ganz besonders wichtigen Dienstzweig der militärischen Intendantur. Der Liberalismus der englischen Kolonialpolitik gegenüber den barbarischen und halbzivilisierten Völkerschaften verdient hinsichtlich seiner Beweggründe und wahrscheinlich auch bezüglich seiner weltgeschichtlichen Zukunftsbedeutung mehr Anerkennung als ihm gewisse, teils zynische, teils anglophobe Stimmungen in Deutschland zugestehen wollen. Nichtsdestoweniger ist unzweifelhaft, daß die systematisch die Aufklärung der Eingeborenen erstrebende angloindische Politik unermeßliche Gefahren mit sich bringt. Zar Alexander I. von Rußland sagte einmal in einem Gespräch mit einem preußischen General über den internationalen Fortschritt der liberalen Ideen, wenn das Ingenium über seine Russen komme, würde in Rußland alles zusammenbrechen. So wirkt der Feuertrank europäischer Kultur auch auf andere östliche Nationen. In der indischen Eingeborenenpresse, speziell dem Blatt „Kesari", verkündete schon vor längerer Zeit der Brahmane Tilak, ein amerikanischer Anarchist, der einen harmlosen Millionär niederknalle, sei

allerdings ein gemeiner Verbrecher, aber ein russischer Nihilist, der einen Beamten des Despoten morde, müsse für einen edlen Freiheitskämpfer angesehen werden. Dieses politische Evangelium wurde von anderen Hindu-Journalisten, zum Teil Männern aus den höchsten Kasten, gleichfalls gepredigt. Eine Anzahl von Bombenattentaten erfolgte und belehrte die englische Regierung, daß die Wühlereien jener Agitatoren in manchen Hindukreisen einen nur zu fruchtbaren Boden gefunden hatten. Man mußte englischerseits Frankreich ersuchen, auf die als „Nähmaschinen" und „kondensierte Milch" deklarierten Warensendungen ein wachsames Auge zu haben, welche über die französische Besitzung Chandernagor in das Innere von Hindostan gingen und den indischen Terroristen aus der Kulturwelt Gewehre und Dynamit zuführten.

In London ist soeben der indische Student Singhra hingerichtet worden, nachdem er den angloindischen Obersten Wyllie aus terroristischen Motiven umgebracht hatte. Die Indier sind ein Volk mit ungezügelter Phantasie; ihre Religion lehrt sie die Anbetung von Tieren und von Götzen mit halb tierischen, halb menschlichen Leibern. Aber die politische Methode nicht aller indischen Unzufriedenen ist der wüste, uferlose Nihilismus des Meuchelmordes. Viel praktischer ist der Boykott englischer Waren, den eine große Zahl von Hindu-Agitatoren ihren Landsleuten leidenschaftlich ans Herz legt. Die indische Militär-Meuterei von 1857 wurde veranlaßt durch den Glauben der heidnischen und muhammedanischen Seapoys, daß ihre Patronen mit Rinder- und Schweinefett eingerieben seien, indem das eine Tier den Hindus heilig, das andere den Moslems unrein ist. Nun heißt es wieder in einem Aufruf des fanatischen bengalischen Hindus Banerjee: „Fett, Blut, Knochen der Kühe, der Schweine und anderer Tiere werden in den fremden Fabriken gebraucht. Man raffiniert den Zucker mit Schweineblut und Kuhblut. Hindus und Muselmänner! Enthaltet euch aus religiösem Gefühl des Gebrauchs dieser Industrieprodukte."

Eine hervorragende Rolle innerhalb der antienglischen Bewegung, die in Indien um sich gegriffen hat, spielt der reiche parsische Feueranbeter Narodschi. Er war früher als Großkaufmann in London etabliert und die harmlosen radikalen Wähler von Finsbury entsendeten den sehr tätigen Mann als ihren Vertreter in das Parlament. Nach Indien zurückgekehrt, warf sich der 80jährige Greis mit flackernder Hitze in den Kampf zur Erzwingung der Autonomie des Kaiserreichs. Er empfahl nicht nur den Boykott aller Importe aus Großbritannien, sondern forderte seine Landsleute auch auf, ihren blutsaugerischen Beherrschern jede Art von Beistand zu versagen. Die eingeborenen Soldaten sollten ihre Fahnen verlassen, die zahllosen Diener englischer Herrschaften ihren Brotgebern den Rücken kehren und ihnen anheimstellen, inmitten des indischen Sonnenbrandes alle Hantierungen allein zu besorgen.

Die große Masse der indischen Völkerschaften ist viel zu tief versunken in den bleiernen Schlaf des mehrtausendjährigen starren Kastenwesens und

Götzendienstes, als daß die separatistischen Bestrebungen einzelner Babus, wie die europäisch Gebildeten heißen, schon gegenwärtig eine moralisch-politische Macht darstellen könnten. Aber eine langsame Umwandlung der Geister hat am Indus und Ganges unzweifelhaft angefangen und ergreift allmählich weitere Volkskreise durch die Vermittelung der Seapoys, welche gegen die Buren gefochten haben, der Kulis, die am Panama-Kanal, auf den westindischen Zuckerplantagen und in den Goldgruben von Britisch-Guyana arbeiten. Nicht unbeachtet darf ferner bleiben, daß auch einzelne Angloindier an der Spitze der Bewegung stehen. Sie ernten selbstredend von seiten ihrer Genossen bittern Haß. Beide Teile setzen die guten Formen beiseite, die unter Engländern gewöhnlich im öffentlichen Leben beobachtet werden, und bezeichnen sich in der britischen Publizistik gegenseitig als Hunde und Schakale.

Ebenso wie gegenüber den Buren ist auch hinsichtlich der Indier die englische Staatskunst eine im wesentlichen liberale. Während die Fürsten der indischen Vasallenstaaten jeden „Babu", der ein freimütiges Wort in einer Zeitung wagt, kurzerhand mindestens zur Verbannung verurteilen und sein Vermögen konfiszieren, herrscht auf dem Gebiet, das direkt unter der indischen Kaiserkrone steht, eine mäßig und vernünftig beschränkte Preßfreiheit. Die Folge des der Opposition ein öffentliches Wirken gestattenden Regierungssystems ist, abgesehen von den interessanten persönlichen Bekanntschaften, welche es der Polizei vermittelt, daß die Führer der indischen England-Hasser, nachdem sie sich zusammen genügend gegen die Fremdherrschaft ausgetobt hatten, unter einander zerfallen sind. Es bildeten sich gemäßigtere und radikalere Gruppen, und auf dem letzten indischen Nationalkongreß wurden die sachlichen und persönlichen Gegensätze so stark, daß keine Präsidentenwahl zustande kommen konnte und die Versammlung unverrichteter Sache auseinander ging. Ferner wird den Briten die Beherrschung der ungeheuren Kolonie wesentlich dadurch erleichtert, daß die Muhammedaner wenig Lust zeigen, mit den Hindus zusammenzugehen. Die englische Regierung läßt sich aber dadurch nicht zu einer die Muhammedaner vor den Hindus begünstigenden Parteilichkeit hinreißen. Aehnlich wie die deutschen Katholiken beklagen sich die indischen Muhammedaner, daß der Vizekönig bei der Besetzung der den Farbigen offen stehenden Aemter keine konfessionelle Parität obwalten lasse. Aber die Behörden in Kalkutta verweisen die Bekenner des Propheten auf die Resultate der öffentlichen Prüfungen, in denen die Muhammedaner als Ganzes viel weniger Points erringen als die geistig beweglicheren Hindus. Die englische Kolonialregierung, auch in diesem Punkte den liberalen britischen Grundsätzen getreu, weigert sich strikt, die Aemter nach einer anderen Richtschnur an die Indier auszuteilen als gemäß der objektiv meßbaren individuellen Tüchtigkeit.

Dieses ist eine nach den jüngst veröffentlichten Darstellungen des englischen Parlamentsmitgliedes Rees und des Franzosen Kommandant Davin

angefertigte Skizze vom momentanen Stand der indischen Frage, welche in Zukunft noch eine gigantische Bedeutung gewinnen kann. Heute beschäftigen sich die Politiker jenseits der Nordsee wenig mit solchen fern liegenden Problemen und konzentrieren, auch durch Kreta kaum abgelenkt, ihre Hauptaufmerksamkeit auf den Konflikt, der zwischen Ober- und Unterhaus über die Steuerreform auszubrechen droht. Es handelt sich wie bei uns und zum Teil auch in Frankreich um Erbschafts- und Einkommensteuer, dazu um Wertzuwachs, Getränke- und Tabaksteuer. Der Vergleich mit den ähnlichen Erscheinungen der deutschen Politik regt zur Entwicklung einer Fülle von Gesichtspunkten an, aber ich verschiebe das weitschichtige Thema auf die Rundschau der nächsten Nummer.

Daniels.

---

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Büscher, Gustav.** — Ein Wort an die Sozialisten und solche, die es werden wollen. M. 0,80. Zürich, Verlagsmagazin.

**Charmatz, R.** — Oesterreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Duckmeyer, Friedrich.** — Korbs Diarium itineris in Moscoviam und Quellen, die es ergänzen. Beiträge zur moskowitisch-russischen, österreichisch-kaiserlichen und brandenburgisch-preussischen Geschichte aus der Zeit Peters des Grossen. Erster Band. M. 12.—. Berlin, Emil Ebering.

**Festnummer** der Deutschen Juristen-Zeitung zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig, M 2.—. Luxusausgabe eleg. geb. M. 5.—. Berlin, Otto Liebmann.

**Gjellerup, Karl.** — Die Hügelmühle Roman in 5 Büchern. M. 5.—. Dresden, Wilhelm Baensch.

**Grass, Karl Konrad.** — Die russischen Sekten. Erste Hälfte. M. 8.50. Leipzig, J. C. Hinrich.

**Günter, Heinrich.** — Die Habsburger Liga 1625—1635. Briefe und Akten aus dem General-Archiv zu Si. (Historische Studien, Heft 62) M. 14.50. Berlin, Emil Ebering.

**Gurlitt, Dr. Ludwig.** — Pflege des Heimatssinnes. Band 3. M. 2.—, geb. M. 2.80. Berlin, Modern Pädagogischer und Psycholog. Verlag.

**v. Heidenstam, Werner.** — Folke Filbyter. Erzählung aus dem Mittelalter. München. Albert Langen.

**Heinemann, Fritz.** — Die Politik des Grafen Brandenburg. Berliner Dissertation 1909. Berlin, Georg Nauck.

**Kraft und Schönheit.** — Zeitschrift für Körperkultur. No. 6. Einzelheft 85 Pf. Herausgeber G. Möckel, Berlin-Steglitz.

**Hilfsbuch** für schriftstellerische Anfänger. M. 1.50. Berlin, Feder-Verlag.

**Hochland.** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. 11. Heft. M. 1.50. München und Kempten, Jos. Kösel.

**Kolmig, Dr. Gustav.** — Europäische Steuerwehen. Problemschrift. 80 S. Wien, Carl Konegen.

**Koalitionsrecht,** das, der deutschen Arbeiter. Arbeiter-Bibliothek, 7. Heft. 20 Pf. M.-Gladbach, Verlag der Westdeutschen Arbeiter-Zeitung G. m. b. H.

**Kröger, Otto.** — Die Weltanschauung des absoluten Idealismus. M. 2—. Bad Sachsa, Hermann Haacke.

**Liebrecht, E.** — Das Buch der Frau. M. 1.20, geb. M. 2.—. Berlin, Modern Pädagogischer und Psycholog Verlag.

**Linschmann, Dr. Hugo.** — Die Finanzreform von 1909. M. 2.50. Berlin, Emil Nagel

**Melchers, G. A.** — Aus dem Jenseits. Aufzeichnungen eines Toten. M. 2.80. Düsseldorf, Eduard Trwendts Nachf.

**Oldenburg, Eugen.** — Die Kriegsverfassung der Westgoten. Berliner Dissertation 1909. Berlin, Wilhelm Pilz.

**Pannwitz, Rudolf.** — Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur. M. 3.—, geb. M. 4.— Berlin-Schöneberg, Verlag der „Hilfe“.

**Riess, Ludwig** — Die Politik Pauls IV. und seiner Nepoten. Eine weltgeschichtliche Krisis des 16. Jahrhunderts. (Historische Studien, Heft 67.) M. 12.80. Berlin, Emil Ebering.

**Schmoller, George.** — Der Feldzug von 1706 in Italien. Berliner Dissertation 1909. Berlin, Emil Ebering.

**Schmoller, Gustav.** — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 33 Jahrgang. 3. Heft. M. 12.—. Leipzig. Duncker & Humblot.

**Schultze, Dr. Ernst.** — Amerikanische Volksparke. (Kultur und Fortschritt, Heft 259 60.) 50 Pf. Gautzsch b. Leipzig, Felix Dietrich.

**Schwarz, O.** — Die Finanzsysteme der Grossmächte. (Internationales Staats- und Gemeinde-Finanzwesen.) Zweiter Teil. (Sammlung Göschen No. 451.) Geb. 80 Pf. Leipzig, G. J. Göschen.

**Somló, Felix.** — Der Güterverkehr in der Urgesellschaft. 7 Frs. 50 Cent. Brüssel, Misch & Thron.

**Speyer, Willy.** — Wie wir einst so glücklich waren. Novelle München, Albert Langen.

**v. Suttner, Bertha.** — Rüstung und Ueberrüstung. Geh. 70 Pf. Berlin, Hesperus-Verlag G. m. b. H.

**v. Vestenhof, A.** — Das Gesetz der Bestie. Erzählungen. München, Albert Langen.

**Weise, Oskar.** — Aesthetik der deutschen Sprache. Geb. M. 3 —. Leipzig, B. G. Teubner.

**Willehn, Anton.** — Jons Tomoschus. Roman. Berlin-Leipzig, Curt Wigand.

**Abeken, H.** — Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. 4. Aufl. Berlin, Mittler, 1910.

**Antike Kultur.** — Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache. Heft II—IV à M. 0.75, geb. M. 1.50. Leipzig, Dr. Werner Klinhardt.

**Desselnkötter, Dr. H.** — Aachens grosse Heiligtümer und ihre geschichtliche Beglaubigung. Bonn, Carl George.

**Farrère, Claude.** — Der Mann, der einen Mord beging. Roman. M. 3.50, geb. M. 4.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

**Focke, Prof. Dr. Rudolf,** Direktor der Kaiser Wilhelm-Bibliothek. — Erweiterter Sonderabdruck aus: Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1909

**Die Gesellschaft.** — Sammlung sozialpsychologischer Monographien, Band 20—29 à M. 1.50, geb. M. 2 —. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

**Gibbon, Perceval.** — Was Vrouw Grobelaar erzählt. M. 4.50, geb. M. 6.—. Frankfurt a. M. Rütten & Loening

**Gastl, Dr. Demetrius.** — Die Grundbegriffe des Pressrechts. M. 3.50. Berlin, J. Guttentag.

**Hearn, Lafcadio.** — Kwaidan. Seltsame Geschichten und Studien aus Japan. M. 5.—, geb. M. 7 —. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

— Kyushu. Träume und Studien aus dem neuen Japan. M. 5.—, geb. M. 7.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

**Holzamer, Hanns.** — Vom sprechenden Baum. Ein Tagebuch. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

**Jahrbuch der Schweizer Presse 1909.** M. 5.—. Genf, Verlag: Schweizer Argus der Presse

**Linnankowski, Johannes.** — Das Lied von der glutroten Blume. M. 4.—, geb. M. 5.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

**Neue-Strassen-Bibel.** — 1, u. 2. Heft à M. 1.25. Braunschweig, E. Appelhans & Co., G. m. b. H.

**Moerner, Birger.** — Inshalla. Türkische Impressionen. M. 3.50, geb. M. 5.—. Frankfurt a M., Rütten & Loening.

**Polgar, Alfred.** — Bewegung ist alles. Novellen und Skizzen. M. 2.—, geb. M. 3.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

**Reck, G.** — Meine Grossmutter. Novellen M. 2.—, geb. M. 3.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

**Sitzungsbericht der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1908.** — Riga, Druck von W. F. Häcker.

**Süddeutsche Monatshefte.** — VI. Jahrg, Heft 9. M. 1.50. München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H.

**Wilisch, Erich.** — Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. M. 1.— Leipzig, B. G. Teubner.

Von dem Verlage Curt Wigand, Modernes Verlagsbureau, Berlin und Leipzig, sind zugeschickt worden:

**Gegen Monte Carlo** von Albert Bataille . . . . . . . . . . . . . ℳ 2.—
**Das Märchen von Hans Wunderlich** von Constanze von Patyansky . . . . „ 1.—
**Geschichten und Bilder aus Oesterreich** von Minna Gabriel . . . . . . „ 3.—
**Junge Menschen.** Skizzenbuch aus dem Vorkadettenhause von Theodor Knecht „ 3.—
**Konglomerat** von Irma Bulat-Koenigsklee . . . . . . . . . . „ 1.50
**Tropfen,** Skizzen von Robert Howalt . . . . . . . . . . . „ 1.50
**Eine Sünde,** Novellen von E. Eckehardt . . . . . . . . . . „ 1.50
**Moderne Novellen** von Daisy Allegra . . . . . . . . . . . „ 1.—

---

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.



---

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

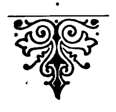
von

Hans Delbrück.

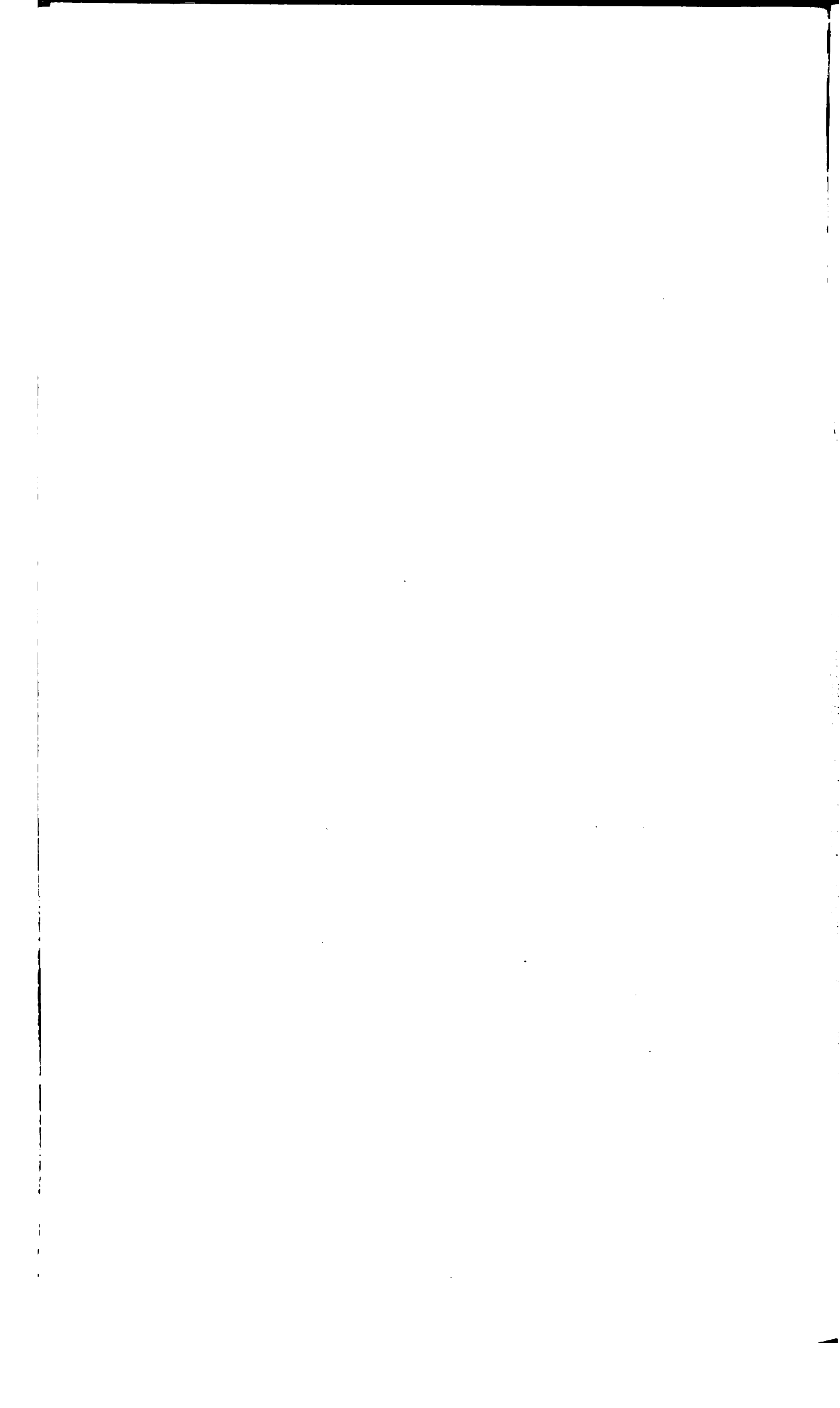
---

## Einhundertachtunddreißigster Band.

Oktober bis Dezember 1909.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1909.



# Inhaltsverzeichnis

des

## 138. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

---

### Aufsätze.

## Besprochene Werke.

## Politische Korrespondenz.

# Wie ist im Deutschen Reiche der Ultramontanismus allmählich zu überwinden?

Von

**D. E. Sulze** in Dresden.

---

Das Zentrum hat in Verbindung mit den Polen und der preußischen „konservativen" Partei in diesem Jahre einen Reichskanzler gestürzt, zu dessen innerer und äußerer Politik der größte Teil der Nation volles Vertrauen hatte. Die Gefahr, die dem Deutschen Reiche aus der Existenz der ultramontanen Richtung erwächst, ist uns dadurch von neuem zum Bewußtsein gekommen. Man erinnerte sich an ein Wort, das mit Recht oder Unrecht einst dem bayerischen Minister von der Pfordten zugeschrieben ward: es wäre richtiger gewesen, Bayern (ohne die Pfalz) mit Oesterreich als mit dem Deutschen Reiche zu verbinden; dort hätten die bayerischen Katholiken durch Bekämpfung der Tschechen nützen können, hier würden sie durch die Verstärkung der ultramontanen Partei nur schaden. Wir dachten auch daran, daß Bayern durch seinen Abfall vom Protestantismus und durch die Schlacht am Weißen Berge über Deutschland das Unheil des dreißigjährigen Krieges und über Oesterreich die Verwirrung gebracht hat, an der es noch immer leidet, und die unablässig seine Existenz bedroht. Der deutsche Protestantismus — und er allein — wäre imstande gewesen, die Völker des Donaureichs zu einen. In unserer eigenen Ostmark leben die protestantischen Polen mit dem preußischen Staate im Frieden; nur die katholischen suchen ihn zu zerstören. Die katholischen Priester regen zum Kampfe gegen ihn auf. Sie stellen den nationalen Fanatismus in den Dienst des kirchlichen. Aber muß denn der Katholizismus dem modernen Staate gefährlich werden?

Schon die Erinnerung an Frankreich scheint zu beweisen, daß diese Frage mit Ja zu beantworten ist. Die französische Republik hat lieber atheistisch werden wollen als katholisch bleiben. Und ernste Franzosen haben doch ohne Zweifel gewußt, daß der Atheismus die Gefahr der Anarchie in sich trägt. Die verschwindend wenigen Protestanten in Frankreich aber gaben der römischen Kirche keinen Anlaß, ihre kriegerische Tüchtigkeit zu erproben. Der französische Staat muß daher befürchtet haben, daß die römische Kirche seine Existenz bedrohe. Es kann deshalb nicht entbehrlich sein, die Frage zu erörtern, ob wirklich der Katholizismus selbst, nicht bloß seine ultramontanistische Entartung, wie Hoensbroech meint, dem modernen Staate gefährlich ist.

## 1. Der Katholizismus und der moderne Staat.

In Deutschland waren bis zum westfälischen Frieden und darüber hinaus alle Staaten kirchlich, konfessionell. Sie erzwangen den Anschluß an die katholische Kirche oder die Anerkennung des protestantischen Bekenntnisses bei all ihren Angehörigen. Die im dreißigjährigen Kriege entstandenen Erfahrungen und die Aufklärung machten dem allmählich ein Ende. Man verfiel aus einem Extrem in das andere. Man meinte, der Staat habe sich um die Religion gar nicht zu kümmern. Bekanntlich gab Friedrich der Große diesem Grundsatze Ausdruck in dem Worte: in meinem Staate kann jeder nach seiner Fasson selig werden. Nur das bürgerliche Gesetz sollte das Band sein, das die Bürger eine. Der Staat habe nur die Interessen der Einzelnen zum Ausgleich zu bringen und den Kampf aller gegen alle zu verhindern. Bei Jena und Auerstädt brach dieser Staat zusammen. Die großen Staatsmänner und Feldherren der Befreiungskriege waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur eine sittliche Macht die Bürger befähigen könne, alles für die Rettung des Staates einzusetzen. Kämpften die Armeen Napoleons für ihren Ruhm, so sollten die Deutschen für Gewissen und Pflicht das Leben opfern. Kants „kategorischer Imperativ" übte seine Macht. Der Ruhm war ein sehr zweifelhaftes sittliches Motiv; der kategorische Imperativ war das höchste und beste. Darum war der Sieg bei den Heeren Scharnhorsts und Gneisenaus. Aber was heißt das: der „kategorische Imperativ"? Das Wort ist nur ein pedantischer Ausdruck für „Religion". Nur der Wille des allmächtigen Gottes ist imstande, den Eigenwillen in einer Nation

zu brechen, sie im Kampfe für ihre Existenz zu einen, zu jedem Opfer für dies hohe Ziel sie zu befähigen. Ein wirklich religionsloser Staat ist nichts als Anarchie. Und wenn ein Volk die Religion ablehnt und doch wahrhaft geeint bleibt, dann ist es religiös, ohne es zu wissen. Hegel hat die neue Erkenntnis, die in den Befreiungskriegen bei uns Macht gewann, ausgedrückt in dem treffenden Worte: „der Staat ist die Religion, verwirklicht in den konkreten Verhältnissen." Die Religion ist also nicht ein Monopol der Kirche. Jede Gestaltung des menschlichen Lebens verwirklicht sie in eigentümlicher Weise, die Einzelpersönlichkeit, die Familie, das soziale, das politische Leben, endlich die Kirche. Der religiöse Wert aller sittlichen Lebensverhältnisse ist gleich; nur die Betätigung und die Erscheinung der Religion ist in allen verschieden. In einer mächtigen Harmonie klingen alle diese einzelnen Töne zusammen. Das ist die Grundanschauung des wahren modernen Staates.

Dieser modernen Staatsidee kann die römische Kirche niemals zustimmen. Sie will nicht in und mit dem Staate die Nation religiös-sittlich erziehen. Sie gibt nicht zu, daß jeder einzelne und die Gesamtheit des Volkes „in Gott lebt, webt und ist". Nach ihrer Anschauung ist von Natur alles menschliche Leben profan, weltlich, sündhaft. Christus, der Gottmensch, hat der Welt das Heil gebracht und es den Priestern anvertraut. Sie gewähren es den einzelnen unter der Bedingung, daß sie den Priestern gehorsam sind, daß sie gehorsam ihre Lehren annehmen, ihre Sakramente gebrauchen, ihre sittlichen Gebote erfüllen. Der moderne Staat fordert von jedem seiner Bürger religiös-sittliche Selbsttätigkeit (Autonomie), die römische Kirche Passivität, Unterwerfung unter einen fremden Willen (Heteronomie). Die Jesuiten fordern Gehorsam wie den eines Kadavers. Die Hierarchie erkennt es an, daß sie des Staates bedarf. Er hat von den Bürgern den Gehorsam, den sie fordert, zu erzwingen. Sie will auch dem Staate dienen; aber unter der Bedingung, daß er ihr sich unterordnet, ihr gehorsam ist. Der Kampf zwischen Rom und den deutschen Kaisern des Mittelalters hat dies Verhältnis zu klarer Anschauung gebracht. Durch die Vernichtung der Hohenstaufen und ihres Staates war die Kirche Alleinherrscherin geworden; aber sie hatte zugleich sich ihres Stützpunktes beraubt: Luthers Abfall war durch ihre eigene Schuld möglich geworden. Unser Zentrum denkt also, seit es zur Ruhe, zu klarem Selbstbewußtsein gekommen ist, nicht mehr daran, das Deutsche Reich zu vernichten. Aber es setzt seine ganze Macht ein, es zu beherrschen.

Es will und muß die ausschlaggebende Partei sein. Sie will das Reich schwach erhalten, abhängig von Rom. Am liebsten bewilligt es daher nur solche Steuern, die oft von neuem bewilligt werden müssen. Das Wichtigste ist ihm, daß die Kirche die Herrschaft über die Schule behält. Die Schule soll und muß konfessionell bleiben. Würde der Unterricht der Natur des modernen Staates gemäß gestaltet, dann würde die religiös-sittliche Selbständigkeit, die Autonomie, auch in den katholischen Gemeinden Macht gewinnen und die Herrschaft der Hierarchie verschwinden wie das Eis vor dem Hauche des Frühlings. Die Lehre, die Verfassung, das ganze Verfahren der Kirche müßte ein anderes werden, wenn es dazu käme, daß auch die Katholiken lernten: nur die autonome Sittlichkeit ist wahre Sittlichkeit. Mit einem Worte: die Kirche müßte dann aufhören, ein absolutistisch regierter Staat zu sein; sie müßte eine im Glauben, in der Liebe und der Hoffnung geeinte Gemeinschaft werden wie die Familie. Der moderne Staat hindert die Katholiken nicht, sich wie unmündige Kinder vom Papst regieren zu lassen. Er wird aber in jedem Augenblicke von der Hierarchie gefürchtet. Durch ihn ist alles (im christlichen Sinne) modern geworden. Die Hierarchie fürchtet daher, die geschichtliche Entwicklung werde vor den katholischen Schulen und vor den Portalen der Dome nicht stehen bleiben, sondern ihre letzten Konsequenzen ziehen, d. h. auch die römische Kirche in den Strom des modernen Lebens einschmelzen. Ganz besonders bedenklich ist für Rom die moderne Geschichtswissenschaft. Sie sagt nicht mehr mit Luther: das Papsttum ist vom Teufel gestiftet. Sie ist gerecht. Sie erkennt die geschichtliche Notwendigkeit der Hierarchie für das flutende Leben des Mittelalters an, das sein Gesetz noch nicht in sich selbst trug. Aber sie weist auch unwiderleglich nach, daß diese Zeit vorbei ist. Auch die Kirche ist ihr ein geschichtliches Gebild, das nur vorübergehenden, nicht absoluten, nur relativen Wert habe. Daher hält die Hierarchie auch den modernen geschichtlichen Unterricht von den katholischen Schulen sorgsam fern.

Aus dem allen ergibt sich, daß zwischen Rom und dem modernen Staat wahrer Friede nicht stattfinden kann. Ein wirklich gereifter Staat wie der deutsche, der seine Bürger zu sittlicher Autonomie erziehen muß, kann nur von Fall zu Fall mit Rom Frieden schließen; der Kampf aber muß sich immer wieder erneuern. Die Mitglieder des Zentrums mögen also ihr Vaterland wirklich herzlich lieben. Das aber muß immer seine Grenze haben. Die Vater-

landsliebe muß aufhören, sobald die römische Kirche, die eben ein Fremdkörper im modernen Leben ist, durch sie in Bedrängnis kommt. Fürst Bülow ist dem Zentrum allezeit, soweit es möglich war, entgegengekommen; nur die ausschlaggebende Macht im Reiche sollte es nicht sein. Der Staat sollte selbst bestimmen, wie weit seine Nachgiebigkeit reichen könne. Eben das aber konnte das Zentrum seiner Natur gemäß nicht ertragen. Der Katholizismus selbst ist ultramontan.

## 2. Die protestantisch-konservative Partei.

In seiner Biographie Gneisenaus (1, 117—147) hat Delbrück vortrefflich nachgewiesen, wie gerade in der Zeit, in der nur eine radikale Umgestaltung der bisherigen sozialen und administrativen Ordnungen und eine militärische Neuschöpfung den Staat wieder herstellen konnte, in Preußen eine politisch reaktionäre Richtung naturgemäß entstand, die alles aufbot, die selbstlose reformatorische Arbeit der großen Staatsmänner und Feldherren zu hindern. Die bisher bevorrechteten Stände, die das Leben des Volkes gebunden hielten, konnten sich nicht darein finden, daß alles auf die sittliche Autonomie gegründet werden sollte. Sie begriffen nicht, daß dies Prinzip die Macht der striktesten Ordnung auch im Saatsleben ist. Sie sahen in ihm den verlotterten Jakobinismus, die Anarchie. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts und schon vorher hat diese Partei den preußischen Staat zur Ohnmacht gebracht, bis Bismarcks gewaltige Persönlichkeit ihn zu neuem Leben erweckte und zugleich das Deutsche Reich schuf. Die Bestrebungen dieser Partei haben Bülows Plan, das Zentrum seiner dominierenden Macht zu berauben, durchkreuzt und von neuem das Gedeihen der deutschen Nation vom guten oder bösen Willen Roms abhängig gemacht. Sie hat sich darauf berufen, ihre ganze Lebensanschauung trenne sie von den „Liberalen". Es ist bekannt, daß manche Liberale noch immer rückständig genug sind, an der windigen Staatsidee der Aufklärungszeit festzuhalten. Vom Atheismus der von gewissenlosen Führern innerlich ruinierten Sozialdemokratie brauche ich nicht zu reden. Aber im Kern unseres Volkes leben die mächtigen sittlichen Grundgedanken des Freiherrn vom Stein, der großen Feldherren der Befreiungskriege und des Gründers unseres Reiches fort. Die Reichstagsabgeordneten, die von diesen Ueberzeugungen beherrscht sind, wollte der Fürst Bülow vereinen, um die Gegner von rechts und

von links zu überwinden und die feste Basis des Deutschen Reiches von neuem zu begründen. Was konnte konservative Protestanten bestimmen, dem sich zu widersetzen und in den Dienst der Vertreter Roms sich hinzugeben? Es war der protestantische Konfessionalismus. Aber nimmt der denn eine ähnliche Stellung zum modernen Staate, überhaupt zu der modernen Entwicklung unseres nationalen Lebens ein, wie die römische Kirche? Mit anderen Worten: ist der konfessionelle deutsche Protestantismus mit dem Katholizismus irgendwie verwandt? Kann man denn daran denken, da nach Luther das Papsttum ein Werk des Teufels ist? Und doch findet diese Verwandtschaft wirklich statt. Gerade Luthers scharfes, ungerechtes Urteil über das Papsttum läßt uns das vermuten. Er kannte nur den Gegensatz von Wahrheit und Lüge. Er wußte nicht, daß jede geschichtliche Erscheinung nur geschichtlichen, relativen Wert hat, daß unser Geschlecht überhaupt der vollkommenen Wahrheit nur Schritt für Schritt näher kommt. Er war daher überzeugt, daß sein Evangelium die absolute Wahrheit, das Papsttum Lüge sei. In seiner ersten heroischen Zeit war er begeistert für die Glaubensfreiheit eingetreten. Für die „Schwarmgeister" sei es schlimm genug, daß sie zur Hölle fahren würden; man solle sie daher mit weltlichen Strafen verschonen. Als aber Sickingen die Revolution des Adels (die Säkularisation eines Bistums) versuchte, als die Bauern soziale und kirchliche Rechte forderten, als die „Wiedertäufer" ganz mit der kirchlichen Ueberlieferung brachen, und als in eben dieser Zeit nach dem Abbruch der römischen Kirche eine neue gegründet werden mußte — da wußte auch Luther, so schwer es ihm ward, nur durch ein neues Papsttum, das der protestantischen Fürsten und Stadtobrigkeiten, sich zu helfen. Es ist*) urkundlich nachgewiesen, daß noch bei Luthers Lebzeit im Kurfürstentum Sachsen durch strenge polizeiliche Ueberwachung, durch Spionage und Denunziantentum, durch Folter und Inquisition, durch Ketzerprozesse, Gefängnis und Todesstrafe das reine Luthertum zur Landesreligion gemacht ward. Von Rom war man frei. Die Hierarchie war nicht mehr. Die Geistlichen waren Beamte des Staats. Aber der Staat beherrschte um seinetwillen das religiöse Leben ganz ebenso, wie er es bis dahin im Dienste Roms beherrscht hatte. Der mönchisch weltflüchtige

*) Dr. Paul Wappler, Inquisition und Ketzerprozesse in Zwickau zur Reformationszeit. Dargestellt im Zusammenhange mit der Entwicklung der Ansichten Luthers und Melanchthons über Glaubens- und Gewissensfreiheit. Leipzig, 1908.

Sinn aber war abgetan. Das Christentum sollte im Berufe sich betätigen, nicht durch den Eintritt in das Kloster. Die „guten Werke" sollten aus Dankbarkeit gegen Gott entspringen, nicht ein selbständiges Verdienst begründen. Und die Geistlichen sollten Wort und Sakrament, wie sie von Christus gegeben wären, darbieten, nicht selbständig das Opfer Christi in der Messe von neuem schaffen. Die Hauptsache war, daß der Christ durch den Glauben, also durch eine Tat des eigenen inneren Lebens, das in Wort und Sakrament ihm dargebotene Heil sich aneignen sollte. Damit war im letzten Grunde das, wofür Luther sein Leben eingesetzt und die neue Zeit begründet hatte, die religiöse und sittliche Autonomie, denn doch wohl noch gerettet?

Das war allerdings der Fall. Aber nur so, wie das Leben der Saaten unter der Eis- und Schneedecke des Winters gerettet wird. Denn die ganze ungeheure Last des Katholizismus — die Lehren von der wörtlichen Eingebung der Heiligen Schrift, von Gott dem Dreieinigen, von Christus dem Gottmenschen und seinem Werke und von der Natur der Sakramente —, das alles war beibehalten. Alle diese vom Katholizismus übernommenen, nicht aus dem Geiste der neuen Zeit wiedergeborenen, Lehren lasteten wie ein fremdes Joch auf den Seelen. Ihre Anerkennung ward gewaltsam erzwungen. Im Kampfe um das Maß ihrer Geltung spaltete sich der Protestantismus. Namentlich die lutherischen Geistlichen sahen vielfach die Hauptaufgabe ihres Amtes darin, die Zustimmung zu diesem Formalismus aufrecht zu erhalten. Sie vergaßen hier und da darüber die sittliche Selbstzucht. Manche verfielen in Hochmut und Egoismus. Sie fühlten den Katholiken sich näher als den Reformierten. Mitten im dreißigjährigen Kriege schrieb der sächsische Oberhofprediger Hoë von Hohenegg, der sich dem katholischen Kaiser verkauft hatte, heftige Streitschriften gegen die Reformierten. Daß es unter diesen Umständen der katholischen Gegenreformation leicht ward, Sieg um Sieg zu erringen, das unterliegt keinem Zweifel. Noch um 1580 waren neun Zehntel aller Christen in Deutschland und Oesterreich evangelisch. Wie wenig davon nach dem großen Religionskriege übrig geblieben war, das ist bekannt. Und auch dieser Rest wäre nicht erhalten geblieben, wenn nicht die Politik fremder Mächte, Frankreichs und Schwedens, die ein Interesse daran hatten, die ultramontane Politik Spaniens und Oesterreichs zu überwinden, ihn gerettet hätte. Der Pietismus, die Aufklärung, der Rationalismus, die Periode unserer wunderbaren Geistesblüte,

die 1740 begann, haben den konfessionellen Protestantismus geläutert, ihm von neuem zum Bewußtsein gebracht, daß doch die Religion seine Aufgabe sei, nicht das Dogma. Aber seine Doppelnatur, halb religiös und sittlich autonom, halb gebeugt zu sein unter eine äußere, unserem Glaubensleben fremde Autorität, hat er beibehalten. Es kann nach dem allen nicht befremden, daß unsere politisch-konservative Partei, die in der katholischen Seite des überlieferten Protestantismus ihre Lebens- und Weltanschauung findet, mit der ultramontanen Partei gegen die moderne Entwicklung des deutschen Geisteslebens sich verbindet. Beide können nur gemeinsam herrschen und überwunden werden.

### 3. Die religiös-sittliche Lebensaufgabe der deutschen Nation und die konfessionellen Kirchen.

Es ist und bleibt Luthers weltgeschichtliches Verdienst, daß er die sittliche Autonomie, die Freiheit eines Christenmenschen, entdeckt und damit, mehr oder weniger bewußt, die Ueberzeugung begründet hat: Religion und Sittlichkeit sind eins. Religion ist die Kraft, zur sittlichen Persönlichkeit sich zu entfalten; Sittlichkeit ist die Tat, die dies höchste Werk vollbringt. Aber woher stammt die Kraft, alle versuchenden und hemmenden Mächte der umgebenden Welt und der eigenen sinnlichen Natur, die sich früher entwickelt als die sittliche, zu überwinden? Luther sagt mit Recht: mit unserer Macht ist nichts getan. Christus ward einst gefragt: „Guter Meister, was muß ich tun, meine Seele zu retten?“ Er antwortete: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut als der Eine, Gott; und niemand wird gut als durch den Einen, Gott.“ Damit war das Rätsel des Menschenlebens für alle Zeit gelöst, die absolute Religion und die absolute Sittlichkeit ein für allemal entdeckt. Die Kunst, die sittliche Freiheit ohne den, der vom Anfang an frei und Herr aller Dinge ist, zu erringen, wird und kann nie erfunden werden. Schelling hat recht, wenn er sagt: nur der wird frei, der seine Freiheit rettet in Gott. Und mit Recht sagt Schleiermacher: die Religion allein rettet die Existenz der menschlichen Seele: nur die schlechthinige Abhängigkeit von Gott macht uns frei jeder endlichen Abhängigkeit gegenüber.

Die konfessionellen Kirchen haben diese ewige Erkenntnis Jesu nie genug betont; aber sie haben keinen Grund, sie abzulehnen.

Ihr Irrtum aber beginnnt*), sobald nun die Frage entsteht: wo finde ich Gott? Der Papst antwortet: in den Lehren, den Geboten, den Sakramenten der Kirche. Die Lehren und die Gebote hat die Kirche nach der Anleitung Jesu festgestellt; die Sakramente schafft der Priester bei ihrer Spendung.

Die Autorität der Kirche und die schöpferische Tätigkeit des Priesters hat Luther abgelehnt. Wort und Sakrament sind nach ihm ein für allemal durch die Heilige Schrift oder durch die Einsetzung Jesu gegeben. Durch sie tritt die rettende Gnade, der heilige Geist, in die Seele ein, die dem „Worte" vertraut, das auch im Sakramente die Hauptsache ist. Da aber wird jeder nachdenkende Christ fragen: woher nehme ich die Kraft, dem Priester gehorsam zu sein oder dem Worte zu vertrauen? Kann der Frühling den erstorbenen Baum neu beleben, oder das vor sein Auge gestellte Licht dem Blinden die Sehkraft geben? Aeußere Mittler und Mittel der Gnade mögen das Seelenheil fördern; begründen können sie es nicht. Das ist die ungeheure Lücke in der Lehre und in der Pädagogie beider Kirchen: sie vergessen den Allmächtigen, der allein das wahre Leben in uns zu begründen vermag. Das ist die unendliche Erhabenheit Jesu über den Papst und über Luther, daß er weiß: niemand wird gut als durch den Einen, Gott. In ihm, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, lebt und webt seine Seele. Er ist ihm der Quell alles Seelenheils. „Gott und die Menschenseele allein", die Menschenseele unmittelbar mit Gott geeint — das ist die Quelle der Erkenntnis, aus der alle Worte Jesu entspringen, die Quelle der Kraft für sein Wirken, für seine Treue bis in den Tod. Diese unmittelbare Lebensgemeinschaft der Seele mit Gott haben beide Kirchen vergessen. Bei dem Papst tritt Gott hinter der Kirche, bei Luther hinter Wort und Sakrament zurück. Das ist der halbatheistische Zug, der beiden Kirchen gemeinsam ist, der beide Kirchen unfähig macht, die wachsende Macht des Atheismus in unserer Zeit zu brechen. Daraus erwächst für uns die unabweisbare Pflicht, über den römischen und den lutherischen Katholizismus hinweg zu Christo zurückzukehren. Das ist die einzige Rettung für unsere Nation. Der Quell des Heils und das Heilsgut selbst sind für beide im Prinzip ganz gleich. Beide kennen nur äußere Mittler und Mittel der Gnade. Nur die Art der Dar-

---

*) Vgl. meine Schrift „Die notwendige Umgestaltung der evangel. Glaubenslehre" (1907).

bietung und des Empfangs ist für beide verschieden. Schon Savonarola hat über beide sich erhoben, wenn er sagte: geh' in dein Herz, da wird dir Gott erscheinen, und größer als dein Denken und dein Meinen. Aber zwingt diese Erkenntnis uns nicht, über beide, über den Papst und über Luther, dasselbe verwerfende Urteil auszusprechen, in dem Luther mit dem Papsttum gebrochen hat? Nein; es handelt sich nur um einen Fortschritt, der im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung notwendig geworden ist, um einen Fortschritt in der Entfaltung der religiös-sittlichen Autonomie. Für das unmündige Kind sind Gott und der Vater Eins; was es geworden ist, dankt es dem Vater. Der mündige Sohn unterscheidet zwischen dem, was er Gott und dem, was er dem Vater dankt. Er steht dem Vater frei gegenüber, und er hat in seiner freien Hingebung an ihn doch mehr an ihm.

Wenn Luther diese Worte läse, so würde er sagen: da seid ihr nun glücklich zu den „Schwarmgeistern“ übergegangen; „hörst du Lügengeist wohl, das Wort, das Wort, das Wort tut's“. Aber dies Poltern kann uns nicht schrecken. So falsch Luther über das Papsttum geurteilt hat, so falsch hat er über die „Schwarmgeister“ geurteilt. Es muß offen und unumwunden anerkannt werden: auch die frommen, die frommen Wiedertäufer — natürlich nicht die in Münster — waren bessere Christen als die Priester, die Scheiterhaufen errichteten und Religionskriege veranlaßten, auch als die lutherischen Geistlichen, die im Predigtamt das Ketzerrichteramt sahen. Jene aufrichtig frommen Christen wurden zu Tausenden hingerichtet; aber sie gingen für ihre Verfolger betend in den Tod, und ihrem Glauben blieben sie treu. Viele waren in dem Irrtum befangen, die bürgerliche Ordnung sei nicht für Christen da. Sie redeten alle von dem inneren Lichte, das sie erleuchte, statt an den allmächtigen heiligen Willen zu glauben, der in jeder Seele als der unerbittliche Richter und zugleich als der allezeit barmherzige Erlöser sich erweist. Aber die verfolgten „Schwarmgeister“, die von den Mystikern vor Luther gelernt hatten, sind doch endlich Sieger geblieben. Die Mystiker und Pietisten der lutherischen Kirche, die Heldenscharen Cromwells, die betend und Psalmen singend für die Freiheit des Glaubens in den Tod gingen, endlich die größten und frömmsten Denker unserer Nation haben ihre Anschauungen geläutert, vertieft und ihnen die Zukunft für die Christenheit gesichert.

Man wendet mir ein: der Mangel der Kirchen soll nach deiner Meinung darin bestehen, daß die sittliche Selbständigkeit, die sittliche

Autonomie, durch sie gehemmt, in der römischen Kirche gewaltsam gebrochen wird. Aber ist die sittliche Freiheit des Menschen eigene Tat, wenn sie das Werk Gottes in ihm sein soll? Darauf antworte ich mit einem unbedingten Ja. Der Mensch ist eben Mensch; er hat sich nicht selbst geschaffen. Er gewinnt sein Leben, wenn er mit dem Quell seines Lebens geeint ist. Schiller sagt:

> Suchst du das Höchste, das Beste? Die Pflanze kann es dich lehren:
> was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's.

Die Pflanze entfaltet ihr Leben, indem sie geeint ist mit der Ordnung der Natur, also mit dem Willen ihres Schöpfers, dessen Werkzeug die Natur ist. Der Mensch entfaltet sein wahres Wesen, indem er geeint ist mit der sittlichen Weltordnung und ihrem Herrn. Theonomie ist die wahre Autonomie. Und Autonomie gibt es für Menschen nur in der Theonomie. Es gibt nur Eine Rettung für unsere Nation, die, daß sie Eins wird in dem gemeinsamen Ringen nach der religiös-sittlichen Freiheit. Sie steht im schärfsten Gegensatz zu dem atheistischen Jakobinismus, der jeder Nation den Untergang bereitet, wenn auch zuvor noch ein Despot durch das Trugbild des Ruhmes sie fanatisiert und zu glänzenden Taten sie gereizt hat. Der Jakobinismus aber entsteht, wenn Staat und Kirche oder beide zugleich ein Volk geknechtet haben, der Sklave dann aber die Kette bricht.

Daß in den Kirchen Gott an die zweite, die Kirche oder das Bekenntnis an die erste Stelle tritt, das Absolute also von dem, das nur relativen, geschichtlichen Wert hat, gleichsam verschleiert wird — das hat auch traurige sittliche Folgen. Der erschütternde Ernst des Gerichts, das mit jeder Sünde verknüpft ist, kommt dabei nicht zu klarer Erkenntnis. Die meisten Menschen in Deutschland wissen infolge des Unterrichtes, den sie empfangen haben, gar nicht, daß jeder Widerspruch gegen den allmächtigen Willen, der unsere Seelen beherrscht, ebenso unerbittlich der Ruin oder der Untergang der Seele ist, wie jede Verletzung der Naturordnung dem äußeren Leben Krankheit oder Tod bringt. In dieser Beziehung hat der Katholizismus vielleicht noch einen Vorzug, um den er freilich nicht zu beneiden ist. Er stellt auch den Mann, wie das Kind unter die Herrschaft des Priesters. Der Protestant vergißt leicht, daß gerade nach der Bekehrung, wie Kant uns gelehrt hat, die Not der Seele erst recht beginnt, der neue unschuldige Mensch in uns die Schuld und die Strafe des alten büßen und überwinden

(gleichsam absorbieren) muß. Der alte Protestantismus tröstete sich mit dem Wort: „mein Gewissen schreckt mich nicht, Moses kann mich nicht verklagen; der mich frei und ledig spricht, hat die Schulden abgetragen.“ Daraus ergibt sich, daß unsere Kirchen nicht nur religiös, sondern auch sittlich durchaus ungenügend sind.

Dazu kommt noch, daß sie, weil der alles einende Herr, weil Gott in ihnen zurücktritt, in stetem vergeblichem Kampfe mit einander stehen. Vierhundert Jahre währt dieser Kampf. Der Entscheidung aber sind wir nicht näher gekommen. In der evangelischen Kirche kommt dazu der Kampf zwischen der „orthodoxen“ und der „liberalen“ Richtung, richtiger: zwischen der orthodoxen und der liberalen Orthodoxie. Man streitet um die alte und die neue „Weltanschauung“, um sogenannte Wundergeschichten, über die Jungfraugeburt, über den Leib des auferstandenen Christus und dergleichen, über Dinge also, die mit Religion und Sittlichkeit wenig oder nichts zu tun haben. Man sollte jeden darüber denken lassen, was er will, und allen Fleiß darauf verwenden, die religiösen und sittlichen Mängel der Kirchen zu beseitigen, vor allem aber den Gottesglauben zu der alles beherrschenden Geltung zu bringen, die er bei Christus hat. Ist man Eins in diesem Kern des religiösen und sittlichen Lebens, dann, nur dann kann und wird man über jene Fragen Eins werden. Stehen sie erst an zweiter Stelle, dann findet sich die richtige Antwort auf sie. Niemand kann meine Seele retten als Gott. Aber der Baum, der das Leben in sich trägt, bedarf doch der Luft, des Regens und des Sonnenlichts. Das sehende Auge muß dem äußeren Lichte sich auftun. Der künstlerisch am reichsten begabte Mensch kann niemals in seiner Kunst etwas leisten, wenn er nicht die Geschichte seiner Kunst und die Werke ihrer größten Meister kennen gelernt hat. So muß das Leben Gottes in uns mit dem zusammenwirken, das in Gottes äußeren Offenbarungen, vor allem in den Propheten, Aposteln und Reformatoren, in Christus und seiner Gemeinde uns entgegentritt. Wer in irgend einem Lebensgebiete von vorn anfangen will, aus dem wird nichts. Aber die äußeren Mittler und Mittel der Gnade hat uns Gott gegeben, nicht um uns durch sie zu knechten, sondern um das Leben zu fördern, das er selbst in uns begonnen hat. Wir stehen ihnen also so frei, aber auch so dankbar gegenüber wie der mündige Sohn dem Vater. Mündig gewordene Kinder streiten sich nicht über die Bedeutung der Eltern. Sie lieben sie und nähren ihr Seelenleben durch das ihre. So müssen wir zu Christo und seiner Gemeinde

stehen. Wenn man aber den Papst oder Luther zum unfehlbaren Gott, Wort und Sakrament zu selbständig wirkenden Gottheiten macht, dann nimmt der Streit über sie kein Ende. Man schlägt die tot, die diesem Götzendienst sich nicht ergeben wollen; denn diese Gottheiten können nicht selbst ihr göttliches Recht verteidigen. Der Allmächtige aber, der unsere Seelen beherrscht, bedarf keiner Henker, um sein Recht zur Geltung zu bringen. Die Atheisten, die es nicht bloß in Gedanken und Worten, sondern im Leben sind, werden schon erfahren, was aus ihnen wird.

Diese Erkenntnis fehlt uns. Das Samenkorn der religiös-sittlichen Autonomie ist in das Leben unserer Nation gepflanzt; überall aber tritt uns der ganze Katholizismus entgegen oder seine Fragmente. Aber verzweifeln dürfen wir deshalb nicht. Luther — wie viel er auch geirrt hat — hat doch das Befreiungswerk begonnen. Unser Volk hat um seinetwillen das unendliche Elend seines großen Krieges erduldet. Heroen auf allen Gebieten der Geistesarbeit, wie keine andere Nation sie besitzt, haben Luthers Werk fortgesetzt. In den Befreiungskriegen ist unsere Nation durch die Hingebung an das Christentum der religiös-sittlichen Autonomie gerettet, gleichsam von neuem geschaffen worden. Diese Nation muß das große Werk vollenden und dadurch allen Völkern umher Erlösung und Frieden bringen.

## 4. Staat, Schule, Kirche.*)

Keine Polemik ist imstande, die feste Burg Roms zu brechen. Der Kampf innerhalb der evangelischen Kirche wird in den nächsten Generationen nicht zum Austrag kommen. Wie also kann das lautere Christentum Christi, das frei ist von den religiösen und sittlichen Mängeln der konfessionellen Kirchen, eine wachsende Macht in unserer Mitte gewinnen? Ich antworte darauf: durch die evangelische Schule. Von ihr nur spreche ich in allem Folgenden. Die katholische Schule mag der Staat beaufsichtigen wie bisher; um ihren (konfessionellen) Religionsunterricht hat er sich nicht zu bekümmern. Nur wo er Feindschaft zu erwecken sucht, mag der Staat einschreiten. Ich denke auch nicht an Simultanschulen, die

*) Vgl. meine Schriften über „Die Reform der evangelischen Landeskirchen" (1906) und über „Das rechte Verhältnis des evangel. Staats zur evangel. Schule und zur evangel. Kirche" (1909).

nicht Fisch noch Fleisch, für die religiös-sittliche Erziehung jedenfalls wirkungslos sind. Ich spreche von Schulen, deren Lehrer zur evangelischen Kirche gehören, ebenso wie die Eltern der Kinder, die sie zu unterrichten haben. Diese Schulen sind natürlich zu beaufsichtigen von Pädagogen, die gleichfalls der evangelischen Kirche angehören. Sie sollen und müssen aber ganz Anstalten des Staats sein, frei von jeder direkten Einmischung der Kirche. Indem der Staat sie erhält und es ernst nimmt mit dem Religionsunterricht, soll er der Nation durch die Tat beweisen, daß er in der Religion sein Fundament sieht, daß er selbst alles daran setzt, die Religion dem Volke zu erhalten, daß er also nicht ganz oder halb atheistisch sein kann und darf, wenn nicht die Religion und mit ihr der Staat selbst untergehen soll. Der Staat, der nur auf einem Umwege, nämlich durch Unterstützung der konfessionellen Kirchen, der Religion sich annimmt, ist ein klägliches Gebilde. Er schädigt sich, die Kirche und die Religion zugleich. Er ist atheistisch, um nicht konfessionell zu sein, und konfessionell, um nicht atheistisch zu sein. Er schämt sich gleichsam der Religion und macht an ihr irre. Jede Lebensgemeinschaft muß religiös sein, wenn sie bestehen soll. Und jede Lebensgemeinschaft muß in *ihrer* Weise die Religion verwirklichen. In seiner Weise hat das ganz besonders der Staat zu tun. Und diese Weise gönne man ihm.

Die deutsche Nation ist so glücklich, daß sie, um diese Aufgabe zu lösen, nicht wie die französische genötigt ist, eine wertlose neue Religion und Moral zu erfinden. Die absolute Religion und Sittlichkeit, die frei ist von allen religiösen und sittlichen Gebrechen der Konfessionen, ist ihr gegeben in dem Christentum Christi. Der gewaltigen Arbeit der deutschen Religionswissenschaft der letzten 150 Jahre ist es gelungen, das eigene Christentum Christi klar zu erkennen und es scharf zu unterscheiden von dem Christentum des Papstes, Luthers, sogar des Apostels Paulus. In jedem Lehrbuche der biblischen Theologie des Neuen Testamentes ist es dargestellt. Nicht als dürre Theorie, sondern mit der ganzen Macht und Lebenswärme der mächtigsten Persönlichkeit der Geschichte tritt es uns entgegen. Das kann und wird die Herzen gewinnen, die überhaupt zu gewinnen sind. *Religion wird durch Person auf Person übertragen.* Die evangelischen Lehrer im Königreiche Sachsen haben das lösende Wort des Rätsels ausgesprochen: „der Mittelpunkt des Religionsunterrichts muß die Person Jesu, ihr Ziel muß es sein, die Gesinnung Jesu in den Seelen der Kinder lebendig zu

machen.“ Damit ist der Standpunkt gewonnen, der nie verlassen werden darf. Von hier aus ist zurück und vorwärts zu gehen. Man schaffe ein biblisches Lesebuch, in dem alles vereint ist, was religiös und religionsgeschichtlich wertvoll in der Bibel ist, und erwecke Begeisterung dafür in den kindlichen Seelen. Und man gebe ihnen einen Ueberblick über die Geschichte des Christentums. Man präge ihnen die Lebensbilder der bedeutendsten Personen ein, die im Kampfe und im Frieden, im Leben und im Sterben als Christen sich bewährt haben. Da werden den Kindern die Stunden des Religionsunterrichts die beglückendsten sein; und sie werden die Religion in das Leben mitnehmen, die in Freud und Leid, in Sorge und Arbeit sich bewährt, und die kein atheistisches Geschwätz den Seelen zu entreißen vermag.

Es ist nur ein kleiner Kreis von Schulen, in denen diese wahre Religion zunächst den kindlichen Seelen kann dargeboten werden. Die katholischen sind ganz ausgeschlossen. Und den Eltern, die es fordern, daß ihre Kinder nicht im Christentum Christi, sondern in dem Luthers oder Calvins bereits in der Schule erzogen werden, wird man es überlassen müssen, für konfessionellen Religionsunterricht ihrer Kinder selbst zu sorgen. Der Forderung aber, daß Kinder ganz ohne Religionsunterricht aufwachsen sollen, kann der Staat nicht nachgeben. Verblendete Eltern könnten dann auch fordern, daß um ihres Aberglaubens willen naturwissenschaftlicher Unterricht von ihren Kindern fern bleibe, oder daß sie deutsche Geschichte nicht kennen lernen, damit der Patriotismus nicht in ihren Seelen erweckt würde. Ein Bekenntnis darf der Staat niemals fordern. Die Freiheit des Glaubens und des Gewissens hat er streng zu wahren. Die aber fördert er, indem er die Tyrannei der Unwissenheit in jedem Lebensgebiete, also auch in dem religiösen, überwindet. Die ganze Reform, die zunächst zu fordern ist, besteht demnach nur darin, daß der Katechismusunterricht der Kirche verbleiben soll. Dem sich zu widersetzen, liegt für die Kirche nicht der mindeste Grund vor, außer etwa die Arbeitscheu gewisser Geistlichen. Denn kein Christ kann wollen, daß seinem Kinde die Worte und das Leben Jesu unbekannt bleiben möchten. Hier und da aber ist auch jetzt schon der Katechismusunterricht in evangelischen Gemeinden dem Konfirmandenunterricht überlassen. Die katholische Kirche aber hält streng darauf, daß der Katechismusunterricht, wenn irgend möglich, den Priestern verbleibt. Das Bekenntnis ist das Bekenntnis der Kirche. Es ist also für sie eine Ehrensache, daß sie selbst es in

ihrer Mitte aufrecht erhält, daß sie nicht durch eine Staatsanstalt für das Fortbestehen seiner Geltung sorgen läßt. Der Konfirmandenunterricht ist demnach auf mindestens zwei Jahre auszudehnen. Das ist auch ein vortreffliches Mittel, die Verbindung der Geistlichen mit den Familien fester zu knüpfen. Bleibt das Bekenntnis Gegenstand des Schulunterrichts, so muß das durch ein Staatsgesetz festgestellt werden. Das Bekenntnis aber muß dem Leben der Gemeinden frei entspringen. Ein durch ein Staatsgesetz zur Geltung gebrachtes Bekenntnis ist ein Widerspruch in sich selbst.

Ich sagte bereits: es ist nur ein beschränkter Kreis von Schulen, in denen das Christentum Christi in der angegebenen Weise zunächst zur Geltung kommen kann. Aber wenn in ihnen das religiöse und sittliche Leben die Macht gewinnt, die zu erwarten ist, dann wird der Erfolg in weiteren Kreisen die Herzen gewinnen. Auch der katholische Lehrerstand wird endlich erkennen, daß er nur dann seine wahre Bedeutung gewinnen kann, wenn er für diese naturgemäße Gestaltung der religiös-sittlichen Erziehung der Nation mit eintritt. Die Zahl unsrer Lehrer ist sehr groß, viel größer als die der Geistlichen. Das wahre, ursprüngliche Christentum wird daher durch ihre Vertretung unserem Volke zum Bewußtsein kommen. Es wird so in geordneter Weise die Religion kennen lernen, die über den konfessionellen Kampf erhebt und uns gewiß macht: bei Gott allein ist Friede.

Friede muß aber zunächst in der Schule selbst sein. Der Staat muß der Kirche dafür bürgen, daß nie ungestraft in seinen Schulen gegen irgend eine Konfession polemisiert wird. Die Kirchen aber müssen, was leider im 16. Jahrhundert unmöglich war, vollkommen, wenn auch nicht ohne Verbindung mit dem Staate, ihrer eigenen inneren Entwicklung überlassen werden. Wenn aber neben ihnen das Christentum Christi in einer festen Organisation allmählich Macht gewinnt, dann werden die Konfessionen sich läutern. Es wird, wie am Anfange des vorigen Jahrhunderts, ein idealer Protestantismus und ein idealer Katholizismus entstehen. Sie werden gegenseitig ihre Vorzüge und Erfahrungen austauschen und von einander lernen. Das Band der Gemeinschaft ist dann zwischen ihnen angeknüpft, und der Erfolg kann nur der wertvollste sein. So lange die einzelnen deutschen Staaten fast ganz getrennt nebeneinander standen, erstarrten sie in ihrem individuellen Leben. Seit sie im Deutschen Reiche geeint sind, stehen sie in lebendiger, fördernder

Gemeinschaft mit einander und mit der Gesamtheit. So müssen unsere Konfessionen durch die deutsche Schule mit einander geeint werden und in Beziehung treten. Freilich wird nur langsam diese Schule die ganze Nation umfassen. Aber auch das Deutsche Reich ist nur sehr langsam entstanden. Den Anfang müssen die kleineren Staaten machen, die noch überwiegend evangelisch sind. Der wichtigste unter ihnen ist der sächsische. In ihm ist das Verhältnis der Lutheraner zu den anderen Konfessionen Angehörenden noch 94 : 6. Dieser Staat ist im Begriff, ein neues Schulgesetz zu schaffen. Möchte man in ihm den Mut finden, die evangelischen Schulen zu Vertreterinnen des lauteren Christentums Christi zu machen. Sie würden in ihrer Unabhängigkeit von der Kirche zur Ueberwindung der gerade dort sehr mächtigen atheistisch-sozialdemokratischen Richtung wesentlich beitragen. Der sächsische Staat ist am längsten und am entschiedensten lutherisch konfessionell gewesen. Sein Konfessionalismus hat manche traurigen Folgen gehabt. Würde er jetzt ein christlicher Staat, so käme seine Vergangenheit doch noch zu Ehren. Und seine Rettung zur Zeit des Kampfes um die Oberherrschaft in Deutschland würde sich als ein großer Gewinn für unsere Nation erweisen. Seine konservative Partei ist viel unbefangener und milder als die preußische. Möchte sie sich auch in diesem Falle bewähren.

Würde es, wenn auch in ferner Zukunft, gelingen, die Eine deutsche Schule, die Vertreterin des Christentums Christi, zu schaffen, dann würde die Kirche dabei sich am besten stehen. Die Notarbeit, dafür zu sorgen, daß jedermann im Deutschen Reiche das Christentum kennen lerne, wäre ihr abgenommen. Staatsförmige Verfassungsformen könnte sie ablegen, sobald der Staat selbst für die religiöse Erziehung der Unmündigen sorgte. Politische Parteien könnten sie nicht mehr für ihre Zwecke mißbrauchen. Sie ruhte ganz auf Freiwilligkeit. Erfüllt wäre Luthers Ideal: die wahre Christen sein wollen, sollten zu ihr sich einschreiben. Ihr Gottesglaube, ihre Liebe zu Christo wäre ihr Fundament. Die Seelsorge aller an allen, die Liebestätigkeit aller gegen alle wäre ihre Arbeit. Die wären in ihr geeint, die für ihr innerstes Leben des Beistandes der Gemeinde bedürften. Sie fänden in ihr eine Heimat für das Leben ihrer Seelen, wirklich den Himmel auf Erden. Welch eine Macht würde solch eine Kirche gewinnen. Sie würde der Nation zeigen, was Religion ist, nämlich nicht konfessioneller und doktrinärer Kampf, nicht ein Mittel, Macht, Titel und Würden zu erlangen,

sondern die Erfüllung des Wortes Jesu: Siehe, ich bin bei euch allezeit; Frieden gebe ich euch, meinen Frieden, nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Jetzt lernt man meist nur dann, was Religion ist, kennen, wenn man sie im Gegenteil von dem sucht, was Rom und „konservative", auch wohl andere, Parteimänner tun. Dann würde sich zeigen: nichts bindet die Gewissen, nichts eint jede Gesamtheit mehr als „die Freiheit eines Christenmenschen".

---

# Kriegs- und Friedensbilder aus den Jahren 1754—1759.

### Nach dem Tagebuch des Leutnants Jakob Friedrich v. Lemcke 1738–1810.

Von

Prof. **R. Walz**, Friedberg i. Hessen.

---

**Habent sua fata libelli:** Bücher haben ihre Geschicke — auch Tagebücher. Denn ein Zufall war es, daß mir das Tagebuch des Leutnants von Lemcke zu Gesicht kam, das eine über das gewöhnliche Maß weit hinausragende Beachtung verdient.*) Zum größten Teil draußen im Feldlager und sozusagen im Dampf der Geschütze entstanden und vom Geiste eines Detlev von Liliencron durchweht, entrollt es uns auf dem weltgeschichtlichen Hintergrunde des siebenjährigen Krieges farbenfrische Schlachtenbilder und läßt uns zugleich im Tone unverfälschter, kindlicher Offenheit und Treuherzigkeit gehalten, hineinblicken in ein braves Soldatenherz mit all seiner Lust und all seinem Weh, das für seines Königs Ruhm und Ehre bis zum letzten Atemzuge Schmerzen und Wunden, Not und Elend zu tragen bereit ist.

## 1754. Eintritt ins Heer; Garnisonleben in Halle.

Jakob Friedrich von Lemcke war der Sohn des Leutnants von Lemcke vom Hellermannschen Garnisonbataillon zu Kolberg**) und der Ilsa Louise von Lemcke, geb. v. Pritz. Er wurde am 3. März 1738 geboren. Der frühe Tod des Vaters ließ die Witwe mit ihrem Sohn und drei Töchtern, darunter einer nachgeborenen,

---

*) Die Ueberlassung des Tagebuchs seines Vorjahrs verdanke ich der Güte des inzwischen verstorbenen Herrn Hauptmanns z. D. von Minckwitz, Friedberg H., der mir zugleich in dankenswerter Weise gestattete, geeignete Abschnitte einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

**) 1788 aufgelöst.

in der betrübtesten Lage zurück: „so daß die liebe Mutter sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähern genötigt sah." Im Alter von 16 Jahren trat Jakob Friedrich bei dem Dessauischen Regiment*) in Halle ein, das sein Oheim, der Obrist von Pritz, kommandierte. Die weite Reise von Kolberg nach Halle legte er über Berlin und Potsdam allein zurück und langte im August 1754 an seinem Ziele an. „Je näher ich hinkam, so erzählt er in ergötzlicher Art, je bänger ward mir, da man mir meinen Onkel als einen harten Mann, der unter den Soldaten grau geworden, abschilderte. Ich frug die erste Schildwache, wo der Obrist von Pritz wohnte und bat, mich vor ein Trinkgeld hinbringen zu lassen; man mußte mich aber nicht wohl verstanden haben, denn ich ward zum Hauptmann von Pritzke gebracht, welcher aber nicht zu Hause, sondern auf der Wachtparade war. Endlich wurde ich recht gewiesen. Die Schildwache aber an der Türe wollte mich, weil der Obrist auf Parade war, nicht einlassen. Ich wußte aber schon damit groß zu tun, daß der Obrist meiner Mutter Bruder, und durch diese Vorstellung ward ich zum Kammerdiener Brandt geführt. Dieser sah mich auch nicht recht vor voll an und sagte, ich sollte nur im Hause etwas warten, der Obrist würde bald nach Hause kommen. Endlich kamen auch eine ganze Menge Offiziers anspaziert, und ich bat die Schildwache, mir doch von ferne den Obrist von Pritz zu zeigen. Er sagte, der den Orden pour le mérite hätte, wäre es; wie sie aber näher kamen, waren wohl 4 darunter, die diesen Orden führten. Zum Glück aber verließen an der Türe ihn alle andern, und er kam allein ins Haus gegangen. Ich faßte alle meine Herzhaftigkeit zusammen, ging auf ihn zu, küßte ihm die Hand und sagte, daß ich die Ehre hätte, ein Anverwandter von ihm zu sein und mich seiner Gnade übergäbe, wobei ich ihm den Brief von meiner Mutter überreichte. Er sah mich freundlich an, klopfte mich auf den Kopf und sagte: „Er kommt gewiß aus Kolberg und ist der Junker Lemcke. Seine Mutter hätte es nicht besser machen können, er ist noch sehr klein, was soll ich mit ihm anfangen?" „Alles, was Herr Obrist wollen, ich werde bald wachsen." Diese Dreistigkeit gefiel ihm, er nahm mich bei der Hand, und ich mußte mit herauf auf seine Stube. Er ging kurz darauf in die andere Stube und sprach mit seinem Kammerdiener. Wie er zurückkam, sagte er zu mir: „Ich gehe jetzt zum Mittagessen**) bei Plantger, ich wollte ihn wohl mitnehmen, allein

*) 1806/07 aufgelöst.
**) Obrist von Pritz war, wie es scheint, Witwer.

er sieht von der Reise nicht proper genug aus, und da sind viele Offiziere. Ich habe schon befohlen, daß er gesättigt und anders montiert wird und hoffe, daß er mir nachher gefallen wird". Kaum war er weg, so kam der Feldwebel Höber mit dem Regimentsschneider. Ich war nicht mehr der Bursche, den man nicht vor voll ansah, sondern man machte soviel Komplimente, daß mir Angst dabei ward. Der Schneider und Stiefelettenmacher nahmen mir das Maß. Der Friseur kam, verschnitt mir die Haare und frisierte mich. Der Kammerdiener brachte weiße Wäsche; zwei Bediente deckten unterdessen den Tisch, wo ich ganz allein essen mußte und wohl mehr wie 8 Gerichte hatte. Zwei Bediente standen nur hinter dem Stuhle und erwarteten meine Befehle, kurz, meine Verhältnisse hatten sich so geschwinde geändert, daß ich selbst kaum wußte, wie mir war."

Schon am nächsten Tage konnte v. Lemcke sich seinem Onkel in seinem neuen Staat präsentieren, der ihm selbst sehr gefiel, weil er von vornherein zu nichts als zum Soldaten Lust hatte; der Onkel nahm ihn mit zur Wachtparade und stellte ihn allen Offizieren als seinen Schwestersohn vor, wobei freilich die andern Junker, deren 22 im Regimente waren, neidisch waren, daß er den Kommandanten zum Vetter habe und fürchteten, im Avancement zu verlieren. Dann mußte er bei der Fahne schwören und alle Tage fleißig exerzieren. In anno 1754 und 1755 durfte er in der Garnison nicht die geringsten Dienste tun, sondern mußte nur alle Tage auf Parade erscheinen. Er mußte oft in Offiziersgesellschaften gehen und durfte nur mit einigen wenigen Junkern, welche ihm der Onkel benannte, Freundschaft halten.

Doch hatte er daneben noch Zeit genug, sich gelegentlich nach den schönen Mädchen seiner Garnison umzusehen. „Als ich eines Morgens zu dem Onkel kam, so plaudert er in vertraulichem Tone, war er besonders aufgeräumt und fragte spaßend, ob ich mir denn in Halle noch kein schönes Mädchen ausgesucht, das mir gefiel. Ich gestand ihm, daß ich meinem Quartier gegenüber ein Mädchen kenne, das ich lieb hätte, ich hätte auch schon etlichemale das Glück gehabt, mit ihr zu sprechen, allein ihre Mutter hielte sie sehr eingezogen; doch hoffte ich schon Gelegenheit zu finden, mit ihr alle Tage zusammenzukommen, ohne daß die Mutter es wüßte. Der Onkel war sehr neugierig zu wissen, wie das angehen werde, und ich war so offenherzig, ihm alles zu sagen. Ich entdeckte ihm also, daß diese Mademoiselle Curtz alle Tage in die Schenkstraße zu einer Frau ginge, welche sie im Nähen unterrichtete und der Mann von

dieser Frau informierte wieder Kinder im Rechnen und Schreiben, und ob nun wohl diese Mademoiselle ihren Nähunterricht in einer aparten Stube erhielte, so glaubte ich doch mit ihr in einer Stube im Rechnen Unterricht zu erhalten. Ich wäre schon bei dem Mann gewesen und hätte ihm den Vorschlag gemacht, ihm alle Monat 1 Taler von meiner Zulage zu geben, wenn er mir täglich die und die Stunde auf der Stube seiner Frau Unterricht geben wollte, weil ich doch als Junker nicht bei die andern Kinder gehen wollte. Der Mann sei auch zufrieden und wolle mit seiner Frau sprechen, ich sollte heute Antwort kriegen. Der Onkel lachte herzlich über meine List, und ich mußte ihm versprechen, öfters weiter zu erzählen, wie es ablaufen würde. Denselben Tag schenkte er mir ein silbernes Schaustück, welches die Devise hatte: „Liebe mich wie ich dich, nicht mehr von dir begehre ich!" mit den Worten, ich sollte es dem hübschen Mädchen schenken. Dieser Befehl war mir sehr angenehm; ich hatte es kaum eine Stunde in Händen, so hatte es das liebe Mädchen schon. Mein Anschlag mit der Schule ging richtig zu, und ich hatte alle Tage das Vergnügen, mit ihr zusammen zu sein. Einmal schenkte mir der Onkel Leinwand, wo ich mir sollte Hemden von machen lassen und bezahlte dabei das Arbeitslohn reichlich. Zugleich hatte er auch dem Kaufmann Feldmann, bei welchem er alle Abend war, gesagt, daß er mir Geld und Leinwand gegeben, mir Hemden machen zu lassen, welcher aber nun gerne dieses Geld selbst verdienen wollte und mich daher sogleich bei sich bitten ließ und mich mit Konfitüren und Wein traktierte. Die Frau bat, ihr die Leinwand zu geben, sie wollte das Arbeitslohn allein verdienen, aber diese Leinwand nebst dem Gelde waren schon lange bei dem lieben Mädchen. Die Frau Feldmann ward darüber böse und klagte solches dem Onkel, welcher aber lachte und zuvor gesehen, daß ich solches dem Mädchen zuwenden würde und nur die Feldmann zu ärgern, ihr solches gesagt hatte. Allein die Freude mit dem Mädchen dauerte nicht lange, indem durch Angaben der Feldmann die Mutter hinter unsere Konversation kam und sie aus der Nähschule entfernte, daß ich sie nachhero sehr selten zu sehen bekam."

### 1755. Truppenschau Friedrichs II. bei Magdeburg.

Schon im nächsten Jahre — anno 1755 — machte v. Lemcke unter den Augen des Königs bei Magdeburg die erste Revue mit: „Der König, so erzählt er, kam vom linken Flügel geritten und da ich

bei des Onkels Kompagnie auf dem rechten Flügel stand, so war ich schon der sechste neue Junker, der ihm das Jahr vorgestellt wurde. Er war darüber unwillig und frug den Onkel, warum er in einem Jahre so viele neue Junkers angenommen, was aus den Leuten werden sollte. „Besonders der da," und damit wies er auf mich, „ist ja noch sehr klein und kann noch ein paar Jahre in die Schule gehen." Der Onkel antwortete: „Eure Majestät halten zu Gnaden, dieser ist mein Vetter, und ich möchte ihn gern früh den Dienst lernen." „So, so," entgegnete der König, „nun denn ist's gut, mein lieber Fritz." Bei der Spezialrevue frug mich der König selbst, wie ich hieße, wo ich her wäre, wer mein Vater gewesen und wie alt ich wäre."

### Das Kriegsjahr 1756. Ausbruch des Krieges, Einmarsch nach Sachsen, Feindseligkeiten in Böhmen, Schlacht bei Lobositz, Winterquartiere.

Anno 1756 brach der Krieg los. Friedrich II. war eben nicht der Mann, sich überraschen zu lassen: „Den 29. August, abends 10 Uhr", so lesen wir bei v. Lemcke, marschierten wir aus Halle. Wie wir bei Schkeuditz an die sächsische Grenze kamen, wurden die Gewehre scharf geladen. Des Morgens, eben am Sonntage, kamen wir vor Leipzig an. Die Einwohner, welche sich keines Feindes vermuteten, waren über diese so plötzliche Ankunft ganz bestürzt. Wir marschierten durch die schöne Stadt bis vors Rathaus, wo wir das Gewehr beim Fuß nahmen. Der Prinz von Braunschweig, der Onkel und andere waren auf dem Rathause und bestellten Quartier und die Lieferungen. Wir mußten auf dem Markt von des morgens bis abends um 8 Uhr stehen; ich habe die ganze Zeit, weil ich von dem 5meiligen Marsch sehr ermüdet, auf dem Steindamm unter den Fahnen geschlafen. Den Tornister hatte ich als Kopfkissen, und bei dem Ermuntern, da wir abmarschieren sollten, vergaß ich selbigen und ward es nicht eher gewahr, bis ich in das angewiesene Quartier in der Vorstadt kam. Man kann sich mein Erschrecken vorstellen, im selbigen war all mein Wohl und Weh, und war es ein großes Glück, daß ich ihn so unbesucht wieder kriegte.

Wir lagen nur 2 Tage, als den 30. und 31. August, in Leipzig. Dann zogen wir über Lobstädt, Hartmannsdorf, Wittgensdorf, Freyberg, Heckendorf weiter und erreichten am 10. September Groß-

Cotta,*) Hier fanden wir die Sachsen und schlossen sie ein. Während wir den 11. und 12. September still lagen, stieß der König mit einem andern Korps zu uns, und die Belagerungsarmee stärkte sich von Tag zu Tag. Den 13. brachen wir auf und hatten an der böhmischen Grenze das erste Scharmützel mit österreichischen Husaren. (Sie gehörten zur Vorhut der Brownschen Armee, die aus Böhmen zum Entsatz der eingeschlossenen Sachsen heranrückte.) Am 19. kantonierten wir bei Aussig, wo wir 4 Tage still lagen. Ich bat mir beim Onkel Urlaub aus und ging nach Aussig, um den böhmischen Wein, der in dieser Gegend sehr berühmt ist**), zu probieren. Ich war aber kaum in einen Keller hereingekommen, so ward ich von den darin verschlossenen Dünsten so benebelt, daß man mich heraustragen mußte. Es war, als wenn ich besoffen wäre, da ich doch keinen Wein genossen hatte. Ich taumelte also wieder dem Lager zu, weil es überdem sehr gefährlich war, in Aussig zu bleiben, da jenseits der Elbe auf den hohen Bergen alles voller Panduren war, welche mit ihren Gewehren manchen in der Stadt erschossen. Der Feldmarschall von Keith, welcher uns kommandierte, schickte hier eines Tags zu meinem Onkel und ließ bitten, wenn etwa ein Jäger beim Regiment unter den Soldaten wäre, so möchte er durch einen Unteroffizier solchen ihm schicken. Da wir nun bei der Kompagnie einen hatten, so befahl der Onkel, daß ich mit ihm gehen sollte. Der Feldmarschall ließ ihn verschiedene Rehe und anderes Wild zerlegen. Hernach befahl er mir, daß ich meinem Obristen auch einige Stücke mitnehmen sollte, wobei er mich frug, ob ich auch wohl Wild äße. Ich entgegnete ihm: „Ja, nur wird der Obrist, mein Onkel, mir nichts abgeben", worauf er sagte, er würde mir noch ein Stück geben lassen, wovon ich dem Onkel nichts sagen sollte, welches ich mit Dank annahm. Der Onkel glaubte aber, wie ich zurückkam, ich wollte ihm eins entwenden und ließ expreß beim Feldmarschall nachfragen, da er dann die Wahrheit erfuhr. Er gab mir aber doch keins und auch nicht ein Stück vom Braten, auch habe ich den ganzen Marsch nicht einmal bei ihm gegessen, sondern mußte mich mit dem, was die andern Unteroffiziere kriegten, behelfen. Er wollte einen recht harten Soldaten aus mir machen. — Am 29. September, als wir bei Türmitz***) lagen, kam der König zu unserer Armee (mit all den

*) Nahe bei Pirna.

**) Das vorzügliche Obst bildet heute noch die Haupterwerbsquelle der Bewohner von Aussig und Umgebung.

***) Südwestlich von Aussig.

Truppen, die von der Belagerungsarmee von Pirna entbehrlich waren), so daß wir ein Korps von 25 000 Mann ausmachten."

Das Gewitter zog sich bekanntlich über Lobositz*) an der Elbe zusammen. „Am 1. Oktober gingen wir um $^1/_2$5 Uhr ab und rückten in Ordre de bataille auf den Feind an. Das Feuern fing auf dem linken Flügel um $^1/_2$7 Uhr an. Die Weinberge linker Hand waren alle mit Panduren besetzt, und mußten unsere Grenadiers alle Mauern, so in den Weinbergen sind, ersteigen. Unser Regiment kam rechts auf einen hohen Berg zu stehen. Beim Erklettern dieses Berges kamen wir durch viele dicke Bäume, wo ich manchmal wünschte, daß wir Halt machen möchten und ich hinter solchen Bäumen stehen könnte, denn das unaufhörliche Schießen war mir sehr fürchterlich und ungewohnt. Doch wir mußten vorwärts, waren aber so glücklich, daß, wie wir auf der Höhe waren, uns von vorn kein Feind mit kleinem Gewehr beikommen konnte und nur bloß denen Bogenschüssen der Kanonen ausgesetzt waren. Unsere Kavallerie wurde unter diesem Berg zweimal vom Feinde geworfen, nur das drittemal gelang es, den Feind zu repussieren. Da wir auf unserer Anhöhe die ganze bataille übersehen konnten, so hielt der König selbst vorm Regiment, obgleich die Kugeln ziemlich durch die Aeste flogen. Dahero auch der Major von Sydow bewogen ward, an ihn zu treten und demütig zu bitten, Sr. Majestät möchten doch dero gesalbtes Haupt sparen, allein der König antwortete: „Herr Major, bekümmern Sie sich nur um Ihr Bataillon"; am andern Tage schickte er aber doch unserm Major den Orden pour le mérite. Die Kanonade von unserem Berg war heftig. Der König hatte alles heraufbringen lassen und steckte damit das Dorf Lobositz in Brand. Doch wollten die Feinde noch nicht gewonnen geben, und der König bekam Nachricht, daß unser linker Flügel sich verschossen hätte und keine Patronen mehr hätte. Dahero er Befehl erteilte, daß wir, die wir nicht zum kleinen Feuer kamen, die Hälfte abgeben sollten. Es wurden sogleich Leute kommandiert, welche denen auf dem linken Flügel während des Feuerns solche in die Patronentaschen stecken mußten.

Der König befahl dem Herzog von Braunschweig-Bevern, noch einmal sein bestes zu versuchen und dann zu retirieren. Der König selbst nahm ein Bataillon und ging damit zurück. Der Herzog von Bevern aber — als der König schon weg war — nahm 2 Re-

*) Südlich von Leitmeritz.

gimenter aus der Linie und kam damit dicht an der Elbe hinter dem Berg herum. Als die Feinde solches gewahr wurden, glaubten sie, daß es Succurs wäre, machten rechtsumkehrt und gingen auf Lobositz zu, worauf unsere Grenadiers sie mit gefälltem Gewehr verfolgten und noch viele an dem Stadttor spießten. Hierauf war die bataille gewonnen, welche von 5 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags gedauert hatte. Dem Könige ward sogleich durch einen Major der Sieg benachrichtigt, welcher sogleich wieder umkehrte und selbst mit dem 3. Bataillon unseres Regiments Lobositz besetzte. Die Feinde sind 65 000 Mann stark gewesen und haben an Toten*) und Ueberläufern 15 000 Mann eingebüßt. Wir hatten an Toten 3297 Mann, worunter 2 Generals. Vom Regiment blieben 2 Offiziere, der Hauptmann Gattenhoff und Leutnant Zitzewitz. Die Feinde zogen sich in der Nacht bis Budin**) zurück, wir aber blieben auf dem Wahlplatz stehen."

Nach der Capitulation der Sachsen bei Pirna wurde Obrist von Pritz vom Könige zum Generalmajor befördert, und Obrist von Manstein übernahm die Führung des Regiments. v. Lemcke war sehr betrübt, seinen Onkel zu verlieren. Er ging vor seiner Abreise zu ihm und bat, ihn mitzunehmen, allein er schlug ihm seine Bitte ab und sagte, er müsse beim Regiment bleiben, weil er nur noch etliche Junker zum Offizier vor sich hätte. Wenn er aber erst Offizier wäre, so wolle er ihn für sein Regiment ausbitten. Doch dazu kam es nicht, da ihm eines Morgens (es war um Neujahr 1757) die betrübte Nachricht überbracht wurde, daß der Onkel in Meißen, wo er 1756/57 im Winterquartier lag, an Dysenterie***) gestorben sei. Die Todesnachricht, die ihn von Halle aus in Leipzig erreichte, wo das Dessauische Regiment seit dem 19. November 1756 im Winterquartier lag, wirkte niederschmetternd auf unsern jungen Freund, da er an seinem Onkel seine ganze Stütze und mehr als einen Vater verloren. Er war der erste Junker beim Regiment und hatte alle Tage Hoffnung, Offizier zu werden, wer sollte ihm nun die Equipage geben? Kurz, er war so betrübt, als er noch nicht in der Welt erfahren. Doch erhielt er von den Erben ein Pferd geschenkt, das er in Leipzig verkaufte und sich ziemlich equipierte. Dann kaufte er sich von den 300 Talern, die er aus der Erbschaft selbst empfing, ein neues

---

*) Die Zahlen erscheinen zu hoch.
**) Südliche Richtung.
***) Ruhr.

Pferd und war so in guten Umständen, als am 18. März 1757 die Winterquartiere verlassen wurden.

## Das Kriegsjahr 1757. Schlacht bei Prag, Verwundung und Gefangenschaft.

Am 21. rückte das Regiment schon in Böhmen ein: „Den 2. Mai, so erzählt das Tagebuch, standen wir auf dem Weißen Berg bei Prag und den 3. verhielten wir uns stille. Den 4. gingen wir rückwärts und schlugen Schiffbrücken über die Moldau. Den 6. war die große Bataille von Prag. Wir marschierten früh um 4 Uhr aus unserm Lager ab, um 10 Uhr stieß unsere Armee an des Feldmarschalls von Schwerin rechten Flügel. Der König wollte absolut den Tag Bataille haben, so sehr der Feldmarschall auch dagegen war, weil die Truppen durch das Marschieren ermüdet. Allein der König sah, daß die feindliche Kavallerie mehrenteils ihre Pferde fouragieren hatte, dahero glaubte er, es wäre der beste Zeitpunkt. Der rechte Flügel machte den ersten Angriff. Da sie aber auf ein Defilé kamen, in dem ein Graben dazwischen lag, so wurden sie zweimal repussiert, und der Feldmarschall ward selbst mit der Fahne in der Hand erschossen. Hierauf kam unser Flügel auch ins Feuer. Ein Bataillon Füsiliere, worunter der Graf Schmettau war, welches auch vom Feinde repussiert war, wäre beinahe in unser Bataillon gestürzt und dadurch große Konfusion verursacht worden, allein der Obrist von Manstein, welcher eine starke Stimme hatte, schrie, sie sollten ausweichen oder er ließe unter sie feuern, welches soviel wirkte, daß sie in unser drittes Bataillon gerieten und solches in Unordnung brachten. Der Graf Schmettau ging aber durch unsere Fahnen durch und rief: „Kinder, rettet eures Königs Ehre!“ Eben kam ein Flügeladjutant vom Könige mit der Ordre, unser Bataillon sollte rechter Hand einen hohen Berg, wo die Feinde mit Kanonen uns in die rechte Flanke schossen, ersteigen und die Feinde verjagen. Worauf wir auch den Berg zu erklettern anfingen und ohne einen Schuß zu tun, schon aus den feindlichen Kanonen waren, als rechtsumkehrt! kommandiert ward und ein Bataillon Grenadiers, so hinter uns waren, die Ehre hatten, diesen Berg mit leichter Mühe einzunehmen. Wir hatten bei dieser Expedition selbst die Hälfte des Bataillons verloren, und ich trug schon drei Fahnen, indem nur noch zwei Junkers übrig waren. Kaum hatten wir uns etwas ausgeruht, so mußten wir wieder ins Feuer. Ebenda wir über ein Defilé marschierten, indem wir über ein Brett einer hinter dem andern mußten, welches im Morast lag, schrie der

gimenter aus der Linie und
dem Berg herum. Als die
sie, daß es Succurs wäre,
Lobositz zu, worauf unsere
folgten und noch viele an d
bataille gewonnen, welche
mittags gedauert hatte.
Major der Sieg benachricht
selbst mit dem 3. Bataillon
Feinde sind 65 000 Mann
Ueberläufern 15 000 Mann
Mann, worunter 2 Gener
der Hauptmann Gattenhoff
zogen sich in der Nacht b
dem Wahlplatz stehen."

Nach der Capitulation
Pritz vom Könige zum Gen
übernahm die Führung d
seinen Onkel zu verlieren
bat, ihn mitzunehmen, allein
er müsse beim Regiment
zum Offizier vor sich hätt
wolle er ihn für sein Reg
da ihm eines Morgens
Nachricht überbracht wurd
im Winterquartier lag,
nachricht, die ihn von Hal
Regiment seit dem 19.
niederschmetternd auf
seine Stütze un
der nker be
Offi rben,
er rübt,
er den
ch zie
die

..h hinter dem Berge fast meine ganze Gesell=
.. misérable, daß ich mich nicht rühren und
..orbeigehenden Soldaten und Weiber bat ich
..was zu trinken zu schaffen, weil mein Durst
Hier saß ich nun unter denen Toten bis
..nd hätte die ganze Nacht liegen müssen, wenn
..er Feldwebel von der Kompagnie, von welchem
..brock sehr viel hielt, auch blessiert gewesen
..ber denselben gern haben und schickte 2 Mann
..nd nach den Zelten zu bringen. Diese Leute
nicht finden, kamen aber zu mir und ließen
..n bewegen, mich statt ihn ins Lager zu tragen,
..nn wohl nicht so lieb war, er aber doch nichts
.. viele Offiziers, mich zu besuchen, unter andern
..nt von Lossow mit seiner Wildschur*) zu, da=
..ollte, und diese Wildschur ward mir hernach
..den andern Morgen wurden wir auf Wagen
..Margarethenkloster gebracht. Die Unteroffiziers
..: unten in die Kirchen, Häuser und Ställe zu
..aber wurden in ordentliche Stuben gelegt, und
..ur inne hatte, glaubte man, ich wäre Offizier
..ben auf eine gute Stube, wo noch 4 Offiziers
..n andern Regimentern, unter andern der Leutnant
..der hernach Kriegsrat in Pommern wurde. Die
..den Teilen viel Volks gekostet, und wir hatten
..n müssen, ehe wir den Feind zur Flucht brachten.
.. österreichische Armee auf 100 000 Mann, die unsrige
Den Verlust der Feinde rechnete man 14000 Mann
..gen 7000. Ich hatte an meiner Blessur entsetzliche
..ausz.. ..ende war mir ganz aufgeschwollen,
..gel .. ..nds finden lassen. Der General=
..Bon.. nach dem andern, ohne solche
..gen. ..g besuchten uns viele Offiziers,
..uch .. ..ßen***). Den 10. Mai ward ich
..m .. ..nent ernannt. Den 16. fand ein
..de.. ..gel und brachte sie glücklich heraus.
.. ..an das dicke Bein geschlagen, und

..h gegriffen.
..rich des Großen

Obrist von Manstein, wir sollten dicht aufeinander bleiben, und dem ersten, so eine Lücke machte, wolle er den Degen durch die Brust stoßen, worauf denn alles sich an die Röcke anfaßte, um sich nicht zu trennen. Der Obrist kam auf die Fahnen los, und da ich meinen Vordermann auch angefaßt hatte, stieß er mich vor die Brust und sagte: „Will er mich wohl herein lassen!“ Wir waren nicht 30 Schritt von diesem Defilé, als er 3 Kartätschenkugeln in den Leib kriegte und immer schrie: „Feldscher*), ich gebe ihm 1000 Taler, rette er mir das Leben, stille er das Blut!“ Allein da war so geschwind kein Feldscher da, und er mußte sich zu Tode bluten. Hierauf kamen wir in das kleine Gewehr der Feinde, welches lange anhielt, bis wir selbige von einem Berg auf den andern trieben. Zuletzt, als alles im Retirieren war, bekam ich einen Schuß, wobei es mir vorkam, als wenn einer mit dem Gewehr mich vor den Hintern stieße. Ich sah mich um, wollte gehen und konnte nicht aus der Stelle. Der Feldwebel Müller, welcher 2 Fahnen trug, frug mich, ob ich blessiert wäre. Ich sagte, ich wüßte nicht, ich könnte nicht vorwärts gehen. Er nahm mir meine 3 Fahnen ab und trug also 5. Ich fiel sachte nieder, konnte aber auf der Stelle nicht bleiben, weil die Feinde noch eine Anhöhe innehatten und der Sand unter mir von dem Kugelhagel sich bewegte. Ich kroch also auf allen Vieren hinter einen Berg, wo ich mit der größten Verwunderung viele Offiziers und Unteroffiziers antraf, welche teils blessiert waren und die mehrsten auch nur Schutz suchten. Unter anderen der Feldwebel von der Leibkompagnie, dessen Namen ich nicht nennen mag, weil er nachhero noch Kriegsrat geworden. Dieser lag bei mir und klagte sehr, er wäre in den Plattfuß geschossen; wie aber die Bataille gewonnen war, war er gesund und munterer als die andern, denn er hatte sich nur ausgeruht. Ich fing nun an zu visitieren, wo ich denn recht blessiert wäre und zog die Hosen ab, indem ich gewiß glaubte, eins in den Hintern gekriegt zu haben. Allein ich konnte nichts gewahr werden, da nirgends Blut zu sehen war, bis der Feldwebel eines kleinen Loches in meiner Weste gewahr wurde, da fanden wir die Blessur. Die Kugel war durch Weste, Hemde und Hosen in das dicke Fleisch gegangen, und die Stücken von dem Zeuge waren so mit eingepfropft, daß es nicht bluten konnte. Die Kugel selbst hatte an den großen Rohrknochen geschlagen und war sitzen geblieben. Als die Bataille

*) Feld-Chirurgus.

vorbei war, verließ mich hinter dem Berge fast meine ganze Gesellschaft, und ich ward so misérable, daß ich mich nicht rühren und wenden konnte. Alle vorbeigehenden Soldaten und Weiber bat ich um Gotteswillen, mir was zu trinken zu schaffen, weil mein Durst ganz ausnehmend war. Hier saß ich nun unter denen Toten bis spät auf den Abend, und hätte die ganze Nacht liegen müssen, wenn nicht zu meinem Glück der Feldwebel von der Kompagnie, von welchem mein Capitain Buddenbrock sehr viel hielt, auch blessiert gewesen wäre. So wollte er aber denselben gern haben und schickte 2 Mann aus, ihn aufzusuchen und nach den Zelten zu bringen. Diese Leute konnten den Feldwebel nicht finden, kamen aber zu mir und ließen durch meine Bitten sich bewegen, mich statt ihn ins Lager zu tragen, welches dem Hauptmann wohl nicht so lieb war, er aber doch nichts sagte. Es kamen noch viele Offiziers, mich zu besuchen, unter andern deckte mich der Adjutant von Lossow mit seiner Wildschur*) zu, damit ich nicht frieren sollte, und diese Wildschur ward mir hernach sehr nützlich. Denn den andern Morgen wurden wir auf Wagen gelegt und nach dem Margarethenkloster gebracht. Die Unteroffiziers und Gemeinen kamen unten in die Kirchen, Häuser und Ställe zu liegen, die Offiziers aber wurden in ordentliche Stuben gelegt, und weil ich die Wildschur inne hatte, glaubte man, ich wäre Offizier und brachte mich oben auf eine gute Stube, wo noch 4 Offiziers zu liegen kamen von andern Regimentern, unter andern der Leutnant von Seydlitz, welcher hernach Kriegsrat in Pommern wurde. Die Bataille hatte beiden Teilen viel Volks gekostet, und wir hatten 7 Berge ersteigen müssen, ehe wir den Feind zur Flucht brachten. Man schätzte die österreichische Armee auf 100 000 Mann, die unsrige auf 80 000**). Den Verlust der Feinde rechnete man 14000 Mann und den unsrigen 7000. Ich hatte an meiner Blessur entsetzliche Schmerzen auszustehen. Die Lende war mir ganz aufgeschwollen, und die Kugel wollte sich nirgends finden lassen. Der General-Chirurgus Bones schnitt ein Loch nach dem andern, ohne solche herauszukriegen. Den andern Tag besuchten uns viele Offiziers, darunter auch der Prinz von Preußen***). Den 10. Mai ward ich endlich zum Fähnrich beim Regiment ernannt. Den 16. fand ein französischer Pensionär meine Kugel und brachte sie glücklich heraus. Sie hatte sich aber ganz breit an das dicke Bein geschlagen, und

*) Wolfspelz.
**) Auch diese Zahlen sind zu hoch gegriffen.
***) Prinz Heinrich, Bruder Friedrich des Großen

es wurden mir viele Splitter herausgenommen. In diesen betrübten Umständen fand sich von ungefähr ein Vetter von mir, welcher beim Generalleutnant von Hülsen als Sekretär war, Namens Henel. Dieser hat mir viel Gutes getan, er verschaffte mir Betten, und ich kriegte alle Tage aus des Generals Küche, welches letztere ich gar nicht nötig hatte, weil das Kloster uns mit allem versorgen mußte. Auch kriegte ich ein Schreiben aus Halle von der Mademoiselle, an welche ich nun nicht mehr dachte und von welcher ich schon viel erzählt habe. Sie beklagte meine Blessur und schickte mir einige Metzen*) Kirschen, meldete, daß ihr Vater gestorben, und ich möchte doch der alten Liebe nicht vergessen. Ich schrieb ihr aber zurück, daß ich jetzo in Umständen wäre, wo alle Liebesgedanken wegfielen und überdem wäre ich Offizier geworden und würde gegen die Zeit, daß ich heiraten dürfte, wohl eine andere inclination haben; vor die Kirschen bedankte ich mich."

Von der Belagerung der Stadt Prag, die Friedrich II. gleich nach seinem Siege begann, erzählt uns das Tagebuch naturgemäß nichts. Doch als Daun den ihm entgegeneilenden König am 18. Juni 1757 bei Kolin aufs Haupt schlug: „retirierte sich alles, wie es weiter heißt, von Prag weg, nur was nicht transportabel war, mußte im Margarethenkloster bleiben, worunter ich auch war. Bei der Retirade der Armee, die am 20. Juni an Prag vorüberführte, war das Freibataillon Auginelle hinter dem Kloster versteckt, um die Arrièregarde zu decken. Als nun die Oesterreicher aus der Stadt waren, verfolgten sie die Preußen mit vielem Geschrei und Frohlocken. Sie wurden aber beim Kloster plötzlich von dem versteckten Bataillon aufgehalten, und das Schießen war ganz entsetzlich. Durch die Stube, in der ich lag, flogen die Kugeln haufenweise; endlich mußte das Bataillon laufen, und die Panduren verfolgten sie mit großer Hitze. Darauf stürmte nun alles zum Kloster herein. Die Panduren waren so aufgebracht, daß sie noch vielen von den Gemeinen die Hände abhieben, so elend sie auch schon waren. Der erste Pandur, so auf meine Stube kam, nahm mir die Uhr und zog mein Felleisen**) unter dem Bette hervor. Doch behielt ich noch den Schlafrock und eine silberne Rauchtabaksdose und eine dergleichen Schnupftabaksdose, so ich unter mich im Bette versteckt hatte. Den andern Tag kriegten wir Wache vor die Tür,

*) Ein kleines Getreidemaß = 1/16 Scheffel
**) Reisesack, aus Franz. valise entstanden.

und durfte sich keiner mehr auf unsere Stube wagen. Die österreichischen Offiziers besuchten uns fleißig. Unter anderen kam auch einmal der Fürst Kinsky herauf, welcher einen blauen Rock mit kleinen silbernen Schnüren an hatte und welchen ich für einen Regimentsfeldscher hielt und ihn sehr bat, er sollte doch einmal nach meiner Blessur sehen, wobei ich ihm den bloßen Hintern hinhielt. Allein er lachte und sagte: „Darauf verstehe ich mich nicht; ich bin der Fürst Kinsky.“ Den 28. wurden wir im Kloster gefangenen 18 Offiziers und 500 Gemeine nach Prag hereingebracht. Die Offiziers ließen sich in ihren Feldbettstellen hereintragen, weil ich aber erst Offizier geworden war und keine Bettstellen hatte, so wurde ich auf eine Totenbahre gelegt und von 6 Bauern auf der Schulter gleich hinter den andern hereingetragen. Da nun Prag sehr groß ist, so ruhte man wohl zehnmal mit uns, ehe wir das bestimmte Quartier erreichten. Die Leute waren in der Stadt nach der harten Belagerung noch sehr erbittert auf die Preußen. Als wir über die Moldaubrücke getragen wurden, schrie der Pöbel: „Schmeißt die preußischen Kanaillen ins Wasser!“ Setzte man uns nieder, um auszuruhen, so waren wir von Menschen umringt, welche schimpften und schalten, als wenn wir mit an dem Bombardement schuld hätten, da wir doch mit unsäglichen Schmerzen nur Zuschauer davon waren. Das Quartier, wo wir endlich ankamen und 2 und 2 in einer Stube quartiert wurden, war noch passable. Ich kam mit dem Leutnant von Max in eine Stube, welcher aber nur noch drei Tage lebte, denn er starb an seinen Blessuren. Vier Tage dauerte es wohl, ehe man die Leiche aus meiner Stube nahm, denn sie konnten nicht einig werden, wo sie einen Protestanten begraben sollten. Dieser Max hatte eine sehr lange Nase, darüber hatte man ein weiß Laken gedeckt, worunter selbige hervorragte. Er stand so nahe bei meinem Bett, daß ich ihn mit der Hand erreichen konnte, und wenn ich meinen Bedienten, welchen ich von ihm ererbt, wegschicken mußte, kann ich nicht leugnen, daß mich einigemal sehr graute, besonders, da er mir all seine Sachen und noch etwas Geld vor seinem Ende in Verwahrung gegeben, um solches an seine Maitresse in Halle abzugeben, welches ich auch nachhero redlich gehalten.“

Nachdem v. Lemcke 6 Monate sehr elend gewesen, wurde er endlich wieder soweit hergestellt, daß er gehen und die andern Stuben aufsuchen konnte, die alle mit Offizieren dicht belegt waren. Alle Mittag ging er zum Speisequartier von Münzmeister, und nach-

mittags suchte er das Kaffeehaus auf. Bei einem Glas Ungarwein, der in Prag schon recht schön ist, vergaß er die Qualen und Schmerzen der letzten Zeit. Endlich, Ende Februar 1758, kam die erfreuliche Kunde von der Auswechslung der Gefangenen. Es wurde ihm ein Bauernwagen mit zwei Achsen bespannt, auf dem er am 28. Februar Prag herausfuhr und bis Budin gelangte. Ueber Aussig kam er dann an dem nächsten Tage nach Peterswalde und wurde hier gegen Revers für den Fähnrich Graf Wratislaw ausgewechselt.

## Das Jahr 1758. Aufenthalt in Dresden und Leipzig: Abstecher nach Halle; Rückkehr zum Regiment.

Schon am 2. März langte v. Lemcke mit Extrapost in Dresden an. Da aber seine Blessur noch nicht geheilt und er noch dienstunfähig war, kehrte er Dresden den Rücken und reiste nach Leipzig, auch damals schon ein Klein-Paris. Hier verlebte er den größten Teil des Jahres und versäumte zugleich nicht, von Zeit zu Zeit einen Abstecher nach seiner alten Garnison Halle zu machen, wo die oftgenannte Mademoiselle seiner immer noch in liebender Sehnsucht gedachte. Kaum war v. Lemcke eines Morgens aufgestanden, als sie nebst ihrer Mutter bei ihm erschien und ihn befragte, ob er den Brief aus dem Margarethenkloster im Ernst geschrieben, sie könnte solches wegen seiner vorigen Liebe unmöglich glauben. Lemcke tröstete sie, tat ganz freundlich und gestand, daß er zwar den Brief geschrieben, daß er sie deswegen aber immer noch liebte und nur jetzt keine Zeit hätte, sich zu erklären. Am Nachmittag versprach er, sie zu besuchen, aber kaum waren sie weg, so nahm er sich Postpferde und kehrte schleunigst — treu ist die Soldatenliebe — nach Leipzig zurück. Hier lebte er herrlich und in Freuden, zumal er noch von Hause etwas Geld kriegte und auch Glück im Spiel hatte. Im Oktober wurde v. Lemcke Sekonde-Leutnant und wohnte in der Grimmaischen Vorstadt. Um dieselbe Zeit belagerte der österreichische General Haddik Leipzig: „Ich hatte noch kein Quartier, so erzählt unser Autor, als mir der Doktor Küntzel begegnete und mich bat, ich möchte doch bei ihm Quartier nehmen, er sehe mich vor einen stillen Offizier an. Ich dankte ihm vor dieses Lob und zog bei ihm ein. Kaum aber war das Haddiksche Korps wieder weg, als mich auch mein Wirt, der Doktor, wieder aus dem Quartier haben wollte. Ich aß eben Mittag bei ihm, wie er mir das proponierte.

Ich sagte: „Herr Doktor, Sie werden ja so unhöflich nicht sein. Sie haben mich ja selbst verlangt, warum sollte ich denn so oft umziehen?“ Er sagte, er wäre mit dem General sehr gut befreundet und würde doch dafür sorgen, daß ich ausziehen müßte; er brauche gar keine Einquartierung zu halten. Ich entgegnete: „Ja, wo Sie das beim General auswirken, so soll Ihnen kein Fenster im Hause ganz bleiben.“ Kaum zwei Stunden darauf kam des Generals Adjutanten selbst und sagte, der General wolle, daß ich mein Quartier räume und brachte mir zugleich ein Billet bei dem Doktor Schadert einzuziehen. Ich hatte ein schön Spiegelzimmer und noch drei Stuben, und zog also mit vielem Vergnügen aus. Denselben Abend aber geriet ich in den Italiener-Keller bei Malibernow und genoß etwas zu viel, wobei mir einfiel, daß ich dem Doktor Küntzel versprochen, ihm die Fenster einzuschmeißen. Ich gehe also hin und sehe bei dessen Haus auch Steine, welche ich aber — da der Kopf schwer war — nicht finden konnte. Der Schildwach aber, welcher nicht weit davon bei der Thomaspforte stand, kam und frug: „Was suchen Sie, Herr Leutnant?“ Ich sage: „Steine, ich will dem Kerl die Fenster einschmeißen.“ „Oh, die wollen wir schon kriegen,“ sagte er, setzte sein Gewehr weg und brachte mehr Steine als ich brauchte. Er half auch fleißig schmeißen, so daß unten und in der ersten Etage kein Fenster ganz blieb. Unterdessen war der Doktor zur Hintertüre heraus zum General klagen gelaufen, welcher sogleich dem Hauptmann der Wache befohlen, mich zu arretieren. Dieser Hauptmann schickte aber erst geschwind seinen Bedienten an mich und ließ sagen, ich sollte mich wegbegeben, die Wache werde bald da sein. Ich nahm dieses an und ging ganz geruhig nach Hause und schlief aus. Des Morgens war ich kaum aufgestanden, als der Adjutant vom General Hanßen kam und mich in Arrest bringen sollte. Ich sagte, daß ich sogleich mitgehen und meinen Degen auf der Hauptwache selbst abliefern würde, er dürfte sich nicht damit inkommodieren und nur dem General sagen, ich wäre sogleich seinem Befehl gehorsam gewesen. Gegen Mittag ging ich aus. Der Hauptmann von Grashoff hatte die Wache. Ich ging zu ihm, und er sagte, der General hätte ihm sagen lassen, ich wäre Arrestant; indessen könnte ich doch nur erst nach dem „Blauen Engel“ zum Speisen gehen und alsdann hinkommen. Er würde dem General Rapport abstatten, als wenn ich in der Wache wäre. Ich ging also in mein Speisequartier, wo ich gute Gesellschaft fand, die mich beredeten, nachmittags in „Richters Garten“ zu gehen: es wäre Zeit

genug, wenn ich nur abends in meinem Arrest wäre. Ich ließ mich bereden. Wie ich um 10 Uhr zu Hause kam, hatte der Hauptmann schon zweimal in mein Quartier geschickt, allein ich war von dem Spaziergang müde und glaubte in meinem Bette besser als auf der Wacht zu schlafen, daher legte ich mich ruhig nieder und ging den andern Morgen um 9 Uhr erst nach der Wache, wo ich gute Gesellschaft fand, denn der Leutnant von Kameke vom Schwerinschen Regiment hatte auf einem Billard Händel gehabt und saß auch im Arrest, wie auch zwei Offiziers von denen Kleist-Husaren*) und einer vom Freibataillon. Ein Husarenrittmeister, welcher uns nachmittags zu besuchen kam, sagte, da er erfuhr, daß meine Blessur noch nicht geheilt und ich dabei im Arrest war, er wolle mich schon beim General losmachen. Er ging also hin und sagte zu demselben, daß es unverantwortlich wäre, einen Offizier, dessen Wunden noch nicht zugeheilt, im Arrest zu behalten. Selbst das Regiment würde solches übel aufnehmen, weil dadurch meine Blessuren sich verschlimmern könnten und ich desto länger davonbleiben müßte. Worauf er gesagt, daß er mich zwar wolle losgeben, wenn ich nur dem Doktor Küntzel die Fenster bezahlte. Als mir der Rittmeister diese Nachricht brachte, schickte ich meinen Bedienten zum Doktor und ließ ihm sagen, ich habe gehört, daß er vom General verlange, ich sollte ihm den Schaden seiner Fenster ersetzen, er solle aber gewiß glauben, daß, wenn ich solches tun müßte, ich mich vor meiner Abreise nicht mehr an seinen Fenstern, sondern an ihm selbst vergreifen würde. Worauf der Doktor selbst bei mich kam und sehr deprezierte, daß ich seinethalben im Arrest wäre, er wolle sogleich zum General gehen und mich losbitten; er verlange auch seinen Schaden nicht bezahlt, ich sollte nur sein Freund sein, womit ich sehr zufrieden war. Er ging weg, und der Adjutant brachte mir und auch dem Leutnant von Kameke den Degen, womit ich loskam. Wir gingen beide zum General, uns zu melden. Er sagte: „Ihr Herren glaubt wohl, daß Ihr auf Universität seid, weil der eine aus Halle und der andere aus Frankfurt a. O. ist?**) Das sind Studentenstreiche, die sich vor keinen Offizier schicken.“ Hierauf mußten wir bei ihm zu Mittag essen; der Doktor Küntzel war auch da, und wir wurden die besten Freunde. —“

---

*) Beide Truppenteile wurden 1806/07 aufgelöst.

**) Die 1506 vom Kurfürsten Joachim I. gestiftete Universität Frankfurt a. O. wurde 1811 nach Breslau verlegt.

## Das Kriegsjahr 1759. Rückkehr zum Regiment; Abmarsch nach Polen; Schlacht bei Kay-Züllichau; Verwundung und Gefangenschaft.

Im Dezember 1758 kehrte Leutnant von Lemcke zu seinem Regiment zurück, das in Dresden in Winterquartieren lag und das er als Offizier noch nicht gesehen hatte. Er war geheilt, doch der Dienst fiel ihm schwer, da er die Kompagnie kommandieren mußte. Bald aber fand er sich in seinen neuen Verhältnissen zurecht und lebte in Dresden zunächst so heiter und vergnügt weiter wie in Leipzig. Im Juni 1759 wurde ein Teil des Heeres, das unter dem Prinzen Heinrich von Preußen in Sachsen gestanden hatte und dem auch das Dessauische Regiment angehörte, nach dem durch die Russen gefährdeten Osten abberufen. Am 24. Juni fand an der Warthe die Vereinigung dieses Korps mit den Streitkräften des Generals Dohna statt. Dessen Nachfolger, General Wedell, griff am 23. Juli, einen Tag nach Uebernahme des Oberbefehls, die 70 000 Russen bei Kay, unweit Züllichau,*) mit seinen 26 000 Mann an. „In der Frühe, so lautet Lemckes Bericht, erhob sich ein mächtiger Staub im russischen Lager. Wir glaubten erst, der Feind wollte uns attackieren, allein er marschierte seitwärts an uns vorbei. Der General von Wedell war hinter der feindlichen Armee rekognoszieren geritten; wir hatten also keine Ordre, weil die andern Generals ihm nicht vorgreifen konnten oder wollten. Endlich kam er angejagt, und weil unser Regiment jetzt das Unglück hatte, auf dem linken Flügel zu stehen, so mußten die sieben Bataillons vom linken Flügel marschieren, was sie konnten, um dem Feind zuvorzukommen und den Paß bei Crossen a. d. O. zu besetzen. Wir liefen, was wir konnten, blindlings in die Feinde, und da wegen unserer Hurtigkeit keine Artollerie folgen konnte, so kann man sich denken, wie viel wir müssen gelitten haben. Wir hatten ein Defilé zu passieren, welches die Feinde mit Haubitzen beschossen, und schon mancher von uns blieb, ehe wir herauskamen und ordentlich aufmarschieren konnten. Als wir endlich alle heraus waren, empfingen uns die feindlichen Kanonen und rissen, da wir die Glieder richten wollten, immer rottenweise die Leute weg. Dahero wir nur machten, daß wir vorwärts kamen, welches auch mit solcher Geschwindigkeit geschah, daß wir, ehe wir uns versahen, in den Feinden saßen und selbige

*) Regierungsb. Frankfurt a. d. O.

zurücktrieben. Wie sie aber gewahr wurden, daß unser nur so ein kleiner Haufen war, so avancierten sie wieder auf uns, und unsere Leute flohen, weil wir keinen Sukkurs hatten, zurück. Mein Unglück war, daß ich mit der Division, so ich kommandierte, gerade gegen feindliche Kolonnen stand, so die Russen verlassen hatten, und da ich dieses gewahr ward, wollte ich immer vorwärts und diese Kolonnen erobern. Dem General von Hülsen, welcher eben hinter meinem Zuge ritt, zeigte ich diese Kanonen und bat, mich zu unterstützen, damit wir selbige kriegten. Er rief, ich solle mich mit meinen Leuten nur so lange halten, als es mir möglich wäre, er wolle sogleich Kavallerie beordern, die mich unterstützen sollte, worauf ich meine Leute aufs neue vorwärts trieb, welche aber gar nicht vorwärts wollten, sondern immer hinter den Bäumen standen und von da auf die Feinde feuerten. Ich hatte meinen Degen, so ich statt des espontons*) in der Hand führte, schon ganz krumm auf diesen ungehorsamen Leuten geschlagen, welche ich nicht vorwärts bringen konnte, als eine Kanonenkugel gehüpft kam und mir den linken Plattfuß zerschmetterte, worauf ich gleich zur Erde stürzte. Meine wenigen Leute nahmen gleich die Flucht und ich sahe, daß ich von allen verlassen war, weil sowohl der rechte als der linke Flügel in völliger Flucht war. Es dauerte auch nicht 5 Minuten, so waren die Russen bei mir, welche in der besten Ordnung unseren Flüchtigen folgten. Die regulären Truppen marschierten vor mir ruhig vorbei, allein hinterher kamen einige Marodeurs, welche auf die Toten und Blessierten fielen und sie ausplünderten. Einer kam auf mich los und da ich mich aufgerichtet hatte und saß, so schrie er mich an: cmynau, cmynau!**) Ich wies auf meinen Fuß, daß ich nicht gehen konnte, da nahm er sein Gewehr und zielte auf mich. Da ich nun recht in die Mündung des Gewehrs sehen konnte, so war es mir fürchterlich, meinen Mörder so nahe vor mir zu haben, ich schmiß mich daher längs auf die Erde und legte mich auf den Bauch. Es war, als wenn mich alle meine Sinne verlassen hätten, und ich mag lange gelegen haben in meiner Betäubung, als ich durch einen heftigen Stoß wieder zu mir kam, den mir ein Kosake mit der Pike gegeben. Als er sah, daß ich lebte, so sprang er vom Pferde, riß mir den Ringkragen ohne aufzuknöpfen vom Halse her-

*) Esponton auch sponton genannt, hieß die von den Infanterieoffizieren im ganzen 18. Jahrh. getragene Halbpike. Die Waffe war 2—2 1/2 m lang und am oberen Ende mit einem etwa 75 cm langen, meist verzierten Eisen bewehrt.

**) Sprich: ßtupaj, ßtupaj d. h. vorwärts, vorwärts.

unter, zog mir den Rock aus und setzte sich wieder zu Pferde und ritt davon. Der vorige Russe, so auf mich gezielt hatte, hatte mir nichts genommen, und ich sahe, daß sich die Bataille wieder umgedreht hatte, denn die Russen sahe ich etwas entfernt von meinem Platze wieder retirieren, und die Preußen avancierten gegen selbige. Man kann sich vorstellen, da ich zwischen 2 Feuern lag, wie die Kugeln um mich herum pfiffen. Der Sand flog nur immer um mich herum, und ich hatte Hoffnung, wieder zwischen unsere Leute zu kommen. Meine silberne Schärpe hatte ich noch und soviel contenance, daß ich selbige ablöste und unter das Oberhemde band, damit man nicht dadurch gereizt werden sollte, mich noch einmal zu plündern. Es trafen auch einige Soldaten vom Bernburgischen Regiment, wo ich bei stand, auf mich, welche ich um Gotteswillen bat, mich wegzutragen. Ich riß ein schwarzseidenes Halstuch ab und gab es ihnen, mich fortzubringen. Sie hoben mich auch auf, allein da der Fuß ganz ab war, so hatte ich die entsetzlichsten Schmerzen und konnte nicht von der Stelle gebracht werden. Das Blut lief auch noch immer weg. Sie legten mich daher wieder nieder und gingen weiter davon. Hier wünschte ich nun alle Augenblicke, daß eine Kanonenkugel, welche so häufig bei mir vorbeirollten, mich doch treffen möchte, damit ich von der Qual bald erlöst würde; denn daß ich sterben müßte, glaubte ich ganz gewiß und hielt es vor eine Unmöglichkeit länger zu leben. Und kann nicht beschreiben, wie gelassen ich war und wie gerne ich sterben wollte. Ich saß immer aufgerichtet und sahe dem Streit zu. Es dauerte aber nicht lange, so retirierten unsere Leute wieder, und die Russen verfolgten sie nochmals mit der größten Heftigkeit. Wie ich wieder unter letzteren war, so zog man mir das Oberhemde aus, nahm mir die Schärpe ab, visitierte auch die Hosentaschen, ja sogar den einen Stiefel auf dem noch gesunden Fuß zog man mir mit Gewalt ab und marschierte davon*). Hier lag ich nun im bloßen Hemde, ganz verblutet und abgemattet und so durstig, daß die Zunge am Gaumen klebte, — und doch wollte der grausame Tod nicht kommen, soviel ich auch Gott bat, mich aufzulösen, sondern ich merkte, daß mein Verstand und Herz recht kräftig waren. Da die Kanonenkugeln noch immer so bei mir hersausten, so hob ich meinen Fuß in die Höhe und versuchte, von der Stelle wegzukommen. Es war nicht weit

*) Sein Schicksal erinnert lebhaft an das des Majors Ewald Chr. v. Kleist bei Kunersdorf.

davon ein Gehölz, wo ich vorher mit meinen Soldaten gefochten, und da wollte ich so gerne hinein, um etwas Schutz zu suchen. Ich kroch also immer sachte weg; indessen kam wieder ein Kosake auf mich angesprengt und besah mich von oben bis unten, ob nicht noch etwas zu erbeuten wäre. Er fand aber nichts als meinen Hut, welchen mir die vorigen gelassen hatten, und mit diesem ritt er wieder davon. Ich kroch hierauf immer weiter und kam glücklich in das Büschchen an. Die Bataille war vorbei, und ich hörte nur noch selten schießen. Ich glaubte, unsere Leute würden sich hinter dem Busch das Lager aufgeschlagen haben, weil es anfing Abend zu werden; ich kroch dahero noch immer weiter in der Hoffnung, bei unsere Leute zu kommen. Es fing an finster zu werden, und mich fror im bloßen Hemde schon sehr. Endlich kam ich an einen schmalen Fahrweg in dem Gehölz, und hier blieb ich sitzen, weil ich vor Mattigkeit nicht weiter zu kommen gedachte und Hoffnung hatte, daß auf diesem Wege sich Menschen würden finden lassen. Es dauerte auch nicht lange, so kam ein russischer Offizier mit einem Bedienten hinter sich angeritten. Diesen schrie ich an und bat um Gotteswillen, mich unter Leute zu bringen. Zum Glück war es ein Deutscher. Ich sagte, daß ich auch Offizier und so elend blessiert wäre. Er sagte, daß er mir gerne helfen wollte, wenn es nur möglich wäre. Er stieg nebst seinem Bedienten vom Pferde und sagte, das Lager wäre eine Meile weit von hier. Das nächste, wo er mich hinbringen könne, wäre unter die Kosakenposten, welche eine kleine Viertelmeile von hier ständen. Er hob mich mit vieler Mühe auf des Bedienten Pferd, und beide gingen beiher und hielten mich. Ich kann mich noch entsinnen, wie ich auf das Pferd kam, allein wie ich heruntergekommen, weiß ich nicht; denn da mein Fuß abwärts hängen mußte, so schoß alles Geblüt dahin und blutete den ganzen Weg über. Doch deucht mich, wie man mich über das champ de bataille führte, daß ich eben auf den Fleck kam, wo ich mit der Kompagnie gestanden und daß einige so da lagen und mich beim Mondenschein erkannten, mir um Gotteswillen nachschrien, ich solle sie doch mitnehmen. Allein weiter weiß ich auch von nichts, denn wie ich wieder zu mir selbst kam, fühlte ich, daß ich ganz warm und mit vielen Pelzen bedeckt war. Ich sah lauter Kosaken um mich und mutmaßte — wie es auch wirklich war — daß ich bei denen Vorposten wäre und daß dieselben doch so besorgt gewesen, mich vor Kälte mit ihren Pelzen zu schützen. Es dauerte nicht lange, so kam ein vornehmer russischer Offizier mit noch einigen andern. Diese besahen

mich und bezeigten großes Mitleiden. Der vornehmste sprach deutsch und fragte, ob er mir mit einigen Rubels dienen könnte. Ich dankte ihm aber und bat, mir lieber mit einem alten Rock oder sonsten was behilflich zu sein, weil ich ganz ausgeplündert wäre und doch zu sorgen, daß ich verbunden würde. Er sagte, er wäre der Obrist und Brigadier Wolff und hätte schon Ordre gegeben, mich mit seinem Wagen sogleich ins Lager zu bringen, wo mir nichts fehlen sollte. Es dauerte auch nicht lange, so wurde ich in einen Wagen getragen und nach dem russischen Lager gebracht. Hier kam der Obrist Wolff sogleich mit einem Feldscher bei mich, ich ward verbunden, wiewohl sehr schlecht, indem der Feldscher nur bloß den baumelnden Fuß heraufschlug und mit einer Binde zuband, ohne denselben vom Blute oder Sande zu reinigen. Der Obrist schickte mir auch einen russischen Offizierrock und gutes Essen und Trinken. Gegen den Abend ward ich abermals aufgeladen und nach dem Hauptquartier des Generals Fermor gebracht, wo ich schon eine ganze Stube voll blessierter preußischer Offiziers fand, welche man vom Wahlplatz zusammengebracht. Unter solchen traf ich einen Vetter an, den Leutnant von Pritz vom Schwerinschen Regiment, welcher aber nicht so stark wie ich blessiert war. Ein Kamerade vom Regiment, der Leutnant von Signowsky, war auch mit unter uns Unglücklichen, und der Obrist von Wartemberg war der vornehmste davon. Wir lagen alle durcheinander auf Stroh in der Stube herum. Der 28. Juli war ein Schmerzenstag in unserer Stube, an welchem wir alle zum ersten Male gehörig verbunden wurden. Zwei Offiziere starben sogleich unter der Operation. In diesem großen Schmerze wurden wir den 30. wieder auf Wagen geladen, unserer 14 an der Zahl, denn 6 waren in den zwei Tagen schon gestorben. Ehe wir aufgeladen wurden, kam der Feldmarschall Fermor, uns zu besuchen. Er beklagte unser Elend und frug, wer der Vornehmste von uns wäre. Wir zeigten auf den Obristen Wartemberg. Er ließ demselben eine ganze Menge Rubels überreichen, welche derselbe zum Douceur unter uns alle austeilen sollte. Dieser Obrist starb aber den 2. Tag darauf, und ich erhielt doch noch in Posen 12 Rubel*) zu meinem Anteile von diesem Douceur. Dann kamen wir nach Bomst, einem kleinen polnischen Städtchen. Jeder von uns hatte einen russischen Soldaten zur Aufwartung. Ich hatte einen alten, guten Kerl, welcher mich sehr pflegte und

*) Etwa 40 Mark.

mir Tag und Nacht diente, nur bedauerte ich sehr, daß ich nicht mit ihm reden konnte. Hier lagen wir 6 Tage still. Den 6. August wurden wir wieder auf unsere Wagens gepackt und nach Posen gebracht, aber ich kann nicht sagen, wie lange wir auf diese 10 Meilen zugebracht, denn des Morgens fuhren wir ab, und wo ein guter Ort zum Futtern war, spannten die russischen Fuhrleute aus und ließen die Wagen stehen. Da wir uns von den Wagens nicht rühren konnten, so mußten wir immer darauf liegen bleiben Tag und Nacht und wenn es auch noch so sehr regnete. Es kümmerte sich kein Mensch um uns, außer die Aufwärter, so sie uns zugegeben. Meiner war sehr besorgt vor mich; er trug beständig frisches Wasser bei sich und versorgte mich mit Brot. Dies war die ganze Nahrung auf diesem Wege, und auch das Brot mußte derselbe immer noch stehlen. Wenn wir fuhren und er in einiger Entfernung ein Dorf gewahr wurde, so lief er hin und kam selten leer wieder, er brachte Brot und einmal auch einen Topf Milch. Einmal fuhren wir bei einem Dorf vorbei, wo ein ganzer Haufen russischer Knechte saß und einen großen runden Napf mit Milch vor sich hatten, wozu ich großen Appetit kriegte und meinem Aufwärter solches durch Zeichen zu verstehen gab, welcher auch sogleich denen Kerls den Napf wegnahm und mir ihn auf den Wagen brachte, worauf ich mit dem größten Appetit von der Welt aß. Die Kerls waren aber doch so höflich, daß sie sich dieses gefallen ließen und nachhero ihren Topf wieder nahmen. Endlich kamen wir in Posen an und blieben zwei Monate daselbst. Das beste war, daß wir den preußischen Feldchirurgus Thede mit dem preußischen Feldlazarett antrafen, welche uns die Zeit her verbinden mußten; denn sonst wäre wohl keiner von uns beim Leben geblieben. Den ganzen Weg von Bomst bis Posen*) waren wir nicht verbunden, und man konnte in Posen die Maden händeweise aus meinem Fuß nehmen. Hier erhielt ich 100 Taler von meiner Mutter aus Kolberg, so daß ich mich doch einigermaßen in Wäsche und etwas Leinen versorgen konnte, sonsten erhielten wir von den Russen einen Timpf**) zum Gehalt. Die deutschen Kaufleute taten uns auch viel zu gut, besonders einer Namens Ackermann; sie durften nur vor den Russen nicht. Be-

*) Nicht viel weniger als 100 Kilometer

**) Polnische Notsilbermünze unter König Johann Kasimir 1665 entstanden und nach dem Münzmeister Andreas Tympf benannt. Man prägte sie aus achtlötigem Silber und gab sie zu 30 Groschen aus, obwohl sie nur etwa den 7. Teil wert war.

sonders der Kommandant war kein guter Preußenfreund. Den 23. Oktober mußten wir, weil die Preußen sich näherten, eilig aus Posen heraus. Wir Offiziere wurden des Abends um 10 Uhr auf Wagen geladen und vorm Tor in eine Scheune gefahren, wo wir, bis der Tag anbrach, halten mußten. Die Gemeinen lagen alle um die Scheuer herum und auch darinnen, und war solches eine gefährliche Nacht. Man mußte alles mit den Händen festhalten und konnte seine Sachen nicht genug verbergen, so wurde gestohlen. Die armen Soldaten, so auf der Scheunendiele lagen, waren sehr böse, als man uns hereinfuhr und sie aus ihrem Lager gestört wurden; dahero sie auf uns schimpften und einige gar mit Wasser uns begossen, da wir doch nichts davor konnten und hin mußten, wo man uns hinbrachte. Zum dritten Nachtquartier in einem elenden Dorfe brach gegen Morgen in meinem Logis Feuer aus. Es hatte die Nacht brav gefroren und geschneit. Die Russen wollten das Haus löschen, aber da es nicht gehen wollte, so waren sie erst auf unsere Rettung bedacht, da wir vor Dampf in der Stube bald erstickt wären. Sie trugen uns durch die schon brennende Haustüre durch und setzten uns entblößt auf die Erde in den tiefsten Schnee nieder, wo wie solange frieren mußten, bis die Wagens fertig waren, wo wir uns alsbald einpackten. Meinen Aufwärter hatte ich schon gleich bei der Ankunft in Posen verloren, welches mir sehr nahe ging. Jetzo aber hatte jeder von uns einen preußischen gefangenen Soldaten zur Aufwartung, welche uns aber lange nicht die treuen Dienste taten, als die vorigen, was sie auch nicht konnten, weil sie selbst als Gefangene von den Russen bewacht wurden. In der Vorstadt von Thorn lagen wir 4 Tage still und erholten uns etwas. Hernach ging es über Graudenz nach Königsberg,*) wo wir am 24. November in dem größten Schnee und Kälte ankamen. Ich kam nebst dem Leutnant von Pritz bei einem Kaufmann ins Quartier, welcher aber sehr gut russisch gesinnt war und uns nicht den geringsten Gefallen erzeigte. Sonst fand ich daselbst zwei Schulkameraden, welche mir viel Dienste erwiesen, den jungen Becker und Budde, so die Handlung lernten. Vor Kaffee, Zucker und Tabak durfte ich nicht sorgen, das brachten sie mir alles zu. Indessen war mein größter Wunsch, obgleich mein Fuß noch sehr schlecht war, wieder aus der Gefangenschaft befreit zu sein, weil sie die

*) Die Entfernung von Posen nach Königsberg über Gnesen, Thorn, Graudenz beträgt nicht viel weniger als 400 Kilometer.

Gefangenen sehr weit nach Rußland schickten. Ich schrieb demnach selbst an den Gouverneur von Korff und bat flehentlich um meine Befreiung. Der Major Graf von Schwerin, welcher auch gefangen und bei dem Gouverneur sehr angesehen war, hatte mit dem Leutnant von Pritz bei einem Regiment gestanden und bat selbst für uns. Dahero wir denn am 16. Januar 1760 frei wurden und nach Bütow*) abreisten, wo wir am 1. Februar anlangten. —"

## Weitere Lebensschicksale.

Allein die Auswechslungsverhandlungen zerschlugen sich, und so benutzte von Lemcke nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten die erste Gelegenheit, nach Kolberg zu kommen, wo er seine geliebte Mutter nach siebenjähriger Trennung unter Tränen der Freude und Rührung umarmen konnte. Im Januar des nächsten Jahres wurde er nicht zum wenigsten auf Veranlassung seines Gönners, des Prinzen von Bernburg, zum Hauptmann beim Kleistschen Landbataillon zu Kolberg befördert, war aber nicht imstande, seinen Posten anzutreten, da er noch an Krücken gehen mußte und die Belagerung der Stadt durch die Russen damals gerade einen ganzen Kriegsmann erforderte. Weil es nun von Tag zu Tag unwahrscheinlicher wurde, ob er je wieder in den aktiven Dienst zurückzukehren in der Lage sein werde, so bat er um Zivilversorgung und wurde im Oktober 1761 zum Accise-Inspektor in Bütow ernannt. Doch zog sich die Auswechslung der Gefangenen bis zum 10. März 1762 hin. So konnte er erst im April desselben Jahres sein Amt antreten. Nur ungern übernahm er die magere Stelle und ließ sich mit der Hoffnung auf bessere Zeiten vertrösten. Gelegentlich eines Besuches in Kolberg 1767 lernte er die Adoptivtochter eines dortigen Kaufmanns kennen, Florentine Luise Wächter, und verlobte sich mit der damals noch nicht sechzehnjährigen am 10. Oktober. Ihr Name schon war für ihn so reizend, daß er ihn an alle Türen und Fenster schrieb, und seiner Glückseligkeit fehlte nichts als mehr Einkünfte. Am 5. November fand die Hochzeit statt, der der Kommandant der Stadt, General von Kleist, nebst Frau und Kindern und sonst noch 40 Personen beiwohnten. Mit seiner Gattin verband ihn zeitlebens innigste Zuneigung. „Ich liebte sie, schreibt er gelegentlich, bis zum Anbeten und rechne das Glück, mit ihr verheiratet zu sein, für die größte Wohltat des Himmels, so ich in

*) Kreisstadt in Pommern, Rgb. Köslin.

meinem Leben gehabt. Jetzt, da ich dies schreibe, sind schon 8 Jahre unserer Ehe verflossen, allein meine Liebe und Zuneigung ist gegen sie noch ebenso wie am ersten Tage unserer Verbindung, und nur der Tod kann selbige dermaleinst trennen. Ja, wenn es mir freistünde, die reichste und schönste in der Welt auszulesen, so würde ich nicht einen Augenblick Anstand nehmen, ob wir gleich in der größten Not sind und sozusagen bloß von Liebe leben, sie allein allen in der Welt vorzuziehen." Doch der Aufenthalt in Bütow behagte v. Lemcke auf die Dauer nicht, und es zog ihn nach Kolberg, wo er seine Jugend verlebt und seine Mutter und sonstige liebe Anverwandte wohnten. Darum vertauschte er 1774 seine Stelle mit der eines Licenz-Inspektors*) auf der Münde zu Kolberg, bis er durch Königl. Kabinettschreiben vom 18. Juni 1785 zum Postmeister in seiner Vaterstadt ernannt wurde. Er erhielt nun ein Gehalt von 40 Talern 7 Sgr. monatlich, wovon er für seine Wohnung alljährlich 20 Taler Miete bezahlte. Der Not des Lebens endlich enthoben, verlebte er nun im Kreise seiner Familie sonnige Tage. Seine Ehe war mit drei Söhnen und vier Töchtern gesegnet, von denen freilich ein Sohn und zwei Töchter nebst einem Enkel vor ihm ins Grab sanken. Die beiden andern Söhne traten ins preußische Heer ein und schmückten später den Lorbeerkranz des Vaters mit frischen Zweigen. Den Zusammenbruch des Staates Friedrichs II. im Jahre 1806 erwähnt v. Lemckes Tagebuch nicht. 72jährig entschlief der alte Held sanft an Entkräftung am 5. November 1810.

*) Steuerinspektors.

# Christentum und Dualismus.*)

Von

**Hans Hinrich Wendt.**

---

Zu den verbreitetsten und gewichtigsten Einwendungen, die in unserer Zeit gegen das Christentum erhoben werden, gehört die, daß es dualistisch geartet sei und den Menschen nicht zu einer befriedigenden Einheitlichkeit des Weltverständnisses gelangen lasse. Ob und wieweit diese Einwendung ein Recht hat, möchte ich im Folgenden erörtern. Ich möchte fragen, wie sich das Christentum geschichtlich zum Dualismus gestellt hat und wie es sich seinem inneren Wesen nach zum Dualismus verhält. Es wird sich zeigen, daß das Christentum in seiner geschichtlichen Entwicklung in der Tat in mannigfache Verquickung mit dualistischer Anschauungsweise geraten ist, daß es jedoch seinem eigentlichen Wesen nach nicht dualistisch ist.

Das Christentum ist eine monotheistische Religion. Der Monotheismus für sich allein verbürgt nicht ein Freisein vom Dualismus. Er bedeutet nur die Einheitlichkeit der Gottesanschauung. In welchem abhängigen oder wesentlich selbständigen Verhältnis die Welt zu der einzigen überweltlichen Gottheit, an die man glaubt, steht, das ist eine zweite Frage. Aber auch, wenn im Prinzip die ganze Welt von dem monotheistisch aufgefaßten Gott abhängig gedacht werden soll, so fragt sich, ob diese prinzipielle Auffassung auch in gehöriger Konsequenz durchgeführt ist. Wie sich in der Religiosität der frommen Menschen Motive und Gedankenelemente verschiedener Art und Herkunft miteinander vertragen und mit gleicher Pietät festgehalten sein können, so auch in den großen geschichtlichen Religionen. Denn

---

*) Prorektoratsrede, gehalten in Jena am 19. Juni 1909.

diese unterliegen einem lebendigen geschichtlichen Entwicklungsprozesse, bei dem sie Einflüsse sehr verschiedener Herkunft erfahren. Mit den Elementen, die zum eigentlichen Grundtypus einer bestimmten geschichtlichen Religionsart gehören, verbinden sich sehr leicht andere Elemente, deren Fremdartigkeit den Anhängern dieser Religion selbst gar nicht bewußt zu werden braucht, während sie doch den aus einiger Entfernung Beobachtenden sehr bemerkbar werden kann. Wie in Religionen ausgesprochen polytheistischer Art zugleich eine monotheistische Tendenz Bestand gewinnen kann, so kann in einer monotheistischen Religion zugleich eine dualistische Unterströmung bestehen. Ist dies etwa im Christentum der Fall?

Unter Dualismus sei nun von uns nicht etwa nur ein solcher streng durchgeführter Dualismus verstanden, bei dem zwei verschiedene Prinzipien oder Mächte, auf die das Ganze der Wirklichkeit zurückgeführt wird, als von Ewigkeit zu Ewigkeit voneinander verschieden und unabhängig vorgestellt sind. Dieser konsequente Dualismus findet sich in der Religionsgeschichte nur selten. Das Interesse der frommen Menschen richtet sich zunächst immer nur auf die gegenwärtige Weltperiode, in der sich das Leben der Menschen abspielt, und etwa auf ein jenseitiges Leben, sofern das Geschick der Menschen als dort sich fortsetzend und vollendend gedacht wird. Aber eben mit Bezug auf diese interessierende Gegenwart und Zukunft gibt es einen sehr bedeutsamen praktischen Dualismus, der darin besteht, daß der gegenwärtige Bestand und Verlauf der Welt aus einem Aufeinander- und Gegeneinanderwirken zweier Mächte erklärt wird, die sich in dieser Gegenwart in tatsächlicher Unabhängigkeit voneinander bewegen. Ein solcher praktischer Dualismus ist weit verbreitet. Er drängt sich sehr leicht in die Anschauungsweise der Menschen ein, weil er eine stete Anknüpfung an der tatsächlichen Zweiseitigkeit und Gegensätzlichkeit findet, die der Mensch um sich herum und bei sich selbst beobachtet: an der Gegensätzlichkeit von Geist und Materie, von Leben und Tod, von Wohl und Uebel, von Gut und Böse. Lassen sich nicht etwa alle diese Gegensätze zurückführen auf den einen Gegensatz zweier großer Mächte: einer höheren, guten, göttlichen Macht des übersinnlichen geistigen Lebens und einer niederen, bösen Macht der sinnlichen Materie? Finden nicht die größten Rätsel der Welt und des Menschenlebens ihre rechte Lösung in der Erkenntnis, daß die Elemente und Produkte dieser zwei Mächte sich zwar miteinander vermischen, aber doch wegen ihrer inneren Verschiedenartigkeit niemals harmonisch und vollkommen mit

einander vereinigen lassen? Ist nicht der Mensch mit seinem ganzen Wesen in diesen großen Gegensatz verflochten? Und bedeutet diese Verflechtung nicht eine unheilvolle Zerrissenheit seines Wesens, die nicht aufhört, solange er im Erdenleben ist? Ist nicht die materielle Seite seines Wesens die Ursache alles Bösen, die unaufhörliche Hemmung seiner auf das Höhere gerichteten Triebe? Wo diese Fragen bejaht werden, da besteht ein wirklicher Dualismus, der als solcher anerkannt werden muß, auch wenn bei ihm zugleich die Lehre festgehalten wird, daß die niedere, böse Macht ursprünglich einmal aus der höheren, guten hervorgegangen ist und am letzten Ende wieder durch sie besiegt und unschädlich gemacht werden wird. Daß in der Mythologie und theologischen Spekulation dem Dualismus seine letzten Spitzen mit Bezug auf den Ursprung oder das Ende aller Dinge abgebrochen werden, wie es z. B. auch im Parsismus geschehen ist, das ist leicht erklärlich aus der auf einheitlichen Abschluß drängenden Tendenz des menschlichen Denkens. Aber für den dualistischen Charakter der Weltanschauung im ganzen ist ein solches Abbrechen der Spitzen gleichgültig.

Um nun die Stellung des Christentums in seinen Anfängen zum Dualismus recht zu würdigen, müssen wir zuerst die religiöse Weltanschauung des Judentums kurz berücksichtigen. Für die israelitische Jahvereligion war von Anfang an ein kräftiger Monotheismus mit bewußter Ausschließung von jedwedem Polytheismus charakteristisch gewesen.*) Dieser israelitische Monotheismus zeigt in der älteren, prophetischen Periode auch keinen bemerkenswerten Einschlag dualistischer Art. Denn die auf das Chaos und die große Flut bezüglichen Traditionselemente altbabylonischer Herkunft stammen zwar ursprünglich aus einer dualistischen Grundanschauung,**) haben aber innerhalb der israelitischen Religion nicht mehr in lebendiger Beziehung zu einer dualistischen Anschauungsweise gestanden. Aber in der Periode des Judentums, in der das Christentum entstand, in dieser Periode, in der gerade der strenge Mono-

*) Die beste Charakteristik des altisraelitischen Monotheismus in seiner Verschiedenheit von den monotheistischen Tendenzen, die sich auf dem Boden der altbabylonischen und altägyptischen Religion finden, hat der nur allzu früh der Universität Jena und der alttestamentlichen Wissenschaft entrissene B. Baentsch gegeben in seiner geistvollen, der israelitischen Religionsgeschichte neue Bahnen weisenden Schrift: Altorientalischer und israelitischer Monotheismus, Tübingen 1906.

**) Vgl. H. Gunkel, Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit, Göttingen 1895, S. 1—140.

theismus für alle Schichten des israelitischen Volkes ein so gesicherter und wertgeschätzter Besitz geworden war, wie in der älteren Periode nicht, erfuhr der Monotheismus eine sehr bedeutsame Modifikation dualistischer Art. Erstens erlangten die Vorstellungen von bösen Geistern eine große Entwicklung und Bedeutung für das religiöse Leben. Solche Vorstellungen hatten immer schon dem Volksglauben zugehört, aber waren in der früheren Zeit von der Jahvereligion in engen Schranken gehalten worden. Jetzt aber, vielleicht unter parsischem Einflusse, wuchsen sie ungehemmt aus und waren ein anerkanntes Element der religiösen Anschauung auch der strenggläubigen Juden. Der Satan, der in der älteren Periode zwar als feindseliger Ankläger der Menschen vor Gott, aber doch als im Dienste und Interesse Gottes wirksam gedacht gewesen war (Hiob 1 und 2; Sach. 3 1 f.), wurde jetzt als ein gottfeindliches Wesen, als Haupt eines mächtigen Reiches böser Geister vorgestellt. Auf die Tücke und Bosheit dieser bösen Geister wurden sowohl Uebel und Krankheiten aller Art, als auch die Versuchungen zur Sünde zurückgeführt.*) Dazu kam zweitens, daß die Betonung der Ueberweltlichkeit und Heiligkeit Gottes dazu verleitete, die Welt in einer wesentlichen Getrenntheit von Gott zu denken. Man scheute sich, eine unmittelbare Weltwirksamkeit Gottes und eine unmittelbare Offenbarung Gottes an Menschen anzunehmen und schob deshalb Engelmächte als Vermittler ein. Man kultivierte die Vorstellung, daß gewisse naturhafte Stoffe und Prozesse unrein und entweihend seien, so daß sie aus Frömmigkeit gemieden werden müßten. Man schätzte die asketische Enthaltsamkeit als eine Frömmigkeitsleistung. Pharisäer und Jünger Johannes des Täufers fanden einander in Fastenübungen (Mk. 2 18). Den extremsten Richtungen des Judentums, den palästinensischen Essenern und der hellenistisch gebildeten Schule Philos von Alexandria, war die Askese gemeinsam. Kurz: in dem damaligen Judentum hatte sich, trotz des Monotheismus, eine starke dualistische Strömung vorgedrängt und diese gab der praktischen Frömmigkeit ihren Charakter.

In dieser Beziehung nun hob sich Jesus aufs bedeutsamste

---

*) Ueber die Dämonen- und Satansvorstellung im Judentum vgl. W. Bousset, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter, Berlin 1903, S. 326 ff.; W. Staerk, Neutestamentliche Zeitgeschichte, Leipzig 1907, II, S. 69 ff.; J. Weiß, Art.: „Dämonen" in der Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche, $^{3}$IV, S. 408 ff. und die dort angeführte weitere Literatur.

von der Tendenz des Judentums ab. Seiner religiösen Anschauungsweise war der Dualismus innerlich fremd. Das hing zusammen mit dem Zentralpunkte seines Evangeliums, mit seiner starken Ueberzeugung von dem ethischen Wesen Gottes. Weil er Gott voll von väterlicher Liebe dachte und in dieser Liebe die Größe und Vollkommenheit Gottes sah (Mt. $5_{45.\,48}$), fiel für sein Bewußtsein die von den Juden empfundene Spannung zwischen dem heiligen Gott und der Welt fort. Gott hat in seiner väterlichen Liebe ein Motiv zur stetigen lebendigen Wirksamkeit in der Welt und für die Menschen, ein Motiv zur unmittelbarsten Fürsorge für alles, auch das Kleinste in der Welt (Mt. $6_{25-33}$, $10_{29-31}$)*). Es lag Jesu fern, irgendetwas Naturhaftes bloß als solches für gottfremd und gottentfremdend zu halten. Er verwarf den Gedanken, daß die Berührung mit irgendwelchen Stoffen oder das Genießen irgendwelcher Speisen den Menschen profaniere. Nur die Gesinnung mache ihn unrein (Mk. $7_{14-23}$). Er war auch kein Asket (Mt. $11_{19}$). So rücksichtslos er sich selbst und seinen Jüngern die größten Verzichte und Opfer zumutete, wenn sie den Umständen nach um der Sache des Evangeliums, um der Liebespflicht und um der Integrität der Seele willen notwendig würden (z. B. Mk. $8_{35}$, $9_{43.\,45.\,47}$, Lk. $9_{57-62}$, $14_{25-33}$)**), so wenig forderte er eine asketische Lebenshaltung, bei welcher der Verzicht auf das Genießen des Natürlichen und die Abtötung der sinnlichen Außenseite der eigenen Persönlichkeit bloß um ihrer selbst willen wertgeschätzt wurden (Mk. $2_{18-22}$). Er hat nun freilich aus der Anschauung seiner jüdischen Zeitgenossen ganz unbekümmert dasjenige Element übernommen, das am unmittelbarsten dualistisch erscheint: die Vorstellung vom Satan und den Dämonen als einem Reiche böser, gottfeindlicher Wesen, welche

*) Besonders charakteristisch ist auch der im Johannesevangelium bewahrte, meines Erachtens aus einer in diesem Evangelium verarbeiteten älteren Ueberlieferung stammende Ausspruch Jesu Joh $5_{17}$: „mein Vater wirkt bis jetzt und auch ich wirke". Jesus will sich mit diesem Worte rechtfertigen gegenüber dem Vorwurfe seiner jüdischen Gegner, daß er durch die einem Kranken am Sabbat gebrachte Hülfe das Gebot der Sabbatsruhe verletzt habe (vgl. $7_{21-24}$). Nach jüdischer Anschauung ist Gott nach vollbrachtem Schöpfungswirken in Ruhe getreten, und diese seine Ruhe soll maßgebend sein für die Sabbatsruhe der Menschen (vgl. Gen. $2_{2}$f. Ex $20_{8-11}$). Nach Jesu Auffassung aber befindet sich Gott nie in einer Ruhe der Untätigkeit, sondern ist er als Vater unaufhörlich liebevoll wirksam. Deshalb muß auch dem Menschen am Sabbat ein Liebeswirken nach Analogie des Wirkens Gottes erlaubt sein.

**) Ueber das richtige Verständnis dieser und ähnlicher Aussprüche Jesu, die zunächst einen asketischen Sinn zu haben scheinen, vgl. meine „Lehre Jesu" ²1901, S. 280—292.

für die Menschen alles mögliche Uebel verursachen und sie zum Bösen zu verführen suchen (z. B. Mk. $3_{23-26}$, Mt. $12_{27f. 43-45}$, Lk. $13_{16}$). Aber bemerkenswert ist doch, wie Jesus diese ursprünglich dualistische Vorstellung ihrer praktischen dualistischen Bedeutung für das religiöse Bewußtsein entkleidet hat. Er nahm nicht etwa nur einen schließlichen Sieg des Gottesreichs über das Satansreich am Ende der Welt in Aussicht, sondern ihm stand fest, daß schon in der Gegenwart die Macht des Satans gebrochen sei, so daß er denen, die nach dem Reich Gottes trachten, keinerlei Schaden zufügen könne (Lk. $10_{18-20}$). Jesus war frei von der das jüdische Bewußtsein beherrschenden Angst vor den vorausgesetzten bösen Geistern. Im Vertrauen auf Gottes Beistand trat er diesen vorausgesetzten Dämonen mit Siegesgewißheit gegenüber und suchte seinen Jüngern das gleiche Gefühl einer sicheren Ueberlegenheit über diese bösen Mächte einzupflanzen (z. B. Mk. $9_{17-29}$). Das bedeutet eine innerliche Ueberwindung des praktischen Dualismus.

Das Gleiche gilt von Paulus. Auch er hat an der jüdischen Vorstellung von der Existenz des Satans und der Dämonen keine Kritik geübt. Aber auch bei ihm hat diese Vorstellung ihre eigentliche dualistische Kraft verloren. Denn Paulus betrachtet den Zustand, wo die dämonischen Mächte eine beherrschende Gewalt über die Menschheit ausübten, als prinzipiell beendet durch die Aufrichtung der Gnadenordnung mittels des Kreuzestodes Jesu Christi (Gal. $4_{3. 8f.}$, Kol. $2_{20}$). Die zu Christo gehörigen, in der Gnade stehenden Menschen haben in dem heiligen Geiste, dessen sie teilhaftig gemacht sind, eine Gotteskraft in sich, mit der sie allen Anfechtungen feindlicher Gewalten zu widerstehen vermögen. Aus der Gnadengemeinschaft mit Gott, die ihnen alles Heil für die Gegenwart und Zukunft verbürgt (Röm. $5_{1-5}$), können sie durch keinerlei Mächte, auch überirdischer Art, herausgerissen werden (Röm. $8_{37-39}$). Auch der Satan und seine Engel müssen nach Paulus dem Willen Gottes dienen, indem das Uebel, das sie dem Menschen zufügen, für diesen ein heilsames Erziehungsmittel wird (I Kor. $5_5$, II Kor. $12_{7-9}$). Das ist eine praktische Aufhebung des in der Satansidee liegenden Dualismus.*)

*) Ich verkenne nicht die Schärfe, mit der Paulus oft den Gegensatz zwischen „dieser Welt", „diesem Aeon", dem „Fleische" einerseits und Gott und seinem heiligen Geiste andrerseits betont (z. B. I Kor. $1_{20f.}$ $2_{6-12}$. II Kor. $4_4$. Gal. $5_{16-24}$. Röm. $7_{14}-8_{14}$) und von den Christen ein Loskommen von der Welt und dem Fleische, ein Abgestorbensein für sie fordert

Auch in der ersten nachapostolischen Zeit läßt sich diese dem ursprünglichen Evangelium eignende Tendenz, den Dualismus zurückzudrängen, hier und da erkennen.*) Aber im großen und ganzen gilt, daß auf dem Boden des Christentums der praktische Dualismus sehr bald eine ebensolche Bedeutung gewonnen hat, wie er im Judentum hatte. Die Uebernahme der Satans- und Dämonenvorstellung für sich allein machte es nicht aus.**) Den tiefsten Grund dafür, daß diese überlieferte Vorstellung, statt allmählich einzuschrumpfen, sich vielmehr vordrängte, muß man in der Gottes-

---

(Gal. $5_{24}$. $6_{14}$. Röm. $6_{6}$ $7_{5}$ f. Kol. $2_{20}$). Solche Stellen klingen durchaus dualistisch. Aber sie sind von Paulus doch nicht in wirklich dualistischem Sinne gemeint. Das „Fleisch", d. i. das geschöpfliche Wesen am Menschen, schließt nach ihm zwar die zur Sünde reizenden Begierden in sich (Gal. $5_{16}$ f.), ist aber doch nicht an sich sündig und unheilbringend, sondern gereicht dem Menschen zur Sünde und zum Verderben nur, sofern er es zur alleinigen Kraft und zum entscheidenden Prinzip seines Trachtens und Verhaltens nimmt. Ein Leben in dieser bloß geschöpflichen Art und Kraft und Richtung nennt Paulus ein Leben „im Fleisch" oder „nach dem Fleische" (Röm. $7_{5}$, $8_{5-9}$). Auf ein solches „Leben im Fleische" ist nach ihm die ganze Menschheit ohne Christus angewiesen, auch das Volk Israel vor Christus, sofern es zufolge der Gesetzesordnung mit eigenen geschöpflichen Kräften eine Werkgerechtigkeit leisten und dadurch das Heil erwerben sollte. Paulus kann die Aufrichtung dieser unheilvollen Gesetzesordnung wohl gelegentlich als ein Werk dämonischer Engelmächte, welche den Menschen feindselig gegenüberstehen und ihren Heilsgewinn hindern, erscheinen lassen (Gal. $3_{18}$ f. $4_{3-9}$. Kol. $2_{14}$ f.) Aber diese Vorstellung überbietet er doch durch die Gewißheit, daß im Grunde Gott selbst in seinem Heilswillen die Gesetzesordnung verfügt hat zu dem Zwecke, die Menschen zu der Gnaden- und Glaubensordnung, die er in Christo aufrichten wollte, vorzubereiten (Gal. $3_{21-24}$). Die zu Christo gehörigen Menschen aber erlangen aus Gnade die Kraft des heiligen Geistes, vermöge deren sie die Begierden des Fleisches besiegen und ein Leben nach dem Willen Gottes führen können. Durch das gläubige Ergreifen dieser göttlichen Gnadenkräfte „stirbt" der Mensch für das „Fleisch" und die „Welt" und sterben diese für ihn. In diesem Zustande wird dann aber auch der materielle Leib des Menschen zu einem Organ des heiligen Geistes und Gott geweiht (I Kor. $6_{13-19}$, $7_{34}$. II Kor. $4_{10}$, $5_{10}$, $7_{1}$. Röm. $6_{12-19}$, $8_{11}$, $12_{1}$). Dieser Gedanke der völligen Heiligung auch des irdischen Leibes ist mit dualistischer Anschauungsweise unvereinbar. Deshalb war Paulus auch kein Asket. Asketische Forderungen anderer betrachtete er als Anzeichen der Schwäche ihres Glaubens (Röm. 14, Kol. $2_{20-23}$).

*) So im I. Klemensbriefe (vgl. die treffliche Charakteristik der einfachen monotheistischen, sittlichen Grundanschauung dieses Briefes bei A. Harnack, der erste Klemensbrief, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1909, III, S. 42 ff.), in der Didache, in der vom Teufel überhaupt nicht die Rede ist, und im Hirten des Hermas, in dem ausdrücklich die Furcht vor dem Teufel verboten wird, weil er seine Macht verloren habe (Mandatum 7 u. 12, 5 u. 6).

**) Ueber die Dämonenvorstellung im nachapostolischen Zeitalter vgl. besonders: H. Weinel, Die Wirkungen des Geistes und der Geister im nachapostolischen Zeitalter bis auf Irenaeus, 1899, S. 1—26, und A. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, [2]1906, I, S. 108—126.

anschauung des damaligen Christentums sehen. Gegenüber dem Polytheismus wurde der ganze Nachdruck auf die monotheistische geistige Gottesanschauung gelegt, die das Christentum mit dem Judentum gemeinsam hatte, während das Bewußtsein schwand, daß in der Betonung der ethischen Vaterart Gottes der spezifische Fortschritt der Gottesanschauung Jesu über das Judentum hinaus gelegen hatte. Deshalb fehlte dem nachapostolischen Christentum die Kraft einer solchen inneren Ueberwindung der dualistischen Tendenz, wie sie bei Jesus und bei Paulus wahrzunehmen ist. Dazu aber kam der mächtige Einfluß der dualistisch gearteten Bildungsatmosphäre, innerhalb deren das nachapostolische Christentum sich entwickelte. Die ganze synkretistische Religiosität, die während der ersten Jahrhunderte der christlichen Aera in der hellenistisch-römischen Kulturwelt verbreitet war, war gesättigt mit Elementen dualistischer Art, aus den altorientalischen Religionen stammend. Und ebenso hatte die Philosophie jener Zeit, die nachplatonische, stoische, philonische, eine dualistische Grundrichtung. Ernste Bildung und ernste Moral schienen nur mit dualistischer Anschauungsweise und Askese vereinbar. Dieser damals alles beherrschenden Auffassung hat sich auch das Christentum nicht entziehen können.*)

In der willigen Hingabe an diese dualistische Anschauungsweise der hellenistischen Umwelt bestand das wichtigste Merkmal der weit verbreiteten Richtung des nachapostolischen Christentums, die man als Gnosis bezeichnet. Die Gnostiker suchten die christliche Lehre, die zunächst nur als Forderung einer besonders gearteten praktischen Frömmigkeit und Sittlichkeit aufgetreten war, zu einer geschlossenen Weltanschauungstheorie auszugestalten. Indem sie bei diesem Bestreben der allgemein üblichen Methode, wie man damals eine religiöse Weltanschauung ausbaute, folgten, übernahmen sie auch wie etwas Selbstverständliches die dualistische Grundrichtung, die in den religiösen und philosophischen Systemen der Zeit vorherrschte. Sie betrachteten die Sinnenwelt und den Menschen in ihr als ein Gemisch von materiellem Stoff und von Licht- und Lebensfunken aus einer andersartigen höheren Welt. Durch eine phantastische Mythologie, bei der teils Ueberlieferungen altorientalischer Kosmologie und Astrologie, teils philosophische Spekulationen formgebend waren, suchten sie das Verhältnis der weltschöpferischen Potenzen

*) Vgl. P. Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum, 1907, besonders S. 120—160.

zum obersten Himmelsgotte und das eigentümliche Mischungsverhältnis der verschiedenartigen Elemente in der Welt und im Menschen anschaulich zu machen und zu erklären. Dabei vermeinten sie die rechte Bedeutung Christi und des Christentums zu wahren und festzustellen. Denn sie begründeten mit ihrer dualistischen Weltanschauung ein großes Erlösungsbedürfnis der Menschen, in denen die aus der oberen Welt stammenden, von der Materie gefangenen Lichtfunken sich nach ihrer ursprünglichen, oberen Heimat sehnen. Sie begründeten eine vermeintlich höchste Würdigung Christi, indem sie ihn als ein himmlisches, mit keiner Materie behaftetes Wesen vorstellten, von oben herabgekommen, um die erlösungsbedürftigen Lichtfunken in der Menschheit zu befreien. Und sie begründeten die ernste Forderung einer strengen Askese, mittels deren man im Gehorsam gegen die Lehren des himmlischen Christus dem höheren Leben zustreben müsse.*) Allein in Wirklichkeit war diese dualistische Ausdeutung des Christentums eine Verkehrung seines ursprünglichen Sinnes und eine Herabdrückung seines Wertes. Denn innerhalb dieser dualistischen Weltanschauung hatte keinen Platz mehr ein solches optimistisches Vertrauen auf die alles beherrschende und alles zum Guten lenkende Fürsorge des himmlischen Vaters, wie es Jesus gehabt und gefordert hatte. In ihr hatte auch keinen Platz eine solche tätige, dienstfertige Menschenliebe, wie sie Jesus gezeigt hatte, eine Liebe, welche sich auch für das natürliche Wohlsein des Nächsten interessiert und die naturhaften Hilfsmittel verwertet, um das Wohl des Anderen zu fördern. Dem blutleeren, leidenslosen Christus fehlte nicht nur die lebendige Geschichtlichkeit. Ihm fehlte mit der Fleischesnatur zugleich die ethische Kraft und Vorbildlichkeit.

Tatsächlich hat das Christentum die Gefahr, in dieser dualistischen Umdeutung unterzugehen, überwunden. Der Gnosis gegenüber trug den Sieg davon die konservative Richtung des Christentums, die daran festhielt, daß gemäß der alttestamentlichen heiligen Schrift der eine Gott nicht nur den Himmel, sondern auch die Erde geschaffen, und zwar gut geschaffen habe. Derselbe göttliche Logos, der in Jesu Christo zur Erlösung der Menschen auf Erden erschienen sei, sei auch schon das vermittelnde Prinzip bei der Welt-

*) Ueber den dualistischen Charakter der Gnosis vgl. besonders: A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte I, 1886, S. 158—197; R. Knopf, Das nachapostolische Zeitalter, 1905, S. 331—338; P. Wendland, a. a. O. S. 161—179; W. Bousset, Hauptprobleme der Gnosis, 1907, S. 91 bis 150. 328—331. 361—369.

schöpfung gewesen. Die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen sei nicht in einer ursprünglichen Schlechtigkeit der geschaffenen menschlichen Natur begründet, sondern in dem schuldvollen Ungehorsam des ersten Menschen gegen Gott, wodurch der Mensch seiner ursprünglichen Bestimmung entfremdet sei. Die Möglichkeit dazu, eine solche bestimmungswidrige Richtung einzuschlagen, sei ihm in seiner Freiheit gegeben gewesen, in der Freiheit, die ihm zugleich die Möglichkeit zu einem selbständigen Fortschreiten in der von Gott gewollten Richtung gab. Denn freilich nicht in fertiger Vollkommenheit habe Gott die Menschen geschaffen, wohl aber mit Anlagen, die ihn zu einer allmählichen Entwicklung zur sittlichen Vollkommenheit befähigten. Auch die Naturwelt sei insofern gut, als sie dem Menschen Anlässe zu dieser sittlichen Entwicklung geben sollte. — In diesem Gedanken von der Bestimmung des Menschen zu einer ethischen Entwicklung, einem Gedanken, den besonders Irenaeus am Schluß des zweiten Jahrhunderts ausgeführt hat*), war der rechte Grundstock zu einer solchen Theodizee gewonnen, durch welche der christliche Monotheismus gerechtfertigt wird gegenüber den dualistischen Einwendungen, die sich auf die Tatsache des Bösen, des Uebels, der Unvollkommenheit in der Welt und der Menschheit beriefen.

Daß die christliche Theologie im Verfolg dieser Gedankenlinie wirklich zu einer geschlossenen monotheistischen Gesamtanschauung durchdringen konnte, dafür zeugt das einheitliche System des größten griechischen Kirchenlehrers, des Origenes, am Anfang des dritten Jahrhunderts. Die Einheit Gottes und die Einheitlichkeit seiner Schöpfungswerke bildet nach Origenes wie den Anfang so auch den Ausgang aller Dinge. Die unendliche Verschiedenartigkeit der gegenwärtigen Weltwirklichkeit aber ist bedingt durch die freien Willensentscheidungen der Geschöpfe Gottes, zu deren Geschöpflichkeit begrifflich die Wandelbarkeit gehört. Die materielle Natur und die mit der Materialität zusammenhängenden Leiden und Uebel in der Welt sind von Gott gewirkt, um für die geschaffenen Geister, die sich freiwillig vom Guten zum Bösen hingewandt haben, einen entsprechenden Strafzustand zu bilden. Aber in diesem Strafzustande erfahren sie durch den göttlichen Logos die Antriebe zu einem freien Trachten nach aufwärts. Sie alle, auch die bösesten und jetzt der tiefsten und unseligsten Stufe des materiellen Seins verfallenen,

*) Vgl. besonders: adv. haereses IV c. 37—41.

werden allmählich wieder diesen Aufstieg nach oben, in ihren ursprünglichen reinen, guten, gottartigen Schöpfungs- und Bestimmungszustand machen. Und wenn einmal alle geschaffenen Geister wieder in ihren Ursprungszustand zurückgekehrt sind, dann wird die materielle Welt, die nur ein vorübergehendes Mittel Gottes ist, zunichte werden.*) — Man kann diesem Gedankensystem des Origenes gewiß mancherlei berechtigte Einwendungen, auch vom christlichen Standpunkte aus, entgegenstellen. Aber das Eine muß man anerkennen, daß hier jedenfalls der Dualismus in seiner damals modernen Gestalt durch einen konsequent durchdachten Monotheismus überwunden ist.

Aber dem Christentum im großen und ganzen ist doch eine gründliche Ausscheidung der dualistischen Tendenz damals nicht gelungen. Seit der Auseinandersetzung mit der Gnosis ist freilich der offenbare und konsequente Dualismus vom Christentum ausgeschlossen geblieben. Er fand im dritten und vierten Jahrhundert seine Pflegstätte im Manichäismus, einer synkretistischen Religionsbildung, die von Persien her westwärts vordrang und in ihrer ausgesprochen dualistischen Art auf weite Kreise der niedergehenden hellenistisch-römischen Kulturwelt eine große Anziehungskraft ausübte. Aber ein gewisser latenter Dualismus hat sich im Christentum selbst erhalten. Er fand fortdauernd seine Anknüpfung an der durch die heiligen Schriften sanktionierten Satans- und Dämonenvorstellung und er wurde wesentlich bestärkt durch die naturalistische Mystik, welche den christlichen Kultus und die theologische Anschauungsweise beherrschte. Denn indem diese Mystik in einem Streben nach naturhafter Vergöttlichung bestand, d. h. nach Anteilnahme an einer gottgleichen Beschaffenheit, die wie eine andere Art von Natur vorgestellt wurde, war sie ihrem Begriffe nach verknüpft mit einer Geringschätzung der irdisch-sinnlichen Natur und mit der Forderung einer asketischen Unterdrückung und Abtötung der sinnlichen Naturseite des Menschen. Latent blieb der Dualismus im Christentum insofern, als man das Reich der bösen Geister und ebenso die bedrückende materielle Naturseite am Menschen auf eine ursprünglich gute Schöpfung Gottes zurückführte. Der Theorie nach war auch das Fleisch, die sinnliche Naturseite, am Menschen nicht von der Vergöttlichung ausgeschlossen. Aber für die praktische Weltanschauung und Lebensführung bedeutete es doch einen wirk-

---

*) Vgl. besonders: de principiis I c. 6; II c. 1, 3, 9; III c. 6.

lichen Dualismus, wenn die Abtötung der leiblichen Begierden und Bedürfnisse, die Bewahrung der Virginität, die mönchische Weltflucht als die beste christliche Lebensweise, als eine engelartige und gottgleiche Vollkommenheit gepriesen wurden. Denn bei diesem asketischen Lebensideal wurde der naturhafte Weltbestand, so wie er gegenwärtig ist, als eine dem Heilswillen und Heilszwecke Gottes nicht untergeordnete, sondern fremdartig und feindselig entgegenwirkende Macht betrachtet.

Auch der größte abendländische Theolog der alten Kirche, Augustin, hat diesen latenten Dualismus nicht beseitigt, vielmehr wesentlich zu seiner Befestigung beigetragen. Zwar besaß Augustin in seinem prädestinatianischen Determinismus das Prinzip einer durchaus einheitlichen religiösen Weltanschauung. Den manichäischen Dualismus, durch den er während seiner Entwicklungsjahre lange gefesselt gewesen war, hat der gereifte Mann als eine große Verirrung beurteilt und literarisch bekämpft. Im Gegensatz zu der manichäischen Anschauung, daß die materielle Substanz aus dem bösen Prinzip stamme und selbst das eigentliche Böse sei, hat Augustin den Grundsatz verfochten, daß die ganze Substanz zu Gott gehöre und als solche gut sei. Das Böse sei nicht eine Substanz, sondern sei ein Defekt, ein Nichtsein dessen, was sein soll.*) Aber diese negative Begriffsbestimmung des Bösen schützte ihn doch nicht vor einer sehr naturhaften Auffassung des Wesens der Sünde, als er im Kampf gegen den Pelagianismus die verderbliche Macht der Sünde in der Menschheit lehrhaft festzustellen suchte. Ihm lag daran, daß das Böse in der Menschheit nicht bloß als eine Summe eigentlich zufälliger Einzelsünden aufgefaßt würde; sondern daß die einzelnen sündigen Akte als Produkte einer habituellen inneren Sündhaftigkeit und die Sünde des einzelnen Menschen als in Zusammenhang mit der Sünde des ganzen Menschengeschlechts stehend erkannt würde. Für diesen richtigen Grundgedanken fand er kein anderes Ausdrucksmittel als die Erbsündentheorie: daß in dem ersten Menschen infolge des Falles eine sündhafte sinnliche Begierde lebendig, stark und herrschend geworden sei, daß diese Begierde sich vom ersten Menschenpaar her mittelst der Zeugung auf alle einzelnen Menschen vererbe und daß sie die habituelle Grundlage aller Einzelsünden bilde. Diese Anschauung, daß die angeborene sinn-

*) Vgl. z. B.: contra epist. Manichaei c. 38—40; enchiridion I c. 10—13; de civitate Dei XII c. 2—9.

liche Begierde das ursprüngliche Böse sei, diente der in der Kirche schon eingebürgerten und in höchster Achtung stehenden Askese zur Stütze und wurde umgekehrt durch die kirchlich gültige Askese bestätigt. In Verbindung mit der Askese aber drängte sie auf eine dualistische Anschauung hin. Wenn man Gott als gut und die Sünde als ihrem Begriffe nach in Widerspruch gegen den Willen Gottes stehend auffassen soll und wenn man anderseits die Sünde nicht als eine Sache des freien Willens auffaßt, der die natürlichen Triebe beherrschen könnte, sondern als in den angeborenen, mit der Naturbeschaffenheit verknüpften Trieben selbst bestehend, so bewegt man sich in einem praktischen Dualismus, trotz aller theoretischen Abwehr der dualistischen Konsequenzen. Ob dieses dualistische Element im Christentum Augustins als ein Ueberrest aus seinem früheren Manichäismus zu betrachten ist, sei dahingestellt.*) Jedenfalls hat auch Augustin sich nicht gründlich von der dualistischen Stimmung frei zu machen vermocht, welche damals das kirchliche Christentum und der Neuplatonismus mit dem Manichäismus teilten und nur nicht in der gleichen Schärfe ausprägten wie dieser.

So ist es nun auch im mittelalterlichen Christentum geblieben. Der offene und konsequente Dualismus blieb ausgeschlossen. Ein latenter Dualismus aber erhielt sich. Denn das praktische Lebensideal, das die mittelalterliche Kirche lehrte und pflegte und in immer breiteren Kreisen zur Verwirklichung zu bringen suchte, war die mönchische Askese mit ihrem dualistischen Weltanschauungshintergrunde.

Ohne Zweifel kann sich in der Askese ein hoher sittlicher Ernst betätigen. Gegenüber der moralischen Schlaffheit, die vorliegt, wo der Mensch tatsächlich oder gar grundsätzlich seinen niederen Instinkten und selbstsüchtigen Trieben nachgibt, bedeutet die asketische Selbstzucht und Selbstverleugnung eine moralische Ueberlegenheit. Aber das asketische Lebensideal ist doch gerade in moralischer Beziehung auch mit einer wesentlichen Schranke behaftet: es trägt in sich selbst keine Aufforderung zu positiv fruchtbringendem Schaffen zu Diensten anderer Menschen. Die Askese

---

*) Vgl. hierzu: A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte, III 1890 S. 191, Anm. 3 und F. Loofs, Leitfaden der Dogmengeschichte, [4] 1906 S. 384, Anm. 4.

kann sich in aufreibender Selbstkasteiung erschöpfen. Sie kann sich wohl bis zu einem gewissen Grade mit praktischer Nächstenliebe verbinden. Aber sie tritt nicht mit innerer Notwendigkeit in dieses Bündnis. Je konsequenter sie ist, desto beschränkteren Raum läßt sie zur praktischen Betätigung in der Welt und desto hinderlicher wird sie dem Streben, kulturelle Werte für die Menschheit zu gewinnen.

Zwischen grundsätzlicher Askese und grundsätzlichem Kulturstreben besteht ein innerer Gegensatz.

Kultur ist die Beherrschung und Verwertung der Natur durch den menschlichen Geist zum Zwecke der Erleichterung und Bereicherung des Erdenlebens der Menschen, zur Steigerung und Verbreiterung ihres Wohlseins. Deshalb hat ein bewußtes Kulturstreben zur Voraussetzung die Anerkennung des positiven Wertes der Natur für den Menschen und des prinzipiellen Rechtes des Menschen zum Verwerten der Natur und zum Genießen dessen, was sie ihm zur Befriedigung seiner Triebe bietet. Die Askese dagegen beruht auf einer Verachtung des Naturhaften als solchen, sei es im allgemeinen, sei es in besonderen Beziehungen, und auf der Anschauung, daß die natürlichen Triebe als solche etwas schlechtes und zu unterdrückendes sind. Natürlich tritt diese innere Gegensätzlichkeit von Askese und Kulturstreben nicht immer schroff zu Tage. Wer wollte leugnen, daß im Mittelalter gerade die Klöster Pflanzstätten der Kultur waren? Aber sie waren es doch nicht, weil und sofern die Mönche Asketen waren, sondern trotzdem sie Asketen sein wollten. Tatsächlich war das Leben in den Klöstern nicht durch das asketische Lebensideal allein beherrscht, sondern zugleich durch andere Motive und Traditionen. Die Spannung zwischen den asketischen Forderungen der Kirche und dem Kulturstreben wurde auch dadurch verdeckt, daß die volle Verwirklichung des asketischen Ideals nicht von allen Christen gefordert wurde. Sie wurde nur den nach Vollkommenheit Trachtenden zugemutet, während der großen Masse ein Leben in der Welt und Teilnehmen an den naturhaften weltlichen Gütern und Genüssen konzediert blieb, sofern es sich nur im ganzen mit der kirchlichen Tradition vereinbarte, sich der kirchlichen Leitung unterordnete und gewisse Minimalforderungen der Askese erfüllte. Aber ein derartiges Kompromiß war keine wirkliche Ueberwindung des inneren Gegensatzes. Ist die Askese wirklich das religiöse Lebensideal, so drängt das

religiöse Interesse auch auf eine immer weitere praktische Durchführung dieses Ideals. Anderseits läßt sich ein fortschreitendes Kulturstreben auf die Dauer nicht in kirchliche Schranken legen. Es verlangt Selbständigkeit der Bewegung. Je mehr sich im Verlaufe des Mittelalters, namentlich in den Städten, eine Kultur entwickelte, die nicht kirchlicher Art war, nicht kirchlicher Autorität und Tradition folgte und nicht speziell kirchlichen Interessen diente, eine desto stärkere Spannung mußte zwischen dem asketisch gerichteten Christentum und der Kultur hervortreten. Die Christen, die es mit ihrem Christentum ernst nahmen, mußten zum mindesten eine zurückhaltende Scheu vor dieser heranwachsenden weltlichen Kultur empfinden. Und diejenigen, die sich mit voller Kraft dieser Kultur widmeten, ihre Güter produzierend, austauschend und genießend, mußten das Bewußtsein in sich tragen, daß sie sich bei dieser Art des Weltlebens dem Christentum entfremdeten und die überweltlichen Güter, auf die die christliche Heilslehre hinwies, einbüßten. Soll man sagen, daß diese Spannung zwischen Christentum und Kultur mehr für das Christentum oder mehr für die Kultur eine Gefahr bedeutete?*)

Die Spannung ist durch die deutsche Reformation des 16. Jahrhunderts für den protestantischen Teil der Christenheit dadurch gelöst worden, daß hier mit dem dualistisch gearteten asketischen Lebensideal gebrochen wurde. Dies ist eines der bedeutungsvollsten Momente der Reformation. Luther war mehr als ein Erneuerer des Augustinismus. Er verließ den katholischen Boden, in dem Augustin auch bei seiner Gnadenlehre fest gewurzelt hatte. Er verließ ihn nicht nur durch seinen Bruch mit der katholischen Wertschätzung der legitimen bischöflich organisierten Kirche als der unentbehrlichen Heilsvermittlerin. Er verließ ihn ebenso sehr durch seine entschiedene Loslösung vom asketischen Lebensideal. Als Mönch hatte er selbst mit höchstem Ernste diesem Ideale nachgestrebt. Aber den ersehnten inneren Frieden hatte er dabei nicht gefunden. Und aus seinem Studium des Neuen Testaments war ihm die Ueberzeugung erwachsen, daß die asketischen Forderungen nicht dem wahren Sinne des Evangeliums entsprachen. Das Primäre war bei Luther nicht ein theoretisches Weltanschauungsinteresse, nicht eine bewußte Ab-

---

*) Vgl. hierzu besonders: A. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation, [2] 1908, S. 68—105.

sicht, durch Ausscheidung dualistischer Elemente die christliche Weltanschauung geschlossener zu gestalten. Sondern maßgebend war für ihn zunächst nur das religiöse Interesse am Glauben im paulinischen Sinne. Es war für ihn eine Sache des eigensten inneren Erlebnisses, daß der einzige Weg für den Menschen, der Heilsgemeinschaft mit Gott gewiß zu werden, der Glaube sei, d. h. ein verlangendes Vertrauen auf die Gnade Gottes. Er verwarf den Priesterzölibat, die Mönchsgelübde, alle Fastenübungen und Selbstkasteiungen, weil ihm dies alles als eine den rechten Heilsglauben beschränkende Werkgerechtigkeit und selbstgewählte Heiligkeit erschien. Aber in dieser Wertschätzung des Glaubens als der alleinigen Heilsbedingung drückte sich doch eine Ueberwindung jenes latenten Dualismus aus, mit dem die Askese innerlich verbunden war. Denn der Grund, weshalb Luther die Askese nicht als eine wesentliche Unterstützung oder praktische Betätigung des rechten Glaubens, sondern als eine dem Glauben hinderliche, nichtige Werkgerechtigkeit auffaßte, lag schließlich darin, daß er das naturhafte Sein und die Naturseite des Menschen nicht mehr als in einer Gegensätzlichkeit zu Gott und zu dem frommen Verlangen des Menschen nach Gott stehend empfand. Die lebendigere Auffassung von dem ethischen Liebeswesen Gottes und von der ethischen Liebesaufgabe der Menschen, die Luther aus seiner Vertiefung in das ursprüngliche Evangelium gewonnen hatte, ließ ihn die Naturdinge in einem neuen Lichte schauen. Weil Gott aus seiner väterlichen Liebe alles in der Natur zum Heile der Menschen geschaffen hat und erhält und leitet, hat ein frommer Christenmensch auch das Recht dazu, alles in der Welt zu gebrauchen und sich als freien Herrn über die Naturdinge zu fühlen. Dies bedeutete für Luther schlechterdings nicht eine Berechtigung zum Aufgehen in Weltsinn und Genußsucht. Mit seinem starken Glauben betrachtete er immer die ewigen himmlischen Güter als das allein wahrhafte Ziel christlichen Trachtens. Wohl aber bedeutete für ihn die durch keine asketischen Satzungen eingeschränkte Freiheit zum Gebrauche der natürlichen Güter eine gesteigerte Möglichkeit zur Beweisung der dienenden Liebe, in der sich der rechte Glaube betätigen soll. In den natürlichen Gemeinschaften der Ehe, des Staates, des Berufslebens, in diesen Gemeinschaften, welche durch die natürlichen Triebe des Menschen und den Austausch natürlicher Güter zusammengehalten werden und die eben deshalb von den Asketen mißachtet und gemieden werden, sah Luther heilsame Ordnungen Gottes, in denen

sich die Christen frei bewegen dürfen und sollen, um in ihnen Liebe zu erweisen und Liebe zu lernen.*)

Man soll dieses in der christlichen Religion liegende Motiv zur Kulturarbeit nicht unterschätzen. Es mag zunächst so scheinen, daß als Impuls zur Kulturarbeit der natürliche Egoismus ausreiche, indem die einzelnen Menschen ihren Trieben folgend die nutzbringende Arbeit als Mittel zum gesteigerten Genießen verrichten. Allein der natürliche Egoismus führt den Menschen zur Arbeit doch nur, weil und solange sie ihm Mittel für das eigene Genießen wird. Bei dem einigermaßen gesättigten Menschen wirkt der Egoismus auch als ein Quietiv, als ein Trieb zur trägen Zurückhaltung von der Arbeit. Wo aber eine ethisch geartete Liebe, d. h. altruistische, dienstfertige, hilfsbereite Gesinnung und Tätigkeit, als eine religiös begründete Pflicht empfunden wird, wie es im Christentum von seinen Anfängen an der Fall ist, da kann dieses Gefühl der religiösen Verpflichtung ein kräftiges Motiv zur Besiegung der egoistischen Trägheit werden, ein Motiv zur nutzbringenden Arbeit, nicht nur weil und soweit sie im eigenen Interesse liegt, sondern vielmehr weil sie dem Interesse der Anderen, dem Interesse der Menschheit entspricht. Wo der christlichen Liebe nicht die Fesseln des asketischen Lebensideales angelegt werden, da muß sich das Christentum als eine kulturfördernde Macht erweisen. Es kann zwar schlechterdings nicht die Kulturarbeit im einzelnen regeln, ihr irgendwelche praktische Ziele und Methoden anweisen. Wer das von ihm erwartet, verkennt das Wesen und den Zweck des Christentums völlig. Wohl aber kann es die Gesinnung pflanzen und pflegen, die es den Menschen als ein Glück und als eine Pflicht empfinden läßt, sich überhaupt selbstlos für andere nützlich zu machen. Und diese Gesinnung muß der Kulturarbeit zugute kommen. Sie wirkt als ein innerer Antrieb zur Kulturarbeit weiter, wo andere Impulse zu derselben versagen.

Wenn die Reformatoren im Einklang mit dem ursprünglichen christlichen Evangelium das asketische Ideal aus dem Christentum beseitigt haben, so haben sie damit nicht gleich alle überlieferten Elemente des Dualismus aus der christlichen Lehre ausgeschieden. Auch sie haben weiter bewahrt die Satansvorstellung und die

*) Vgl. besonders Luthers Schriften: Von der Freiheit eines Christenmenschen. 1520, und: de votis monasticis, 1521. Dazu Confessio Augustana I art. 16; II art. 5 u. 6.

Augustinische Erbsündenlehre. Aber diese Elemente dualistischer Art und Herkunft haben eben deshalb, weil sie nicht mehr in der Forderung praktischer Askese ihre Beziehung und Stütze fanden, auch nicht dem evangelischen Christentum in besonderer Weise einen dualistischen Charakter zu geben vermocht.

Es fragt sich aber, ob nicht unabhängig von diesen Einzelvorstellungen der überlieferten christlichen Lehre und auch unabhängig von der Betonung oder der Bekämpfung der Askese doch die christliche Anschauung im ganzen einen Dualismus einschließt, der sich nicht beseitigen läßt, weil er zum Wesen des Christentums als einer theistischen Religion gehört.

Wenn man in der Gegenwart dem Christentum entgegenhält, daß es dualistisch sei, pflegt man in erster Linie oder allein dies zu meinen, daß im Christentum Gott als überweltliche Realität von der Welt unterschieden und anderseits doch auch zu ihr in Beziehung gesetzt wird. Wegen dieser Anerkennung eines transzendenten Faktors bei der Erklärung der Welt im ganzen und einzelnen komme man im Christentum nicht zu einer Einheitlichkeit der Weltanschauung. Einheitlichkeit werde nur erreicht, wenn man die Welt ganz aus sich selbst zu verstehen suche und alles einzelne Geschehen in ihr als Produkt innerweltlicher Faktoren auffasse. Eine einheitliche Anschauung der Naturwelt erreiche die moderne Naturwissenschaft, indem sie alles in der Naturwelt aus dem gegebenen Bestande der Naturkräfte und der festen Naturgesetze erkläre. Aber diese Einheitlichkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis werde durch die christliche Hineinbringung des transzendenten Faktors zerstört.

Der Vorwurf, daß das Christentum in diesem Sinne dualistisch sei, wird nicht in der Tiefe überwunden, wenn von christlicher Seite nur hervorgehoben wird, daß die Einheitlichkeit der Weltanschauung doch insofern gewahrt sei, als nach christlicher Anschauung der eine Gott die Welt im ganzen geschaffen und die regelmäßigen Gesetze ihres Fortbestandes und ihrer Entwicklung ursprünglich geordnet habe. Denn trotz der Herleitung der ganzen Welt und Weltordnung von dem einen Gott kann gelten, daß die einmal geschaffene und geordnete Welt in wesentlicher Selbständigkeit Gott gegenübersteht und ihren eigenen Gesetzen folgt. Dann ist das gegenwärtige Wirken Gottes in der Welt auf ein Zusammenwirken mit den verselbständigten Weltkräften und Weltgesetzen, auf eine Ergänzung oder

Hemmung derselben eingeschränkt. Diese Anschauung ist ein praktischer Dualismus.

Ohne Zweifel hat in der Gegenwart die religiöse Weltanschauung ungemein vieler überzeugter Christen diesen dualistischen Charakter. Der Christ der in diesem Sinne Gott und die Welt als zusammenwirkende Faktoren des Weltverlaufs betrachtet, fühlt sich ebenso zwischen zwei Mächte gestellt und von beiden beeinflußt, wie jene alten dualistischen Gnostiker. Einerseits weiß er sich in den blinden naturgesetzlichen Mechanismus der Welt hineinverflochten; anderseits hofft er auf die Hilfe und die Segnungen des in väterlicher Fürsorge waltenden Gottes. Wo diese Art des praktischen Dualismus gilt, da erwächst dann eine Spannung zwischen dem Christentum und der modernen Naturwissenschaft, welche durchaus analog ist der vorher berücksichtigten Spannung zwischen dem mittelalterlichen asketischen Christentum und dem Kulturstreben. Auf christlicher Seite mißbilligt man bei der modernen Naturwissenschaft insbesondere die axiomatische Forderung der kausalgesetzlichen Erklärbarkeit aller Naturerscheinungen, weil sie auf eine prinzipielle Ausscheidung des göttlichen Faktors aus der Welterklärung hinauskomme, und auf Seiten der modernen Naturwissenschaft widerstrebt man dem Christentum, weil es eine konsequente Anwendung der naturwissenschaftlichen Prinzipien hindere.

Aber man darf mit großer Bestimmtheit sagen, daß diese wesentlich dualistische Weltanschauung, so verbreitet sie auch auf dem Boden des Christentums sein mag, doch dem echten Geiste des Christentums nicht entspricht. Ein durch die Rücksicht auf den kausalgesetzlichen Mechanismus des Weltverlaufs beschränktes Vertrauen auf das heilsame Wirken Gottes in der Welt ist schlechterdings nicht mehr gleichartig dem unbedingten frommen Gottvertrauen, dessen Forderung ein wesentliches Element in dem Evangelium Jesu bildete. Selbstverständlich dürfen wir nicht bei dem geschichtlichen Jesus eine Auseinandersetzung dieses unbeschränkten Gottvertrauens mit der modernen Erkenntnis des großen, konsequenten, gesetzlichen Kausalnexus der Welterscheinungen erwarten. Aber wenn gegenwärtige Christen vor das Problem dieser Auseinandersetzung gestellt werden, so liegt die rechte christliche Lösung des Problems nicht darin, daß das Vertrauen auf die Macht und fürsorgende Liebe Gottes durch die Erkenntnis des naturgesetzlichen Kausalzusammenhanges eingeschränkt wird, und erst recht nicht darin, daß zur Rettung der Macht Gottes die Tatsache dieses Kausalzusammen-

hanges bestritten wird, sondern nur darin, daß dem frommen Gottvertrauen eine Erweiterung und Anwendung auf den ganzen kausalgesetzlich zusammenhängenden Weltbestand und Weltverlauf gegeben wird. Die ganze kausalgesetzlich geordnete Naturwelt, die dem Beschauer zunächst als ein in sich selbständiger blinder Mechanismus erscheint, muß von dem frommen Christen als ein unmittelbares Produkt Gottes, als ein Produkt nicht des vergangenen, sondern des gegenwärtigen, fortwährenden Wirkens Gottes betrachtet werden. Gott darf nicht neben den Naturkräften, sondern muß in ihnen wirkend gedacht werden, als die eine, Alles zusammenfassende, das Ganze zielbewußt leitende Kraft. Die Naturgesetze dürfen nicht als Schranken seines Wirkens, sondern nur als die Formen und Ordnungen seines Wirkens aufgefaßt werden. Und auf dieses gesetzmäßig geordnete Weltwirken Gottes ist das Urteil des christlichen Gottvertrauens anzuwenden, daß in ihm alles, das Große und Ganze wie das Einzelne und Kleinste, durch Gottes Güte gefügt und zweckmäßig und heilsam ist, heilsam für alle diejenigen, welche ihrerseits auf die Zwecke Gottes eingehen. Eine derartig vertrauensvolle Beurteilung der Welt mag angesichts der unsäglich vielen tatsächlichen Uebel in der Welt als eine ungeheure Paradoxie gelten. Ich behaupte nur, daß bloß dieser paradoxe Grad des vertrauensvollen religiösen Optimismus mit Bezug auf den ganzen naturgesetzlich geordneten Weltbestand und Weltverlauf dem rechten Sinne des Christentums entspricht.

Durch diesen Gedanken der Immanenz Gottes bei der kausalgesetzlich geordneten Naturwelt ist nun aber nicht ausgeschlossen der Gedanke der Transzendenz Gottes. Nach christlicher Anschauung geht Gott nicht in der Welt auf, sondern ist sein eigentliches Wesen überweltlich, d. h. nicht so räumlich anschaubar und nicht so im verstandesmäßigen Kausalnexus auffaßbar, wie alles, was zur Welt gehört, sondern eine Wirklichkeit höherer Art. Und zu diesem überweltlichen Wesen Gottes setzt das Christentum das geistige Innenleben des Menschen in eine besondere Beziehung. Es schreibt dem Menschen die Fähigkeit und Bestimmung zu, in wachsendem Grade an dem überweltlichen Wesen Gottes Anteil zu nehmen. Und es sucht das Interesse des Menschen auf diese seine überweltliche Bestimmung hinzulenken. So bleibt also doch im Christentum die Unterscheidung zwischen der Welt und dem überweltlichen Gott oder, anders ausgedrückt, zwischen der immanenten Weltwirksamkeit Gottes und dem transzendenten Wesen Gottes bestehen. Bedeutet nun

nicht eben diese Unterscheidung eine solche Zweiseitigkeit und Zwiespältigkeit Gottes und seines Wirkens, aus welcher sich für die menschliche Gesamtanschauung doch wieder nur eine Art von Dualismus ergibt?

Die Einheitlichkeit, auf die es bei einer Gesamtweltanschauung, sei es einer religiösen, sei es einer nicht religiösen, ankommt, damit sie dem Bedürfnis unseres Denkens nach einem zusammenfassenden Begreifen der gesamten Wirklichkeit entspreche und die Grundlage für eine konsequente Beurteilung der Einzelvorgänge sowie für eine charaktervolle Lebensführung abgeben könne — diese Einheitlichkeit besteht nicht darin, daß überhaupt keine wesentlichen Verschiedenheiten in der Wirklichkeit, von der wir eine Gesamtanschauung suchen, anerkannt werden. Auf die Dauer befriedigt doch nur eine solche Gesamtanschauung, welche der von uns unmittelbar erlebten Eigenart des geistigen Seins und der geistigen Prozesse im Unterschiede von den mechanischen Naturvorgängen voll Rechnung trägt. Diese Eigenart des geistigen Lebens ist anzuerkennen trotz aller psychophysischen Wechselbeziehungen und sie muß namentlich bei den höchsten geistig-ethischen Funktionen des Menschen in ihrer gewaltigen Bedeutung gewürdigt werden. Die rechte Einheitlichkeit der Gesamtanschauung wird darin bestehen, daß das in seiner wirklichen Verschiedenartigkeit Erkannte und Gewürdigte doch nicht in einer solchen Gegensätzlichkeit gegeneinander oder solchen Unabhängigkeit von einander vorgestellt wird, durch welche das unserer Erfahrung entsprechende tatsächliche Zusammenwirken und Aufeinanderwirken ausgeschlossen würde. Das Verschiedene muß in einer solchen wesentlichen Beziehung zueinander stehend erkannt werden, gemäß welcher das Eine gerade wegen seiner Verschiedenartigkeit dem Andern zur wertvollen Ergänzung gereicht.

Bei der Frage, ob die christliche Gesamtanschauung wegen ihrer Unterscheidung zwischen der Welt und dem überweltlichen Gott als Dualismus zu kennzeichnen ist oder nicht, kommt also alles darauf an, ob vom christlichen Standpunkte aus das weltliche Sein dem transzendenten göttlichen Sein im Grunde gleichgültig, fremd, hinderlich, feindlich gegenübersteht, oder ob es in einer wahrhaft dienlichen Beziehung zu ihm stehend erkannt wird. Die innere Einheitlichkeit der christlich-religiösen Gesamtanschauung ist in dem Sinne zu behaupten, daß vom christlichen Standpunkt aus die ganze Naturwelt gerade auch in ihrer besonderen Art, in der kausalgesetzlichen Regel-

mäßigkeit ihres Bestandes und Verlaufes, als ein rechtes Mittel für das transzendente göttliche Sein, nämlich als Mittel für den ethischen Zweck des in ethischer Vollkommenheit gedachten Gottes aufgefaßt wird.

Entwicklung des geistig-ethischen Lebens: das ist nach christlicher Anschauung die Aufgabe der Wesen, die mit den zur transzendenten Wirklichkeit in Beziehung stehenden Keimen des geistig-ethischen Lebens ausgestattet sind. Die ganze Naturwelt ein Mittel für diese Entwicklung. Nur wenn man diese Auffassung von der Aufgabe des Menschen und dem Zwecke der Welt in Betracht zieht, kann man jener paradoxen optimistischen Ueberzeugung der Christen, daß alles in der Welt gut und heilsam und zweckmäßig sei, einen Sinn abgewinnen. Diese Ueberzeugung kann freilich nur im ganzen intuitiv erfaßt, nicht im einzelnen als richtig demonstriert werden. Bei unzähligem Einzelnen in der Welt bleibt die von den Christen geglaubte Zweckbeziehung verborgen. Aber gerade das charakteristische Moment an der Naturwelt, daß sie sich uns Menschen als ein durchgängig nach festen Gesetzen geordneter, berechenbarer Zusammenhang von Erscheinungen darstellt, kann als dem Zwecke der Entwicklung des geistig-ethischen Lebens dienlich verstanden werden. Nur eine Welt, in der wir wegen ihrer Gesetzmäßigkeit uns denkend zurechtfinden und planmäßig wollen und handeln können, bietet die rechten Anlässe für eine geistig-ethische Entwicklung. Der Christ, der in diesem Sinne den Wert der Naturgesetzlichkeit schätzt, der hat ein religiös begründetes Verständnis für die Axiome der modernen Naturwissenschaft und Interesse für die naturwissenschaftliche Arbeit.

Selbstverständlich kann das Christentum der naturwissenschaftlichen Arbeit so wenig wie der Kulturarbeit im einzelnen Wege weisen. Aber wie es ein in christlich-ethischer Gesinnung wurzelndes Interesse an der Kulturarbeit im allgemeinen gibt, so auch ein in derselben christlich-ethischen Gesinnung wurzelndes Interesse an der Naturforschung.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Ich gehe nicht ein auf die große Frage nach dem Rechte dieser eigentümlich hohen Einschätzung des geistig-ethischen Lebens des Menschen im Christentum, nach den Gründen dieser christlichen Ueberzeugung, daß das geistig-ethische Leben des Menschen Beziehungen zum Ueberweltlichen habe und entwickeln könne. Meine Aufgabe sollte nur sein, das Verhältnis der christlichen Anschauung zum Dualismus zu be-

leuchten. Ich wollte dartun, daß die christliche Anschauungsweise zwar leicht in einen latenten Dualismus hinübergleitet und geschichtlich vielfach hinübergeglitten ist, daß sie aber ihrem eigentlichen Wesen nach nicht dualistisch ist. Wo ihr eigentliches Wesen recht erfaßt und durchgeführt wird, da ermöglicht sie es dem Menschen, die tatsächlichen großen Gegensätze der Wirklichkeit, die sonst als Aufforderungen zu dualistischer Denkweise erscheinen, unter einem einheitlichen religiös-ethischen Gesichtspunkte zusammenzufassen und zu begreifen.

# Junge Lehrer an Landschulen?

## Ein Stück Agrarfrage aus dem Gebiete der Schulpolitik.

Von

Landgerichtsdirektor Dr. v. Campe in Hildesheim,
Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

---

Die Klage, daß die Volksschule auf dem Lande zu viel junge Lehrer habe, ist allgemein — ebenso allgemein und ihr verschwistert die Klage über den steten Wechsel, über die Landflucht der Lehrer. Man durchblättere die Parlamentsberichte, man höre praktische Schulmänner oder Hausväter vom Lande — überall dieselben Urteile. — Sind sie richtig? In welchem Maße? Wie sind diese Erscheinungen zu erklären? Sind die Klagen begründet? Ist ihnen abzuhelfen? Wie? Zu diesen Fragen einige Worte:

Tatsachen, greifbare Tatsachen liegen diesen Klagen zugrunde. Zahlen beweisen es. Nach der Preußischen Statistik für das niedere Schulwesen 1906, II. A., S. 39 ff., waren in Preußen Stellen für 102 764 Lehrkräfte — abgesehen von den für Hilfslehrer — vorhanden. Davon entfallen 43 604 auf die Städte, 59 160 auf das Land. 1906 waren 2754 Lehrerstellen unbesetzt, 701 in den Städten, 2053 auf dem Lande. Rechnet man diese Zahlen, sowie die Anzahl der Stellen für Lehrerinnen, deren wir 1906 insgesamt 17 784, und zwar 11 860 in den Städten, 5924 auf dem Lande hatten, von der Gesamtzahl ab, so verbleiben 82 226 Lehrer, von denen 31 033 auf die Städte, 51 193 auf das Land entfallen.

Die Verteilung der verschiedenen Altersklassen der Lehrer auf Stadt und Land erhellt aus der folgenden von mir errechneten und in der Lehrerbesoldungskommission als Ausgangspunkt für einen Antrag auf Abstellung der hier behandelten Klagen genommenen Tabelle. Die Zahlen zu I sind der Statistik II. A., S. 214, entnommen; die Statistik gibt die Zahl der Landlehrer auf 51 183 an; nach meiner Berechnung beträgt sie 51 193.

5*

| | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | 10 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Im Lebensalter von | | | | | | | | | |
| | | unter 20 Jahren | 20—23 Jahren | 24 Jahren | 25 u 26 Jahren | 27 29 Jahren | 30—32 Jahren | 33 u. 34 Jahren | 35 Jahren | 36—38 Jahren | 39 Jahren |
| | A. In den Städten | | | | | | | | | | |
| I. | sind vorhanden Lehrer . . . . . . . | 12 | 785 | 437 | 1624 | 3765 | 3837 | 2187 | 935 | 2660 | 852 |
| | | zusammen 1234 | | | | | | | | | |
| II. | Da im Jahre 1906 in den Städten 31 033, auf dem Lande 51 193 Lehrer verhanden waren, so müßten, in großem Durchschnitt gerechnet, die verschiedenen Lebensalter im Verhältnis von 3:5, also zu 3/8 in den Städten, zu 5/8 auf dem Lande vertreten sein. Danach müßten angestellt sein . . . | 58 | 3698 | 1101 | 2136 | 3247 | 3031 | 1725 | 749 | 2116 | 710 |
| III. | Es sind mithin zu viel (+), zu wenig (—) angestellt . . . . . . . . . . | — 46 | —2913 | — 664 | — 512 | — 518 | + 806 | + 462 | + 186 | + 5 4 | + 142 |
| | zusammen . | — 4135 | | | | | | | | | |
| IV. | das macht in % . . . . . . . . . | — 79,3 | — 78,7 | - 60,3 | — 23,9 | + 15,9 | + 26,6 | + 26,8 | + 24,8 | + 25,7 | + 20,0 |
| | B. Auf dem Lande | | | | | | | | | | |
| I. | sind verhanden Lehrer . . . . . . . | 142 | 9077 | 2500 | 4073 | 4893 | 4247 | 2413 | 1064 | 2982 | 1042 |
| | | zusammen 11 719 | | | | | | | | | |
| II. | Es müßten nach dem zu A II berechneten Verhältnis 3:5 auf dem Lande angestellt sein . . . . . . . . | 96 | 6164 | 1836 | 3561 | 5411 | 5053 | 2875 | 1250 | 3526 | 1184 |
| III. | Es sind mithin zu viel (+), zu wenig (—) angestellt . . . . . . . . . . | + 46 | +2913 | + 664 | + 512 | — 518 | — 806 | - 462 | - 186 | — 544 | — 142 |
| | zusammen . | + 4135 | | | | | | | | | |
| IV. | das macht in % . . . . . . . . . | + 47,9 | + 47,2 | + 36,1 | + 14,3 | — 9,5 | — 15,9 | — 16,1 | — 14,8 | — 15,4 | — 12,0 |

| | | 11 | 12 | 13 | 14 | 15 | 16 | 17 | 18 | 19 | 20 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Im Lebensalter von | | | | | | | | | |
| | | 40 u. 41 Jahren | 42—44 Jahren | 45—47 Jahren | 48 u. 49 Jahren | 50 Jahren | 51—54 Jahren | 55—59 Jahren | 60—64 Jahren | 65—69 Jahren | 70 Jahr. u. darüb. |
| | **A. In den Städten** | | | | | | | | | | |
| I. | sind vorhanden Lehrer . . . . . . . | 2044 | 3207 | 2102 | 1143 | 592 | 1841 | 1525 | 1066 | 356 | 63 |
| II. | Da im Jahre 1906 in den Städten 31 033, auf dem Lande 51 193 Lehrer vorhanden waren, so müßten, im großen Durchschnitt gerechn t, die verschiedenen Lebensalter im Verhältnis von 3:5, also zu 3/8 in den Städten, zu 5/8 auf dem Lande vertreten sein. Danach müßten angestellt sein . . . | 1641 | 2701 | 2004 | 1059 | 518 | 1633 | 1335 | 969 | 337 | 61 |
| III. | Es sind mithin zu viel (+), zu wenig (—) angestellt . . . . . . . . . . . | + 403 | + 506 | + 98 | + 84 | + 74 | + 208 | + 190 | + 97 | + 19 | + 2 |
| IV. | das macht in % . . . . . . . . . | + 24,5 | + 18,7 | + 4,9 | + 7,9 | + 14,2 | + 12,8 | + 14,2 | + 10,0 | + 5,6 | + 3,2 |
| | **B. Auf dem Lande** | | | | | | | | | | |
| I. | sind vorhanden Lehrer . . . . . . | 2331 | 3992 | 3241 | 1682 | 790 | 2515 | 2036 | 1519 | 543 | 101 |
| II. | Es müßten nach dem zu A II berechneten Verhältnis 3:5 auf dem Lande angestellt sein . . . . . . . | 2734 | 4498 | 3339 | 1766 | 864 | 2723 | 2226 | 1616 | 562 | 103 |
| III. | Es sind mithin zu viel (+), zu wenig (—) angestellt . . . . . . . . . . . | — 403 | — 506 | — 98 | — 84 | — 74 | — 208 | — 190 | — 97 | — 19 | — 2 |
| IV. | das macht in % . . . . . . . . . | — 14,4 | — 11,2 | — 2,9 | - 4,8 | — 8,4 | — 7,2 | — 8,5 | 6,0 | — 3,4 | — 2,0 |

Eine ähnliche Berechnung für die Lehrerinnen ergibt folgende Zahlen. Tatsächlich angestellt waren 1908 in den Städten 11 638, auf dem Lande 5818, so daß jede Altersklasse, nach dem Durchschnitt berechnet, genau zu $^2/_3$ in den Städten, zu $^1/_3$ auf dem Lande hätte vertreten sein müssen. Tatsächlich waren — ich fasse die Jahrgänge hier zusammen — Lehrerinnen angestellt:

| | In einem Lebensalter | | |
|---|---|---|---|
| | bis zu 24 Jahren | von 25—44 Jahren | von mehr als 44 Jahren |
| In den Städten | 1388 | 7740 | 2510 |
| Auf dem Lande | 1832 | 3035 | 951 |
| Zusammen | 3220 | 10775 | 3461 |
| Nach dem Verhältnis $^2/_3$ zu $^1/_3$ müßten vorhanden gewesen sein a. in den Städten | 2146 | 7183 | 2308 |
| b) auf dem Lande | 1074 | 3592 | 1153 |
| Mithin waren zu viel (+), zu wenig (—) angestellt absolut a) in den Städten | — 758 | + 557 | + 202 |
| absolut b) auf dem Lande | + 758 | — 557 | — 202 |
| in Prozenten a) in den Städten | ca. — 35 % | ca. + 7,5 % | ca. + 9 % |
| in Prozenten b) auf dem Lande | ca. + 70 % | ca. — 15 % | ca. — 18 % |

Das ist im wesentlichen dasselbe Bild, welches die Tabelle für die Lehrer zeigt.

Das Land hat rund 750 junge Lehrerinnen mehr, als bei einer durchschnittlichen Verteilung der verschiedenen Jahrgänge auf Stadt und Land dem Lande zukommen würden.

An Lehrern und Lehrerinnen bis zum 24. Lebensjahre waren demnach insgesamt angestellt auf dem Lande 12 551, in den Städten 2622.

Stellt man nicht ausschließlich auf das Lebensalter der Lehrkräfte ab, berücksichtigt man vielmehr daneben noch die endgültige

Anstellung, so waren 1906 an einstweilig angestellten oder auftragsweise beschäftigten oder noch nicht 4 Jahre im öffentlichen Schuldienste stehenden Lehrkräften auf dem Lande 13 834, in den Städten 2533 Lehrkräfte vorhanden.*)

Hieraus erhellt: Auf dem Lande steht fast jeder vierte Lehrer und fast jede dritte Lehrerin in einem Lebensalter von unter 25 Jahren; auf dem Lande ist fast genau jede vierte Lehrkraft nur einstweilig oder auftragsweise angestellt oder noch nicht vier Jahre im öffentlichen Schuldienste, während nach dem Durchschnitt für Stadt und Land etwa jeder sechste oder siebente Lehrer einer dieser Kategorien angehören müßte. —

In den Städten dagegen gehört tatsächlich nur jeder sechzehnte Lehrer einer dieser Kategorien an. — In absoluten Zahlen ausgedrückt, hat das Land an jungen Lehrern 4135, an jungen Lehrerinnen 760 zu viel, so daß insgesamt etwa 4900 junge Lehrkräfte auf dem Lande mehr angestellt sind, als nach dem Zahlenverhältnis geboten wäre.

Und ähnliche Verhältnisse gelten für die Jahre vorher, wie die Statistik für 1901 (vgl. Stat. für 1906 II. A. S. 38/43) beweist. Daraus erhellt, wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, ohne weiteres, daß, aber auch, in welch gewaltigem Umfange der Strom der jungen Lehrer zunächst sich über das Land und von da in raschem Zuge in die Stadt ergießt.

Wenn mit dem Andrang junger Lehrer nach dem Lande Nachteile verbunden sind, so gilt es zunächst, diese 4900 Lehrer von dem Lande fortzubringen. Ja, wenn die Jugend der Lehrer in städtischen Schulsystemen eher zu tragen sein sollte, so wird es darüber hinaus Aufgabe der Schulpolitik sein müssen, noch mehr jugendliche Lehrkräfte in die Städte zu schieben und dafür ältere an das Land abzugeben. Doch zunächst: Wie kommt es, daß gerade die jungen Lehrkräfte nach dem Lande gedrängt, oder vielleicht richtiger: wie kommt es, daß sie in die Städte nicht genügend hineingelassen werden? — Zwei Gründe werden zumeist angeführt:

*) Diese Zahlen differieren von den in der Statistik II. A. S. 41 und 43, Spalte 28 und 29, angegebenen um etwas, weil die Statistik die Zahl der Lehrkräfte bzw. Stellen angibt. Meine Zahlen geben nur die Lehrkräfte wieder. Ich habe die zurzeit nicht besetzten, aber zuletzt mit einstweilig Angestellten besetzt gewesenen Stellen in Abzug gebracht; s. Spalten 25, 26, 27 das.

Lehrermangel und geringere Besoldung der Landlehrer. Beide Gründe haben gewirkt und mußten wirken; eine ausreichende Erklärung geben sie nicht.

Der Lehrermangel war in den 1870er Jahren am größten. Nach einer in der Budgetkommission seitens der Regierung gegebenen Uebersicht stellt er sich so dar:

| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Jahr | Zahl der vorhandenen Lehrer- und Lehrerinnenstellen | Davon unbesetzte Stellen | % | Von den Stellen Sp. 3 durch (ungeprüfte Lehrkräfte) Präparanden verwaltet | Von den Stellen Sp. 3 durch geprüfte Lehrerinnen verwaltet | Tatsächlich unbesetzte Stellen |
| 1871 | 51 327 | 2909 | 6 | nicht bekannt | — | — |
| 1873 | 52 046 | 3616 | 7 | " | — | — |
| 1877 | 56 680 | 4581 | 8 | 1942 | — | 2639 |
| 1879 | 58 841 | 3510 | 6 | nicht bekannt | — | — |
| 1881 | 61 134 | 2526 | 4 | " | — | — |
| 1886 | 64 750 | 467 | 0,7 | — | — | 467 |
| 1891 | 71 731 | 1020 | 1,5 | — | — | 1020 |
| 1896 | 79 431 | 536 | 0,65 | — | — | 536 |
| 1901 | 90 208 | 1862 | 2 | — | — | 1862 |
| 1906 | 102 764 | 3077 | 3 | — | 1123 | 1954 |
| 2. 10. 08 | 108 761 | 2646 | 2,4 | — | 1301 | 1345 |

Es wäre nicht uninteressant, festzustellen, ob in der Zeit von 1871 bis 1886, wo der Lehrermangel am größten war, auch verhältnismäßig die meisten jungen Lehrer auf dem Lande waren, und ob entsprechend dem Sinken des Lehrermangels in dem Jahrzehnt 1886/1896 die Verteilung der jungen Lehrer auf Stadt und Land eine annähernd gleichmäßige war. Ich kann das für den Augenblick im einzelnen nicht nachprüfen, zweifle aber, daß es so war. Die Bedeutung des Lehrermangels für die Frage der Landflucht wird überschätzt. Sie ist von Bedeutung fast nur im Zusammenhange mit anderen Momenten.

Gesetzt den Fall, für jede Lehrerstelle sei ein Anwärter vorhanden, so würde sich, da und soweit die einzelnen Stellen nicht gleichwertig, nicht gleich begehrenswert sind, sofort das Gesetz von Angebot und Nachfrage zugunsten der besseren Stellen geltend machen: für diese würde ein reiches Angebot vorliegen; — die schlechteren

Stellen würden kaum eine genügende Auswahl haben; für sie würden in erster Linie die jüngeren, unerfahrenen Lehrer neben den *weniger* tüchtigen in Betracht kommen. Also: auch bei Lehrerüber-*fluß oder* bei einem Gleichgewicht von Deckung und Bedürfnis werden die jungen Lehrer in die schlechteren Stellen gedrängt — auf das Land nur unter der Voraussetzung, daß die Landstellen die weniger begehrenswerten sind. Diese Tatsache, nicht der Lehrermangel drängt die jungen Lehrer aufs Land.

Umgekehrt: Ich setze den Fall, alle Stellen seien absolut gleich begehrenswert, und es herrsche Lehrermangel, so wird der Nachwuchs an jüngeren Lehrern überall da ankommen, wo gerade eine Vakanz eingetreten ist — sie werden also über Stadt und Land, je nach den Vakanzen, annähernd gleich verteilt sein; denn die älteren Lehrer hätten ja bei absoluter Gleichwertigkeit aller Stellen keinen Anlaß, sich versetzen zu lassen. — Wiederum derselbe Schluß: der Lehrermangel als solcher, der Lehrermangel allein treibt die jungen Lehrer nicht aufs Land.

Aber dennoch liegt für die Praxis des Lebens ein Stückchen Wahrheit in dem Gedanken: Zunächst ist der Fall, daß alle Stellen absolut gleich begehrenswert sein könnten bei der Vielgestaltigkeit der individuellen Wünsche, bei der Lokalfärbung der einzelnen Stellen auszuschalten. Wird es also immer Stellen geben, die eine relativ größere, andere, die eine geringere Zahl von Bewerbern anziehen, so leuchtet ein, daß das Gesetz von Angebot und Nachfrage sich weit energischer geltend machen muß, wenn und soweit Lehrermangel herrscht, als wenn dies nicht der Fall ist; denn in dem ersten Falle haben auch jüngere Lehrer schon Aussicht, in bessere Stellen zu kommen, und für die schlechteren Stellen bleiben nur die allerjüngsten, unerfahrensten Lehrer — oder bei völlig freier Wahl gar keine übrig; ältere Lehrer auf schlechten Stellen haben günstigere Gelegenheit, in eine bessere Stelle zu kommen, als wenn die Konkurrenz um diese Stellen bei Lehrerüberfluß eine größere ist. Tüchtigere Lehrkräfte werden relativ rasch in die besten Stellen kommen — um so rascher, je größer der Lehrermangel überhaupt ist. Also: Wenn auch der Lehrermangel für sich allein nicht die Bedeutung hat, die man ihm für diese Frage im allgemeinen zuschreibt, so wirkt er doch, da und soweit nicht alle Stellen gleich begehrenswert sind, potenzierend. Darüber hinaus kann dem Lehrermangel nur insofern Bedeutung beigemessen werden, als er die Schulverwaltung zwingt, junge Lehrer, die ihr noch zur Verfügung stehen, auf das

Land zu schicken, weil andernfalls eine Beschulung nicht möglich wäre; in städtischen, in mehrklassigen Systemen ist eine Aushilfe durch Zusammenlegung mehrerer Klassen, durch Vertretung leichter möglich.

Ist demnach auch nicht anzunehmen, daß der Ueberschwemmung des Landes mit jungen Lehrern, daß dem steten Wechsel der Landlehrer ganz beizukommen ist, so werden doch mit Beseitigung des Lehrermangels diese Erscheinungen nicht mehr in dem bisherigen Umfange sich zeigen.

Für die nächsten Jahre ist an eine völlige Beseitigung des Lehrermangels noch nicht zu denken. Immerhin ist die Zahl der Präparanden seit 1902 von 13 808 auf 20 808, die der Seminaristen von 12 199 auf 17 522 gestiegen*); und während im Jahre 1900 2 013 716 Schüler in überfüllten Klassen, d. h. bei einklassigen Schulen mit mehr als 80, bei mehrklassigen mit mehr als 70 Schülern, unterrichtet wurden, sank diese Zahl 1908 trotz der erheblichen Zunahme der Zahl der Volksschüler auf 1 618 771.**) Ist demnach auch eine Besserung festzustellen, so ist doch das Manko noch so groß, daß, zumal mit Rücksicht auf die stetige und erhebliche Bevölkerungszunahme, welche an sich schon eine jährliche Vermehrung der Lehrstellen um etwa 1600 erfordert, an eine völlige und dauernde Beseitigung des Lehrermangels in absehbarer Zeit um so weniger zu denken ist, als z. B. in Preußen auf etwa 63 Schüler eine Lehrkraft entfällt, eine Verhältniszahl, die Preußen an die 17. Stelle der deutschen Bundesstaaten rückt und die, wie auch die Unterrichtsverwaltung anerkannt hat, auf etwa 50 herabgedrückt werden sollte. Hat man dieses Ziel vor Augen, so werden wir tatsächlich für länger noch mit einem empfindlichen Lehrermangel zu rechnen haben, wiewohl das neue Lehrerbesoldungsgesetz, das jedem Lehrer eine durchschnittliche Gehaltserhöhung von ca. 500 M.

---

*) s. Bericht über die 25. Sitzung der Budgetkommission des Abg.-Hauses vom 24. III. 1909, S. 13.

**) Ich entnehme diese Zahlen dem soeben zitierten Berichte, S. 15. Die Staatsregierung selbst hat diese Schülerzahlen angegeben. Nach der amtl. Statistik 1906 II. A. S. 74, Spalte 8 und 12 wurden in mit durchschnittlich mehr als 80 beziehungsweise 70 Schulkindern besetzten Klassen 1906 518 036, 1901 dagegen 764 510 Kinder unterrichtet. Ich kann diese Differenz nicht aufklären; — auch durch die Durchschnittsberechnung der Statistik findet sie wohl keine ausreichende Erklärung. Für den obigen Gedankengang ist sie belanglos: er trifft, wenn auch entsprechend eingeschränkt, auch für den Fall zu, daß die Zahlen der Regierung geringer zu greifen sein würden.

manchem eine Aufbesserung bis 1000 M. und mehr bringt, den Zudrang zur Lehrerlaufbahn wesentlich erhöhen wird. —

Um so mehr Anlaß, dem zweiten Grunde, den *Gehaltsverhältnissen,* nachzugehen! — Wenn bis dahin — abgesehen von Rektoren, Hauptlehrern, Lehrern mit Kirchenamt, technischen Lehrern und Lehrerinnen — bei einer Gesamtzahl von 38074 Landlehrern 5097 nur ein Grundgehalt bis 900 und 37473 ein Grundgehalt bis 1350 M. hatten, wenn also nur 601 Landlehrer über ein Grundgehalt von 1350 M. hinauskamen, während von 26696 städtischen Lehrern nur 11 auf ein Grundgehalt von 900 M. angewiesen waren, 18233 unter 1350 M. blieben, 8463 aber über 1350 M. hinauskamen (s. Stat. II A. S. 170/1.), wenn ähnliche Verhältnisse für die Lehrerinnen bestanden, wenn ferner die durchschnittliche Alterszulage in den Städten 188 M. für die Lehrer und 128 M. für die Lehrerinnen, auf dem Lande aber 135 und 106 M. bis dahin betrug (Stat. II. A. S. 206), so ist es nur natürlich, daß ein steter Abstrom von dem Lande zur Stadt stattfand. Es ist das nur natürlich, auch wenn die Bedeutung dieser Zahlen durch zwei Momente nicht unwesentlich herabgesetzt wird: Einmal sind in den Städten nur 1599, auf dem Lande aber 11078 Küsterlehrerstellen; es haben also eine verhältnismäßig große Zahl von Landlehrern aus dem Küsterdienste Nebeneinnahmen. Und sodann sind auf dem Lande viele Stellen mit Landnutzung versehen; — und diese Landnutzung ist vielfach unter Wert veranschlagt. Die pekuniären Verhältnisse der Lehrer auf dem Lande sind also bis dahin nicht so ungünstig gewesen, als nach den nackten Zahlen erscheint. — Für die Zukunft, mit dem In-Kraft-treten des neuen Lehrerbesoldungsgesetzes, wird diese Quelle der Landflucht fast ganz verstopft sein; — das Gesetz schafft ja gleiche Normalgehälter für Stadt und Land. Freilich die Ortszulagen werden noch manchen Lehrer in die Stadt locken. Immerhin aber ist die Zahl der Lehrkräfte, die demnächst Ortszulagen erhalten können — schätzungsweise etwa 16000 —, bei weitem geringer, als die Zahl derjenigen Stadtlehrer, deren Gehalt sich bisher über das des größten Teiles der Landlehrer erhob, und die Gehaltsdifferenz wird verhältnismäßig geringer sein als bisher. Nur wenige Orte dürfen die vollen 900 M. gewähren. Und bis an die Grenze des Zulässigen zu gehen, scheint nach dem, was bis dahin aus Stadtverwaltungen verlautet, nicht allzu viel Neigung zu sein. So wird es in Zukunft weit weniger oft vorkommen, daß um höherer Besoldung willen Stadtstellen begehrenswerter sind als

Landstellen; — ja die Zulage für erste und alleinstehende Lehrer wird manchen Lehrer auf dem Lande halten, der sonst vielleicht in die Stadt gezogen sein würde.*)

Aber dennoch: mit dem gleichen oder annähernd gleichen Gehalt wird die Landflucht, wird die Abwanderung in die Stadt nicht völlig aufhören. *Die Abwanderung ist auch durch die Gehaltsverhältnisse nicht ausreichend erklärt. Sie ist ein allgemeines Symptom.* Auch in anderen Ständen — man denke an Amtsrichter, Landräte, die große Zahl von Unter- und mittleren Beamten aus den verschiedensten Dienstzweigen — wird darüber geklagt. Es ist der Zug der Zeit, der sich auch hier geltend macht. In den 20 Jahren von 1885 bis 1905 vermehrte sich die städtische Bevölkerung Preußens von 10,5 auf 16,8 Millionen, also um 60%, die ländliche von 17,7 auf 20,4, also um ca. 16%. Diese Erscheinung hat selbstverständlich ganz allgemeine und verschiedene Ursachen: Die weit günstigeren Erwerbsverhältnisse und Verkehrsbedingungen, insbesondere Eisenbahnverbindungen, Gelegenheit zu Fortbildung, besser ausgestattete Schulen, überhaupt günstigere Erziehungs- und Unterrichtsmöglichkeit, Geselligkeit, kollegialer Verkehr, Vergnügungen aller Art u. a. m. haben eine ganz allgemeine Erscheinung gezeitigt, — *den Zug in die Stadt. Die Landflucht der Lehrer ist nichts als ein Symptom eben dieser Bewegung, des allgemeinen Zuges vom Lande in die Stadt.* Im letzten Grunde wird der Landflucht der Lehrer also nicht anders beizukommen sein, als indem man diese Bewegung eindämmt. Das ist eine allgemeinpolitische Aufgabe ersten Ranges, die ich in ihrer allgemeinen Bedeutung hier nicht erörtern kann. Aber niemand wird glauben, daß der Strom der Zeit von heute auf morgen zurückzudämmen ist. Gerade aus diesem Grunde und wegen der ungeheuren Wichtigkeit der hier liegenden Aufgaben — ängstliche Gemüter sehen schon den Ersatz unseres Heeres bedroht, das sich weit mehr vom Lande als aus der Stadt rekrutiert ist es Aufgabe einer verständigen Politik,

*) Eine große Rolle spielt hier auch die Wohnungsfrage. Solange die Gemeinden auf dem Lande nicht für ausreichende Wohnungen sorgen, werden sie in der Konkurrenz mit den Städten immer nachstehen — trotz der gleichen Gehälter. — Und so lange die Schulaufsichtsbehörde die m. E. sicher *irrige* Auffassung (so noch wieder in den neuen Ausf. Best. z. Lehr.-Besold.-Ges. v. 26. 5. 1909 zu Nr. 8) festhält, daß ein Lehrer, dem nur eine Wohnung für Unverheiratete überwiesen ist, im Falle der Verheiratung keinen Anspruch auf eine Familienwohnung hat, steigert sie diese Mißstände.

an jedem Punkte einzusetzen, von dem aus diesen Erscheinungen beizukommen ist — auch auf dem Gebiete der Schulpolitik.

Aber zeitigt diese Bewegung hier wirklich Schäden? Man sollte die Frage gar nicht erst aufwerfen: Wir haben 505 einstellige Schulen mit mehr als 120 Schülern, ja bis 233 Schüler!*) Und wir haben weiter 74 Schulen, in denen durchschnittlich mehr als 100, ja bis 173 Schüler**) in einer Klasse unterrichtet werden. Acht Jahrgänge in einer Klasse zu unterrichten, ist an sich schon eine Aufgabe; ist die Klasse mit 100, ja mit 173 Schülern besetzt, so ist die Aufgabe überhaupt nicht zu bewältigen. Und wie soll ein Lehrer 233 Kinder, wenn auch in 2 Klassen unterrichten können! Gerade für diese oft in den ärmsten Gegenden gelegenen Schulen, gerade für diese auch sonst nicht begehrenswerten Stellen ist die Schulverwaltung auf junge und jüngste Lehrer angewiesen, die noch jeder praktischen Erfahrung entbehren. Kann es Unsinnigeres geben? Ein Meister, ein wirklicher Schulmeister gehörte dorthin, und einen Lehrling betraut man mit der Aufgabe. Und das gilt nicht für diese 505 Schulen allein — nein Aehnliches trifft, wenn auch abgemindert, für Tausende, ja Zehntausend und mehr Stellen zu.

Die Schulverwaltung erkennt diesen Mißstand an. Nach Nr. 4 der Ausführungsbestimmungen zu dem alten Lehrerbesoldungsgesetz vom 30. 3. 1897 sollen „jüngere, insbesondere einstweilig angestellte Lehrer zweckmäßig durchweg an mehrklassigen Schulen Verwendung finden, wo sie an dem Ersten Lehrer einen Leiter und Ratgeber haben“ — eine verständige Bestimmung. Aber sie hat ihr Dasein nur auf dem Papier, wie jeder Erfahrene weiß, und wie meine Zahlen näher darlegen.

Warum steht sie nur auf dem Papier? Mir ist einmal aus einem Seminar, in dem die Qualifikationsliste in die Hände der Seminaristen fiel, erzählt, daß die Seminarleitung gerade immer die schwächeren Schüler als tauglich für das Land, die besseren als tauglich für die Stadt bezeichnet hatte. — Mit solcher Auffassung ist der Landschule und ihrem Bedürfnis nicht gerecht zu werden. Doch bin ich weit entfernt, diese Tatsache zu verallgemeinern oder

---

*) Das ist der Ort Niewich, Kreis Samter, s. dazu Statist. 1906 II. A., S. 240 ff.
**) Das ist der Ort Sladheim, Kreis Schroda s. dazu Statist. 1906 III. S. 582.

auch nur anzunehmen, daß diese Auffassung an maßgebender oder auch nur höherer Stelle geteilt werde. Ich wiederhole: warum blieb die Nr. 4 auf dem Papier?, warum schickt man nach wie vor gerade die jungen Lehrer aufs Land? —

Die Schulverwaltung sagt: Ich habe keine älteren Lehrer für das Land, mir stehen nur die jungen zur Verfügung. Schickte ich sie nicht aufs Land, so würde die Beschulung vielfach überhaupt ruhen. Ich erwidere: Die Schulverwaltung ist jetzt schon in der Lage, einen größeren Teil der jungen Lehrer in die Stadt, in mehrklassige Systeme zu schicken. In dem Umfange, in dem sie dies tut, werden ältere Lehrer frei für das Land. Sie soll von dieser Möglichkeit Gebrauch machen. Soweit ihre Befugnisse nicht ausreichen — und sie reichen nicht voll aus —, soll sie die Hand bieten zu gesetzlichen Bestimmungen, die ihr diese Macht geben. Dann sind diese Schäden voll abstellbar.

Diese Gedanken lagen einem Antrage zugrunde, den ich in der Lehrerbesoldungskommission gestellt habe, er lautete:

„In jedem Schulsystem mit 7 oder mehr Stellen ist auf je 7—11 Stellen eine, auf je 7 weitere noch eine Stelle mit einer nicht ständig angestellten Lehrkraft zu besetzen." Um den Bedenken, die in der ersten Lesung gegen diesen Antrag seitens der Regierung und von Abgeordneten, wider Erwarten gerade von konservativen, geltend gemacht wurden, Rechnung zu tragen, änderte ich den Antrag in zweiter Lesung dahin: „An Schulsystemen mit 4 oder mehr Stellen sind auf Verlangen der Schulaufsichtsbehörde für freiwerdende Stellen einstweilig angestellte Lehrer zu verwenden dergestalt, daß bei Schulsystemen von 4—6 Stellen nicht mehr als eine Stelle, bei Systemen von 7—12 Stellen nicht mehr als zwei Stellen, und bei mehrstelligen Systemen nicht mehr als der sechste Teil der Stellen mit einem einstweilig angestellten Lehrer zu besetzen ist."

Keiner der Anträge war durchzusetzen; sie unterscheiden sich, abgesehen von dem Zahlenverhältnis, wie man sieht, im wesentlichen dadurch, daß der erste einen gesetzlichen Zwang zur Besetzung mit jüngeren Lehrern einführen, der zweite diese Besetzung von dem Ermessen der Schulaufsichtsbehörde abhängig machen will.

Ich gebe Einzelheiten dieser Anträge gern preis, den wesentlichen Inhalt halte ich auch heute noch für so wahr und zwingend,

daß er, wie ich nicht bezweifle, sich noch einmal gesetzgeberisch durchsetzen wird.

Ich habe gezeigt, daß auf dem Lande ca. 13 000 Lehrer unter 25 Jahren beschäftigt sind — ca. 5000 mehr, als dem Durchschnitt entspricht. Wir hatten 1906 in Preußen (Statistik III, S. 175) 39 213 Lehrkräfte an 8- und mehrstelligen Schulen, 4655 an 7-stelligen, 3936 an 6-stelligen, 3505 an 5-stelligen, 4992 an 4-stelligen, mithin 56 301 Lehrkräfte an 4- oder mehrstelligen Systemen. Bringen wir in jede 4. Stelle dieser Schulen einen jüngeren Lehrer, so sind alle jungen Lehrer untergebracht, ja selbst wenn man nur die 7- und mehrstelligen Systeme heranzieht und nur auf je 7 Stellen eine mit einem jungen Lehrer besetzt, so würden damit immer schon mindestens 6—7000 jüngere Lehrer vom Lande ferngehalten und in die Stadt abgedrängt oder doch in größere ländliche Orte gebracht sein. Aber wird damit die Lehrernot auf dem Lande nicht nur noch größer? Nein; denn die Stellen in den Städten werden ja bis dahin mit älteren Lehrern besetzt. Bleiben diese Stellen für jüngere Lehrer frei, so werden ebensoviele ältere Lehrer für Landstellen disponibel und nach dem Lande hin abgeschoben oder, da sie in der Stadt nicht ankommen können, auf dem Lande gehalten. Schafft man hier ein Ventil, drängt man die jungen Lehrer in die Stadt, so wird nicht nur der Zufluß der jungen Lehrer auf das Land gehemmt, sondern es wird zugleich auch der Landflucht und dem zu raschen Wechsel der Lehrer vorgebeugt; — ältere Lehrer werden damit nach dem Lande gedrängt und dort gehalten.

Die Durchführung dieser Maßregel wird freilich, solange der Lehrermangel anhält, nicht zu rigoros sein dürfen, da auf der andern Seite die Schäden, die entstehen würden, wenn die Regierung für Vakanzen auf dem Lande gar keinen jungen Lehrer zur Verfügung haben würde, nicht übersehen werden dürfen. Aber mit dieser Einschränkung scheint mir die Behauptung, daß ältere Lehrer zur Durchführung dieses Gedankens bei dem Lehrermangel überhaupt nicht zur Verfügung ständen, unhaltbar und widerlegt; der Gedanke bedingt ja nur eine Verschiebung der Lehrerjahrgänge, eine Verschiebung zugunsten der Besetzung der Landstellen mit älteren Jahrgängen.

Aber ist der Gedanke durchführbar, durchführbar vielleicht gar ohne Gesetzesänderung? Seine volle Durchführung erfordert eine Beschränkung des gesetzlichen Wahlrechts der großen Orte.

Aber diese Beschränkung scheint mir unwesentlich, jedenfalls nicht so wesentlich, daß die Bedenken durch die ganz erheblichen Vorteile nicht mehr als wettgemacht würden. Wir müssen uns nur daran gewöhnen, diese wie so manche andere Frage der praktischen Schulpolitik nicht vom Standpunkte eines Einzelinteresses, hier dieser oder jener Gemeinde, dort dieses oder jenes Lehrers, sondern von dem der Schule, der Erziehung, des Unterrichts zu betrachten, — was zwar selbstverständlich ist, aber doch öfter vergessen wird, als man zugibt. Eine teilweise Durchführung ist schon jetzt möglich: Nach § 59 des Volksschulunterhaltungsgesetzes haben Gemeinden mit 25 oder mehr Stellen das Wahlrecht bei der Anstellung der Lehrer; andere Gemeinden haben aus drei von der Schulaufsichtsbehörde benannten Anwärtern zu wählen. Demnach ist die Schulaufsichtsbehörde schon jetzt gesetzlich in der Lage, je nach ihrem Ermessen in jede 4., 5., 6. usw. Stelle mehrklassiger Systeme in Orten mit weniger als 26 Stellen einen jüngeren Lehrer zu bringen, wenn sie nur will. Die Zahl dieser Stellen an Orten mit 4—25 Stellen schätze ich auf etwa 37 000. Die Regierung kann demnach schon bei der jetzigen Gesetzeslage 5, 6, ja 9000 junge Lehrer in mehrklassige Systeme bringen. Insofern ist es unrichtig, wenn sie den Gedanken bei dem jetzigen Stande der Gesetzgebung für nicht durchführbar erklärt und auf die Durchführung der Nr. 4 der Ausf.-Bestimmungen nicht drängt. — Wenn die Schulaufsichtsbehörde im gegebenen Falle lediglich junge Lehrer zur Wahl stellt, so werden damit nach und nach junge Lehrer in diese Systeme gedrängt und eine entsprechende Zahl älterer Lehrer für das Land frei. Die Regierung ist da noch nicht einmal an eine Zahl gebunden; sie würde sogar mehr als den 4. oder 7. Teil der Stellen so mit jungen Lehrern besetzen lassen können, was sich aber selbstverständlich nicht empfiehlt.

Die größeren Orte freilich können nicht ohne Gesetzesänderung gezwungen werden, junge Lehrer einzustellen. Sie nehmen selten junge Lehrer, prinzipiell nicht, oder doch tatsächlich nicht; viele Orte vor allem nicht vor der zweiten Prüfung. Das ist der Gemeinde von ihrem Interesse aus nicht zu verdenken. Kann sie erfahrene Lehrkräfte bekommen, wird sie sie nehmen. Anders, wenn man die Sache vom Standpunkte des Gesamtschulinteresses aus ansieht. Da ist es ein Unding, daß der Staat dies zuläßt. Gewiß, ein Eingriff hier bedeutet einen Eingriff an einem empfindlichen Punkte der ohnehin schon stark beschränkten und beunruhigten

Selbstverwaltung. Es ist also abzuwägen. Aber ich erkläre unbedenklich, daß ein schonender Eingriff in die Selbstverwaltung hier *weniger* schlimm ist, als der Schaden, den 10000 noch so gewissenhafte, aber völlig unerfahrene Lehrer in Einzelstellungen anrichten können.

In anderen Berufen bringt man doch nicht Zwanzigjährige in wichtige, selbständige Stellungen. Warum hier? Ist die Erziehung so wenig wichtig? — Dazu bietet die Unterbringung in einem größeren System erhebliche Vorteile. Der junge Lehrer lernt von seinem Kollegen; er kann sich Rats holen in all den kleinen Fragen, in denen nur die praktische Erfahrung Antwort und Anleitung zu geben weiß. Er schleift sich ab. Er bildet sich weiter. Diese Vorteile sind nicht zu unterschätzen. Zudem leiden größere Systeme unter einem jungen Lehrer weniger als eine einstellige Schule. Der Vorschlag ist vom Standpunkt der größeren Systeme zu tragen. — So bleibt als Nachteil nur der Eingriff in die Selbstverwaltung; auch er ist zu tragen. Der § 59 greift bei den kleineren Gemeinden viel tiefer ein. Bei den größeren käme ja nur jede vierte, fünfte, sechste oder siebente Vakanz in Frage, im übrigen bliebe das Wahlrecht. Und auch in den Fällen, in denen ein junger Lehrer einzuschieben wäre, könnte den Gemeinden ein Wahlrecht unter drei oder mehr Anwärtern gelassen werden. Die Ausgestaltung im einzelnen übergehe ich, lasse sie offen, gebe sie dem Praktiker frei. Aber man wird zugeben: in dieser Form greife ich weder tief in die Selbstverwaltung, noch in die Rechte der Schulaufsichtsbehörde ein, der bis zu einem gewissen Grade aus naheliegenden Gründen im Anschluß an die Reversalverpflichtung die Verfügung über die jungen Lehrer vorbehalten bleiben muß. — Mögen immerhin hier Schwierigkeiten vorliegen, sie sind zu überwinden, wenn man nur ernstlich will. Es kommt ja hinzu, daß eine Besetzung mit einem jungen Lehrer in jedem vierten Falle gar nicht zu geschehen braucht — nur auf Verlangen der Schulaufsichtsbehörde. Sie kann davon absehen, vielleicht weil sie aller geeigneten Anwärter an anderer Stelle dringend bedarf, oder mit Rücksicht auf die Verhältnisse gerade der Schule, an der die Vakanz eingetreten ist. Die Verhältnisse dort machen vielleicht gerade in diesem Falle die Berufung eines besonders energischen, tüchtigen, erfahrenen Lehrers erforderlich — dann mag geschehen, was das Interesse der Schule fordert. — Meiner ersten Formulierung war auch das entgegengehalten, daß nicht jede Schule, nicht jedes Lehrerkolleg sich zur Erziehung junger Lehrer

eigne. Die Verhältnisse der Großstadt, die in manchen Orten letztens übertriebene Standesagitation lasse es nicht wünschenswert erscheinen, junge Lehrer gerade dorthin zu schicken; nicht die ganz großen Schulsysteme, die Orte mit vier, fünf, sechs Klassen seien die richtigen Lehrererziehungsstätten u. a. m. Ich will zu dem Einwand im einzelnen nicht Stellung nehmen, aber die zweite Formulierung, die diese kleineren Schulen einbezieht und die Besetzung mit einem jungen Lehrer von dem Ermessen der Schulaufsichtsbehörde abhängig macht, hat dem Rechnung getragen.

Es ist mir weiter eingewandt, ein Lehrer, der jahrelang in einer Großstadt tätig gewesen sei, sei für das Land unbrauchbar, er gehe nicht auf das Land. Dem entgegne ich: Es handelt sich gar nicht um Großstädte ausschließlich, nicht einmal in erster Linie, sondern es handelt sich, wenn man bei Schulen mit vier Stellen anfängt, schon um Orte mit vielleicht 1500 Einwohnern; selbst Orte mit 25 Stellen pflegen nur ca. 8000 Einwohner zu haben. Von den nach obiger Berechnung zur Verfügung stehenden Stellen sind weit mehr in Orten mit weniger als 25 Stellen, als in solchen mit mehr als 25 Stellen, geschweige denn in eigentlichen Großstädten. Selbst einmal zugegeben, daß der Großstadtlehrer für das Land unbrauchbar sei, so sind es Lehrer in Landstädten und anderen kleineren Städten deshalb noch nicht. Vor allem aber: es ist durchaus nicht nötig und mit meinem Vorschlage keineswegs gegeben, daß diese jungen Lehrer lange Jahre in den größeren Orten bleiben. Es handelt sich doch mit um eine Ausbildungszeit. Wenn der junge Lehrer nach der ersten Prüfung zunächst vielleicht zwei Jahre in ein mehrklassiges System eingestellt wird, so mag das genügen, um ihm die praktische Anleitung zu geben, die er dort erhalten kann; dann mag man ihn immer noch während des Restes der Reversaljahre an eine kleinere Schule geben, damit er sich in selbständigerer Stellung bewähre. Vielleicht kann er dann auch in eine solche Stellung hineinwachsen. Bei dieser Art der Regulierung wird die Befürchtung, daß mein Vorschlag den Lehrer gleichsam großstädtisch verwöhne und für den Landlehrerberuf unbrauchbar mache, auszuschließen sein. Die Zeit ist zu kurz, der Lehrer noch zu jung, als daß diese Gefahr ernstlich ins Auge zu fassen wäre. Praktische Schulmänner bestätigen mir das.

Auch das ist eingewandt, diese ganze Frage könne nur zugleich mit dem Anstellungsrecht geregelt werden; aus ähnlichen Erwägungen sei in dem Entwurf zum Volksschulunterhaltungsgesetz

das staatliche Anstellungsrecht in Gemeinden bis 25 Stellen gefordert. Nun, ich habe gezeigt, daß eine Regelung dieser Frage, eine Abstellung der Mißstände möglich ist ohne prinzipielle Neuregelung des Anstellungsrechts. — Das freilich ist richtig: Sollte die Regierung noch einmal auf den Gedanken zurückkommen wollen, das Lehreranstellungsrecht in erweitertem Umfange für den Staat zu beanspruchen — und solche Gedanken scheinen mir allerdings im Zukunftsschoße zu schlummern —, dann würde sie sich allerdings den Weg zu diesem Ziele nicht gerade ebnen, wenn sie meinem Vorschlage zustimmen würde. Kann sie später einmal sagen: Die Mißstände in den kleinen Orten sind so groß, die Klage über die Jugend und den steten Wechsel der Lehrer so laut und so begründet; hier kann nur mit dem staatlichen Anstellungsrecht geholfen werden, so ist klar, daß demgegenüber der mehr theoretische Hinweis auf einen in der Praxis noch nicht erprobten Vorschlag wie den meinigen, der die Hebung dieser Mißstände verspricht, weit weniger Gewicht hat, als wenn mit der Durchführung dieses Gedankens jene Mißstände und damit die schlagendsten Argumente für das Anstellungsrecht des Staates schon beseitigt sind. — Die Regierung würde einen Trumpf für Zukunftspläne aus der Hand geben — daß solche und ähnliche Gedanken ihren Widerspruch beeinflussen, liegt nahe, nur zu nahe.

Schließlich hat man mir auch das noch entgegengehalten: Der Vorschlag werde erst in 6 bis 8 Jahren wirken, wenn der Lehrermangel beseitigt sei. Daß der Vorschlag nicht von heute auf morgen wirkt, ist richtig. Die Schäden sind nie mit einem Tage zu beseitigen, wenn man nicht andere ebenso große Schäden dafür in Kauf nehmen will. Man kann doch nicht mit einem Federstrich 12 000 junge Lehrer in größere Orte und ebenso viele ältere aufs Land setzen. Das wäre am Ende auch einem Napoleon zu napoleonisch gewesen. Im übrigen sehe ich es als einen besonderen Vorzug des Vorschlages an, daß er nicht bureaukratisch eingreift, sondern daß er an den natürlichen Wechsel anknüpft: wenn eine Vakanz im natürlichen Verlauf der Dinge entsteht, wenn doch ein Wechsel eintreten muß, dann soll dieser Wechsel in einer Weise erfolgen, wie es dem Lehrerstande und der Schule frommt; in Anlehnung an die organische Entwicklung wird die Heilung der Schäden herbeigeführt ohne schroffen Eingriff. Solche Mittel können nur nach und nach wirken, aber sie heilen ohne schädliche Nebenwirkungen. — Irrig ist, daß eine Wirkung erst mit der Beseitigung des Lehrermangels zu er-

warten sei. Ich verweise auf das oben Gesagte: der Lehrermangel ist nicht die eigentliche Quelle dieser Uebel; er verschärft sie nur. Mein Vorschlag nimmt dem Lande zwar Anwärter, aber er stellt die gleiche Zahl wieder zur Verfügung; er verschiebt nur die Jahrgänge zugunsten des Landes, zugunsten der Besetzung der Landstellen mit älteren Jahrgängen; der Gedanke ist trotz Lehrermangels nach und nach durchführbar.

Nicht unerwähnt sei, daß andere deutsche Staaten, so Sachsen und Württemberg, ähnliche Einrichtungen haben: Nach § 35 Abs. 2 der Sächs. Ausführ.-Verord. v. 26. 4. 1873 sollen die nicht wahlfähigen Schulamtskandidaten möglichst nur in solchen Stellungen verwandt werden, in welchen sie Rat und Leitung älterer Lehrer finden, eine Bestimmung, die also ähnlich ist der Nr. 4 der Preuß. Ausführungsbestimmungen zum alten Lehrerbesoldungsgesetz vom 20. 3. 1897. Ob diese Bestimmung in Sachsen durchgeführt ist, und wie sie sich bewährt hat, ist mir nicht bekannt. Nach § 18 des Sächsischen Gesetzes betreff. das Volksschulwesen vom 26. 4. 1873 sollen die Lehrer nach der ersten Prüfung zwei Jahre Hilfslehrer sein, dann die zweite (Wahlfähigkeits-) Prüfung machen und von da ab nicht länger als fünf Jahre Hilfslehrer bleiben, um dann ständige Lehrer, d. h. Lehrer, „deren Stellen zur Besorgung des Unterrichts als wesentlich, notwendig und bleibend anerkannt ist", § 35 der Verord., zu werden. Im Anschluß hieran bestimmt dann § 63 der Verord., daß auf sechs ständige Lehrer nicht mehr als ein Hilfslehrer entfallen soll, eine Bestimmung, der also ein ähnlicher Gedanke wie meinem Vorschlage zugrunde liegt.

Auch Württemberg unterscheidet zwischen ständigen und unständigen (auf Widerruf angestellten) Lehrern, letztere auch Unterlehrer oder früher auch Schulamtsverweser oder Hilfslehrer genannt, — vgl. Gesetz vom 3. 8. 1899 und 8. 8. 1907. Und es ist bestimmt, daß bei zwei Schulstellen, wenn weniger als 150 Kinder zu unterrichten sind, die eine mit einem nichtständigen Lehrer besetzt werden kann. In größeren Systemen müssen auf 3, 4, 5 Stellen 1, bei 6—10 Stellen 2, bei 11—15 Stellen 3 u. s. f. mit einem nichtständigen Lehrer besetzt werden, eine Einrichtung, die genau fast meinem Vorschlage entspricht. Dabei will ich dahinstellen und dem Urteile praktischer Schulmänner überlassen, ob sich die Einführung ständiger und nichtständiger Stellen — ähnlich wie wir

früher die sogenannten Adjuvantenstellen hatten — auch in Preußen empfehlen möchte, ein Gedanke, der übrigens im Zusammenhange mit dem von Abgeordneten Hackenberg aus seiner praktischen Erfahrung wiederholt und neuerdings auch von Sachse in einem in der Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, 3. Jahrgang, Nr. 4, erschienenen Aufsatz: „Die Laufbahn des preußischen Volksschullehrers“ warm empfohlenen Vorschlage auf Einführung einer Lehrerlaufbahn doch wohl der Erwägung wert sein dürfte.

Ich resumiere mich dahin:

Das Land ist jetzt über Gebühr mit jungen Lehrern bedacht.

Das liegt weder im Interesse der Lehrer noch der Schule.

Diese Erscheinung ist im letzten Grunde nur ein Symptom der Zeit — ein Zeichen der allgemeinen Abwanderung vom Lande zur Stadt.

Ihr ist durch allgemeine, aber auch durch schulpolitische Mittel zu begegnen.

Eine Abschwächung wird durch das neue Lehrerbesoldungsgesetz herbeigeführt werden, nicht eine völlige Beseitigung.

Darüber hinaus ist eine weitere Abschwächung schon jetzt möglich.

Sie ist möglich trotz des Lehrermangels; der Lehrermangel steigert diese Mißstände, wenn er auch nicht deren letzter Grund ist; der Lehrermangel ist zu beseitigen.

Eine Abschwächung ist möglich ohne Aenderung der Gesetzgebung, nur durch Verwaltungsmaßnahmen, wenn die Schulaufsichtsbehörden bei Ausübung der ihnen in § 59 V.-Sch.-U.-G. gegebenen Befugnis gegenüber den Gemeinden bis 25 Stellen im Sinne der Nr. 4 der Ausführungsbestimmungen zum alten L.-B.-G. vom 20. 3. 1897 vorgehen. Eine völlige Hebung dieser Mißstände ist auch nach Beseitigung des Lehrermangels nur von dem gesetzlichen Zwange für die größeren Gemeinden, eine bestimmte Zahl von Lehrerstellen mit jungen Lehrern zu besetzen, zu erwarten. Der dadurch bedingte Eingriff in die Selbstverwaltung ist zu tragen. Seine Nachteile sind geringer als die jetzigen Uebelstände.

Demgemäß empfiehlt sich folgende gesetzliche Bestimmung:

„An Schulsystemen mit 4 oder mehr Stellen sind auf Verlangen der Schulaufsichtsbehörde für freiwerdende Stellen einstweilig angestellte Lehrer dergestalt zu verwenden, daß auf 4—6 Stellen eine Stelle, auf 7—12 zwei Stellen, bei mehrstelligen Systemen der sechste Teil der Stellen mit einstweilig angestellten Lehrern zu besetzen sind."

Ich übergebe diese Gedanken der öffentlichen Diskussion. Praktische Schulmänner mögen daran im einzelnen feilen. Der Grundgedanke ist gesund, durchführbar und beseitigt erhebliche Mißstände.

# Der Oberlehrermangel an den Mädchen-Gymnasien.

Von

**Dr. Christiane von Wedel**, Liegnitz.

---

Vor Ostern 1909 bestanden in Preußen 9 städtische Realgymnasialklassen für Mädchen, am Schluß dieses Jahres dürfte es ungefähr 30 öffentliche Studienanstalten geben, auf denen die Frauen sich die Universitätsreife erwerben sollen. An ihrem Erfolg oder Mißerfolg hängt die Antwort nicht nur auf die Frage, ob die neuen Lehrpläne der richtige Weg zum Ziel der Reifeprüfung sind, sondern auch, ob die Frau überhaupt imstande ist, sich auf dem Wege des Abituriums die Universitätsreife anzueignen. Bis jetzt haben zwar schon einige hundert Mädchen, von privaten Mädchengymnasien kommend, die Reifeprüfung in Preußen bestanden, doch ihre Erfolge könnten neben einem Mißerfolg der öffentlichen Studienanstalten für Ausnahmen gelten. Das Urteil über die Resultate der Studienanstalten wird also von weittragender Bedeutung sein, es wird zu einem Urteil über die intellektuellen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts werden.

Als vor Jahren Freund und Feind gespannt auf den ersten Erfolg oder Mißerfolg der Knabenreformschulen blickte, da fragte man nur, ist der neue Weg zum alten Ziel der Reifeprüfung praktisch oder nicht, denn die Fähigkeit der Schüler, dies Ziel zu erreichen, stand unbedingt fest. Trotzdem die Sache also ziemlich einfach lag, wählte man die tüchtigsten Pädagogen für das Experiment aus. Sie sollten den größeren Anforderungen, die das Suchen neuer Bahnen und der konzentrierte Unterrichtsbetrieb an die Lehrkräfte stellt, gerecht werden, und so sollte man bei anerkannt tüchtigen Fachlehrern wirklich nur die Zweckmäßigkeit des neuen

Systems erproben. Und die Knabenreformschule war so glücklich, in einer Zeit ins Leben zu treten, wo sie in der Lage war, unter hervorragenden Lehrkräften frei zu wählen und mit ihrer Hilfe ihr System durchkämpfen und durchsetzen zu können. Die Studienanstalten, bei denen das Resultat nicht nur zu einem Urteil über die Zweckmäßigkeit der Lehrpläne, sondern auch über die Fähigkeit der Mädchen verwandt werden wird, sind dagegen zur Zeit eines überaus großen Oberlehrermangels ins Leben gerufen worden. Wenn etwas ihrer Entwicklung und damit der Beurteilung der gesamten akademischen Frauenbildung gefährlich werden kann, so ist es der augenblicklich herrschende Oberlehrermangel, denn er bedingt ungünstige Resultate, und diese eine falsche Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Mädchen.

Vor ungefähr 10 Jahren war der Bedarf an Oberlehrern gerade gedeckt. Die jungen anstellungsfähigen Kandidaten bekamen nach einer Hilfslehrertätigkeit von 1—2 Jahren eine etatmäßige Oberlehrerstelle, während sie in den 80er und 90er Jahren 3—6 Jahre, ja noch länger darauf warten mußten, denn die vorhandenen Stellen waren von den 70er Jahren her, der Zeit der Neugründung zahlreicher Schulen, mit noch verhältnismäßig jungen Leuten besetzt. Erst als diese anfingen aus dem Amt zu scheiden, gelang es den anstellungsfähigen Kandidaten um 1900, bereits nach 1—2 Jahren Oberlehrer zu werden. Die Zahl neugegründeter Anstalten und Stellen wuchs weiter, doch nicht in gleichem Schritt die der Kandidaten. Man hatte Jahre hindurch wegen der späten Anstellungsmöglichkeit vor der Oberlehrerlaufbahn gewarnt, die Kandidaten waren daher überhaupt nicht allzu zahlreich, und nun sollten sie nicht nur für die Herren eintreten, die in den 70er Jahren angestellt, jetzt nach 30jähriger Tätigkeit häufiger aus dem Amte schieden, sondern auch die neugegründeten Oberlehrerstellen besetzen. Von allen 1908 Oberlehrer Gewordenen waren daher 80 % eben erst anstellungsfähig, z. T. wurde sogar ihr Besoldungsdienstalter noch um 1—5 Jahre vordatiert. Von Oberlehrerstellen waren unbesetzt 1900: 118, 1908: 359, von Probekandidaten waren 1900: 106, 1908: 555, von Seminarkandidaten 1900: 12, 1908: 377 vollbeschäftigte Hilfslehrer. D. h. 1908 mußten 88 % der Probanden und 50 % der Seminarmitglieder als Hilfslehrer vollbeschäftigt sein. Da darf man gewiß von einem starken Mangel akademischer Lehrkräfte sprechen. Und der hat seinen Höhepunkt noch nicht erreicht, sondern wird weiter steigen. Denn der Bedarf

an Oberlehrern wächst dadurch, daß sich jetzt beim Ausscheiden vieler älterer Herren aus dem Amt nach dem Inkrafttreten der Gehaltserhöhung zahlreiche Vakanzen ergeben werden, durch die Erhebung der Mädchenschulen zu höheren Lehranstalten, die einen bestimmten Prozentsatz akademischer Lehrkräfte anstellen müssen, die neuen Frauenschulen, Lehrerinnenseminare und Studienanstalten.

Jede der neuen 1909 gegründeten öffentlichen Studienanstalten müßte, auch wenn sie an eine bestehende höhere Mädchenschule angeliedert wird, sofort mindestens zwei neue akademische Lehrkräfte anstellen, eine für Mathematik und Naturwissenschaft, die zweite für Latein und andere sprachlich-historische Fächer. Nun machte sich aber schon vor dem Inkrafttreten der Reform der Oberlehrermangel an den öffentlichen Mädchengymnasialklassen, die nebenamtlich Knabengymnasiallehrer nicht beschäftigen durften, noch viel stärker bemerkbar als an den höheren Knabenschulen. Aeltere Lehrer hatten kein besonderes Interesse daran, von einem Knaben- an ein Mädchengymnasium überzugehen, und die eben anstellungsfähig gewordenen 25—27jährigen jungen Lehrkräfte zogen, wenn es ging, Knabenschulen vor, weil sie sich infolge ihrer in Knabenklassen genossenen pädagogischen Ausbildung vor Jungen zwar sicher, dagegen zur Erziehung 13—19jähriger junger Mädchen nicht geeignet fühlten.

Wie unmöglich es schon im Schuljahr 1908/9 für städtische Gymnasialklassen war, die nötigen Lehrkräfte zu gewinnen, lehrt ein vergleichender Blick in die Jahresberichte solcher Anstalten und in die Personalliste akademischer Lehrer des auf Grund amtlichen Materials herausgegebenen Kunze-Kalenders.

So hatten, um nur ein paar Beispiele anzuführen, im Sommer 1908 die Städtischen Realgymnasialklassen zu Berlin, wohin doch Lehrkräfte im allgemeinen drängen, für den französischen Unterricht in Obersekunda, Unter- und Oberprima keinen Herrn bekommen können, der die Fakultas im Französischen besaß, sondern auf der gesamten Oberstufe mußte diesen Unterricht ein Oberlehrer mit dem Fakultas für Englisch, Deutsch und philos. Propädeutik geben. In der Unterprima derselben Anstalt mußte neben dem Französischen, einem Hauptfache des Realgymnasiums, noch Deutsch in der Hand eines für dies Fach nicht qualifizierten Lehrers liegen. Während des Schuljahrs 1908/9 konnten in den städtischen Realgymnasialklassen zu Breslau in Untertertia von 27 wissenschaftlichen Stunden

nur 13 von für das Fach geprüften Lehrkräften erteilt werden. Erdkunde mußte ein Oberlehrer mit der Fakultas für Griechisch, Latein und Geschichte, Französisch eine seminaristische Lehrerin, Latein ein Oberlehrer mit der Fakultas für Religion, Hebräisch, Deutsch und Turnen geben. (In einer Reformschule die grundlegende grammatische Ausbildung einer Untertertia im Lateinischen bei einem Nichtphilologen und daneben im Französischen bei einer seminaristischen Lehrkraft!)

So schlimm sah es infolge des Oberlehrermangels schon vor 1909 an den öffentlichen Gymnasialklassen für Mädchen aus. Jetzt nach Eintreten der Reform ist der Bedarf an Oberlehrern, besonders an Mathematikern, natürlich noch sehr gestiegen. Nun gibt es nicht nur Studienanstalten, die neben seminaristischem französischem Unterricht lateinischen Anfangsunterricht in Untertertia von Nichtphilologen, sondern auch mathematischen Anfangsunterricht von Nichtmathematikern geben lassen müssen. Natürlich kommt es in der Tertia eines Knaben-Realgymnasiums auch einmal vor, daß Erdkunde, Geschichte, Deutsch, Religion oder Französisch von einem Nichtfachlehrer gegeben wird, bei Latein und Mathematik dürfte es äußerst selten sein und an einem Reformrealgymnasium überhaupt nicht vorkommen, weil dort gerade durch konzentrierten Anfangsunterricht, der besonders hohe Anforderungen an die Lehrerfahrung stellt, Zeit gewonnen werden muß. Aber selbst wenn es auch an einer Knabenreformschule geschähe, so wäre das noch viel ungefährlicher, als wenn jetzt lateinischer oder mathematischer Anfangsunterricht von Nichtfachlehrern in einer Studienanstalt gegeben wird. Die Knaben treiben z. B. in Quarta bei akademischen Lehrern, ehe sie mit Latein in Untertertia beginnen, so viel deutsche und französische Grammatik, daß ihnen die hauptsächlichsten grammatischen Begriffe geläufig sind, und dann im Lateinunterricht in Untertertia wirklich alle Zeit für das Latein übrig bleibt. Die Schülerinnen kommen noch für Jahre von der noch nicht reformierten höheren Mädchenschule in die Untertertia, d. h. mit einer für Latein vollkommen unzureichenden Vorbildung. Die grammatischen Kenntnisse, die sie bei dem modernen französischen Unterrichtsbetrieb erworben haben, sind als Grundlage für das Latein durchaus unbrauchbar, denn sie sind so unsolide, wie sich's jemand, der nicht lateinischen Anfangsunterricht bei Mädchen in einer Tertia gegeben hat, gar nicht vorzustellen vermag.

Also bei Mädchen folgt jetzt auf eine geringere Vorbildung als

bei Knaben oft ein gymnasialer Anfangsunterricht von Nichtfachlehrern. Und wenn sich Fachlehrer für die Studienanstalten finden, sind es meist eben anstellungsfähig gewordene junge Oberlehrer oder sogar Schulamtskandidaten. Die können zwar sehr tüchtig in ihrem Fachwissen sein, aber ihr Mangel an Lehrerfahrung dürfte sich bei dem Reformschulsystem der Mädchengymnasien doch bemerkbar machen. Es ist deshalb gut, daß von der Ministerialabteilung II an alle Provinzialschulkollegien die Verfügung, das an einer Mädchenbildungsanstalt abgeleistete Seminar- und Probejahr für die Anstellungsfähigkeit an höheren Knabenschulen nicht anzurechnen, ergangen ist. Dadurch wird die allzuhäufige Beschäftigung von Schulamtskandidaten an Studienanstalten wohl bald aufhören. Das ist nicht nur für die Studienanstalt, sondern auch für die Kandidaten ein Vorteil, denn sie müssen, um wirklichen Nutzen von ihren pädagogischen Uebungen zu haben, von den besten erfahrensten Lehrkräften angeleitet werden. Ueber solche verfügen die Studienanstalten vorläufig recht selten. Man muß deshalb nur wünschen, daß ebenfalls von der Ministerialabteilung III bald eine Verfügung ergehen kann, daß auch Kandidatinnen an nicht vollständigen, mit nicht vollwertigem Kollegium ausgestatteten Mädchenbildungsanstalten nicht mehr ausgebildet werden dürfen. Geschieht es weiter, wie es jetzt in der Notlage vorkommt, daß eine Seminar-Kandidatin für ihre theoretisch-pädagogische Ausbildung zwar der mit einer höheren Knabenschule verbundenen Seminaranstalt, für die praktisch-pädagogische aber einer höheren Mädchenbildungsanstalt zugewiesen wird, die nur Seminariker, keinen Akademiker ihres Faches hat, so wird nicht nur die Kandidatin in ihrer Ausbildung geschädigt, sondern sie selbst kann auch später durch ihre mangelhafte pädagogische Bildung die Studienanstalt, an der sie unterrichtet, schädigen. Die Kandidaten der höheren Knabenschule werden natürlich auch einmal mit Nutzen bei seminaristischen Lehrern hospitieren, aber sie werden zu ihrer praktisch-pädagogischen Ausbildung nie Anstalten zugewiesen, die gar keine Akademiker ihres Faches haben.

Dem Direktor eines Knabenreformgymnasiums und einer Realschule hat man nie zumuten müssen, neben diesen zwei Anstalten etwa noch ein seminaristisches Lehrerseminar und eine halbtechnische Schule zu leiten, aber die Leitung einer höheren Mädchenschule, Studienanstalt, eines Lehrerinnenseminars und einer Frauenschule muß jetzt oft in einer Hand vereinigt werden, weil sich keine Direktoren finden lassen. So haben zwei Direktoren in Berlin je

vier Anstalten unter sich, der eine davon, ein Theologe, hat die Fakultas in Religion, Hebräisch und Geschichte. Er leitete früher eine höhere Mädchenschule und mußte Ostern dieses Jahres dazu noch die Leitung einer neugegründeten Frauenschule, eines neuen Lehrerinnenseminars und einer neuen Oberrealschule für Mädchen übernehmen. Er sollte sich nicht nur zur gleichen Zeit in die Leitung von drei neuen ganz verschiedenen Lehranstalten hineinfinden, nein, er sollte diese Lehranstalten überhaupt erst selbst ins Leben rufen. Als Theologe wird er natürlich eine Frauenschule mit Kindergartenunterweisung und Besichtigung von Anstalten der Wohlfahrtspflege und inneren Mission sachgemäß leiten können, aber auch eine Oberrealschule? Ein Theologe, der berufen wird, als Direktor eine Oberrealschule für Knaben neu ins Leben zu rufen, dürfte sich kaum finden. Hoffen wir, daß bald auch für die Studienanstalten Direktoren sachgemäß nach ihren Fakultäten ausgewählt werden können.

Nun wird trotz der noch für längere Zeit geringeren Vorbildung und dem wegen des Oberlehrermangels oft wahllos zusammengesetzten Lehrerkollegium von den Mädchen eine bedeutend größere Leistung verlangt, als man sie von den Knaben der entsprechenden Reformschule fordert. Die Mädchen müssen in der Studienanstalt nicht nur ihre mangelhafte Vorbildung ergänzen, sie sollen auch zum Teil in weniger Stunden ein höheres Ziel erreichen als die Knaben. Es stehen z. B. im Knaben-Reformrealgymnasium für Latein $2 \times 8 + 4 \times 6 = 40$, in der realgymnasialen Studienanstalt nur $6 \times 6 = 36$ Std. zur Verfügung. Dazu kommt noch, daß für die realgymnasiale Studienanstalt das Ziel im Lateinischen gegenüber dem Knaben-Reformrealgymnasium heraufgeschraubt worden ist. Den Knaben sollen nur „leichtere Werke römischer Literatur verständlich gemacht" werden (es wird wenig mehr als Primareife des humanistischen Gymnasiums gefordert), aber von der Realgymnasiastin verlangt man in weniger Stunden das volle lateinische Lehrziel des humanistischen Gymnasiums. (Die realgymnasiale und humanistische Studienanstalt macht bekanntlich in ihren Anforderungen im Latein keinen Unterschied.)

Gewiß steht ja die Untertertia einer Studienanstalt im Durchschnitt, dank der besseren Auslese, höher als eine Untertertia von Knaben, obgleich aus der noch nicht reformierten Mädchenschule jetzt bereits, wo die Aufnahmeprüfung gefallen ist, ungeeignete

Elemente in die Tertien eindringen, aber keine Begabung der Schülerinnen kann bei geringerer Stundenzahl und unsolider Vorbildung den grundlegenden lateinischen und mathematischen Anfangsunterricht von Nichtphilologen und Nichtmathematikern wieder gut machen.

Und was wird nun die Folge des Oberlehrermangels für die gymnasiale Frauenbildung sein? Schon jetzt werden Stimmen laut, daß die mathematischen und grammatischen Leistungen der Mädchen zu wünschen übrig lassen. Kein Wunder! Gibt es sogar in Provinzialhauptstädten Anstalten, die für den wichtigen grundlegenden Anfangsunterricht in Latein und Mathematik keine Fachlehrer auftreiben können, wie muß es da um die gesamte grammatisch-logische und mathematische Bildung der nächsten Generation von Abiturientinnen aussehen! Ein Mißerfolg der Studienanstalten kann gar nicht ausbleiben, und ein erhebliches Herabsinken unter das, was bisher in privaten Mädchengymnasien mit Hilfe nebenamtlich beschäftigter, vortrefflicher Lehrer von Knabengymnasien geleistet wurde, ist zu erwarten. Den öffentlichen Studienanstalten kann es noch zum Verhängnis werden, daß sie gerade jetzt zur Zeit solchen Lehrermangels ins Leben traten. Man wird leicht dem System oder der Begabung der Mädchen zuschieben, was Schuld ungeeigneter Lehrkräfte war. Und so wird sich ein vollkommen schiefes Urteil über die Leistungsfähigkeit der Studienanstalten und der Mädchen bilden. Durch die Gründung öffentlicher Studienanstalten ist ja ohne Zweifel die gymnasiale Frauenbildung in gesetzlich geregelte Bahnen gelenkt worden, aber man darf es sich nicht verhehlen, was diese Regelung gekostet hat. Als die gymnasiale Bildung für Frauen noch einzig und allein auf wenigen privaten Mädchengymnasien zu gewinnen war, da wurden diese privaten Anstalten mit Hilfe der besten erfahrensten Knaben=Gymnasiallehrer auf der Höhe der höheren Knabenschule gehalten, jetzt müssen sich die öffentlichen Studienanstalten mit vielleicht persönlich tüchtigen, aber durch ihre Fächer ungeeigneten Oberlehrern und Direktoren behelfen. Dabei laufen sie Gefahr, nicht nur augenblicklich das Gesamtniveau der bisherigen gymnasialen Frauenbildung zu drücken, sondern auch selbst dauernd mit der Note „minderwertig“ behaftet zu bleiben und diese Note auf die gesamte höhere Frauenbildung zu übertragen. Die Knabenreformschule ist nach glänzenden Anfängen auf ihrer Höhe geblieben; hoffen wir, daß die Studienanstalt nicht in den Bahnen, die sie durch den Lehrermangel gezwungen anfangs einschlagen mußte,

weiterrollt, und daß die ungünstige Konstellation zur Zeit ihres Entstehens sie nicht dauernd schädigt.

Jedenfalls erst nach Beseitigung des Oberlehrermangels, wenn die sorgfältigste Wahl unter bestvorgebildeten Fachlehrern und durch ihre Fakultas geeigneten Direktoren, die ihre volle Kraft an die Leitung ihrer gymnasialen Anstalt setzen dürfen, freisteht, erst dann wird man sich ein richtiges Bild von der Leistungsfähigkeit der Studienanstalten und der Begabung der Mädchen machen können.

---

# Volksvermögen und Steuerdeklaration.

Eine Kritik.

Von

**R. E. May.**

---

Hochgeehrter Herr Professor!

Sie waren so freundlich, mir einen Sonderabdruck Ihres Aufsatzes „Volksvermögen und Steuerdeklaration" in Band 136, Heft 1, der „Preuß. Jahrbücher" zu übersenden. Wenn ich der mir dadurch gegebenen Anregung zu einer Kritik Ihrer Untersuchungen folge, so bin ich mir der Schwierigkeiten derselben wohl bewußt; fehlt es doch auf manchen in Betracht kommenden Gebieten an den erforderlichen Unterlagen und Anhaltspunkten. Ohne das bei Ihren Untersuchungen von Ihnen angewandte System selbst zu kritisieren, werde ich nur die einzelnen von Ihnen aufgeführten Posten der Reihe nach durchgehen, und, so weit es mir erforderlich erscheint, vorschlagen, dieselben in anderer Höhe anzunehmen.

Leider läßt sich dabei ein detailliertes Eingehen auf die einzelnen — auch die kleineren — Posten nicht vermeiden, da sich doch die Endsumme aus einer größeren Anzahl solcher zusammensetzt und hier das Wort am Platze ist „viele Wenig geben ein Viel".

Vorausschicken möchte ich noch, daß es mir, angesichts des Zweckes, dem die Vermögensschätzung in erster Linie dienen soll, angebracht erscheint, so zu verfahren, daß die Endsumme des preußischen Volksvermögens eher als Minimalzahl, denn als Maximalzahl angesehen werden darf.

## I. Das deutsche Nationalvermögen.

In Nachstehendem will ich den Gesamtprivatbesitz „Volksvermögen", diesen und den öffentlichen Besitz zusammen „Nationalvermögen" nennen.

Die „Summe aller Werte", die das Nationalvermögen des Jahres 1907 bilden, setzt sich bei Ihnen (S. 172 und 173) aus folgenden Posten zusammen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Feuerversicherung . . . . | 170 | Milliarden |
| 2. | Städtischer Boden . . . . | 33 | " |
| 3. | Ländlicher Boden . . . . | 35 | " |
| 4. | Ausländische Werte . . . | 40 | " |
| 5. | Staatswerte . . . . . . . | 34 | " |
| 6. | Schiffe rc. . . . . . . . | 4 | " |
| 7. | Metallgeld . . . . . . . | 5 | " |
| 8. | Privatbahnen . . . . . . | 1 | " |
| 9. | Anlage- und Betriebskapitalien außerhalb der obigen Kategorien . . . . . . . . . | 10 | " |
| | zusammen | 332 | Milliarden. |

$^3/_5$ dieser 332 Milliarden rechnen Sie auf Preußen, für das Sie so auf ein Nationalvermögen von rund 200 Milliarden kommen.

Auf die Summe, die Sie S. 176 von diesen 200 Milliarden abziehen, komme ich später zurück, und gehe nun Ihre vorstehend aufgeführten Posten 1—9 der Reihe nach durch.

## 1. Feuerversicherung.

Sie nehmen (S. 168) an, daß nach der Statistik der Feuerversicherungen im Jahre 1907 für 171 558 Mill. Mk. Objekte gegen Feuer versichert waren, daß aber „nach einer Berechnung, die im vorigen Jahre im Reichsaufsichtsamt für Versicherungswesen für andere Zwecke gemacht worden ist, anzunehmen ist, daß die Summe der noch nicht gegen Feuer versicherten Gegenstände in Deutschland so groß ist, daß man den Gesamtwert dieser Objekte auf 200 Milliarden schätzen kann". In Anbetracht der Ueberversicherung stellen Sie aber statt der 200 Milliarden nur 170 Milliarden ein, ziehen also für Ueberversicherung 15 % ab. Damit bin ich einverstanden, nicht aber mit der Annahme, daß die noch nicht versicherten Objekte — außer den von Ihnen noch besonders eingestellten „34 Milliarden Staatswerte" (Ziffer 5), die ja, selbst so weit sie der Feuersgefahr unterliegen, nicht versichert zu werden pflegen — einen Wert

von 30 Milliarden besitzen. Vielmehr bin ich der Ueberzeugung, daß die angenommenen, noch nicht versicherten Objekte im Werte von 30 Milliarden hauptsächlich aus den nicht versicherten Staatswerten bestehen. Anders ist die Höhe dieser Summe gar nicht zu verstehen.*) Die noch nicht versicherten Werte möchte ich — abgesehen vom Hausrat der kleinen Leute — fast ganz außer Betracht lassen und zwar aus folgendem Grunde. So weit sie öffentlicher Besitz sind, gehen sie uns bei Ermittlung des Privatbesitzes überhaupt nichts an, und so weit sie Privatbesitz sind, sind sie nicht bedeutend. Denn der Privatbesitz versichert durchweg selbst die nicht verbrennbaren Objekte, teils, weil sie, wenn sie auch nicht verbrennen, doch bei etwaigem Brande leiden, teils, weil Banken und sonstige Kreditgeber die Versicherung ganz mechanisch vorschreiben. Dann aber ist der im Feuerversicherungsbetrag enthaltene Besitz von Vereinen und Körperschaften aller Art, der uns hier nichts angeht, doch ein recht großer, während der Abzug von 15 % für Ueberversicherung noch ein recht mäßiger ist. Die Feuerversicherung hat den Zweck, den ganzen durch das Feuer möglichen Schaden zu decken, wozu auch der Mieteausfall bis nach Wiederaufbau gehört. Und wenn die Feuerversicherung bei Gebäuden auch nur den möglichen einfachen Wert derselben enthielte, müßte der gesamte Feuerversicherungswert doch den gesamten beim Verkauf erzielbaren Durchschnittswert weit übersteigen. Ganz besonders liberal muß natürlich eine Zwangsversicherung sein, und bei der Hamburger „Feuersozietät“ beträgt der Versicherungsbetrag tatsächlich häufig mehr als das Doppelte des Wertes.

Der Hausrat wird allgemein zum Anschaffungswert versichert — obgleich die Gesellschaften diesen beim Brand nicht vergüten, sondern nur den wesentlich niedrigeren des alten Hausrats. Am größten ist die Ueberversicherung in Waren. Sie variiert größtenteils zwischen 20 % und 50 %, weil die Läger durchweg in Jahrespolice so versichert werden, daß letztere auch für die Zeit des höchst gefüllten Lagers und der Hochkonjunktur ausreicht. Ebenso ist die Viehversicherung — der deutsche Viehbestand hat einen Wert von etwa 10 Milliarden — so bemessen, daß die Jahrespolice auch das

*) **Anmerkung des Herausgebers**: Auf Anregung des Verfassers habe ich mich mit einer eingeweihten Persönlichkeit des Reichsversicherungsamtes in Verbindung gesetzt. Dabei hat sich die Richtigkeit der Mayschen Annahme ergeben; zugleich aber wurde mir mitgeteilt, daß die Schätzung nur eine ganz beiläufige gewesen und die Gesamtsumme jedenfalls erheblich höher anzunehmen sei.

herangewachsene Vieh mit deckt. Die sehr billige Prämie soll hier zu sehr bedeutender Ueberversicherung führen. Alles in allem: der Abzug von 15 % für Ueberversicherung ist ein so mäßiger, daß der geringe Betrag der noch nicht versicherten Objekte des Privatbesitzes eigentlich außer Ansatz bleiben kann.

Zu bedenken ist auch noch, daß Teile der 16 Milliarden des deutschen Außenhandels des Jahres 1907, sowohl Teile, die noch nicht, wie Teile, die nicht mehr der deutschen Volkswirtschaft gehören, in der Feuerversicherungssumme des Jahres 1907 mit enthalten waren, ebenso — worauf bereits Ballod aufmerksam gemacht hat*) — ein Teil des privaten Bergwerksbesitzes, den Sie, wie Ballod, auf 5 Milliarden veranschlagen, — aber nicht mit aufführen.

Nun nehmen Sie an, daß im Jahre 1907 für 171 558 Mill. Mark Objekte gegen Feuer versichert waren. Gelegentlich der Reichsfinanzreform wurde dem Reichstag von der Regierung ein „Denkschriftenband" überreicht, dessen Teil III („Wohlstandsentwicklung")**) die Summe des deutschen Geschäftes der sämtlichen (Feuerversicherungs-)Anstalten zusammen — Aktiengesellschaften, Gegenseitigkeitsgesellschaften, kleine Gegenseitigkeitsvereine und öffentliche Feuerversicherungsanstalten — aufführt. Die Zusammenstellung geht aber nur bis zum Jahre 1906. Doch läßt sich aus der Jahreszunahme seit 1901 leicht die wahrscheinliche Summe für 1907 in folgender Weise berechnen.

| | Versicherungssumme Millionen Mark | Zunahme gegen das Vorjahr Millionen Mark |
|---|---|---|
| 1901 | 140 098 | |
| 1902 | 146 353 | 6255 = 4,47 % |
| 1903 | 151 389 | 5036 = 3,45 % |
| 1904 | 158 946 | 7557 = 4,99 % |
| 1905 | 166 221 | 7295 = 4,59 % |
| 1906 | 173 340 | 7119 = 4,28 % |

Nach dieser Aufstellung ist der Prozentsatz der Jahreszunahme der Versicherungssumme seit 1904 von 4,99 % auf 4,59 % und dann auf 4,28 % zurückgegangen, und dürfte also im Jahre 1907 nur noch rund 4 % betragen haben.

---

*) Siehe „Tägl. Rundschau" v. 17. Nov. 1908.
**) S. 35.

| | |
|---|---|
| Versicherungssumme des Jahres 1906 . . . | 173 340 Mill. Mk. |
| Jahreszunahme für 1907 4 % von 173 340 = | 6 934 „ „ |
| Versicherungssumme des Jahres 1907 = | 180 274 Mill. Mk. |

Danach haben wir für das Jahr 1907 mit einer Feuerversicherungssumme von rund 180 Milliarden Mark zu rechnen. Ich habe die Summen seit 1901 aufgeführt und die Prozentsätze der Jahreszunahme seitdem berechnet, weil sie beweisen, daß das bis 1904 vermutlich vorhanden gewesene Reservoir der noch nicht versicherten Objekte seitdem zu fließen aufgehört hat, so daß die niedrigen Preise der rückgängigen Konjunktur bereits in rückgängigen Prozentsätzen zum Ausdruck kommen. Wir werden das gleich noch deutlicher sehen. Dagegen würde nur sprechen, daß die große absolute Zahl der jährlichen Zunahme von 7 Milliarden größer ist, als man bisher die Jahreszunahme des deutschen Nationalvermögens überhaupt angenommen hat. Im Oktoberheft 1909 des Schmollerschen Jahrbuches berechne ich jedoch die Jahreszunahme des deutschen Nationalvermögens für das Jahr 1907 auf etwa 12 Milliarden Mark!

| | |
|---|---|
| Von vorstehend für das Jahr 1907 errechneter Feuerversicherungssumme von . . . . . . . . . . | 180 Milliarden Mk. |
| sind nun für Ueberversicherung abzuziehen 15 % = | 27 „ „ |
| so daß wir mit einer Feuerversicherungssumme von | 153 Milliarden Mk. |

zu rechnen haben.

In diesen 153 Milliarden Feuerversicherungsbetrag ist aber — was bisher von allen übersehen ist, die die Feuerversicherung als Basis der Volksvermögensberechnung benutzt haben — ein ziemlicher Betrag Doppelversicherung enthalten. Ich spreche hier nicht von der bei Versicherungsteilung fast regelmäßig entstehenden Doppelversicherung — diese wollen wir noch als in den 15 % Ueberversicherung mit enthalten betrachten — sondern von der „Rückversicherung". Für die öffentliche Feuerversicherung können wir den auf letztere im Jahre 1907 entfallenen Betrag direkt aus dem Statistischen Jahrbuch f. d. D. R. 1909*) ersehen. Sie hat betragen 1904: 5,6 %, 1905: 4,9 %, 1906: 5,4 % und 1907 gar 8,4 % der Versicherungssumme. Addiert man für die Jahre 1905 und 1906 die Zahlen der drei Rubriken, die im „Denkschriftenband", Teil III, S. 35 die öffentliche Feuerversicherung umfassen, und vergleicht die so entstehenden Summen einerseits mit

*) S. 353.

den Zahlen der Tabelle 5 Spalte 2 (Oeffentliche Anstalten) S. 32 des „Denkschriftenbandes", deren Spalte 6 uns die Gesamtfeuerversicherungssumme für das Jahr 1906 geliefert hat, anderseits mit den im Statistischen Jahrbuch 1909, S. 353 für die öffentliche Feuerversicherung angegebenen Summen, dann ergibt sich aus der Gleichheit der letzteren mit den ersteren, daß **die Summe der genannten Spalte 6, die den Ausgangspunkt für unsere Feuerversicherungssumme bildete, die Rückversicherungssumme mit enthält.**

Die Rückversicherung ist es, die bei der öffentlichen Feuerversicherung in den letzten Jahren noch eine geringe Steigerung des Prozentsatzes der Versicherungszunahme — von 4,20 % im Jahre 1905 auf 4,46 % im Jahre 1906 und 4,68 % im Jahre 1907 — bewirkt hat. Zieht man bei der öffentlichen Feuerversicherung die Rückversicherungssumme von der Gesamtversicherungssumme ab, dann ist der Prozentsatz der Versicherungszunahme in genannten Jahren von 5,00 % auf 3,94 % und 1,30 % **zurückgegangen**!!

Von den 180 Milliarden Gesamtfeuerversicherung, die wir für das Jahr 1907 errechnet haben, entfielen auf die öffentliche Feuerversicherung . . . . . . . . . . . . . . 66,4 Milliarden,
also auf die übrige Feuerversicherung . . 113,6 „

Bei der öffentlichen Feuerversicherung waren von diesen 66,4 Milliarden 5,6 Milliarden Rückversicherung (8,4 %). Wir wollen den Prozentsatz der Rückversicherung bei der übrigen Feuerversicherung nur in der ungefähren Höhe annehmen, die er bei der öffentlichen Feuerversicherung, in den letzten drei Jahren vor d. J. 1907 (5,6 %, 4,9 %, 5,4 %), insbesondere im Jahre 1906 hatte, wo er 5,4 % betrug. Wir nehmen ihn hierfür mit 5,5 % an. Dann waren von den 113,6 Milliarden der übrigen
Feuerversicherung . . . . . 6,25 Milliarden Rückversicherung.
Bei der öffentlichen Feuerversicherung waren . . . . 5,59 „ „
es betrug also die Gesamtrücksicherung . . . . . . . . 11,84 Milliarden
oder rund 12 Milliarden.

Wir hatten Gesamtfeuerversicherung im Jahre 1907 180 Milliarden
davon Ueberversicherung 15 % = . . . . . . . 27 „
verblieben 153 „
davon waren Rückversicherung . . . . . . . . 12 „
verbleibt ein eigentlicher Feuerversicherungswert von . . . . . . . . . . . . . . 141 Milliarden

## 2. Städtischer Boden.

Sie nehmen den städtischen Grundbesitz zum Wert von 33 Milliarden an. Staatssekretär Sydow hat in der Finanzkommissionssitzung vom 23. Juni 1909 den Wert des städtischen Grundbesitzes in Preußen auf 21 Milliarden angegeben. Dem würden für das Reich nach dem Bevölkerungsverhältnis (+ 62 %) 34 Milliarden entsprechen, wobei zu berücksichtigen ist, daß von den 21 Milliarden, die davon auf Preußen entfallen, nach Ihrer Berechnung (in den Preuß. Jahrb., Bd. 135, S. 563) auf „Groß-Berlin und Umgebung“ allein 9 Milliarden entfallen, und daher bei einer Umrechnung auf das Reich, einfach nach Verhältnis der Einwohnerzahl, der unverhältnismäßig teure Boden Berlins ein zu großes Gewicht hat. Immerhin will ich für den Wert des städtischen deutschen Grundbesitzes Ihre 33 Milliarden akzeptieren.*)

Aber sowohl bei Ihnen wie bei Sydow enthält diese Wertsumme den ganzen städtischen Grundbesitz, während für unsere Rechnung nur derjenige Teil desselben in Betracht kommt, der Privatbesitz ist. Allerdings bringen Sie später (S. 176) für Preußen für „Kommunen, Kirchen und Stiftungen“ 5 Milliarden in Abzug. Das dürfte selbst für die Gebäude derselben noch zu wenig sein. Es scheint mir doch erforderlich, den Grundbesitz der Kommunen und Stiftungen vom städtischen Grundbesitz vorweg abzuziehen.

Das Statistische Jahrbuch Deutscher Städte 1908**) führt — für das Jahr 1905 — 50 Städte auf, von denen 38 Städte mit zusammen 36 581,69 ha städtischen Grundstücken innerhalb des Stadtbezirks (Grundeigentum der Stadtgemeinde), außerdem 3616,19 ha Stiftungsgrundstücke innerhalb des Stadtbezirks unter städtischer Verwaltung oder Aufsicht hatten. Die letzteren bilden also rund 10 % der ersteren. Von den 50 aufgeführten Städten hatten (nach Ausschaltung von Dresden, Leipzig und Plauen i. V.) 47 Städte zusammen 41 035,59 ha städtische Grundstücke innerhalb des Stadtbezirks (Grundeigentum der Stadtgemeinde). Rechnen wir hierzu nach obigem Maßstab noch 10 % Stiftungsgrundstücke inner-

*) Dann aber einschließlich des nicht von Ihnen berücksichtigten Wertes der in Kommunalbesitz befindlichen städtischen Straßenbahnen, soweit dieser Wert noch nicht in der Feuerversicherung enthalten ist. Das Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 118, registriert für 1907 3851 km Straßenbahnen, auf deren Wert bei Position 8 (Privatbahnen) zurückgekommen werden soll. Er beträgt rund eine Milliarde.

**) S. 19.

halb des Stadtbezirks unter städtischer Verwaltung oder Aufsicht, so ergibt das innerhalb des Stadtbezirks ein Areal in städtischem und Stiftungsbesitz von 45 139 ha.

Nach demselben Jahrbuch*) hatten diese 47 Städte eine Gesamtfläche von 188 181,64 ha, wovon für Wege, Straßen und Eisenbahnen 20 759,24 ha, für öffentliche Plätze und Gartenanlagen 4058,66 ha und für Begräbnisplätze 1700,55 ha, zusammen 26 518,45 ha — bei einigen Städten sind diese drei zusammen aufgeführt und in der ersteren Summe (20 759,24) mit enthalten — und für Wasserfläche 7050,45 ha, insgesamt 33 568,90 ha abgehen, so daß von der Gesamtfläche von 188 181,64 ha nur 154 612,74 ha Nutzfläche verbleiben. Von letzterer bilden obige 45 139 ha städtischer und Stiftungsbesitz rund 30 %. Rund 30 % des verwendbaren städtischen Bodens ist also nicht in Privatbesitz. In Wirklichkeit dürfte dieser Prozentsatz noch wesentlich größer sein, denn zu der Fläche des Grundeigentums der Stadtgemeinden innerhalb des Stadtbezirks, die in den 50 vom Statistischen Jahrbuch S. 19 aufgeführten Städten 43 972,79 ha betragen hat, kommt noch eine fast doppelt so große Fläche (genau 81 358,32 ha), die diese Stadtgemeinden außerhalb des Stadtbezirks besaßen. Von letzterer gehört vielleicht noch mancher Hektar zur „Gesamtfläche" der Städte, den oben aufgeführten 188 182 ha.

Zu den städtischen Grundstücken außerhalb des Stadtbezirks kommen aber noch die Stiftungsgrundstücke außerhalb des Stadtbezirks unter städtischer Verwaltung oder Aufsicht, deren Fläche bei 30 Städten, für welche das Statistische Jahrbuch S. 19 diesbezügliche Angaben enthält, 27 % der Fläche der städtischen Grundstücke außerhalb der Stadt gleichkommt. (Letztere beträgt in diesen 30 Städten 71 820 ha, erstere 19 299 ha.)

Mit den 10 %, um welche die städtischen Grundstücke innerhalb des Stadtbezirks, und den 27 %, um welche die städtischen Grundstücke außerhalb des Stadtbezirks durch die Stiftungsgrundstücke unter städtischer Verwaltung oder Aufsicht vermehrt werden, ist die Fläche der Stiftungsgrundstücke aber keineswegs erfaßt. Denn zu den Stiftungsgrundstücken unter dieser Verwaltung oder Aufsicht kommt noch der nicht bekannte, aber jedenfalls nicht geringe Umfang der nicht unter städtischer Aufsicht und Verwaltung stehenden Stiftungsgrundstücke.

---

*) S. 12 u. 13.

So viel steht nach vorstehenden Zahlen jedenfalls wohl fest, daß man vom nutzbaren städtischen Grundbesitz statt 30 % mindestens 40 % als dem Privatbesitz entzogen annehmen muß, um so mehr, als die vorstehende Statistik 2 Jahre hinter dem Jahre 1907 zurückliegt und nach derselben die Fläche des Grundeigentums der Stadtgemeinden gegen das Vorjahr um 2,2 % zugenommen hatte, eine Jahreszunahme, welche diejenige der Gesamtfläche weit übertrifft. Und außer auf Gemeinde- und Stiftungsbesitz entfällt ja auch noch ein Teil des städtischen Bodens auf Staat und Kirche und auf Stiftungen, die nicht unter städtischer Verwaltung und Aufsicht stehen, sowie auf zahlreiche Vereine und sonstige Körperschaften. Es seien hier nur die Genossenschaften, Freimaurerlogen, Sparkassen und Innungen erwähnt.

Daß wir einschließlich all dieser Institute auf mindestens 40 % dem Privatbesitz entzogenen städtischen Boden kommen, kann nach Vorstehendem nicht zweifelhaft sein. Man darf auch nicht vergessen, daß von den 34,8 Millionen städtischen Einwohnern nur 11,5 Millionen in Großstädten lebten und daß gerade die kleinen Städte vielfach seit Jahren eine sehr vernünftige städtische Bodenpolitik treiben. Die in obiger Weise aufgemachte Rechnung ergibt z. B. für Freiburg i. B. 73,1 % des Bodens innerhalb des Stadtbezirks in Besitz der Stadt und der Stiftungen. In der Großstadt Frankfurt a. M. sind dies auch noch 60,4 % und wenn es in Berlin, wo die Terrainspekulation schon frühzeitig große Komplexe mit Beschlag belegt hat, nur 16,3 % sind, so wird hier manches Prozent, um das es hinter kleineren Städten zurücksteht, wieder ausgeglichen durch Staats-, Provinzial- und Militärgebäude (z. B. Kasernen), sowie durch Fürstenschlösser.

Allerdings braucht 40 % der Bodenfläche noch nicht gleichbedeutend zu sein mit 40 % ihres Wertes. Das Gros der kommunalen Bodenfläche dürfte in den Außenbezirken liegen. Aber zum Teil liegen selbst unbebaute städtische Flächen noch in sehr gesuchter Gegend, und was noch mehr wieder ausgleicht, als dieser Umstand, ist die Tatsache, daß die städtischen — und die meisten öffentlichen Gebäude — zum größten Teil gerade die wertvollsten Plätze einnehmen.

In meiner, den Lesern dieser Jahrbücher wohl größtenteils bekannten Vaterstadt Hamburg z. B. liegen im Zentrum des kleinen Gebietes der von den früheren „Wällen" eingeschlossenen „inneren Stadt" und auf dem wertvollen Terrain dieser früheren Wälle und

Festungsgräben: Börse, Rathaus, Reichsbank, „Patriotisches Gebäude“, Gymnasium mit Riesenspielplatz, Stadtbibliothek, eine ganze dieser gegenüberliegende städtische Häuserreihe (für Bildungszwecke), Gewerbeschule und Museum, Naturhistorisches Museum, eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Anstalten, Kunsthalle, mehrere Bahnhöfe, Theater, städtische Pfandhäuser, Badeanstalten, Sparkassen, Postgebäude, Krankenhäuser mit großen Gärten, ein Dutzend großer Verwaltungs- und Gerichtsgebäude, ebensoviel Kirchen, Zoologischer und Botanischer Garten, Elektrizitätswerke. Dann folgen am Hafen die endlosen Kais und die städtischen Freihafengebäude, dicht „vor dem Tore“ die frühere „Zollvereinsniederlage“ (ein ganzes Häuserviertel), daneben riesige Schlachthofanlagen mit zugehörigen Stallungen, etwa 250 Schulen mit geräumigen Spielplätzen (teils sogar in der „inneren Stadt“), Gas- und Wasserwerke, diverse Elektrizitätswerke, mächtige Stein- und Röhrenläger. Wenn ich hier abbreche, geschieht es nur, um nicht zu langweilen.

In jeder Stadt wird das Bild im Verhältnis zur Einwohnerzahl ein ähnliches sein. Der Wert der für öffentliche Zwecke in Anspruch genommenen wertvollsten Plätze der Städte gleicht zum großen Teil wieder aus, was das Gros des in den Außenbezirken liegenden städtischen Grundbesitzes pro Flächeneinheit durchschnittlich weniger wert sein mag, als der Durchschnittswert der dem Zentrum näher liegenden bebauten Grundstücke in Privatbesitz beträgt. Das ist zu berücksichtigen, wenn man das Flächenverhältnis von 40% öffentlichen Grundbesitzes in ein Wertverhältnis verwandeln will. Ich glaube nicht, daß wir hier mehr als 15% hinter das Flächenverhältnis zurückgehen können und setze daher den öffentlichen Grundbesitz mit 25% des Wertes des städtischen Bodens ein.*)

Wir haben den städtischen Grundbesitz Deutschlands angenommen zum Werte von . . . . . . . . . . . 33 Milliarden Mk.
Von diesem haben wir nach Vorstehendem einen
Abzug zu machen von 25% = . . . . 8 „ „
Es verbleibt also vom städtischen Grundbesitz ein Wert von rund . . . . . 25 Milliarden Mk.
für den Privatbesitz.

*) Anmerkung des Herausgebers. Mir ist es doch noch zweifelhaft, ob dieser Abzug berechtigt ist; es handelt sich darum (was ich im Augenblick nicht feststellen kann), ob bei dem Mietswert abzügl. Feuerkassenwert in Berlin, worauf meine ganze Berechnung basiert ist (Vgl. Bd. 135, S. 563) die öffentlichen Gebäude eingeschlossen sind oder nicht.

### 3. Ländlicher Boden.

Für die landwirtschaftlich benutzte Fläche liegt bereits die Betriebszählung vom 12. Juni 1907 vor, für die Waldungen müssen wir uns noch mit der Statistik des Jahres 1900 behelfen, die aber gegen die Statistiken der Jahre 1893 und 1883 sich so wenig verändert hat, daß sie uns für die Gesamtfläche von 1907 noch maßgebend sein darf, nicht aber für die Besitzverteilung, auf die Sie gar keine Rücksicht genommen haben. Von der Gesamtfläche der Forsten und Holzungen von 14 Mill. ha waren schon im Jahre 1900 nur noch 6,5 Mill. ha in Privatbesitz.*) Die restlichen 7,5 Mill. ha Kron-, Staats-, Gemeinde-, Stiftungs- und Genossenforsten hatten gegen die Aufnahme von 1893 um 168000 ha zugenommen, während die Privatforsten gleichzeitig um 122000 ha abgenommen hatten. Nun ergibt sich aber aus der Veröffentlichung des Kaiserlich Statistischen Amtes zu den Finanzen des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten in den Vierteljahresheften zur Statistik des Deutschen Reiches 1908**), daß allein die Staatsforsten von 1900 auf 1907 um 526000 ha zugenommen haben. Daraus allein schon ergibt sich, daß die Privatforsten im Jahre 1907 keine 6 Mill. ha mehr betragen haben. In Betracht kommt für uns auch noch, daß von der Zunahme von 526000 ha Staatsforsten allein auf Preußen rund 450000 ha entfallen dürften, das 1906 bereits rund 3 Mill. ha Staatsforsten besaß***), gegen erst 2,6 Mill. im Jahre 1900.†) Wir können demnach für 1907 in Preußen nur noch mit 3,7—3,8 Mill. ha, in Deutschland nur noch mit 6 Mill. ha Privatforsten rechnen, während Sie für Deutschland 14 Mill. ha Wald in Rechnung stellen.††)

Was den für Wald von Ihnen angenommenen Preis von „gut 500 Mark“ pro Hektar anbelangt, so will ich denselben akzeptieren, bemerke aber, daß der Preußische Staat im Jahre 1906 für 27455 von ihm angekaufte Hektar Wald 11192780 Mk.†††) = 408 Mk. pro Hektar bezahlt hat.

Sie nehmen dann für Deutschland noch 2 Mill. ha schlechte Weide à 500 Mk. und 34 Mill. ha landwirtschaftlichen Boden à 1600 Mk. an††). Nach der Betriebszählung vom 12. Juni 1907

*) Siehe Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 59, u. 1903, S. 32.
**) Zweites Heft, S. 143.
***) Vide Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1909, S. 47.
†) Vide Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1903, S. 32.
††) S. 170.
†††) Vide Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1909, S. 47.

betrug die landwirtschaftlich benutzte Fläche in Preußen 20,0 Mill. ha, in Deutschland 31,8 Mill. ha.*) Von letzteren gehen für unsere Zwecke aber doch **wenigstens** die Domänen ab, auf die in Deutschland im Jahre 1907 (nach den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches 1908) 758454 ha entfielen. Es verbleiben also von den 31,8 Mill. ha landwirtschaftlich benutzter Fläche nur rund 31 Mill. Aber auch diese sind nicht alle in Privatbesitz. Wir wissen nicht, wieviel davon auf Kron-, Gemeinde-, Stiftungsland usw.**) entfällt, müssen aber vorsichtigerweise doch wohl rund 1 Mill. ha dafür in Abzug bringen. So **verbleiben uns also für den Privatbesitz nur rund 30 Mill. ha landwirtschaftlicher Boden.**

Ich will gleich hinzufügen, daß die „nutzbare Fläche" Domänenvorwerke im Jahre 1907 in Preußen 430069 ha betrug***), so daß wir für Domänen, Kron- und Gemeindeland ꝛc. in Preußen rund 1 Mill. ha in Abzug bringen müssen, wonach von den 21,0 Mill. ha landwirtschaftlich benutzter Fläche für unsere Rechnung in **Preußen nur rund 20 Mill. ha landwirtschaftlichen Bodens** übrig bleiben.

Danach kommen wir für den ländlichen Boden zu folgendem Resultat.

**Ländlicher Boden.**

| | Preußen | | Deutschland | |
|---|---|---|---|---|
| | Millionen ha | Milliarden Mark | Millionen ha | Milliarden Mark |
| a. Wald . . . . | 3,8 à 500 M. = | 1,9 | 6,0 à 500 M. | 3 |
| b. Schlechte Weide . | 1,2 à 500 M. — | 0,6 | 2,0 à 500 M. = | 1 |
| | 5,0 | 2,5 | 8,0 | 4 |
| c. Landwirtschaftlicher Boden und gute Weide . . | 20,0 à 1600 M. = 32,0 | | 30,0 à 1600 M. = 48 | |
| Hiervon ab die Hälfte als Feuerversicherung = . . . | 16,0 | | 24 | |
| | 16,0 | 16,0 | 24 | 24 |
| | | 18,5 | | 28 |

Wir kommen also auf einen **Wert des ländlichen Bodens für Preußen von 18 Milliarden Mk.**†), **für Deutsch-**

*) vide Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 55 u. 57.

**) Für das „usw." folgt noch eine Erklärung weiter unten.

***) Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1909, S. 46.

†) In der schon erwähnten Finanzkommissionssitzung vom 23. Juni 1909 gab Staatssekretär Sydow den Wert des ländlichen Grundbesitzes in Preußen auf 14 Milliarden Mk. an.

land von 28 Milliarden Mk., gegen 35 Milliarden, die Sie (S. 170) für Deutschland berechnet hatten, von denen nach Ihrem Umrechnungsmodus auf Preußen 21 Milliarden entfielen. Von den jetzt für Deutschland errechneten 28 Milliarden würden nach Ihrem Umrechnungsmodus noch keine 17 Milliarden auf Preußen entfallen. Da Preußen jetzt aber 65% der Reichsfläche einnimmt und das Wertverhältnis der Bodenflächen sich eher nach diesem Verhältnis, als nach dem der Einwohnerzahlen richtet, so zeigt sich hier, daß es angebracht war, den Wert des preußischen ländlichen Bodens gleich mit zu berechnen und ihn nicht erst durch Umrechnung à 60% aus demjenigen des deutschen ländlichen Bodens zu errechnen.

Bezüglich des Durchschnittspreises von 1600 Mk. für den Hektar landwirtschaftlichen Bodens möchte ich bemerken, daß die königliche Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen im Durchschnitt der drei Jahre 1905/07 für den ha in Westpreußen 1152 Mk., in Posen 1467 Mk. bezahlt hat, in beiden Provinzen einen doppelt so hohen Preis, als sie noch Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts für den Hektar bezahlte.*) Allerdings wirken bei dieser Preissteigerung besondere Umstände mit, trotzdem aber geben diese Käufe — es handelt sich bis 1907 um Käufe im Gesamtbetrage von 307 Mill. Mk.*) — eine Idee von der allgemeinen Wertsteigerung des ländlichen Grundbesitzes, und es fragt sich doch, ob diese, in so kurzer Zeit erfolgte Grundwertsteigerung den für die Veranlagung zur preußischen Ergänzungssteuer maßgebenden Personen schon so zum Bewußtsein gekommen ist, daß sie in dieser Veranlagung schon voll zum Ausdruck gelangen konnte.**)

Uebrigens wird das Ansiedlungsareal nur sehr langsam von den Ansiedlern bezahlt. Der bei weitem größte Teil des durch Anleihen aufgebrachten Gegenwerts der 307 Mill. Mk. figuriert nachher noch einmal unter dem Privatvermögen, wenn wir diesem später den Nominalbetrag der Staatsanleihen hinzurechnen. Der von den Ansiedlern noch nicht bezahlte Teil des Gegenwertes des Ansiedlungsareals müßte also, wie die Staatsdomänen, vom Ge-

---

*) Vide Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1909, S. 47.

**) Anmerkung des Herausgebers. Um keinen falschen Eindruck von dieser Stelle aufkommen zu lassen, möchte ich ausdrücklich hervorheben, daß ich den Wert des Hektars im Osten nur mit 1200 Mk., im Westen und Süden mit 2000, den Durchschnitt für ganz Deutschland mit 1600 Mk. angesetzt habe. Die Differenz in der Berechnung des landwirtschaftlich benutzten Areals geht wohl auf den Begriff der „guten Weide“ zurück.

samtwerte der landwirtschaftlich benutzten Fläche gekürzt werden. Es sei dies hier nur erwähnt um zu zeigen, wie mäßig der Abschlag von einer Milliarde für Deutschland, bezw. von einer halben Milliarde für Preußen war, die wir vom Werte der landwirtschaftlich benutzten Fläche für „Kron-, Gemeinde-, Stiftungsland usw." abgezogen haben. Wenn wir ferner den Wert des ländlichen Bodens für Preußen vom errechneten Wert von 18,5 Milliarden nach unten auf 18 Milliarden abgerundet haben, so ist das mit Rücksicht darauf geschehen, daß der Hektar des ländlichen Bodens Preußens durchschnittlich nicht ganz den Wert des Hektar im Reichsdurchschnitt haben dürfte.

4. Deutscher Besitz an ausländischen Werten.

Sie bringen diese mit 40 Milliarden Mk. in Ansatz, 15 Milliarden höher, als Ballod sie noch erst in der „Täglichen Rundschau" vom 17. November 1908 angenommen hat. Maßgebend hierfür ist Ihnen die „Differenz" zwischen Einfuhr- und Ausfuhrwert unserer Handelsbilanz, von welcher Differenz Sie 400 Millionen Auslandseinnahmen des deutschen Reedereigeschäftes abziehen, die restlichen 1500 Millionen mit 5½ % kapitalisieren und so kommen Sie zunächst auf 27 Milliarden im Ausland angelegten deutschen Kapitals. Die Steigerung der „Differenz" der Einfuhr gegen die Ausfuhr um jährlich 50 Mill. Mk. beweist Ihnen außerdem, daß — abzüglich 10 Millionen jährlicher Ertragssteigerung der Reedereien — in den vorausgegangenen Jahren jährlich 750 Mill. Mk von Deutschen neu im Ausland angelegt worden sind. So kommen Sie auf die rund 40 Milliarden deutschen Kapitals im Ausland.

Was zunächst die von Ihnen für Auslandseinnahmen des deutschen Reedereigeschäfts in Abzug gebrachten 400 Mill. Mk. anbelangt, so kann diese Summe ganz leicht um 200 Mill. Mk. größer sein, als Sie annehmen. Das allein schon würde das im Ausland angelegte deutsche Kapital nach Ihrem Berechnungsmodus um 3—4 Milliarden verringern. Herr Huldermann, auf den Sie sich für die Annahme der 400 Mill. Mk. beziehen, pflichtet meiner Meinung hierüber bei. Er hält die Schätzung von 800 Mill. Mk. Bruttoeinnahmen der deutschen Reedereien für eine Minimalschätzung, und meint, daß dieselben jetzt in Wirklichkeit größer sind. Er meint außerdem, es sei bei weitem nicht genügend, wenn man nur die Hälfte dieser Einnahmen (also 400 Mill. Mk.) als vom Ausland

gezahlt annehme. Auf das Verhältnis der ausländischen zur einheimischen Tonnage käme bei Beurteilung dieser Frage wenig an, weil auf die ausländische Tonnage hauptsächlich „die kleine Fahrt" (nach den nordischen Ländern und England) und die billigen Trampdampferfrachten entfallen, während auf die deutsche Reederei hauptsächlich die regelmäßige Fracht (und Auswanderung) der großen Entfernungen nach Uebersee entfielen, die viel mehr einbrächte, als „die kleine Fahrt" der Ausländer.

Ferner ist bei Beurteilung des Importüberschusses der Handelsbilanz noch zu berücksichtigen, daß derselbe wesentlich kleiner ist, als aus der Statistik hervorgeht, weil sehr wertvolle Exporte sich der Statistik entziehen. Hierher gehören in erster Linie Goldwaren. Von diesen — namentlich Schmuckwaren — werden regelmäßig ganze Koffer voll — wahrscheinlich aus „zolltechnischen Gründen" — von den Importeuren derselben, die zum Einkauf nach Deutschland kommen, als Reiseeffekten mitgenommen und entziehen sich so der Deklaration. Zur Ermittlung des deutschen Goldvorrats, der in den Statistiken unberechtigterweise fast nur nach den Prägungen eingeschätzt wird, habe ich vor etwa $1^1/_2$ Jahren eine Umfrage in Fachkreisen veranlaßt, deren Ergebnis ist: „Daß über ein Viertel, wohl die Hälfte unseres Exports (an Goldwaren), nicht deklariert wird, da es zum Teil persönlich mitgenommen wird, teils in Briefen versandt wird." Hierdurch allein schon können rund 200 Mill. Mk. unseres Importüberschusses des Jahres 1907 ausgeglichen worden sein, in dem die Ausfuhr in diesen Waren nach der Statistik 193 Mill Mk. betragen hat. (Siehe „Monatliche Nachweisungen über den auswärtigen Handel Deutschlands, Dezember 1907, S. 433, Nr. 771a „Waren aus Gold".) Nach Ihrem Berechnungsmodus des im Ausland angelegten deutschen Kapitals reduziert sich dasselbe durch vorstehend mitgeteilten Umstand um mehrere Milliarden

Aber auch für den Rest der nach Berücksichtigung vorgenannter Umstände verbleibenden „Differenz" halte ich Ihren Berechnungsmodus der ja ziemlich allgemein ist, für unrichtig. Diese Differenz enthält nicht nur vom Ausland gezahlte Frachten, sondern auch vom Ausland auf unseren Export gezahlten Handelsgewinn, Versicherungsprämie usw. Daß sie sich seit 1891 fast verdoppelt hat, braucht mit dem im Ausland angelegten deutschen Kapital gar nichts zu tun zu haben. Zur Erklärung dieser Verdoppelung genügt vollkommen, daß unsere Ausfuhr sich inzwischen mehr als verdoppelt hat. Die Differenz ist zum großen, wenn nicht zum größten Teil Handelsgewinn — ein-

schließlich Risikoprämie —, den der deutsche Exporteur an der Ausfuhr und der Importeur an der Einfuhr macht, wenn er letztere „draußen" billiger eingekauft hat, als er sie sich vom deutschen Abnehmer bezahlen läßt. In beiden Fällen wird dieser Handelsgewinn durch größere Wareneinfuhr realisiert und oft sind Exporteur und Importeur dieselbe Person. Namentlich groß ist dieser Gewinn, wenn er „draußen" eine eigene Niederlassung besitzt oder gar im Exportland reisen läßt. Die „Differenz" enthält aber auch Handelsgewinn, der weder an der deutschen Ausfuhr, noch an der deutschen Einfuhr gemacht ist, sondern auch — um ein Beispiel zu konstruieren — Handelsgewinn, den der deutsche Exporteur an Waren gemacht hat, die er auf Muster aus England bezogen und in Transvaal verkauft hat, ohne daß sie Deutschland berührt haben. Durch Sprachkenntnisse, Fleiß und Tüchtigkeit verdient der deutsche Exporteur an nichtdeutschen*) wie an deutschen Waren und vermehrt dadurch unseren Einfuhrüberschuß in einem Umfange, der weniger mit dem Umfange des im Auslande angelegten deutschen Kapitals, als mit dem Umfange des deutschen Exports in Zusammenhang steht.

Das wird namentlich ersichtlich, wenn man den Einfuhrüberschuß in Prozenten der Ausfuhr berechnet. Dann ergibt sich nämlich, daß in den Jahren 1891**), 1892 und 1893, wo die „Differenz" Ihrer Aufstellung (S. 171) 1065, 1080 und 890 Mill. Mk. betrug, diese 32 %, 34 % und 28 % des Wertes der Ausfuhr ausmachte, während sie in den Jahren 1905, 1906 und 1907, wo sie 1595, 1960 und 1905 Mill. betrug, sich also fast verdoppelt hatte, nur 27 %, 30 % und 27 % des Wertes der Ausfuhr bildete. Der Rückgang dieses Prozentsatzes, der in der Zwischenzeit auch gelegentlich zwischen 21 % und 41 % variierte, berechtigt jedoch nicht zu irgendwelchen Schlüssen, weil die von Ihnen aufgeführten Ein- und Ausfuhrwerte aus zwei Gründen überhaupt kein zuverlässiges Bild geben können.

---

*) Es sei hier nur an den großen Warenumschlag des Hamburger Freihafens erinnert, der zum großen Teil aus Waren besteht, die vom Ausland kommen und wieder ins Ausland gehen, nicht im deutschen Spezialhandel (und dadurch auch nicht in den von Ihnen verwendeten Ein- und Ausfuhrsummen) figurieren, aber an denen der deutsche Handel, die deutsche Spedition und die deutsche Reederei doch verdienen. Auch die seit dem 1. März 1906 veränderte Handelsstatistik hat an der Statistik des „Spezialhandels" so gut wie nichts geändert.

**) Es empfiehlt sich nicht, zu Vergleichen schon die Jahre 18[illegible] und 1890 heranzuziehen, weil bis 1891 noch der Hamburger und Bremer Zollanschluß nachwirkte.

Der eine Grund ist, daß Ihre Ein- und Ausfuhrzahlen auch die Ein- und Ausfuhr gemünzten Goldes mit enthalten, die mit der Handelsbilanz wenig zu tun hat, sondern von der Diskontpolitik, dem Auslandszinsfuß, von Faktoren mit abhängt, die nicht vom eigenen Handel beeinflußt werden. Eine Aufstellung der Ein- und Ausfuhr gemünzten Goldes zeigt, wie trotz dauernden Wareneinfuhrüberschusses die Bewegung gemünzten Goldes hin- und hergeht, wie im Jahre der amerikanischen Geldkrisis, im Jahre 1907, sich das Einfuhrplus gemünzten Goldes der Vorjahre in ein Minus von 87 Mill. verwandelt, und wie das Gold im nächsten Jahre wieder nach Deutschland zurückströmt. Sie zeigt ferner, wie in den Jahren der großen deutschen Russenanleihen, 1902 und 1905, der Einfuhrüberschuß gemünzten Goldes gegen das Vorjahr um 89 Mill., bzw. 139 Mill. und bei Berücksichtigung der ganzen Goldbewegung der Goldeinfuhrüberschuß überhaupt gegen das Vorjahr um 137 Mill., bzw. 224 Mill. zurückgeht. Ein genaueres Bild des Einfuhrüberschusses kann daher für unsere Zwecke nur von Ein- und Ausfuhrwerten gewonnen werden, welche die Ein- und Ausfuhr gemünzten Goldes nicht mit enthalten.

Der zweite Grund, der den Vergleich der nach den deutschen Ein- und Ausfuhrwerten berechneten Prozentsätze des Einfuhrüberschusses ungenau macht, ist, daß die Ein- und Ausfuhrwerte der deutschen Handelsstatistik überhaupt ganz ungenaue sind. Sie werden, soweit nicht Wertanmeldung vorgeschrieben ist, von einem handelsstatistischen Beirat nach Einheitswerten für die Warenbewegung des ganzen Jahres berechnet. Gesetzt den Fall, es ließe sich ein solcher „Einheitswert" für das ganze Jahr mit einiger Sicherheit ermitteln, dann ist auch noch ganz unwahrscheinlich, daß das Gros in den einzelnen Waren zu diesem Mittelwert gehandelt worden ist.

Zu genaueren Untersuchungen sind die Ein- und Ausfuhrwerte der deutschen Handelsstatistik also überhaupt nicht zu gebrauchen. Ist die deutsche Handelsstatistik zu solchen Untersuchungen nicht zu gebrauchen, so sind sie damit aber noch nicht ausgeschlossen, denn es eignen sich hierfür vorzüglich die Handelsstatistiken von Hamburg und Bremen, welche die jeweilige Ein- und Ausfuhr genau zu dem Werte aufführen, den sie bei Ueberschreiten der deutschen Zoll- (bezw. Reichs-) grenze gehabt hat.

Diese Werte sind vom Empfänger und Versender genau anzugeben und werden behördlich kontrolliert. Nebenbei bemerkt um-

faßt der Hamburg-Bremer Außenhandel rund die Hälfte des deutschen Außenhandels überhaupt, und zwar sowohl in der Einfuhr als in der Ausfuhr. Er umfaßt aber nicht nur Ein- und Ausfuhr über die Grenze des deutschen Zollgebietes, sondern auch allen Durchfuhrverkehr des Freihafens, z. B. Kaffee, der von Brasilien nach dem Hamburger Freihafen kommt, und von dort — gleichgültig, ob mit oder ohne vorherige Einlagerung (im Hamburger Freihafen) früher oder später zu Wasser nach Schweden weiter geht, ist in der Hamburger Ein- bezw. Ausfuhrstatistik mit enthalten, nicht aber im Spezialhandel der Reichsstatistik, welcher die Basis unserer Handelsbilanz ist, oder richtiger, bis 1906 gewesen ist.

Berechnet man nun den Einfuhrüberschuß der Hamburg-Bremer Waren-Ein- und Ausfuhr („ohne Kontanten", d. h. ohne Münze) in Prozenten der Ausfuhr, so ergibt sich das überraschende Resultat, daß derselbe in den ganzen 18 Jahren 1891 bis 1908 mit rund 30 % durchweg der gleiche bleibt. Die Abweichungen sind unbedeutend und selten, und wo sie größer sind, charakteristisch dafür, daß die „Differenz" von der allgemeinen Handelsprosperität, und nicht von den Zinsen des im Ausland arbeitenden Kapitals abhängt. Besonders hoch ist der Prozentsatz nämlich im Jahr der billigen bezw. schnell gesunkenen Preise 1894 (34 %), im vorzüglichsten Geschäftsjahre 1898 (43 %) und im Jahre der durch den Burenkrieg in die Höhe getriebenen Frachten 1900 (35 %). In den folgenden 8 Jahren 1901—1908 hat er nie unter 28 % und nie über 32 % betragen, während er in den Jahren 1891—1895 (mit Ausnahme des schon genannten Jahres 1894) ebenfalls zwischen 28 % und 30 % variiert hatte.

Wenn die Einfuhrdifferenz in erster Linie mit dem im Ausland angelegten deutschen Kapital zusammenhinge, wie wäre es dann auch erklärlich, daß sie in dem einen einzigen Jahre von 1907 auf 1908 um über ein Drittel (nämlich von 1901 Mill. Mk. auf 1265 Mill. Mk., also um 636 Mill. Mk.*) zurückgehen konnte. Andrerseits ist es charakteristisch für ihren Zusammenhang mit dem Außenhandel, insbesondere dem Export, daß sie **trotz des Riesenrückganges der Einfuhr** um 1083 Mill. Mk. im Jahre 1908 im Hamburg-Bremer Ein- und Ausfuhrhandel — in dem die Einfuhr um 454 Millionen, die Ausfuhr um 349 Millionen gegen das

*) Ohne „Edelmetalle".

Vorjahr zurückgegangen war — mit 32 % von der Ausfuhr **genau den gleichen Prozentsatz wie im Vorjahre ausmachte.***)

Aber außer dem Ausfuhrhandel, den ausländischen Einnahmen der deutschen Reederei, der Schmuckausfuhr per Post und Koffer, wird — abgesehen vom deutschen Kapital im Ausland — die Einfuhrdifferenz ja auch noch von anderen Umständen beeinflußt, so von dem, was die Fremden an deutscher Konfektion im Koffer mitnehmen, was die deutschen Bäder mehr vom Ausland empfangen, als die ausländischen von Deutschen, überhaupt, was der Fremdenverkehr Deutschland mehr bringt, als die Deutschen in der Fremde ausgeben. So steigt z. B. jährlich die Zahl der Amerikaner, die durch Deutschland nach der Schweiz ꝛc. reisen. Bedeutend dürfte auch sein, was die deutschen Aerzte von ausländischen Patienten, die deutschen Universitäten von ausländischen Studenten einnehmen. Bei Berücksichtigung aller dieser Umstände schmilzt die „Differenz" (im Vorjahre nur 1265 Millionen) überhaupt stark zusammen.

Ich glaube vorstehend genügend erwiesen zu haben, daß weder die Differenz der Einfuhr über die Ausfuhr, noch die Steigerung dieser Differenz Schlüsse zuläßt auf die im Ausland angelegten deutschen Kapitalien. Ich kann daher für diese Kapitalien keine größere Summe einsetzen, als bisher dafür angenommen worden ist und setze sie mit dem Werte an, den Ballod dafür angenommen hat, also mit 25 Milliarden.**)

Andrerseits kann ich aber auch nicht zugeben, daß „der Besitz, der Ausländern an deutschen Werten eignet, nur sehr gering ist".

---

*) Der sich durch all die Jahre ungefähr gleich bleibende Prozentsatz scheint darauf hinzuweisen, daß jährlich ein ungefähr gleich hoher Betrag, wie derjenige, den Deutschland von im Auslande angelegten Kapitalien an Zinsen einnimmt, von Deutschland im Auslande wieder neu angelegt wird, sofern er nicht durch denjenigen Betrag kompensiert wird, den das Ausland jährlich an deutschen Werten erwirbt, oder in Deutschland anlegt.

**) Ballod bezieht sich hierfür auf die Denkschrift über die Steigerung der deutschen Seeinteressen (eine Tendenzschrift). Daß die dort aufgeführten Summen schon für 1904—1905 gelten, bedeutet noch nicht unbedingt, daß für 1907 mehr einzusetzen ist. Die Denkschrift schätzt 16 Milliarden ausländischer Effekten und 9 Milliarden deutscher Anlagewerte im überseeischen Ausland, letztere einschließlich des Besitzes der im Auslande lebenden Deutschen, der uns, da sie fremder Volkswirtschaft angehören, gar nichts angeht. Außerdem erscheint die Summe selbst ganz enorm. Was die 16 Milliarden Effekten anbelangt, so sind solche kein Dauerbesitz. Oft werden große Auslandswerte wieder abgestoßen, und das ist in Deutschland z. B. stark mit Italienern geschehen, für die man deutsche Anleihen gekauft hat. Wenn ich die 25 Milliarden Auslandswerte nach Ballod und dem Werk, aus dem er geschöpft hat, akzeptiere, so geschieht es nur, weil ich mir gar kein eigenes Urteil in diesem Punkte zutraue und nirgendwo einen Anhaltspunkt für irgend eine Schätzung sehe.

Sie bringen dafür nichts in Ansatz mit der Begründung: „Da ja unsre Berechnung sich auf das Ergebnis der Handelsbilanz stützt", „ist der Besitz, den Fremde von deutschen Werten haben, bereits kompensierend in Abzug gebracht". Nachdem sich nun herausgestellt hat, daß die „Stütze" versagt, fällt auch das Argument der „Kompensierung". Es muß also für die in ausländischem Besitz befindlichen deutschen Werte etwas in Ansatz gebracht werden. Holland, Belgien, die Schweiz, Oesterreich, Frankreich und England haben schon einen anrechnungswerten Besitz deutscher Werte. Ich möchte hier daran erinnern, daß selbst die Anteile der Reichsbank zu einem Drittel in ausländischen Händen sind. In einer Anzahl deutscher Hotels steckt englisches Kapital. In Belgien, Frankreich, England leben zahlreiche Deutsche und Nachkommen Deutscher, die deutsche Staatspapiere besitzen. Solche befinden sich auch in Händen englischer Versicherungsgesellschaften, die namentlich große Beträge deutscher Stadtanleihen besitzen sollen. Wenn man für die in ausländischem Besitz befindlichen deutschen Papiere und die in Deutschland angelegten ausländischen Kapitalien 3 Milliarden ansetzt, dürfte dies schwerlich zu hoch gegriffen sein.

### 5. Staatswerte.

Da es sich nur um Ermittlung des Privatbesitzes handelt, können wir die Staatswerte unberücksichtigt lassen.

### 6. Schiffe 2c.

Da ich das „2c." als den unversicherten Hausrat mit Ballod („Tägl. Rundschau" vom 17. November 1908) zu $2^1/_2$ Milliarden annehmen will,*) kann ich Ihre 4 Milliarden für Position 6 akzeptieren,**) obgleich bei Ihnen sich unter den 4 Milliarden

*) In Berlin werden die unversicherten mobilen Werte nach langjähriger Berechnung der Berliner Feuerwehr zu 3 % eingeschätzt. Nach dem Modus, nach dem ich weiter hinten den Wert des Hausrats für Preußen berechne, beträgt der Wert desselben für Deutschland gerade 19 Milliarden. 3 % hiervon sind 0,57 Milliarden. Ich habe also mit $2^1/_2$ Milliarden mehr als den vierfachen Betrag eingestellt, einen Betrag, groß genug, den Hausrat sämtlicher nicht einkommensteuerpflichtigen Haushaltungen einzuschließen.

**) Der „Nauticus" für 1909 gibt in einer „Uebersicht über den finanziellen Stand der deutschen Reedereien und Schiffswerften auf Aktien" das Aktienkapital der Reedereien auf 427 Millionen, das Kapital ihrer Vorrechtsanleihen auf 152 Millionen, ihre Reservefonds auf 63 Millionen an; zusammen 642 Millionen. Ein Teil des Schiffswertes ist auch noch in der Feuerversicherung enthalten. (Für das Hafenrisiko.)

derselben $2^1/_2$ Milliarden Schiffstransporte befinden, für die ich eben das andere Objekt einsetze. Ein solches Quantum Ware ist nie gleichzeitig auf dem Transport — abgesehen davon, daß der Wert des letzteren in der Feuerversicherung enthalten ist.

## 7. Metallgeld.

Die für Metallgeld angesetzten 5 Milliarden sind jedenfalls direkt oder indirekt dem Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1908, S. 79, entnommen; nach der dort gegebenen Aufstellung sollen 1907 4,4 Milliarden Gold- und 1 Milliarde Silber-, Nickel- und Kupfermünzen vorhanden gewesen sein. Die letztgenannte Milliarde ist bekanntlich keine halbe wert und befindet sich überwiegend in Händen von Leuten mit nicht ergänzungssteuerpflichtigem Vermögen, müßte sich bei Ihnen also größtenteils unter den Beträgen befinden, die Sie zur Ermittlung des preußischen Vermögens über 6000 Mk. bezw. über 20 000 Mk. vom preußischen Gesamtvermögen abziehen. Sie haben aber weder hierfür, noch für das in diesen Händen befindliche Goldgeld einen Abzug gemacht.

Nun sind nach den neuerdings vom Reichsamt des Innern veranstalteten Erhebungen über die gewerbliche Verwendung von Gold in Deutschland in den Jahren 1906 und 1907*) in diesen beiden Jahren allein zu diesen Zwecken 95 Mill. Mk. deutscher Goldmünze verwendet worden. Unter Berücksichtigung der nicht beantworteten Fragebogen hat man für die beiden Jahre mit rund 100 Mill. Mk. Reichsgoldmünzenverlust zu rechnen, d. h. 50 Mill. Mark pro Jahr.**) Nimmt man für die 35 Jahre 1872—1907 nur einen Jahresdurchschnitt von 30 Mill. Mk. an, so kommt man schon auf einen Totalabgang von über 1 Milliarde an geprägter Reichsgoldmünze. Aber ebenso wie in Deutschland in den beiden Erhebungsjahren an Goldmünzen auch noch $4^1/_2$ Millionen fremder Münzen zu gewerblichen Zwecken verwendet worden sind, verwenden zu gleichen Zwecken andere Länder auch deutsche Reichsgoldmünze.

---

*) Siehe „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" Nr. 142, v. 20. Juni 09.

**) Nach einer von mir vor $1^1/_2$ Jahren veranstalteten Privatumfrage bei Eingeweihten und Sachverständigen sind allein im Jahre 1907 rund 100 Mill. Mk in Doppelkronen zu industriellen Zwecken wieder eingeschmolzen worden und wäre es wohl möglich, daß bei der Erhebung von Reichs wegen die Hauptschuldigen sich geniert haben, die Fragebogen richtig auszufüllen. Nach einer solchen Schätzung aus Fachkreisen wären seit 1872 1750 Millionen deutsche Goldmünzen zu Industriezwecken eingeschmolzen.

Wieviel davon in fremde Münzen wandert, wissen wir auch nicht. Allein im Krisenjahr 1907 sind 43 Mill. Mk. deutsche Reichsgoldmünze mehr aus- als eingeführt worden. Ein Teil davon wird im Ausland eingeschmolzen. Und wieviel geht im Laufe der Zeit verloren?! Es muß also damit gerechnet werden, daß unser Goldvorrat an Reichsmünze nicht 4,4 Milliarden, sondern kaum noch 3 Milliarden betragen wird *) Wieviel davon befindet sich aber in Händen öffentlicher Institute: Post, Eisenbahn, Krankenkassen, Militär- und anderen Behörden?! Bei dem Umfang der öffentlichen Institutionen muß man wohl eine halbe Milliarde hierfür ansetzen. Es verbleiben dann in Händen des Privatbesitzes $2^{1}/_{2}$ Milliarden, von denen sich auch noch ein Teil in Händen des nicht ergänzungssteuerpflichtigen Teiles der Bevölkerung befindet,**) auf welchen ebenfalls das Gros der Silbermünze entfällt Wir können also nicht mehr als $2^{1}/_{2}$ Milliarden Münze in Händen des Privatbesitzes in Ansatz bringen

## 8. Privatbahnen.

Nachdem ein Sachkenner Ihnen den Wert derselben mit $1^{1}/_{2}$ Milliarden angegeben hat, wollen wir denselben auch in dieser Höhe einstellen — wenngleich ein Teil dieser $1^{1}/_{2}$ Milliarden schon in der Feuerversicherung enthalten sein wird. (Vielleicht ist das der Grund, warum Sie in Ihrer Aufstellung nur eine Milliarde dafür eingestellt haben?) Der Wert derselben kann aber trotzdem wesentlich größer als $1^{1}/_{2}$ Milliarden sein, denn das Anlagekapital der deutschen Vollbahnen betrug im Jahre 1907 15635 Mill. Mk.***),
dasjenige der Kleinbahnen . . . . . . . . 159 „ „ †)
zusammen 15794 „ „ ,
während das Anlagekapital der Staatsbahnen 14110 „ „
betrug.††) Danach betrug das Anlagekapital
der Privatbahnen . . . . . . . . . . . 1684 Mill. Mk.

Da sich das Anlagekapital der deutschen Bahnen im Durchschnitt der letzten 5 Jahre (1903—07) mit 6,04% verzinste, dürften

*) Trotz der Erhebung des Reichsamts des Innern wird von Reichs wegen noch immer in bisheriger Weise die Reichsmünzstatistik veröffentlicht und wurden z. B. erst wieder unterm 21. August 1909 an Goldmünze für Ende Juli 4490 Mill. Mk. angegeben!!

**) Ein großer Teil der Lohnzahlungen erfolgt in Gold.

***) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S 114.

†) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 117.

††) Vierteljahrshefte zur Stat. d. d. R. 1908.

auch die Privatbahnen sich ähnlich rentieren und daher einen das Anlagekapital übersteigenden Wert haben. Zu diesen 1684 Mill. (Wert der Voll- und schmalspurigen Bahnen) kommt aber noch der Wert der „Nebenbahnähnlichen Kleinbahnen“, in deren 9175 km*) ein Anlagekapital von 530 Mill. stecken dürfte**), sowie der Wert der nicht kommunalen Straßenbahnen. Wir können aber nur den Gesamtwert der Straßenbahnen ermitteln, in deren 3851 km*) nach dem Maßstab desjenigen der preußischen Straßenbahnen***) ein Anlagekapital von 944 Mill. steckt. Die Schätzung von $1^1/_2$ Milliarden für die Privatbahnen ist also schon eine so mäßige, daß wir sicher nicht weniger dafür einstellen dürfen.

## 9. Anlage- und Betriebskapitalien außerhalb der obigen Kategorien.

Die 10 Milliarden, die Sie hierfür in Ansatz bringen, kann ich nicht berechtigt finden. Gewiß geben die S. 172 von Ihnen geltend gemachten Umstände den Unternehmungen einen Wert, der bei eventuellem Verkauf derselben realisiert werden kann und der vorhanden ist, „auch ohne, daß eine Substanz übergeben wird“. Solange das Unternehmen aber nicht verkauft ist, drückt sich der Wert desselben nicht im Vermögen, sondern im entsprechenden Einkommen aus, das mit dem Ausscheiden des Inhabers oder Leiters vielleicht wieder verschwindet, wie die Praxis des Arztes mit dessen Tode. Und so wenig die Steuerbehörde die Praxis des Arztes oder des Rechtsanwaltes kapitalisiert und ihn in Höhe des so errechneten Wertes der Praxis zur Vermögenssteuer heranzieht, so wenig kapitalisiert sie das Einkommen des Zeitungsverlegers und zieht ihn in entsprechender Höhe zur Vermögenssteuer heran.

Würde sie das tun wollen, dann könnte und würde der Inhaber vielleicht einen noch größeren Betrag in Abzug bringen, den er seinerzeit für Uebernahme des Unternehmens bezahlt hat. Dieses Prinzip würde übrigens dahin führen das regelmäßige Einkommen des Lehrers, Arztes, Rechtsanwaltes usw. kapitalisiert als deren Vermögen anzusehen und dieses dann zur Vermögenssteuer heran-

*) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 118.

**) Nach dem Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1908, S. 111, lagen nämlich hiervon 8351 km in Preußen mit einem Anlagekapital von 483,4 Mill. Mk. Das sind 57900 Mk. pro Kilometer.

***) Ebenda, S. 111 ist das Anlagekapital der 2639 km Straßenbahnen mit 646,3 Mill. angegeben. Das sind 245000 Mk. pro Kilometer.

zuziehen. Sie sagen: „Wir müssen aber doch etwas dafür einsetzen, da diese Werte auch bei der Vermögenssteuer in Betracht kommen." So weit das der Fall ist — und bei den Apotheken ist das ja in gewissem Umfang der Fall — müssen wir es natürlich tun, gehen wir aber darüber hinaus, dann könnte es die Wirkung haben, daß das veranlagte Vermögen von dem so ermittelten Volksvermögen abgezogen, eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Vermögenshinterziehung ergeben müßte.

Die große Summe aber, die Sie für die nicht substantiellen Werte einsetzen (für Preußen figurieren dieser Art bei Ihnen 6 Milliarden, das sind 6,6 % des veranlagten Vermögens — ein riesiger Prozentsatz), ist, wenn sie auch nur entfernt in solcher Höhe berechtigt, bzw. zur richtigen Ermittlung des Volksvermögens erforderlich ist, ein Armutszeugnis für das von Ihnen zur Ermittlung desselben im übrigen angewandte System. Ich frage mich, wo irgendein Maßstab für die dann erforderliche Summe zu finden wäre und wo dann die Grenze für die Kapitalisierung des Einkommens zu ziehen wäre, zwischen dem Einkommen des Apothekers und dem noch sichereren des Briefträgers. Außer, wie gesagt, für den Apotheker, dessen Privileg eine Kapitalisierung desselben rechtfertigt, sehe ich auch nicht, daß dies für Privatunternehmen erforderlich oder berechtigt ist. Daß gelegentlich auch mal ein materieller Besitz durch persönliche oder wirtschaftliche Umstände (Besitzwechsel, Ungeeignetheit eines für bestimmte Zwecke errichteten Gebäudes für andere Zwecke) an Wert verlieren kann, berechtigt noch nicht dazu, einen Vermögenswert da anzunehmen, wo der ganze Wert in einer Person oder einem Recht besteht, die der Tod oder Gunst und Ungunst morgen beseitigen. Ein Zweifel könnte nur bezüglich der Aktiengesellschaften bestehen, insofern der Kurswert der Aktien, der für den Vermögensumfang der Aktieninhaber maßgebend ist, den Wert ihres materiellen Besitzes wesentlich übersteigt. Das mag bei vielen Aktiengesellschaften zutreffen, andere aber arbeiten wiederum mit soviel fremdem Kapital (wo bleiben denn die großen Depositen der Banken?), daß ihr in Gebäuden, Maschinen, Waren und Ausständen steckendes Kapital den Wert ihrer Aktien weit übertrifft*).

*) Allein die Anleihen, Obligationen und Hypotheken bildeten im Jahre 1907 bei den preußischen Aktiengesellschaften mit einem eingezahlten Kapital von 8570 Mill. mit 2458 Mill. rund 30 % dieses Kapitals (Stat. Jahrb. für den Preuß. Staat 1909, S. 134 und 135) und Ende 1907 betrugen die Kreditoren und Depositen bei 158 deutschen Kreditbanken und 7 „gemischten" Banken 7051 Mill. Mk. („Denkschriftenband" Teil III, S. 21).

Noch andere haben selbst mehr Kapital in materiellen Werten stecken, als ihr Aktienkapital und der Kurswert derselben beträgt, der vielleicht auf 50 % gesunken ist, während sie den dreifachen Wert in materiellen Werten besitzen. Wieder andere haben durch Aufnahme von Hypotheken materielle Werte angelegt, die viel größer sind, als der Kurswert ihrer Aktien. Ich sehe nicht, wie sich bei dieser Sachlage ein Urteil über den Umfang gewinnen läßt, in dem auch nur bei den Aktiengesellschaften die nicht substantiellen Werte den Kurswert übersteigen — vorausgesetzt, daß sie ihn in ihrer Gesamtheit überhaupt übersteigen! Ich sehe auch nicht, wie ein System, das nichtsubstantielle Werte berücksichtigt, sich mit einem System verträgt, das nur auf den materiellen Wert aufgebaut ist. Es dürfte sich auch nicht empfehlen, die Aktien zum Kurswert als Volksvermögen einzustellen — wobei man noch nicht einmal an Gesellschaften à la „Trebertrocknung", von welcher Sorte es mehr gibt, als man glaubt, zu denken braucht. Auch wird der Aktieninhaber berechtigt sein — moralisch ist er es jedenfalls —, bei der Vermögensaufnahme mit einem gewissen Kursrückgang zu rechnen, haben wir doch selbst bei unseren Staatspapieren in dieser Beziehung die schlimmsten Erfahrungen gemacht.

Dieser letztere Punkt führt mich zu der Bemerkung, daß Sie (S. 176) die 26 Milliarden Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen zum vollen Nominalbetrag eingestellt haben, einem Wert, den sie im Jahre 1907 am allerwenigsten gehabt haben. Wenn ich nachher zur Einstellung dieser Werte komme, will ich gegen die Einstellung zum Nominalbetrage (für Preußen) nichts einwenden. An dieser Stelle aber möchte ich dazu bemerken, daß hiermit schon etwa 2 Milliarden kompensiert sein dürften, die an anderer Stelle (für Preußen) vielleicht zu wenig eingestellt sind.*)

Aehnlich liegen die Dinge bei den 25 Milliarden deutscher Auslandswerte, die zum Teil — namentlich was die Effekten anbelangt — aus recht „exotischen" Werten bestehen, die nicht nach

---

*) Nach dem Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1908, S. 140, betrug das Grundkapital der preuß. Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien 9498 Mill. Mk. In Anbetracht des Sitzes so vieler großer Aktiengesellschaften in Berlin, Rheinland-Westfalen und Schlesien kann man das preußische Aktienkapital nicht für Deutschland im Verhältnis der preußischen zur deutschen Bevölkerung erhöhen. Wenn man das dennoch tut, kommt man auch erst auf 15 Milliarden für Deutschland. Nehmen wir es mit 14 Milliarden an, dann bilden Ihre 10 Milliarden für nichtsubstantielle Werte über 70 % des deutschen Aktienkapitals!!

dem Kurszettel (soweit sie überhaupt darin verzeichnet sind) beurteilt werden dürfen und deren „Wert" manchmal wie Butter an der Sonne schmilzt, wenn man genötigt ist, einen größeren Posten davon zu realisieren, Werten, deren Unterlage häufig noch erst besteht in — Hoffnungen! Wenn man die Auslandswerte zu dem bezahlten event. zum Nominalbetrage einstellt, dann hat man sie vielleicht einige Milliarden höher eingestellt, als ihr jetziger Wert beträgt. Auch damit sind wieder einige Milliarden kompensiert, die an anderer Stelle vielleicht zu wenig eingestellt sind.

Was nun den nichtsubstantiellen Wert der Apotheken anbelangt, so besitzen wir hierfür einen Maßstab in dem im Jahre 1900 von Rasim veröffentlichten Ablösungsvorschlag, dem er die Summe von 300 Mill. Mk. für die Idealwerte aller deutschen Apotheken zugrunde legte. Dieselben betragen also heute jedenfalls noch keine halbe Milliarde. Trotzdem wollen wir hierfür und für andere vielleicht noch in Betracht kommende nicht substantielle Werte dieser Art eine Milliarde einstellen.*)

Nach vorstehenden Ausführungen setzt sich das deutsche Volksvermögen (Privatvermögen) nun zusammen wie folgt:

---

*) In der preußischen Ergänzungssteuerveranlagung figurieren solche Werte nur mit 132 Millionen von 85,5 Milliarden, die die Vermögen mit über 3000 Mk. Einkommen veranlagt sind, bei 19,1 Milliarden Schulden. (Siehe Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1908, S. 246, Tab. 6, Spalte 6: „Selbständige Rechte und Gerechtigkeiten.") Diese 132 Mill. machen nur 0,2 % der veranlagten Vermögen nach Abzug der Schulden. Ihnen entsprechen bei 91,6 Milliarden überhaupt veranlagten Vermögen 183 Mill. für Preußen und 293 Mill. für Deutschland.

Zusatz des Herausgebers. Diese Rubrik der Veranlagungs-Statistik hat mit dem eigentlichen Problem wohl kaum etwas zu tun. Ueberhaupt muß ich in diesem ganzen Abschnitt dem Herrn Verfasser grundsätzlich widersprechen. Selbstverständlich kann man nicht die Praxis eines Arztes kapitalisieren und als Vermögen besteuern, ebenso selbstverständlich aber hat eine Fabrik einen sehr viel höheren Wert als die Gebäude, Maschinen, Inventar und Warenvorräte, und dieser höhere Wert ist bei dem Privatmann ebenso gut steuerpflichtig wie beim Aktien-Unternehmen, wo er sich im Kurse der Aktien unmittelbar ausdrückt. Daß die Grenze, wo solches unsubstantielle Vermögen existiert und wo es steuerpflichtig wird, schwer zu ziehen ist, ist richtig, hebt aber den Begriff selbst nicht auf. Die Masse solcher nach der heutigen Gesetzgebung wie nach gesunden, steuerlichen Prinzipien steuerpflichtigen Werte ist, wie ich mich seitdem durch Stichproben überzeugt habe, außerordentlich groß und wenn ich dafür 10 Milliarden eingesetzt habe, so sind diese nicht, wie Herr May glaubt, auf 1 Milliarde zu reduzieren, sondern unzweifelhaft nicht nur zu erhöhen, sondern zu vervielfachen. Einen Anhalt für eine Schätzung habe ich freilich bisher nicht gefunden.

## Deutsches Volksvermögen (Privatvermögen).*)

| | | Milliarden Mark | (Preuß. Jahrb. S. 172 u. 173.) |
|---|---|---|---|
| 1. Feuerversicherung i. J. 1907 | 180 | | |
| ÷ Ueberversicherung 15 % = | 27 | | |
| | 153 | | |
| ÷ Rückversicherung . . . | 12 | | |
| Wert der Feuerversicherung . | 141 | 141,0 | (170) |
| 2. Städtischer Boden (33 Milliarden ÷ 25 % in Kommunal- und Stiftungsbesitz) . . . | | 25,0 | (33) |
| 3. Ländlicher Boden (f. Preußen 18 Milliarden) . . . . | | 28,0 | (35) |
| 4. Ausländische Werte . . . | 25 | | |
| ÷ Inländische Werte in ausländischem Besitz . | 3 | | |
| | 22 | 22,0 | (40) |
| 5. Staatswerte nicht zu berücksichtigen . . | | — | |
| 6. Schiffe ꝛc. . . . . . . . . . . . (Einschließlich 2½ Milliarden unversicherter Hausrat laut vorstehender Erklärung zu Position 6.) | | 4,0 | (4) |
| 7. Metallgeld . . . . . . . . . . . (Wirklicher Wert 3½—4 Milliarden, davon aber in Händen der in Preußen Ergänzungssteuerpflichtigen nur 2½ Milliarden) | | 2,5 | (5) |
| 8. Privatbahnen . . . . . . . . . . | | 1,5 | (1) |
| 9. Anlagen und Betriebskapitalien außerhalb der obigen Kategorien . . . . . . . | | 1,0 | (10) |
| zusammen | | 225,0*) | (298) |

Die selben Posten, die bei mir . . 225 Milliarden ergeben,
ergaben bei Ihnen (S. 172 u. 173) 298 „
bei Ihnen also . . . . . 73 Milliarden mehr.

Zur Ermittlung des eigentlichen Privatvermögens des gesamten deutschen Volkes müssen nun zu vorstehenden 225 Milliar-

*) Einschließlich des Vermögens der Kirchen, Vereine usw. und – soweit es nicht in Grund und Boden besteht – auch einschließlich des Vermögens der Kommunen und Stiftungen (der Kommunen allerdings nur, soweit ihre Bauten im Feuerversicherungswert enthalten sind, was nur ausnahmsweise – z. B. beim Stadtstaat Hamburg – nicht der Fall ist).

den zunächst an Metallgeld wieder $1^1/_2$ Milliarden hinzuaddiert werden (Gold, Silber und andere Scheidemünze in Händen der nicht ergänzungssteuerpflichtigen Bevölkerung). Wir kommen dann auf $226^1/_2$ Milliarden, die ich in Anbetracht dessen, daß wir den nicht versicherten Teil der Privatbahnen mit $1^1/_2$ Milliarden recht knapp eingestellt haben, und daß wir den Feuerversicherungsbetrag mit rund 180 Milliarden, statt, wie berechnet, mit 180,3 Milliarden eingestellt haben, nach oben auf 227 Milliarden abrunde. In diesen 227 Milliarden ist nun noch enthalten das Vermögen der Kirchen, Innungen, Vereine 2c. 2c., sowie der nicht in Grund und Boden steckende Teil des Kommunal- und Stiftungsvermögens und von letzterem wohl auch noch ein Teil des Bodenbesitzes. Für all diese nicht privaten Werte können wir nicht weniger als 9 Milliarden in Ansatz bringen.

Es ist ja üblich, für solche unbekannten Größen in Bausch und Bogen eine Summe einzusetzen. Die Höhe des Betrages, den ich hier einzustellen genötigt bin, vernotwendigt es aber, daß ich für den Umfang desselben Belege beibringe, da derselbe sonst fraglos bezweifelt werden würde. Ich beginne mit Gegenständen, denen wir schon begegnet sind.

a) Stiftungen. Die städtische Bodenfläche der Stiftungen hat — wie wir errechnet hatten — von der Fläche des Grundeigentums der Stadtgemeinden innerhalb des Stadtbezirks 10 %, außerhalb desselben 27 % betragen. Die Stadtgemeinden besaßen 30 % der Gesamtnutzfläche, und wir hatten mit Rücksicht darauf, daß der größte Teil des Kommunalbesitzes in den Außenbezirken liegt, ein großer Teil desselben aber gerade den wertvollsten Teil des Zentrums einnimmt und mit Rücksicht ferner auf den großen Kommunalgrundbesitz außerhalb des Stadtbezirks 25 % des Wertes der städtischen Gesamtnutzfläche auf Kommunal- und Stiftungsbesitz gerechnet. Die Stiftungsgrundstücke liegen nun in der Regel nicht so zentral wie der wertvollste Kommunalbesitz. Ich würde daher vom Wert des Kommunalbesitzes nicht 10 % auf die Stiftungsgrundstücke rechnen, obgleich diese 10 % der Fläche desselben innerhalb des Stadtbezirks einnehmen, wenn nicht der Unterschied in der Lage der Stiftungsgrundstücke im Vergleich zur Lage des Kommunalbesitzes dadurch wieder ausgeglichen würde, daß die Stifungen außerhalb des Stadtbezirks ein Areal in der Größe von 27 % der Fläche des Grundeigentums der Stadtgemeinden außerhalb des Stadtbezirks besitzen. In Anbetracht des letzteren Umstandes können wir aber nicht weniger als 10 % des Wertes, den wir für Gemeindegesamtgrundeigentum und Stiftungsgrundeigentum angenommen haben, für die Stiftungen in Anspruch nehmen. Den Wert des städischen Bodens hatten wir mit 33 Milliarden angenommen, hiervon 25 % für Kommunal- und Stiftungsbesitz gerechnet, ergibt 8,25 Milliarden und von letzteren 10 % für Stiftungsbesitz allein gerechnet gibt 825 Millionen. Zu diesen 825 Millionen kommt nun noch der vom Privatbesitz von uns ebenfalls schon

abgezogene Wert der Stiftungsforsten und der sonstige Landbesitz der Stiftungen, den wir, einschließlich Gemeinde- und Kronland, mit 1 Million Hektar beim ländlichen Boden berücksichtigt haben. Nehmen wir an, daß etwa ein Drittel hiervon auf Stiftungsland entfällt, und nehmen wir dasselbe wieder à 1600 Mk pro Hektar an und ziehen von den sich dann ergebenden rund 500 Millionen wieder die Hälfte für Feuerversicherung ab, dann kommen wir auf einen Wert des ländlichen Stiftungsbodens von 250 Millionen, den wir bei Berechnung des ländlichen Bodens in Privatbesitz schon abgezogen hatten. Unter den 6 Millionen Hektar Wald in Privatbesitz, die wir für Deutschland eingestellt haben, befanden sich ebenfalls nicht die 211 015 Hektar Stiftungsforsten, die es nach dem Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 59 i. J. 1900 in Deutschland gab und die wir à 500 Mk. pro Hektar mit rund 105 Mill. Mk. Wert annehmen müssen.

In den 227 Milliarden Privatvermögen waren also vom Vermögen der Stiftungen **nicht** enthalten:

| | |
|---|---|
| der Wert ihres städtischen Bodens . . . | 825 Millionen |
| „ „ „ ländlichen Bodens . . . | 250 „ |
| „ „ „ Forstbesitzes . . . . . | 105 „ |
| zusammen | 1180 Millionen |

Das übrige Vermögen der Stiftungen ist aber in den 227 Milliarden Privatvermögen noch mit enthalten. Das Gesamtvermögen der Stiftungen habe ich für Deutschland (im Schmollerschen Jahrbuch 1909 IV, „Das deutsche Volkseinkommen i. J. 1907") berechnet auf . 3500 Millionen
Von diesen sind in unseren 227 Milliarden nicht enthalten . . . . . . . . . . . . . . . . . 1180 „
Hingegen sind in unseren 227 Milliarden hiervon enthalten die restlichen . . . . . . . . . . . 2320 Millionen.

b) **Pensionsfonds von Unternehmungen.** Diese sind ebenfalls in unseren 227 Milliarden noch enthalten. Ich habe das Vermögen derselben (an gleicher Stelle, wie dasjenige der Stiftungen im Schmollerschen Jahrbuch) außer dem zu solchen Zwecken schon im Stiftungsvermögen enthaltenen Kapital noch auf 1 Milliarde veranschlagt.

c) **Vermögen der „Arbeiterversicherung".** Dasselbe ist im St. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 346 für Ende 1907 auf 1977 Mill. Mark angegeben. Aus den an gleicher Stelle, S. 342 gemachten Angaben über die Verteilung des Vermögensbestandes der Invalidenversicherung (1404 Millionen) geht hervor, daß nicht etwa ein Teil des rund 2 Milliardenvermögens der Arbeiterversicherung schon in Domänen und Forsten oder sonstigen von uns bereits abgezogenen Vermögensobjekten enthalten ist. Das ganze Vermögen der Arbeiterversicherung ist also an dieser Stelle noch zu berücksichtigen. Ebenso ganz zu berücksichtigen ist auch:

d) **Das Vermögen der Sparkassen** (nicht zu verwechseln mit den, den Sparern gehörenden, Spareinlagen), das Ende 1906 (nach dem Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 268) 788,5 Millionen betrug,

im Durchschnitt der letzten drei Jahre jährlich um 30 Millionen zugenommen hat und daher Ende 1907 820 Millionen betragen haben dürfte. Mit dem Vermögen der Gewerkschaften (40 Millionen) und den Reservefonds der Genossenschaften, die vielleicht nicht in der Theorie, aber praktisch zweifellos ebenfalls hierhergehören, erhöhen sich diese 820 Millionen auf mindestens 1 Milliarde.

e) Vermögen der nicht privaten Feuerversicherungsanstalten. Nach dem „Denkschriftenband", Teil III, S. 35, waren i. J. 1906 von den 173,34 Milliard. Feuerversicherung („deutsches Geschäft sämtlicher Anstalten") 109,86 bei privaten Anstalten versichert. Das waren also 63 % der Gesamtversicherung. Auf die nicht privaten Anstalten entfielen also 37 % der Versicherung, also im Jahre 1907 67 von den 180 Milliarden der Gesamtversicherung. Nach dem Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1908, S. 141, hatten die öffentlichen Versicherungsanstalten in Preußen i. J. 1907 ein Kapital von 99 Mill. Mk. bei einer Versicherungssumme von 36 Milliarden. Nach diesem Verhältnis entfällt auf die 67 Milliarden betragende Versicherungssumme der nicht privaten Anstalten ein Vermögen von 184 Millionen.

f) Oeffentliche städtische Schulgebäude. Ein großer öffentlicher, in der Feuerversicherungssumme mit enthaltener Besitz ist der Wert der öffentlichen Schulgebäude, soweit die öffentlichen Schulen nicht — wie im Stadtstaat Hamburg allgemein — ausnahmsweise dem Staat gehören. Letzteres ist bei Volksschulen allgemein nicht der Fall. Den Wert der Volksschulbauten zu berechnen, ist anscheinend leicht. Nach dem schon einige Jahre alten Schulbauprogramm der Hamburger Schulsynode kostete gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die 16klassige Volksschule in Preußen durchschnittlich 360000 — 380000 Mk. zu erbauen, die Klasse also über 23000 Mk., auf eine Klasse kamen im Jahre 1906 nach dem Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1908, S. 157, in Preußen in den Städten 54, auf dem Lande 53 Schüler, also kostete der Schulbau pro Schüler damals schon 430 Mk. Nach dem Stat. Jahrbuch f. d. D. R. 1908, S. 253, hatten die deutschen Volksschulen — ohne Hamburg, das ich ausnehme, weil es seine Volksschulen nicht versichert — 9621902 Schüler, im Jahre 1907 gab es also in Deutschland rund 10 Millionen Volksschüler, deren Schulbauten à 430 Mk. pro Schüler = 4,3 Milliarden gekostet haben würden. Diese Rechnung ist aber falsch, denn es gibt viele alte Schulgebäude, und häufig kommt es vor, daß alte Häuser zu Schulbauzwecken angekauft und jahrelang dazu benutzt werden, weil man die Mittel, sie durch Neubauten zu ersetzen, noch nicht hergeben will oder kann. Außerdem sind die Schulen auf dem Lande ein ganz anderes Bauobjekt, als in den Städten. Während im Jahre 1906 in Preußen auf eine öffentliche Volksschule in den Städten durchschnittlich 8,87 Klassen entfielen, kamen auf dem Lande auf dieselbe nur 2,22 Klassen. Daß man mit der Berechnung der Schulbaukosten der Neubauten pro Kopf des Schülers zu keinem maßgebenden Resultat gelangt, zeigt folgendes Beispiel: Eine jüngst in Altona gebaute Volksschule kostete 208200 Mk., sie hat 511 Schüler, kostete also pro Schüler 388 Mk. Sämtliche Volksschulen von Altona mit jetzt 19445 Schülern sind jetzt mit 2849470 Mk.

in der Schleswig-Holsteinischen Landesbrandkasse versichert, das sind aber nur 147 Mk. pro Schüler.

Wir wollen die Schulbaukosten für Stadt und Land getrennt berechnen, und zwar nach dem Verhältnis des „Gesamtbetrages der 1905 tatsächlich aufgewendeten Kosten für Bauten" für Stadt und Land. Das waren nach dem Stat. Jahrb f. d. Preuß. Staat 1908, S. 165, in den Städten 23,9 Millionen, auf dem Lande 21,0 Millionen, und da erstere 16,9, letztere 20,4 Millionen Einwohner hatten (Stat. Jahrb. S. 3), so kamen in den Städten 1.41 Mk., auf dem Lande 1,03 Mk. Schulbaukosten auf den Kopf der Bevölkerung, also auf dem Lande 27 % weniger als in den Städten. Aber obiges Verhältnis bezieht sich auf alle Schulneu-, Ersatz- und Erweiterungsbauten, nicht nur auf diejenigen der Volksschulen, für welch' letztere auch aufgeführt wird der „ursprüngliche Betrag der für Schulbauten angeliehenen und noch nicht völlig getilgten Bauschulden", der i. J. 1906 in den Städten 142,4, auf dem Lande 132,8 Millionen betragen hat, also auf dem Lande nur 23 % weniger. Daß das Minus auf dem Lande bei den Volksschulbauten nur 23 %, bei den Schulbauten überhaupt aber 27 % beträgt, erklärt sich ganz natürlich aus den nur auf die Städte entfallenden wesentlich teureren Bauten der höheren Schulen. Das Verhältnis bei den Volksschulbauten zeigt uns aber, daß das Verhältnis zwischen Stadt- und Landschulbaukosten kein Zufallsverhältnis des Jahres 1905 gewesen sein kann, sondern ein dauernd ungefähr gleiches gewesen sein muß.

Altona hatte im Jahre 1905 168000 Einwohner. Es ist durchaus keine reiche Stadt. Es hat manches alte Haus zu Schulzwecken angekauft, aber noch nicht durch die beabsichtigten Neubauten ersetzt. Wenn wir pro Kopf der Volksschüler der Städte den Altonaer Satz mit rund 150 Mk., und pro Kopf der Volksschüler auf dem Lande 27 % weniger annehmen, rechnen wir jedenfalls nicht zuviel. Von den 60,6 Millionen Einwohnern, die Deutschland im Jahre 1905 hatte, lebten 25,8 Millionen = 42,6 % auf dem Lande und 34 8 Millionen = 57,4 % in den Städten. Danach haben wir bei 10 Millionen Volksschülern überhaupt in den Städten mit $5^1/_2$ Millionen, auf dem Lande mit $4^1/_2$ Millionen Volksschülern zu rechnen, und stellt sich dann der heutige Feuerversicherungswert der Volksschulbauten wie folgt:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 5,5 Millionen | städtische Volksschüler | à 150 Mk. | = 825 | Millionen |
| 4,5 „ | ländliche „ | à 110 „ | = 515 | „ |
| 10 Millionen | „ | zus. | 1340 | Millionen |

Nach dem Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat 1908, S. 165 ist der „Betrag der gegenwärtig (Juni 1906) noch vorhandenen, durch Volksschulbauten verursachten Bauschuld" 210 Millionen Mark. Dem entsprechen für Deutschland gerade 340 Millionen. Und da (nach gleicher Quelle für Deutschland berechnet) im Jahresdurchschnitt etwa 21 Millionen Bauschulden neu hinzukommen, hat die Bauschuld für Volksschulen Ende 1907 noch 370 Millionen betragen = 28 % des von uns errechneten Wertes der Volksschulbauten von 1340 Millionen, ein Zeichen, daß wir keinesfalls zu viel gerechnet haben.

An Mobiliar entfallen auf den Kopf des Volksschülers in Altona (nach der Mobiliarversicherung der Volksschulen) 16 Mk. Nehmen wir für den Reichsdurchschnitt 15 Mk. an, dann kommen für die Mobiliarversicherung der 10 Millionen Volksschüler noch 150 Millionen hinzu. Altona hat ferner 6614 Schüler anderer öffentlicher städtischer Schulen, deren Gebäude mit 2195700 Mk. versichert sind. Es entfallen also 332 Mk. auf den Kopf der öffentlichen Nichtvolksschüler. (NB. In Hamburg kostet jetzt der Bau einer höheren Schule pro Schüler 1000 Mk. und das Inventar pro Schüler etwa 120 Mk.) Den gleichen Satz (332 Mk.) auf die rund 800000 deutschen Schüler dieser Kategorie (einschließlich Seminaristen etc.) angewandt, ergibt einen Schulbauwert von rund 270 Mill., zu dem pro Kopf noch ein Mobiliarwert von rund 50 Mk. (in Altona 49 Mk.) hinzukämen. Das wären weitere 40 Millionen. Diese wollen wir aber ganz fortlassen als Aequivalent für die staatlichen (nicht versicherten) Schulen, deren Wert damit vom Gesamtwert der Nichtvolksschulbauten (270 Millionen), abgezogen ist. Wir haben dann:

| | |
|---|---|
| Versicherter Wert der Volksschulbauten . . . . . | 1340 Millionen |
| „ „ der anderen öffentlichen nicht staatlichen Schulen (einschließlich Mobiliar) . . . . . | 270 „ |
| Versicherter Wert des Volksschulmobiliars . . . . . | 150 „ |
| | 1760 Millionen |

g) Andere städtische Gebäude und

h) Andere nicht städtische öffentliche Gebäude (ohne Stiftungen), Logen, Kirchen ꝛc.

Wenn ich nun Altona, für das mir die erforderlichen Zahlen gütigst in der von mir gewünschten Weise ausgezogen und zur Verfügung gestellt sind, weiter als Maßstab für öffentliche Feuerversicherungswerte nehme, so ergibt sich folgendes Bild. Es waren dort im Jahre 1907 bei der Schleswig-Holsteinischen Landesbrandkasse versichert:

Von der Stadtgemeinde Altona (außer den schon genannten Schulwerten) noch:

| | |
|---|---|
| Gebäude . . . . . . . | 10 447 690 Mk. |
| Mobiliar . . . . . . . | 3 471 430 „ |
| zus. | 13 919 120 Mk. |

Sonstige öffentliche Gebäude (ohne Stiftungen), Logen, Kirchen ꝛc.:

| | |
|---|---|
| Gebäude . . . . . . . . | 3 241 390 Mk. |
| Mobiliar . . . . . . . | 59 610 „ |

Aus der letzteren Zahl sieht man schon, daß das Mobiliar der sonstigen öffentlichen Gebäude größtenteils nicht bei der Landesbrandkasse versichert ist. Inbezug auf die Gebäude sind die Versicherungswerte derselben aber maßgebend, da etwa 95 % des gesamten Gebäudewertes Altonas bei der Landesbrandkasse versichert sind. Die Gesamtversicherungssumme dieser Kasse für Gebäude betrug Ende 1907 295 Mill. Mk. Der Gesamtversicherungswert der Gebäude Altonas betrug also 310 Millionen.

Die Stadtgemeinde, die Gebäude und Mobiliar nur bei der Landesbrandkasse versichert, hatte dort (außer Schulen noch) 13,9 Millionen versichert. Das Verhältnis zwischen Gebäude- und Mobiliarwert dürfte in anderen Stadtgemeinden nicht wesentlich von demjenigen in Altona abweichen.

Diese 13,9 Millionen Versicherungswert der Stadtgemeinde bilden 4,5 % des Gesamtwertes der Gebäude Altonas. Die sonstigen öffentlichen Gebäude, die mit 3,2 Millionen versichert waren, bildeten (ohne Mobiliar) 1 % des Gesamtwertes der Gebäude Altonas. Nehmen wir nun ein ähnliches Verhältnis auch in den anderen Städten an, so kommen wir zu folgender Rechnung.

Die Basis unserer Feuerversicherungssumme waren 180 Milliarden, von denen 12 Milliarden für Rückversicherung abgingen. Dann verblieben 168 Milliarden, von denen die Hälfte, also 84 Milliarden, Gebäudeversicherung ist. Nach dem Verhältnis der deutschen Stadtbevölkerung zur Gesamtbevölkerung und dem größeren städtischen Reichtum kommen hiervon wenigstens 60 % auf die Städte. Also sind von den 84 Milliarden der Gebäudeversicherung, wenigstens 60 % also von 84 Milliarden 50 Milliarden städtische Gebäudeversicherung.

Von diesen 50 Milliarden städtischer Gebäudeversicherung haben wir nach vorstehendem zu rechnen 4,5 % auf städtische Gebäude (außer Schulen) und ihr Mobiliar, das ergibt für dieselben einen Versicherungswert von 2 250 Millionen, von denen noch die 15 % abgehen, die wir vom Feuerversicherungsbetrage für Ueberversicherung abgezogen haben. Dann verbleiben rund 1 900 Millionen für andere städtische Gebäude und deren Mobiliar.

Ferner haben wir von den 50 Milliarden städtischer Gebäudeversicherung 1 % für sonstige öffentliche Gebäude (ohne Mobiliar) zu rechnen, das ergibt für dieselben einen Versicherungswert von 500 Millionen, von denen noch 15 % für Ueberversicherung abgehen, dann verbleiben 425 Millionen für andere öffentliche Gebäude ohne deren Mobiliar, das wir nach Verhältnis des Mobiliar- zum Gebäudewert der Stadtgemeinde Altona mit 1/3 des Gebäudewertes, also mit 145 Millionen, annehmen können. So kommen wir für die anderen öffentlichen Gebäude mit Inhalt auf 570 Mill. Mk.

Daß der Prozentsatz der öffentlichen Werte in den kleinen Plätzen vielleicht niedriger ist als in den großen, wird durch zwei Momente reichlich ausgeglichen. Einmal gibt es wesentlich reichere Städte als Altona, wo dann auch der Prozentsatz der öffentlichen Werte größer ist, und zweitens haben wir garnichts in Ansatz gebracht für die öffentlichen und halböffentlichen Gebäude auf dem Lande, wo es Gemeindehäuser und noch andere öffentliche Werte gibt. Uebrigens ist Altona wegen der Nähe Hamburgs, mit Ausnahme für Kirchen, ein schlechter allgemeiner Maßstab für die Werte der halböffentlichen Gebäude, und bin ich überzeugt, daß der Wert derselben in Deutschland mit Inhalt eher eine Milliarde als eine halbe beträgt — wie nach dem Altonaer Maßstab errechnet.

Aber auch der Prozentsatz des Wertes der, der Stadtgemeinde gehörenden Gebäude (in Altona: Schulen 5,8 Millionen, andere Gebäude 10,4 Mill., zusammen 16,2 Millionen von 310 Millionen Gesamtgebäudewert = 5,2 %

des Gesamtgebäudewertes) dürfte im Reichsdurchschnitt größer sein, als in Altona, wo Gemeinde und Stiftungen zusammen nur 15 % der Gesamtnutzfläche besitzen, während dieser Prozentsatz bei den Städten, wie wir gesehen haben, durchschnittlich 30 % beträgt. Es wäre daher wünschenswert, daß Zusammenstellungen, wie ich sie für Altona veranlaßt habe, auch für andere Gemeinden gemacht würden.

Bei den Schulbauten habe ich absichtlich keinen Abzug für Ueberversicherung gemacht. Die Begründung hierfür würde aber zu weit führen.

i) Vereine. Wie groß das Vermögen sämtlicher Wohltätigkeits-Vereine, der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, Kunst-, Sport- und politischen Vereine rc. ist, wissen wir nicht. Daß mehrere hundert Millionen für die Werte derselben in ganz Deutschland angenommen werden müssen, ist wohl außer Frage. Ich will sie jedoch — aus rein rechnerischen Gründen — nur mit 259 Millionen einstellen.

Wir haben nun folgende Vermögen konstatiert, deren Werte zur Ermittlung des reinen Privatvermögens noch von obigen 227 Milliarden abzuziehen sind.

| | | |
|---|---|---|
| a) Vermögen der Stiftungen (außer Grund und Boden) | 2 320 | Millionen |
| b) „ „ Pensionsfonds von Unternehmungen | 1 000 | „ |
| c) „ „ Arbeiterversicherung | 1 977 | „ |
| d) „ „ Sparkassen rc. | 1 000 | „ |
| e) „ „ nicht privaten Feuerversicherungsanstalten | 184 | „ |
| f) Schulgebäude und Mobiliar (öffentliche, städtische) | 1 970 | „ |
| g) Andere städtische Gebäude, einschl. Mobiliar | 1 900 | „ |
| h) Andere öffentliche Gebäude, einschl. Mobiliar | 570 | „ |
| i) Vereinsvermögen | 259 | „ |
| Zusammen | 11 000 | Millionen. |

Wir kommen also bei aller Beschränkung auf das Notwendigste noch auf 11 Milliarden. Eine Summe von 12 Milliarden wäre der Wirklichkeit also wohl näher gekommen, als eine solche von 9 Milliarden, und wenn wir nur letztere Summe abziehen, so erhöht sich dadurch das Privatvermögen eigentlich um etwa 2 bis 3 Milliarden, für welche schon etwa 2 bis 3 Milliarden nicht versicherte Werte in Privatbesitz sein können.

So kommen wir statt auf 227 Milliard. auf nur etwa 218 Milliard. deutschen Privatvermögens. Wir müssen aber erinnern, daß hierin 25 Milliarden Auslandswerte enthalten sind, von denen seinerzeit 16 Milliarden Effekten waren, aber 9 Milliarden zum Teil überhaupt nicht der deutschen Volkswirtschaft angehörten. Zugegeben, daß der deutsche Besitz an ausländischen Effekten in der Zeit von 1904—05 bis

1907 gestiegen sein mag, so bleiben von den 25 Milliarden Auslandsbesitz auch heute immer noch einige, die fremder Volkswirtschaft angehören und uns daher nichts angehen. Nehmen wir diese nur mit 3 Milliarden an, so kommen wir auf 215 Milliarden deutschen Privatbesitzes. — Zu letzteren kommen aber noch die deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen in deutschem Besitz. Diese Anleihen beliefen sich auf 26 Milliarden, von denen wir aber doch wohl nicht mehr als 23 Milliarden in deutschem Besitz annehmen können. (Bei der Berechnung für Preußen komme ich auf diesen Punkt noch zurück.) Diese 23 Milliarden (Nominalbetrag) hatten im Jahre 1907 aber nur einen Kurswert von rund 20 Milliarden. Mit diesen 20 Milliarden kommen wir also auf einen deutschen Privatbesitz von 235 Milliarden. Bedenkt man nun, daß sich solche Schätzung genau überhaupt nicht machen läßt, berücksichtigt man, daß wir für noch nicht versicherte Privatwerte überhaupt nichts eingestellt haben (abgesehen von den $2^1/_2$ Milliarden nicht versicherten Mobiliars 2c. und etwa 2 Milliarden die indirekt dadurch eingestellt sind, daß wir für die nicht privaten Werte nur 9 Milliarden abgezogen haben, während es über 11 Milliarden sein dürften) und setzt — um für überhaupt nicht berücksichtigte Werte etwas einzusetzen — hierfür 5 Milliarden ein*), so kommt man für das Jahr 1907 auf ein

deutsches Privatvermögen von 240 Milliarden.**)

Diese Berechnung, die sich, wenn man schon einmal über das deutsche Volksvermögen zum preußischen kommen will, wegen des

*) Einschließlich des nicht versicherten Teiles des privaten Bergwerksbesitzes

**) An dieser Stelle dürfte folgender Hinweis allgemein interessieren. Ihre Volkseinkommensberechnungen waren durch den Kampf um die Erbschaftssteuervorlage der Regierung veranlaßt worden. In einer Arbeit, erschienen im jüngsten Band des „Finanz-Archiv" von Prof. Schanz (die mit Erlaubnis vom Herausgeber und Verleger im Interesse des Zustandekommens des Erbschaftssteuergesetzes schon früher veröffentlicht wurde), hatte ich gesagt und durch genaue Berechnungen belegt:

„Wenn die Wahrheit über die Größe des deutschen Volksvermögens auch nur in der Mitte liegt, zwischen den neueren Schätzungen (aus einer Fußnote ging hervor, daß die Ihrigen gemeint waren) und den vorstehenden Berechnungen auf Basis der preußischen Ergänzungssteuerveranlagung, auch dann würden die neuen englischen Nachlaß- und Erbschaftssteuersätze, angewandt auf die deutschen Hinterlassenschaften, dem Reiche mehr noch einbringen, als die ganzen jetzt erforderlichen 500 Millionen."

Die Nachlaß- und Erbschaftssteuersätze, auf die sich das vorstehende Zitat bezieht und welche (in England) die Vermögen schon von 2000 Mark an heranziehen, würden — wie in den hier in Rede stehenden Berechnungen bewiesen wurde — die deutschen Hinterlassenschaften mit 8,3% belastet haben.

Nun haben wir vorstehend das deutsche Privatvermögen auf 240 Millionen Mark berechnet. Davon entfallen etwa 8 Milliarden auf die Vermögen unter 2000 Mark und höchstens 19 Milliarden auf den (steuerfreien) Haus-

großen Interesses der Volkswirtschaft und der Allgemeinheit an denselben, kaum vermeiden läßt, geht uns hier ja aber eigentlich gar nichts an. Für das für unsere Zwecke zu ermittelnde preußische Volksvermögen haben wir uns an die vorstehende Aufstellung der Posten 1—9 zu halten, die ein deutsches Volksvermögen von 225 Milliarden ergeben hatte. Den von diesen 225 Milliarden auf Preußen entfallenden Teil berechnen wir, indem wir den davon auf den ländlichen Boden entfallenen Teil mit 28 Milliarden vom Gesamtvermögen wieder abziehen, die restlichen 197 Milliarden nach dem Bevölkerungsverhältnis (à 62 %) umrechnen*) und dem so gefundenen Betrag von . . . . . . . . . . . . . 122,1 Milliarden
den Wert des preußischen ländlichen Bodens mit 18,0 „
hinzufügen. So kommen wir auf ein preußisches
Volksvermögen von rund . . . . 140,0 Milliarden**)

## Deutsches Nationalvermögen (privates und öffentliches Vermögen).

Ehe wir mit der Berechnung für Preußen fortfahren, möchte ich hier zunächst eine Art Kontrolle der Richtigkeit des Endergebnisses

rat. Nehmen wir noch 10 Milliarden für nicht faßbare und für nicht steuerpflichtige Vermögenteile an, dann unterliegen von den 240 Milliarden 37 Milliarden nicht der Steuer, und es bleiben 203 Milliarden steuerpflichtig.

Die Erbschaftssteuervorlage der Regierung nahm an, daß vom Vermögen jährlich $^3/_{100}$ zur Vererbung kommen würden. Unter dieser Voraussetzung kämen von den restlichen (steuerpflichtigen) 203 Milliarden jährlich 6,09 Milliarden zur Vererbung und diese würden beim obigen Durchschnittssteuersatz von 8,3 % eine jährlichen Steuerertrag von 505 Millionen geben. Dieses wäre der Steuerertrag der Vermögen des Jahres 1907.

Die Voranschläge der Regierungsvorlage bezogen sich aber auf das Jahr 1910. In diesem Zeitraum wird das deutsche Volksvermögen um 12 % zugenommen haben, und würde der Steuerertrag der Hinterlassenschaften des Jahres 1910 nach englischen Sätzen also nicht 505 Millionen, sondern 565 Millionen sein.

*) Da Preußen verhältnismäßig etwas reicher ist, als Deutschland, so wäre (es wird dafür weiter unten noch ein ziffernmäßiger Beweis erbracht) ein noch etwas höherer Prozentsatz der Umrechnung berechtigt. Es kann das aber unterbleiben mit Rücksicht auf das Vermögen der zahlreichen halböffentlichen Körperschaften und Vereine, für welche wir nachher bei dem preußischen Vermögen nicht entsprechende Abzüge machen, es in der Höhe acceptierend, in der es in den Preuß. Jahrbüchern angenommen worden war. Die Umrechnung à $^3/_5$ würde aber noch 3,9 Milliarden weniger ergeben, als die Umrechnung à 62 % (118,2, statt 122,1 Milliarden).

**) Einschließlich des Vermögens der Kirchen, und — soweit es nicht im Grund und Boden besteht — auch einschließlich des Vermögens der Kommunen, Stiftungen und Vereine.

der bisherigen Schätzung einschalten. In meiner „Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"*) bringe ich eine Gegenüberstellung von Volkseinkommen und Volksvermögen für das Jahr 1895 (nach Mulhall), aus der sich ergibt, daß nach diesen Schätzungen damals z. B. das Volksvermögen in Oesterreich 6,4 mal, in Deutschland 6,3 mal, in Frankreich 8 mal und in England 8,3 mal größer war, als das Volkseinkommen. Sind diese Schätzungen auch nur ganz ungefähre, so zeigen sie doch einen deutlichen Zusammenhang zwischen Volkseinkommen und Volksvermögen. Je reicher ein Land, resp. je niedriger der Zinsfuß eines Landes, desto häufiger läßt sich — naturgemäß — die Summe des Volkseinkommens in diejenige des Volksvermögens dividieren. Das gleiche Bild ergibt sich aus den für 1903 geltenden Schätzungen von Giffen für England und seine Kolonien.**) Er schätzt das Vermögen Indiens, Australiens und Kanadas in fünffacher Höhe des Einkommens, dasjenige Südafrikas und der restlichen Kolonien in sechsfacher, und dasjenige Englands in neunfacher Höhe des Einkommens.

Angesichts der Höhe des deutschen Zinsfußes wird das deutsche Nationalvermögen heute schwerlich mehr als das Siebenfache des Nationaleinkommens betragen.

Nun berechne ich (ebenfalls für das Jahr 1907) im Oktoberheft 1909 des Schmollerschen Jahrbuches das deutsche Volkseinkommen auf 41 Milliarden Mark, das deutsche Nationaleinkommen auf 42 Milliarden Mark. Der siebenfache Betrag des Nationaleinkommens ergibt danach ein deutsches Nationalvermögen von 294 Milliarden Mark.

Um diese Summe mit unseren Schätzungen vergleichen zu können, müssen wir das deutsche Nationalvermögen ohne Rücksicht darauf zusammenstellen, welcher Teil desselben auf die Privatvermögen entfällt und das können wir sehr leicht an der Hand unserer vorstehenden Schätzungen, nur müssen wir diese ferner durch die Ergänzung der öffentlichen Werte vervollständigen.

Das deutsche Nationalvermögen setzt sich dann zusammen wie folgt:

---

*) S. 10 und 11.
**) Economic Inquiries and Studies, Vol. II, S. 366.

Milliarden M.

1 Feuerversicherung (nach Abzug von 15 % Ueberversicherung und 12 Milliarden Rückversicherung) . . . 141,0

2. Städtischer Boden . . . . . . . . . . . . . . 33,0

3. Ländlicher Boden

| | Millionen Hektar | | | |
|---|---|---|---|---|
| a) Forsten | 14 à 500 Mk. = . . . | 7 Milliard. | | |
| b) Schlechte Weide | 2 à 500 Mk. = . . . | 1 „ | | |
| | | 8 Milliard. | | |
| c) Ländlicher Boden und gute Weide | 32 à 1600 Mk. = 51,2 Milld. | | | |
| | 48 ÷ ½ Feuerversicherung 25,6 Milld. | | | |
| | verbleiben 25,6 „ | 25,6 „ | | |
| | zusammen | 33,6 „ | 33,6 | |

4. Ausländische Werte . . . . . . . . 25 Milliard.*)
÷ inländ. Werte in ausländischem Besitz . 3 „
verbleiben 22 Milliard. 22,0

5. Staatswerte (und nicht versicherter Teil der Privatbergwerke)

| | | |
|---|---|---|
| Eisenbahnen (der Betriebsüberschuß à 4 % kapitalisiert ergibt einen Wert von 21 Millrd. | 20,0 Milliard. | |
| Staatsbergwerke zc. . . . . . . . . . . . | 3,0 „ | (?) |
| Nicht versicherter Teil der Privatbergwerke . | 2,9 „ | |
| Nicht versicherte Staatsgebäude**) und Anlagen***) und andere nicht versicherte Werte†) . . . . . . . . . . . | 10,0 „ | |
| zusammen | 35,9 Milliard. | 35,9 |

5 a. Nicht versicherte städtische Anlagen (Gas- und Wasserleitung, Kanalisation) und andere nicht versicherte Werte (z. B. öffentliche Gebäude — auch Schulen — in Hamburg . 5,0

6. Schiffe zc. (einschl. nicht versichertes Mobiliar der „kleinen Leute“ zc.) . . . . . . . . . . . . . . . . . 4,0

7. Metallgeld (sämtliches Metallgeld) . . . . . . . . 4,0

8. Privatbahnen . . . . . . . . . . . . . . . . 1,5

9. Anlagen und Betriebskapitalien außerhalb obiger Kategorien 1,0

zusammen 281,0

---

*) Da Tabellen vielfach ohne den zugehörigen Text gelesen und benutzt werden, sei hier daran erinnert, daß von dem Drittel Auslandswerte, das nicht aus Effekten besteht, ein großer Teil fremder Volkswirtschaft angehört, während die anderen zwei Drittel weder den Kurswert, noch den Nominalwert haben, und daß dadurch mehrere Milliarden nicht versicherte Privatwerte ausgeglichen werden, für die in dieser Aufstellung direkt nichts eingestellt worden ist.
Auch für den städtischen, wie für den ländlichen Boden sind so bede[...] Werte eingestellt, daß auch von den Summen dieser beiden Posten mah[...] noch 10 % abgesetzt werden dürften, wenn man nicht andrerseits noch mit Lücken rechnen müßte.

**) Wissenschaftliche Institute, Amts-, Gerichts-, Post-, Telegraph-, Telephongebäude, Museen und Inhalt zc.

***) Telegraph Telephon zc.

†) Waldungen, Kanäle, regulierte Flußläufe, Hafenanlagen, in gewissem Umfange auch Fischbestände in Flüssen und Teichen.

Nach vorstehender Aufstellung kommen wir also für 1907 auf ein deutsches Nationalvermögen von 281 Milliarden Mark. Dasselbe würde sich vielleicht durch noch nicht versicherte Privatwerte noch um einige Milliarden erhöhen. Indessen haben wir die Auslandswerte mit 25 Milliarden eingestellt, unter denen sich einige nicht der deutschen Volkswirtschaft angehörende Milliarden befinden dürften und von denen außerdem die darunter befindlichen Effekten weder den Wert des Nominalbetrages, noch denjenigen ihres Kurses haben. Diese Umstände darf man wohl als sich ausgleichend betrachten. Nachdem das deutsche Nationalvermögen, wie ich in Schmollers Jahrbuch 1909 IV. nachweise, jetzt jährlich um 4 % zunimmt, muß es pro Ende dieses Jahres auf über 300 Milliarden angenommen werden. —

Bei einem Nationaleinkommen von 42 Milliarden läßt sich das Nationalvermögen des Jahres 1907 von 281 Milliarden 6,7 mal durch ersteres teilen. Im Jahre 1894 war das nach den Zahlen Mulhalls erst 6,3 mal der Fall. Was seine Volkseinkommenszahl anbelangt, so hat sich die Richtigkeit derselben inzwischen erwiesen durch meine Volkseinkommensberechnung (auf sicherster Basis) für das Jahr 1895.*) In der kurzen Zeit von 1895 auf 1907 ist das deutsche Nationaleinkommen aber von etwa 26 Milliarden auf über 42 Milliarden,**) also um etwa 62 % gestiegen. Da ist es schon sehr viel, wenn das Nationalvermögen in noch größerer Proportion gestiegen ist. Mulhall hat es für 1894 mit 165 Milliarden angenommen. Wenn es im Jahre 1907 281 Milliarden betrug, hat es in den 13 Jahren 116 Milliarden und im Jahresdurchschnitt 9 Milliarden zugenommen. Nach meiner jetzigen Berechnung im Schmollerschen Jahrbuch hat es im Jahre 1907 um $11^1/_2$ Milliarden zugenommen. Da scheint es, daß die Durchschnittszunahme von jährlich 9 Milliarden für die 13jährige Epoche etwas hoch ist. Ich bin daher geneigt anzunehmen, daß Mulhall das Nationalvermögen für 1894 zu niedrig angenommen hat, daß es auch damals schon das 6,7fache des Nationaleinkommens, also etwa 175 Milliarden betragen hat***), und daß die durchschnittliche Jahreszunahme desselben in den 13 Jahren 1894—1907 etwa 8 Milliarden betragen hat. ($8 \times 13 = 104$; $104 + 175 = 279$.) Ungefähr waren also auch die früheren

*) Siehe Schmollers Jahrbuch 1899, I.
**) Siehe meine Berechnung im Schmollerschen Jahrbuch 1909, III.
***) Prof. Lexis gibt es im Wörterbuch der Volkswirtschaft für 1905, also für 11 Jahre später erst auf 180 Milliarden an.

Teil dieses Wertes in der Feuerversicherung enthalten. Nehmen wir letzteren aber selbst zu 2 Milliarden an, dann bleiben immer noch 3 Milliarden einzustellen (wie ich das bei der Aufstellung für Deutschland auch getan habe), von denen man 2 Milliarden auf Preußen rechnen kann. Bei der Aufstellung des deutschen Privatvermögens habe ich „für noch nicht versicherte Privatwerte, sowie für überhaupt nicht berücksichtigte Werte, einschließlich des nicht versicherten Teiles des privaten Bergwerksbesitzes“, 5 Milliarden eingestellt. Nach diesem Verhältnis sind für den gleichen Gegenstand für Preußen 3 Milliarden einzustellen.

| | |
|---|---|
| Zu den nach Abzug für die Posten 1 bis 7 verbliebenen | 98 Milliarden |
| kommen also noch hinzu diese . . . . . . . | 3 „ |
| Zusammen | 101 Milliarden |

Zu diesen 101 Milliarden kommt nun noch der preußische Besitz an Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen, den Sie mit 16 Milliarden von den 26 Milliarden der deutschen öffentlichen Schuld eingestellt haben. Von letzterer befindet sich aber ein Teil in Händen des Auslandes, ein Teil in Händen der preußischen Vermögen unter 6000 Mk. und 20 000 Mk. Ersteren haben wir bereits bei Erörterung der im Ausland angelegten deutschen Kapitalien mit 3 Milliarden angenommen. Es verbleiben also von den 26 Milliarden Rei[illegible] Staats- [illegible] Kommunalanleihen für das Inland nur 2[illegible]den, [illegible]n à 62 % auf Preußen 14,3 Milliard[illegible] die[illegible]etracht des verhältnismäßig reicheren P[illegible] au[illegible]en zu erhöhen haben. (Es entspricht [illegible]em[illegible]ens am Guthaben der deutschen S[illegible]gen[illegible]1906, wo auf dieses von den 13 4[illegible] 7[illegible] 65,[illegible] % entfielen;*) 65,5 % vo[illegible]

[illegible]nter 6000 Mk. resp. [illegible]n 14 Milliarden an[illegible] kleinen Sparer und [illegible]sw. die festverzinslichen [illegible]assen, bei denen sie ihr

[illegible] f. [illegible] 268. (NB. Aus diesem Grunde [illegible]ltnisse handelte, auch vorher schon

Geld stehen haben, einen Teil der Spargelder in Staatspapieren angelegt haben, wohl mehrere Milliarden in diesen Papieren angelegt sein. Aus der Statistik der preußischen Sparkassen wissen wir, daß sie im Jahre 1906 25,20 % ihres Vermögens in Inhaberpapieren" (das sind jedenfalls Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen) und 1,84 % desselben in „Schuldscheinen" (wahrscheinlich Schatzanweisungen angelegt hatten.*) Das sind zusammen rund 27 %. Da Einlagen und Reservefonds der Sparkassen zusammen 9326 Millionen betrugen,**) so befanden sich von den uns hier interessierenden Werten bei den Sparkassen allein 2518 Millionen.

Aber auch die deutsche Arbeiterversicherung legt einen Teil ihres Vermögens in diesen Werten an. Am 31. Dez. 1907 befanden sich im Vermögensbestand der Invalidenversicherung 34,5 Millionen Reichsanleihe und 522,4 Millionen „andere Wertpapiere", jedenfalls ebenfalls die uns hier interessierenden, um so mehr, als Hypotheken und Grundschuldbriefe im Vermögensbestand gesondert aufgeführt sind. Die vorstehend aufgeführten zusammen 556,9 Millionen bilden 40 % des Gesamtvermögens von 1404 Millionen.***) Ein ähnliches Verhältnis darf im Vermögensbestand der ganzen Arbeiterversicherung angenommen werden, der sich Ende 1907 auf 1977 Millionen belief.†) Dann waren also bei derselben in diesen Papieren angelegt 791 Millionen, von denen — wiederum à 65 % — auf

Preußen . . . . . . . . . . . . . . . . 514 Millionen
entfielen. Hierzu die eben errechneten . . . . 2518 „
der Sparkassen, haben wir allein bei diesen und
der Arbeiterversicherung . . . . . . . . . 3032 Millionen

der uns hier interessierenden Werte. Wir müssen also, selbst wenn die Sparkassengelder zum großen Teil Vermögenssteuerpflichtigen gehören, ...it rechnen, daß von den auf Preußen entfallenden 15 Milliarden Papiere wenigstens 4 auf die Vermögen unter 6000 Mk. bezw. Mk. und nur etwa 11 Milliarden auf die Vermögenssteuer...n entfallen. Diese zu den vorstehend verbliebenen 101

*) Statist. Jahrb. f. d. Pr. Staat 1908, S. 145.
**) S. 144.
***) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 342.
†) S. 346.

Schätzungen des deutschen Nationalvermögens richtig. Wenn sie in den letzten Jahren zu niedrig waren, so lag das daran, daß man die Jahreszunahme des Nationalvermögens bisher bei weitem unterschätzt hat, die, nebenbei bemerkt, nicht in allen Teilen ein Vorteil ist, z. B. nicht in demjenigen, der von der rapiden Grundwertsteigerung herrührt, durch die einzelne bereichert werden, von der aber die Gesamtheit keinen Vorteil hat.

Es scheint mir angebracht, an dieser Stelle ein Wort über die Differenz der Summe des Privatvermögens und derjenigen des Nationalvermögens zu sagen. Ich war für ersteres auf 240 Milliarden, für letzteres auf 281 Milliarden gekommen. Die nicht privaten Werte betragen nun aber nicht etwa 41 Milliarden. Zu ihrer Ermittlung muß der Wert der Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen in deutschem Besitz wieder vom Privatvermögen abgezogen werden, das ohne diese Werte nur 220 Milliarden betrug. Die öffentlichen und halböffentlichen Werte betragen also bereits rund 60 Milliarden oder über $^1/_5$ des Nationalvermögens, und ihre Unterschätzung ist es in erster Linie, die zu einer Ueberschätzung des Privatvermögens führt. —

Ich möchte noch konstatieren: Sie haben das deutsche Nationalvermögen (S. 173) auf . . . . . . . . . 332 Milliarden
geschätzt. Meine Schätzung von . . . . . . 281 „
ist also um . . . . . . . . . . . . . . 51 Milliarden
niedriger als die Ihrige.

## II. Das preußische Volksvermögen.

Von dem Ihrerseits für Preußen ermittelten Nationalvermögen ziehen Sie (S. 176) zur Ermittelung der Steuerhinterziehung folgende Posten ab:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Reichs- und Staatsbesitz . . . . | 21 | Milliarden |
| 2. | Kommunen, Kirchen und Stiftungen | 5 | „ |
| 3. | Hausrat . . . . . . . . . . | 20 | „ |
| 3a. | Ernte . . . . . . . . . . | 3 | „ |
| 4. | Werbende Vermögen unter 6000 Mk. | 10 | „ |
| 4a. | Vermögen unter 20 000 Mk., die gesetzlich steuerfrei sind . . . . | 4 | „ |
| 5. | Der spekulative Wert des unbebauten Wohnbodens . . . . . . . | 4 | „ |
| 6. | Kleinversicherungen 2c. . . . . | 4 | „ |
| 7. | Grundbesitz im Auslande . . . . | 3 | „ |
| | zusammen | 74 | Milliarden |

### 1. Reichs- und Staatsbesitz.

Den ersten Posten, Reichs- und Staatsbesitz, können wir fortlassen, weil der entsprechende Posten auch in meiner Aufstellung des deutschen Volksvermögens fortgelassen ist. Um die Nummernfolge beizubehalten, soll bei mir an seine Stelle der Abzug für Metallgeld treten, das sich in Händen der Bevölkerung mit unter 6000 Mk. bezw. unter 20 000 Mk. Vermögen befindet. Wir haben, als in deutschen Privathänden befindlich, 2,5 Milliarden Metallgeld angenommen. Davon entfallen auf Preußen à 62% = 1,6 Milliarden. Von diesen befindet sich wenigstens 1/2 Milliarde in Händen der Vermögen unter 6000 Mk. bezw. 20 000 Mk.

### 2. Kommunen, Kirchen und Stiftungen.

Für die Kommunen und Stiftungen haben wir allerdings fast den ganzen Grundbesitz schon in Abzug gebracht. Der Betrag von 5 Milliarden, den Sie für Kirchen, Kommunen und Stiftungen — wobei ich allerdings die Vereine, Innungen 2c. mit einbegriffen halte — in Abzug bringen, ist aber so niedrig, daß ich ihn trotzdem nicht auch noch kürzen kann. In Bayern (das einzige deutsche Land, das über Stiftungen eine Statistik besitzt) kommen jetzt etwa 100 Mk. Stiftungsvermögen auf den Kopf der Bevölkerung.*) Rechnet man den gleichen Kopfanteil für die katholische Bevölkerung Preußens, so gibt das für dieselbe 1335 Millionen, und rechnet man für die evangelische Bevölkerung nur (1905: 23 341 502) 25 Mk. pro Kopf,**) so gibt das für diese 584 Millionen, zusammen (für 1905) 2919 Millionen. Für das Jahr 1907 muß also für Preußen mit einem Stiftungskapital von 2 Milliarden gerechnet werden. Hiervon haben wir für Grund und Boden doch nur einen kleinen Teil in Anrechnung gebracht. Für Kirchenvermögen und Kommunalbauten etc. bleiben also von Ihren 5 Milliarden noch keine 4 Milliarden, und das scheint in der Tat sehr wenig.***) Trotzdem will ich diesen

*) Vide Zeitschrift des Königl. Bayrischen Statistischen Bureaus Jahrg. 1904, Nr. 2, S. 85, wonach bereits im Jahre 1901 vom rentierenden Stiftungsvermögen allein 88 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung entfiel. Das Stiftungsvermögen hatte in diesem Jahre allein um 5 Millionen oder rund 1 Mk. pro Kopf zugenommen.

**) Unterlagen hierfür gebe ich im nächsten Heft des Schmollerschen Jahrbuches (1909, IV).

***) Mit dem Abzug für „Kommunen, Kirchen und Stiftungen" ist, was hier abzuziehen ist, nicht erschöpft. Allein das Vermögen der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten betrug in Preußen Ende 1907: 99 Millionen. Dasjenige der Gegenseitigkeitsvereine, wie überhaupt das Vermögen der Vereine gehörte ebenfalls hierher.

Schätzungen des deutschen Nationalvermögens ... den letzten Jahren zu niedrig waren, so lag ... die Jahreszunahme des Nationalvermögens ... unterschätzt hat, die, nebenbei bemerkt, ... Vorteil ist, z. B. nicht in demjenigen, der ... wertsteigerung herrührt, durch die einzelne ... der aber die Gesamtheit keinen Vorteil hat.

Es scheint mir angebracht, an dieser ... Differenz der Summe des Privatvermög... Nationalvermögens zu sagen. Ich war für ... für letzteres auf 281 Milliarden gekomm... Werte betragen nun aber nicht etwa 11 ... mittlung muß der Wert der Reichs-, ... leihen in deutschem Besitz wieder vom ... werden, das ohne diese Werte nur 22... öffentlichen und halböffentlichen Werte ... Milliarden oder über 1/5 des Nationalverm... schätzung ist es in erster Linie, die zu ... des Privatvermögens führt. —

Ich möchte noch konstatieren: Sie hab... vermögen (S. 173) auf . . . . . . . . geschätzt. Meine Schätzung von . . . . . ist also um . . . . . . . . . . . . niedriger als die Ihrige.

## II. Das preußische Volksver...

Von dem Ihrerseits für Preußen ermit... ziehen Sie (S. 176) zur Ermittelung ... folgende Posten ab:

1. Reichs- und Staatsbesitz . . .
2. Kommunen, Kirchen und Stiftung...
3. Hausrat . . . . . . . .
3a. Ernte . . . . . . . . .
4. Werbende Vermögen unter 6000 M...
4a. Vermögen unter 20 000 Mk., ... gesetzlich steuerfrei sind . . .
5. Der spekulative Wert des unbebau... Wohnbodens . . . . . .
6. Kleinversicherungen 2c. . . .
7. Grundbesitz im Auslande . . .

zusamm...

Für die Haus-
Mark Einkommen
von 200 000 Mark
ganz 250 000 Mk.
rpflichtigen Haus-
mittlich einen Wert
nhaushaltung, und

Den
fortlassen
des deu
folge be
Metall
6000 M
als in
angenom
Von d
Vermögen

| | Gesamteinkommen resp. Wert des Haus-rats Mill. Mk. |
|---|---|
| | 9540 |
| 200000 Mk. = | 635 |
| | 10175 |
| 500 Mk. = | 1411 |
| | 11586 |
| 300 Mk. = | 174 |
| | 11760 |

Für
den gan
5 M
wobei
halte
nicht
Land,
100 M
Rechn
Preuß
man fü
pro Ko
1905
mit einen
Hiervon
Teil in
bauten e
und das

r preußischen Haus-
tionen angenommen
0 Milliarden. Ihr
en von Ihnen ab-
im Jahre 1907

e Vermögen
r 20 000 Mk.,
akzeptieren.

ebauten

den Wert des
24 Milliarden

*) V

f Riches and
Großbritannien
en — was er
auf Basis des
ngswert der-
3 Milliarden,
einschließlich

Posten akzeptieren, namentlich im Hinblick darauf, daß ich das preußische Volksvermögen zu einem zu niedrigen Prozentsatz aus dem deutschen errechnet habe. (S. Anmerk. **, S. 135) gelegentlich der Umrechnung.)

Vorne habe ich gezeigt, daß dieser Posten für Deutschland eigentlich über 11 Milliarden betragen müßte, dem würden für Preußen etwa 7 Milliarden entsprechen. Setzen wir jetzt nur 5 Milliarden dafür ein, dann werden damit schon etwa 2 Milliarden vielleicht nicht versicherter Privatwerte ausgeglichen.

### 3. Hausrat.

Für die Höhe der für den Hausrat von Ihnen in Abzug gebrachten Summe von 20 Milliarden Mark beziehen Sie sich auf die Angabe des Herrn Finanzministers. Derselbe muß hierbei aber in einen wesentlichen Irrtum verfallen sein.

Der Wert des Hausrats steht in einem ganz bestimmten Verhältnis zum Einkommen. Wenn man ersteren für die unteren Einkommensklassen in Höhe eines Jahreseinkommens annimmt, ist das schon viel zu reichlich gerechnet, denn in diesen wird früh geheiratet, und kann der Mann von der Zeit ab, da er nichts mehr zur elterlichen Haushaltung beizusteuern braucht, bis zum Alter, wo er heiratet, also in ca. 5—7 Jahren, von seinem Einkommen kein Jahreseinkommen ersparen. Die Frau, die er heiratet, noch weniger. In höheren Einkommensklassen wird allerdings mit aus diesem Grunde später geheiratet, sind aber die Lebensansprüche größer, so daß das Ersparen auch da nur langsam geht. Nimmt man für die Haushaltungen mit steuerpflichtigem Einkommen den Wert des Hausrats in Höhe eines Jahreseinkommens an, dann ist darin auch schon enthalten, was die Eltern mit höherem Einkommen ihren Töchtern an Ausstattung mitgeben können und was sie jetzt mehr verdienen, als ihr eigener Hausrat seinerzeit gekostet hat. Außerdem ist dann darin das Einkommen der Unverheirateten enthalten, das für große Kreise höher ist, als das Einkommen einer Haushaltung, die nicht einkommensteuerpflichtig ist. Man rechnet also jedenfalls zu hoch, wenn man das Jahreseinkommen der preußischen Einkommensteuerzensiten als Wert des Hausrats einer entsprechenden Anzahl von Haushaltungen annimmt. Es spielt dabei auch keine Rolle, daß die Einkommen in Wirklichkeit vielleicht 20 % höher sind, als nach der Einkommensteuerstatistik, von der wir diejenige des Jahres 1906 zugrunde legen, während wir für die Zahl der

Haushaltungen die Zählung von 1905 benutzen. Für die Haushaltungen resp. Zensiten mit über 100 000 Mark Einkommen nehmen wir einen Wert des Hausrats in Höhe von 200 000 Mark an, obgleich ihr Durchschnittseinkommen noch nicht ganz 250 000 Mk. betragen hat. Von den nichteinkommensteuerpflichtigen Haushaltungen nehmen wir — sehr hoch — durchschnittlich einen Wert des Hausrats von 500 Mark für eine Familienhaushaltung, und von 300 Mark für die Einzelhaushaltung an.

Danach gab es in Preußen:

| | Zensiten | Gesamteinkommen resp. Wert des Hausrats Mill. Mk. |
|---|---|---|
| Einkommen von 900—100000 Mk. | 4669256 | 9540 |
| „ über 100 000 „ | 3173 à 200000 Mk. = | 635 |
| Einkommensteuerzensiten resp. Haushaltungen . . . . . | 4672429 | 10175 |
| + Familienhaushaltungen ohne steuerpflichtiges Einkommen . | 2822411 à 500 Mk. = | 1411 |
| Zusammen Familienhaushaltungen | 7594840 | 11586 |
| + Einzelhaushaltungen . . . | 581191 à 300 Mk. = | 174 |
| Haushaltungen (1905) . . . | 8076031 | 11760 |

Der Anschaffungswert des Hausrats der preußischen Haushaltungen kann also höchstens mit 11 760 Millionen angenommen werden, betrug aber wahrscheinlich noch keine 10 Milliarden. Ihr Versicherungswert — und dieser ist ja unter den von Ihnen abgezogenen 20 Milliarden verstanden — wird im Jahre 1907 11 Milliarden schwerlich überstiegen haben.*)

Ihre Posten 3a Ernte, 4 Werbende Vermögen unter 6000 Mk. und 4a Vermögen unter 20000 Mk., die gesetzlich steuerfrei sind, kann ich akzeptieren.

### 5. Der spekulative Wert des unbebauten Wohnbodens.

Sie nehmen selbst (S. 175) in den Großstädten den Wert des unbebauten Wohnbodens nur zu 5 Milliarden von 24 Milliarden

*) L. G. Chiozza Money schätzt in seinem 1905 erschienenen Werk Riches and Poverty, S. 58 (r) per 1903 den gesamten Hausrat in Großbritannien und Irland einschließlich der bedeutenden Kunstwerte derselben — was er ausdrücklich bemerkt — auf 10 Milliarden Mark, und zwar auf Basis des Verhältnisses von 1/6 des Wertes der Gebäude. Der Versicherungswert derselben beträgt in Deutschland etwa 85 Milliarden, in Preußen 53 Milliarden, von denen 1/6 nur 8,8 Milliarden ausmachen — dann aber einschließlich der öffentlichen versicherten Gebäude.

des Gesamtwertes des städtischen Wohnbodens an, also zu rund 20 % des letzteren. Wir haben vorstehend den ganzen städtischen Boden — bebauten und unbebauten — für Deutschland mit 25 Milliarden eingestellt und dabei konstatiert, daß gerade vom unbebauten städtischen Boden ein großer Teil in kommunalem und Stiftungsbesitz ist. Bei unserer Umrechnung entfielen von diesen 25 Milliarden auf Preußen 15,5 Milliarden. Nach Ihrem Wertverhältnis von 20 %, das ich akzeptiere, entfallen davon auf unbebauten Wohnboden 20 % von 15,5 = 3,1 Milliarden. Wenn also die Steuerveranlagung den unbebauten Wohnboden überhaupt nicht heranzöge, würde man auch erst 3 Milliarden für denselben abziehen können. Nun ist mir aber bekannt, daß die Steuerbehörde es nicht durchgehen läßt, wenn man diese Terrains nur zum Einkaufspreis ansetzt und daß sie dieselben von Zeit zu Zeit neu einschätzt und zum entsprechend gestiegenen Wert veranlagt. Unter diesen Umständen scheint selbst 1 Milliarde ein noch zu hoher Abzug zu sein. Mehr aber kann man gewiß nicht dafür einsetzen.

### 6. Kleinversicherungen 2c.

Der Gegenwert der Versicherungsverpflichtungen der Gesellschaften 2c. — die aber nicht als auf einmal fällig gedacht werden können — ist allerdings im Gesamtvermögen mit enthalten, aber doch nur ungefähr so weit wie die Verpflichtungen im Augenblick gehen. Der „Rückkaufswert“ derselben kann nicht größer sein, als das in Händen der Gesellschaften augenblicklich befindliche Kapital. Dieses aber kennen wir aus der „Versicherungsstatistik über die unter Reichsaufsicht stehenden Unternehmungen“, herausgegeben vom Kaiserlichen Aufsichtsamt für Privatversicherung.*) Danach betrug bei den Lebensversicherungsgesellschaften Ende 1906 die Kapitalanlage

| | |
|---|---|
| der Aktiengesellschaften (24) . . . . . | 2015 Mill. |
| der Gegenseitigkeitsvereine (17) . . . . | 1625 „ |
| die Kapitalanlage überhaupt zusammen | 3640 Mill. |

Nehmen wir an, daß hiervon 65 % auf Preußen entfielen, dann haben wir eine Gesamtlebensversicherungsverpflichtung für Preußen von höchstens 2366 Mill. Höher kann ihr Rückkaufswert nicht sein!! Wahrscheinlich beträgt er aber nur rund 2 Milliarden.

*) Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 348—350.

Nun betrug bei diesen Instituten Ende 1906 bei der Kapitalversicherung der Bestand der „selbst abgeschlossenen Versicherungen“

| | | |
|---|---|---|
| bei den Aktiengesellschaften . | 5799 | Mill. |
| bei den Gegenseitigkeitsvereinen | 4575 | „ |
| zusammen | 10374 | Mill. |

Von diesen 10374 Mill. waren Volksversicherung

| | | |
|---|---|---|
| bei den Aktiengesellschaften . . | 955 | Mill. |
| bei den Gegenseitigkeitsvereinen | 34 | „ |
| Volksversicherung zusammen . | 989 | Mill., |

die Volksversicherungssumme bildete also mit 989 von 10374 Mill. noch keine 10% der Versicherung.

Zur Kapitalversicherung kommt nun noch die Rentenversicherung. Ende 1906 betrug bei dieser die „selbstabgeschlossene Versicherung“

| | | |
|---|---|---|
| bei den Aktiengesellschaften . . | 66,1 | Mill. |
| bei den Gegenseitigkeitsvereinen | 4,9 | „ |
| zusammen | 71,0 | Mill. |

Diese repräsentieren (mit 15 kapitalisiert) ein Kapital von 1065 Mill. Die Rentenversicherung bildete ihrerseits also nur rund 10% der Summe der Kapitalversicherung, fällt also bei Beurteilung der uns interessierenden Frage nicht ins Gewicht.

Resultat: Wenn der Rückkaufswert der Gesamtlebensversicherungsverpflichtung für Preußen von rund 2 Milliarden statt zu rund 10% (Anteil der „Volksversicherung“) gar zu 50% Kleinversicherung ist, können wir für dieselbe auch erst 1 Milliarde abziehen — sofern die Kleinversicherung — was mir noch sehr zweifelhaft erscheint — überhaupt ganz abziehbar ist. Ist sie denn nicht schon zum großen Teil in dem bereits abgezogenen Vermögen der Nichtergänzungssteuerpflichtigen enthalten!?

Letzteres scheint mir bei den „Begräbniskassen und den großen Kassen der Sozialgesetzgebung“, deren Versicherung Sie (S. 175) in die 4 Milliarden mit einbeziehen, die Sie als „Kleinversicherung“ abziehen, ziemlich fraglos. Aber selbst wenn das nicht der Fall wäre: auch hier kann der „Rückkaufswert“ nicht höher angesehen werden, als das Vermögen, das bei der gesamten „Arbeiterversicherung“ (Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung) Ende 1907: 1977 Mill. betrug*), von denen auf Preußen (à 65%) 1285 Mill.

*) Siehe Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 316.

entfallen. Aber diese sind doch nicht nur als Basis für Rentenansprüche anzusehen. Wäre dies für eine Milliarde berechtigt, und wäre es dann berechtigt, diese Milliarde als „Kleinversicherung“ noch von dem berechneten Vermögen der Ergänzungssteuerpflichtigen abzuziehen, dann kämen wir, einschließlich der Milliarde, die den Rückkaufswert der Hälfte der gesamten Lebensversicherung darstellt, auch erst auf 2 Milliarden abziehbarer „Kleinversicherung“.

Aus Vorstehendem geht mit ziemlicher Sicherheit wohl soviel hervor, daß $1^1/_2$ Milliarden das Höchste ist, was wir für „Kleinversicherung ꝛc.“ abziehen können — einschließlich der vor der Zeit der Aufsicht von Gesellschaften, die heute kein Versicherungsrecht in Deutschland haben, geschlossenen Polizen.

Ich möchte dann aber in diesen $1^1/_2$ Milliarden die Summe mit einbegriffen wissen, die vom Vermögen der Arbeiterversicherung — sowie vom preußischen Staat — für Genossenschafts- ꝛc. Bauten hergegeben sind und die Sie nicht erwähnt haben.

## 7. Grundbesitz im Auslande.

Sie ziehen hierfür 3 Milliarden ab, und die Bemerkung, die Sie (S. 175) dazu machen: „Sehr groß dürfte der hierfür zu machende Abzug nicht sein, immerhin wollen wir 3 Milliarden ansetzen“, läßt vermuten, daß Sie ihn hiermit sehr hoch angenommen zu haben glauben. Ich bin entgegengesetzter Meinung. Nicht etwa, weil ich mir ein besseres Urteil darüber zutraue, wie groß das Vermögen ist, welches die Preußen außerhalb des Staates in Grundstücken und gewerblichen Anlagen stecken haben, sondern weil sich unter den 25 Milliarden, welche wir vom deutschen Privatvermögen als im Auslande angelegt angenommen haben allein 9 Milliarden befanden, die nicht Effekten waren, also als Vermögensteile angesehen werden müssen, wie sie hier in Frage stehen. Nehmen wir selbst an, daß von den 25 Milliarden Auslandswerten im Jahre 1907 bereits 18 Milliarden (statt 16 Milliarden, welche die Denkschrift über die Steigerung der deutschen Seeinteressen für 1904—05 angenommen hat) Effekten waren, dann entfallen von den 25 Milliarden Auslandswerten immer noch 7 Milliarden auf die uns hier interessierenden Werte, von denen à 65% 4,5 Milliarden auf Preußen kommen.

Zu diesen außerdeutschen Werten kommt nun aber noch das Vermögen, das Preußen in außerpreußischen **deutschen** Grundstücken und gewerblichen Anlagen stecken haben. (Allein schon der

Besitz, den Altonaer, Harburger und Wandsbecker — und auch Berliner — Firmen und Private in Hamburger Grundstücken und gewerblichen Anlagen stecken haben, ist nicht unbedeutend.) Manches Vermögensobjekt preußischer Firmen wird heute auch wohl durch das ausgedehnte Filialsystem in außerpreußischem deutschen Gebiet liegen. Wir müssen für diese Werte wohl auch noch etwa 1 1/2 Milliarden ansetzen. Mit den 4 1/2 Milliarden außerdeutschen Werten dieser Art in preußischem Besitz kommen wir also auf 6 Milliarden, die wir für „Grundbesitz ꝛc. im Ausland" absetzen müssen.

Nach Vorstehendem haben wir nun abzuziehen:

| | | Milliarden Mark | (Preuß. Jahrb. S. 176) |
|---|---|---|---|
| 1. | Metallgeld in Händen der Vermögen unter 6000 Mk. bzw. 20 000 Mk. | 0,5 | |
| 2. | Kommunen, Kirchen, Stiftungen, Vereine ꝛc. | 5,0 | (5) |
| 3. | Hausrat | 11,0 | (20) |
| 3 a. | Ernte | 3,0 | (3) |
| 4. | Werbende Vermögen unter 6000 Mk. | 10,0 | (10) |
| 4 a. | Vermögen unter 20 000 Mk., die gesetzlich steuerfrei sind | 4,0 | (4) |
| 5. | Der spekulative Wert des unbebauten Wohnbodens | 1,0 | (4) |
| 6. | Kleinversicherung ꝛc. | 1,5 | (4) |
| 7. | Grundbesitz ꝛc. im Auslande | 6,0 | (3) |
| | | 42,0 | (53) |

| | |
|---|---|
| Sie haben abgezogen | 53 Milliarden |
| für die selben Gegenstände,*) für die ich nur abziehen kann. | 42 „ |
| Ich ziehe also weniger ab als Sie | 11 Milliarden |
| Das preußische Volksvermögen hatten wir vorstehend errechnet auf | 140 Milliarden |
| Von denen jetzt abzuziehen sind | 42 „ |
| Es verbleiben also | 98 Milliarden |

Ich habe jedoch hierzu noch einen Zuschlag zu machen. Sie schreiben (S. 172): „Der Wert des privaten Bergwerksbesitzes ist auf 5 Milliarden zu veranschlagen." Das kann ich akzeptieren. Sie haben ihn aber nirgend eingestellt. Allerdings ist ein bedeutender

*) Mit Ausnahme des ersten Postens, für den Sie überhaupt keinen Abzug machen.

Teil dieses Wertes in der Feuerversicherung enthalten. Nehmen wir letzteren aber selbst zu 2 Milliarden an, dann bleiben immer noch 3 Milliarden einzustellen (wie ich das bei der Aufstellung für Deutschland auch getan habe), von denen man 2 Milliarden auf Preußen rechnen kann. Bei der Aufstellung des deutschen Privatvermögens habe ich „für noch nicht versicherte Privatwerte, sowie für überhaupt nicht berücksichtigte Werte, einschließlich des nicht versicherten Teiles des privaten Bergwerksbesitzes", 5 Milliarden eingestellt. Nach diesem Verhältnis sind für den gleichen Gegenstand für Preußen 3 Milliarden einzustellen.

| | |
|---|---|
| Zu den nach Abzug für die Posten 1 bis 7 verbliebenen | 98 Milliarden |
| kommen also noch hinzu diese . . . . . . | 3 „ |
| Zusammen | 101 Milliarden |

Zu diesen 101 Milliarden kommt nun noch der preußische Besitz an Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen, den Sie mit 16 Milliarden von den 26 Milliarden der deutschen öffentlichen Schuld eingestellt haben. Von letzterer befindet sich aber ein Teil in Händen des Auslandes, ein Teil in Händen der preußischen Vermögen unter 6000 Mk. und 20 000 Mk. Ersteren haben wir bereits bei Erörterung der im Ausland angelegten deutschen Kapitalien mit 3 Milliarden angenommen. Es verbleiben also von den 26 Milliarden Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen für das Inland nur 23 Milliarden, von denen à 62 % auf Preußen 14,3 Milliarden entfallen, die wir in Anbetracht des verhältnismäßig reicheren Preußen wohl auf 15 Milliarden zu erhöhen haben. (Es entspricht das genau dem Anteil Preußens am Guthaben der deutschen Sparkasseneinlagen des Jahres 1906, wo auf dieses von den 13 468 911 Mk., 8 765 674 Mk. = 65,5 % entfielen;*) 65,5 % von 23 = 15,0.)

Sie haben die preußischen Vermögen unter 6000 Mk. resp. 20 000 Mk. (Posten 4 und 4a) mit zusammen 14 Milliarden angenommen. Hiervon dürften, da gerade die kleinen Sparer und Rentiers, Pensionäre, Angestellte, Beamte usw. die festverzinslichen Papiere bevorzugen, und auch die Sparkassen, bei denen sie ihr

*) **Vide** Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 268. (**NB.** Aus diesem Grunde habe ich, wo es sich um Vermögensverhältnisse handelte, auch vorher schon mehrfach à 65 % umgerechnet.)

Geld stehen haben, einen Teil der Spargelder in Staatspapieren angelegt haben, wohl mehrere Milliarden in diesen Papieren angelegt sein. Aus der Statistik der preußischen Sparkassen wissen wir, daß sie im Jahre 1906 25,20 % ihres Vermögens in Inhaberpapieren" (das sind jedenfalls Reichs-, Staats- und Kommunalanleihen) und 1,84 % desselben in „Schuldscheinen" (wahrscheinlich Schatzanweisungen angelegt hatten.*) Das sind zusammen rund 27 %. Da Einlagen und Reservefonds der Sparkassen zusammen 9326 Millionen betrugen,**) so befanden sich von den uns hier interessierenden Werten bei den Sparkassen allein 2518 Millionen.

Aber auch die deutsche Arbeiterversicherung legt einen Teil ihres Vermögens in diesen Werten an. Am 31. Dez. 1907 befanden sich im Vermögensbestand der Invalidenversicherung 34,5 Millionen Reichsanleihe und 522,4 Millionen „andere Wertpapiere", jedenfalls ebenfalls die uns hier interessierenden, um so mehr, als Hypotheken und Grundschuldbriefe im Vermögensbestand gesondert aufgeführt sind. Die vorstehend aufgeführten zusammen 556,9 Millionen bilden 40 % des Gesamtvermögens von 1404 Millionen.***) Ein ähnliches Verhältnis darf im Vermögensbestand der ganzen Arbeiterversicherung angenommen werden, der sich Ende 1907 auf 1977 Millionen belief.†) Dann waren also bei derselben in diesen Papieren angelegt 791 Millionen, von denen — wiederum à 65 % — auf

Preußen . . . . . . . . . . . . . . . 514 Millionen
entfielen. Hierzu die eben errechneten . . . . 2518 „
der Sparkassen, haben wir allein bei diesen und
der Arbeiterversicherung . . . . . . . . . 3032 Millionen

der uns hier interessierenden Werte. Wir müssen also, selbst wenn die Sparkassengelder zum großen Teil Vermögenssteuerpflichtigen gehören, damit rechnen, daß von den auf Preußen entfallenden 15 Milliarden dieser Papiere wenigstens 4 auf die Vermögen unter 6000 Mk. bezw. 20 000 Mk. und nur etwa 11 Milliarden auf die Vermögenssteuerpflichtigen entfallen. Diese zu den vorstehend verbliebenen 101

*) Vide Statist. Jahrb. f. d. Pr. Staat 1908, S. 145.
**) Ebenda, S. 144.
***) Vide Stat. Jahrb. f. d. D. R. 1909, S. 342.
†) Ebenda, S. 346.

Milliarden hinzugerechnet, kommen wir auf ein Gesamtvermögen der preußischen ergänzungssteuerpflichtigen Bevölkerung von . . . . . . . . . . . . 112 Milliarden
Verlangt war diese zu . . . . . . . . . . 91,6 „
Die Vermögen wären demnach . . . . . 20,4 Milliarden
oder rund 22 % größer, als sie veranlagt sind.

Nach Ihrer Schätzung betrug die Differenz 50 Milliarden, 30 Milliarden mehr, als nach der vorstehenden.

Um die etwas verwickelte Entstehung dieser 30 Milliardendifferenz in den Hauptmomenten zu skizzieren:

| | | | Milliarden |
|---|---|---|---|
| Ich hatte weniger als Sie an deutschem Privatvermögen . . . . . . . . . . . . . . . . | | | 73 |
| Davon: | | | |
| 1. Durch Identität von noch nicht versicherten Werten, mit Staatswerten, die Sie in der Hauptsache als identisch behandelt haben . . . . . . . . . | | 30 | |
| 2. Durch Eliminierung der Rückversicherung . . . | | 12 | |
| 3. Durch Auslandswerte — davon 3 durch ausländischen Besitz deutscher Werte . . . . . . | | 18 | |
| 4. Durch Nichtgenehmigung nichtsubstantieller Werte | | 9 | |
| 5. Durch geringeren städtischen Bodenbesitz in Privathänden . . . . . . . . . . . . . . . . | | 8 | |
| 6. Durch geringeren ländlichen Bodenbesitz in Privathänden . . . . . . . . . . . . . . . . | | 7 | |
| 7. Durch weniger Metallgeld in Händen der Ergänzungssteuerpflichtigen . . . . . . . . . . | | 2½ | |
| zusammen | | 86½ | |
| Von diesen 86½ wurden wieder ausgeglichen 13½ dadurch, daß ich mehr hatte: | | | |
| 1. Durch höhere Versicherungssumme (180 gegen 170 Milliarden) . . . . . . . . . . | 10 | | |
| 2. Durch höheren Betrag bei den Privatbahnen | ½ | | |
| 3. Dadurch, daß die Ueberversicherung mit 15 % bei mir von einer um 20 Milliarden geringeren Versicherungssumme abgezogen wurde — nämlich von 180, statt von 200 Milliarden . . . . . . . . . . . | 3 | | |
| zusammen | 13½ | 13½ | |
| verbleiben . . . . . . . . . . . . . | | 73 | |

| | | | Milliarden |
|---|---|---|---|
| Durch meine Umrechnung à 62 % kamen von diesen 73 auf Preußen . . . . . . . . . . | | | 45 |
| Den ländlichen Boden Preußens habe ich aber zu einem gegen dieses Umrechnungsverhältnis höheren Wert eingestellt von . . . . . . . . . . . . . . . | | | 1 |
| Dadurch reduzierte sich die Differenz auf . . . . . | | | 44 |
| Ich habe bei der Umrechnung in preußischen Privatbesitz durch ein anderes Umrechnungsverhältnis des nicht in ländlichem Boden bestehenden Besitzes (62 % gegen 60 % bei Ihnen) eine Zahl erhalten, die größer ist gegen die Ihrige um . . . . . . | | | 4*) |
| Dadurch verringerte sich die Differenz auf . . . . | | | 40 |
| Von dem preußischen Vermögen habe ich dann weniger als Sie abgezogen . . . . . . . . | | | 11 |
| Davon: | | | |
| 1. durch geringeren Hausratswert . . . . . . . | | 9 | |
| 2. weniger für spekulativen Wohnboden . . . . | | 3 | |
| 3. weniger für Kleinversicherung . . . . . . . . | | $2\frac{1}{2}$ | |
| zusammen | | $14\frac{1}{2}$ | |
| Von diesen $14\frac{1}{2}$ wurden wieder ausgeglichen $3\frac{1}{2}$ dadurch, daß ich mehr abgezogen habe: | | | |
| 1. für Auslandsbesitz . . . . . . . . . | 3 | | |
| 2. für Metallgeld in Händen der nicht Ergänzungssteuerpflichtigen . . . . . . . | $\frac{1}{2}$ | | |
| zusammen | $3\frac{1}{2}$ | $3\frac{1}{2}$ | |
| verbleiben . . . . . . . . . . . . . . . . | | 11 | |
| Dadurch verringerte sich die Differenz auf . . . . | | | 29 |
| Ich habe dann für nicht versicherten Bergwerksbesitz ꝛc. in Privathänden mehr eingesetzt . . . . . . . | | | 3 |
| Dadurch reduzierte sich die Differenz auf . . . . | | | 26 |
| Den Betrag der öffentlichen Anleihen in Privatbesitz reduzierte ich aber für den Besitz derselben in Händen der Nichtergänzungssteuerpflichtigen um . . . . | | | 4 |
| Dadurch erhöhte sich die Differenz auf . . . . . | | | 30 |

Hingegen habe ich für Preußen keine Reduzierung der öffentlichen Anleihen um den Betrag vorgenommen, den sie dem Kurs

*) Siehe Anmerkung zum Umrechnungssatz 62 % nach der Aufstellung „Deutsches Volksvermögen“.

nach weniger wert waren, als ihren Nominalbetrag, und da auch der Auslandsbesitz und der ländliche Boden Preußens sehr hoch angesetzt sind, während ich für nicht private versicherte Werte nur 5 Milliarden, statt 7 Milliarden abgezogen habe, so dürfte für Lücken und Fehler noch genügend Raum gelassen sein.

## III. Die Steuerdeklarationen.

Ich möchte mir erlauben, noch ein Wort über die Höhe der Differenz von 22% zu sagen.

Eine Differenz von 22% erscheint auf den ersten Blick ja nicht sehr hoch. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Selbständigen in Handel und Industrie, auf die heute das Gros des deutschen und preußischen Volksvermögens entfällt, aus Kreditrücksichten durchweg ein Interesse an hoher Vermögenseinschätzung haben, denn man weiß sehr wohl: „es sickert durch." Darum bezahlen diese Kreise selbst nach großen Verlusten — und dann erst recht — die bisherige geringe Ergänzungssteuer als Kreditversicherungsprämie gerne weiter und gleichen dadurch zum großen Teil wieder aus, was von Anderen dieser Kreise an Ergänzungssteuer zu wenig gezahlt wird. Es ist daher nicht anzunehmen, daß Handel, Industrie und Verkehr — die kreditbedürftigen Berufe — **durchschnittlich** über 20% zu niedrig veranlagt sind. Bei dieser Sachlage ergibt sich aber folgendes Verhältnis.

Nach der Berufszählung vom 12. Juni 1907 bildete die landwirtschaftliche Gesamtbevölkerung in Preußen nur noch 28% der Bevölkerung, die selbständigen Landwirte bildeten gar nur 24,3% der Selbständigen überhaupt. Danach dürften jetzt auf die Landwirtschaft höchstens 25% des Volksvermögens entfallen und mindestens 75% desselben auf die übrigen Berufe. Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß gerade in der Landwirtschaft ein unverhältnismäßig großer Teil der Selbständigen unter die nicht Ergänzungssteuerpflichtigen fällt, ist der Anteil von 25% am Volksvermögen schon sehr hoch gerechnet.

Nach diesem Verhältnis entfallen also in Preußen

| | von den veranlagten 91,6 Milliarden | | vom Volksvermögen 112 Milliarden | | | zu wenig veranlagt | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| auf die Landwirtschaft à 25% = | 22,9 | „ | 28 | „ | + = | 5,1 | Milliarden | = 22% |
| auf die übrigen Berufe à 75% = | 68,7 | „ | 84 | „ | + = | 15,3 | „ | = 22% |
| zusammen | 91,6 | „ | 112 | „ | | 20,4 | „ | = 22% |

Nun ist es aber höchst unwahrscheinlich, daß die auf Kredit angewiesenen Berufe **durchschnittlich** auch nur 15% mehr als ihr veranlagtes Vermögen besitzen. Nehmen wir aber an, das Vermögen der nicht landwirtschaftlichen Berufe wäre um 15% größer, als es veranlagt wurde, dann ergibt sich folgendes Bild: à 75% des veranlagten Gesamtvermögens entfielen auf diese 68,7 Milliarden.

Wenn ihr Vermögen in Wirklichkeit 15%
größer war, also . . . . . . . . . . + 10,3 „
größer, dann betrug es in Wirklichkeit . . . 79,0 Milliarden.
Das landwirtschaftliche Vermögen betrug dann in Wirklichkeit
112 — 79 = 33 Milliarden;
war letzteres aber nur mit 22,9 „ veranlagt (25% von 91,6),
dann war es um . . . 10,1 „ größer als veranlagt,
das heißt es war um 44% größer als veranlagt.

Es ist also höchst wahrscheinlich, daß die Unterveranlagung in der Landwirtschaft wesentlich größer ist, als in den anderen Berufen.

Um mich vor dem Verdacht zu schützen, als hätte ich bei Beurteilung der Verteilung der 20,4 Milliarden (um die vorstehende Schätzung des preußischen Volksvermögens größer ist, als es veranlagt wurde) auf die verschiedenen Berufe, der jetzigen vox populi Rechnung getragen, sei mir gestattet, auf eine schon 6 Jahre zurückliegende Arbeit von mir zu verweisen. In einer Arbeit „Das Verhältnis zwischen Einkommen und Familienentfaltung“, erschienen im Schmollerschen Jahrbuch 1903, wies ich in dieser Beziehung (S. 123) schon hin „auf die selbständigen Landwirte, die mit Buttler sagen können: „Wie hoch ich mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.“ „Denn das Einkommen der selbständigen Landwirte — heißt es dort — ist viel schwerer zu taxieren und namentlich zu kontrollieren, als das Einkommen der Selbständigen in anderen Berufen, namentlich viel schwerer zu kontrollieren, als dasjenige der Selbständigen in Industrie, Handel und Verkehr, das zu einem großen Teil durch die Bücher ausgewiesen wird. In der Landwirtschaft aber ist die Buchführung noch eine große Seltenheit, und wo sie besteht, ist ihre Zuverlässigkeit bezüglich der Reinerträge höchst zweifelhaft. Wie aber will man dem Landwirt ohne Buchführung den Ueberschuß nachweisen? Wenn das Jahr herum ist und der Kaufmann oder der Industrielle hat verdient, was er gebraucht hat, dann ist er oft sehr zufrieden. Wenn der Landwirt mit seiner Familie aber zum großen Teil von seiner eigenen

Produktion gelebt hat — und niemand kann kontrollieren, wieviel davon in die Haushaltung gewandert ist — und hat dann am Ende des Jahres nichts oder wenig übrig, dann klagt er darüber, daß die Landwirtschaft nichts abwirft."

So weit mein Zitat. Der Landwirt ist gewohnt, nur das als Jahresverdienst zu betrachten, was er im Laufe des Jahres auf die Sparkasse, Genossenschaft oder Bank bringen konnte. Und darum liegt seiner vermeintlichen Steuerhinterziehung in den meisten Fällen wohl nur seine gewohnte Anschauung über den Jahresverdienst zugrunde. Diese Anschauung wird aber davon nicht anders und davon nicht geändert, daß eine Anzahl von Personen der gleichen Anschauung in einer Kommission zusammensitzt. Soll hierin eine Aenderung herbeigeführt werden, dann müssen andere Wege eingeschlagen werden. Vorgeschlagen sind solche ja schon. Sie werden aber nicht betreten, weil diejenigen, die die Macht haben, es dahin zu bringen, daß sie beschritten werden, ein Interesse daran haben, daß alles beim alten bleibe.

Der ganze Vermögenswert wird aber auch bei der gewissenhaftesten Veranlagung nicht erfaßt werden können. Denn zwischen Volksvermögen und Steuerveranlagung wird wohl insofern immer ein Spielraum bleiben, als bei der Vermögenstaxe zu Steuerzwecken doch wohl jeder das Recht hat, die Objekte, aus denen sein Vermögen sich zusammensetzt, zu demjenigen Werte anzunehmen, den sie haben, wenn er sie heute verkaufen müßte. Daß sie unter diesem Gesichtspunkt leicht 10 % weniger wert sind, als bei ruhiger Liquidation, oder gar für denjenigen, der eine günstige Verkaufsgelegenheit abwarten kann und will, ist klar. Auch die Behörde dürfte, meines Erachtens bei Vermögensschätzungen einen anderen Standpunkt nicht einnehmen. Ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß unter diesem Gesichtspunkt bei genauem Verfahren sich das nichtlandwirtschaftliche Vermögen vielleicht nur um zehn Prozent, das landwirtschaftliche vielleicht nur um ein Drittel höher herausstellen würde, als es veranlagt ist.

Hamburg, August 1909.

# Weshalb baut Deutschland Kriegsschiffe?

## Beantwortung der Frage eines Engländers.

Von

**Hans Delbrück.***)

---

Die Antwort, die zunächst gegeben zu werden pflegt und auch gegeben werden muß, ist: Deutschland baut Kriegsschiffe, um seinen Handel zu schützen. Aber so richtig diese Antwort ist, so ist sie doch nicht erschöpfend und kann diejenigen, die sich durch die deutschen Schiffe bedroht fühlen, nicht befriedigen. Deutschland hat den zweitgrößten Seehandel der Welt und es hat auch einige, wenn auch sehr unbedeutende Kolonien. Es ist also notwendig, daß es zu ihrem Schutze Kriegsschiffe hält. Es ist weiter aber auch notwendig, daß es eine Flotte hat, die es mit den Seemächten zweiten Ranges, im besonderen Frankreich, aufnehmen kann; denn wenn Frankreich eine Flotte hielte, bedeutend stärker als diejenige Deutschlands, so würde es uns im Falle eines Krieges den ganzen Seeverkehr abschneiden und das hätte eine viel größere Bedeutung als im Jahre 1870. Denn damals war der Seehandel Deutschlands nur gering und die französische Blockade schadete uns wenig, weil

---

*) Gelegentlich des Besuchs der englischen Kirchenmänner in Berlin besuchte mich Sir Percy William Bunting und bat mich, indem wir die beängstigende Frage des wechselseitigen Mißtrauens zwischen unseren Nationen erörterten, für die „Contemporary Review" einen Aufsatz zu schreiben, der Engländern die deutschen Seerüstungen verständlich machen könne. Ich habe dieser Bitte entsprochen und die „Contemporary Review" wird in ihrer Oktober-Nummer den nachstehenden Aufsatz bringen. Für die Leser der „Preußischen Jahrbücher" sagt er in seinen wesentlichen Gedankengängen nichts Neues, seit vielen Jahren schon habe ich diese Anschauungen hier vertreten Immerhin hat doch wohl Vieles unter dem Gesichtspunkt, daß die ganze Betrachtung für Ausländer geschrieben ist, eine Beleuchtung gewonnen, die es der Mühe wert erscheinen läßt, daß ich die Arbeit für deutsche Leser gleichzeitig an dieser Stelle veröffentliche.

wir gleichzeitig einen großen Teil Frankreichs in Besitz nahmen. Heute aber ist Frankreich durch sein ungeheures System von Sperrforts und Lagerfestungen so gesichert, daß die deutschen Heere nicht wieder so leicht in sein Inneres eindringen könnten, während umgekehrt die Abschneidung des Seeverkehrs uns einen ungeheuren Schaden zufügen würde. Daß wir bei dieser Lage der Dinge eine Flotte halten müssen, die der französischen zum wenigsten gewachsen ist, leuchtet ein, und das eigentliche Problem beginnt erst da, wo man die Frage aufwerfen kann, ob die deutsche Seemacht es auch mit der englischen aufnehmen könnte. Zwar, daß die deutsche Flotte im ganzen es mit der englischen im ganzen aufnehmen könnte, ist natürlich von vornherein ausgeschlossen. Auch die Rechnungen, die von Vertretern der englischen Admiralität aufgestellt sind, daß im Jahre 1912 die Deutschen den Engländern an Dreadnoughts gleich oder sogar überlegen sein würden, sind falsch und von der deutschen Admiralität als unrichtig nachgewiesen. Aber beim Kriege, und besonders beim Seekriege, müssen auch die ungünstigsten Kombinationen und Zufälle in Betracht gezogen werden und man muß daher, um gerecht zu sein, sagen, daß das Inselreich schon dann in seiner Sicherheit bedroht ist, wenn eine benachbarte Flotte der englischen auch nur annähernd gleichkommt. Ob das von der deutschen Flotte gesagt werden kann, hängt davon ab, wie man den Wert der Dreadnoughtklasse zu den andern Schiffen einschätzt. Ist es wahr, daß die Dreadnoughts allein entscheiden und alle andern Schiffe nichts sind, so wird im Laufe der nächsten Jahre die deutsche Flotte die englische zwar noch lange nicht erreichen, aber ihr doch näher kommen als irgend eine andere Flotte es bisher getan hat. In England schließt man daraus, daß Deutschland das Vereinigte Königreich bedrohe und daß eines Tages bei einer günstigen Gelegenheit oder verbunden mit einer andern Macht die Deutschen den Gedanken fassen könnten, England anzugreifen und nach Zerstörung seiner Flotte mit einem Landheer über die See zu gehen und England zu unterwerfen.

In Deutschland hält man diese englischen Vorstellungen entweder für bloße Gespensterfurcht oder für Politik. Man erinnert sich, wie das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch die öffentliche Meinung in England immer von neuem in Schrecken gesetzt worden ist, indem man ihr bald mit einer französischen, bald mit einer russischen Invasion drohte. Eine deutsche Invasion in England sei auch unter den allergünstigsten Umständen völlig ausgeschlossen, denn

selbst angenommen, die Zahl der deutschen Dreadnoughts wäre derjenigen der englischen in einem gewissen Moment wirklich gleich, so würde, indem diese Dreadnoughts sich gegenseitig vernichten, doch noch die ganze sonstige ungeheure englische Flotte übrigbleiben und die deutsche erdrücken. Auch eine Vereinigung von zwei andern Großmächten hat England nicht zu fürchten. Wer sollte Deutschland helfen, England niederzukämpfen? Wenn das gelänge, würde Deutschland ja so mächtig werden, daß es, falls es den Willen dazu hätte, der Tyrann der Welt werden könnte. Alle andern Mächte, auch Oesterreich eingeschlossen, haben das höchste Interesse, daß ein solcher Zustand nicht eintritt; weit entfernt, ein Bündnis einer andern Seemacht mit Deutschland fürchten zu müssen, kann England vielmehr mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihm in einem Konflikt mit Deutschland auch die französische Seemacht noch zur Seite stehen würde, denn wenn England besiegt würde, würden die Franzosen glauben, auch ihre eigene nationale Unabhängigkeit verloren zu haben.

Wenn denn nun aber Deutschland gar nicht daran denken kann, England zur See zu bekämpfen und zu besiegen, warum baut es dann eine Flotte, die über das Bedürfnis eines Kampfes mit irgendeiner andern Macht hinauszugehen scheint? Ganz besonders scharfäugige Beobachter haben sogar herausfinden wollen, daß der Kohlenraum in unsern Dreadnoughts auffallend klein sei und daß man daraus schließen müsse, sie seien ausschließlich für den Gebrauch in der Nordsee, also gegen England bestimmt. Diese letztere Behauptung ist nun ebenso unrichtig wie jene andere, daß die Zahl unsrer Dreadnoughts größer sei als die Zahl der englischen. Die Kohlenbunker in den deutschen Schiffen sind durchaus normal, so daß die deutschen Schiffe auf jedem Ozean verwandt werden können.

Welche Beziehung also, nachdem wir alle Tatsachen richtiggestellt und die Frage nach allen Seiten genügend eingeschränkt haben, bleibt zwischen der englischen und der deutschen Flotte und was ergibt sich daraus für die englische und deutsche Politik?

Die deutsche Flotte ist nicht groß genug und wird niemals groß genug sein, England direkt zu bedrohen, aber immerhin ist sie stark genug, um die englische Politik zur Vorsicht zu nötigen und sie zu zwingen, allenthalben in der Welt auf Deutschland Rücksicht zu nehmen, und das ist es, nicht mehr, aber auch nicht weniger, was Deutschland mit dem Bau seiner Kriegsschiffe erreichen will. Man

überlege, wie die Welt aussähe, wenn Deutschland sich, wie noch vor dreißig Jahren, mit seiner Stellung als Kontinentalmacht begnügt und außer einigen Kreuzern keine Kriegsschiffe gebaut hätte. Die Macht Englands würde dann auf allen Ozeanen schlechthin schrankenlos sein; sowohl Frankreich wie Rußland, die Vereinigten Staaten wie Japan würden sich seinem Willen beugen müssen. Heute ist England genötigt, all diesen Staaten gegenüber sehr sanft aufzutreten und jeden Konflikt zu vermeiden, um nicht an einem oder dem andern einen Bundesgenossen Deutschlands heranwachsen zu lassen. Ohne die deutschen Schiffe wäre die Erde heute auf der Bahn, binnen dreißig Jahren englisch zu werden. Noch vor zwölf Jahren zwang England die Franzosen aus Faschoda zurückzuweichen, vor fünf Jahren aber schloß es mit ihnen einen Vertrag, der ihnen Marokko, wo die englischen Interessen schon sehr groß waren, streitige Gebietsteile in Senegambien und in Siam überließ. Lord Palmerston hat einmal gesagt, Marokko sei wertvoller als Aegypten und heute hat England darauf verzichtet. Auf seine Rechte am Panamakanal hat England zugunsten der Vereinigten Staaten verzichtet. Den Russen macht es Konzessionen in Persien. Aus der türkischen Erbschaft besitzt England bereits zwei so kostbare Stücke wie Aegypten und Cypern, sowie einige Küstenplätze in Arabien; niemand in Deutschland zweifelt, daß England bei weiterer Auflösung der Türkei ganz Arabien, Syrien und Mesopotamien unter seine Herrschaft bringen und ein einheitliches Reich von Kalkutta bis Alexandrien herstellen würde; indem es die Herrschaft über Mekka hätte, regierte es den Mittelpunkt des Islam und könnte vielleicht ein neues Kalifat schaffen, wodurch es über alle Anhänger Muhameds in allen Weltteilen einen durchgreifenden Einfluß gewänne. Wie von Alexandrien nach Kalkutta, so würde sich auf der andern Seite das britische Reich von Alexandrien bis Kapstadt ausdehnen. Wenn heute schon der vierte Teil der Bewohner der Erde, 400 Millionen Menschen, unter der Krone König Eduards vereinigt sind, so würde diese Zahl noch weiter in unausgesetztem Steigen bleiben. Wer könnte sich widersetzen, wenn England es eines Tages für richtig hielte, auch China unter seinen Einfluß zu bringen? Aber seit eine deutsche Flotte existiert, sind das alles bloß Phantasieen. Wie Frankreich und die Vereinigten Staaten, so müssen auch die Türken, die Chinesen und Japaner mit aller Vorsicht und Zurückhaltung behandelt werden und dürfen sich ihrer Selbständigkeit erfreuen.

„Deutschland also hält sich seine Flotte nicht um eigne Zwecke zu verfolgen, sondern um die Selbständigkeit andrer zu schützen?“ Das wäre eine sehr falsche Auffassung meiner Worte. Wenn Deutschland die Selbständigkeit der Andern schützt, so schützt es sie nicht um der Andern, sondern um seiner selbst willen. Ein eigenes großes Kolonialreich zu erwerben, hat Deutschland weder die Absicht noch die Möglichkeit. Seit Deutschland ein Industrieland geworden ist, ist es kein Auswanderungsland mehr, sondern ein Einwanderungsland. Dieser Punkt ist von der höchsten Wichtigkeit und scheint in England noch immer nicht genügend bekannt oder gewürdigt zu sein. Man glaubt hier noch immer, Deutschland müsse wie vor dreißig Jahren jährlich 200 000 seiner Söhne über die Grenze schicken, weil sie im Lande ihr Brot nicht finden können. Das hat sich aber längst geändert. Die deutsche Auswanderung ist ganz gering, etwa 20 000 Köpfe im Jahr, während Jahr für Jahr aus Rußland, Oesterreich und Italien eine starke Einwanderung stattfindet, weil trotz des Anwachsens der Bevölkerung die Arbeiterschaft namentlich auf dem Lande nicht ausreicht. Die großen Massen von Auswanderern, die noch jetzt Jahr für Jahr von Hamburg und Bremen nach Amerika verschifft werden, sind nicht Deutsche, sondern Russen und Oesterreicher, die die deutschen Häfen benutzen.

Deutschland hat also einen so geringen Ueberschuß an Arbeitskräften, daß es schon aus diesem Grunde große Kolonialgebiete nicht erstreben kann. Ueberdies sind solche Gebiete ja auf der Erde auch gar nicht mehr vorhanden. Ich habe einmal gelesen, daß man in England argwöhnte, Deutschland wolle Australien oder Neu-Seeland den Engländern entreißen; da möchte ich meinen Landsleuten doch lieber raten, gleich England selbst zu unterjochen, denn erstens ist England doch noch reicher als Australien, und es ist da, wenn man einmal aufs Rauben ausgehen will, mehr zu holen, und zweitens wäre es auch leichter. Vierzig Millionen Menschen unmittelbar vor der Tür sind im Kriege leichter zu bewältigen als fünf Millionen jenseits von zwei Ozeanen. Wer um jeden Preis Gespenster sehen will, mag sich vorstellen, daß mit Hilfe der Buren die Deutschen die Engländer einmal aus Capstadt vertreiben und Südafrika unter ihre Herrschaft bringen könnten. Nach allem aber, was ich von Südafrika höre, sind die Buren durchaus nicht geneigt, es noch einmal mit England aufzunehmen, und wenn sie es wirklich tun sollten, so glaube ich nicht, daß sie sich nach unserer Herrschaft sehnen würden, und helfen könnten wir ihnen auch nichts; denn

wenn unsere Schiffe nicht in der Lage sind, die englische Flotte in der Nordsee zu besiegen, so würden sie auch wohl wenig Aussicht haben, bis nach Südafrika zu gelangen. Sollten sich wirklich die Afrikander einmal von England losreißen, so werden sie sich ganz gewiß nicht unter den deutschen Kaiser stellen, sondern sich selbständig machen, und wenn sie erst selbständig sind, werden sie auch das deutsche Südwestafrika in ihren Bund hineinzuziehen suchen, und Deutschland wird kaum in der Lage sein, das zu verhindern. Die deutsche Politik hat daher eher ein Interesse, daß die Vereinigten Staaten von Südafrika bei England bleiben, als daß sie sich von ihm trennen, denn eine Regierung in London wird auf Deutschland immer noch mehr Rücksicht nehmen als eine Regierung in Capstadt.

Die positiven Ziele, die Deutschland verfolgt, können daher niemals auf Erwerbung großer Kolonien gehen, sondern nur daraufhin, daß deutscher Einfluß, deutsches Kapital, deutsche Technik, deutscher Handel, deutsche Intelligenz in den zahlreichen Völkern und Ländern, die heute noch außerhalb der europäischen Kultur stehen, zur freien Konkurrenz zugelassen werden. Es ist richtig, daß der liberale Geist der englischen Regierung auch in den englischen Kolonien jedes andere Volk zu freier Konkurrenz zuläßt, und es hat deshalb in Deutschland immer Stimmen gegeben, die eine eigene deutsche Kolonialpolitik für überflüssig erklärt haben, aber trotz aller englischen Liberalität bleiben doch gewisse Unterschiede. Es ist richtig, daß heute in Aegypten unter englischem Schutz auch deutsche Geschäftshäuser blühen; dennoch können wir nicht wünschen, daß die englische Herrschaft auch Arabien, Syrien und Mesopotamien ergreife, sondern müssen es vorziehen, daß der unabhängige muhamedanische Staat bestehen bleibt und sich, wie es die Jungtürken jetzt erstreben, freiwillig dem europäischen Wesen anschließt. Die Jungtürken sind eine Zeitlang mißtrauisch gegen Deutschland gewesen, weil sie glaubten, daß der Schutz, den Deutschland der Türkei angedeihen lasse, nicht sowohl dem türkischen Staat als dem alten türkischen Regime gelte. Heute haben sie diesen Irrtum bereits erkannt. Deutschland hat den Despotismus Abdul Hamids nur solange unterstützt, als Abdul Hamid der tatsächliche Inhaber der Türkei war; eine Regierung aber, wie die jetzige jungtürkische, die innerlich dem europäischen System und der europäischen Denkweise näher steht, ist der deutschen Politik nur um so lieber. Die Vorstellung, daß Deutschland selbst einen Teil der Türkei, sei es Klein-

asien, sei es Syrien und Mesopotamien, unter seine Herrschaft bringen könne, ist völlig abzuweisen. England kann derartige Ziele anstreben, weil es mit seiner absoluten Seeherrschaft in jedem Augenblick an jeder Stelle mit der genügenden Macht auftreten kann, und selbst für England ist die Herrschaft in Aegypten und Indien heute nicht ohne Gefahr; für Deutschland, als Seemacht zweiten Ranges, mit seiner Basis in der Nordsee, wäre jede derartige Position unhaltbar. Sie wäre aber auch zwecklos. Die eingeborene muhamedanische Regierung, die sich mit Vorliebe an Deutschland anlehnt und Deutsche zu ihrer Unterstützung heranzieht, genügt allem, was wir anstreben können, durchaus. Hier mag, ohne daß es zum blutigen Waffenspiel kommt, die Rivalität der Deutschen und Engländer in kaufmännischem Angebot und diplomatischen Intriguen sich austoben.

Weshalb also baut Deutschland seine Kriegsschiffe? Um England niederzuwerfen und dadurch die Weltherrschaft zu erlangen? Es ist richtig, daß, wenn Deutschland England niederwürfe, es der Weltherrschaft sehr nahe käme. Aber eben darum ist es unmöglich. Die Völker leiden es nicht, daß einer über alle herrsche und würden sich, sobald ihnen dieses Schicksal droht, alle gegen den Einen vereinigen. So haben sie Kaiser Karl V. niedergekämpft, so haben sie Ludwig XIV. niedergekämpft, so haben sie Napoleon I. niedergekämpft. Nicht anders würden sie Deutschland niederkämpfen. Es klingt wie eine Paradoxie und ist doch durchaus wahr: das größte Unglück, was Deutschland treffen könnte, wäre ein Sieg über England, denn dieser Sieg würde einen so allgemeinen Sturm gegen Deutschland entfesseln, daß es ihm erliegen und zugrunde gehen müßte. Niemals kann eine deutsche Politik sich das Ziel setzen, England niederzukämpfen, wohl aber kann und muß sie sich das Ziel setzen, England in Schranken zu halten. Insofern ist es richtig und ich leugne es nicht, daß die deutschen Schiffsbauten auch gegen England gerichtet sind, aber ich denke, sobald man diesen Gedanken erst richtig erfaßt hat, werden wir dafür Bundesgenossen finden in England selbst. Wäre es denn das wahre englische Interesse, alle Weltteile außerhalb Europas unter seine Löwentatze zu bringen? Ich will nicht davon sprechen, daß es schon englische Politiker gegeben hat, welche geraten haben, die Kolonien prinzipiell aufzugeben, denn ich selber glaube nicht, daß das im englischen Interesse wäre; ebensowenig aber ist die übermäßige Ausdehnung der englischen Herrschaft im Interesse des englischen Volkes. Das allgemeine

Interesse der Menschheit und ihre Kultur verlangt, daß viele große Völker gleichwertig nebeneinander stehen und jedes sich entwickelt in seiner Art. Jeder einsichtige Engländer muß wünschen, daß auch so große Völker wie die Franzosen und die Deutschen einen ihrem inneren Wert entsprechenden Spielraum auf dieser Erde behalten.

Ohne eine starke deutsche Flotte aber ist dieses Ziel nicht erreichbar. Ein Engländer möchte vielleicht bestreiten, daß dazu die deutsche Flotte nötig sei, da England gar nicht den Ehrgeiz habe, alle Kontinente unter seine Herrschaft zu bringen; wenn es absurd sei, dem deutschen Kaiser die Absicht einer Weltherrschaft unterzulegen, so sei es ebenso absurd, der heutigen englischen Regierung die Absicht unterzulegen, das Reich von Kalkutta bis Alexandrien und von Alexandrien bis Kapstadt zu errichten. Das mag richtig sein, ändert aber nichts an meinen Darlegungen. Die großen Eroberungen sind in der Weltgeschichte überhaupt nur selten aus Ehrgeiz gemacht, die Weltreiche nicht aus bloßer unbegrenzter Herrschsucht errichtet, vielmehr haben sich die Dinge meistens so entwickelt, daß um irgend eines kleineren Interesses, eines Grenzstrichs, eines Handelswegs willen ein Streit entstand und der Sieger dann durch den Sieg selbst gezwungen wurde, seine Grenzsteine weiterzurücken. Selbst die Römer sind nicht bewußte Welteroberer gewesen, sondern haben erst Italien erobert, um den ewigen Grenzstreitigkeiten der verschiedenen Stämme ein Ende zu machen und auf der Halbinsel einen Friedenszustand zu schaffen. Dann nahmen sie den Karthagern Sizilien, um die freie Meeresverbindung zwischen der tyrrhenischen und adriatischen Seite ihres Reiches zu haben; der Sieg über Karthago aber machte sie erst zu Schiedsrichtern und dann zu Herren der Welt. Auch Napoleon I. hat nie den Plan einer Weltherrschaft verfolgt, sondern ist durch die Natur der Dinge weiter und weiter getrieben worden. Hat England etwa das riesige Reich, das es jetzt in allen Weltteilen beherrscht, aus bloßem Ehrgeiz und Eroberungssucht geschaffen? Ist es systematisch durch alle die Jahrhunderte auf eine solche Herrschaft ausgegangen? Keineswegs, sondern einzelne tatkräftige Unternehmer, Kaufleute und Kolonisten, haben bald hier, bald dort Interessen geschaffen, welche das Reich schließlich nicht umhin konnte, unter seinen Schutz zu nehmen. So würde es auch weiter gehen, wenn nicht von außen ein Halt geboten wird. Angenommen, es gäbe jetzt eine Gelegenheit, Arabien unter die englische Herrschaft zu bringen, ohne wesentliche An-

strengung und ohne Gefahr, würden die Stimmen der Warner, die die gar zu große Ausdehnung des Reiches scheuen, die Oberhand behalten oder die Stimmen derjenigen, die darauf hinweisen, welche Vorteile es bringen würde, wenn dieses große, noch halb unentdeckte Land unter das wohltätige Regiment eines Kulturvolks käme? Welche neuen Gelegenheiten zu fruchtbarer Arbeit, welche Quellen neuen Wohlstands würden damit erschlossen werden, wie würden Macht und Ehre Großbritanniens wachsen, wenn über den heiligen Stätten von Mekka und Medina seine Flagge wehte!

So denken alle Völker, so haben sie immer gedacht, und es ist gut, daß sie so denken, aber nicht gut ist es, wenn diesen heilsamen Trieben nicht auch Schranken gesetzt sind, und diese Schranken setzen die Völker sich gegenseitig. Deutschland hält England in Schranken und England Deutschland.

In England spricht man immer nur von dem Ehrgeiz Deutschlands. In Deutschland spricht man immer nur von dem Ehrgeiz Englands. In England weissagt man von der deutschen Invasion. In Deutschland sieht man den ganzen Seehandel in der Hand der übermächtigen Flotte Englands. Deutschland aber ist dabei in der schlechteren Lage; denn die Zerstörung des deutschen Seehandels durch die englische Flotte ist eine reale Möglichkeit, die deutsche Invasion in England ist es nicht.

Der französische Senator D'Estournelles de Constant hat im „Matin“ (11. Juni 1909) einen Artikel veröffentlicht, in dem er darlegt, daß die Friedensversicherungen der beiden Regierungen, der englischen wie der deutschen, beide unzweifelhaft ehrlich seien und daß Deutschland bei einem Kriege nichts zu gewinnen habe, leuchte ohne weiteres ein; wenn trotzdem eine Kriegsgefahr bestehe, so habe sie ihren Sitz in der englischen öffentlichen Meinung. Das englische Volk sei beunruhigt durch den ungeheuren industriellen Fortschritt Deutschlands. Die französische Industrie habe Spezialitäten der Produktion, in der Mode und im Kunstgewerbe, die ihr niemand streitig machen könne, die englische Industrie aber, die über solche Spezialitäten nicht verfüge, werde allenthalben bedrängt von der Konkurrenz der deutschen; daher habe sich in England die Meinung gebildet, daß man nicht abwarten dürfe, bis sowohl die industrielle wie maritime Ueberlegenheit verloren sei, sondern die jetzige günstige Zeit, wo England noch zur See der stärkere Teil und gerade mit Frankreich verbündet sei, benutzen müsse, um Deutschland niederzu-

schlagen. „Dieses Räsonnement", fährt D'Estournelles fort, „habe ich entwickeln hören, seit der Imperialismus eine Regierungsdoktrin geworden ist; ich habe es Frankreich entgegenstellen hören 1893, 1898, immer dasselbe. Und der kleine Mann glaubt naiv, daß man mit einem Krieg der deutschen Gefahr ein Ende machen könnte! Er glaubt es umso lieber, als er nicht weiß, was der Krieg ist. Er hat nicht durch ihn gelitten; seit Menschengedenken hat er keine Invasion gekannt. Er bezahlt keine oder fast keine Einkommensteuer, vor allem er leistet keinen Militärdienst. Er hat keine andern Kriege gekannt, als die zu seinem Vorteil unternommenen, mit Söldnern geführten fernen Expeditionen. Er bildet vielleicht das einzige Volk der Erde, das in dieser glücklichen Unwissenheit lebt. Darin liegt die Gefahr. Seit Jahren hat man ihm nur von der deutschen Gefahr gesprochen und da er brav und einfältig ist, ein wahrer Stier, ist John Bull bereit, sich auf den roten Lappen loszustürzen, den man vor seinen Augen bewegt.

„Dennoch muß man dahin gelangen, ihm klar zu machen, daß der Krieg, selbst der siegreiche, weit entfernt davon, ein Heilmittel zu sein, die verabscheuungswürdigste Kur, ja eine Verschlimmerung sein würde. Nehmen wir an, daß die deutsche Flotte zermalmt ist, es würde deshalb nicht weniger ein Deutschland bleiben, 60 Millionen deutscher Arbeiter, die um so rühriger wären, je mehr sie gelitten hätten, und dann?"

Es ist gewiß beachtenswert, daß Mr. D'Estournelles, einer der Führer der pazifistischen Bewegung in der Welt, Deutschland ein so günstiges Zeugnis ausstellt. Aber ich will nicht unterlassen hinzuzufügen, daß das keineswegs die allgemeine Meinung ist, sondern daß die öffentliche Meinung Frankreichs wie in den andern Ländern eine Friedensstörung eher von Deutschland als von England erwartet. So falsch dieser Argwohn ist, so ist er doch psychologisch leicht zu erklären. Zwei verschiedene Ursachen wirken zusammen, den Argwohn hervorzubringen und zu schüren. Das englische Regierungssystem ist bei den andern Völkern populär, das deutsche ist unpopulär. Wir in Deutschland halten unser System einer starken, selbständigen Regierung neben einem demokratischen Reichstag für das bessere und halten nicht viel von der abwechselnden Regierung der Parteien, wie sie in England Sitte ist. Wir glauben, daß die heutige Blüte Deutschlands mit seiner allgemeinen Wehrpflicht, allgemeinen Schulpflicht und sozialen Gesetzgebung, der es gelungen ist,

das wirtschaftliche Elend fast vollständig auszurotten, wesentlich durch dieses Regierungssystem, das strenge Ordnung und Freiheit vereinigt, ermöglicht und erzeugt ist. Aber die andern Völker ziehen meist das englische System, das mehr Milde und mehr Freiheit gewährt, vor; eine weitere Ausdehnung der englischen Herrschaft und des englischen Einflusses würde daher lieber gesehen werden, als des deutschen. Vor allem aber ist England, weil es bloße Seemacht ist, gar nicht in der Lage, die Freiheit andrer Völker in dem Maße zu bedrohen wie Deutschland, das zugleich Landmacht ist. Wie sich also bei einem Kampf zwischen Deutschland und England die andern Völker viel eher um England als um Deutschland gruppieren würden, so wird schon jetzt dieses Land von dem allgemeinen Argwohn viel mehr betroffen als jenes. Das ist eine Tatsache, die auch in Deutschland wohlbekannt ist und vor der der deutsche Politiker am allerwenigsten die Augen verschließen darf. Folgt daraus, daß tatsächlich der deutsche Ehrgeiz stärker und unruhiger ist als der englische? Keineswegs.

Ich bin der Ansicht, daß die Rivalität der beiden großen Völker, der Deutschen und der Engländer, in der Natur der Dinge begründet ist und auf keine Weise aus der Welt geschafft werden kann. Es ist aber durchaus nicht notwendig, daß diese Rivalität sich einmal in einem Kriege entlade, sondern es genügt, daß die beiden Mächte sich durch angespannte Rüstungen im Gleichgewicht und in Schranken halten.

Ist das Mittel dieser gegenseitigen Einschränkung, die Aufstellung der Riesenheere, der Bau der Riesenschiffe, die Erfindung immer neuer Kriegsmittel, auf der Erde, auf dem Wasser und in der Luft, ist dieses Mittel nicht für den Zweck der gegenseitigen Einschränkung etwas gar zu kostspieliges? Man hat berechnet, daß die sieben Seemächte, Oesterreich, Italien, Rußland, Frankreich, Deutschland, die Vereinigten Staaten und England, in den letzten vier Jahren für ihre Flottenrüstung die Summe von 10 Milliarden Franken oder 200 Mill. Pfund Sterling ausgegeben haben und alle Regierungen sind einig darin, zu versichern, daß diese Ausgaben nur im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens und des Schutzes des Handels gemacht würden. Mehr können die Pazifisten eigentlich nicht verlangen; besonders wenn man hinzurechnet, daß ja auch die Aufwendungen für die Landheere nur zur Erhaltung des Friedens gemacht werden. Aber die Ironie ist hier weniger am

Platze als es scheint. Gewiß bedeuten Kriegsrüstungen zunächst nicht den Frieden, sondern den Krieg, aber wie man in vielen Kriegen oft mit einem bloßen Manöver statt des wirklichen Blutvergießens in der Schlacht ausgekommen ist, so kann auch die bloße Kriegsmöglichkeit den Krieg ersetzen, und zweifellos wäre es die größte Wohltat, die den Völkern erwiesen werden könnte, wenn sie die gegenseitige Einschränkung, deren sie nun einmal, wie wir gesehen haben, bedürfen, erreichen könnten durch die bloßen Rüstungen, die mit dem Kriege drohen und ihn ermöglichen, aber ohne den Krieg selbst. Daß unsere Epoche so viel ärmer an Kriegen, so viel reicher an Frieden ist, als irgend eine frühere in der Geschichte der Menschheit, ist zweifellos eine Folge der starken allseitigen Rüstungen, die allenthalben vom Kriege abschrecken. Die Lasten sind groß, unzweifelhaft, aber sie sind doch nicht so groß, daß der Wohlstand der Völker deshalb zurückginge. Im Gegenteil, gerade im letzten Menschenalter, wo die Kriegsrüstungen so ungeheuer gesteigert worden sind, ist der allgemeine Wohlstand der Völker schneller gestiegen als je in einem früheren Zeitalter. Der deutsche Reichstag hat soeben 500 Mill. Mark, gleich 25 Mill. Pfund Sterling, jährlich neue Steuern bewilligt und niemand zweifelt, daß das deutsche Volk mit Leichtigkeit imstande sei, sie zu tragen. Die Einlagen in die öffentlichen Sparkassen, die im Jahre 1875 1869,2 Mill. Mk. betrugen, sind im Jahre 1907 auf 13 889,1 Mill. Mk. gestiegen. Der parlamentarische Kampf, der geführt wurde, drehte sich überhaupt nicht um die Frage, ob die neuen Steuern bewilligt werden sollten, sondern nur darum, in welcher Art sie bewilligt werden sollten. Der Reichstag hat sich schließlich dahin entschieden, eine von der Regierung vorgeschlagene sehr mäßige Erbschaftssteuer, die 5 Mill. Pfund einbringen sollte, abzulehnen (weshalb der Reichskanzler Fürst Bülow seine Demission gegeben hat) und stattdessen einige Verkehrssteuern einzuführen. Man hat berechnet, daß, wenn man in Deutschland Erbschaftssteuern nach dem Satz einführen wollte, den Herr Lloyd George jetzt in England vorgeschlagen hat, das 25 Mill. Pfund ergeben würde.

Der französische Finanzminister Rouvier hat einmal gesagt, kein Volk, es möge noch so reich sein, sei imstande, gleichzeitig ein großes Heer und eine große Flotte zu halten und eine Politik der sozialen Wohlfahrt zu treiben. Man wird darauf erwidern können, daß es sich fragt, wie groß das Heer, wie groß die Flotte und wie groß die Lasten der Sozialpolitik sind. England wie Deutschland

haben heute bereits ein großes Heer, eine große Flotte, Altersversicherung und andre erhebliche soziale Lasten; der Unterschied ist, daß die deutsche Armee sehr viel größer ist als die englische, und die englische Flotte sehr viel größer als die deutsche. Wollte England sich außer seiner Flotte eine Armee halten wie die deutsche, oder Deutschland sich außer seiner Armee eine Flotte halten wie die englische, so würde jene Sentenz Herrn Rouviers vermutlich in Erfüllung gehen. Den jetzigen Zustand der beiderseitigen Rüstungen aber kann ich als übertrieben nicht ansehen.

---

# Politische Korrespondenz.

---

**Die zukünftige Stellung der Parteien in Deutschland. Der Wandel in der Sozialdemokratie. Die Veranlagung der direkten Steuern und ihre politische Bedeutung.**

Der Abgeordnete Freiherr v. Zedlitz hat im „Tag" zwei Artikel veröffentlicht (3. und 12. September), in denen er den dringenden Wunsch und Rat ausspricht, daß die alten Block-Parteien den Zwist über die Finanzreform begraben sollten und sich zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind, die Sozialdemokratie, wieder zusammenschließen. Die jüngsten Nachwahlen in der Pfalz, in Sachsen, in der Rheinprovinz haben gezeigt, wohin der Wind weht: allenthalben Zunahme der sozialdemokratischen und noch viel stärkere Abnahme der bürgerlichen Stimmen. Daß die Liberalen bei der Finanzreform schließlich in der Opposition gewesen sind, nützt ihnen, wie Herr v. Zedlitz ausführt, bei den Wählern nichts; mag man es ihnen auch als Verdienst anrechnen, daß sie die Erbschaftssteuer wollten, die Hauptsache in den Augen der gekränkten Massen ist doch, daß sie ganz ebenso wie ihre konservativen Gegner für die Verteuerung von Bier, Tabak, Branntwein, Kaffee waren. Indem die bürgerlichen Parteien sich untereinander anklagen, beschuldigen und anfeinden, betreiben sie schließlich nur das Geschäft des gemeinsamen Gegners. 420 Millionen neue Steuern hat man eben nicht umsonst, das hat sich schon 1879 und wieder 1887 gezeigt, — das eine Mal die neue Branntweinsteuer, das andere Mal der Getreidezoll, trieb so viele Wähler in das Lager der Opposition, daß diese einen großen Sieg davontrug. Wir werden auch diesmal nicht darum herumkommen, und die Niederlage wird um so größer werden, je mehr die bürgerlichen Parteien sich untereinander befehden; mögen die Liberalen durch das Vorreiten der abgelehnten Erbschaftssteuer den Konservativen mehr oder weniger Wähler abspenstig machen; sie verlieren immer noch sehr viel mehr auf der andern Seite, und je heftiger sie den Kampf gegen die Konservativen führen, um so mehr, da dieser Kampf auch auf die Stichwahlen sehr ungünstig einwirken muß.

Das scheint alles ganz richtig dargelegt, und dennoch muß es abgelehnt werden. Der Ruf nach Frieden richtet sich an die Liberalen. Für die

Konservativen ist der Rat leicht gegeben und leicht befolgt. Sie haben in dem vorausgegangenen Konflikt gesiegt und ihren Willen durchgesetzt. Nichts wäre für sie angenehmer, als wenn die Liberalen jetzt die zerrissene Freundschaft wieder aufnehmen wollten. Das Ergebnis wäre dann die vollständige Unterordnung der Liberalen und der verlustlose Sieg der Konservativen.

Für die Liberalen aber wäre es Selbstmord.

So schwer wir zu tragen haben werden an den voraussichtlich eintretenden Wahlerfolgen der Sozialdemokraten, wir müssen hindurch. Die Taktik, die die Konservativen befolgt haben, hat einmal diese Konsequenz, und jeder Versuch, sie durch Unterwerfung der Liberalen abzuschwächen, würde schließlich das Uebel nur ärger machen.

Das Verhalten der Konservativen ist und bleibt schlechthin unverzeihlich unter zwei Gesichtspunkten. Für die Ablehnung der Erbschaftssteuer ist kaum irgend ein stichhaltiger, sachlicher Grund beigebracht worden. Hinter all dem larmoyanten Geschwätz von der Besteuerung der Witwen und Waisen und dem germanischen Familiensinn sah man doch immer nur den brutalen Egoismus des Reichtums, der nichts geben will. Der Grundsatz der steuerlichen Gerechtigkeit ist rücksichtslos unter die Füße getreten. Aber nicht weniger schwer fällt ins Gewicht der Stoß, der mit dieser Politik gegen die Autorität der Regierung geführt wurde.

Mögen bei dem Rücktritt des Fürsten Bülow noch andere Motive mitgespielt haben, der neue Reichskanzler, der sich einfallen lassen wollte, jetzt mit den Konservativen weiterzuleben, als ob sie kein Wässerchen getrübt hätten, würde sich an dem monarchischen Prinzip und seiner Zukunft auf das unverzeihlichste vergehen. Selbst wenn man den Versuch machen wollte, jetzt aus Furcht vor der Sozialdemokratie wieder alles Geschehene mit dem Mantel der Liebe zuzudecken und alle bürgerlichen Parteien zu einem gemeinsamen Abwehr-Karree zusammenzufassen, es würde nicht gelingen. Ein großer Teil der Wähler würde sich versagen; immer und immer wieder, schriftlich und mündlich, sind mir von allen Seiten die Erklärungen zugegangen: niemals wieder gebe ich einem konservativen Kandidaten meine Stimme. Die Sünde, die die Konservativen auf sich geladen haben, war zu schwer: erst wenn sie genügend gebüßt worden ist, können sie in eine Stellung, wie sie sie bisher gehabt haben, wieder einrücken. Freilich, bei den Reichstagswahlen, darin hat Herr v. Zedlitz natürlich recht, und insonderheit bei den Stichwahlen, muß man schließlich nach Möglichkeit gegen die Sozi zusammenhalten, aber prinzipiell muß ein scharfer und unverhohlener Kampf gegen die Konservativen und insonderheit gegen den agrarischen Flügel die Losung sein, und der Punkt des Angriffs ist die Reform des preußischen Wahlrechts. Der preußische Landtag ist die eigentliche Hochburg der Konservativen. Von hier aus üben sie im Lande wie im Reiche einen Einfluß, der ihre wahre Bedeutung in Deutschland weit übertrifft. Erst wenn ihnen diese Stellung entrissen und sie auf dasselbe

Niveau mit den andern Parteien gebracht worden sind, dann haben wir wieder normale Zustände im Lande.

Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich an dieser Stelle den Gedanken entwickelt, daß die Mittelparteien suchen müßten, mit dem Zentrum zusammen gegen die Konservativen die Wahlreform durchzuführen, und daß die Regierung dabei nicht nur mitgehen, sondern die Führung nehmen müsse, um ihre verlorene Autorität wiederherzustellen.

Herr v. Zedlitz sagt dagegen, das sei leichter gedacht als getan. Zwar gehöre die Reform des preußischen Wahlrechts zu den Programmpunkten des Zentrums, praktisch aber werde dieses schon Mittel und Wege zu finden wissen, die Reform zu verhindern, denn der Zweck der Reform sei doch die konservativ-klerikale Majorität zu zerstören, und man dürfe nicht erwarten, daß das Zentrum dazu die Hand bieten werde. Man müsse also trotz alledem suchen, die Reform mit den Konservativen zu machen.

Ich glaube nicht, daß das zutrifft. Eine Wahlreform mit den Konservativen würde so ausfallen, daß diese Partei in der Zahl der Mandate höchstens einen minimalen Schaden erlitte, moralisch aber, indem man ihr abermals die Vorhand ließe, noch gewänne. Die Liberalen könnten eine solche Reform nicht mitmachen; die Konservativen würden sie mit dem Zentrum machen müssen, und der schwarz-blaue Block würde abermals in Kraft treten. Das Zentrum würde sich vielleicht darauf einlassen. Aber die Liberalen sind in der Lage, dies Bündnis zu sprengen, indem sie dem Zentrum etwas Besseres vorschlagen. Die prinzipielle Besorgnis, daß das Zentrum sich jeder ernsthaften Reform entziehen werde, um die bestehende konservativ-klerikale Majorität zu erhalten, scheint mir durchaus unbegründet — aus einem Grunde, der für uns wohl unerfreulich, aber darum nicht weniger real ist. Jede eingreifendere Wahlreform nämlich, auch wenn sie vom allgemeinen, gleichen Stimmrecht weit entfernt bleibt, muß eine Anzahl Sozialdemokraten in den Landtag bringen. Die Stellung des Zentrums aber beruht bekanntlich neben seinen eigenen Stimmen immer auf denen der Sozialdemokraten. Verlieren die Konservativen im Landtag sehr erheblich, und entsteht statt dessen dort eine bedeutende sozialdemokratische Partei, so hat das Zentrum gar nichts verloren. Da nun das Zentrum ein ganz direktes Interesse an der geheimen Stimmabgabe hat und überdies sehr starke prinzipiell demokratische Elemente in seinen Reihen stecken, so halte ich es für höchst wahrscheinlich, daß die Partei eine Wahlreform mit geheimer Stimmabgabe und Pluralwahlrecht ähnlich dem sächsischen mitmachen würde unter der einen Bedingung, daß die jetzige Einteilung der Wahlkreise im wesentlichen unverändert bleibe. Wenn erst in Sachsen nach dem neuen Wahlsystem einmal gewählt sein wird, wird man klarer darüber sehen, wie ein Pluralstimmrecht in der Praxis wirkt. Vielleicht wird man im einzelnen vieles anders machen müssen, aber das eine scheint mir völlig einleuchtend, daß Herr v. Bethmann-Hollweg, wenn er nicht von vornherein darauf verzichtet, eine kraftvolle und imponierende Stellung zu ge-

winnen, gar nicht anders kann, als den Konservativen mit einer bei allem Maßhalten doch sehr eingreifenden Wahlvorlage zu Leibe zu gehen. Ganz ebenso können und dürfen die Liberalen jetzt nicht auf die Durchführung des ihnen von den Konservativen aufgezwungenen Kampfes verzichten, wenn sie sich nicht moralisch selbst aufgeben wollen, und dürfen weder dem Lande noch dem Herrn Reichskanzler einen Zweifel über diese ihre Stellungnahme lassen. Mögen die Reichstagswahlen wegen des Zwistes zwischen Liberalen und Konservativen dann auch noch etwas schlechter ausfallen, als sie es sonst täten — das Deutsche Reich ist stark genug, das einige Jahre auszuhalten und mittlerweile wird schon einmal wieder eine andere Kombination eintreten.

Die Politik, deren Grundlagen hier gezeichnet sind, und von der ich hoffe, daß sie kommen wird, wird in merkwürdiger Weise dem Einfluß des eben abgehaltenen Parteitages der Sozialdemokratie unterliegen, und zwar zugleich erleichternd und erschwerend. Als vor sechs Jahren die Sozi ihren berüchtigten Tag der gegenseitigen Abschlachtung in Dresden hielten, glaubten die meisten, das Ergebnis als den Sieg des Radikalismus über den Revisionismus ansehen zu müssen. Andere aber, zu denen auch wir gehörten, behaupteten das Gegenteil und sahen den Anfang vom Ende des Radikalismus. Allerdings hatten die eigentlichen Führer der Partei, namentlich Herr Bebel, die Revisionisten niedergewettert, aber die Mittel, die sie hatten anwenden müssen, waren so kompromittierend, daß nur die volle Verzweiflung sie hatte eingeben können. Ein Führer, der sich genötigt sieht, seine eigenen Parteigenossen so zu beschimpfen und sie doch nicht aus der Partei zu verdrängen vermag, der pfeift mit seiner Taktik auf dem letzten Loch. Diese Auffassung hat sich jetzt als die richtige erwiesen. Die Revisionisten sind gewachsen und gewachsen, und jetzt in Leipzig hatten sie, wenn auch noch nicht die klare Majorität, so doch das offenbare Uebergewicht. Ja das Schicksal hat gewollt, daß Herr Bebel selbst sich schließlich auf ihre Seite hat stellen müssen. Soll man es tragisch nennen, wenn ein Mann, der doch immerhin ein bedeutendes Leben hinter sich hat, am Abend seines Wirkens sich selbst so verleugnen muß? Für Tragik ist die Persönlichkeit Bebels doch wohl nicht groß genug; man kommt über die Empfindung des Tragikomischen nicht hinaus. Aber immerhin — das lange Erwartete, das einmal nach Bebels Abscheiden bestimmt in Aussicht Genommene, ist schon zu seinen Lebzeiten eingetreten: der Revisionismus hat die Oberhand in der Partei gewonnen. Ja man kann sagen, wir sind schon nahe daran gewesen, daß der Revisionismus eine große Entscheidung in der deutschen Politik herbeigeführt hätte. Nur mit acht Stimmen Majorität ist die Erbschaftssteuer im Reichstag abgelehnt worden; die fünf Stimmen, die übergehen mußten, um die Minorität in eine Majorität zu verwandeln, wären sicher zu gewinnen gewesen, wenn man nicht der Meinung gewesen wäre, daß die Sozialdemokraten, die in der zweiten Lesung für die Steuer gestimmt hatten, in der dritten sie

dennoch verwerfen würden. Jetzt haben wir erfahren, daß unter Führung August Bebels die Partei auch in der dritten Lesung für die Steuer gestimmt haben würde — also nichts als der blöde Zufall der fünf Stimmen hat die letzte Krisis herbeigeführt und den Sturz des Fürsten Bülow entschieden!

Wie dem nun auch sei, es ist keine Frage, daß die sozialdemokratische Partei begonnen hat, in eine neue politische Position einzurücken. Das ist vom ideellen Gesichtspunkt gewiß etwas sehr und rein Erfreuliches. Die Teilung unseres Volkes durch Protestantismus und Katholizismus ist bedenklich genug; daß nun daneben noch eine so breite und wichtige Schicht wie der industrielle Arbeiterstand sich mit einer eigenen Weltanschauung erfüllt hat, die den nationalen Idealen absagt, spaltet unser Volk in einer Art, die zugleich abstoßend und gefährlich ist. Eine allmähliche Annäherung also, die sich aus gemeinsamer, praktischer, politischer Arbeit mit Notwendigkeit ergeben muß, ist von höchstem Wert. Praktisch aber ergeben sich daraus mehr Schwierigkeiten als Vorteile. Mag nun die sozialdemokratische Partei sich in einen transigenten und einen intransigenten Flügel spalten, oder mag sie nach Art des Zentrums als Ganzes Einfluß zu gewinnen suchen und, wie man es früher schon formuliert hat, Sozialpolitik gegen Kanonen eintauschen wollen — noch auf sehr lange hinaus werden die Anschauungen soweit auseinandergehen, daß positive Resultate kaum zu erwarten sind, während in den bürgerlichen Parteien Zwiespalt und Unruhe erregt wird. Der jetzige Zustand, wo die Sozialisten nur „Objekt, aber nicht Subjekt der Gesetzgebung“ waren, war ja in den Augen vieler Politiker der denkbar vorteilhafteste, weil er den konservativen Charakter unseres Staatswesens verbürgte. Das Ideal anderer aber ist die akute Demokratisierung vermöge der Heranziehung der bisher rein negativen, mächtigen Sozialdemokratie zur positiven Mitarbeit an der Gesetzgebung. Die Zersetzung der bisherigen Sozialdemokratie wird also unmittelbar eine korrespondierende Zersetzung in unseren bürgerlichen Parteien zur Folge haben, und es ist gar nicht abzusehen, wohin das bei der Erbitterung, die die konservative Partei jetzt gegen sich im Lande erregt hat, führen mag.

* * *

Ein wesentliches Moment in allen uns bevorstehenden Wahl- und sonstigen Kämpfen wird unzweifelhaft der besondere Umstand bilden, daß die theoretischen Erwägungen und Berechnungen über die Bedeutung der neuen Steuern für unsern Nationalwohlstand so ganz beiläufig die kolossalen Steuerhinterziehungen bei den direkten Steuern an den Tag gebracht haben. Ich bringe in diesem Heft eine neue eingehende Untersuchung von Herrn May, der diese Tatsache aufs neue feststellt. Herr May ist in vielen Einzelheiten zu anderen Ergebnissen gekommen als ich selber: ich kann mir das ruhig gefallen lassen, denn bei einer so neuen Aufgabe gelingt nicht gleich alles, und in nicht wenigen Aufstellungen glaube ich auch meine Berechnung noch aufrecht erhalten und verteidigen zu können: hier

und da habe ich schon in Anmerkungen zum Text darauf hingewiesen und anderes behalte ich mir noch vor. Aber die Einzelfragen sind nicht so wichtig, besonders da sehr häufig Fehler nach der einen Seite durch Fehler nach der entgegengesetzten Seite kompensiert werden. Es ist auch wohl zu beachten, daß Herr May selbst seine Berechnung als eine solche bezeichnet, deren Endsumme eher als Minimalzahl denn als Maximalzahl angesehen werden müsse. Diese Endsumme ist erheblich kleiner, als ich sie einst berechnet habe, aber immer noch ergibt sie eine durchschnittliche Unterveranlagung der Vermögenssteuer in Preußen von 22 %, das heißt, da es doch viele Leute gibt, die richtig veranlagt sind, und sehr wenige, die überveranlagt sind, es gibt sehr viele wohlhabende Leute, die die Hälfte oder auch nur ein Drittel von dem zahlen, was sie gesetzlich schuldig sind. Das gilt von der Vermögenssteuer und bei der Einkommensteuer liegt es wahrscheinlich noch viel ungünstiger.

Herr May stellt zum Schluß auch eine Berechnung an, die zu ergeben scheint, daß in der Landwirtschaft erheblich schlechter veranlagt wird, als in anderen Berufen. Ich gestehe, daß auch diese Beweisführung mich nicht überzeugt hat. An den so oft heraufbeschworenen Kaufmann, der um seines Kredites willen zu hohe Steuern bezahlt, glaube ich nicht. Gewiß wird hier und da einmal von einem Untergehenden auch nach diesem Strohhalm gegriffen, aber statistisch kann das unmöglich in Betracht kommen. Wo jemand mit solchem Kunststück sich wirklich hilft, geschieht es doch sicher immer nur auf kurze Zeit. Auch sonst scheint mir dieses Kapitel in den Mayschen Berechnungen nicht genügend fundiert, und ich benutze die Gelegenheit, gegenüber neueren Angriffen noch einmal zu konstatieren, daß ich selbst niemals behauptet habe, die Steuerhinterziehung sei ausschließlich oder ganz vorwiegend bei den Landwirten zu suchen. Daß die Landwirtschaft jüngst in diesen Ruf gekommen ist, hat sie ganz allein sich selbst zuzuschreiben. Die Agrarier sind es doch gewesen, die die Erbschaftssteuer zu Fall gebracht haben — und noch immer fragt man, weshalb hat eigentlich gerade diese Klasse der Besitzenden sich so leidenschaftlich gegen die Steuer gesträubt? Diese Frage ist die Wurzel des Verdachts besonders großer Steuerhinterziehungen geworden. Die „Grenzboten" haben dafür ein nicht übles Bild gefunden: in einem Hotel hat ein Diebstahl stattgefunden; alle Gäste erklären sich bereit, ihre Zimmer untersuchen zu lassen; nur einer stellt sich mit hochrotem Kopf vor seine Tür und erklärt, er ließe niemand hinein. Kein Wunder, daß man ihn nun als den Schuldigen ansieht. In Wirklichkeit sind die Steuerhinterziehungen durch alle Stände verbreitet, und seitdem die Kolossalität dieser Minderleistungen statistisch festgestellt ist, kann es für Finanzverwaltung und Gesetzgebung keine dringendere Aufgabe geben, als diesen Mißbräuchen zu steuern.

Vergleicht man die jährlich steigenden Erträge der direkten Steuern, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das Steigen stärker gewesen ist, als das Steigen des Wohlstandes, mit anderen Worten, daß

man im Finanz-Ministerium fleißig gearbeitet und die Veranlagungen allmählich verbessert hat. Aber der Fortschritt ist bei weitem nicht groß und nicht schnell genug. Wie ungeheuer groß das Manko ist, hat ja auch bisher Niemand weder in der Verwaltung noch in der Wissenschaft geahnt. Jetzt aber, wo die Wahrheit an den Tag gekommen ist, muß anders gearbeitet werden als bisher, nicht bloß aus fiskalischen, sondern auch aus politischen Gründen. Es kann ja garnichts Aufreizenderes geben, als wenn bei der Wahlagitation den Massen vorgerechnet wird, wie schlecht die oberen Klassen ihre Steuerpflicht erfüllen, und daß die Regierung in ihrer zarten Schonung für die Besitzenden nichts Genügendes tut, dem Mißbrauch zu steuern. Natürlich ist das kein Grund, daß wir nun unsererseits den Mund halten und so tun, als ob alles in Ordnung sei. Eine sachlich berechtigte Kritik darf sich niemals durch die Besorgnis, Stoff für Agitationen zu liefern, zum Schweigen bestimmen lassen. Journalistik wie Wissenschaft haben gerade in solcher Lage die Pflicht, durch immer erneute Nachprüfung, Nachweisung und Darlegung des Uebels die Heilung vorzubereiten und zu ermöglichen, die Regierung zugleich anzutreiben und ihr vorzuarbeiten. Vertuschung würde der Agitation nur verdoppelten Stoff geben. Herr v. Rheinbaben hat nicht mit Unrecht im Abgeordnetenhause darauf hingewiesen, daß die öffentliche Meinung ja bisher nur in der umgekehrten Richtung auf die Finanzverwaltung einzuwirken gesucht, daß man immer nur über die Fälle zu hoher, nie zu niedriger Veranlagung Klage geführt habe. Nachdem dieser Wind nun in den entgegengesetzten umgeschlagen ist, darf man ihn nicht einschlafen, sondern muß ihn mit aller Kraft blasen lassen. Agitation ist in der Lösung der Aufgabe das halbe Werk. Mögen die verschiedenen Klassen der Gesellschaft ihre Sünden gegenseitig ans Licht bringen, die Städter die des Landes, die Agrarier die der Kapitalisten; je öfter es ausgesprochen, je mehr davon geredet wird, desto vorsichtiger wird der Einzelne mit seiner Deklaration, um sich nicht Unannehmlichkeiten auszusetzen, und desto mutiger werden die Vorsitzenden und Mitglieder der Veranlagungs-Kommissionen den faulen Zahlern mit Heraufsetzungen zu Leibe zu gehen. Der Herr Finanzminister aber muß bei dem ganzen Vorgehen natürlich an der Spitze stehen. In dem Aufsatz des Oberverwaltungsgerichtsrats Mrozek in diesen „Jahrbüchern“ und jüngst in einem Artikel der „Kölnischen Zeitung“ (25. Aug.) sind eine Reihe von Hilfsgriffen angegeben, vermöge deren man die Veranlagung sehr verbessern könnte. Zum Teil sind dazu Aenderungen des Gesetzes nötig, zum Teil sind sie aber auch auf dem Wege der bloßen Verordnung und Anweisung wirksam zu machen. Man muß erwarten, daß der Herr Finanzminister noch in diesem Herbst, ehe die Veranlagungen für 1910 beginnen, nicht nur neue Anweisungen, sondern auch eine kräftige Vermahnung an die Kommissionen erläßt, die ihnen zugleich das Gewissen schärft und zu rücksichtslosem Vorgehen Mut macht. Den Rechnungs-Bureaus und Treuhand-Gesellschaften, die mit den raffiniertesten Kunststücken auf Grund einer scheinbar exakten

Buchführung den Landwirten und Geschäftsleuten nachweisen, daß sie so gut wie kein Einkommen hätten, muß das Handwerk gründlich gelegt werden. Gerade von diesen Bureaus gehen in anscheinend legaler Form die schamlosesten Hinterziehungen aus; mit Hilfe von Abschreibungen und Reserven, niedrigen Abschätzungen der eigenen Wohnung, der Naturalien, der Einrechnung von Ausgaben in die Handlungs- und Geschäftsunkosten wissen sie die größten Einkommen fast zum Verschwinden zu bringen. Einem Herrn im Westen, der Jahr für Jahr seine 52000 Mk. Einkommen deklariert hatte, wurde von einem solchen Bureau berechnet, daß er von seinem Vermögen jährlich 2000 Mk. zusetze. Ein sehr hoher Herr, der, ich weiß nicht wie viel 100000 oder Millionen Mk. jährlich versteuert, erzählte mir, ein solches Bureau habe ihm beweisen wollen, daß er nur 20000 Mk. Einnahmen habe. Durch die Ablehnung der Erbschaftssteuer ist das wirksamste aller Kontrollmittel der Finanzverwaltung vorenthalten geblieben, und die Sozialdemokraten sind nur zu sehr im Recht, wenn sie diesen Fehler bei ihrer Agitation gründlich ausnutzen. Aber auch ohne die Erbschaftssteuer läßt sich bei energischem Willen sehr viel machen. In der Hand des Herrn Finanzministers ist es, der Sozialdemokratie diesen Wind aus den Segeln zu nehmen, und wenn Herr v. Rheinbaben hier das Seinige tut, wie Herr v. Bethmann-Hollweg als Ministerpräsident in der Wahlreform, so dürfen wir den neuen parlamentarischen Kampagnen mit aller Zuversicht entgegengehen.

Venedig-Lido, 23. 9. 09. D.

---

Die tieferen Gründe der griechischen Revolution. — Vox et praeterea nihil. — Die ersten Schritte des Ministeriums Briand-Millerand. Die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine in der französischen Republik. Der Stand der Altersversicherung der Arbeiter in Frankreich. Annäherung zwischen Sozialisten und Klerikalen? — Das „demokratische Budget" des englischen Schatzkanzlers. Die Alterspensionen der britischen Arbeiter. Verfall der Landwirtschaft in England. Schutzzöllnerische Bewegung. Drohender Konflikt zwischen Ober- und Unterhaus.

Die **Revolution** in Griechenland hat dazu geführt, daß, mit einer gewissen Analogie zu Ereignissen der großen französischen Revolution, sämtliche Prinzen des königlichen Hauses emigriert sind und den König, von dem die Armee abgefallen ist, inmitten der Anarchie zurückgelassen haben. Welchen Zielen die revolutionäre Bewegung zusteuert, und ob sie überhaupt vernünftige Ziele hat, läßt sich heute noch nicht übersehen. Zwar behaupten die Revolutionäre zu wissen, was sie wollen. Sie wollen den Staat von

seiner Korruption reinigen und die dadurch frei werdenden Geldmittel, vermehrt durch den Ertrag neuer Steuern auf die reichen Leute, dazu verwenden, um Heer und Flotte groß und schlagfertig zu machen. Die reorganisierten Streitkräfte sollen dann der Befreiung Kretas, Mazedoniens und überhaupt aller hellenischen Stämme von der Türkenherrschaft dienstbar gemacht werden.

Obwohl alle Revolutionärs, seien sie Offiziere oder Zivilisten, hinsichtlich jener Punkte einig sind, muß man vor der Hand die revolutionäre Bewegung in Griechenland als eine anarchische und ziellose, dem Lande das äußerste Unheil androhende Aktion bezeichnen. Denn eben das, was die Offiziere und die Zünfte der griechischen Nation heute versprechen, haben die durch die Revolution bei Seite geschobenen Parlamentarier seit vielen Jahrzehnten immer von neuem versprochen, besonders schwungvoll, wenn sie sich in der Opposition gegen die Regierung befanden. Leider konnte die Βουλή, wie sich die Eine Kammer des höchst demokratisch aufgebauten Staates nach klassischem Vorbild nennt, niemals Mittel finden, um die in der Tat ganz außerordentlich widerwärtige Versumpfung des hellenischen Gemeinwesens zu beseitigen. Und auch die heute das Parlament eliminierenden Offiziere und Zünfte verbreiten über das praktische Detail der Reformen, die sie in Aussicht stellen, eine ominöse Unklarheit. Alles spricht dafür, daß die neuen Aerzte mit ihrer Neigung zu Gewaltkuren dem freilich todkranken Staat nicht wirksamer zu helfen vermögen, als die alten schwatzhaften Charlatans.

Das Hervortreten der Zünfte ist ein Novum in der Geschichte des Königreichs Griechenland. Bei der Entthronung des Vorgängers des Königs Georg, der 1863 an die Stelle Ottos von Wittelsbach trat, haben die Zünfte noch keine Rolle gespielt, vielmehr ging damals alles vom Offizierkorps und der unorganisierten Volksmasse aus. Nun sind aber die Zünfte im heutigen Athen keineswegs, wie ihr Name für den deutschen Leser zu besagen scheint, ein konservatives Element, sondern ein erzdemokratisches, kleinbürgerlicher und proletarischer Natur. Neben ihnen gibt es auch eine Sozialdemokratie, die aber in dem industrielosen Lande wenig Anhänger zu werben vermag. Zünften und Sozialdemokraten ist die einzige neue Forderung zu danken, welche das Programm der Revolutionäre schmückt, die starke Besteuerung der großen Vermögen. Schon flüchten infolgedessen die Banken ihre Kapitalien aus dem Lande, denn sie wittern unter dem Mantel der allermodernsten Finanz-Politik das alte Kleptentum. Als vor einer Reihe von Jahren das Königreich Griechenland Bankerott machte, war keine Rede davon, daß die Ehre und der Kredit der Renten durch eine Mehrbelastung der Reichen gerettet werden sollten. Vielmehr weigerte man sich griechischerseits, den Verpflichtungen gegen die auswärtigen Staatsgläubiger nachzukommen und beschwor dadurch eine internationale Blokade der griechischen Häfen herauf. Schließlich mußten die Hellenen, durch die Vernichtung ihres Handels mürbe gemacht, darin willigen, daß ein sehr großer

Teil der öffentlichen Einkünfte unter internationales Sequester gestellt wurde. Dieser Zustand existiert noch heute; ausländische Beamte erheben die betreffenden Abgaben und führen sie teils den fremden Gläubigern, teils der Staatskasse zu. Dieser Teil des hellenischen Gemeinwesens ist so ziemlich der einzige wohlverwaltete.

Heute kann von einer sehr erfolgreichen Besteuerung der reichen Klassen so wenig die Rede sein wie 1897 zur Zeit des Staatsbankrotts. Es gibt nämlich nur wenige Großkapitalisten in Griechenland. Allerdings ist das moderne Athen, das für eine der schönsten Mittelstädte der Welt gilt, zum großen Teil aus den Spenden von Millionären erbaut worden. Denn die Neugriechen, wie häßlich viele ihrer anderen Eigenschaften sein mögen, besitzen die Tugend der Gemeinnützigkeit in hervorragendem Maße. Die zahlreichen Hellenen, welche bis Marseille und Odessa einerseits, bis Kairo und Suakim anderseits, ja noch weit über diese Grenzen hinaus einträgliche Handelsgeschäfte betreiben und große Vermögen machen, verwenden oft eine namhafte Quote ihres Erwerbes dazu, Athen mit öffentlichen Gebäuden aus pentelischem Marmor auszustatten. Aber wie will es der Militärbund bewerkstelligen, jene Leute zu den öffentlichen Ausgaben des Königreichs kräftig heranzuziehen? Sehr viele von ihnen sind gar keine Untertanen des βασιλεὺς τῶν Ἑλλήνων sondern des Sultans, des Khedive, des Zaren und anderer Herrscher. Im übrigen sind fast alle Hellenen der Diaspora in der Empfindung einig, daß sie, unbeschadet der Liebe zu ihrem weit verbreiteten Volk, das in enge Grenzen gebannte Königreich Griechenland ziemlich gering schätzen und zu Geldopfern für diesen Staat wenig bereit sind.

Militärbund und Zünfte werden also wohl darauf verzichten müssen, die Unkosten ihres ebenso umfassenden wie nützlichen Programms durch die Reichen decken zu lassen. Ebensowenig dürfte den Reformatoren das Glück blühen, wenn sie, ihren Beschlüssen gemäß, an die europäischen Börsen herantreten und hier das Ersuchen stellen, daß ihnen im Vertrauen auf ihre Ehrlichkeit ein Anlehen von 100 Millionen Drachmen (Franken) oder am liebsten eines ohne bestimmte Grenze bewilligt werden möge. Vergebliches Bemühen! Vestigia terrent; der griechische Staatskredit steht tief unter dem Serbiens, das bis jetzt noch nicht Bankrott gemacht hat.

Griechenland war schon im klassischen Altertum mit natürlichen Hilfsquellen nur wenig gesegnet. Wenn die Hellenen sich zum reichsten Volk der antiken Welt emporschwangen, den semitischen Kulturkreis wirtschaftlich überflügelnd, so verdankten sie das wesentlich mit der Blüte ihrer Industrie. Im neuen Griechenland ist, wie schon bemerkt, nicht viel Gewerbefleiß vorhanden, der Boden aber hat sich gegen die alten Zeiten sehr verschlechtert. Man führt das auf die Entwaldung zurück, in deren Gefolge die ungezügelten Gewässer den Humus weggeschwemmt haben sollen. Jedenfalls ist das Königreich, im großen und ganzen betrachtet, ein armes Land, trotzdem unleugbar seit der Befreiung von der Türkenherrschaft sehr bedeutende

wirtschaftliche Fortschritte erzielt worden sind. Athen zählt heute mit dem Piräus ungefähr 250 000 Einwohner, vielleicht mehr als zur Zeit des Perikles.

Große natürliche Hilfsquellen aber fehlen, und da es an einer starken und ehrlichen Regierung gleichfalls mangelt, und zwar nicht zufälligerweise, sondern aus immanenten Ursachen, so sind und bleiben die hellenischen Finanzen trostlos. Den siegreichen Revolutionären in dem türkischen Nachbarlande werden die sieben Millionen türkische Pfund, die sie vorläufig suchen, wie es scheint, in Europa geborgt werden, obwohl die türkische Verwaltung nicht besser als die griechische ist. Aber die noch unausgenutzten Naturschätze des osmanischen Reichs sind dafür auch ungeheuer. Selbst die unter der Herrschaft des Sultans lebenden Griechen, welche das Königreich von der Fremdherrschaft befreien will, blicken voller Mißachtung auf die Armut des kleinen hellenischen Nationalstaats herab.

Es kann gleichwohl keinem Zweifel unterliegen, daß sich mit den wirtschaftlichen und den nicht zu verachtenden geistigen Kräften des immerhin etwa 3½ Millionen Einwohner zählenden griechischen Königreichs politisch etwas würde leisten lassen. Aber die ultrademokratische Verfassung verbietet die Konzentration der Kräfte. Ein Friedrich Wilhelm I. würde das Geld, das die Revolutionäre im Auslande suchen, gutenteils wohl im Inlande zu finden wissen. Freilich war er bei aller Gewaltsamkeit kein Klephte.

Wieviel Geld für militärische Zwecke auf der Balkan-Halbinsel gefunden werden kann, wenn nur ordentlich zugegriffen wird, lehrt das Beispiel Bulgariens. Um dieses Land haben sich die Russen das gar nicht zu überschätzende Verdienst erworben, daß sie ihm bei ihrem unfreiwilligen Abzuge eine kräftige Militär-Organisation hinterließen. Einmal konstituiert, hat sich das militärische Interesse behauptet und dermaßen geltend zu machen gewußt, daß Bulgarien gegenwärtig für Heereszwecke 8 Franken auf den Kopf der Bevölkerung jährlich ausgibt, für das wirtschaftlich unentwickelte junge Königreich eine ungeheure Summe.

Hierfür haben die Bulgaren aber auch eine Armee, welche nach dem Zeugnis des Generals v. d. Goltz der osmanischen im Fall eines Krieges schwere Aufgaben zu lösen geben würde. Das griechische Heer dagegen, das sie 1897 spielend schlugen, brauchen die Türken auch jetzt nicht zu fürchten. Darum ist die Pforte in der kretischen Frage so schroff, ja beleidigend gegen das sich furchtsam duckende Kabinett von Athen aufgetreten.

Wunder muß den europäischen Beobachter nur nehmen, daß die Griechen den Zorn über die Erniedrigung ihres Staates gegen die Dynastie gerichtet haben. Schuld an der Schwäche des Gemeinwesens ist doch offenbar nicht die Krone, sondern das Parteitreiben, das bei der sittlichen Zerfressenheit des Staates gut, ja aufs üppigste gedeiht. Mit besonderer Bitterkeit wird wie in Serbien auch in Griechenland der Kronprinz angefeindet. Aller-

dings hat der Herzog von Sparta, wie der Titel des hellenischen Thronfolgers lautet, bei dem unglücklichen thessalischen Feldzug von 1897 den Oberbefehl geführt, aber der Operationsplan, soweit er bekannt geworden ist, war ganz verständig, und was konnte der Herzog von Sparta schließlich dafür, daß er keine Spartaner hinter sich hatte?

Als die Hellenen im Oktober 1862 ihren ersten Βασιλεύς Otto von Wittelsbach vertrieben, nachdem meuterische Offiziere in ihrer Proklamation seine Regierung für „ein meuchelmörderisches System der Entsittlichung und Sklaverei" erklärt hatten, war ganz Europa darüber einig, daß nie ein reinerer und wohlmeinenderer Charakter auf einem Throne gesessen habe, als jener Sohn Ludwigs I. von Baiern. Auch heute erklären sich der Haß und das Mißtrauen, womit die öffentliche Meinung Griechenlands die unglückliche zweite Dynastie verfolgt, wohl am ungezwungensten aus der Annahme, daß die königliche Familie die anständigste im Lande ist.

Als 1863 Prinz Wilhelm von Dänemark unter dem Namen Georg I. den griechischen Thron bestieg, trat Lord Palmerston ihm die ionischen Inseln ab. Es gab wohl niemals ausgesprochenere Antipoden als Palmerston und Metternich, aber der Brite und der Oesterreicher kamen nach dem Krimkrieg in der Ansicht überein, daß Griechenland früher oder später das Erbe der Türkei antreten und in Konstantinopel herrschen würde. Der arme Georg I., dem die βουλή alle Macht nahm, konnte freilich in jenem Sinne nicht viel mehr wirken, als daß er seinen Erstgeborenen auf den Namen Konstantin taufen ließ. Alle politischen Kreise des armseligen Kleinstaats jedoch lebten und webten in der „großen Idee". Einen einzigen gefährlichen Gegner erwartete man auf dem Wege nach Konstantinopel zu finden, Rußland, aber den litten, wie ganz Griechenland überzeugt war, Engländer, Oesterreicher, Franzosen nicht am goldenen Horn. Daß das Osmanentum noch lebensfähig sein und eine Zukunft haben könne, glaubte kein Hellene, und ebenso galten die slavischen, rumänischen und albanesischen Stämme der Balkanhalbinsel in Athen für prädestiniert zum Aufgehen in ein neues byzantinisches Reich.

Diese Prätentionen waren nicht ganz hohl, sondern besaßen eine gewisse geschichtliche Begründung. Das nationale Selbstbewußtsein der nichthellenischen Balkan-Christen war noch recht unreif. Der hellenische Klerus beherrschte das geistige Leben der Albanesen und der meisten Slaven: in Rumänien hatten Kleriker und Phanarioten das Land dermaßen in der Hand, daß Alexander Ypsilanti den hellenischen ἀγών von 1821 in der Moldau begann. Alles dies hat sich in der Gegenwart von Grund aus geändert. In Rumänien und Serbien steht man national durchaus auf eigenen Füßen, wenn auch noch eine gewisse kirchliche Verbindung zwischen dem Serbentum und dem griechischen Patriarchat in Konstantinopel besteht. Außerdem schützt das mächtig gewordene Königreich Rumänien den Stamm der Kutzowalachen, auch Zinzaren genannt, der ein rumänisches Idiom spricht und nicht allein in Mazedonien, sondern auch in Epirus ziemlich weit verbreitet ist. Auf

Veranlassung des Kabinetts von Bukarest hat die Pforte die Zinzaren zu einer Nationalität im staatsrechtlichen Sinne des Wortes erhoben. Jenes abgesprengte Bruchstück des Rumänentums soll den geistig höchststehenden Teil der ganzen dakoromanischen Rasse bilden. Es wird den Kutzowalachen nicht allein Fleiß in Ackerbau und Viehzucht nachgerühmt, sondern auch Talent für mancherlei Gewerbe, speziell die Baukunst, ja sogar Handels- und Spekulationsgeist. Früher fast ohne Nationalbewußtsein, haben sie jetzt zum großen Teil aufgehört, mit den Hellenen zu gehen, und ihre Führer suchen ihnen, gestützt auf das Königreich Rumänien, eine eigene nationale Zukunft zu schaffen.

Noch viel schlimmer ist es für die Griechen, daß das Volk der Albanesen oder Skypetaren erwacht ist. Nur weil diese kräftige Nationalität noch schlummerte, konnte der Berliner Kongreß im Jahre 1878 kein Bedenken dabei finden, neben Thessalien auch Epirus dem Königreich Griechenland zuzusprechen. Die Albanesen oder Arnauten oder Skypetaren haben mit dem Slaventum nichts zu tun, sondern sind die Nachkommen der alten Illyrier und stehen den Slaven voll Rassenhasses gegenüber. Wie schon in der antiken Zeit, so sind auch noch heute Makedonien und Epirus vielfältig von Skypetaren bewohnt. Die beiden Nationalitäten waren im klassischen Altertum nicht streng gesondert, sondern gingen in einander über. Genau so sind im modernen Epirus manche Stämme zweisprachig.

Die Neugriechen haben während des 19. Jahrhunderts gerade albanesische Elemente mit besonderem Erfolg sich assimiliert. Der ἀγών von 1821 ist zu einem erheblichen Teil gar nicht von dem Handelsvolk der Hellenen, sondern von kriegerischen Albanesen — einem Volk der Blutrache wie die Korsen — durchkämpft worden. Auf der Flotte der Aufständischen wurde albanesisch kommandiert, denn die Insel Hydra, der Kern der griechischen Marine, war — trotz des Liedes vom kleinen Hydrioten — nicht hellenisch, sondern von den barbarischen Albanesen okkupiert, die hier an kommerzieller Tüchtigkeit mit den Griechen wetteiferten. Der gefeierte Seeheld Kanaris war Albanese, die nicht minder berühmten Land-Klephten Odysseus und der Suliot Marko Bozzaris stammten aus dem halbalbanesischen Epirus.

Man schätzt, daß von den 1½ Millionen Menschen, welche im Jahre 1870 im Königreich Griechenland wohnten, 250 000 albanesisch gesprochen haben. Gegenwärtig ist das skypetarische Element auf dem Boden des griechischen Staats stark zusammengeschmolzen und wird wohl bald ganz verschwunden sein. Aber nur innerhalb dieser Grenzen stirbt das Arnautentum ab, überall sonst auf der Halbinsel hat es sich zu einem kräftigen Rückstoß gegen die vordringenden Griechen aufgerafft. Wenn heute eine griechische Armee in den Distrikt von Jánina eindränge, würden die Tosken Südalbaniens ihr Volkstum aufs Energischste verteidigen, während im Norden des Landes die Ghegen mit den Türken, gegen die sie augenblicklich wieder, wie so oft, ihre Gewehre spielen lassen, Frieden schließen

würden, um die Stammesbrüder im Süden vor der Hellenisierung und Albanien vor der Zerstückelung zu retten.

Einen noch viel höheren Damm als das Albanesentum stellen die Bulgaren „der großen Idee" entgegen. In früheren Zeiten kannte man in Europa gar keine bulgarische Nationalität. Noch für Napoleon I. zerfielen die Bewohner der Balkan-Halbinsel einfach in Türken und Griechen. Die slavischen Völkerschaften galten diesem Staatsmann, der sich soviel mit dem Orient beschäftigte, einfach als Bestandteile oder willenlose Anhängsel des Hellenentums. Und nicht nur das Abendland schaute die Völkerverhältnisse der Balkan-Halbinsel in so verschwommenen Umrissen an, sondern die Nationen des Südostens selber hatten kaum eine dämmernde Vorstellung von ihrer mannigfaltigen Eigenart. Welche Veränderung ist aber in hundert Jahren eingetreten! Nicht nur emanzipiert haben sich die Bulgaren von der griechischen Bildung, sondern sie haben auch durch Einziehung von Kirchengut und andere Gewaltsamkeiten die hellenischen Kulturzentren in Philippopel, Burgas und den andern Städten des bulgarisch gewordenen Teils von Thrazien sowie auch nördlich vom Balkan, in Varna und sonst am Schwarzen Meer, für ewige Zeiten vernichtet.

Ginge das osmanische Reich jetzt unter, und König Ferdinand erschiene mit 100 000 und mehr Bajonetten im Feld, um Konstantinopel und Salonichi für Bulgarien zu erobern — nichts vermöchte ihm Griechenland zur Realisierung „der großen Idee" entgegenzustellen. Denn die martialische Urkraft des Skypetarentums ist verbraucht und das kostspielige Kunstwerk einer zivilisierten Heeresverfassung nicht geschaffen.

Indem nun der Militärbund und die Zünfte in Griechenland einig darin sind, die große Staatsveränderung in der Weise durchzuführen, daß das Oberkommando des Kronprinzen über die Armee abgeschafft und die Dynastie überhaupt noch ohnmächtiger gemacht wird, als sie schon ist, verschütten die Empörer allem Anschein nach in ihrer Verblendung die letzten Quellen der nationalen Verjüngung. Wenn die Griechen auch Konstantinopel und Salonichi niemals bekommen werden, so ist doch über die Zukunft von Epirus noch nicht das letzte Wort gesprochen. Kreta und überhaupt die herrliche Inselwelt der Sporaden, wo überall fast nur griechisch gesprochen wird, könnte im Fall der Auflösung der Türkei einem durch Reformen gesund gewordenen Griechenland kaum entgehen. Am kleinasiatischen Küstensaum und an einzelnen Punkten des inneren Kleinasien hat die griechische Sprache im letzten Menschenalter sogar Fortschritte gemacht; manche türkisch sprechende christliche Gemeinden haben das hellenische Idiom angenommen und überhaupt ist das griechische Volkstum auf diesem seinem uralten Kolonialboden erstarkt.

Alle diese noch immer verlockenden nationalen Aussichten können aber solange nicht von einer tatkräftigen und beharrlichen Regierung wahrgenommen und verfolgt werden, wie Militär und Zivil in dem dumpfen, trüben Gefühl einig sind, daß eine starke, die Aemter freihändig vergebende Krone für

Offizierkorps und bürgerliche Politiker „die Sklaverei“ bedeute. Hegel sagt in der „Rechtsphilosophie“, eine Nation, welche die militärischen Rüstungen vernachlässige, um nicht dem Despotismus eine Waffe in die Hand zu geben, begehe Selbstmord aus Furcht vor dem Tode. Wenn Griechenland diesen Satz nicht beherzigt, wird es von Stufe zu Stufe sinken wie Serbien, vielleicht noch unter Serbien, das doch während der Krisis vom letzten Frühjahr noch eine gewisse Lebenskraft gezeigt hat. Die Engländer empfinden schon seit einiger Zeit Sorge bei dem Gedanken, daß Griechenland seine Selbständigkeit auf die Dauer so wenig würde behaupten können wie Serbien, sondern beide Staaten staatsrechtliche Anlehnung an Oesterreich würden suchen müssen. Eine solche unter den Flügeln des Doppeladlers sich bildende Balkan-Konföderation, bis zum Kap Matapan reichend und Salonichi sowie Kreta in ihre Grenzen einschließend, ist für die Briten eine Vorstellung, welche ihnen Alpdrücken verursacht. Und unheimlich genug muß allerdings einer englischen Phantasie die Gefahr erscheinen, welche die k. und k. Dreadnoughts — von denen übrigens in den nächsten Jahren vorläufig vier gebaut werden sollen — für Aegypten und Cypern mit sich bringen würden, sobald die Habsburgische Monarchie Herrin über die griechischen Gewässer wäre.

Ehe wir die orientalische Frage verlassen, wollen wir noch einen Blick auf eine Publikation werfen, die im September-Heft von „The Fortnightly Review“ steht und betitelt ist: „Baron Aehrenthal and M. Izwolski. Diplomatic enigmas.“ Der anonyme Verfasser bezeichnet sich, etwas zu bescheiden, als „Vox et praeterea nihil“. Denn die Veröffentlichung bringt doch über den Fortgang der orientalischen Begebenheiten während der letzten Jahre manches, was dem großen Publikum unbekannt war und wovon sich auch besser Orientierte nicht leicht eine klare Vorstellung machen konnten. „Vox et praeterea nihil“ vertritt gegenüber der österreichischen und deutschen Orient-Politik den russischen Standpunkt, ohne aber ein Bewunderer Iswolskis zu sein. Vielmehr wird der Leiter der russischen Politik als ein Diplomat dargestellt, der sich wieder und wieder von Aehrenthal hat hintergehen lassen. Freilich war diese Täuschung des arglosen Kabinetts von St. Petersburg kein Heldenstück, da die russische Staatskunst nach der Behauptung, welche der Verfasser von Diplomatic enigmas vor seinen englischen Lesern verteidigt, durchaus ehrlich und gentlemanlike ist, während die Natur dem Baron Aehrenthal und dem Fürsten Bülow „ein Zigeunergewissen“ gegeben hat. Es erleidet gar keinen Zweifel, daß viele Leute auf den britischen Inseln, der Stimmung nachgebend, welche heute dort herrscht, dem anonymen Russen seine mit der unschuldigsten Miene von der Welt vorgebrachte Behauptung glauben werden, daß das Zarenreich sich in seiner Orientpolitik auf die Anwendung moralisch erlaubter Mittel beschränke, Deutschland und Oesterreich dagegen auf der Balkanhalbinsel mit falschen Karten spielten. Denn besonders die Abneigung gegen das Kabinett von Berlin ist in Großbritannien seit den Tagen von

Algeciras und Reval kaum wesentlich geringer geworden. Der Habsburgischen Monarchie will man englischerseits ihre Sünden immer noch eher verzeihen. Die Annexion Bosniens, heißt es in einer weitverbreiteten britischen Revue, die im übrigen gar manche Beiträge von einsichtigen und gemäßigten Männern bringt, sei zwar verwerflich, könne aber, nachdem sie zur unabänderlichen Tatsache geworden, als solche hingenommen werden, denn sie wäre immerhin kein solches Verbrechen an der Menschheit gewesen wie einst die Einverleibung Elsaß-Lothringens und Schlesiens.

Prüfen wir die Veröffentlichung des ehrlichen Russen daraufhin, was sie sachlich neues enthält, so kommen wir zu folgendem, dem Herrn Verfasser allerdings nicht zum Bewußtsein gelangten Resultat: Das Interesse, welches das Kabinett von St. Petersburg an den mazedonischen Reformen nahm, ist von der öffentlichen Meinung Europas unterschätzt worden. Die im ganzen Weltteil vorwaltende Ansicht ist die, daß die englische Regierung die Führerin bei der Reform-Aktion der Mächte gewesen sei. Das ist auch wohl so gewesen, aber neben den Engländern sind auch die Russen mit Feuereifer, obgleich mit klug verhaltenem, für die internationale Gendarmerie, die internationale Finanzkontrolle und besonders für die internationale Justizreform eingetreten. Wären die Mächte jenen Weg der Internationalisierung Mazedoniens zu Ende gegangen — und Reval war eine der letzten Stationen vor dem Ziele—, so mußten Rußland nach der wohlbegründeten Ueberzeugung seiner den Orient vorzüglich kennenden Staatsmänner die herrlichsten Früchte ohne erhebliche Mühe in den Schoß fallen. Die Russen erwarteten von der Internationalisierung Mazedoniens, besonders von der die muhammedanischen Empfindungen so arg verletzenden Justizreform nichts Geringeres als die Entthronung und Ermordung Abdul Hamids. Diesem erfreulichen Ereignis, so rechnete man an der Newa, würde am Bosporus ein Moment der blutigen Anarchie folgen, in der die verwaisten Untertanen des verewigten türkischen Landesvaters einander schonungslos zerfleischten. Dann war es so weit. Der Baum, welcher die goldenen Früchte trug, brauchte nur noch geschüttelt zu werden. Der tugendhafte russische Mitarbeiter von „Fortnightly Review“ verrät uns, daß unmittelbar vor Reval der russische Botschafter in Wien erklärt habe, sobald die Regierung des Kaisers Nikolaus erfahre, daß Abdul Hamid „von der Bühne verschwunden sei“, würde die Schwarzmeerflotte Order zur Abfahrt nach Konstantinopel erhalten. Hier würden die Landtruppen der russischen Flotte strategische Stellungen an beiden Ufern des oberen Bosporus besetzen und eventuell auch Positionen in Stambul und Galata.

Bekanntlich ging der Aera von Reval eine Periode der russischen Orientpolitik voraus, in welcher das Zarenreich mit der Habsburgischen Monarchie das Abkommen getroffen hatte, daß beide Ostmächte den status quo auf der Balkanhalbinsel und die Integrität der Türkei aufrecht erhalten sollten. „Vox et praeterea nihil“ kann nicht bestreiten, daß Oesterreich und mit ihm Deutschland so lange wie möglich in der mazedonischen Reform-

Aktion mit Rußland zusammen gegangen sind. Höchst anschaulich schildert der Russe, wie bezüglich des Entwurfs der Justiz-Reform Aehrenthal beinahe um jedes einzelne Wort mit Iswolski gerungen habe. Schließlich vermochte sich jedoch der österreichische Minister der Erkenntnis nicht mehr zu entziehen, daß Mazedonien der Habsburgischen Monarchie zum Fallstrick zu werden drohte. Um nicht den auf Eduard VII. von England und die Franzosen gestützten Russen zum Einzuge in Konstantinopel zu verhelfen, zog der k. und k. Minister eilig den Fuß aus der mazedonischen Schlinge. Indem er es jedoch nicht bei dieser rein negativen Taktik bewenden ließ, sondern den russenfeindlichen Umschwung der österreichischen Politik in der Weise einleitete, daß der Sultan ihm den Rücktritt — die Russen sagen Abfall — der Donaumonarchie von der mazedonischen Reform-Aktion mit der Konzessionierung der Sandschak-Bahn bezahlen mußte, erwarb sich Baron von Aehrenthal bei allen unbefangen Urteilenden den Ruf eines bedeutenden Staatsmannes und bei den ehrlichen Moskowitern das Renommee eines Zigeunergewissens.

Es war übrigens in den Tagen von Reval nicht das erste Mal, daß die Diplomatie des Zarenreiches auf die Ermordung des Sultans und ein daraus hervorgehendes Gemetzel als Ausgangspunkt einer nach russischer Intervention schreienden Lage spekulierte. Auf die gleiche frohe Botschaft wartete Zar Nikolaus I., nachdem er 1853 den schwachen Sultan Abdul Medschid durch den General Mentschikoff hatte insultieren lassen. Er pries in beinahe marktschreierischer Weise den Engländern die Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit der russischen Politik an — „vox et praeterea nihil" macht es immerhin etwas feiner — heimlich aber arbeitete Nikolaus daran, Engländer, Franzosen und Oesterreicher zur Teilung der Türkei hinter sich herzuziehen. „Diplomatic enigmas" erwecken, wenn auch sehr wider den Willen des Verfassers, den Eindruck, daß die russische Orientpolitik zur Zeit der Entrevue von Reval nicht viel weniger eroberungslustig gewesen ist als am Vorabend des Krimkriegs: „Die Eventualitäten," so schildern „Diplomatic enigmas" den Stand der Dinge in der Türkei zur Zeit der Zusammenkunft von Reval, „welche sich aufdrängten, waren furchtbar. Wenn ich sie hier alle aufzählte, würde der Leser große Augen machen." 1908 wie 1853 wurden die russischen Pläne durch den Eintritt unerwarteter Begebenheiten gekreuzt und zerrissen, 1853 durch die ungeheure Sinope-Intrigue Lord Stratfords und Reschid Paschas*), 1908 durch die jungtürkische Revolution. Eine auffällige Analogie zeigt sich auch zwischen der österreichischen Orientpolitik im Zeitalter des Grafen Buol und des Barons Aehrenthal, indem beide Leiter des Kabinetts von Wien plötzlich und unerwartet das Balkan-Einvernehmen mit dem Zarenreich fallen lassen und an die Stelle desselben eine Staatskunst der freien Hand setzen, welche

---

*) „Der Ursprung des Krimkriegs von Emil Daniels." Band 135, Heft 3, S. 385 dieser Zeitschrift.

die Russen mit einer ungeheuren Erbitterung erfüllt.*) Graf Buol hat 1856 die gegen den alten Freund Rußland erstrebten Donaufürstentümer nicht zu gewinnen vermocht, Baron oder heute Graf Aehrenthal hat Bosnien glücklich heimgebracht.

In Frankreich hat das Ministerium Briand die Periode seiner Verwaltung mit einer Amnestie für politische Vergehungen begonnen. Dieser staatsmännische Gedanke kann das Verdienst der Originalität nicht beanspruchen, denn eine Amnestie erfolgt in der französischen Republik durchschnittlich alle zwanzig Monate. Was die Rechtspflege dadurch an Ernst verliert, gewinnen die Minister an Popularität. Jede Staatsform hat ihre eigenen Nachtseiten. Während sich in dem öffentlichen Leben unseres Vaterlandes leider eine gewisse Brutalität bemerkbar macht, durchzieht eine krankhafte Sentimentalität die öffentlichen Sitten Frankreichs. Jetzt hat die Regierung einen großen Teil der Postbeamten begnadigt, welche erst ganz vor kurzem entlassen worden waren, weil sie durch einen Streik den ihnen anvertrauten Dienstzweig zerrüttet und das ganze Land den schlimmsten Unzuträglichkeiten ja Gefahren ausgesetzt hatten. Schon heute kehren diese Herren, über die Obrigkeit, welche schwach genug ist, unbußfertigen Sündern zu verzeihen höhnisch lächelnd, in ihre pflichtwidrig verwalteten Aemter zurück.

Die Milde der politischen Sitten in Frankreich brachte es mit sich, daß die Wohltaten der Amnestie nicht auf Republikaner beschränkt worden sind, sondern auch camelots du roi, „Anreißer des Königs" beglückt haben. Das ist die kleine aber geräuschvolle Gruppe, welche die Uebel der ochlokratisch gewordenen Staatsverfassung so zu sagen auf homöopathischem Wege heilen will, indem sie mit dem Kot-Kübel und, wo sie sich in der Mehrheit glaubt, mit dem Spazierstock Politik treibt. Der erste „Anreißer des Königs" war jener junge Baron Christiani, welcher als vorbildlicher Vertreter der Staatsform des σκυταλισμός beim Wettrennen dem grauhaarigen Präsidenten der Republik ins Gesicht schlug. Auch diese staatsmännische Tat wurde durch eine Amnestie geehrt. Seitdem haben sich die Anreißer des Königs sehr stark vermehrt und manchen Schutzmann geprügelt. Jetzt ist eine Anzahl von ihnen aus dem Gefängnis entlassen worden. Sie bezeigen sich ebenso dankbar wie die Postiers. Die Camelot-Blätter klagen tagtäglich den Ministerpräsidenten Briand ehrenrühriger Verfehlungen gegen die Sittlichkeit an. Die katholische Sittenstrenge und der Zola-Haß, welchen die royalistisch-ochlokratische Presse sonst an den Tag legt, halten die Feinde der Republik nicht ab, bei jeder Gelegenheit sich mit dem größten Behagen im Schmutze zu ergehen.

Die Behörde hat den Pariser Zeitungskiosken, welche konzessionsbedürftig sind, verboten, die allerschlimmsten Auswüchse jener pseudopolitischen

*) Ueber die k. k. Orientpolitik im Zeitalter des Krimkriegs siehe meine oben zitierte Studie passim.

Pornographie feilzubieten. Indessen ist dies ein untaugliches Mittel. Zur Anstrengung eines Preß-Prozesses verstehen sich französische Staatsmänner heute ebenso selten wie englische. Nur waltet zwischen den beiden Ländern der Unterschied ob, daß England die schrankenlose Freiheit der Presse zu ertragen vermag, weil die Religion, auf diesem Boden in vielgestaltigen Formen von ungeheurer Macht, die öffentliche Sittlichkeit oder wenigstens den öffentlichen Anstand aufrecht erhält. Die französischen „Philosophen“ — Ministerium und Kammer-Majorität in Frankreich bestehen aus lauter „Philosophen“ — haben jene Schranke niedergelegt. Daß über den Sternen nichts mehr sei, verkündete ein Mitglied des eben gestürzten Ministeriums Clémenceau gleichsam als offiziellen republikanischen Regierungsgrundsatz.

Die Sache der Religion wird wenig dadurch gebessert, daß die „Anreißer des Königs“ sie zu der ihrigen gemacht haben und — etwa bei tendenziösen Jeanne d'Arc-Feiern — durch Aushauung von „Philosophen“ zu Ehren zu bringen suchen. Aber hinter den camelots stehen sehr feine und kluge Leute. Die vornehme klerikale Presse, sowohl die Organe der Jesuiten als auch die der katholisierenden Liberalen, behandeln das neue Ministerium mit bemerkenswerter Zartheit. Sie zeigen sich dankbar für die Begnadigung der royalistischen Heißsporne. Die Wiederanstellung der Postbeamten müssen sie tadeln, um nicht gegen ihre autoritären Prinzipien zu verstoßen, aber sie tun es mit Maß. Ja sie geben eine gewisse Sympathie für die postiers zu erkennen, indem sie die Ansicht aussprechen, daß die Verirrungen jener Leute mehr oder weniger durch die im Postwesen der Republik eingerissene Günstlingswirtschaft hervorgerufen wären und darum mindestens teilweise entschuldigt werden müßten.

Was die republikanischen und monarchistischen Katholiken mit der geschilderten Taktik bezwecken, lassen sie keinen Augenblick im Dunkeln. Vielmehr fordern sie als Gegengabe für die von ihnen betätigte weiche sozialpolitische Stimmung, daß die neue Regierung mit der religiösen Unduldsamkeit ihrer Vorgängerinnen brechen solle. Wie Ministerpräsident Briand, mit antimilitaristischen Vorurteilen aufräumend, keinen der beiden Zweige der Landesverteidigung, weder Heer noch Flotte, einem Zivilisten übergeben, sondern einen General zum Kriegsminister und einen Admiral zum Marineminister gemacht hat, wie er ferner die Einkommensteuer hat fallen lassen, so erwartet man von Briand klerikalerseits auch, daß er die Priester der entstaatlichten Kirche und das höhere Schulwesen der Katholiken — das niedere ist ja bereits zerstört — vor der sanskülottischen Verfolgung schützen werde. Bekanntlich gehören dem Kabinett Briand drei Sozialisten an, darunter der berühmte Herr Millerand, der, das Postressort verwaltend, auf diesem heißen Boden Autorität und Freiheit versöhnen wird. Während nun die liberalen Katholiken zufrieden sein würden, wenn die bestehenden Kirchen- und Schulgesetze vorläufig blieben wie sie wären, und nur ein toleranterer Geist in die Verwaltung einzöge, bauen die Jesuiten auf das sozialistische Element in der Regierung sehr kühne und beachtenswerte Entwürfe.

In der französischen Republik besitzen nämlich ebensowenig wie in dem Deutschen Reich, das nach der Meinung unserer Sozialdemokraten in allen Stücken am weitesten zurückgeblieben ist, die Arbeitervereine juristische Persönlichkeit. In Deutschland hatte 1907 der Reichskanzler Fürst Bülow dem Reichstage einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher den Arbeitervereinen jenes Privilegium zusprach, und die gesetzgebenden Körperschaften ließen den Entwurf nur fallen, um vorher ein allgemeines Vereinsgesetz als Grundlage für jene schwierige Reform zu Stande zu bringen. In dem erzdemokratischen Frankreich dagegen wollte sich den Arbeitern bisher keine so nahe und bestimmte Aussicht auf die Anerkennung der Rechtspersönlichkeit ihrer Vereine zeigen. Jetzt bieten nun die Klerikalen den Sozialisten an, daß man gemeinsam den Arbeitervereinen zur Rechtspersönlichkeit verhelfen wolle. Nur müsse dann auch der römisch-katholischen Kirche und den Kongregationen der Charakter der juristischen Persönlichkeit zurückgegeben werden. Es ist in diesem Zusammenhange wichtig, daß die seit sechs Jahren in Frankreich alljährlich abgehaltenen „Semaines sociales" (eine Art von katholisch-sozialen Kongressen) auf ihrer soeben beendeten diesjährigen Tagung in Bordeaux wiederum „das korporative Prinzip" hoch auf den Schild erhoben haben.

Wenn man auf diesem Wege — erklärt die jesuitische Publizistik ganz offen — die katholische Kirche zur größten unter den freien, öffentlich-rechtlich gesicherten Korporationen in der französischen Republik gemacht habe, werde man in vielfacher Hinsicht besser dastehen als unter dem Konkordat. Neulich predigte der Erzbischof von Bordeaux von der Kanzel, den Gesetzen eines solchen Staates wie das gegenwärtige Frankreich zu gehorchen, sei der Katholik im Gewissen nicht gebunden. Die Ausdrücke, welche der genannte Kirchenfürst dabei gebrauchte, waren recht stark, und verschiedene seiner Amtsgenossen haben bei ähnlichen Gelegenheiten von der Redefreiheit gleichfalls einen weitgehenden Gebrauch gemacht. Mit Recht fragt eine jesuitische Zeitschrift, ob der Erzbischof von Bordeaux wohl im Zeitalter Ludwigs XIV. oder Napoleons I. gewagt haben würde, eine solche Sprache zu führen, und verknüpft mit jener sich leicht beantwortenden Frage den Ausdruck der Hoffnung, daß der Katholizismus sich mit der Republik einmal verständigen würde.

Die katholischen Orden stehen bei den Freidenkern in dem Ruf, daß, wenn die ehrwürdigen Männer und Frauen die Vordertreppe hinabgeleitet werden, sie durch eine Hintertür wieder hineinzuschlüpfen wissen. So bestreben sich die Jesuiten jetzt, innerhalb des radikalen Republikanertums einen Zwiespalt zu schaffen zwischen den Priester fressenden „Philosophen" einerseits und den kirchlich gleichgültigen Sozialpolitikern anderseits. Dieser Plan, der die Freimaurer so in Schrecken setzt, daß ihr Großkonvent soeben gleichfalls mit Inständigkeit die Rechtsfähigkeit der Arbeiter-Berufsvereine von der Regierung fordert, kann dem Klerikalismus gleichwohl leicht mißlingen. Abgesehen von andern schwachen Punkten, die er aufweist, dreht

sich die praktische Sozialpolitik in Frankreich augenblicklich nicht um das Arbeitervereinsrecht, sondern um das Problem der Altersversicherung der Arbeiter. Seit Jahren bemüht sich die französische Republik vergeblich, ihren besitzlosen Bürgern die Wohltaten einer Institution zu verschaffen, welche das deutsche Kaisertum und nach ihm auch das britische Parlament zu verwirklichen verstanden haben. Allerdings ist im Februar 1906 ein Gesetzentwurf, betreffend die Altersversicherung aller gewerblichen, landwirtschaftlichen und häuslichen Arbeiter von der Deputiertenkammer angenommen und dem Senat zugeschickt worden. Aber dieses gesetzgeberische Ungeheuer legte den Arbeitgebern und Arbeitern jährlich eine Beisteuer von 400 Millionen auf, von jedem der beiden Stände je zur Hälfte zu bezahlen. Hierzu trat ein jährlicher Staatszuschuß, der mit 426 Millionen anfing und bis auf 545 Millionen stieg.

Eine ganz stattliche Zivilliste, diese 545 Millionen für den König Demos! Die Altersrente sollte mit dem 60. Jahre fällig werden und 360 Franken per annum betragen. Selbstverständlich haben die Deputierten, welche für den Entwurf stimmten, um ihre Liebe zum Volk durch die Tat zu beweisen, niemals geglaubt, daß er in dieser Form Gesetz werden würde, sondern in der Stille auf eine einschneidende Amendierung durch den Senat gerechnet. Die Senatoren ihrerseits verwiesen das Gesetz an eine Kommission. Das Resultat der Arbeiten derselben ist sehr wichtig, denn es bildet die Basis nicht nur für die weitere Behandlung des speziellen Problems, sondern in erheblichem Maße für die Politik der Regierung überhaupt. Hat doch Ministerpräsident Briand sich öffentlich verpflichtet, die Frage der Altersversicherung bis zu den Kammerwahlen von 1910 endgültig zu erledigen.

Die Senatskommission hat nun den ihr von der Deputiertenkammer zugegangenen Entwurf auf eine recht verständige Art vollkommen umgestaltet. Zunächst wird die Rente nicht mehr mit dem 60., sondern erst mit dem 65. Jahre fällig. (Bei uns mit dem 70.) Dann ermäßigen sich die Jahresbeiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer von 400 auf 142 Millionen Franken, indem die Ersteren 85, die Letzteren 57 Millionen übernehmen. Schließlich wird der Staatszuschuß auf in maximo 108 Millionen Franken herabgesetzt. Allerdings beträgt die Rente infolgedessen nicht mehr 360 Franken, sondern nur noch 234. Das sind 187 Mark, gegen nur 120 bis 180 Mark, die das abgestufte Versicherungssystem Deutschlands gewährt, überdies erst vom 70., anstatt wie in Frankreich vom 65. Jahre an.

Es ist offenbar, daß der Gesetzentwurf in der Form, welche die Senatskommission ihm gegeben hat, ausführbar sein würde, zumal der Staatszuschuß seine bedeutende Höhe erst nach 50 Jahren erreicht, während die Beiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer allerdings von Anfang an oder doch bald in voller Höhe fällig werden. Der Arbeitgeber hätte dann 9 Franken per annum für jeden Arbeiter, den er beschäftigt, Versicherungsgeld zu zahlen, der Arbeitnehmer für sich selber 6 Franken. Alles dies

sind Lasten, welche getragen werden könnten; die Beisteuer der Arbeiter ließe sich sogar wesentlich erhöhen. Das führt sehr gut aus Monsieur Gaston Sciamo in seinem Aufsatz „Les retraites ouvrières“, welcher in der „Revue politique et parlamentaire“ (vorletzte Nummer) erschienen ist, und dem ich alle Details über den momentanen Stand des hier erörterten sozialpolitischen Problems entnommen habe. Trotzdem dasselbe aber durch die Arbeiten der Senatskommission so erheblich gefördert ist, bleibt nach wie vor fraglich, ob Frankreich wirklich in absehbarer Zeit eine Altersversicherung erhält. Auch bei uns ist die Maßregel nur unter besonders günstigen Verhältnissen durchzusetzen gewesen. In Frankreich gibt es nicht solche mächtige Autoritäten wie den greisen Kaiser Wilhelm und den Fürsten Bismarck, durch welche die Besitzenden zu Opfern bewogen werden könnten, und anderseits läßt sich die französische Altersversicherung nicht gegen den Willen der Sozialisten zustande bringen; diese jedoch erklären den gesetzgeberischen Vermittlungsversuch der Senatskommission für eine erbärmliche, höchst verwerfliche Pfuscherei.

Dies ist die ziemlich heikle durch finanzielle Schwierigkeiten noch weiter verwickelte politische Lage, in welcher die französischen Klerikalen sich dem Ministerpräsidenten Briand und seinem Amtsgenossen Millerand zu nähern suchen. Der französische Staat hat ein Defizit von 200 Millionen Franken. Die Einführung der Einkommensteuer ist von dem gegenwärtigen Ministerium auf unbestimmte Zeit vertagt worden. An dem Versuch, der Erbschaftssteuer höhere Erträge abzugewinnen, hält der Nachfolger des gestürzten Herrn Caillaux, Herr Cochery, fest, aber er verzichtet auf die gehässigen kommunistischen Methoden seines Vorgängers, die ich im vorigen Heft geschildert habe. Dafür, daß das Ministerium Briand-Millerand verhältnismäßig konservativ ist, spricht auch der Entschluß des Finanzministers, die schon jetzt nicht allzu geringen Preise für die Waren der Tabak-Regie zu erhöhen. Die republikanischen Politiker Frankreichs pflegen in den Volksversammlungen mit besonderer Wohlgefälligkeit anstatt von „la France“ von „notre démocratie“ zu sprechen. Trotz der drei Roten in der Regierung wird sich fortan der Blusen-Mann, wenn er sein Pfeifchen anzündet, darin schicken müssen, daß „notre démocratie“ noch etwas begieriger als bisher mitraucht.

England scheint am Vorabend schwerer Parteikämpfe zu stehen. Seitdem sich Lord Rosebery mit Schärfe gegen das Budget erklärt hat, welches vom Haus der Gemeinen soeben fertig gestellt wird, glaubt man, daß das Haus der Lords, wenn die Vorlage dorthin gelangt, sie verwerfen wird. Es kann kein Zweifel daran obwalten, daß die Liberalen, wenn das Oberhaus ihrem „demokratischen Budget“ unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, weder in den hauptsächlichen konkreten Streitfragen nachgeben, noch der unionistischen Partei die Regierungsgewalt überlassen werden. Vielmehr verlautet mit Bestimmtheit, daß die liberalen Minister nötigenfalls, um ihre Politik durchzusetzen, das Parlament auflösen würden.

Ergeben die Neuwahlen wiederum eine liberale Mehrheit. so wird der erbliche Zweig der Gesetzgebung, wie die führenden Lords bereits erklärt haben, sich dem Urteil des Landes beugen.

Das so hart umstrittene Budget weist ein Defizit von 320 Millionen Mark auf. Es rührt der Hauptsache nach nicht, wie man im allgemeinen annimmt, von den neuen Dreadnoughts und anderen militärischen Mehrausgaben her. Diese Posten machen vielmehr nur 60 Millionen Mark aus. Die wesentliche Ursache der finanziellen Schwierigkeiten Englands liegt vielmehr auf einem Gebiet, dem ich auch bei der Uebersicht über den Stand der Tagespolitik in Frankreich eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet habe. Ich meine die Sozialpolitik. In England ist die Altersversicherung der Arbeiter seit dem vorigen Jahr eine vollendete Tatsache. Da die Verhältnisse in Großbritannien die Forderung mit sich bringen, daß der Staat zur Erreichung seiner Zwecke bureaukratische Mittel viel vorsichtiger anwendet, als das in Deutschland und Frankreich möglich ist, so hat man auf den britischen Inseln die Altersversicherung in einer sehr einfachen Weise organisiert. Die Post-Sparkassen zahlen jedem Greise und jeder Greisin der handarbeitenden Klassen vom 70. Lebensjahre an ohne weiteres eine Rente aus. Beiträge der Arbeitgeber und Arbeitnehmer finden nicht statt. Der Staat trägt für sich allein die ganze Last.

Das System ist insofern vorläufig noch unvollkommen, als die Rente allen denjenigen Personen vorenthalten wird, welche jemals Armen-Unterstützung in Anspruch genommen haben. Die englischen Politiker sagen dem Volke, daß die für die Vollendung der Altersversicherung erforderlichen Summen vom Staate erst bereit gestellt werden können, wenn Deutschland auf den Vorschlag der Abrüstung eingegangen sein oder England anderswie Bürgschaften für seine dauernd friedfertige Gesinnung gegeben haben wird.

In seiner gegenwärtigen Gestalt kostet das Altersversicherungsgesetz dem britischen Staat jährlich nicht weniger als 175 Millionen Mark. Der größere Teil des Defizits rührt mithin von einer staatssozialistischen Maßregel her, zu welcher das ehedem so individualistische englische Gemeinwesen sich entschlossen hat. Wohl zu beachten ist, daß die Engländer nur die Altersversicherung, nicht etwa die Invalidenversicherung durchgeführt haben, wie auch in Frankreich bis auf weiteres nur die erstere sozialpolitische Reform mit betrieben wird. Und doch bildet gerade die Invaliden-Versicherung mit den sich ankandiert habenden Etablissements für Pflege der Volksgesundheit vielleicht den bedeutsamsten Teil der sozialen Reformen, durch welche wir der Welt vorbildlich geworden sind. Nicht ganz mit Unrecht schelten die französischen Arbeiter, was sie eine mit dem 65. Jahre verdiente Pension groß erfreuen könne, wo doch das durchschnittliche Lebensalter des Arbeiterstandes ein so niedriges sei. Es ist ferner zu bemerken, daß auch der Aufbau der Kranken- und Unfallversicherung in Frankreich wie in England hinter den entsprechenden Institutionen des Deutschen Reiches weit zurücksteht.

Der englische Schatzkanzler Lloyd George schlägt zur Bestreitung der Alterspensionen und überhaupt des Fehlbetrages dem Parlament vor, daß durch Mehrbelastung der großen Nachlässe der Ertrag der Erbschaftssteuern von 370 Millionen Mark auf 430 gebracht werden soll, um in den nächsten Jahren sogar auf 490 Millionen zu steigen. Die Erbschaftssteuern sollen also allein so viel bringen, wie in Deutschland die ganze Finanzreform gekostet hat. Freilich wird dieses Resultat nur dadurch erzielt, daß von den ganz großen Nachlässen volle 15 Prozent dem Staat abgegeben werden sollen. Nicht ganz mit Unrecht nennen die Lords das partielle Vermögenskonfiskation, und der Earl of Rosebery warnt die Mittelklassen, nach den Millionären würden auch sie von der „sozialistischen" Regierung geplündert werden.

Wenn oft behauptet wird, England habe keinen Mittelstand, so ist dies ein Irtum; die mittleren sozialen Schichten sind in Großbritannien allerdings nicht so zahlreich wie in Deutschland und Frankreich, aber sie besitzen dafür viel größere Reichtümer und ihre politische Macht fällt sehr schwer ins Gewicht. Schon bei der Beratung der Reform-Bill von 1832 durch das Oberhaus rief Lord Brougham seinen Standesgenossen zu: „Ihr, die Ihr so leichthin von diesen Klassen sprecht, bringt alle eure Schlösser, Paläste, Landsitze und Güter herbei und verkauft sie; Ihr werdet sehen, daß alles dies nichts ist im Vergleich zu dem Reichtum, den die Mittelklassen Englands besitzen."

Seitdem ist die wirtschaftliche, soziale und politische Bedeutung des britischen Mittelstandes noch gewaltig gestiegen. Daß seine Grenze nach oben hin aber ganz wo anders liegt als auf dem Kontinent, geht greifbar aus der Bestimmung des „demokratischen Budgets" hervor, welche die Einkommensteuer für unfundiertes Einkommen zwischen 40 und 60000 Mark von 6 auf 5 Prozent heruntersetzt. Mit einem Jahreseinkommen von 60000 Mark, das nicht aus Kapitalvermögen herrührt, gehört man auf der „glücklichen Insel" eben noch keineswegs zu den upper ten, sondern erscheint dem „sozialistischen" Finanzminister im Gegenteil als der Begünstigung bedürftig.

Durch eine derartige captatio benevolentiae der Mittelklassen glaubt Herr Lloyd George diese sozialen Schichten dafür gewinnen zu können, daß die Einkommensteuer-Zahler mit mehr als 100000 Mark Einkünften bedeutend höhere Staatslasten übernehmen sollen. Die upper ten entrichteten bisher, abgesehen von namhaften Lokalsteuern, eine Staatseinkommensteuer von 6 Prozent; sie sollen fortan nach einer bestimmten Progression 7 bis annähernd $8^1/_2$ Prozent bezahlen, also für Friedenszeiten sehr schwer belastet sein. Die Hinüberwälzung eines Teils der Gesamtlast von den mittleren auf die größeren Einkommensteuer-Zahler wird nach der Rechnung des Schatzkanzlers nicht allein den höheren Mittelstand für das Budget gewinnen, sondern auch dem Fiskus eine erhebliche Mehreinnahme zuführen.

Es ist merkwürdig, daß das „demokratische Budget" die Lasten des

höheren Mittelstandes erleichtert, die der Arbeiter jedoch vermehrt. Denn der Tabak soll stärker besteuert werden und namentlich die geistigen Getränke will Lloyd George verstärkten Steuern und Lizenz-Abgaben unterwerfen. Auch in diesem Punkte offenbart das „demokratische Budget" den Einfluß ausgesprochener Mittelstands-Ansichten. In Großbritannien sind die kirchlichen Gegensätze von der größten Bedeutung für die Politik. Nun wird das Rückgrat der liberalen Partei von den englischen und schottischen Dissenters gebildet, während die Staatskirchler den Kern der konservativen und liberal-unionistischen Partei ausmachen. Viele Dissenters gehören auch der radikal-unionistischen Richtung Chamberlains an, ohne deren Unterstützung der Konservatismus bei einem Wahlkampf nicht viel würde ausrichten können.

Es kommt also für den liberalen Finanzminister alles darauf an, das Wohlgefallen der Dissenters zu gewinnen. Diese Leute sind überwiegend nicht Arbeiter, sondern Bourgeois mit stark temperenzlerischen Neigungen. In ihren Augen ist der Alkohol ein Teufel, der Nikotin zum mindesten einigermaßen verdächtig, seinen Duft dem gleichen hinkenden Geiste zu verdanken. Da die Dissenters verhältnismäßig wenig rauchen und — was verleumderische Ritualisten und Agnostiker auch lästern mögen — noch viel weniger Whisky und Bier konsumieren, so finden sie hohe Getränke- und Tabaksteuern auch ungemein gerecht. Was diese zum großen Teil sehr individualistisch gesinnten Gentlemen viel weniger gerecht finden, sind die Altersrenten für die Arbeiter. Mögen sie von den gottlosen Trinkern und liederlichen Rauchern bezahlt werden! Mit einer Erhöhung der Einkommensteuer für sozialpolitische Zwecke darf der Schatzkanzler den Dissenters nicht kommen, sondern muß ihnen eher noch Erleichterungen bieten, es sei denn, daß die Belastung die upper ten trifft, die im allgemeinen selten zu den Sekten gehören, ja häufig, durch das Uebermaß des Mammons verführt, von der plebejischen Sekte zur vornehmen Staatskirche übertreten, um ihren vor gesellschaftlichem Ehrgeiz brennenden Frauen und Töchtern die drawing-rooms der Aristokratie zu eröffnen.

Den Temperenzlern, die, wie gesagt, das Rückgrat der liberalen Partei ausmachen, kann die Regierung die Massen-Genußmittel gar nicht hoch genug besteuern und außerdem wird von jenen frommen Leuten noch mit Leidenschaft gefordert, daß die Obrigkeit die Zahl der Kneipen immer weiter einschränken soll. Diese eifervollen Enthaltsamkeitsbestrebungen entfremden natürlich einen großen Teil des Proletariats den Liberalen, denn die Konservativen sind zwar auf ihre Façon gleichfalls sehr fromme Menschen, opponieren jedoch den übermäßig hohen Steuern auf geistige Getränke und Tabak und beweisen inbezug auf die Zahl der Schankstätten menschlichen Schwächen eine freundliche Nachsicht. Hierdurch erwerben sie sich auch die Gunst der Schankwirte, die in Großbritannien — und übrigens ebenso in der französischen Republik — wegen ihrer Wahlbeeinflussungen nicht viel weniger gefürchtet werden als in anderen verrufenen Ländern

Rittergutsbesitzer, Landräte und Kapläne. Das politische Band, welches die Tories und alten Whigs mit den Liebhabern von Porter und Ale sowie mit den gewerbsmäßigen Spendern dieser und noch intensiverer geistiger Genüsse verknüpft, erregt den sittlichen Zorn der Dissenters, welche die Staatskirchler als „Beer and bible-party" bitter verhöhnen.

Schon seit den Zeiten der Königin Elisabeth hat sich die englische Aristokratie mit der Börse fast immer sehr gut vertragen und enge politische sowie soziale Beziehungen zu der Plutokratie unterhalten. Die verwandtschaftliche Verbindung, in welche der Earl of Rosebery, aus dem alten schottischen Geschlecht der Primrose, zu dem Hause Rothschild getreten ist, hat insofern etwas Symbolisches. Auch bei dem Widerstande der Peers gegen das „demokratische Budget" spielt eine ganz hervorragende Rolle Lord Rothschild, der, abgesehen davon, daß er einer der vornehmsten Leidtragenden bei den geplanten Besitzsteuern ist, mit besonderem Nachdruck die Interessen der Aktionäre von Brauereiaktien vertritt. Bei dem ungeheuren Reichtum nicht etwa bloß der neuen Lords à la Rothschild, sondern auch des alten Adels ist derselbe an der Rentabilität aller an der Londoner Börse gehandelten Effekten und nicht zum Wenigsten der Aktien der Riesenbrauereien in hohem Maße interessiert.

Schon längst beruht die Machtstellung der aristokratischen Klassen Englands nicht mehr auf ihrem Besitz an Landwirtschaftsboden, der unrentabel geworden ist. Dagegen ziehen besonders die Herzöge unermeßliche Schätze aus ihrem städtischen Grundbesitz, der ganze Stadtviertel umfaßt. Jene Edelleute pflegen die Häuser nicht zu verkaufen, sondern zu verpachten, vielfach auf 99 Jahre. Nach dem Ablauf dieser Zeit fällt das Haus umsonst an den Edelmann respektive dessen Nachfolger im Fideikommiß zurück. Diesen kolossalen mühelosen Wertzuwachs versucht Schatzkanzler Lloyd George durch eine Zuwachssteuer zu fassen, ebenso wie die unbenutzt liegen gelassenen Bauterrains und Mineralien, welche sich auch zu einem sehr erheblichen Teil in den Händen der Aristokratie befinden. Der Ertrag der betreffenden Abgaben soll nach dem Budget-Entwurf vor der Hand ein ganz niedriger sein, ebenso wie die kommunistische Umformung der französischen Erbschaftssteuer durch den gestürzten Herrn Caillaux zunächst sehr vorsichtig ins Werk gesetzt werden sollte, aber die Lords sagen wie die gemäßigteren Republikaner in Frankreich: „Principiis obsta".

Was die Wertzuwachssteuern betrifft, so zeigt sich Herr Lloyd George bereit, landwirtschaftlichen Grund und Boden abgabenfrei zu lassen. Das Motiv, aus dem der demokratische Finanzminister auf die Besitzer agrarischer Latifundien als Zahler von Wertzuwachssteuer nicht reflektiert, liegt einfach darin, daß in Großbritannien seit einem Menschenalter und länger bei dem der Landwirtschaft dienenden unbeweglichen Kapital von Wertzuwachs nicht die Rede sein kann. Im Gegenteil findet eine unaufhaltsame Entwertung des Landwirtschaftsbodens statt. Sir Robert Giffen, den Herr Lloyd George selber als eine Autorität in finanzpolitischen Dingen aner-

kennt, lenkt im letzten Heft der „Quarterly Review“ in einem Artikel „Recent state finance and the budget“ das Interesse des englischen Publikums auf den Ernst der folgenden statistischen Zahlen. Im Jahre 1843 machte, gemäß den Einkommensteuerlisten, die Rente des englischen Landwirtschaftsbodens per annum 842 Millionen Mark aus. 1892 war jenes steuerbare Einkommen auf 816 Millionen gesunken, um 1907 nur noch 730 Millionen zu betragen. Die fortschreitende Verwendung von Landwirtschaftsboden zu nichtlandwirtschaftlichen Zwecken, wie beispielsweise zu Chaussee- und Eisenbahnbauten, vermag nach Sir Robert Giffen jenen Fall der Grundrente nur teilweise zu erklären.

Ein Drittel oder mindestens ein Viertel des jährlichen Einkommens vom Landwirtschaftsboden — so schätzt Sir Robert Giffen — wird von den Grundherren zu Investitionen verwendet. Seit dem Einkommensteuergesetz von Sir Robert Peel sind nach Giffen in den englischen Landwirtschaftsboden mindestens 14 Milliarden Mark neu hineingesteckt worden. Da diese ungeheure Summe nicht einmal ausreichend gewesen ist, um die Grundrente vor dem Zusammenschmelzen zu bewahren, so kann man in gewissem Sinne sagen, daß sie einfach auf Nimmerwiedersehen in die Erde versunken ist.

Derartige Daten werden in dem heutigen England, das an dem Nutzen des Freihandels zu zweifeln anfängt, stark beachtet. Auch entgeht den Briten nicht, daß im Gegensatz zu ihren eigenen Gutsbesitzern die deutsche Landwirtschaft während eines Menschenalters protektionistischer Wirtschaftspolitik in steigendem Maße imstande gewesen ist, Betriebsüberschüsse von sehr bedeutender Höhe positiv nutzbringend zu investieren.

Im Vertrauen auf die steigende Macht der Schutzzoll-Tendenz über die Gemüter der Wähler fordert das Oberhaus, daß der Fehlbetrag im Staatshaushalt nicht durch die Steuern, welche die Regierung beantragt, sondern durch eine schutzzöllnerische Tarifreform gedeckt werden soll. Es ist aber möglich, daß die Lords doch noch nachgeben und, wenn ihnen von dem Schatzkanzler einige Konzessionen gemacht werden, das „demokratische Budget“ durchgehen lassen. Denn nach dem konstitutionellen Gewohnheitsrecht von Jahrhunderten werden die finanziellen Angelegenheiten Englands von den Gemeinen geordnet, während die Lords sich mit der formalen Befugnis der nachträglichen Gutheißung begnügen. Dieser verfassungsmäßige Brauch ist so fest eingewurzelt, daß Premierminister Asquith eine Verwerfung des Budgets durch das Oberhaus geradezu als eine Revolution bezeichnen konnte, wobei er freilich außer Acht ließ, daß der Geist der englischen Verfassung und Steuerpolitik in den letzten Generationen gleichfalls eine Revolution durchgemacht hat. Jedenfalls ist ohne Zweifel das Budget in weiten Kreisen populär. Zwar ist es nicht, wie Lord Rosebery behauptet, sozialistisch, vielmehr bietet es dem Proletariat schlechterdings gar nichts, was dieses nicht schon hatte. Es ist vielmehr ein reines Mittelstandsbudget; in

diesem Sinne keineswegs frei von sozialer Selbstsucht; etwas engherzig nach unten, ziemlich neidisch nach oben; dem Geiste der Nation entsprechend nicht ohne konfessionelle Färbung. Da aber die Arbeiterführer selber großenteils Temperenzler sind, so halten sie die Massen unter der liberalen Fahne fest, zumal ja die Liberalen im vorigen Jahre erst die Altersversicherung bewilligt haben.

Diese Umstände zusammen mit der Tatsache, daß sich die Agitation für die Tarifreform noch im Zustande trüber Gärung befindet, haben vorsichtige Konservative veranlaßt, dem Oberhause zu raten, daß es, mit öfter bewährter politischer Weisheit, lieber die unwillkommenen Steuern im wesentlichen annehmen als eine Parlamentsauflösung herbeiführen solle: „bevor die Birne reif ist". Indessen scheinen die Reden Lord Roseberys und die eines anderen mit der Regierung unzufriedenen Whig-Lords, Landsdowne, zu beweisen, daß man in aristokratischen Kreisen eben diesen Moment jetzt kommen sieht. Nicht nur die Schutzzöllner hoffen die oppositionellen Lords bei den Neuwahlen für sich zu haben, sondern auch einen Teil der Individualisten. Schatzkanzler Lloyd George kann zwar nichts für die 175 Millionen, die er für Arbeiter-Pensionen hat in das Budget einstellen müssen, denn die Ausgabe beruht auf Gesetz. Aber viele Liberale welche dem Altersversicherungsgesetz als es gemacht wurde mit halber Zustimmung oder gleichgiltig gegenüberstanden, sind heute, wo ihnen der Budget-Posten von 175 Millionen Mark ins Gesicht starrt konsterniert und wenden sich von dem „Sozialismus" des lieberalen Finanzministers ab.

Parlamentsauflösung und Regierungswechsel in England sind Möglichkeiten, welche in Deutschland mit lebhafter Anteilnahme verfolgt werden müssen. Ein Wechsel in der britischen Wirtschaftspolitik würde uns ganz bedeutend in Mitleidenschaft ziehen und vor allen Dingen — London bleibt neben Berlin, um mit Ranke zu reden: „die große Werkstätte der Macht".

Daniels.

## Aufruf betr. Veröffentlichung Liliencronscher Briefe.

Im Einverständnis mit Frau Baronin Liliencron mache ich als testamentarisch eingesetzter Verwalter des literarischen Nachlasses von Friedrich Detlev v. Liliencron darauf aufmerksam, daß niemand außer der Baronin und mir das Recht hat, irgendwelche Manuskripte des Dichters zu veröffentlichen. Dies gilt insbesondere auch für seine Briefe, selbst für die kleinste Postkarte. Da sie nach Form wie Inhalt ästhetischen oder literarhistorischen Wert haben, also den sogenannten Schriftwerk-Charakter aufweisen, sind sie der neueren Rechtssprechung zufolge urheberrechtlich geschützt; lediglich die Witwe des Dichters hat als seine Gesamterbin die Befugnis zur öffentlichen Verwertung. Auch aus Gründen des sogenannten Persönlichkeitsrechtes hat einzig sie darüber zu entscheiden, inwieweit sich solche ursprünglich privaten, bloß für den Empfänger bestimmten Schriftstücke jetzt vielleicht für die Oeffentlichkeit eignen, gleichviel ob ganz oder teilweise, ob urheberrechtlich geschützt oder nicht. Ich ersuche also alle Besitzer von Briefen oder sonstigen ungedruckten Manuskripten Liliencrons, sich wegen der Erlaubnis zur Veröffentlichung — auch wenn es sich nur um Bruchstücke handelt — entweder an die Baronin (Adresse: Alt-Rahlstedt bei Hamburg) oder a mich (Blankenese bei Hamburg) zu wenden. Jede unerlaubte Verwertung verbiete ich im Namen der Erbin; dies um so strenger, als der Dichter selber einen Abscheu vor der wahllosen Auskramung intimer Korrespondenzen hatte. Literarisch oder journalistisch achtbaren Wünschen werden wir selbstverständlich so sehr wie möglich entgegenkommen. Ganz besonders aber bitte ich auch solche Briefbesitzer, die nicht mit der Absicht einer Veröffentlichung auf eigene Hand umgehen, sich unverzüglich mit uns in Verbindung zu setzen. Denn wir bereiten eine Ausgabe Liliencronscher Briefe in der vom Dichter gewünschten Weise vor, und ich leiste Sicherheit für jegliches Material, das man uns zur Prüfung der Verwendbarkeit einreichen will.

R. Dehmel.

---

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Behr, Dr. Friedrich.** — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwickelung in der Schuhindustrie. Bd. VIII. 148 Seiten. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50. Leipzig. Dr. Werner Klinkhardt.

**Bericht des Bundesrates** an die Bundesverwaltung betreffend die Geschäftsführung und die Rechnung der Alkoholverwaltung pro 1908.

**Busch, Dr. Paul.** — Die Reichsfinanzen und die Steuerreform 1909. Kart. M. 2,—. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

**Conradi, Hermann.** — Liebes-Beichte. Zwölf Briefe und zwei Postkarten an Margarethe Halm. Herausgegeben von Michael Georg Conrad. Mit zwei Bildnissen. M. 1.20. Eisenach, H. Jacobi.

**Eck, D. Samuel.** — Johann Calvin. 80 Pfg. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

**Ertel, Dr. Josef.** — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwickelung der Zelluloidindustrie. Bd. V. 198 S. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

**Fischer, Friedrich.** — Gedichte. M. 3.—. Dresden, Piersons Verlag.

**Fried, Alfred H.** — Amerika gegen die Rüstungen. Von Andrew Carnegie, Nicholas Murray Butler, Charles E. Jefferson. In deutscher Uebersetzung herausgegeben. Berlin, Verlag der Friedenswarte.

**Goldschmidt, Rudolf.** — Darwin als Lebenselement unserer modernen Kultur. Wien und Leipzig, Hugo Heller & Cie.

**Hartmann, Dr. M.** — Der akademisch gebildete Lehrerstand Deutschlands und die moderne Alkoholforschung. 30 Pfg. Hamburg, Deutschlands Grossloge II des I. O. G. T.

**Heiderich, Dr. Franz.** — Karl Andrees Geographie des Welthandels. I. Bd., 1. Hälfte. Frankfurt a. M. Heinrich Keller.

**Heinemann, Dr. Bruno.** — Die wirtschaftliche u. soziale Entwickelung der deutschen Ziegelindustrie unter dem Einfluss der Technik. Bd. VI. 135 S. Mit 3 Tafeln. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

**Hirschberg, Julius.** — Hellasfahrten. 264 S. Leipzig, Veit & Comp.

**Hochland,** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. — München und Kempten, Köselsche Buchhandlung.

**Jäger, Georg.** — Das englische Recht zur Zeit der klassischen Nationalökonomie und seine Umbildung im neunzehnten Jahrhundert. M. 2.50. Leipzig, Duncker & Humblot.

**de Jonge, Moritz.** — Napoleon-Trilogie. I. Napoleons Sonnenwende. Drama in 5 Akten. II. Napoleons Sturz. Drama in 5 Akten. III. Napoleons Rückkehr. Drama in 8 Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

—,— Der Grosse Kurfürst und sein Sohn. Drama in 5 Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau.

**Kamp, Dr. H.** — Unser Nibelungenlied in metrischer Uebersetzung. Erklärungsausgabe. M. 9.—. Familienausgabe in sagengeschichtlicher Beleuchtung und mit erläuternder Würdigung, in Schmuckeinband M. 5.—. Berlin, Mayer & Müller.

**Kolonien und Kolonialpolitik.** Staatsbürger-Bibliothek Heft 6. 40 Pfg. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

**Lang, Otto.** — Am Wendepunkt der Ideen. Entwicklungsgedanken. 222 S. Wien, Gesellschaft für graphische Industrie.

**Lenz, J. M. R.** — Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben und eingel. von Erich Oesterheld. Mit einer Silhouette. Kart. M. 3.—, in Halbpergament M. 4.—. Leipzig, Fritz Eckardt.

**Leo . . . . .** — Das Fahl Pferd. Aufzeichnungen eines Terroristen nach einer russischen Handschrift von Aage Madelung und Otto Völckers. M. 3.—, geb. M. 4.—. Kopenhagen, Tillges Buchhandlung. Auslieferung nur bei K. F. Koehler, Leipzig.

**Maartens, Maarten.** — Gottes Narr. Eine Koopstader Geschichte Roman in 8 Teilen. Drittes bis sechstes Tausend. M. 5.—, Köln a. Rh. Albert Ahn.

**Manfried, Max Marten.** — Praeludium. Gedichte. Wandsbek (Holstein). Selbstverlag.

**v. Racowitza-Schewitza.** — Von Anderen und mir. M. 7.—. Berlin, Gebr. Paetel.

**Reichs-Arbeitsblatt.** Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amte, Abteilung für Arbeiterstatistik. No. 8 und 9. Preis der Einzelnummer 10 Pfg. Berlin, Carl Heymann.

**Schäfer, Dr. Franz.** — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwickelung in der Papierfabrikation. Bd. IX. 300 S. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

**Schnorr von Carolsfeld.** — Künstlerische Wege und Ziele. M. 6.—, geb. M. 7.—. Leipzig, Georg Wiegand.

**Schultze, Dr. Ernst.** — Die Schundliteratur. Ihr Vordringen. Ihre Folgen. Ihre Bekämpfung. M. 2.—. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.

**Schütz, Friedrich.** — Werden und Wirken des Bürgerministeriums. M. 5.—, geb. M. 6.—. Leipzig, Georg Wiegand.

**Simon, Dr. Max.** — Geschichte der Mathematik im Altertum. Berlin, Bruno Cassirer.

**Stauff, Ph.** — Der Deutsche und die Politik. 40 Pfg. Berlin, Hermann Kuhz.

**v. Stengel, Karl.** — Weltstaat und Friedensproblem. 145 S. Berlin, Reichel & Co.

**Steudel, Friedrich.** — Das Christusproblem und die Zukunft des Protestantismus. (Deutsche Wiedergeburt, herausgegeben von Ernst Wachler. Bd. 4.) Zürich und Leipzig, Th. Schröter.

**Tiedje, Johannes.** — Die Zustände in Nord-Schleswig. Erweiterter Sonderdruck aus der Christlichen Welt. M. 1.50. Marburg a. L., Verlag der Christlichen Welt.

**Thoma, Hans.** — Landschaften. Eine Kunstgabe, 15 Blätter in Doppelton-Reproduktionen nach Werken des Meisters. Mit einem Geleitworte von Wilhelm Kotzde. M. 1.—. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz.

**Wachs, Dr. Alexander.** — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwickelung der deutschen Wollindustrie. Bd. VII. 135 S. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

**v. Wenckstern, Dr. Adolph.** — Staatswissenschaftliche Probleme der Gegenwart. M. 6.50 brosch., M. 7.50 geb. Berlin, Vossische Buchhandlung.

**Wolff, Dr. Karl.** — Schillers Theodizee bis zum Beginn der Kantischen Studien. M. 5.—. Leipzig, Haupt & Hammon.

**Wolff, Theodor.** — Spaziergänge. M. 3.—. Köln a. Rh. Albert Ahn.

„ — Die Sünder. Eine Liebesgeschichte. Zweite Auflage. M. 2.—. Köln a. Rh. Albert Ahn.

**Ziekursch, Johannes.** — Zur Charakteristik der schlesischen Steuerräte. (1742—1809.) (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Bd. XLIII.)

---

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.



---

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

# Eine unbekannte politische Druckschrift Hegels.

Von

**Hugo Falkenheim.**

## I.

Mit einer Revision der gesamten Ueberlieferung über Hegel beschäftigt, deren Ergebnisse in den Nachträgen zu der demnächst erscheinenden neuen Auflage von Kuno Fischers Hegelwerk niedergelegt sein werden, wurde ich, den ersten Drucken seiner vermischten Schriften nachgehend, durch bibliographische Notizen auf eine anonyme politische Publikation aus seiner Jugendzeit aufmerksam. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß noch niemals der Blick eines für philosophische Dinge interessierten Lesers an diesen Notizen haften geblieben ist und daß insbesondere die Hegelforschung sie bis heute nicht beachtet hat: handelt es sich doch um die früheste aller Schriften, die den Weg aus dem Schreibtisch des Philosophen in die Oeffentlichkeit gefunden haben! Wir haben einen anspruchslosen, aber nicht ganz uninteressanten kleinen Fund vor uns, über dessen Inhalt und Zusammenhang mit Hegels Lebensgang ein Bericht wohl angebracht sein dürfte, da er der Betrachtung manche bemerkenswerte Seiten darbietet.

Nach Vollendung seiner Tübinger Universitätsstudien war Hegel im Herbst 1793 als Hauslehrer zu der Patrizierfamilie Steiger in Bern gegangen, wo er drei Jahre bleiben sollte. Es war eine Tätigkeit, die ihm nur wenig freie Zeit ließ; daß er trotz seiner ungünstigen äußeren Lage noch seine religionsphilosophischen Anschauungen weiter zu entwickeln und den bald nach den Schweizer Jahren eingetretenen Durchbruch seiner originalen Grundgedanken leise vorzubereiten vermochte, wird stets ein ruhmvolles Zeugnis für die ruhig-gleichmäßige, durch Enttäuschungen weder damals noch später niederzuhaltende

Energie seines Schaffens bleiben. Aus dem Berichte seines Biographen Karl Rosenkranz war bekannt, daß er sich in Bern außerdem historischen und praktisch-politischen Studien hingegeben hat: und zwar bewies er schon hier bei der Vertiefung in die ihn umgebenden öffentlichen Verhältnisse den nüchtern-gediegenen Wirklichkeitssinn, der an dem großen spekulativen Denker immer von neuem überrascht. Rosenkranz hat noch eine Arbeit Hegels vor Augen gehabt, in der er sich „die Finanzverfassung Berns bis ins kleinste Detail, bis zum Chausseegeld usw. hin“ gegenständlich gemacht hatte. Ebenso spricht Rudolf Haym von Hegels Bemühung, „sich einen vollständigen Ueberblick über die Steuerverfassung des Kantons Bern zu verschaffen“.*) Da sich Stücke aus diesen Ausarbeitungen in der Familie Hegels erhalten haben**), wird vielleicht in Zukunft eine genauere Kenntnis der Einzelheiten zu gewinnen sein. Sonst hat Hegel über seine Berner Erlebnisse niemals näheres verlauten lassen: eine einzige Stelle in einem Briefe an Schelling vom 16. April 1795 gibt in kurzer drastischer Schilderung einen politischen Eindruck wieder, der ihm der Aufzeichnung würdig erschien: „Alle 10 Jahre wird der conseil souverain und die etwa 90 in dieser Zeit abgehenden Mitglieder ergänzt. Wie menschlich es dabei zugeht, wie alle Intriguen an Fürstenhöfen durch Vettern und Basen nichts sind gegen die Kombinationen, die hier gemacht werden, kan ich Dir nicht beschreiben — der Vater ernennt seinen Sohn oder den Tochtermann, der das größte Heirathgut zubringt u. so fort. Um eine aristokratische Verfassung kennen zu lernen, muß man einen solchen Winter vor den Ostern, an welchen die Ergänzung vorgeht, hier zugebracht haben.“

Nun aber hat Hegel seine eingehenden politisch-ökonomischen Studien über Bern doch nicht ausschließlich zu seiner privaten Belehrung zu machen brauchen. Als er zu Neujahr 1797, diesmal unter angenehmeren Bedingungen, wieder eine Hauslehrerstellung in Frankfurt angetreten hatte, konnte er in der Veröffentlichung, von der hier die Rede sein soll, wesentliche Auszüge aus ihnen verwerten. Das gebräuchlichste aller bibliographischen Hilfsmittel hat uns die Kunde davon bewahrt: das „Vollständige Bücherlexikon“ von Chr. G. Kayser führt in der Uebersicht über alle 1750—1832

*) Rosenkranz, Hegels Leben (1844), S. 61. Haym, Hegel und seine Zeit (1857), S. 64.

**) Nach der Mitteilung von Dr. Herman Nohl in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Hegels „Theologischen Jugendschriften“. (Tübingen 1907, S. VI.)

gedruckten deutschen Bücher, die es in seiner Ausgabe von 1834/35 enthält, unter den Schriften G. W. F. Hegels „Briefe über das Verhältnis des Waadtlandes“ auf (II, 78). Schlägt man dann unter dem Stichwort „Briefe“ nochmals nach, so findet man (I, 335) die genauere Angabe: „Vertraute [statt: vertrauliche] Briefe über das vormalige staatsrechtliche Verhältnis des Waadtlandes (Pays de Vaud) zur Stadt Bern. Aus dem Französischen des J. J. Cart, von G. W. F. Hegel.“ Verlegt worden ist die Schrift 1798 in der Jägerschen Buchhandlung zu Frankfurt am Main, Hegels damaligem Wohnorte. Eine zweite Bezeugung von Hegels Verfasserschaft fand ich bei Durchsicht der in Betracht kommenden Nachschlagebücher nur noch an einer andern Stelle, die freilich offenkundig auf direkte Information durch die Verlagsbuchhandlung selber zurückgeht: in J. G. Meusels „Gelehrtem Teutschland“.*) Hier lautet das Titelblatt etwas anders: der Name des Verfassers, Cart, der nur im Vorwort genannt ist, fehlt korrekterweise, ebenso der des anonymen Herausgebers; statt dessen ist der richtige Untertitel hinzugefügt: „Aus dem Französischen eines verstorbenen Schweizers übersetzt und mit Anmerkungen versehen.“ Es sei sogleich bemerkt, daß auf die eigentliche Ueberschrift noch ein zweiter Untertitel folgt, der die Tendenz der 212 Seiten Kleinoktav starken Schrift kennzeichnet: „Eine völlige Aufdeckung der ehemaligen Oligarchie des Standes Bern.“ Zur präzisen Bestimmung der Zeit des Erscheinens dient der Prospekt der Buchhandlung auf Seite 213, wo der Name der Schrift unter den neuen Verlagsartikeln „zur Ostermesse 1798“ erscheint.**)

Obgleich durch diese beiden Erwähnungen der Anteil Hegels als erwiesen gelten durfte, mußte es mir doch lieb sein, noch auf ein schlagenderes Zeugnis dafür zu treffen, zumal da auf der Berner Stadtbibliothek Ausleihbücher aus jener Zeit, die einen Anhaltspunkt hätten gewähren können, nicht mehr vorhanden sind und auch im Verlage sich kein Dokument irgendwelcher Art erhalten hat. — Die Uebersetzung der zwölf Briefe liest sich außerordentlich flüssig und ist auch in den Partien, wo sie nur einen Auszug gibt, geschickt redigiert; man ist überrascht, bei dem in seinen Niederschriften soviel schwerer mit der Darstellung ringenden Philosophen,

*) XI. Band, 5. Ausgabe 1805, S. 328.
**) Das französische Original führt den Titel: „Lettres à Bernard de Muralt, trésorier du Pays de Vaud, sur le droit de ce pays, et sur les événemens actuels; par Jean—Jaques Cart. À Paris 1793.“

der freilich für das Gewicht des einzelnen Wortes stets ein feines Gefühl besaß, einer solchen Leichtigkeit zu begegnen. Auch die inhaltliche Richtigkeit der Wiedergabe wird hervorgehoben in einer Rezension, die die „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen" brachten*); nicht ohne Grund hatte der treue Freund Hölderlin Hegels „Gewandtheit in der französischen Sprache" gerühmt, die beim Antritt seiner Frankfurter Stellung als „ein seltenes, bedeutendes Geschenk" angesehen werde.**) In den eigenen Beiträgen des Uebersetzers herrscht eine sachlich trockene Berichterstattung ohne individuelle Färbung vor. Eher könnte man, wie wir sehen werden, in Periodisierung und Einzelheiten der Vorrede Hegels besondere Art wiederfinden — wer aber möchte auf so ungefähre Indizien eine einwandfreie Feststellung gründen? Doch jener Spott über das Verfahren der Berner Oligarchie bei den Wahlen zum Großen Rat, der in dem Briefe Hegels an Schelling zu lesen steht, kehrt auf Seite 194—198 der Broschüre in umfangreicherer Ausführung wieder, und hier überraschen uns die mit den brieflichen Aeußerungen teilweise wörtlich stimmenden Sätze: „Der große Rat wird erst wieder vollzählig gemacht, wenn die Anzahl der übrig gebliebenen Mitglieder sich den 200 nähert, und das trifft gewöhnlich alle 10 Jahre zu . . . Da jeder der Wahlherren ein oder zwei neue Mitglieder selbst zu ernennen hat, so ernennt der Vater seinen Sohn, oder seine zwei Söhne, oder seinen Bruder, hat er eine Tochter, wählt er einen reichen Tochtermann aus usw. . . . Um von allem diesem ein Bild zu bekommen, muß man alles selbst mit angesehen haben." Damit schwindet wohl jeder Zweifel an Hegels Autorschaft.

## II.

Was mag Hegel veranlaßt haben, die Kenntnis der Cartischen Flugschrift dem deutschen Lesepublikum zu vermitteln? Man könnte meinen, es handle sich um eine aus äußeren Gründen unternommene Lohnarbeit des jungen Hauslehrers, die ihm zugleich zur Unterbringung seiner staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Exzerpte erwünscht sein durfte; und auf den ersten Blick scheint auch manches für diese Vermutung zu sprechen, z. B. die einschlägigen Mitteilungen über den Berner Staatsschatz, über das Salzregal,

*) 1798, 2. Band, S. 1600.

**) Friedrich Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Herausgegeben von Carl C. T. Litzmann (Berlin 1890). S. 392. Brief vom 20. November 1796.

über die Einfuhrzölle auf Kakao, Oel, Seide, Zucker, Kaffee usw. Aber die Anmerkungen dieser Art verschwinden an Zahl und Gewicht durchaus gegenüber den umfangreichen politischen Glossen und Erläuterungen, mit denen Hegel die aggressiven Ausführungen des Verfassers über das Verhältnis Berns zum Waadtland begleitet. Die Zeitumstände geben die Erklärung: sein Berner Aufenthalt war gerade in die Jahre gefallen, die dem Ausbruch der Revolution in der Schweiz vorhergingen; seine Uebersetzung ist ein Dokument der Beurteilung, die er sich selber über die Schweizer Zustände gebildet hatte und für die er seine Landsleute zu gewinnen wünschte. In dieser Richtung liegt das Interesse, das seinem ersten publizistischen Versuche innewohnt.

Wir deuten die historischen Voraussetzungen der Schrift, über die es eine reiche Literatur gibt, hier nur soweit an, als es zum Verständnis von Hegels Stellungnahme unerläßlich ist. Das Waadtland war 1564 vom Hause Savoyen an Bern abgetreten worden und erfreute sich unter der neuen Regierung lange einer friedlichen Entwicklung. Daß nichtsdestoweniger die Unzufriedenheit über den Verlust der früheren Unabhängigkeit in patriotisch gesinnten Kreisen des Landes nicht ganz ausgestorben war, bewies 1723 die unglücklich verlaufene Verschwörung des Majors Davel. Sie fand Nachfolge, als die Ideen der französischen Revolution auf die Schweiz übergriffen. Einen ersten Aufstand im Jahre 1791 schlug das mächtige Bern durch ein blutiges Strafgericht nieder; aber der Haß der Waadtländer erhielt dadurch erst recht Nahrung. Neben Cäsar Laharpe, der in der Verbannung von Genf und seit 1795 von Paris aus auf die Losreißung der Waadt hinarbeitete, stand der Advokat Jean Jaques Cart aus Morsee. In einer zeitgenössischen Schilderung heißt es über ihn: „Cart, ein Mann von den glänzendsten Talenten, durch seine gerichtliche Beredsamkeit so berühmt, daß er, um ihn an das Interesse der Regierung zu knüpfen, zum Avocat de Leurs Excellences ernannt wurde, hatte zu Anfang des Jahres 1790 die Rechte der Stadt Morsee und eines Teiles der Waadt gegen ein neu eingeführtes Weggeld verteidigt und sich dabei auf alle die Urkunden berufen, die unter der Regierung der Herzoge von Savoyen die Schutzwehren der waadtländischen Freiheit waren, und die Anwendung derselben mit solcher Kühnheit gefordert, daß die Regierung von Bern, damals noch in ihrer vollen Allmacht, der Stadt Morsee Stillschweigen gebot und ihn selbst proskribierte. Er entwarf nun ein politisches Gemälde

des alten und neuen Waadtlandes."*) Mit diesem Gemälde sind die von Hegel übersetzten Briefe gemeint, in denen die in den Urkunden gewährten Rechte und ihre Verletzung durch die Berner Oligarchie das immer von neuem betonte Hauptargument bilden. Cart war, wie er nachmals selber erzählt, im März 1793 nach Paris geflohen; da er sich zu den Girondisten hielt, mußte er nach dem Siege Robespierres den Wanderstab weitersetzen: „Ich ward nun amerikanischer Pächter, ich studierte fünf Jahre lang den Geist dieses einzig freien Volkes und seine einzig gute Verfassung."**) Ob es auf Irrtum beruhte, wenn unsere Uebersetzung den Verfasser als „verstorbenen" Schweizer bezeichnet, oder eine absichtliche Geheimhaltung der Schicksale des Autors bezweckt war — auch die Göttingischen Anzeigen nennen ihn „in Philadelphia gestorben" —, mag dahingestellt bleiben. Die Früchte seiner Agitation, die 1797 der Staatsstreich vom 17. Fructidor zeitigte, hat Cart somit auf amerikanischem Boden erlebt: die französische Armee, die das Direktorium, von Laharpe zur Intervention gegen die Berner Gewaltherrschaft aufgefordert, in die Schweiz sandte, marschierte am 28. Januar 1798 ins Waadtland ein und erzwang unter General Brune am 5. März die Kapitulation von Bern. Hegels Publikation veraltete daher bis zu einem gewissen Grade noch während des Druckes: für den Zweck, zu dem sie unternommen war, kam sie zu spät, und auf dem Titel des erschienenen Buches mußte seltsamer Weise von vertraulichen Briefen über ein „vormaliges" Verhältnis und von Aufdeckung einer „ehemaligen" Oligarchie die Rede sein.

Die Beurteilung der Revolution in der Waadt von seiten der Schweizer Geschichtschreibung war stets eine sehr verschiedene, je nachdem die Berichterstatter der bernischen oder der waadtländischen Partei angehörten; zwischen den Tillier, Wattenwyl, Mülinen und den Vulliemin und Seigneux besteht ein charakteristischer Gegensatz. Während hier die Tyrannei Berns unerträglich, Laharpe und Cart als Nationalhelden erscheinen, leugnen die anderen mehr oder minder die Unhaltbarkeit der damaligen Zustände und sehen in den Führern der Verschwörung geradezu Vaterlandsverräter. Freilich ruht auf dieser Bewegung eine dem patriotischen Gefühl des Schweizers beschämende Erinnerung: die Gegner der Berner Oligarchie haben die

*) Europäische Annalen von Posselt, 1798, 2. Stück, S. 173 f.
**) Briefe des Bürgers Johann Jakob Cart an Bürger Friedrich Cäsar Laharpe, Direktor der helvetischen Republik. Aus dem Französischen. Basel 1799. S. 10 f.

Franzosen ins Land gerufen, so daß „zum erstenmal seit 300 Jahren wieder eine feindliche Armee auf Schweizerboden stand“, und in dem okkupierten Lande haben die französischen Eroberer mit unersättlicher Beutegier gehaust; auch die wenig ersprießliche Wirksamkeit der von den Franzosen aufgerichteten einen, unteilbaren helvetischen Republik mußte die Begeisterung über das Erreichte sehr bald herabstimmen. Die Vorwürfe gegen die Urheber des Aufruhrs hat der jüngste, unparteiische Historiker der Schweiz mit Nachdruck wiederholt: er nennt die von Laharpe und Cart gegen die Unterdrückung ihrer Heimat vorgebrachten Argumente „der Leidenschaft entsprungene Sophistereien“, Laharpes Behauptung französischer Garantien der Freiheiten der Waadt ein von ihm erfundenes „Märchen“, seine Handlungsweise „Landesverrat.“*) Unter den deutschen Historikern war die ältere Generation überwiegend der Sache des Waadtlandes günstig gesinnt; später hat sich Heinrich v. Sybel das Ergebnis zu eigen gemacht: „Ohne Zweifel war kein Land in Europa weiter als die Waadt von einem Zustande rechtswidriger Unterdrückung entfernt, der eine gewaltsame Empörung veranlassen oder rechtfertigen könnte.“**)

Hegel ist auf Grund der Eindrücke, die er als unbeteiligter Augenzeuge der Vorgänge empfangen hatte, zu unbedingter Parteinahme für die Waadt gelangt. Er hat die Mißstände der Berner Regierung schärfer, ihre Lichtseiten weit kühler und zurückhaltender beurteilt, als sie ihren Verteidigern erschienen. Zu diesen tritt er am auffallendsten in Gegensatz bei der Charakteristik der Berner Rechtspflege, die sonst als einer der Ruhmestitel des oligarchischen Regiments galt; aber speziell in diesem Punkte rühmt die erwähnte Göttinger Besprechung die Darlegungen Hegels als besonders lehrreich. Er zählt unerhörte Mißgriffe der Berner Justiz auf, die durch die Notwendigkeit ihrer nachträglichen Redressierung zufällig bekannt geworden waren, und leitet sie aus dem aller Billigkeit hohnsprechenden Verfahren ab, das den Beklagten sogar der Hilfe eines Rechtsbeistandes beraubt und damit „auch den noch übrigen Schatten eines der schätzbarsten Rechte der Bürger gesitteter Staaten vertilgt habe“. Es sei kein Wunder, daß bei einem solchen „peinlichen Rechtsgang, der eigentlich gar kein Rechtsgang sei“, in keinem andern Lande soviel gehängt, gerädert, geköpft, verbrannt wurde,

---

*) Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert. (Leipzig 1903.) I, S. 57, 115 ff

**) Geschichte der Revolutionszeit (Wohlfeile Ausgabe 1899), 8. Band, S. 247.

wie in Bern. Hegel preist die Standhaftigkeit der Waadtländer, denen „durch reichliche Entschädigung an einen ungerecht Angeklagten die Erbitterung über die durch jenes Verfahren geschehene Verletzung ihrer Rechte nicht abgekauft“ worden sei: „die Bauern ließen sich durch die großmütigsten Anerbietungen ihres Barons nicht abhalten, einen höchst kostspieligen Prozeß zu führen“. Lebendig schildert er sodann die raffinierte Art, wie die der Unzufriedenheit verdächtigen Patrioten durch militärische Einquartierungen drangsaliert wurden: „Die Quartiermeister brachten aus Bern Verzeichnisse der Einwohner der Städte mit, in welche die Truppen gelegt werden sollten. Die der Regierung verdächtigen Hausväter waren auf dieser Liste mit einem M (mauvais) oder MM oder gar mit MMM bezeichnet; und nach diesem Zeichen bestimmte der Quartiermeister die Menge der ins Haus zu legenden Soldaten; die selbst auch bald diese Unterscheidung fühlten und danach betrugen. Auf diese Art sahen sich diese verdächtigen Bürger deswegen allein, weil sie verdächtig waren, noch vor dem Anfange irgend einer Untersuchung bestraft.“

In Uebereinstimmung mit der Auffassung der Schweizer Geschichtschreibung befindet sich Hegel in den Ausführungen, die sich mit dem systematischen Nepotismus bei der Besetzung der begehrenswerten amtlichen Stellen beschäftigen; daß er sich hier als treuer und täuschungsloser Beobachter bewährt, muß auf die Zuverlässigkeit seiner übrigen Angaben einen günstigen Rückschluß gestatten. In eingehenden Anmerkungen berichtet er über die Intriguen bei der Wahl der Landvögte, über die mannigfachen bei der Stimmabgabe entscheidenden Rücksichten und erhebt heftige Anklagen gegen die Cliquenwirtschaft der einflußreichen Familien. „Wer den übrigen am meisten zu imponieren weiß, wenn sie seinen Willen nicht tun wollten, ihren Günstlingen seine Stimme zu verweigern am hartnäckigsten droht, der wird am meisten Einfluß haben.“ „Kurz, unter 92 Mitgliedern, die im Jahre 1795 in den Großen Rat aufgenommen wurden, wurde nur von einem einzigen gesagt, daß seine Verdienste in etwas zu seiner Erwählung beigetragen haben.“ „Wem alle seine Sorge und Mühe mißlingt und ausgeschlossen wird, dessen Gemüt wird auf immer niedergeschlagen sein, auf immer einen nagenden Wurm in sich tragen; denn dem vornehmen Berner ist dieser einzige der höchste Lebensweg; war er auf diesem unglücklich, so kann sein Gemüt durch nichts mehr ganz erfüllt werden.“ An einer anderen Stelle knüpft Hegel an ein Wort Montesquieus

an: die Aristokratie habe von denjenigen ihrer Mitglieder Gefahr zu fürchten, die an der Regierung nicht teilnehmen können, und wendet es auf die Methode an, die der Berner Staat bei der Versorgung seiner überzähligen Patrizier befolgt. Auch bei der Vergebung der einträglichsten Pfarreien, der „Kreditpfründen", weist er den gleichen Familienegoismus auf, der diese bequemen Stellen „den jüngeren Söhnen vornehmer Familien, Töchtermännern von Ratsherren usw." reserviere; dazu macht der schwäbische Stiftler, der seinen Studiengang so gewissenhaft durchlaufen hatte, den bitteren Zusatz: „Für die, die im deutschen Kanton ins Predigtamt treten wollen, wozu nur die Städtebürger das Recht haben, ist in Bern eine theologische Anstalt: die drei Jahre, die zum Studium der Theologie bestimmt sind, muß der Kandidat nicht notwendig zum Studieren verwenden, er braucht sie nur verstreichen und nach Verfluß derselben sich examinieren zu lassen; denn er kann die Erlaubnis erhalten, zugleich Hauslehrer, dabei halbe und ganze Jahre abwesend zu sein; ja in den drei vollen Jahren ein Schulmeisteramt auf dem Land zu versehen, und sich nur nach Verlauf derselben zum Examen einzufinden." Vergleicht man alle diese Notizen und Beobachtungen mit dem auf authentischen Quellen fußenden Bericht von Oechsli, so erhält man die nachdrücklichste Bestätigung: auch hier hören wir davon, daß die regierenden Familien in Bern den Staat „als das große Landgut ansahen, von dem die herrschende Klasse zu leben hatte", daß geflügelte Worte über die heiratsfähigen Töchter der Wahlherren, die „Barettlitöchter", im Umlauf waren, daß Geistesöde und Verachtung der Wissenschaften an der Aare zu den „Staatsmaximen" gehörte, daß die Berner Durchschnittspatrizier Nepotismus sicherer zum Ziele führte als der beste Befähigungsnachweis.*) Ebenso finden wir hier die oft zu lesenden Nachrichten über die unglaubliche Härte der Berner Zensur wiederholt — ganz entsprechend den Behauptungen Hegels, der ein arges Beispiel für den sogar auf die Geistlichkeit sich erstreckenden Gewissensdruck anführt. Anders verhält es sich bei der strittigen Ansicht, ob die waadtländischen Stände das verbriefte, von Bern annullierte Recht hatten, zur Beschlußfassung über ihre Angelegenheiten einberufen zu werden: Hegel bejaht diese Frage entschieden und bringt historische und juristische Zeugnisse bei, darunter eines von Johannes von Müller.

*) A. a. O. S. 54 ff.

## III.

Aufschluß über die ausschlaggebenden Motive, aus denen Hegel sich in eine so feindselige Stellung zu seiner nächsten Berner Umgebung gedrängt sah, empfangen wir aus einigen Bemerkungen prinzipieller Natur, die zugleich den eigentlichen Grund seines Gegensatzes zu anders gearteten Beurteilungen enthüllen. Er spricht von dem Maßstabe, der bei der Wertung politischer Zustände anzulegen sei, und wendet sich mit fühlbarer innerer Erregung gegen den unwürdigen Eudämonismus, wie er sich in der Gewohnheit kundgebe, das Gute der Verfassung eines Landes nach der geringeren Höhe der Steuern zu schätzen: „Daß man, wenn von der schlechten Staatsform des Kantons Bern die Rede war, gewöhnlich die Antwort erhielt, die Untertanen bezahlen aber fast gar keine Abgaben, und sie deswegen als glückselig und beneidenswert pries, beweist nur, für wieviel geringer es noch sehr allgemein gehalten wurde, gar keiner staatsbürgerlichen Rechte zu genießen, als ein paar Taler jährlich weniger in der Tasche zu behalten." Er beruft sich auf das freie England, das die höchsten Abgaben zahle, gerade weil es sich selbst besteuere — nicht ohne gleichzeitig einen scharf mißbilligenden Blick auf die Maßnahmen zu werfen, wodurch Pitt (auf den er ohne Namensnennung hindeutet) damals zur Hebung des wirtschaftlichen Kredits zeitweilige Beschränkungen der politischen Freiheit einführte. Es sei auffallend, „daß ein Minister durch eine sich zu eigen gemachte Majorität im Parlament der Volksmeinung zu trotzen vermag, daß die Nation so unvollständig repräsentiert ist, daß sie im Parlament ihre Stimme nicht geltend zu machen vermag": durch all dies sei „die Achtung der englischen Nation selbst bei vielen ihrer stärksten Bewunderer gesunken." In verwandtem Sinne exemplifiziert Hegel in einem andern Zusammenhange, wo von der Willkür Berns bei Auflegung von Verpflichtungen für beliebige Zwecke die Rede ist, auf das Vorgehen Englands gegen Amerika (im Jahre 1773): „Die Taxe, die das englische Parlament auf den in Amerika einzuführenden Tee machte, war höchst gering; aber das Gefühl der Amerikaner, daß mit der an sich ganz unbedeutenden Summe, welche die Taxe sie gekostet hätte, zugleich das wichtigste Recht verloren gegangen wäre, machte die amerikanische Revolution."

Diese Staatsgesinnung, die dem Interesse Hegels für die Cartsche Flugschrift zugrunde liegt, findet ihren wuchtigen Ausdruck in der „Vorerinnerung": hier am meisten wird man Stil und Geist Hegels erkennen, nicht nur in der Schwere des Periodenbaus, sondern

vor allem in der feierlichen Prägnanz der Schlußsätze, die ganz an ähnliche Formulierungen des berühmten Vorworts zur Rechtsphilosophie anklingen. Die Kennzeichnung des Inhalts und der Tendenz der Schrift, die Begründung des Zweckes der gewählten Briefform, der Hinweis auf die Bedeutung und den Gang der nachgefolgten Ereignisse — alles in knappen Strichen mehr angedeutet als dargelegt —: eine solche Einführung wäre wohl geeignet gewesen, die Teilnahme des Lesers für die Publikation zu erwecken. Als zusammenhängendstes Stück von Hegels Beiträgen mag sie im Wortlaut wiedergegeben werden:

„Die Briefe, von denen diese Uebersetzung einen Auszug liefert, haben den Advokat Cart aus Lausanne zum Verfasser, der seitdem in Philadelphia gestorben ist; bei ihrer Erscheinung im Drucke wurden sie gleich von der Regierung in Bern bei einer schweren Geldstrafe verboten; sie enthalten nämlich im allgemeinen eine auf Urkunden gegründete Darstellung der politischen Rechte der Waadt, — eine Vergleichung des Zustandes der Waadt, wie er ihren alten Rechten gemäß hätte beschaffen sein sollen, mit demjenigen, in welchen sie durch die Herrschaft der Berner versetzt wurde; — besonders eine Geschichte des ephemerischen Siegs dieser Regierung im Jahre 1791 über das in den Waadtländern wieder aufgelebte Bedürfnis, ihre Verfassung wieder hergestellt zu sehen, — eines Siegs, der eine Niederlage ihrer noch übrigen Rechte war, und zu dem Wunsche der Freiheit auch noch die tiefste Erbitterung aller Gemüter gegen ihre Unterdrücker hinzufügte. Da diese Darstellung in Briefform gegeben ist, so enthält sie zugleich auch die aus jenen Ereignissen und Umständen entspringende Empfindung, und so sehr dadurch manche gegen die Glaubwürdigkeit der Sache selbst mißtrauisch werden, die nur reine historische Daten verlangen, um in ihren Urteilen und Gefühlen desto freier zu sein, so ist jene Wirkung doch hier einerseits weniger zu besorgen, da die Rechte aus Urkunden und dem öffentlichen Gesetzbuche erwiesen, und die Tatsachen vor dem Publikum vorgegangen sind, andererseits ist für eine große Menge Menschen eine Aeußerung von Empfindung deswegen nötig, weil sie dadurch erst auf die Wichtigkeit der Sache selbst aufmerksam, welche sie durch die trockene Angabe der Tat-Erzählung des Geschehenen und der Umstände nicht gefühlt hätten, entweder weil sie sich in einer ähnlichen Lage nie befanden, oder überhaupt in einer unbekümmerten Sorglosigkeit leben, und nicht vermeinen, daß man über gewisse Dinge die Geduld verlieren könne, und wenn sie auch die

Lage der Sache sehr gut kennen, sich doch über die Resultate höchlichst verwundern.

Aus der Vergleichung des Inhalts dieser Briefe mit den neuesten Begebenheiten in der Waadt, aus dem Kontraste des Anscheins der im Jahr 1792 erzwungenen Ruhe, des Stolzes der Regierung auf ihren Sieg — mit der reellen Schwäche derselben in diesem Lande, seinem plötzlichen Abfall von ihr —, würden sich eine Menge Nutzanwendungen ergeben; doch die Begebenheiten der Zeit sprechen für sich laut genug; es kann nur darum zu tun sein, sie in ihrer ganzen Fülle kennen zu lernen; sie schreien laut über die Erde:

**Discite justiciam moniti,**

die Tauben aber wird ihr Schicksal schwer ergreifen.

Die Anmerkungen sind neu, und enthalten manche zum Teil noch nicht bekannte Data zur Kenntnis der Statistik und Verfassung Berns."

Man wird zugeben, daß diese Ausführungen Hegels in Gesinnung und Ausdruck durchaus würdig sein Eintreten für die Agitation Carts rechtfertigen. Auch erkennt man, wie sehr die kraftvolle Staatsgesinnung, die für die Gestaltung seiner philosophischen Lebensarbeit von so wesentlicher Bedeutung gewesen ist, seit seinen frühesten Anfängen zur Ausrüstung seines Geistes gehörte. Daß er damals keineswegs einem abstrakten Radikalismus huldigte, beweist der ganze positiv-historische Charakter seiner Beweisführung, sein stetes Zurückgreifen auf das aus älterer Zeit Ueberkommene. Uebrigens wissen wir aus einem Briefe an Schelling, wie feindlich er bereits Weihnachten 1794 über das Jakobinertum dachte; er gedenkt der Guillotinierung Carriers mit Genugtuung und fügt hinzu: „Dieser Prozeß ist sehr wichtig und hat die ganze Schändlichkeit der Robespierroten enthüllt." Die theoretische Autorität, auf die sowohl er als sein Schützling Cart sich zu beziehen pflegen, ist nicht Rousseau, sondern Montesquieu: man gewinnt in steigendem Maße den Eindruck, daß der revolutionäre Ideenrausch seiner Tübinger Studentenzeit, der so gar nicht zu seinem Wesen paßte, nur ernsthafter geschichtlicher Studien bedurfte, um rasch zu verfliegen. Was Hegel an praktisch-politischen Einsichten in Bern gewonnen hat, zieht sich als Grundstimmung noch lange durch seine weitere Beschäftigung mit diesem Gebiete hindurch, in entsprechender Vertiefung und mancherlei Modifikationen. Und nicht nur dies: überhaupt ist die Berner Schrift das erste Zeugnis seines Bestrebens, mit dem Berufe des

Philosophen den des Publizisten Hand in Hand gehen zu lassen. Indem jetzt zu den beiden politischen Entwürfen, die er in Frankfurt teils ausführte teils vorbereitete, — über die neuesten inneren Verhältnisse Württembergs, besonders über die Gebrechen der Magistratsverfassung, und über die Verfassung Deutschlands —, als dritter noch die voraufgegangene Berner Arbeit hinzutritt, haben wir ein planvolles publizistisches Programm vor uns, das den Umkreis seiner Betrachtungen stetig erweitert, sie von der kleinen Republik auf das Herzogtum Württemberg, von diesem auf das römische Reich deutscher Nation ausdehnt. Und wenn die Veröffentlichung der beiden späteren Schriften daran scheiterte, daß sie nach ihrer Vollendung in die Situation nicht recht zu passen schienen oder durch den schnellen Wechsel der Ereignisse überholt waren, so war Hegel auch hierin durch die Erfahrung mit seinem Erstlingsversuch gewarnt, der für seine ursprüngliche Absicht ja ebenfalls zu spät gekommen war und offenbar diesem Umstande seine gänzliche Vergessenheit verdankt.

Als ein auszeichnendes Merkmal der Frankfurter politischen Abhandlungen Hegels hebt Wilhelm Dilthey, der sie überzeugend der geistigen Entwicklung des Philosophen eingegliedert hat, in der meisterhaften Analyse seiner Jugendgeschichte die Verbindung „der Kritik des Bestehenden und der Forderung eines Zukünftigen" hervor.*) Wie diese Kennzeichnung nach rückwärts genau auf den Charakter der Berner Broschüre zutrifft, so finden sich umgekehrt in den Niederschriften der nächsten Jahre Aussprüche genug, die als Erläuterungen ebenso gut in jener stehen könnten. Dadurch schließen sich in der Tat diese politischen Jugendschriften zu einem einheitlichen Ganzen zusammen: die Entzweiung der Vernunft mit der Wirklichkeit und daraus entspringend die Sehnsucht der Menschen nach Bruch mit den veralteten Zuständen und Herbeiführung neuer Ordnungen — das ist der Mittelpunkt, um den Hegels Denken sich unablässig bewegt. „Soll man nicht das Unhaltbare selbst verlassen wollen?" heißt es in der Erörterung über die politischen Verhältnisse seiner württembergischen Heimat, „mit ruhigem Blicke untersuchen, was zu dem Unhaltbaren gehört? . . . Wie blind sind diejenigen, die glauben mögen, daß Einrichtungen, Verfassungen, Gesetze, die mit den Sitten, den Bedürfnissen, der Meinung der Menschen nicht mehr zusammenstimmen, aus denen der Geist entflohen ist, länger bestehen; daß Formen, an denen Verstand und

*) Die Jugendgeschichte Hegels. (Berlin 1905.) S. 134.

Empfindung kein Interesse mehr nimmt, mächtig genug seien, länger den Bestand eines Volkes auszumachen! Alle Versuche, Verhältnissen, Teilen einer Verfassung, aus welchen der Glaube entwichen ist, Zutrauen zu verschaffen, . . . bereiten einen viel fürchterlicheren Ausbruch."*) Auch in seine theoretischen Untersuchungen hat den Philosophen diese Ueberzeugung begleitet; so rechnet er 1802 in dem grundlegenden Aufsatze über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts zum Erstorbenen in erster Reihe das ganz einer Vergangenheit Angehörige, „was keine lebendige Gegenwart mehr und allein eine unverständige, und weil es ohne innere Bedeutung ist, schamlose Macht hat."**) Unmittelbar auf Hegels programmatische Versicherung in der „Vorerinnerung", lediglich die Begebenheiten für sich sprechen lassen und in ihrer ganzen Fülle kennen lehren zu wollen, sind wir vollends zurückverwiesen, wenn wir ihn auch in der Schrift über die Verfassung Deutschlands als seine Absicht „das Verstehen dessen, was ist" bezeichnen hören: aus der Erkenntnis der in der Wirklichkeit selbst vorhandenen Triebkräfte will er die Aufgabe der Gegenwart begriffen wissen.***) Wir blicken hier in den Untergrund der leitenden Anschauungen, aus denen Hegels Verhältnis zu den öffentlichen Dingen und den Mitteln der Verwirklichung politischer Ziele erwachsen ist.

## IV.

Auch der Teil von Hegels Biographie, dessen Schauplatz Bern gewesen ist, rückt durch die genaue Kenntnis seiner damaligen politischen Ansichten in klareres Licht. Die eigentümliche Fremdheit, mit der er der Familie seines Schülers gegenüberstand, ist oft bemerkt worden: seine erhaltenen Briefe gehen über sie mit Stillschweigen hinweg, und die Nachforschungen nach Spuren eines späteren Briefwechsels mit ihr sind stets erfolglos geblieben.†) Diese eisige Teilnahmlosigkeit Hegels muß um so mehr überraschen, als das Haupt der Familie, der Schultheiß Niklaus Friedrich von Steiger, der Großvater seines Zöglings, in imponierendem Maße die Herrschertugenden besaß, die dem Philosophen von jeher eine in seiner gesamten Geschichtsbetrachtung nachwirkende Stimmung

*) Rosenkranz, Hegels Leben, S. 92 f.

**) Kritisches Journal der Philosophie, II. Bandes 2. Stück, S. 30. (Werke I, 420.)

***) Hegel, Kritik der Verfassung Deutschlands. Herausgeg von Georg Mollat. (Kassel 1893.) S. 132 f.

†) Vgl. Kuno Fischer, Hegel, S. 19.

der Sympathie und Bewunderung zu erwecken pflegten. Von seinen Standesgenossen ohne Ausnahme als Führer anerkannt, hatte Steiger schnell die höchste Würde in seiner Vaterstadt erlangt, und weithin ins Ausland war der Ruf seiner staatsmännischen Begabung gedrungen. Auch die Vorzüge seines Charakters machen ihn zu einer ungewöhnlich bedeutenden und ehrwürdigen Gestalt: über seine heldenhafte Seelengröße ist bei Freund und Feind nur eine Stimme. Zur Waadt hatte er, von seiner regierenden Stellung abgesehen, noch eine persönliche Beziehung, da die waadtländische Freiherrschaft Montrichier durch Erbschaft auf ihn übergegangen war.*) In den Stürmen der Revolution bewährten sich die heroische Festigkeit seines Wesens und seine patriotische Aufopferung aufs glänzendste; von Anfang an die treibende Kraft der Kriegspartei, die in raschem Angriff die Franzosen aus dem Lande zu werfen strebte, mußte er es mit zornigem Unwillen erleben, daß die Friedensfreunde mit ihrem Beschlusse durchdrangen, durch Gewährung einer Verfassungsreform den Feind wie die Aufrührer zu beschwichtigen und die Truppen zurückzuziehen. Am 4. März 1798 fand die endgültige Abdankung der alten Regierung statt; nicht ohne Ergriffenheit kann man lesen, mit wie gehaltenem Schmerz und ungebrochener Würde der fast 70jährige Steiger diesen so notwendigen wie traurigen Akt vollzog. Auf dem Gange zum Rathaus sagte er zu einem Freunde: das alles wird uns nicht retten; noch ist es um eine Förmlichkeit zu tun und dann begleiten wir uns einander, wohin uns Pflicht und Ehre rufen. Nach Verlesung der Abdankungserklärung und entsprechender Beschlußfassung durch die Versammlung verließ er schweigend den Saal, von allen Anwesenden mit aufrichtiger Ehrerbietung verabschiedet.**) Sein Weg ging jetzt zur Armee, seine Absicht auf einen ehrlichen Soldatentod; tapfer kämpfend, blieb er jedoch von der feindlichen Kugel verschont und floh, nachdem alles verloren war, nach Augsburg, wo er im nächsten Jahre starb. Als sein Hinscheiden bekannt wurde, lebte Hegel noch in Frankfurt, im letzten Jahre seiner Hauslehrerstellung.

Hegel muß von dem Dünkel, der ihm im Kreise des Steigerschen Hauses stündlich entgegentrat, eine tiefe Bitterkeit davongetragen haben, daß ihm so ausgezeichnete Geistes- und Charakter-

*) Vgl. die treffliche Skizze von Blösch in der „Allgemeinen deutschen Biographie", Band 35, S. 584.

**) Vgl. W. Fr. v. Mülinen, Berns Geschichte 1191—1891. (Bern 1891.) S. 190 f.

eigenschaften ihres Oberhauptes an keiner Stelle ein anerkennendes oder nur milderndes Wort über die von diesem vertretene Klasse und Sache haben entlocken können. An Hochmut scheint das Berner Patriziat seinesgleichen gesucht zu haben: „Der Berner Stolz, der sich auch in Thron und Szepter des Schultheißen ausprägte, war in der Schweiz sprichwörtlich, der hochmütige Berner Junker Gegenstand einer Menge von Anekdoten."*) Hegel hat das Unwürdige seiner Lage schweigend ertragen; in gewissenhafter Pflichterfüllung vertrauensvoll bessere Zeiten abzuwarten, war stets die seinem Charakter gemäße Art, wie er sich mit hemmenden oder unfreundlichen Schickungen seines Lebenslaufs abfand. Nur die Briefe seines liebsten Freundes, Hölderlins, lassen durchblicken, daß er ihm gegenüber Klage über sein Los geführt haben muß. Es sei sein Wunsch um Hegels wie um seinetwillen, schreibt er im Oktober 1796, daß der Freund „zu den braven Leuten" nach Frankfurt übersiedle. In seiner Antwort knüpft Hegel an die glücklicheren Aussichten, die ihm in Frankfurt winken, die vielsagende Betrachtung: „Den Kopf der Zöglinge mit Worten und Begriffen zu füllen, gelingt zwar gewöhnlich, aber auf das Wesentliche der Charakterbildung wird ein Hofmeister nur wenig Einfluß haben können, wenn der Geist der Eltern nicht mit seinen Bemühungen harmoniert." Und nun folgt von seiten des zartfühlenden Hölderlin die teilnahmsvolle Erwiderung: „Ich sehe, daß Deine Lage Dich auch ein wenig um den wohlbekannten immer heitern Sinn gebracht hat. Siehe nur zu! Du wirst bis nächsten Frühling wieder der Alte sein. Was Du von Leiten und Führen schreibst, Lieber, Teurer! das hat mir wehe getan."**) So sehr hatten die Schweizer Fronjahre den jungen Schwaben verdüstert. Damit stimmt auch die Erzählung seines Biographen: bei seiner Rückkehr in die Heimat habe die Schwester ihn in sich gekehrt und trübe gefunden, nur in ganz engen Kreisen sei er zur Munterkeit aufgetaut.***)

Noch eine lokale Beziehung zu einem berühmten Sprößling der Berner Oligarchie drängt sich unwillkürlich auf, wenn man das Thema „Hegel und Bern" überdenkt. In der Rechtsphilosophie, die Hegel 1821 herausgab, steht die vielbeachtete Polemik gegen Karl Ludwig von Haller, den Verfechter der reaktionären Staats-

*) Oechsli, a. a. O., S. 56.
**) Hölderlins Leben in Briefen. Von Litzmann. S. 388—393.
***) Rosenkranz, Hegels Leben, S. 80.

theorie.*) Haller lebte in den Jahren 1793—96, als Hegel sich in Bern aufhielt, gleichzeitig in seiner Vaterstadt als Kommissionssekretär der Regierung, soweit ihn die Verwendung für Gesandtschaften an fremde Staaten nicht vorübergehend fernhielt, mit der Abfassung amtlicher Berichte beauftragt. Seine damaligen Schriften behandeln zwar nur spezielle ökonomische Fragen ohne markante Züge; auch die Rede „über den Patriotismus", die er am 13. März 1794 vor dem „äußeren Stande in Bern", einer geselligen Vereinigung junger Patrizier zur Förderung politischer Bildung, gehalten hat**), ist eine rhetorisch-schwungvolle, aber sonst farblose Verherrlichung der Vaterlandsliebe, die nur indirekt (worauf das Vorwort aufmerksam macht) eine Wendung gegen die Usurpation der schönen Namen Tugend und Vaterland durch Robespierre und seine Genossen nimmt. Aber auch wenn wir nicht dies Zeugnis für sein Auftreten in einem geschlossenen aristokratischen Zirkel besäßen, wäre es bei seiner amtlichen Stellung selbstverständlich gewesen, daß er mit der Familie Steiger in persönliche Berührung kommen mußte. In welchem Grade dies der Fall war, geht daraus hervor, daß er jene entscheidende Erklärung der zur Rettung ihres Vaterlandes vereinigten Schweizer zu verfassen hatte, die der Schultheiß von Steiger verlesen und unterzeichnet hat.***) Gerade gegen die Führer der waadtländischen Bewegung, denen zuliebe Hegel die Broschüre Carts übersetzt hat, ist Haller in seiner publizistischen Tätigkeit unmittelbar darauf energisch vorgegangen: seine Schrift vom Dezember 1797 „Historische Darstellung der die Neutralität der Schweiz gegen Frankreich betreffenden Tatsachen"†), die eine lange Reihe von Belegen zur Geschichte der helvetischen Neutralität vorführt, wendet sich in ihrer ganzen Tendenz gegen Laharpe, der hauptsächlich durch die unbegründete Anklage des Bruchs der Neutralität seine Forderung einer Intervention des französischen Direktoriums zu motivieren suchte. Eine heftige Polemik gegen Cart selbst enthalten die „Helvetischen Annalen", die Haller seit April 1798 zur Bekämpfung des neuen Regiments herausgab, an verschiedenen Stellen; er verfolgt die Wiederaufnahme der literarischen Agitation des heimgekehrten Flüchtlings mit scharfem Blick und unterzieht seine Meinungsäußerungen

*) S. 244—250 (Werke VIII, 309—312.)

**) Abgedruckt in der Schrift: „Friedenspräliminarien. Herausgegeben von dem Verfasser des heimlichen Gerichts." 25 u. 26. Stück. Berlin 1795.

***) Vgl. Meusel, Das gelehrte Teutschland, IX. Band (1801), S. 504.

†) In deutscher Uebersetzung abgedruckt in Häberleins Staatsarchiv, IV, 1799, S. 204 ff.

einer durchgreifenden gegnerischen Kritik.*) Sicherlich hatte Hegel reichliche Gelegenheit, das Treiben dieses gewandtesten Wortführers der verhaßten Patrizier aus nächster Nähe zu beobachten; und so mag ihm, als er ein Vierteljahrhundert später sich zur philosophischen Auseinandersetzung mit seiner Staatstheorie gedrängt fühlte, die nachwirkende Erinnerung an die Berner Leidenszeit die Feder geführt und die ungemein treffenden, aber auch ausgesprochen feindseligen Worte eingegeben haben, die noch 1839 den wenig respektvollen Protest Heinrich Leos, des Gesinnungsgenossen von Haller, in seinen „Hegelingen" hervorriefen.

Zweifellos wurzelt die für Hegels politische Haltung maßgebende Verbindung progressiver und konservativer Elemente durchaus in seiner individuellen Anlage und seinen philosophischen Grundanschauungen; immerhin ist es nicht uninteressant, seine Biographie daraufhin durchzugehen, welche seiner Erlebnisse ihn mehr auf die eine oder die andere Seite gedrängt haben. Welchen Platz hier die Berner Jahre einnehmen, erhellt ohne weiteres. Wenn Hegel in der französischen Revolution trotz allem stets ein segenbringendes Ereignis gesehen hat, dessen Andenken er alljährlich feierte und das er noch auf der Höhe seines Ruhmes enthusiastisch als „herrlichen Sonnenaufgang" pries, so hatten daran sicherlich jene Jugendeindrücke ihren Anteil, unter denen der Zusammenbruch des Schweizer Staatswesens ihm am zwingendsten vor Augen getreten war. Die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, Morschgewordenes künstlich aufrecht zu erhalten, hat sich ihm in Bern ein- für allemal befestigt: zu dieser Erfahrung Hegels hat die vornehme Familie, in deren Dienst er drei lange Jahre stand, sehr wider ihren Willen beigetragen. Die Berner Machthaber konnten, als sie diese Dienste ihres unscheinbaren schwäbischen Hofmeisters ohne Dank benutzten, sich nicht träumen lassen, daß ihr Verhalten dereinst in der Philosophie eines unsterblichen deutschen Denkers einen Nachhall finden und die Erinnerung daran von ihm sogar in einer eigenen Schrift aufbewahrt bleiben würde. In die Schweiz ist Hegel in seinem späteren Leben nie wieder gekommen.

*) Helvetische Annalen 1799, Nr. 29 vom 19. Januar, Nr. 31 vom 27. Februar, Nr. 33 vom 6. März.

# Eisenbahnbauten und Kolonisation in Ostasien.

Von

**Ludwig Rieß.**

---

Seit dem Friedensschluß von Portsmouth stehen in Ostasien fortwährend **Eisenbahnfragen** im Vordergrund des politischen Interesses. Der frühere Präsident der Südmandschurischen Eisenbahn und jetzige japanische Verkehrsminister Baron Goto war vielleicht der erste, der die neuen eisenbahntechnischen Erfordernisse infolge des japanischen Machtzuwachses in Ostasien erkannte; er gewann den für die Durchführung seiner Pläne nötigen Einfluß erst auf den bis vor kurzem Korea beherrschenden Herzog Ito und dann auf den Ministerpräsidenten Marquis Katsura. Dann erwachte bei dem chinesischen Gouverneur der Mandschurei und in dem damals von Yuan Schi Kai geleiteten Auswärtigen Amt in Peking das Verständnis für die Zukunftsfragen der Eisenbahnen in der durch Japans Siege wiedergewonnenen Außenprovinz im N.O. des Reiches. Vor allem hat aber die Duma in St. Petersburg im vorigen und in diesem Jahre durch ihre über die Regierungsvorlagen weit hinausgehenden Bewilligungen die Entwicklung Sibiriens und des Amurgebiets aufs energischste gefördert.

Die über alle Erwartung großartigen Leistungen der eingleisigen sibirischen Bahn während des Krieges bildeten den Ausgangspunkt des **Eisenbahnfanatismus**, der seitdem Ostasien beherrscht. Als ich anfangs September 1902, also noch vor der offiziellen Eröffnung, in 18 Tagen die Fahrt von Port Arthur nach Moskau machte, erklärte mir der mitreisende Vertreter des Ministeriums der Wegekommunikationen auf meine Frage, warum man im Gegensatz zu der Praxis in Kanada und den Vereinigten Staaten so überaus leichte Schienen verwandt habe: es sei das eine richtige Oekonomie, da

man in jedem Falle den ganzen Oberbau in etwa 7 Jahren erneuern müsse, bis dahin aber der zu erwartenden Belastung mit diesen leichten Schienen genügt werden könne. Denn man erwartete damals für gewöhnliche Zeiten nur einen Verkehr von täglich vier Zügen in jeder Richtung, hatte aber die Erdarbeiten auf der ganzen Strecke so durchgeführt, daß man im Falle der Mobilmachung durch schnelle Einfügung der vorgesehenen Ausweichstellen in wenigen Wochen 11 Züge täglich hin und her verkehren lassen könne. Auch das genügte später den Forderungen der Lage noch keineswegs. Bekanntlich hat man es während des Krieges bereits auf 20 Züge gebracht und keinen erheblichen Betriebsunfall zu verzeichnen gehabt. Interessant war mir, auf der Fahrt dieses Sommers zu beobachten, welche Sicherungen gegen feindselige Zerstörungen des Eisenbahnkörpers durch Japaner und Chunchusen noch jetzt in Uebung sind. Bis weit nach Westsibirien sieht man an allen Flußübergängen und Brücken die Lagerhäuser der Bedeckungsmannschaften mit den ausgestellten Posten und dem hohen strohumwickelten Baumstamm, der als Fanal angezündet werden soll, wenn sich Verdächtiges zeigt. Auch an den kleinsten Wasserdurchlässen erscheint der Bahnwärter mit dem Gewehr auf dem Rücken und nimmt nach der Vorüberfahrt des Zuges mitten auf dem Gleise mit seiner grünen Fahne Stellung, solange er von dem rückwärtsschauenden Lokomotiv-Personal gesehen werden kann. Von Irkutsk aus auf der Umgehungsbahn des Baikalsees, auf der Transbaikalischen und Ostchinesischen und Ussuri-Bahnstrecke bis nach Wladiwostok verkehren die bis zur Brusthöhe gepanzerten und mit schweren eisernen Türen absperrbaren Wagen, die das Gewicht des Luxuszuges so sehr erhöhen. Militärische Wachen werden in jedem Zuge mitgenommen, als sei die Gefahr räuberischer Ueberfälle noch nicht vorüber. Die Bahnwachen entlang der ganzen Strecke durch die Mandschurei hat sich Rußland ja auch nach der Rückgabe des okkupierten Gebiets an China vorbehalten; daß es reichlich bemessene Garnisonen sind, die unter diesem Titel auf chinesischem Boden stehen, erkennt man an den ausgedehnten Zeltlagern und den Winterhäusern für das Militär, an denen man vorüberfährt. Die Jahrhundertfeier der Schlacht von Pultawa gab uns Gelegenheit, sehr imposante Truppenanhäufungen, an denen wir im Laufe des Tages vorbeikamen, vom Zuge aus zu beobachten. Dagegen ist das chinesische Militär, das sich mit den Schirmmützen auf den bezopften Köpfen in seiner neuen Uniform recht drollig ausnimmt, nur auf den Hauptstationen und selbst in Charbin nur

spärlich vertreten; es dient nur dazu, die Rechte zu symbolisieren, die das Reich der Mitte durch Japans Siege wiedererlangt hat.

Ohne die **politischen Folgen**, die Rußland von einem Bahnbau quer durch die chinesische Mandschurei erwarten konnte, gäbe es heute noch keinen zusammenhängenden Schienenstrang von Moskau und Petersburg bis Wladiwostok. Denn 1891, als der damalige Thronfolger, jetzige Zar Nikolas, die Seereise nach Wladiwostok unternahm, um den ersten Spatenstich der Ussuribahn zu tun (er ist damals auf einem Abstecher nach Japan am 13. Mai von einem fanatischen japanischen Polizisten in Otsu verwundet worden), dachte man zunächst die Eisenbahn ostwärts nur bis Stretensk an der Chilka fortzuführen, um den Verkehr von dort aus auf diesem Nebenflusse des Amur und dann den großen Strom abwärts gehen zu lassen. Die wiederholten Tracierungen westwärts und ostwärts von diesen Endstationen hatten keine ermutigenden Resultate. So war es denn auch verkehrspolitisch ein hochbedeutsamer Erfolg, daß im August 1896 der Vertreter der Russisch-Chinesischen Bank mit Li Hung Chang im Palast-Hotel zu Berlin den Vertrag abschließen konnte, der Rußland gestattete, durch die öden Flächen der nördlichen Mandschurei die „ostchinesische“ Eisenbahn zu bauen und von Charbin aus den langen südlichen Ast bis zur Verbindung mit den nordchinesischen Bahnen und bis ans Meer daranzufügen. So konnte Rußland auf chinesischem Boden 1521 Kilometer Eisenbahn (also eine fast so lange Strecke wie von Berlin nach Petersburg) 1903 dem internationalen Verkehr eröffnen. Eine starke Einwanderung von Chinesen lieferte das Arbeitermaterial beim Bahnbau, betrieb in den jetzt absatzfähig gewordenen fruchtbaren Tälern der Südmandschurei die Landwirtschaft und verwandelte die staubreiche Ebene um Charbin am schiffbaren Sungarifluß in den endlosen Teppich von Hirse- und Bohnenfeldern, in dessen Mitte dieses mandschurische Chicago liegt. Als Hauptdepot für die russische Armee hatte die plötzlich emporgewachsene Land- und Flußhafenstadt während des russisch-japanischen Krieges ihre taumelhafte Glücksperiode, die von weither Kaufleute und Abenteurer heranzog; auch Griechen, Armenier und Georgier aus dem Kaukasus („Grusiner“ heißen sie bei den Russen) bilden seitdem ein betriebsames Element der „ostchinesischen“ Zentralstation. Dieser permanente Jahrmarktsverkehr verflog zwar mit dem Abzug der russischen Armee; aber als wichtiger Handels- und Umschlagsplatz errang sich Charbin seitdem eine kommerzielle Bedeutung, wie sie Wladiwostok und Khabarowsk

noch heute nicht erreicht haben. Auch die Neubesiedlung der entlegenen fruchtbaren Flußtäler der nördlichen Mandschurei strahlt von dieser Anhäufung betriebsamer Chinesen aus. Der industriellen Entwicklung kam die Vorliebe der Mode für chinesische Rohseide, für die früher Shantung das Hauptproduktionsgebiet war, mächtig entgegen; denn die chinesische Bevölkerung der Mandschurei besteht zu einem großen Teile aus Einwanderern aus der Halbinsel Shantung.

Warum sollte aber dieser an das Wachstum der landwirtschaftlichen Bevölkerung im fernen Westen Amerikas erinnernde Aufschwung der von der Bahn durchschnittenen Mandschurei sich nicht in den weiten Gebieten des russischen Sibiriens wiederholen lassen? Seitdem der Friede von Portsmouth Rußland nötigte, seine die Mandschurei und Korea umfassenden Expansionsgelüste aufzugeben, besann man sich in den leitenden Kreisen Rußlands, daß durch den übereilten Vorstoß nach Südosten das seit 50 Jahren zu Rußland gehörige Amurgebiet ein vernachlässigtes Hinterland geworden war. Man nahm die Gedanken wieder auf, von denen das große transsibirische Eisenbahnprojekt einst ausgegangen war. Aber der Maßstab der verkehrstechnischen Leistungen war durch die Glücksfälle der ostasiatischen Politik und die Erfahrungen des Krieges ein ganz anderer geworden.

Auch früher hatte man die großen Aufwendungen, die der Bahnbau erforderte, mit der Agrarfrage in Verbindung gebracht, die im europäischen Rußland seit langer Zeit der Lösung bedarf. Durch die wiederholten schlechten Ernten von 1904 bis 1907 war sie noch dringender geworden. Sobald man der inneren Unruhen Herr geworden war, seit 1908, kam auch die Besiedlung Sibiriens in ein neues Stadium. Früher hatte man gedacht, mit Landanweisungen an geeigneten Punkten längs der sibirischen Bahn und unentgeltlichen Transporten notleidender Bauernfamilien auskommen zu können. Aber es zeigte sich, daß die Bauern in der neuen Umgebung, in die man sie versetzt hatte, nur schwer Wurzel faßten. Wenn der Bahnbau vollendet war und die Arbeitsgelegenheit, die er bot, mit seinem Barverdienst ins Stocken geriet, wollten die Bauern, denen jetzt das Geld für den Schnaps fehlte, in andere Gebiete versetzt werden oder kehrten scharenweise in die alte Heimat zurück, wo sie das landlose Proletariat noch vermehrten. Namentlich die in das Waldgebiet Sibiriens versetzten Bauern aus dem baumarmen Südrußland verstanden sich nicht auf das Stubbenroden und die veränderten Betriebsverhältnisse, die dort geboten waren. Bis

tief nach Transbaikalien hinein konnte ich schon 1902 die zurückflutenden Scharen der Bauernfamilien und das Elend beobachten, in das sie geraten waren. Gewiß gab es auch damals schon erfreuliche Ausnahmen. In den weiten Strecken fruchtbarer Schwarzerde erblühten Dorfgemeinden mit freierem Ellenbogenraum als in der alten Heimat. Emporkommende Handels- und Industriezentren schafften regelmäßigen Absatz und Verdienst, die nahe der Bahn Angesiedelten konnten auch nach russischer Sitte auf den Stationen dem reisenden Publikum Milch, Eier, Früchte usw. verkaufen; Transporte „dänischer“ Butter nach England erregten schon 1902 meine Aufmerksamkeit. Aber allzuhäufig waren auch die Fälle, in denen die Familien von einer freigegebenen Ansiedlungsstätte zur andern eilten, oder gar den Erlös der Habseligkeiten in der Heimat und die Hilfsgelder der Ansiedlungskommission untätig verpraßten. Daß sie sich erst eine Hütte bauen und dann das Feld bestellen sollten, war eine Anweisung, die sich mit Ausnahme der allerersten Ansiedler in einer Auflassung als ganz unpraktisch erwies. Jetzt suchen wohlberatene Ansiedler lieber bei einer schon angesessenen Familie ein dürftiges Unterkommen, als daß sie die Feldarbeiten der Saison vernachlässigen. Allmählich wurde es schon während des Krieges besser, da der Konsum der transportierten und marschierenden Truppen den Unternehmergeist anlockte. Für die erforderlichen großen Lieferungen lohnte es sich schon, durch Mäh- und Dreschmaschinen die Verwendbarkeit der Ernte zu beschleunigen, an der Bahn Dampfmühlen anzulegen, von denen aus das Mehl in größeren Mengen mit der Bahn befördert werden konnte. Es wurden in der Nähe der Bahn Kohlenminen und in den entlegenen Gebieten am oberen Ob und Irtysch Gold-, Kupfer-, Zinn- und Bleigruben von kapitalkräftigen Gesellschaften in Angriff genommen, für die man Transportdienste oder Lohnarbeit leisten und Materialien oder Lebensmittel liefern konnte. Das südliche Sibirien hat sich an Bodenschätzen doch noch reicher erwiesen als die Mandschurei, und wenn die großen Konzessionen an anglo-französische und anglo-österreichische Kapitalisten wohl auch in erster Reihe auf das Bestreben der russischen Regierung zurückzuführen sind, die Zahlungsbilanz des Reiches zu heben, so kommen sie indirekt den Ansiedlern auf weite Strecken hin sehr zustatten. Das schnelle Emporblühen der Städte Omsk am Irtysch, Nowo-Nikolajewsk am Ob und Krasnojarsk am Jenissei spiegelt die glückliche Entwicklung des südlichen Zentralsibiriens in den letzten sieben Jahren sehr deutlich wieder. An klimatische Un-

bilden, wie die Winterkälte und die Plage der zudringlichen kleinen Fliegen, gegen die man im Sommer bei der Arbeit im Freien Gesicht und Hände durch teergetränkte Gaze schützen muß, gewöhnt sich die russische Bauernbevölkerung leicht genug. Wenn ich die Eindrücke meiner ersten sibirischen Reise von 1902 mit denen meiner Hin- und Rückreise im Juli und September dieses Jahres verglich, konnte ich mein Staunen über den landwirtschaftlichen und industriellen Aufschwung nicht bemeistern. Damals wurde ich an den Entwicklungszustand des westlichen Kanada, wie ich es 1893 kennen lernte, erinnert; jetzt fand ich in weiten Strecken Sibiriens üppige Kulturen, wie in Illinois, der Kornkammer des Weltmarktes!

In der 1908 geschriebenen Uebersicht über die gegenwärtigen Eisenbahnbauten von Dr. Alfred v. d. Leyen, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat im Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Berlin, finde ich: „In Rußland redet man zuweilen immer noch in großen Tönen von der Legung des zweiten Gleises auf einigen Strecken der großen sibirischen Bahn“.*) Der Herr Verfasser könnte sich schon jetzt von dem Stande der Arbeiten auf der 1360 Kilometer langen Strecke von Atschinsk nach Irkutsk durch den Augenschein überzeugen. Da würde er sehen, daß in größeren oder kleineren Abständen von dem Gleise, auf dem man fährt, eine der Vollendung nahe zweigleisige Bahnstrecke bereits existiert. Sogar die neuen Stationsgebäude und die Bahntelegraphenleitung sind daran vielfach schon fertig; die Steinpfeiler ragen in die Luft, zwischen denen das Wasser Abfluß finden soll; die Dämme sind mit Anpflanzungen gefestigt. Lange Strecken weit geht der neue Bahnbau dem jetzigen Gleise parallel, oft in gleicher Höhe, meist aber tiefer oder höher. Wie oft habe ich von Mitreisenden im Observationswagen die Frage gehört: „Warum verbreitert man nicht einfach den bestehenden Fahrdamm für das zweite Gleise?“ Die Antwort ist: Man will eine viel bessere zweigleisige Bahn haben als die jetzige eingleisige. Die scharfen Kurven der jetzigen Strecke gestatten solche Schnelligkeiten nicht, wie sie der moderne Verkehr verlangt; das dem Gelände folgende Auf und Ab der jetzigen Bahn macht einerseits stärkere Zugkraft beim Bergauffahren, andrerseits häufiges Bremsen notwendig. Man verwendet, um allen diesen Schwierigkeiten zu begegnen, vor den nur aus fünf Wagen be-

*) Die Weltwirtschaft, ein Jahr- und Lesebuch, herausgegeben von E. von Halle, III. Jahrgang 1908. S. 81.

stehenden Expreßzügen der sibirischen Bahn riesige gelenkige Doppelverbund-Lokomotiven nach dem System Mallet-Rimrott mit vier Zylindern unter dem gemeinsamen Dampfkessel. Auch die Wagen, die auf der Fahrt von Moskau oder Petersburg bis Irkutsk sechs Tage lang im Gange bleiben, werden durch ihre häufigen schrägen Lagen sehr strapaziert. Deshalb lohnten sich schon die gewaltigen Kosten weitausgedehnter Dammaufschüttungen und tiefer Einschnitte, um bei gleichzeitiger Vermeidung scharfer Kurven die günstigsten, Feuerungsmaterial sparenden Traktionsbedingungen zu schaffen. Da bei dem doppelten Geleise auch das Warten der Gegenzüge auf den Ausweichstellen fortfällt, so wird nach völliger Durchführung des zweigleisigen Umbaues die Durchschnittsfahrgeschwindigkeit und Reisebeschleunigung so erheblich sein, daß man die Distanz von Moskau nach Wladiwostok (8652 Kilometer) statt in 9 Tagen 14 Stunden oder 37½ Kilometer pro Stunde bequem in 7 Tagen (oder 52 Kilometer per Stunde) wird zurücklegen können. Ein dem jetzigen Expreßzug gleichkommender Personen- und Eilgüterverkehr könnte noch daneben erledigt werden. Vor allen Dingen wäre es dann aber ein Leichtes, im Kriegsfalle 48 Paar Züge täglich auf den Doppelgleisen verkehren zu lassen. Das würde den Aufmarsch in der Mandschurei ganz anders ermöglichen als 1904.

Innerhalb 2 Jahren soll der ganze Umbau der Strecke bis Mandschuria (7900 Kilometer) beendet sein. Dann kann man den jetzigen Bahndamm als Landstraße dem Lokalverkehr überlassen und mit den frei werdenden Schienen kleine Querbahnen als Zuleitungsstrecken bauen. Durch die von der Regierung der Duma bereits vorgeschlagene Strecke von Tumen nach Omsk (564 Kilometer) ließe sich außerdem noch die direkte Bahnverbindung von Petersburg bis zum Irtysch vollständig loslösen von dem transkontinentalen Verkehr. Auf absehbare Zeit ist also allen Transportbedürfnissen mehr als genügend vorgearbeitet.

Seit drei Jahren ist aber auch in die Förderung der sibirischen Ansiedlungen ein ganz neuer Schwung gekommen. 1907 warf das Budget dafür 12 Millionen Rubel, 1908 aber bereits 18⅘ Millionen aus. Um die Mißerfolge und Rückwanderungen auf ein Mindestmaß zurückzuführen, sind die agronomischen Untersuchungen des aufzuschließenden Neulandes aufs äußerste spezialisiert worden. Es werden Flurkarten entworfen, die ganz genau angeben, was sich an den einzelnen Stellen besonders zum Anbau eignet. Man begünstigt gemeinsame Uebersiedlungen von zentral-

russischen Feldgemeinschaften, die erst eine Kommission entsenden und dann die Genossen mit ihren Familien nachkommen lassen, wenn sie passendes Ackerland gefunden haben. Eine genauere topographische und agronomische Aufnahme der sibirischen Ebenen und Flußtäler ist in Transbaikalien und im Amurgebiete systematisch in der Durchführung. Dabei verdankt man auch den herumschweifenden Burjäten Hinweise auf ungeahnte mineralische Bodenschätze, namentlich Kohle, Gold, Bergkristall und Asbest. Die Zahl der russischen Auswanderer nach Sibirien, Transbaikalien und das Amurgebiet ist in der Zeit von Januar bis August 1909 auf beinahe 700 000 Haushaltungsvorstände gestiegen, und man rechnet bestimmt, daß die Rückwanderung sich von jetzt ab weit unter 10 % halten wird. Ein volles Sechstel der Auswanderer fällt neuerdings auf das entlegene Amurgebiet.

Denn der Beschluß der Duma, die neue Amur-Eisenbahn mit aller Kraft in Bau zu nehmen und bis 1912 zu vollenden, könnte gar nicht ausgeführt werden, wenn man nicht in den dorthin verpflanzten Bauern die nötigen Arbeitskräfte für die Erdarbeiten in Bereitschaft stellte. Aus politischen Gründen ist dort die Niederlassung von Chinesen, Koreanern und Japanern, auch wenn sie russische Untertanen sind, verboten worden. Man will eine rein russische Bevölkerung im Bahngebiete dieser so lange vernachlässigten Provinz haben.

Von dem Nordufer des Amurflusses wird sich die jetzt festgelegte Bahn durchgängig weit entfernt halten. Der breite Gürtel des den Kosaken angewiesenen Gebiets auf dem ganzen Nordufer des Amur wird südlich von der ostwärts gerichteten Bahnstrecke bleiben. Um bequemer nordwärts zu gelangen, wird auch die bereits bestehende nach dem Amur gerichtete Strecke von Karimskaja nach Stretensk nicht in ihrer ganzen Ausdehnung einbezogen in das neue Projekt, sondern es geht von einer Zwischenstation gleich nordwärts weg von dem eine direkte Verbindung darstellenden Chilka-Tale zum Kuenga-Fluß bis zur Wasserscheide des Lenafluß-Systems, das zum nördlichen Eismeer gerichtet ist, und des Amursystems. Nur durch eine Nebenbahn soll die verkehrsreiche alte Hauptstadt am Amur, das durch die schrecklichen Vorgänge von 1900 bekannt gewordene Blagowetschensk, mit der zweigleisigen Hauptstrecke in Verbindung gebracht werden. Die Kosten der Amur-Eisenbahn sind auf 455 Millionen Mark veranschlagt. Von Khabarowsk, ihrem Endpunkte aus, wird damit mittels der 765 Kilometer langen

Ussuri-Bahn eine neue direkte Schienenverbindung mit Wladiwostok hergestellt sein. Da man sich aber mit dem Plane trägt, nördlich dieses Hafens in der Olga-Bucht eine neue Flottenstation am Japanischen Meere zu begründen, so wird eine Abzweigung der Ussuri-Bahn dorthin nur eine Frage der Zeit sein.

Ueber die große strategische Bedeutung dieser so weit nach Norden abgelenkten Amur-Eisenbahn kann kein Zweifel bestehen. Aber auch für die kommerzielle Entwicklung des nach dem Frieden von Portsmouth wiederhergestellten „Amurgebiets", das auch die den Russen verbliebene Hälfte der Insel Sachalin umfaßt, wird eine neue Epoche beginnen. Die zur Untersuchung der Boden- und Meeresschätze entsandten Expeditionen sind voll des Rühmens der dort zu erwartenden Reichtümer. Für den durchgehenden Personenverkehr nach China, Korea und Japan wird aber die südlichere Strecke durch die Mandschurei auch in Zukunft allein in Betracht kommen. Daran ist garnicht zu denken, daß Rußland, wie vielfach behauptet wird, die ihm verbliebene ostchinesische Bahn mit ihrer kurzen Fortsetzung von Charbin nach Kuantschentse an Japan verkaufen sollte. Die japanischen Verhandlungen mit China und Rußland, von denen im August d. J. verlautete, betreffen nur die Sicherung eines guten Anschlußverkehrs nach Mukden und von dort nach Port Arthur bezw. Tairen (Dalni) und durch Korea nach Fusan. Die Japaner hoffen, den Personenverkehr nach ihrem Lande von Wladiwostok ablenken zu können, sobald sie den Umbau der vielumstrittenen Strecke von Mukden nach Antung (der von ihnen sogenannten Ampo-Bahn) vollendet und die große Brücke über den Yalufluß, die den Schiffsverkehr nicht stören soll, gebaut haben. Denn dann wird die Fahrt von Tokyo nach Mukden nur 70 Stunden dauern, und man wird auf diesem Wege schneller nach Europa gelangen können als jetzt über Wladiwostok. Dabei wird es für die meisten Reisenden noch besonders ins Gewicht fallen, daß die Seefahrt mit ihren Fährnissen von Shimonoseki nach Fusan nur 8—10 Stunden dauert, von Tsuruga nach Wladiwostok aber 40—44 Stunden. Mukden, das Zentrum der großen Schlachtfelder von 1904—5, als Kreuzungspunkt zweier Bahnen, von denen die eine bei Port Arthur, die andere vor den Toren des eigentlichen Japans, bei Fusan, das Meer erreicht, bedeutet in den Händen Japans eine Basis für kriegerische Vorstöße nach Charbin, mit der Rußland von jetzt an rechnen muß, so lange es im Besitz der ostchinesischen Bahn bleibt, d. h. mindestens für die nächsten 33 Jahre.

Die starken Truppenanhäufungen in und um Wladiwostok und längs der transbaikalischen Bahn erklären sich aus der geänderten Situation. Mehr und mehr werden aber auch die Ansiedler in diesen östlichen Teilen Russisch-Asiens für die Zwecke der Landesverteidigung in Betracht kommen. Das Privileg der Dienstbefreiung für die dorthin übergesiedelten jungen Leute und den Nachwuchs ist bereits aufgehoben. Auch die Freihafenstellung Wladiwostoks ist gefallen, um zu verhindern, daß das dem Russentum zu erschließende Neuland wirtschaftlich nach Japan hin gravitiert. Mit Zuversicht weisen patriotische Russen auf die Kraftansammlung hin, die allein durch die Menschenverschiebung und die Bahnverbesserung innerhalb des nächsten Jahrzehnts zu erwarten ist. Das hat aber bereits die Rückwirkung gehabt, daß von Japan aus die Ansiedlung von japanischen Ackerbauern in Nordkorea und der Südmandschurei aufs eifrigste gefördert wird. Die Eastern Colonisation Co. wird von der Regierung offen und geheim mit allen Mitteln unterstützt: ihr wird auch die Beschränkung der Auswanderung nach Hawai, den Vereinigten Staaten und Kanada dienstbar gemacht, die zunächst als ein Entgegenkommen angesichts der Stimmung jenseit des Großen Ozeans erscheint. Denn noch besteht in Japan die Auswanderungsfreiheit nicht, wie sie im 19. Jahrhundert in den europäischen Kulturländern sich durchsetzte, wie ja auch Rußland keinen seiner Untertanen ohne teuren Auslandspaß über die Grenze läßt.

Der Russisch-Japanische Krieg hat also die Folge gehabt, daß auf beiden Seiten die ostasiatischen Nachbargebiete höher bewertet, wirtschaftlich entwickelt und durch Bahnbauten und Ansiedlungen in bessere Bereitschaft gesetzt werden für einen zukünftigen feindlichen Zusammenstoß in den vor einigen Jahren vom Krieg erfüllten Zwischenlanden. Sich dabei Chinas wohlwollende Neutralität zu erhalten wie 1904—5 ist das Interesse beider Teile. Japan hat dafür das Oedland an der koreanisch-mandschurischen Grenze, das doch zur Hälfte Korea hätte zufallen sollen, vollständig dem Reiche der Mitte überlassen und sich mit der Erlaubnis zum Ausbau der militärischen Notbahn von Antung nach Mukden zu einer Vollbahn begnügt. Rußland kommt dem Wunsche Chinas nach, eine von Peking über Kalgan durch die Mongolei bis Maimadschin zu erbauende Bahn durch einen entgegenkommenden Bau anzuschließen an die Umgehungsbahn im Süden des Baikalsees. Damit käme Nordchina in eine von Japan unabhängige Eisenbahnverbindung mit Europa, und dem Weltverkehr öffnete sich eine neue Abkürzung

des Weges nach dem auch bald ganz von Bahnen durchzogenen Reich der Mitte.

Erwägt man, daß das Russische Reich für die Neu- und Umbauten quer durch den asiatischen Kontinent und von Omsk nach Semipalatinsk in den nächsten Jahren nicht weniger als eine Milliarde Mark aufwenden will und daß sich große Aufwendungen für Besiedlungszwecke dauernd daran knüpfen werden, so erkennt man, in welchem Maße die Kräfte des Riesenreichs durch die neue Entwicklung nach Osten hin gebunden werden. Steht doch bereits im Ausgabebudget für 1909 das Verkehrsministerium weitaus voran mit 570,9 Millionen Rubel, beinahe 100 Millionen mehr als 1906. Für die weitere Umgestaltung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, für die der Minister des Auswärtigen Iswolsky den russischen Gesichtspunkt in den Vordergrund rücken wollte, ist diese Ablenkung nach Ostasien ein beruhigendes Moment, mit dem die europäischen Mächte rechnen können. Aber auch für die russische Politik in Persien kommt es stark in Betracht, daß Rußland im fernen Osten an neue Aufgaben herangetreten ist und daß Japan nicht versäumen wird, die für die Zukunft notwendigen Gegenmaßregeln zu treffen. Schon in der allgemeinen Friedenszuversicht, die in diesem Sommer über Europa gekommen ist, genießen wir zum Teil die Rückwirkung der „kulturellen" Fortentwicklung in Nord- und Ostasien, die vor drei Jahren begonnen hat.

---

# Die Entstehungsgeschichte von Schillers Gedicht: „Die Künstler“.

Von

**Dr. Philipp Simon.**

## I.

Mit kühlem Blick und scharfen Worten spricht Schiller in einem Brief an Körner vom 22. September 1787, also genau zwei Monate nach seiner Flucht aus Dresden, von jenen beiden Jahren überschwenglicher Freundschaft, die das „Lied an die Freude“ geboren hatte: „Soviel siehst Du ein, daß seither — welches von uns allen gilt — wenig gehandelt und viel geschwelgt worden ist. Auf diese Weise kann es nicht anders kommen. Wären die Zeiten, wo wir nichts taten, unsere glücklichsten gewesen, so möchte es allenfalls noch hingehen; aber unsere glücklichsten, wie ich mich erinnere, waren die, wo wir beschäftigt waren. . . Wenn wir jetzt anfangen, nach Einsicht des Besseren zu handeln, so können wir sagen, die vergangene Zeit sei eine unvermeidliche Epoche gewesen, diese Revolution aus unserm Verstande herauszuentwickeln und vorzubereiten. Tun wir es nicht, so hat uns diese Epoche an unserm Wesen geschadet, und wir sind wirklich kleiner geworden.“ Bei aller Schwärmerei hatte also der Mangel an befriedigender Tätigkeit den wahren Genuß der Freundschaft in Schillers Sinn vereitelt. Ihm fehlte der feste Boden unter den Füßen im Schaffen und im Leben, und das vertrieb ihn aus Dresden. Noch 1790 schreibt Huber, als er Goethes Tasso gelesen hatte: „Tasso lebt zwiefach für uns, in Rousseau und in noch jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick an, da Tasso nach Rom will.“ In unmittelbarer Nähe der Riesen von Weimar suchte er das glückliche Selbstgefühl seines Wesens rein und vollständig wieder-

zugewinnen. Er wollte den Eindruck kennen lernen, den sein Genius auf den Geist mehrerer entschieden großer Menschen machte, und nach diesem ein Urteil über sich selbst finden. Wirklich gelangte er nach mancherlei Enttäuschungen zu einer richtigen Selbstschätzung, und nun konnte ihn keine Arbeit, keine feige Furcht vor dem Ungewöhnlichen mehr abhalten, nach dem höchsten Genuß eines denkenden Geistes: Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens zu streben (28. 8. 87 an Huber).

Jetzt erfolgt sein „Abfall zur Geschichte". Schon am Ostersonnabend 1786 hatte er es bitter empfunden, daß er noch so erstaunlich viel lernen müsse, um zu ernten. „Im besten Erdreich wird der Dornstrauch keine Pfirsiche tragen, aber ebensowenig kann der Pfirsichbaum in einer leeren Erde gedeihen. Unsere Seelen sind nur Destillationsgefäße, aber Elemente müssen ihnen Stoff zutragen, um in vollen, saftigen Blättern ihn auszuschwellen. . . . Täglich wird mir die Geschichte teurer." Er wünscht, zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert zu haben, und glaubt, er würde dann ein ganz anderer Kerl geworden sein. So schlägt er auch dem Freunde in demselben Schreiben vor, in der Fortsetzung ihrer philosophischen Briefe das Thema aufs Tapet zu bringen, welche Tätigkeit die vorzüglichere sei, politische oder idealische, bürgerliche oder gelehrte. In Dresden wird nun ebensowenig aus dem Studium, wie aus der geplanten Fortsetzung der Briefe, und die Arbeit an Don Karlos geht nur stockend vorwärts. Der erste Mai findet ihn in einer verzweifelten Stimmung. — „Ich bin jetzt fast untätig. Warum? wird mir schwer zu sagen. Ich bin mürrisch und sehr unzufrieden. Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammengezogen, und die Lichter meiner Phantasie sind ausgelöscht. Sonderbar, fast jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Revolution, einem Entschlusse um einen Schritt mehr, den ich beinahe als ausgemacht vorhersehe. Ich bedarf einer Krisis. Die Natur bereitet eine Zerstörung, um neu zu gebären." Ähnliche Klagen erklingen noch in den letzten Tagen des scheidenden Jahres. Immer noch fehlt der Pulsschlag der Empfindungen, wissentlich muß er sich übereilen. Hier und da ein Funke unter der Asche, und das ist alles. Dazu gestalten ihm drückende Schulden manche Stunden seiner besten Lebenszeit zu wahren Marterstunden, die ihm jedes Schaffen vollends unmöglich machen. „Wäre mein Metier durch Fleiß, durch Handarbeit, durch Hunger zu erzwingen, Sie würden bezahlt werden, heißt es am

1. August 1787 an Henriette von Wolzogen, „aber meine Arbeiten wollen Abwartung, Heiterkeit des Geistes, und kann man dieser befehlen? Kann ich bei den vielen Sorgen, die mich bestürmen, diese Seelenruhe erhalten, bei welcher allein ich etwas in meinem Fache leisten kann?" Für das Werk dreijähriger Anstrengung, den Don Karlos, wurde der Dichter mit Unlust belohnt, der Menschenfeind rückte nicht, und daß der ewig hingezogene und breitgetretene Geisterseher, diese „bezahlte Schmiererei", bei der er sich eines sündlichen Zeitaufwands ständig bewußt war, schlecht würde, versichert er an mehr als einer Stelle. Reine Freude klingt scheinbar erst aus seinen Worten, als er am 18. August Körner von seiner Arbeit an der Geschichte melden kann. Er hat den Geisterseher weggelegt und arbeitet mit Lust an der niederländischen Rebellion, seinem Debut in der Geschichte, das etwas recht Lesbares werden soll. In Weimar beglückwünschten ihn alle zu diesem Schritt, und am Ende war er selbst „ein solcher Narr, es für vernünftig zu halten". Wenigstens kann er versichern, ungemein viel Genuß bei der Arbeit zu haben, wobei ihn auch die Idee von etwas Solidem sehr unterstützt; „denn bisher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat."

Ganz wohl war es ihm bei dieser Beschäftigung aber doch nicht ums Herz. Schon die gezwungene Ausdrucksweise und die Verklausulierung dieses Briefes weisen hin auf das Gewaltsame des Entschlusses. Männliche Selbstbeherrschung und die Notwendigkeit einer zweckmäßigen Richtung seines Geistes, die er Huber am 16. September warm empfiehlt, waren eben auch für ihn die ausschlaggebenden Momente gewesen. Mit schweren Vorwürfen überschüttet der bestürzte Körner zu Anfang des Jahres 1788 den Abtrünnigen: „Wieviel fehlt noch, so schämst Du Dich, bloß zur Kurzweil anderer Menschen zu existieren und wagst es kaum, einem Brotbäcker unter die Augen zu treten. Also keine Spur mehr von jenen Ideen über Dichterwert und Dichterberuf, über die wir längst einverstanden waren? Willst Du Dich selbst zum Handlanger für die niedrigen Bedürfnisse gemeiner Menschen herabwürdigen, wenn Du berufen bist, über Geister zu herrschen?" Das wollte Schiller nun gewiß nicht, vorläufig aber gibt er scharf und kalt sich und dem besorgten Freund von der Dringlichkeit dieses Schrittes wohlgegliederte Rechenschaft in neun Punkten, deren erster unzweideutig anhebt: „Ich muß von Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt."

Wenn ihn somit der Drang nach Begründung einer sicheren Existenz unter die Last von Folianten und staubigen Autoren zwingt, regt sich daneben bei jedem freien Atemzug der Genius. Nicht in dichterischen Schöpfungen, sondern vorerst im sehnsüchtigen Wunsch nach Raum und Betätigung. In demselben Brief, wo er die Geschichte in Schutz nimmt und bitter von der Frivolität einer Tragödie spricht, muß er gestehen, daß er sich selbst ein fremdes Wesen geworden ist und daß ihm seine Arbeiten wenig Zeit lassen, seinem inneren Ideengang zu folgen. Der heterogene, fremde und oft undankbare Stoff ermattet ihn. Er soll ihm Leben und Blüte geben, ohne die nötige Begeisterung von ihm zu erhalten. Während er die Geschichte unter seiner Feder werden sieht, was sie nicht war, weiß er schon am 12. Februar, daß er nicht lange im Maschinengange eines soliden Geschäfts verharren kann, während ihm „schwant“, daß er am Ende dem Publizisten näher ist als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles, dankt er dem Himmel für jede poetische Zeile, die er gemacht hat. In gleicher Weise auch für die, welche er noch macht. Noch am 6. März weiß er sich nicht genug zu tun mit seiner Zufriedenheit im neuen Fach. Mit jedem Schritt gewinnt er an Ideen, und seine Seele wird weiter mit ihrer Welt. Aber schon elf Tage später hat er sich aus dem Schulstaub seines Geschichtswerks auf etliche Tage losgerüttelt und ins Gebiet der Dichtkunst hineingeschwungen. Mit Befriedigung hat er die Entdeckung gemacht, daß ungeachtet der bisherigen Vernachlässigung die Muse noch nicht mit ihm schmolle, und stolz legt er die auf Wielands Drängen „in der Angst“ verfaßten „Götter Griechenlands“ dem Dresdener Freunde vor. Der Abfall zur Geschichte wird zum Ueberfluß nochmals entschuldigt und auf das richtige Maß zurückgeführt: „Kein Fach taugt so gut dazu, meine ökonomische Schriftstellerei darauf zu gründen, sowie auch eine gewisse Art von Reputation; denn es gibt auch einen ökonomischen Ruhm. Uebrigens denke ja nicht, als ob es mir jemals im Ernst einfallen könnte, mich in diesem Fache zu begraben, oder ihm in meiner Neigung diejenige Stelle einzuräumen, die es, wie billig, in meiner Zeit hat.“

Die Götter Griechenlands sind nun in mehrfacher Hinsicht Vorläufer der Künstler. Beide Dichtungen sind unter Wielands unmittelbarem Einfluß entstanden; der erste Lenz der Menschheit, dem in den Künstlern ein zweiter folgt, bildet hier den alleinigen Gegenstand, und das Gedicht selbst wie die bald erfolgenden Angriffe

des Grafen Stolberg klärten in Schiller die Lehre Lessings und Moritz' zur Ueberzeugung, daß „jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. keiner anderen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist". Dies ist der wichtigste Fortschritt über die ästhetischen Anschauungen seiner Jugend hinaus. Dazu klingen in der Urform der Götter Griechenlands wichtige Motive der Künstler vor:

Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Notwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.

Den Künstlern wird später mit stärkstem Nachdruck der Ruhmestitel zugesprochen, daß sie uns die „unerweichte Parze im Brautgewande zuführten", daß um den bittern Kelch des Todes „der Freude Götter lustig scherzen", und die ganze Strophenkette, die auf Wielands Zureden bei dem „jüngsten Gericht" entstand, gipfelt in dem Preis der Kunst, die den Menschen gelehrt habe, in Schönheit zu leben und in Schönheit zu sterben:

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestützt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Notwendigkeit.

Vor allem aber — und das erscheint als das Wichtigste — bereitet die ursprüngliche letzte Strophe der Götter Griechenlands vor auf die Allegorie von der himmlischen und irdischen Venus, den Ausgangspunkt und das Endziel der Künstler:

Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.

In das holde Blütenalter der Natur, das ihm bei Ausgang des Winters die Kunst von ferne gezeigt hatte, führten nun Schiller bald die Liebe und der Lenz wirklich ein. Um eben diese Zeit schreibt er die ersten Briefe an Lotte von Lengefeld. Rousseausche Schwärmerei für Natur und Einsamkeit schlang das erste Band. „Sie haben mir selbst einmal gesagt, daß eine ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schöner Natur Ihre Wünsche ausfüllen könnte. Hier wäre schon eine wesentliche Uebereinstimmung zwischen

uns. Ich kenne kein höheres Glück. Mein Ideal vom Lebensgenuß kann sich mit keinem andern vertragen" (an Lotte, 11. 4. 88). Die Schwestern Lengefeld waren warme Verehrerinnen Rousseauscher Dichtung. Wir wissen durch Karoline, daß Goethe und Rousseau ihre Hausgötter in Rudolstadt waren, daß sie sich nur mit Schmerzen getrennt hatten von den reizenden Ufern des Genfer Sees, wo ihr jugendlich fühlendes Herz das freundliche Vevey am Fuße der Alpen im Zauberduft der Rousseauschen Dichtung noch vor drei Jahren erblickt hatte. In ihrem kleinen Tale bei Rudolstadt lebten sie in wehmütiger Erinnerung nach dem Genfer See, doppelt altmodisch und traurig erschien ihnen die gesellige Umgebung, und die Herzenswunde, die Lotte noch im Herzen trug, erhöhte die Melancholie der Stimmung. — Im Hause Lengefeld begann nun für Schiller ein neues Leben. Im freien, freundschaftlichen Umgang wollte er auf die empfänglichen Seelen wirken und teilte ihnen von Kunst, Poesie und philosophischen Ansichten das mit, was ihnen frommen könnte. Es wäre nun an sich schon unwahrscheinlich, wenn in diesen Gesprächen nicht Rousseau oft das Thema gewesen wäre, Rousseau, in dessen Bann die jugendlichen Zuhörerinnen noch völlig standen und dessen Anschauungen Schiller schon lange weiterzubilden strebte. Glücklicherweise läßt es sich aber auch beweisen, daß Schiller den Gedankengehalt der Künstler, das Gefäß für seine Ideen von Kunst und Poesie aus jener Zeit, mit Rousseau in Verbindung gebracht hat. Setzt er doch noch im Jahre 1795, als in den Horen die „Briefe über ästhetische Erziehung" erschienen, in denen nach seiner eigenen wiederholten Versicherung (an Körner, 10. 12. 93; 3. 2. 94) die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt waren und in denen scharf gegen Rousseau gefochten wird, als Motto eine Stelle aus dem 7. Brief des 3. Teils der „Neuen Heloise" voran: Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit. In diesem selben Roman aber ist die Hauptidee der Künstler, die Verhüllung der Wahrheit und vor allem der Sittlichkeit in die Schönheit, mehrfach und zwar einseitiger, ausgesprochen. Im 12. Brief des 1. Teils verweist St. Preux seine Schülerin von den Büchern weg zu ihrem eigenen Herzen, der reinen Quelle des Guten: J'ai toujours cru que le bon n'était que le beau mis en action, que l'un tenait intimement à l'autre, et qu'ils avaient tous deux une source commune dans la nature bien ordonnée. Il suit de cette idée que le goût se perfectionne par les mêmes moyens que la

sagesse et qu'une âme bien touchée des charmes de la vertu doit à proportion être aussi sensible à tous les autres genres de beautés. Im 18. Brief des 3. Teils hat diese Lehre Wurzel gefaßt und Frucht getragen im Herzen der neuvermählten Frau v. Wolmar, wenn sie gesteht: de la considération de l'ordre je tire la beauté de la vertu . . . Enfin, que le caractère et l'amour du beau soient empreints par la nature au fond de mon âme, j'aurai ma règle aussi longtemps qu'ils ne seront point défigurés. Und als wesentlichen Teil ihres Glaubens bekennt sie im Verlaut desselben Briefes: Un incrédule, d'ailleurs heureusement né, se livre aux vertus qu'il aime; il fait le bien par goût et non par choix:

> Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
> Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
> Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
> Das matte Blüten langsam treibt.

Eine neue Anregung zur Gestaltung dieser Idee, die Schiller und Wieland durch Shaftesburys moral grace wohl schon geläufig war, können die Rudolstädter Tage auf diesem Wege immerhin gegeben haben. Aber wenn auch Rousseau in seinem Roman die bei Schiller so fruchtbar gewordenen Ideen niederlegte, so widersprach doch seine Theorie, die Stellung dieses Apostels der Paradoxie zu Kunst und Wissenschaft, ganz und gar den weittragenden Folgerungen seines ehemaligen Schülers, der sich schon lange von dem Meister befreit hatte mit Hilfe Lessings, Mendelssohns, Wielands und anderer, die auf der langen Bauerbacher Bücherliste vom 9. Dezember 1782 stehen. Schiller nimmt sogar in diesem selben Jahre 1788 mehrfach die Gelegenheit wahr, seine verminderte Hochachtung vor dem Abgott seiner Jugend offen auszusprechen. Schon am 12. Februar hatte sich ihm nach der Lektüre des Lebens Diderots die Bemerkung aufgedrängt, daß das Wenige, was diese Biographie aufbewahre, ein großer Schatz von Wahrheit und simpler Größe sei und ihm werter, als was wir von Rousseau haben. Im Juli las er dann in seinem Rezensionsexemplar von Goldonis Leben, wie dieser mit seinem Bourru bienfaisant Rousseau besucht, wie er ihn beim Notenabschreiben getroffen und die Bemerkung zu hören bekommen habe, diese Beschäftigung sei zweckmäßiger als das Komödienschreiben. So heftig nun auch der jugendliche Dichter vor acht oder neun Jahren wie Rousseau mit der Feder in der Hand gegen das tintenkleckſende Säkulum gewettert hatte, so sehr mußte dem reifen-

den und mit Ernst um seinen innersten Beruf ringenden Künstler eine derartige Aeußerung wider den Strich gehen, und der Rezensent redet hier von anstößigem, widrigem Egoismus, der den großen philosophischen Dichter neben dem italienischen Komödienschreiber sehr klein erscheinen lasse.

Die Künstler erscheinen nun vollends als ein einziger großer Protest gegen alle Anklagen, die Rousseau je gegen Kunst und Wissenschaft erhoben hatte, besonders in jenem Discours sur les sciences et les arts aus dem Jahre 1750, der übrigens in seinen ersten Abschnitten interessante und charakteristische Uebereinstimmungen mit dem Gedicht aufweist. Die Preisschrift beginnt mit dem ironischen Preis des Kulturmenschen in seiner Pracht und Herrlichkeit: C'est un grand et beau spectacle de voir l'homme sortir en quelque manière du néant par ses propres efforts; dissiper par les lumières de sa raison les ténèbres dans lesquelles la nature l'avait enveloppé; s'élever au dessus de lui-même; s'élancer par l'esprit jusque dans les régions célestes; parcourir à pas de géant, ainsi que le soleil, la vaste étendue de l'univers; et, ce qui est encore plus grand et plus difficile, rentrer en soi pour y étudier l'homme et connaître sa nature, ses devoirs et sa fin. Toutes ces merveilles se sont renouvelées depuis peu de générations. Das Ziel der Preisschrift ist es nun, alle diese Segnungen der Kultur den Künsten und Wissenschaften zur Last zu legen; und so geht sie denn im selben Ton über zur Schilderung der Renaissance, des zweiten Lenzes der Menschheit: L'Europe était retombée dans la barbarie des premiers âges. Les peuples de cette partie du monde, aujourd'hui si éclairés, vivaient, il y a quelques siècles, dans un état pire que l'ignorance . . . . Ce fut le stupide musulman, ce fut l'éternel fléau des lettres qui les fit renaître parmi nous. La chute du trône de Constantin poraa dans l'Italie les débris de l'ancienne Grèce . . . Bientôt les sciences suivirent les muses . . . et l'on commença à sentir le principal avantage du commerce des muses, celui de rendre les hommes plus sociables en leur inspirant le désir de se plaire les uns aux autres par des ouvrages dignes de leur approbation mutuelle. Von hier aus müssen sich die Wege Rousseaus und Schillers notgedrungen trennen, da sie entgegengesetzte Ziele verfolgen, wie ähnlich aber und zugleich innerlich wie bezeichnend verschieden sind der Anfang der Rousseauschen Preis- und Streitschrift und der neue

Anfang der Künstler, die „zwölf Verse lange Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit!“ Heiligen Ernstes voll erscheint ebenso neben Rousseau Schillers Darstellung desselben historischen Augenblicks, der Renaissance:

> Vertrieben von Barbarenheeren,
> Entrisset ihr den letzten Opferbrand
> Des Orients entheiligten Altären,
> Und brachtet ihn dem Abendland.
> Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
> Der junge Tag, im Westen neu empor,
> Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
> Verjüngte Blüten Joniens hervor.

Rousseau kann im nächsten Satz Künste und Wissenschaften hinstellen als die gefährlichsten Helfer der Tyrannen: **Tandis que le gouvernement et les lois pourvoient à la sureté et au bien-être des hommes assemblés, les sciences, les lettres et les arts, moins despotiques et plus puissants peut-être, étendent des guirlandes de fleurs sur les chaînes de fer dont ils sont chargés, étouffent en eux le sentiment de cette liberté originelle pour laquelle ils semblaient être nés, leur font aimer leur esclavage, et en forment ce qu'on appelle des peuples policés.** Für Schiller sind die Kunst und ihre Jünger die wahren Befreier im Leben und im Tode:

> Daß der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt,
> Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
> . . . . . .
> Daß um den Kelch, worin uns Freiheit rinnt,
> Der Freude Götter lustig scherzen,
> Der holde Traum sich lieblich spinnt,
> Dafür seid liebevoll umfangen.

Auch die zweite größere poetische Arbeit dieses Sommers, „Der versöhnte Menschenfeind“, steht in einem bestimmten Verhältnis zu Rousseau. Daß auch hier das Ziel der Handlung weit von Rousseau entfernt sein sollte, besagt schon der Titel. Wie eigentümlich der Held, der zugleich sich ganz von Rousseauschen Anschauungen nährt, von Schillerscher Sehnsucht nach Vervollkommnung zu innerer und äußerer Harmonie, zur Schönheit, erfüllt ist, lehrt die 7. Szene, der Kern des Fragments: „Mensch! Herrliche, hohe Erscheinung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet gingst du aus seinen Händen!

Welche Wohllaute schliefen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel zerstörte! Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maß der Vollendung — du allein stehst unreif und mißgestaltet in dem untadeligen Plan . . . . Sei vollkommen! Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen — rufe sie heraus durch deine Vortrefflichkeit! Fehlte je der schöne Lichtstrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Anmut auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Busen floß? . . . . Lehre mich deine Genügsamkeit, deinen ruhigen Gleichmut, Natur! — Treu wie du habe ich an der Schönheit gehangen . . . laß mich die heilige Pflicht meines Daseins in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige Schönheit, entrichten." — Also auch hier ist Wahrheit und Sittlichkeit verhüllt in die Schönheit, und auch in Huttens Seele lebt die Ueberzeugung der Vereinigung der Schwestern im Schoß der großen Mutter, der ewigen Schönheit, der Venus Urania.

Zur lyrischen Gestaltung all der Ideen, die sich um des Dichters eigenste Herzensangelegenheit, die Ueberzeugung von seinem Künstlerberuf, als um ihren Mittelpunkt sammelten, ermutigte das neue Leben in der blühenden Natur. Vor seiner Ankunft vergleicht sich Schiller mit Orest, den die Furien jagen. Er sucht in dieser schönen Gegend den Hain der Diana und wohltätige Göttinnen zum Schutz vor den Unterirdischen. Im Frühlingsmond 1788 war er dann eingezogen in seine Wohnung in Volkstädt, eine halbe Stunde von der Stadt. Die Schwestern Lengefeld hatten sie ihm mit Liebe ausgesucht. „Das Haus lag frei vor dem Dorfe," erzählt Karoline, „und aus seinem Zimmer übersah er die Ufer der Saale, die sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt. Die gegenüber am jenseitigen Ufer sich erhebenden waldigen Berge, an deren Fuß freundliche Dörfer liegen, und das hoch und schön gelegene Schloß von Rudolstadt an der andern Seite geben diesem Platz den Reiz der Mannigfaltigkeit, zugleich der Einsamkeit, aus der man nur anmutige Gegenstände überschaut." Es war ein rechter Ort zum Denken und zum Dichten, und der freie, freundschaftliche Umgang mit empfänglichen Menschen brachte bald eine harmonische, milde Gemütsstimmung in Schiller hervor. Beim Geben und Nehmen wurde er „ruhiger und klarer, seine Erscheinung wie sein Wesen anmutiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter." Ein

Blumen- und Fruchtgewinde nennt Karoline das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden. „Man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reineren, leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zumute.“ Hier also stellte sich bei Schiller das schmerzlich vermißte freie Spiel der Seele wieder ein, er fand sich selbst wieder und seinen Genius. Bis zum Anfang des Juli arbeitet er noch an seiner Geschichte, dann fing er an, dieser Arbeit satt zu werden. Es sei doch keine Beschäftigung für die schöne Jahreszeit. Dafür meldete sich die poetische Stimmung. Bei der Rückkehr von einer ländlichen Kirmes, an der er den 2. Juli mit den Freundinnen teilgenommen hatte, fiel es ihm ein, einen Spaziergang zu machen. „Da habe ich mich denn auf meinen Bergen herumgetrieben .... Ich hatte bei dieser Gelegenheit einige glückliche dichterische Augenblicke, wofür ich Ihnen danken muß, denn sie waren gewiß nur ein Nachhall des Vergnügens, das mir Ihr Umgang gestern gegeben hat.“ (An Lotte 3. 7. 88.) Die Tochter seiner Wirtsleute, die nachmalige Rechnungsrätin Hoffmann, sprach noch in den spätesten Jahren ihres Lebens von diesem Herumstreifen des rätselhaften Fremden in den Bergen, besonders bei Gewittern, wo denn der sorgliche Hauswirt mit der Laterne ausging, ihn zu suchen: „Bei Gewittern litt es Schiller nicht in der Enge des Hauses. Er schweifte hinaus in Feld und Flur, von den Gipfeln der Berge diese großartigen Naturerscheinungen, welche hier in den Bergen doppelt erhaben, zu bewundern, indem sie ihn über alle Maßen affizierten und geistig aufregten.“*) Ein solcher dichterischer Augenblick schenkte ihm vielleicht die ursprüngliche erste Strophe der Künstler, die jetzt die Macht des Gesanges einleitet:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht.

*) Julius Eberwein, Schillers Liebe und Verhältnis zu Rudolstadt. Erinnerungen an seinem fünfzigjährigen Grabe. Rudolstadt 1855. Abgedruckt bei Julius Petersen, Schillers Persönlichkeit. Weimar 1908.

So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

In dieser starken Harmonie von Lenz und Liebe mußte selbst ein schriller Mißton der Sache der Poesie dienen. Im August erschienen Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands". Dieser Fehdebrief eines Lieblingsdichters ihrer Jugend tat den Rudolstädterinnen sehr weh, und Schiller war nach Karolinens Zeugnis empfindlich bewegt. Der alte Wieland spielte den Scharfmacher. Er freute sich auf eine Entgegnung des temperamentvollen Dichters im Teutschen Merkur. „Mir ist lieb", schreibt er am 15. September, „daß Sie den platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln unwürdige Querelen über Ihre griechischen Götter ein wenig heimschicken wollen." Den Gefallen tat ihm nun Schiller nicht, aber durch die Hauptthesen Stolbergs wurden seine eigenen Ueberzeugungen geklärt und gefestigt und erhielten eine hervorragende Stelle in den Künstlern. Stolberg hatte geschrieben: „Auch die Poesie kommt von Gott! dürfen wir kühn sagen; aber nur ihr wahrer Gebrauch heiliget sie. Ihre Bestimmung ist, Wahrheit zu zeigen. Bald sie da zu erreichen, wo der Philosoph sie nicht fand, bald die dem Volk unsichtbare Göttin ins Gewand der Fiktion zu hüllen . . . . Ein Geist, welcher gegen Gott lästert, ist kein guter Geist. Ein Geist, welcher die Tugend verächtlich zu machen sucht, ist kein guter Geist. Ich sehe wohl das poetische Verdienst dieses Gedichtes ein, aber der wahren Poesie letzter Zweck ist nicht sie selbst." Schillers gründliche Abfertigung der Stolbergischen Sottise in dem Brief an Körner vom 25. Dezember 1788 schließt geradezu mit Versen aus der Urform der Künstler: „Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zwecke setzt aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle anderen Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er's will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben; da im Gegenteil der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sei, unstät flattert oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt. Hier entsinne ich mich einer Stelle aus einem ungedruckten Gedicht, die hierher paßt:

Der Freiheit freie Söhne (die Künstler)
Erhebet euch zur höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein.
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.

Wenn Schiller hier die Würde der Kunst und der Künstler vertritt vor dem Forum der Plattheit und Beschränktheit, so war es ihm an anderer Stelle darum zu tun, seine Zugehörigkeit zu den Auserwählten zu erweisen. Goethe war am 18. Juni aus Italien nach Weimar zurückgekehrt. Bis zur persönlichen Begegnung in Rudolstadt sind Schillers Briefe voll Unruhe und Erwartung. „Goethe ist jetzt bei Ihnen;" schreibt er am 7. Juli an Ridel, den Erzieher des Erbprinzen, „ich bin ungeduldig, ihn zu sehen. Wenige Sterbliche haben mich so interessiert. Wenn Sie mir wieder schreiben, liebster Freund, so bitte ich Sie, mir von Goethe viel zu schreiben. Sprechen Sie ihn, so sagen Sie ihm alles Schöne von meinetwegen, was sich sagen läßt." Er muß den Genuß der Iphigenie büßen mit der niederschlagenden Empfindung, nie etwas Aehnliches hervorbringen zu können, und will doch vor ihrem Dichter nicht als angehender Professor der Geschichte erscheinen, sondern vor ihn hintreten mit dem stolzen Bewußtsein: anch'io son pittore! Jetzt empfindet er mehr als je, daß die Geschichte viel Dichterkraft in ihm verdorben hat, daß seine Journalarbeiten ihn zu sehr auseinanderziehen, jetzt gesteht er Körner freiwillig (20. August), daß er noch nicht in dem Element schwimme, für das er eigentlich gehöre. Der Menschenfeind wird zurückgelegt, und die Malteser tauchen wieder auf, sind sie doch einer griechischen Manier fähig. Er liest fast nichts als Homer. Er braucht die Alten, um seinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei von der wahren Simplizität zu entfernen anfing. Sie sollen ihm vielleicht Klassizität geben. Die Begegnung mit Goethe am 6. September war nun zwar zum Teil eine Enttäuschung; es mußte ihm zweifelhaft werden, ob er mit dem fertigen Mann und Künstler unterwegs noch zusammenkommen werde, aber die große Idee von ihm war nicht vermindert und die eigene Wertschätzung auch nicht. Denn als er am 1. Oktober die Summe des verflossenen Sommers zieht, hören wir einen Mann sprechen, der seinen wahren Beruf erkannt hat und die ganze Kraft seines Wesens retten und genießen will. Drei Wochen später bereitet er den Freund vor auf sein neues Gedicht*), das diesen männlichen Vorsatz ebenso sicher ausspricht, wie die Worte in dem Brief vom 9. März 1789, der

*) Das „alte Versprechen" ist wohl in dem Brief an Körner vom 12. 6. 88 (Jonas 2, 78, Zeile 7–10) und in dem an Göschen vom 19. Juni (Jonas 2, 79) gegeben.

das gedruckte Kunstwerk wirklich begleitet: „Ich muß ganz Künstler sein können, oder ich will nicht mehr sein."

Wir haben versucht, die innere Entstehungsgeschichte der Künstler zu geben. Sie ist keineswegs lückenlos, sonst wäre sie bei dem völligen Mangel an unzweideutigen Hinweisen notwendig zum Roman geworden; aber die Hauptsache springt doch wohl klar heraus: Wie Goethe seine Dichtungen Bruchstücke einer großen Konfession nennt, so konnte Schiller mit Fug und Recht die Stücke, die ihm selbst lieb sind, Lotte gegenüber am 3. September 1788 bedeutsam als abgerissene Stücke seines Wesens bezeichnen. Und für diese Epoche ist das die Urform der Künstler in hohem Grade. Sie sind ein wichtiger Markstein auf dem Wege, auf dem Schiller sich zur freien Entfaltung seines Wesens durchgekämpft hat, ein in schweren Zeiten errungenes und in schönen Augenblicken gestaltetes Bekenntnis seines eigensten Berufes.

## II.

Wie sah nun die Urform aus, die Schiller am 12. Januar 1789 an Körner sandte? Schon am 9. November hatte er das Gedicht den Schwestern Lengefeld vorgelesen und spricht an seinem 30. Geburtstag seine helle Freude darüber aus, daß ihre Seele Empfindungen und Vorstellungen zugänglich und offen sei, die aus dem Innersten seines Wesens gegriffen seien. Also wieder betont er diese in jenem Sommer so stark hervortretende Empfindung. Auch Lottens Geburtstag am 22. November ist für ihn ein Tag der Weihe, der ihn in heiterer Stille sich selbst genießen läßt und in die Sphäre der Künstler führt. Am Abend sammelt er seine Seele und läßt die Ideen, die der schöne Rudolstädtische Sommer in ihm getrieben und zum Keimen gebracht hat, wie heraufbeschworene Geister vorbeiziehen: „Seit ich hier bin (in Weimar), war ich von Arbeiten, die mir noch gar nicht recht ans Herz wollen, gespannt und zusammengedrückt; dies war der erste Tag, wo ich mein Wesen wieder in einer lebendigen Bewegung fühlte. Ich überließ mich süßen dichterischen Träumen; alte erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf. Kurz, ich war in dem Zustand, wie es in den Künstlern heißt

— — in der schöneren Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt
Und gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt.

Nach einigem Abrunden, Ergänzen von Lücken und Wegstreichen von zwei ganzen Blättern an der Stelle, wo jetzt die 3. Strophe steht, erhält dann Körner das Gedicht am 12. Januar des neuen Jahres. Es ist nun ein Ding der Unmöglichkeit, aus der vielfach veränderten jetzigen Gestalt diese Urform wirklich und vollständig wiederherstellen zu wollen, gewiß aber fehlten die Strophengruppen 9—22 (auch hier mit Ausnahme von Str. 16; vgl. 16. 1. 89) und 26—28, die dem Gedicht ein ganz neues Gepräge geben. Auch die dazwischenliegenden Strophen 23—25, die Einführung der zweiten historischen Epoche, ist bei der ersten Umarbeitung „weit besser angefangen, mehr erweitert und durchaus verbessert." Der Grundbestandteil dieser letzten Gruppe muß mindestens Str. 25 gewesen sein, da ihr erster Vers von Körner aus der Urform angeführt wird. Sie muß in der Tat wenig bedeutsam gewesen sein, da Körner (30. 1. 89) schreiben kann: Die Stelle „Verscheucht von mörderischen Heeren" &c. ist eine der schönsten, aber man würde sie im Ganzen nicht vermissen. Wie wenn Du diesen Stoff, der hier wirklich nur berührt ist, zu einem besonderen Gedicht ausdehntest! . . . Oder wäre das Historische zur Einleitung zu brauchen, etwa zu der bewußten Brücke?" Die Brücke fehlte also auch noch. Sie wird von Schiller am 9. 2. 89 angekündigt: „Von da (dem neuen Anfang) mache ich den Uebergang zu der Kunst, die seine Wiege war, und der Hauptgedanke des Gedichts wird flüchtig antizipiert und hingeworfen." — Betrachten wir nun den Rest, der also der Urform am nächsten steht. Es sind Str. 1 (der Macht des Gesanges); 4; 5; 7; 16; 25; 29—31.*) —

So begann also das Gedicht mit dem von Körner verworfenen Anfang, der ihm nicht recht zu dem Tone des Ganzen zu passen schien. Es sei doch eigentlich ein verbrauchtes Bild — er spricht von dem Regenstrom aus Felsenrissen —, und zwar nicht von der edleren Wirkung der Kunst, die doch der Stoff des Gedichtes sei. Aber Schiller gefiel sie, weil sie rasch in die Materie einführe und doch nicht gleich das ganze Geheimnis verrate. Er komme so gleich

---

*) Nur diese Strophen sind ganz sicher aus Körners Notizen und Schillers Antworten zu belegen. Ob sie die jetzige Form gehabt haben, ist mehr als zweifelhaft; daß noch mindestens vier andere vorhanden waren, ist sicher; ebenso, daß die oben bezeichneten Strophen in der jetzigen Reihenfolge auf einander folgten. Denn Körners Einzelbemerkungen am 16. 1. 89 sind beim Lesen aufgeschrieben und beziehen sich der Reihe nach auf Str. 4, 5, 7, 16, 25. Der Schluß (29 – 31) ist nach Schillers Brief vom 9. 2. 89 ganz geblieben, wie er war.

sam durch eine Seitentür in die Peterskirche, in das Heiligtum der Kunst. Das Schwere bei diesem Gesang schien ihm die Brücke zu dem Uebrigen zu sein. Mit einem Sprung, der auch Körner sehr auffiel, ging es dann hinüber zum ersten Teil (Str. 4, 5, 7), der ganz von dem ersten Lenz handelte, mit dem das Erscheinen der Kunst in der moralischen Welt verglichen wurde (2. 2. 89). Schon die jetzige 4. Strophe brachte die spätere Hauptidee, die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck, und die nächste kleidete diesen Gedanken in die Allegorie von der irdischen und himmlischen Venus, die später durch das Ganze hindurchgehen und dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen sollte.*) Die 7. Strophe leitete bereits über zu den Jüngern der Kunst, deren Verherrlichung dann der Gegenstand von allem Folgenden war. Sie ließen (Str. 16) den ersten Klang vom Urbild des Schönen, der ewigen göttlichen Wahrheit, in der Natur ertönen, sie brachten auch (Str. 25) den zweiten Lenz der Menschheit zustande, das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften, die große Epoche, in die der Dichter sub specie aeternitatis sein eigenes Jahrhundert noch mit einschließen konnte. Der von Anfang an unveränderte Schluß ermahnt die Künstler, ihrem erhabenen Beruf treu zu bleiben. — Die Urform gestaltete also des Dichters eigenstes Erlebnis, wie wir es zu entwickeln versuchten, sie faßte den unbegreiflichen und unwiderstehlichen Drang der dichterischen Schöpferkraft in das Bild von den ewig unentdeckten Quellen des Regenstroms, sie pries im Gegensatz zu Rousseau mit Fiesko als die rechte Hand der Natur die Kunst, die bloße Geschöpfe erst zu Menschen macht, sie trat gegen den „gräflichen Salbader" in die Schranken und verkündigte mit flammender Begeisterung die selbständige Würde des Künstlers. Wie groß auch immer die ästhetischen Mängel dieser

*) Shaftesburys „all beauty is truth", sowie die Wolff-Baumgartensche Lehre, die in dem Schönen verworrene Erkenntnis, also eine Vorstufe der deutlichen Erkenntnis, sah, waren Schiller längst geläufig. (Vgl. Walzel, Säkularausgabe 11, XX; XXX.) Auf demselben Standpunkt steht im wesentlichen Mendelssohn, der in seinen „Briefen über die Empfindungen" die irdische Schönheit in ihrem Verhältnis zur himmlischen Vollkommenheit behandelt und im 5. Brief den Weltweisen davor warnt, diese himmlische Venus mit der irdischen, der Schönheit, zu verwechseln. Wenn nun auch Schiller diese Allegorie, die Hauptidee des Ganzen, aus dem ihm wohlvertrauten Buch sehr wahrscheinlich entnommen hat, so ist sie doch bei ihm mit wesentlich anderem Inhalt erfüllt. Bei Mendelssohn ist die Schönheit eine niedere Vollkommenheit, die irdische Venus eine niedere Göttin, bei Schiller sind die Venus Urania und die Venus Cypria zwei Erscheinungsformen derselben Gottheit.

ersten Gestaltung gewesen sein mögen, sie war doch ein Stück von Schillers Wesen und ein wirkliches Gedicht, keine Philosophie in Versen.

Jetzt erfolgten in kurzen Abständen die Umbildungen. Der Einfluß des abwesenden Körner war nur gering, er betraf den Fortfall der ursprünglichen Eingangsstrophe und Einzelheiten des Ausdrucks. „Ich weiß nicht, diese Ideen entwickeln sich ganz anders im Gespräche," schreibt Schiller am 9. Februar. So gab denn Wieland die einschneidendste und folgenreichste Kritik. Sein erstes Gespräch mit Schiller fand bald nach dem 2. Februar statt. Das Gedicht bekam den neuen Anfang, den Uebergang und ein Thema — eine Hauptidee. Die Stelle von der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften wurde verbessert und erweitert, um das ganz neue Glied, die Strophe 26—28, vorzubereiten. Ob auf Wielands Anregung die zwölf Verse lange Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit die schon berührte eigenartige Uebereinstimmung mit dem Anfang von Rousseaus Preisschrift bekommen hat, ist nicht nachweisbar, aber sehr leicht möglich. Schon als Professor in Erfurt hatte Wieland in seinen „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" den mit allen seinen Wunderlichkeiten „hochachtungswürdigen Sonderling" vielfach ad absurdum zu führen gesucht, wobei gerade die Ideen des Discours keine geringe Rolle spielen. Auch der schöne Gedanke der Schlußverse der Uebergangsstrophe (Str. 2) ist in verschiedenen Wendungen bei Wieland in seiner Schrift aus dem Jahre 1775: Ueber das Verhältnis des Angenehmen und Schönen zum Nützlichen, ausgesprochen. „Das Tier, das sich Mensch nennt", heißt es dort u. a., „und dies allein hat ein angeborenes Gefühl für Schönheit und Ordnung . . . und hat einen starken Hang zum Nachahmen und Schaffen . . . Das Nützliche, insofern man es dem Schönen und Angenehmen entgegensetzt, haben wir mit dem niedrigsten Vieh gemein, und wenn wir lieben und schätzen, was uns in diesem Verstande nützlich ist, tun wir nichts, als was das Oechslein und das Eselein auch tut . . . Das Schöne hingegen lieben wir aus einem inneren Vorzug unsrer Natur vor der bloß tierischen; denn unter allen Tieren ist der Mensch allein mit einem zarten Gefühl für Ordnung, Schönheit und Grazie begabt." Daß drittens nunmehr eine Allegorie durch das Ganze hindurchging und dem Gedicht Halt und Einheit gab, war wieder sehr nach dem Geschmack Wielands, der in der Vorrede zum 1. Teil von Dschinnistan die Allegorie als die

älteste Hülle der Poesie erklärt hatte. Wie sehr schließlich die neue Strophengruppe ganz aus Wielands Anschauung heraus entstanden ist, hat Schiller selbst eingehend in seinem Brief vom 9. Februar dem Freunde auseinandergesetzt. Schiller war übrigens nicht der erste, der die Strafpredigt über zu niedrige Einschätzung der Kunst neben den Wissenschaften über sich ergehen lassen mußte. Der eben erwähnte Aufsatz aus dem Jahre 1775 knüpft an die Besprechung einer Stelle aus Balzacs Briefen an, die den Homer und Virgil dem Corpus iuris nachzusetzen schien. Wieland fand hierbei anzumerken, „daß Balzac den Pedanten, welche die Günstlinge der Musen und ihre Werke mit gerümpfter Nase ansehen, zuviel einräumt, wenn er die Homere und Virgile bloß unter die ergötzenden Schriftsteller rechnet. Das weisere Altertum dachte hierüber anders, und Horaz behauptet mit gutem Grunde, daß mehr praktische Philosophie vom Homer zu lernen sei, als vom Krantor und Chrysippus." Er führt weiter aus, daß der Mensch „desto vollkommener, desto mehr Mensch ist, je ausgebreiteter und inniger seine Liebe zum Schönen ist . . . . Eben darum ist's auch bloß das Schöne, in Künsten sowohl als in Lebensart und Sitten, was den geselligen, entwickelten und verfeinerten Menschen von dem Wilden und Barbaren unterscheidet; ja, alle Künste ohne Ausnahme und die Wissenschaften selbst haben ihr Wachstum beinahe allein dieser dem Menschen eingepflanzten Liebe zum Schönen und Vollkommenen zu danken." — So war denn das erste neue Glied durch Wieland in das Gedicht gekommen. Körner bekam zwar die Stelle vorläufig nicht zu sehen, aber gegen Wielands Ausstellungen hatte er schwere Bedenken. „Daß Du die Kunst der wissenschaftlichen Kultur nachsetzest", schreibt er am 18. Februar, „habe ich nicht gefunden. Die Wahrheit, welche Du für das Urbild der Schönheit erklärst, ist etwas ganz anderes als die Bruchstücke menschlicher Kenntnisse und die Vorschriften der gemeinen Moral." Körner hatte damit ganz entschieden recht, und es gehörte Schillers noch unsichere ästhetische Anschauung und die Unzufriedenheit mit der Vollendung des Gedichts dazu, um ihn so völlig in Wielands Bann zu zwingen. Die Zeiten waren vorläufig vorüber, wo er (7. 1. 88) nach Dresden berichten konnte: „Wieland ist sich nicht gleich, nicht konsequent, nicht selbst fest genug, daß seine Ueberzeugungen je die meinigen werden könnten, oder ich die Form seines Geists auf Treu und Glauben annehmen möchte . . . freilich wäre mirs besser, meine Kräfte an einem minder ausgebildeten Geschmack zu prüfen, weil mich das-

jenige, was andere vor mir voraushaben, immer niederschlägt, ohne daß mir dasjenige, worin sie mir nachstehen, in gleichem Lichte gegenwärtig wäre." Wenn Schiller die Idee auch nachträglich in seinem Gedicht unentwickelt fand, so war sie doch der erste Fremdkörper darin, wie die Schrift aus 1775 ausweist, eine alte Lieblingsidee Wielands, die der beredte und gewichtige Kritiker dem unsicheren Dichter beinahe als dessen Eigentum darzubieten verstand. Schillers eigenste und wohlausgebildete Ueberzeugung von dem Verhältnis von Kunst und Wissenschaft sollte erst „Das Ideal und das Leben" bringen.

Am 9. Februar fand dann das zweite Gespräch mit Wieland statt, worauf „das jüngste Gericht" über die Künstler erfolgte. Auch über diese Unterredung haben wir mehrere eingehende Berichte von Schillers Hand, besonders den vom 25. Februar an Körner: „Vierzehn neue Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, sind nunmehr eingeschaltet." Es ist der historische Teil über den Ursprung und Fortgang der Kunst von Str. 9—22. Andere Strophen sind fortgefallen, weil sie den Dichter jetzt anekelten, das Gedicht wurde fast ganz durcheinander geworfen, und die jetzige Form war gefunden.

Die Entstehung des historischen Teils wird in Schillers Briefen auf Wielands Anregung zurückgeführt, inhaltlich steht er aber in der Hauptsache mit unter dem glücklichen Einfluß, den nach des Dichters eigener Aussage vom 12. Februar 1789 der persönliche Verkehr mit Karl Philipp Moritz und dessen Schrift „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" auf die Künstler gehabt haben*). Am Weihnachtsabend 1788 war Schiller bei Frau von Stein und nahm sich Moritz' Broschüre mit, die damals das Tagesgespräch in den Weimarer Kreisen bildete. Schon der Brief an Körner vom folgenden Tage ist ein beredtes Zeugnis von dem Eindruck der ersten flüchtigen Lektüre. Am 10. Februar, am Tage nach dem bedeutungsvollen Gespräch mit Wieland, kam Knebel zu Schiller. Es wurde viel über Moritz' Schrift gesprochen und gestritten, wobei Schiller mehrfach dem ungerechten und gereizten Beurteiler gegenüberzutreten hatte als der Anwalt des angegriffenen Schriftstellers, dessen Ideen durchaus nicht immer die seinigen waren. Kein Wunder, daß dieses

*) Vgl. Auerbach, Deutsche Literaturdenkmale 31, XXXV ff. Walzel, Säkularausgabe 11, XXVIII ff.

öftere Nachdenken über Schönheit und Kunst vieles bei Schiller entwickelte, was bei dem gerade statfindenden „jüngsten Gericht" zur Verwertung kam. Kein Wunder auch, daß sich Schiller um diese Zeit gern anregen ließ von dem gründlichen Denker, der seine Theorie zumeist an Goethes Schöpfungen gebildet hatte. „Ich möchte in der Tat wissen", schreibt er im selben Atem, „was Goethe dabei fühlen wird; denn so wenig mir seine Existenz gibt, so hoch schätze ich sein Urteil". — Die Art nun, wie Moritz' Gedanken auf die neue Strophenkette hinüberwirken, ist durchaus charakteristisch. Schiller nimmt viel und doch nichts, wie es geboten wird, nichts, ohne es sich organisch anzueignen. So erscheint mir als die Grundlage der ersten Strophen (9—11), wo die innere Entstehung künstlerischen Schaffens historisch dargestellt wird, die Schilderung jenes Augenblicks bei Moritz, wo die um sich greifende bloße Tatkraft des Menschen übergehen will in die sanft schaffende Bildungskraft. Sie hört allmählich auf, selbst das Ganze sein zu wollen, jede untergeordnete Organisation in ihr Wesen zu übertragen, nach Schillers Ausdruck „in ihr Wesen zu reißen", zu zerstören und verheerend um sich zu greifen: „Kommen dann endlich die strebenden Kräfte wieder in ein glückliches Gleichgewicht; und macht die unruhige Wirksamkeit der stillen Beschauung Platz: so muß notwendig in dem zum erstenmal in sich versunkenen Menschen der Sinn für die umgebende Natur erwachen, die nie zerstört, als wo sie muß, und schonet, wo sie kann. — Er lernt allmählich das einzelne im Ganzen und in Beziehung auf das Ganze sehen; fängt die großen Verhältnisse dunkel an zu ahnden, nach welchen unzählige Wesen auf und ab, so wenig wie möglich sich verdrängen und doch so nah wie möglich aneinanderstoßen . . —

So geht die um sich greifende, zerstörende Tatkraft, sich auf sich selber stützend, in die sanfte schaffende Bildungskraft, durch ruhiges Selbstgefühl, hinüber und ergreift den leblosen Stoff und haucht ihm Leben ein.

Auf diese Weise bildete unter jedem Himmelsstrich die Natur das Schöne, sich in den reinsten Seelen, in ihren ruhigsten Momenten spiegelnd. —

Sie allein führt an ihrer Hand den bildenden Künstler, den Dichter, in ihr innerstes Heiligtum, wo sie dem sich neu entwickelnden Bildungstriebe schon seit Jahrhunderten vorgearbeitet und seine Bahn ihn vorgezeichnet hat." (S. 35 f.)

Mit Meisterhand entwirft (S. 19 f.) der theoretische Schrift-

steller im Anblicke eines vergötterten Genies das Gemälde des bildenden Künstlers: „Wem also von der Natur selbst der Sinn für ihre Schöpfungskraft in sein ganzes Wesen und das Maß des Schönen in Aug' und Seele gedrückt ward, der begnügt sich nicht, sie anzuschauen; er muß ihr nachahmen, ihr nachstreben, in ihrer geheimen Werkstatt sie belauschen, und mit der lodernden Flamm' im Busen bilden und schaffen, so wie sie:

Indem seine glühende Spähungskraft in das Innere der Wesen dringt, bis auf den Quell der Schönheit selbst, die feinsten Fugen löset; und auf der Oberfläche sie schöner wieder fügend, ihre edle Spur in weichen Ton eindrückt, in harten Stein sie bildet; oder auf flachem Grunde, mit trennender Spitze die Gestalt aus ihren Umgebungen sondert; durch kühnen Farbenanstrich die Masse selbst nachahmt und durch Mischung von Licht und Schatten die Fläche dem Auge entgegenrückt." — Moritz durfte hier freilich mehr Dichter sein, als der junge Dichter der Künstler selbst, der in unverkennbarer Anlehnung an jenes Gemälde die Anfänge der bildenden Kunst schilderte in den Versen:

> Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach,
> Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
> Schuft ihr im Sand, im Ton den holden Schatten nach,
> Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
> Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,
> Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.
>
> Von der Betrachtung angehalten,
> Von eurem Späheraug' umstrickt,
> Verrieten die vertraulichen Gestalten
> Den Talisman, wodurch sie euch entzückt . . .

Ueber viele Stufen läßt dann Schiller den Menschen an der Hand der Kunst den steilen Weg zur höchsten Vervollkommnung erklimmen bis zu dem Punkte, wo sich das Weltenganze, zuletzt auch sein eigenes Werden, Dasein und Vergehen zu reiner Harmonie gestalten. Und hier reichen sich Philosoph und Dichter, die sich auch unterwegs mehrfach nähergekommen waren, wieder die Hand: „Die Qualen sind nur dem Individuum schrecklich", sagt der Philosoph, „und werden in der Gattung schön — sobald daher die Gattung in dem Individuum sich vollendet, löst sein Leiden sich von ihm ab und geht in die Erscheinung, die Empfindung geht in die Bildung über — was von dem bildenden Wesen sich zerstört, ist sein Phantom — das veredelte Dasein bleibt zurück . . .

Ist es nicht die immerwährende Zerstörung des einzelnen, wodurch die Gattung in ewiger Jugend und Schönheit sich erhält?

Und ist es nicht die durch die reinste Imagination zum Gott verkörperte Jugend und Schönheit selbst, welche mit sanftem Geschoß die Menschen tötet . . .?

So gibt das Schöne, in welches die Zerstörung selbst sich wieder auflöst, uns gleichsam ein Vorgefühl von jener großen Harmonie, in welche Bildung und Zerstörung einst Hand in Hand hinübergehn." — Auch der Dichter läßt den durch die Kunst zu hoher Einigkeit mit dem Geschick hinaufgeläuterten Menschen das Todesgeschoß vom „sanften Bogen der Notwendigkeit" gelassen erwarten:

> Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
> Wie die Erscheinungen um ihn
> In weichem Umriß ineinander schwinden,
> Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
> Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
> Das seine Sinne wollustreich umfließt,
> Und der hinschmelzende Gedanke schließt
> Sich still an die allgegenwärtige Cythere.

Auch diesmal antwortete Körner (4. 3. 89), ehe er das umgearbeitete Gedicht vor Augen hatte: Er war erschrocken, daß Schiller jetzt gar mit Beweisen kommen wollte. „Was Du mir von Beweisen sagst, womit Du Deine Darstellung der Kunst unterstützt hast, läßt mich fast vermuten, daß Wieland nicht so ganz unrecht habe, wenn er das Ganze mehr für eine versifizierte philosophische Abhandlung ansieht. Darin bin ich wenigstens ganz mit ihm einverstanden, daß poetische Diktion nicht das Wesen des Gedichts ist. Aber ich glaube doch immer, daß es mancherlei Zwischengattungen zwischen dem lyrischen und dem Lehrgedichte gibt. Wahrheiten können ebensogut begeistern als Empfindungen, und wenn der Dichter nicht bloß lehrt, sondern seine Begeisterung mitteilt, so bleibt er in seiner Sphäre. Was der Philosoph beweisen muß, kann der Dichter als einen gewagten Satz, als einen Orakelspruch hinwerfen. Die Schönheit der Idee macht, daß man es ihm aufs Wort glaubt. Ob Dein Gedicht von dieser Seite durch größere Gründlichkeit an poetischem Wert verloren habe, muß der Erfolg ausweisen." — Der Erfolg hat nun ausgewiesen, daß die Einführung der langen Strophenkette der poetischen Einheit wiederum sehr geschadet hat. Wenigstens ist das die Ueberzeugung Körners und später auch Schillers gewesen. Bis zum Jahre 1800 blieb Körner beständig be-

seiner Mahnung, den historischen Teil zu einem selbständigen Gedicht abzusondern, und wohl zwanzigmal hat Schiller in demselben Jahr das Gedicht in der Hand herumgeworfen und Körners Gedanken erwogen. Aber er war nicht mehr auszuführen. Schon im Jahre 1793 fürchtete Schiller, sein Urteil zu sagen über den Gang der Künstler, der ihn gar zu wenig befriedigte, und über die Entstehungsart hatte er am 25. Mai 1792 hart und klar geschrieben: „Oft widerfährt es mir, daß ich mich der Entstehungsart meiner Produkte, auch der gelungensten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müsse, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen, als sie fertig waren.“

# Der Prozeß F. L. Jahns.
(Nach ungedruckten Briefen).

Von

**Dr. W. Meyer,** Hamburg.

---

Das Wesen der Demagogenverfolgungen und Prozesse, von denen Treitschke im II. und III. Band seiner Deutschen Geschichte ein so anschauliches Bild entrollt, läßt sich vielleicht an keinem andern Fall so gründlich studieren, wie an dem Prozeß Friedrich Ludwig Jahns. Die lange Dauer des Prozesses, der große Apparat, der aufgewendet wurde, um den Turnvater zum Hochverräter zu stempeln, die gehässige Behandlung des Angeklagten, die jeder gesunden Rechtspflege Hohn sprechenden Willkürlichkeiten, endlich die einzig dastehenden verhängnisvollen Folgen, durch die ein Menschenleben geknickt, eine Existenz moralisch zugrunde gerichtet wurde — alles dies hebt den Jahnprozeß aus der Menge ähnlicher Prozesse heraus. Es kommt hinzu, daß wir für den Jahnprozeß, abgesehen von dem schwer zugänglichen Akten- und Briefmaterial, zwei umfängliche literarische Dokumente besitzen, die sich trefflich ergänzen, einmal in dem gründlichen Referate des unparteiischen und rein sachlich urteilenden Untersuchungsrichters, des bekannten Dichters und Kammergerichtsrats E. Th. A. Hoffmann*); und zweitens in der sehr ausführlichen Selbstverteidigung Jahns**), die er nach dem ersten, ihn verurteilenden, Erkenntnis des O. L. G. Breslau verfaßt und eingereicht hat; sie ist mehr als eine bloße Verteidigungsschrift, es ist eine stolze und temperamentvolle Rechtfertigung seines Wandels und Strebens. Eine ausführliche Darstellung des Jahn-Prozesses ist noch nicht unternommen worden, obwohl die Aufgabe in

---

*) Abgedruckt von Pröhle, F. L. Jahns Leben, 1855. S. 321—424.
**) Euler, F. L. Jahns Werke, Bd. II, S. 157—317.

mancherlei Hinsicht ergiebig und interessant ist. Die vorliegende Arbeit ist nur ein Anlauf dazu; sie beschränkt sich darauf, auf Grund von unveröffentlichten Briefen*) den äußeren Gang des Prozesses und die Behandlung Jahns zu beleuchten.

Jahn teilt das Schicksal der polizeilichen und gerichtlichen Verfolgung, ja auch das der Einkerkerung mit vielen trefflichen Männern. Aber so hart wie ihm ist keinem mitgespielt worden; auch nicht — um den bekanntesten seiner Leidensgefährten zu nennen — dem wackeren Arndt, dem freilich, gleich wie Jahn, die berufliche Tätigkeit unterbunden und damit Lebenszweck und Lebensfreude auf lange geraubt wurde. Wenn jedoch Arndt in einem Schreiben an den Staatskanzler klagt: „Viel leidlicher ist die Einfangung und Einsperrung des Leibes und der Glieder als die Einfangung und Einsperrung des Geistes und seiner innigsten und geheimsten Gedanken**)", so vergißt er, daß das eine das andere nicht ausschließt; und bei Jahn kommt zu der „Einfangung des Geistes" eine leibliche Freiheitsberaubung von 5 Jahren und 8 Monaten, die noch um vieles bitterer wurde dadurch, daß er zwei sterbenden Kindern die Augen nicht zudrücken durfte und die Gattin, die von Schmerz und Sorge aufgerieben, in seinen Armen starb, nicht zur letzten Ruhe geleiten konnte; und danach folgte noch 16 Jahre lang eine Freiheitsbeschränkung und Stellung unter Polizeiaufsicht.

Im Mai 1819 (am 23. März war Kotzebue ermordet) begann das betrübliche Spiel der Demagogenverfolgungen in Preußen, nachdem eine Ministerialkommission zur Verfolgung der Demagogen-Angelegenheiten eingesetzt worden war, der der Staatskanzler selbst und der beim Könige allmächtige Fürst Wittgenstein, Polizeiminister bis September 1819, sowie sein Nachfolger in diesem Amte v. Schuckmann und der Justizminister v. Kircheisen angehörten. Die Seele der Kommission aber war der berühmte Geheimrat v. Kamptz, Direktor des Polizei-Departements, die rechte Hand Wittgensteins, eine Perle der preußischen Bureaukratie, der blindeste Anbeter Metternichscher Despotie in Preußen und daher eine wahre Zuchtrute für alle, selbst hochgestellte Männer, die etwas liberaler

*) Die Briefe Jahns sind noch nicht veröffentlicht. Verf. ist seit längerer Zeit beschäftigt, sie zu sammeln und eine Ausgabe vorzubereiten. Die unten abgedruckten stammen aus dem Jahnmuseum in Freyburg a. d. Unstrut, wo sie — meist in Abschriften — in verschiedenen Mappen sich finden.

**) E. M. Arndt, Notgedrungener Bericht aus seinem Leben, 1847. Bd. I, S. 31.

und fortschrittlicher dachten*), insbesondere erfüllt von unauslöschlichem Haß gegen alles, was Turner oder Burschenschafter hieß: hatte man doch in diesen Kreisen u. a. seine Eitelkeit schwer verletzt, als man bei der törichten Verbrennungsszene auf dem Wartenberg bei Eisenach 1817 auch seiner nicht gerade schmeichelhaft gedachte. Ohne ihn und Wittgenstein, der sich aber vorsichtigerweise im Hintertreffen hielt, hätte die ganze Demagogenverfolgung nicht so viel Schaden angerichtet.

Die ersten Verhaftungen betrafen zumeist Studenten, die dem Kreise der Turner und Burschenschafter angehörten**), junge, noch namenlose Leute, wie Franz Lieber, der nach einem abenteuerlichen Leben ein hochangesehener Vertreter des Deutschtums in Nord-Amerika wurde, Friedrich Karl Ulrich, später Appellationsgerichtsrat in Königsberg, Karl Gustav Jung, später Professor der Medizin in Basel, u. v. a. In ihren Papieren glaubte die Berliner Polizei soviel Jahn Kompromittierendes zu finden, daß man daraufhin gegen ihn vorgehen konnte: er wurde in der Nacht vom 13. zum 14. Juli vom Krankenbett eines sterbenden Kindes weg auf die Festung Spandau gebracht.

Nichts charakterisiert die unlautere, heimtückische Kampfesweise des Herrn v. Kamptz und die rücksichtslose Art, mit der er alle ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel in seinen Dienst stellte, besser als die Anzeige, die am folgenden Tage in der Vossischen und in der Haude und Spenerschen Zeitung anonym erschien: „Nach den in Berlin . . . in Beschlag genommenen Papieren hat der Dr. Jahn nicht allein dem gemessensten Verbot und seinen heiligsten Versicherungen entgegen auf den Turnplätzen demagogische Politik jeder Art getrieben, sondern auch fortgesetzt versucht, die Jugend gegen die bestehende Regierung einzunehmen und zu revolutionären und andern gefährlichen Grundsätzen, z. B. der bedingten Rechtmäßigkeit des Meuchelmordes der Staatsdiener, der Zierde des Dolches für jeden Mann — bei ihm fand man deren zwei — zu verführen usw."

Der Artikel war eine schwere Verleumdung, er sprach etwas als erwiesen aus, was man als Ergebnis der Untersuchung wohl

---

*) „Dieser Mann ist mein hiobischer Diabolus, von Gott mir zugesandt, damit ich nicht lässig werde", sagt Arndt von ihm. (Brief an Hardenberg, Februar 1819.)

**) Es ist zu bemerken, daß es sich in all diesen Fällen um rein preußische Angelegenheiten handelt; die Mainzer Zentral-Kommission trat erst im September 1819 zusammen. Ueber ihre Tätigkeit handelt ausführlich Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen, 1860.

erhoffte. Jahn ließ durch seine Frau gegen den unbekannten Verfasser dieses Pasquills Klage anstrengen, und da ergaben die Erhebungen, daß das Manuskript den beiden Zeitungen mit einem gleichlautenden Begleitschreiben zugegangen war: „Auf Befehl Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten Staatskanzlers ersuche ich die löbliche Expedition der .... Zeitung, die Anlage in der morgenden Zeitung, jedoch nicht als offiziellen Artikel aufzunehmen. gez. v. Kamptz." Man vergleiche nur die hervorgehobenen Worte, um sich die ganze Niederträchtigkeit dieser Einsendung zu vergegenwärtigen. Die Erhebungen ergaben aber des weiteren, daß der Herausgeber der Staatszeitung, der Geheime Hofrat Staegemann, der dieselbe Zuschrift bekommen hatte, erst Vorzeigung des Befehls gefordert, und da dieser Forderung nicht entsprochen wurde, den Abdruck verweigert hatte. Die Klage Jahns gegen Kamptz nahm das Kammergericht zwar an, mußte aber auf eine Verfügung des Staatskanzlers und des Justizministers das Verfahren einstellen, weil K. in Vertretung des abwesenden Polizeiministers amtlich gehandelt habe.

Auf derselben sittlichen Höhe steht K., wenn er in der Folge fortgesetzt in der Kgl. Staatszeitung im nichtamtlichen Teil und anonym Auszüge aus den Untersuchungsakten der angeschuldigten Demagogen*) veröffentlichen ließ, meist herausgerissene Bruchstücke aus beschlagnahmten Briefen oder Schriften, die zu allem mißdeutet werden konnten, um die Oeffentlichkeit gruseln zu machen und sich als Retter des Vaterlandes in das gehörige Licht zu stellen. Mit bitteren Worten klagt Arndt in Eingaben an den Staatskanzler immer wieder über diese „öffentliche Ehrenschändung", daß man aus Privatbriefen, die übrigens bis in das Jahr 1810 zurückgingen, Stücke herausreiße, um ihn zu „verprangern", und verlangt wiederholt gerichtliches Einschreiten gegen den Urheber. Freilich, der saß wohlgedeckt, und gegen ihn gab es, wie gezeigt, kein Gericht. So blieb auch eine weitere Klage Jahns, diesmal gegen die Staatszeitung wegen Verunglimpfung, erfolglos.

Jahn blieb nun 4 Tage in Spandau, dann wurde er auf die Festung Küstrin gebracht; dort wurde er bis zum 25. Oktober in strenger Haft gehalten. Die formelle Untersuchung wurde aber noch nicht eröffnet, vielmehr beschränkte sich das Verfahren

*) „Aktenmäßige Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Teutschland." Um sich eine Vorstellung davon zu machen, vergleiche man Arndt, I, 97 ff.; Treitschke, II, 541.

gegen ihn auf einige flüchtige Polizeiverhöre, deren drittes geleitet wurde durch einen Rat Hanf und den auch im Arndt-Prozeß nicht gerade durch hohe Intelligenz zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Kammergerichtsreferendarius Dambach. Die dabei gestellten Fragen bezogen sich auf so unwichtige Dinge und erschienen J. so albern, daß er daraus noch nicht einmal entnehmen konnte, aus welchem Grunde er verhaftet sei. „Die Fragen haben nur durch ihre Unbedeutendheit einige Bedeutung. Männer, so die Rechte und das Rechte verstehen, mögen daraus abnehmen, wie es an der Zeit ist, wenn Vaterlandsfreunde eingekerkert werden, um ihnen solche Fragen zur Beantwortung mit großer Wichtigkeit vorzubringen." (Brief Jahns aus dem Kerker, s. unten S. 262 Anm.) Man ist überhaupt oft versucht, sich an den Kopf zu fassen, wenn man liest, was für Nichtigkeiten und Albernheiten von den Inquirenten in den Demagogenprozessen aus Briefen und Schriften herausgepickt wurden, um zum Anlaß ihrer peinlichen Fragen zu dienen. Ganz abgesehen von der krassen Unbildung,*) die darin oft zutage trat, fragt man sich verwundert, ob denn die Organe des Herrn v. K. in ihrem blinden Spüreifer dem gesunden Menschenverstand völlig den Laufpaß gegeben.

Es ist begreiflich, daß Jahn seiner Entrüstung über den rechtlosen Zustand, in dem er sich länger als ein Vierteljahr befand, wiederholt in Briefen und Eingaben Ausdruck gibt; immer wieder bittet er um Freilassung oder um ordentliches Gericht. Beides wurde ihm zunächst nicht zuteil.

Nach vierwöchentlicher Haft richtet er ein Schreiben an den Polizeiminister Wittgenstein.**) Es ist bezeichnend, daß er W. immer noch für seinen Freund und Gönner hält, dem er offen sein Herz ausschüttet, während doch Kamptz nur durch jenes mächtigen Arm geschützt seine gehässige und allgemein verhaßte Tätigkeit aus-

---

*) Arndt erzählt folgendes Stückchen: In einem Briefe stand Das ist über meiner Sphäre. Landgerichtsrat Pape zum Referendar Dambach: Sphäre? Was ist Sphäre? Dambach: Ich glaube, Sphäre heißt auf Griechisch Ball. Pape: Ball? Ueber meinem Ball, was soll das heißen? — Vielleicht ist dieser Dambach derselbe Referendar, von dem Treitschke aus einer andern Untersuchungssache erzählt, er habe auf die Frage, was demagogisch heiße, geantwortet: „Demagogisch heißt jedes gewaltsame Hervorrufen einer Verfassung." — In Jahns Untersuchungsakten findet sich die Anschuldigung, er habe mit seinen Turnern auf einer Turnfahrt durch Singen unangemessener Lieder, wie: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt", Anstoß erregt.

**) Abgedruckt nebst dem darauf erfolgten ablehnenden Bescheid Hardenbergs von Herrmann, Pr. Jahrb., Bd. 118, S. 27.

üben konnte. W. war eben klug genug, das Odium der ganzen Demagogenverfolgung auf sein Werkzeug Kamptz abzuwälzen. Es ist darnach gar nicht so erstaunlich, wenn Gneisenau im Dezember 1819 schreibt: „Der Fürst W. leugnet die Teilnahme an den wichtigsten der genommenen Maßregeln ab; er verleugnet die Artikel der Staats- und Berliner Zeitungen, mißbilligt Jahns Verhaftung, die Beschlagnahme von Reimers Papieren.“ *)

Inzwischen trat der Wechsel im Polizei-Ministerium ein, und Jahn wiederholt seine Bitte an den Minister von Schuckmann. Es sei dazu nur bemerkt, daß v. Sch. als Minister des Innern sich Jahn und dem Turnen stets fördernd gezeigt hatte.

1. Hochwohlgeborner Freiherr
Hochgebietender Herr Staatsminister!

Ew. Exzellenz wohlwollende Zuschrift hat mich mit großer Freude erfüllt. Die geneigte Erhörung meiner Bitte ist ein Linderungsmittel meiner harten Gefangenschaft.**) Noch mehr Trost habe ich aus Ihrer Zuschrift geschöpft. Es ist die erste mir von einer Behörde gewordene Antwort seit meiner Gefangenschaft. So gewiß ich überhaupt bin, daß ich unter Ihrer Verwaltung des Polizei-Ministeriums nicht gleich von Haus aus würde auf die Festung geschafft sein, so sehr rechne ich auf Ihre Gerechtigkeitsliebe, daß Sie nicht länger zugeben werden, daß meine Feinde ihr Mütlein nach Herzenslust an mir kühlen. Können Sie nicht meine vorläufige Freilassung bewirken, werden Sie doch menschenfreundlichst Sorge tragen, daß ich schnell vor ein gehöriges Gericht gestellt werde. Aber dieser Mittelzustand, in dem ich mein Dasein hinleben muß, ist das Schrecklichste, was nur zu denken ist. Ich bin schlimmer daran, wie ein durch richterliches Erkenntnis Verurteilter. Ein solcher genießt während seiner Strafzeit manche Annehmlichkeiten, die ich entbehren muß. Mein Zustand ist eine wahre Verdammnis, wo ich weder Ankläger noch Anklage erfahre, nicht zum Verhör und Gehör gelange und ohne Richter und Recht bereits eine schöne Zeit verloren habe.

Heute, am 13. September, ist schon der 63. Tag meiner Einkerkerung . . . . Es ist ein unerhörtes Verfahren, was außer Rom

*) Pertz-Delbrück, Gneisenau, Bd. V, S. 392.

**) Es war Jahn auf seine Bitte erlaubt worden, täglich eine Stunde auf der menschenleeren Bastei in Begleitung einer Wache spazieren zu gehen, nachdem ihm anfänglich jede Bewegung im Freien versagt gewesen war.

und Spanien nur vom Hörensagen bekannt ist. Sonst wird einem jeden, der in Verdacht gerät, die schnellste Verteidigung gestattet. Mir ist es von Anfang an gleich benommen worden, meine Unschuld darzutun. Ich muß Ew. Exzellenz recht dringend anflehen, diesen betrübten Zustand aufzuheben.

Die Untersuchungs-Kommission unterzeichnet sich in den Briefen, so ich von meiner Frau bekomme, mit dem Zuwort: „Ministerial". Daraus habe ich einige Hoffnung geschöpft, daß jene Herren doch noch eine Behörde über sich erkennen müssen und nicht ganz eigenmächtig, über alle Landesgesetze erhaben, willkürlich verfahren dürfen, etwa wie der französische Wohlfahrtsausschuß, oder noch früher Albas Rat der Unruhen.*) Es ist allemal betrübt für eine Zeit, wenn ein Stillstand der sonstigen Gerichte beginnt und eine einstweilige, außerordentliche Vertretung der landesgesetzlichen Rechtspflege eintritt.

Ew. Exzellenz haben an diesem Einstellen der gewöhnlichen Rechtspflege keinen Teil. Es ist vor Ihrer Zeit geschehen . . . . Ich kann es mir auch recht gut vorstellen, welche Mühe und Arbeit es Ihnen nunmehr kostet, die auf der Wildbahn schleifende Sache wieder ins gehörige Geleis zu bringen. Aber es kann einen Unschuldigen, von seiner Unschuld Innigerfüllten um so weniger beruhigen, da von dieser Rechtsverzögerung er selber viel Leid, keinen Nutzen hat, und des Vaterlandes Ehre selbst dadurch gefährdet wird.

Von meinen Schülern kann und wird niemand meine Unschuld bezweifeln. Ebensowenig kann und wird irgend einer meiner näheren Bekannten Zweifel in meine gänzliche Schuldlosigkeit setzen; nur eine Untersuchungs-Kommission, die vielleicht jetzt durch vorgespiegelte Untersuchung entdecken will, was sie zum Teil vorher selbst mit erfunden hat. Ich wiederhole also meine längst getane Bitte um baldige Freilassung und Erlaubnis, auf mein Ehrenwort bis zur ausgemachten Sache im Berliner Regierungsbezirk mich aufhalten zu dürfen. Ich habe viel erlitten und ausgestanden, und das Schlimmste, der Winter, steht bevor. Da werden die Trümmer meiner Gesundheit scheitern. An den Arzt kehren Sie sich nicht; der lügt wie ein Bulletin. An dem nämlichen Tage, wo er von meinem „ungetrübten Wohlsein" falsch Zeugnis ausgestellt hat, verschrieb er mir Arznei in Gegenwart des Herrn Kommandanten. Auf dem Zettel stand: „Zum öfteren Einnehmen." Ungeachtet

*) Aehnlich vergleicht Arndt die Untersuchungs-Kommission mit „jener schrecklich berühmten, gottlob lange geächteten englischen High Commission".

dieser Arznei, die ich fortwährend gebrauche, ist meine Verdauung ganz in Unordnung. Außerdem leide ich an Rheumatismus.

Noch wollte ich ganz ergebenst bei Ew. Exzellenz erbitten: ob mir gestattet werden dürfte, die Berliner Zeitungen zu lesen.

Ich empfehle mich der gütigen Vorsorge Ew. Exzellenz und bitte um Ihren Schutz und Beistand zur gerichtlichen Erörterung und empfehle mich der ferneren Huld und Wohlgeneigtheit. Ich verharre mit den Gefühlen inniger Dankbarkeit

Ew. Exzellenz tief verpflichteter
F. L. Jahn.

Küstrin, 13. September 1819.

2. Hochwohlgeborener Freiherr
Hochgebietender Herr Staatsminister!

Die vielen Beweise von Ew. Exzellenz Leutseligkeit und Humanität, der frühesten bis der neuesten, erkühnen mich zu der Hoffnung, daß Sie auch diese Zuschrift mit der menschenfreundlichen Absicht betrachten werden, wodurch Sie mich zu Ihrem tiefverpflichteten Schuldner gemacht haben. Die Unglücklichen dürfen ja überall auf Mitleid Anspruch machen und die Unschuldigen auf Erbarmen. Sie sind der einzige Anker, der mein Lebensschiff vor dem Scheitern bewahren kann. Ich scheine gesund, ich fühle mich aber sehr krank. Kein Arzt kann helfen. Mein Uebel ist Seelenleid, Gram, Kummer, die lebhafte Erinnerung aller erlittener Kränkungen, die Unmöglichkeit, in gegenwärtiger Lage meine Unschuld darzutun, die Trennung von den Meinigen, die Ungewißheit, wie lange dieser schreckliche, verteidigungslose Zustand noch fortdauern muß, der Glaube, daß die Untersuchungs-Kommission auf mein Verderben sinnt — alles dies zusammen genommen, hat mein Gemüt sehr gestört, nachdem zuvor die Leibesgesundheit zerrüttet worden. Ich habe lichte Zeiten, aber mehr sehr düstere Augenblicke. Die Einsamkeit ist mir jetzt lieb, leider nur zu lieb. Ich benutze Ihre Vergünstigung des Ausgehens unter Begleitung meiner Wache gar nicht so, wie ich doch könnte und billig sollte. Viel zu sehr lebe ich in dem Hinbrüten, aber immer quält mich der Gedanke: ob es ungeachtet der Gerechtigkeitsliebe unseres Königs und beim redlichsten Streben noch gelingen wird, bei der Zahl meiner Verfolger die Möglichkeit eines Zustandes zu sehen, wo ein Gericht nach Gesetz und Gerechtigkeit die Sache untersucht.

Die neuliche Vernehmung vom 14. September*) hat alle meine Befürchtungen aufs Höchste steigern müssen und meinen Unwillen gegen die Kommission von der Abneigung bis zum Abscheu fortgeleitet. Ich bitte und beschwöre Sie flehentlich: Lassen Sie sich schleunigst das Protokoll einreichen. Ich nehme mir die Freiheit, in einer besonderen Anlage meine Gründe zu der obigen Behauptung noch näher zu entwickeln.

Täglich, stündlich, ja augenblicklich fühle ich die Abnahme meiner Geisteskräfte. Es ist eine Abzehrung des Geistes. Die Schwäche mehrt sich zu auffallend. Dazu kommt der Kopfschmerz von der Art, was Migräne genannt wird, und wogegen kein Heilmittel Kräfte hat. Alles das sehe ich als Vorboten meiner bevorstehenden völligen Geisteszerrüttung an. Und diese Trübsicht verfolgt mich, und ich kann dieses bittere Gefühl nicht niederkämpfen. Die letzte Hoffnung hat die letzte Vernehmung niedergeschlagen. Daraus habe ich gesehen: unter was vor Leuten meine Sache liegt, was das für Giftsauger sind, wie die das Verbrehen los haben. Darum wünschte ich vor mein Gericht gestellt zu werden. Der Richter muß die Wahrheit ausmitteln. Die Kommission will mich aber aus Rechthaberei schuldig finden. Sie untersucht nicht, sondern sucht bloß. Sie will entdecken, was meine Feinde absichtlich versteckt haben, und finden, was geflissentlich gefunden war. Lassen Sie mich zu den Meinigen nach Berlin zurückkehren, so wie jetzt halte ich es nicht lange mehr aus, gewiß nicht noch 66 Tage. Es wäre doch gräßlich, wenn ich ohne Beweisführung meiner Unschuld im Stockhause enden sollte.

Um baldige Erhörung meiner Bitte ersuche ich aufs Dringendste und verharre unter Gefühlen der lebhaftesten Dankbarkeit

Ew. Exzellenz innigst ergebener

F. L. Jahn.

Feste Küstrin, 16. September 1819.

Hierauf wurde Jahn unterm 19. September der von den beiden Ministern v. Schuckmann und v. Kircheisen gezeichnete Bescheid, daß seine Sache einer aus Kammergerichtsräten gebildeten Immediat-Untersuchungs-Kommission überwiesen sei, der im ganzen Umfange gerichtliche Befugnis zugeschrieben werde. Jahn richtete also an diese neue Kommission und gleichzeitig an den Minister erneute Gesuche.

*) Die oben erwähnte durch Hanf und Dambach.

3. Hochwohlgeborener Freiherr
Hochgebietender Herr Staatsminister!

Ew. Exzellenz geneigte Benachrichtigung vom 19. d. M., welche mir der Oberst und Kommandant Herr v. Bülow geneigtest mitgeteilt hat, erweckt mich zu neuen Hoffnungen, da endlich meine Angelegenheit zur Entscheidung gelangen wird. Sonst bin ich dadurch um nichts in meiner betrübten Lage gebessert. Auch diese Kommission ist in Berlin und ich 12 Meilen von derselben entfernt. Da sitze ich nach wie vor in einem Verließ. Zu einer Lustfahrt ist die Jahreszeit nicht mehr einladend. Bei schönem Wetter ist nach zwei vollen Monaten ein Herr von der Kommission*) auf einige flüchtige Stunden erschienen und ist dann wieder verschwunden. Das sind traurige Aussichten für den Winter. Was kann in solchen Augenblicken ausgemittelt werden? Da komme ich nicht zum Gehör. Da bleibe ich nach wie vor ein vorverurteilter Verbrecher, der ohne Urteil und Recht Festungsstrafe erleiden muß. Die durch richterliches Erkenntnis Verurteilten haben ja mehr Freiheit als ich Unschuldiger, der nur in einem fort an seiner Rechtfertigung gehindert wird. Setzen Sie mich doch wenigstens in Stadtarrest und gestatten meiner Frau herzuziehen. Es wird Orte geben, die für einen von Gichtschmerzen Geplagten passender sind als Küstrin. Ich sitze hier über 11 Wochen. Ein Vierteljahr habe ich schon im Kerker um nichts und wieder nichts schmachten müssen. Die bei der Vernehmung am 14. d. M. getanen Fragen beurkunden das recht augenscheinlich. Die konnte ich ebenso treu und wahr beantworten, wenn ich auf freiem Fuß mich befände. Die frühere Kommission**) ist für mich keine Untersuchungsbehörde, sondern bloß eine „Such"-Gesellschaft gewesen, die mich mit Gewalt schuldig finden wollte, weil gewisse Herren durch meine übereilt anbefohlene und vollzogene Verhaftung sich eine rechte Blöße gegeben hatten. Noch immer weiß ich am 77. Tage meiner Einkerkerung nicht:

1. weshalb ich verhaftet worden.
2. warum ich fortwährend in harter Gefangenschaft gehalten werde.
3. was man überhaupt gegen mich haben will.
4. was zum Verdacht und Argwohn gegen mich Gelegenheit gegeben.
5. wer meine Ankläger, Angeber und Anschwärzer sind.

*) D. h. der polizeilichen.
**) Die polizeiliche.

Es wäre doch wohl endlich einmal Zeit, daß die Kommission mich entweder in Freiheit setzen läßt oder mit jenen Dingen herausrückt. Wenn auch die Kommission zu meiner Untersuchung befugt sein sollte, so ist sie doch unmöglich zu ihrem gegen mich verübten eigenmächtigen, willkürlichen, gewalttätigen, ungerichtlichen Verfahren berechtigt. Sie muß davon abstehen, — mich entweder meinem behörigen Gerichte übergeben, oder meine Freilassung beantragen! Bis jetzt habe ich wie ein Geächteter im Elend gelebt und bin von allen Verteidigungsmitteln entblößt. Unmöglich ist doch das der Wille Sr. Majestät des Königs, daß jene frühere Untersuchungs-Kommission mit Freiheit, Gesundheit und Ehre der preußischen Untertanen nach Belieben schalten soll und sie, auf leeren Verdacht hin, ohne Untersuchung, Gehör und Verhör zur Ausstehung von Festungsstrafe verdammen darf.

Da nun Ew. Exzellenz gegenwärtig die Oberleitung der Untersuchung haben, so ergeht an Sie meine inständige Bitte, daß Sie der Kommission anbefehlen, sich kurz und schleunigst darüber zu erklären:

Ob Jahns Freilassung ein Hindernis entgegenstände? Ob seine Sache nicht ebensogut untersucht werden könne, wenn er sich wieder frei und zu Hause befände?

Außerdem muß ich bitten, daß Ew. Exzellenz der Kommission anbefehlen, sich ungesäumt mit meiner Sache zu beschäftigen und sich darüber auszuweisen, warum sie mich bis jetzt nicht hat verhören wollen und nicht zur Verteidigung, nicht zum Nachweis meiner Unschuld hat kommen lassen.

Dringender wie je muß ich bei Ew. Exzellenz um meine baldige Freilassung antragen und um Gestattung, nach Berlin oder in den Berliner Regierungs-Bezirk zurückkehren zu dürfen. Ich will mich hiermit aufs Feierlichste verpflichten, vor ausgemachter Sache nicht Berlin oder dessen Bezirk zu verlassen. Man kann mich ja noch immer unter polizeiliche Aufsicht setzen. Aber bei dieser unerhörten und ungehörten Einkerkerung kann ich mich niemals in Geduld geben. Ich bin es dem Vaterlande schuldig, dies nicht ruhig zu ertragen, da ich mir keine staatswidrige Handlung habe zu schulden kommen lassen und nach bestem Wissen und Gewissen mich bestrebt habe, jederzeit im Sinne der preußischen Regierung zu handeln. Ich begehre keine Gnade, aber ich flehe um Gericht und Gerechtigkeit usw.

Küstrin, 27. September 1819.

4. Der Untersuchungs-Kommission Allerhöchst verordneten Herrn Präsident v. Trützschler, Herrn Kammergerichtsrat Hoffmann, Herrn Kammergerichtsassessor v. Gerlach.

Durch S. Exz. den Herrn Minister v. Schuckmann ist mir die allerfreuliche Nachricht geworden, daß des Königs Majestät geruht hat, Sie hochverehrte Herren zu einer Untersuchungs-Kommission vermeintlicher demagogischer Umtriebe zu ernennen.

Bei meiner gänzlichen Schuldlosigkeit könnte ich mich allerdings im Vertrauen auf Ihre Biederkeit beruhigen, um so mehr als Richter und Urteiler bei einem hohen und hochberühmten Gerichtshofe sind und als solche Landrecht und Gerichtsordnung von Innen und Außen kennen, was bei den polizeilichen After-Juristen nur selten der Fall ist.

Wenn aber S. Majestät mich nicht namentlich Ihnen zur Untersuchung überwiesen hat, so bezweifle ich hiermit Fug und Recht, über mein Leben und meinen Wandel eine Untersuchung anzustellen.*)

Ich weiß nichts von demagogischen Umtrieben, verstehe nicht einmal den Ausdruck und weiß sogar nicht, welche sprachliche Falschmünzerei diese Neuerung geprägt hat. Das kann ich hoch und teuer versichern, daß ich von keiner geheimen noch öffentlichen Verbindung Kunde noch Wissenschaft habe, welche Staatsveränderungen beabsichtigen soll. Von einem staatswidrigen Plan bin ich weder Mitwisser noch Mittreiber. Ich glaube also immer meine Rechte verteidigen zu müssen und trage darauf an, daß man mich meinem befugten Gericht, dem Kammergericht, übergebe usw.

Dieser Antrag wurde natürlich abgelehnt mit dem erneuten Hinweis darauf, daß die Immediat-Kommission als ordentliches Gericht zu fungieren habe. So richtet J. denn an sie die gleiche Bitte, eine Milderung seiner Lage herbeizuführen, indem er zugleich sein Gefängnis schildert:

„Lange vor meiner Verhaftung hatte bereits die hiesige Kommandantur in Berlin vorgestellt, daß man zu Küstrin keinen Aufenthalt für Staatsgefangene mehr habe. Es war auch die Versicherung erteilt worden, daß hinfort keine Staatsgefangenen mehr hingeschickt werden sollten. Dennoch schaffte man mich nach Küstrin, was die erste Zeit sehr bedeutende Unannehmlichkeiten veranlaßte. Mein Gefängnis ist ein leidlicher Sommer-, aber höchst unbequemer

*) Dieselbe Beschwerde wiederholt sich bei Arndt, daß er seinem „gehörigen, natürlichen Gerichte“ entzogen, dessen Stelle „Spezialkabinetskommissionen“ eingenommen.

Winter-Aufenthalt. Die Füße kann man nicht genug verwahren. Das Gebäude liegt über dem Zorndorfer Tor, hoch auf dem Wall und ist allen Winden ausgesetzt. Die Fenster gehen mitternachtwärts. Im Winter ist derselbe ganz sonnenlos. Im Sommer wirft uns die Sonne beim Aufgang einige flüchtige Strahlen. Jetzt zwar, im schönen Herbst, kann ich dank der Menschenfreundlichkeit des Ministers Schuckmann auf einem Teil des Walles gehen. Aber bei bösem Wetter und Schneefall ist das nicht tunlich. Und wenn nicht wenigstens bis dahin Stadtarrest eintritt, so ist es mit dem Ausgehen vorbei usw."

Küstrin, 18. Oktober 1819.

Wenn diese Bitten auch zunächst keinen Erfolg hatten, so konnte Jahn doch froh sein, daß sein Schicksal nun nicht mehr allein in den Händen von Kamptz und seinen Beamten lag; er hatte jetzt doch endlich Richter gefunden, Mitglieder des höchsten und angesehensten Gerichtshofes der Monarchie, die der alten, wohlgegründeten Tradition des Kammergerichts Ehre machten und unbeirrt durch die Angst der Regierung vor Revolutionären und unbekümmert um den Haß der Polizeiorgane mit klarem und kühlem Kopf ihre Pflicht taten. Wie fiel unter ihren kritischen Blicken der ganze Haufe von zusammengesuchten und gewaltsam herbeigezerrten Beschuldigungen in Nichts zusammen! Wäre Jahn, wie er es fordert, vor sein zuständiges Gericht, eben das Kammergericht, gekommen, so hätte der Prozeß in wenigen Monaten mit der bedingungslosen Freisprechung geendet. Das steht außer allem Zweifel.

Wie die Sache nun einmal lag, hat ihm freilich auch die Unparteilichkeit der Untersuchungsrichter unmittelbar nichts genützt. Das Votum dieser Immediat-Kommission wurde von der Ministerial-Kommission ignoriert*), und so muß man es mindestens eine Unehrlichkeit nennen, wenn die Minister, wie oben berichtet, Jahn mit seinen Bitten und Beschwerden an das richterliche Kollegium verweisen, das die Funktionen eines ordentlichen Gerichtshofes haben sollte, sich aber nachher über deren Anträge einfach hinwegsetzen.

Am 110. Tage seiner Haft wurde Jahn zum erstenmal richterlich vernommen und damit die formelle Untersuchung eröffnet. Warum hatte man ihn, allem Rechtsgefühl zum Hohn, so lange ohne Untersuchung sitzen lassen?**) Ich will die Frage nur kurz streifen,

*) Genau so verfuhr man gegen Arndt; vgl. p. 117.

**) In seiner Selbstverteidigung verweist Jahn auf die in Betracht kommenden Paragraphen des Allg. Landrechts, wo es heißt: Läßt ein Richter einen

weil die materiellen Rechtsfragen hier nicht behandelt werden sollen. Die Frage beantwortet sich sehr leicht: Man mußte erst suchen, um nachträglich die Gewaltmaßregel der Einkerkerung zu rechtfertigen. Denn die Verdachtsmomente, auf die hin Jahn verhaftet worden, erwiesen sich selbst dem von Haß und Eifer getrübten Auge der polizeilichen Inquirenten als so windig, daß man daraufhin eine Kommission von Kammergerichtsräten nicht gut zu Gaste laden konnte. Der Bericht des Referenten Hoffmann hat sich denn auch mit diesen Anschuldigungen kaum ernstlich beschäftigt. Da kam im Oktober die Rettung: am 5. Oktober übersandten die Minister der Immediat-Kommission einen von dem Regierungsrat Janke an Hardenberg erstatteten ausführlichen Bericht mit der bestimmten Anzeige: daß der Jahn dem sogenannten Deutschen Bund angehöre, der die hochverräterische Tendenz habe, alle bisherigen Verfassungen der deutschen Staaten umzustürzen und ganz Deutschland in eine große Republik zu verwandeln. Darauf mußte der Untersuchungsrichter eingehen, denn es handelte sich um die Anschuldigung des Hochverrats.

Am 22. Oktober erging eine Verfügung an die Immediatkommission: „Da wir der Kgl. Immediatkommission darin ganz beistimmen, daß es notwendig sei, den Jahn behufs der Kriminaluntersuchung hierher kommen zu lassen, so überlassen wir derselben mit dieser Ordre, einen Kommissarius, nötigenfalls unter Zuordnung eines Polizeibeamten, nach Küstrin zu senden, der den Jahn von dort abhole, für den Transport hierher die dem Grade seiner Verschuldung und bekannten Brutalität angemessenen Sicherheitsmaßregeln treffe und die Transportmittel so einrichte, daß derselbe ohne Aufsehen hier in der Nacht abgeliefert werde."

Die Verfügung ist gezeichnet von den beiden Ministern, verfaßt zweifelsohne von Kamptz, der damit in einer neuen, unerhörten Ehrenkränkung seinem Haß gegen Jahn Luft machte. Was gab ihm das Recht dazu? Jahn war gewiß heftig und aufbrausend, er hat auch viel gepoltert und raisonniert und manches scharfe Wort unüberlegt ausgestoßen: besonders einem Kraftausdruck oder Wortwitz

---

Arrestanten über zweimal 24 Stunden . . . ohne die Untersuchung . . . zu eröffnen, im Arrest sitzen, so soll derselbe für jeden Tag mit einer Geldstrafe von 5 Talern belegt werden.
Ist die Eröffnung der Untersuchung über einen Monat verzögert worden, so soll der Richter . . . seines Amtes entsetzt werden. Teil II, Tit. 20, § 381—82.

zuliebe ließ er sich oft zu recht unbesonnenen Aeußerungen hinreißen. Dazu war er erschrecklich offen, selbst gegen die höchsten Staatsbeamten. Im übrigen aber war er loyal bis in die Knochen, durchaus königlich und preußisch gesinnt. Seiner ganzen Auffassung vom Staatswesen entsprechend ein folgsamer Bürger, der die von Gott gesetzte Obrigkeit respektierte, auch wenn sie sich mal vergriff.

So hat er sich auch in diesem Falle gezeigt. Der Bericht des ihn verhaftenden Polizeiinspektors rühmt, „er habe sich äußerst gefaßt und zuvorkommend betragen, mit großer Ruhe und vorzüglicher Bescheidenheit". Und dem entsprach sein Verhalten während der ganzen Kerkerzeit. Trotz der rücksichtslosen Behandlung ist er stets folgsam „wie ein Lamm", nichts von Auflehnung und Widerstand. Wir finden in seinen Briefen wohl gerechte Entrüstung über offenbare Unbilligkeiten, aber kein Jammern, kein unwürdiges Klagen über seine traurige Lage, während er doch seine Gesundheit schwinden fühlt und all das äußere Leid über ihn hereinbricht; anderseits aber auch keine Spur von Märtyrerpose. Er trägt alles in dem klaren Gefühl und der sicheren Zuversicht, daß er in dem Rechtsstaat Friedrichs des Großen lebt und gerechtfertigt aus allen Versuchungen hervorgehen muß. „Vorher habe ich wohl meinen Scharfsinn vergeblich abgemüht, um zu ergrübeln: was wohl in meinem Leben und Wandel als staatswidrig gelten soll? Mir wurde das bald zu hoch; ich überlasse es nun andern, diese Rätsel von Amtswegen zu lösen, und traue und baue fest auf mein gutes Gewissen." (Aus einem Briefe an Frau Jahn aus Küstrin.)

Dieses starke Gefühl seiner Unschuld bestimmt auch seinen Standpunkt gegenüber den Behörden. In den oben abgedruckten Briefen zeigt sich allerdings keine Zerknirschung, kein Gewinsel um Gnade, es sind in aller Bescheidenheit mannhafte Worte von oft verblüffender Offenheit; schmeichelhaft mag ja dem Minister der Hinweis auf Albas Rat der Unruhen nicht geklungen haben. Aber da findet sich doch auch nichts weniger als brutaler Trotz. Hält man daneben die zahlreichen Briefe aus dem Gefängnis an seine Frau, die sämtlich von den Untersuchungskommissionen gelesen wurden, so muß man wirklich verwundert fragen, was gab Kamptz das Recht zu solcher Beleidigung? Wir werden weiter unten noch Gelegenheit haben, die „brutale Gesinnung" Jahns aus den Briefen an die Frau näher zu beleuchten.

So wurde Jahn Ende Oktober nach Berlin zurückgeschafft und in der Stadtvogtei interniert. Dort hatte er es besser als in Küstrin,

einige der drückendsten Beschränkungen wurden gemildert, und vor allem durfte seine Frau ihn anfänglich zweimal, später dreimal wöchentlich auf eine Stunde — natürlich im Beisein eines Beamten — besuchen, sogar in Begleitung des kleinen Sohnes. Besuche Fremder wurden aber nicht gestattet.

Inzwischen hatte die richterliche Kommission sich der Sache rechtschaffen angenommen und sie so schnell gefördert, daß am 15. Februar 1820 schon der erwähnte ausführliche Bericht des Referenten Hoffmann erschien — der sich hauptsächlich mit dem „Deutschen Bunde" befaßt — mit dem klaren Schluß: „Daß den Jahn in keinem Falle eine Strafe treffen könne, die seine Haft während der Untersuchung rechtlich begründet, er daher seines Arrestes zu entlassen sei." Diesen Antrag hat die Immediatkommission in kurzen Zwischenräumen dreimal wiederholt; trotzdem verfügte die Ministerial-Kommission die Fortdauer der Haft bis zum rechtskräftigen Erkenntnis. Frau Jahn wandte sich darauf in einer ausführlichen Darlegung an Hardenberg, dann an den König selbst. Schließlich reichte der Verteidiger, Justizrat Schulze, ein Immediatgesuch an den König ein. Da erging am 31. Mai 1820 die Kabinettsorder, daß Jahn des Arrestes zu entlassen und ihm die Stadt Kolberg als Aufenthalt anzuweisen und er dort unter Aufsicht des Kommandanten zu stellen sei. So mußte der König selbst seine Untertanen gegen die Willkür der Kamptz und Schuckmann schützen.

Es ist schwer eine genügende Erklärung für diese krasse Kabinettsjustiz der Ministerial-Kommission zu finden. Warum wurde Jahn, und nur er*), trotz der wiederholten Anträge der tüchtigsten Richter festgehalten? Er hat auf alle seine Bitten um Freilassung nie eine Antwort erhalten. Fluchtverdacht war gänzlich ausgeschlossen; er weist selbst diese Möglichkeit mit durchschlagenden Gründen wiederholt zurück. Auch von Kollusionsgefahr konnte kaum die Rede sein, nachdem die richterliche Kommission mit großer Umsicht die Anklagepunkte untersucht und Zeugen in der ganzen Monarchie von Königsberg bis Koblenz verhört hatte. Denn eben diese Untersuchungs-

---

*) In dem Schlußwort des Berichtes der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission von 1822 heißt es: „Alle Untersuchten sind, mit Ausnahme Jahns, von ihrer Haft befreit, und dem Parteigeist ist selbst der Triumph geworden, den geständigen Verfasser einer offenen, Aufruhr predigenden Schrift — beinahe der einzigen in unseren Akten vorgekommenen positiven Handlung — durch ein Kriegsgericht von aller Schuld losgesprochen zu sehen." Ilse, S. 30.

akten gaben, bei dem Fehlen eines mündlichen Verfahrens, die Grundlage für den Spruch des erkennenden Gerichts ab. Es sind auch nach dem Bericht des Untersuchungsrichters kaum noch Zeugen vernommen worden. War es nur der Haß des Herrn v. Kamptz, der solche Blüten trieb, oder hatten die Berliner Regierungskreise wirklich Angst vor Jahn, Angst, er könnte sich, von dem Glanze der Märtyrerkrone umflossen, in Berlin an die Spitze von Studenten und Turnern stellen, um eine wirkliche Revolution in Szene zu setzen? Wie grundfalsch hätten sie den Mann beurteilt!

In Kolberg durfte Jahn mit den Seinen ein bürgerliches Leben führen, dessen Beschränkungen sich aus folgender Kabinetsordre an den Kommandanten der Festung ergeben: „Der Dr. Jahn ... soll ... hierher gebracht und ihm die Stadt Kolberg zu seinem einstweiligen Aufenthalte, den er bis auf weitere Verfügung nicht verlassen darf, angewiesen und unter Ihre Aufsicht gestellt werden. ... Ihre Aufsicht soll sich auch nur darauf beschränken, daß er sich hier keinen Anhang schaffe und auf keine Weise, weder bei sich noch anderswo, Zusammenkünfte halte und demagogische Lehren und Grundsätze verbreite, sondern sich in aller Rücksicht zurückgezogen und ruhig verhalte usw.“ Wie anders der Ton in diesem Königlichen Schreiben als in der früheren Verfügung der Minister! Verlassen hat Jahn Kolberg nicht vor seiner Freisprechung, auch nicht um die Leiche seiner dort verstorbenen Frau nach Berlin zu überführen, wie er überhaupt von dieser Zeit an nie wieder die Stadt Berlin betreten hat. Natürlich hat auch in Kolberg die Polizei es sich nicht versagt, seine Korrespondenz gründlich zu „perlustrieren“, verschiedene Briefstellen beweisen das. Im übrigen fand er Verkehr und Freundschaft in Kolberger Familien und hat sich noch vor seinem Scheiden aus der Stadt mit einer Kolbergerin aufs neue verlobt.

Der Prozeß bietet in seinem äußern Verlauf von nun ab wenig Interesse, geradezu erstaunlich ist es nur, wie man es verstanden hat, trotz der energischen und gründlichen Förderung der Untersuchung durch die Immediatkommission, die Sache hinzuschleppen, immer in der Hoffnung, neue Indizien für die revolutionäre Gesinnung Jahns zu finden. Erst ein volles Jahr nach Abschluß der Untersuchung gingen die Akten an das zum Spruchgericht in Demagogensachen ernannte O.L.G. Breslau. Dann hörte Jahn jahrelang nichts von der Sache; auf Anfragen wurde ausweichend geantwortet. So vergingen 2 Jahre 3 Monate bis zur Urteilsfällung,

weitere 2 Monate bis zur Publizierung. So lange hatten die ehrenwerten Räte in Breslau darüber gebrütet, um Jahn in 3 Punkten (darunter dem wichtigsten der hochverräterischen Geheimbündelei) freizusprechen, dagegen in einem vierten Punkte, den Hoffmann gar nicht ernstlich auf Rechnung hat und ganz kurz abmacht, zu verurteilen, und zwar zu der höchsten zulässigen Strafe von 2 Jahren Festung und den gesamten Kosten ohne Anrechnung der 4½ Jahre langen Freiheitsberaubung. Nach weiteren 14 Monaten erfolgte die Freisprechung durch die zweite Instanz für Demagogensachen, das O.L.G. Frankfurt a. O. Dieses Gericht leistete sich dabei die auffällige Entscheidung, die Kosten der „weiteren Verteidigung“ dem Freigesprochenen aufzuerlegen, eine Jurisdiktion, die sie öfter geübt zu haben scheinen.*) 5 Jahre 8 Monate hatte Jahn der Erweis seiner Unschuld gekostet und die Kosten der zweiten Instanz.

Ist der Prozeß in seinem äußeren Verlauf eine Kette von Willkürlichkeiten und Rechtsbeugungen, so muß man die persönliche Behandlung, die Jahn in der Gefangenschaft erfuhr, hart und unbillig nennen. Wir können uns ein deutliches Bild davon machen aus den Briefen, die er regelmäßig, oft täglich, an seine Frau gerichtet hat, die einzige Korrespondenz, die ihm gestattet war. Mir ist nur ein einziger Brief, der an einen andern Adressaten gerichtet ist, bekannt, an seinen Freund und Schüler Eduard Dürre, den er auf rätselhafte Weise in Küstrin heimlich „zusammengekritzelt“ und aus dem Gefängnis hinausgeschmuggelt hat. Dieser Brief**), der auf ebenso rätselhafte Weise dem Empfänger überbracht wurde, enthält eine Art Protokoll über die drei polizeilichen Vernehmungen. Die erlaubte Korrespondenz beschränkte sich also auf den Briefwechsel mit der Frau. Und wie wurde ihm auch dies erschwert! Jahn wurde nämlich in Küstrin nicht als Festungsgefangener behandelt, sondern als gemeiner Verbrecher, dem man das Schlimmste zutrauen mußte. Um ihn vor Mord- und Selbstmordversuchen zu bewahren, wurde ihm alles Scharfe und Spitze ängstlich entzogen, Messer, Gabel, selbst Schreibzeug, d. h. er durfte in Gegenwart eines Unteroffiziers mit Bleistift schreiben; aber selbst der Bleistift repräsentierte noch eine

*) z. B. in dem Fall Dürre; vgl. Chr. Ed. Dürre, Aufzeichnungen aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben, herausgegeben von Dr. E. F. Dürre, Leipzig 1881, S. 400.

**) „Denkworte aus dem Kerker“, abgedruckt von dem Empfänger in der Deutschen Turnzeitung 1858. Dürre hatte vergeblich versucht, Zutritt zu dem Gefangenen zu erlangen.

zu gefährliche Waffe, er wurde zugleich mit dem Geschriebenen sofort wieder abgenommen. Dadurch wurde ihm die einzige Freude, die der so regsame und lebhafte Mann in der schrecklichen Oede seiner einsamen Zelle hatte, Verkehr mit den Seinen und wissenschaftliches Arbeiten, vergällt, letzteres überhaupt unmöglich gemacht. Zu dieser Erschwerung kam ein anderes. Obwohl Jahn, wie erwähnt, sehr häufig schrieb, auch noch später in Berlin, vergingen oft 8—14 Tage, ohne daß die Frau einen Brief erhielt; denn die beiderseitige Korrespondenz mußte erst die Zensur passieren, ehe sie, mit dem vidi eines der Untersuchungsrichter versehen, ausgeliefert wurde. Frau Jahn erhielt anfänglich seine Briefe überhaupt nur in einer bei der Kommission angefertigten Abschrift — selbst die Originalbriefe dieses „brutalen Revolutionärs" bargen wohl an sich schon eine Gefahr für den Staat in sich — oder sie wurden ihr nur zum Lesen gegeben, natürlich nachdem alles Verfängliche gestrichen war, und dann gleich wieder weggenommen. Später begnügte sich, auf eine Beschwerde hin, die Kommission mit einer Abschrift, die aber auch von Briefen der Frau genommen wurde. Ihre Briefe dagegen wanderten zweimal von Berlin nach Küstrin, bis sie, auf Jahns Rat, sie nicht mehr der Post übergab, sondern in zwei Ausfertigungen aufs Polizeiministerium trug. Frau Jahn mochte unter diesen Umständen zunächst überhaupt nicht schreiben: weibliches Schamgefühl hielt sie ab, ihre vielleicht nicht richtig stilisierten und niedergeschriebenen Gedanken und Empfindungen den kritischen Blicken der peinlichen Kommission preiszugeben, und es bedarf wiederholter dringender Bitten seinerseits, sie überhaupt zum Schreiben zu bewegen. „Lege die Blödigkeit ab und schreib, wenn auch Hinz und Kunz Deine Schreibfehler lesen. Es hat Vielschreiber genug gegeben, deren sämtliche Werke Schreibfehler waren. Ueber den Wert Deiner Briefe bin nur **ich** Richter", so heißt es in einem seiner Briefe. Schließlich läuft aber der armen, geplagten Frau einmal die Galle über, wenn sie am 11. September schreibt: „Du wirst es mir nicht verargen, wenn ich verzweiflungsvoll ausrufe: Liebster Jahn, lebst Du noch, oder bist Du schon tot! Diesen Monat noch keine Zeile von Deiner mir so teuren Hand. Solltest Du geschrieben haben, wie der Minister v. Schuckmann mir erst gestern selber versichert, dann kann ich diese Menschen nicht wie Menschen betrachten, die mir Deine Briefe zurückbehalten. Gefühllose Geschöpfe können dies nur tun. . . . Es tut mir in der Seele weh, daß Du, lieber Jahn, so einen Brief, wie dieser ist, bekommst,

aber wer schuld daran ist, mag es verantworten. Bist Du wohl, dann trage Dein Schicksal mit Geduld. Denn bald muß es anders werden, wenn Preußens guter Ruf nicht zu Grunde gehen soll."

Diesen gefährlichen Brief hat Jahn nicht erhalten, er ist ihr, wie aus einer darunter stehenden Note hervorgeht, von der Kommission zurückgegeben.

Auf der Stadtvogtei hatte Jahn es besser. Die Zelle war zwar auch nicht gut, voller Ungezieser, aber zu der Freude, seine Frau regelmäßig sehen zu können, kam die hochwillkommene Erlaubnis, so viel schreiben zu dürfen, wie er wollte, selbst mit Tinte und bei Licht. So beginnt er denn hier, wo ihm auch die Bücherschätze der Kgl. Bibliothek zu Gebote stehen, mit glühendem Eifer sich in seine Geschichtsstudien zu vertiefen. Haufenweise muß die Frau ihm Bücher besorgen oder besorgen lassen, und oft sitzt er bis in die tiefe Nacht über seinen Arbeiten. So fühlt er sein Dasein nicht mehr so unnütz und fängt an, sich mit seinem Geschick auszusöhnen. Die Freude, regelmäßig die Seinen zu sehen, der energische Fortschritt seiner Arbeiten und das Gefühl der Unschuld gaben ihm bald seine alte Heiterkeit wieder; wenigstens zeigte er sich so in den Briefen an die Frau, der er allen Kummer nach Kräften fernzuhalten bemüht ist.

Damit ist nun ungefähr der Umkreis des Inhalts seiner Briefe an die Frau umschrieben. Ausdruck inniger, zarter Sorge um die Seinen und der Sehnsucht nach ihnen, hoffnungsvoller Trost, den er selbst schöpft und ihr spendet aus der heiligen Schrift, die er so erstaunlich beherrscht, daß er ihr für jeden Tag des Monats einen Spruch mit Angabe des Standorts auswendig aufschreibt. Nachdem sie auf wiederholte Bitten endlich ihm seine kleine Handbibel geschickt, fühlt er sich erst recht innerlich gefestigt. So heißt es einmal: „Die heutige Sonntagsepistel habe ich mit großer Erbauung gelesen, und die beiden ersten Verse werden auch Dir zur großen Beruhigung dienen. Das 12. Kapitel der Apostelgeschichte hat mich wie in eine andere Welt und Zeit entrückt." Daneben geht durch alle Briefe die Bitte um Bücher, bald soll sie ihm von den seinigen schicken, bald von der Bibliothek entleihen, bald auf den vorfallenden Auktionen, deren Kataloge er im Gefängnis emsig studiert, für ihn kaufen lassen. Denn trotz seiner schlechten Finanzlage hat er immer Geld für Bücher übrig, besonders für solche, die zu seinem Lebenswerk, der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, in Beziehung stehen. So stellt sich uns der Mann dar, der wegen seiner „be-

kannten Brutalität“ unter besonderen Vorsichtsmaßregeln in der Nacht nach Berlin gebracht werden mußte.

Wir bringen im folgenden einiges aus den Briefen an die Frau. Wir beschränken uns dabei im wesentlichen auf solche Stellen, die seine Behandlung im Gefängnis beleuchten oder zur Charakteristik des Mannes dienen.

Freitags, den 30. Julius 1819.

Du mußt es mir zu Gute halten, wenn meine Zeilen aus der Gefangenschaft nicht den Zusammenhang haben, als meine sonstigen Briefe, wo ich auf freiem Fuße war. Denn da ich nur in Gegenwart von Männern schreiben kann, deren Verwahrung ich übergeben worden, so will ich diese denn auch nicht durch langes Nachsinnen aufhalten.

Heute will ich mich aber bestmöglichst zusammennehmen. Meine Heiterkeit ist durch Nichts getrübt, mein Gemüt gestärkt, ich bin noch nie so geduldig und gelassen gewesen. Das wird Dir und der guten Großmutter zum Trost gereichen. Zu keiner Zeit würde ich ihre Liebe gern verlieren, jetzt würde mir aber ihr Verlust viel empfindlicher fallen. Sage ihr nur: Sie solle sich meinetwegen keine Sorge machen, sondern könne getrost und gutes Mutes sein. Es solle ihr weder dieß- noch jenseits gereuen, mich geboren zu haben. Liebes Lenchen! Du mußt jetzt alles doppelt sein, zugleich Mutter und Vater, Tochter und Sohn. Gott wird Dich stärken, daß Du die Trauerzeit gesund überdauerst. — Wir haben nun in den vielen Jahren, daß wir uns kennen, soviel mit einander erlebt, und sind uns immer lieber und werter geworden, daß wohl unser häusliches Glück durch äußere Umstände unterbrochen werden kann, unsere Liebe und Treue aber die Unsterblichkeit mit unsern Seelen teilt. — Es wird bald besser werden. Sieh', ich habe doch manchmal wahrgesagt! Weißt Du noch, wie ich Dir am 9. October 1813 den Sieg von Leipzig weissagte, und zu Ostern darauf den Frieden? Das ist eingetroffen. Was ich Dir im Jahre 1809 vorher verkündigte, hat sich durch die Bewährung bestätigt. Und noch so vieles andere. Sieglinde wird mich vergessen. Sie kann auch jetzt noch den Vater am ersten entbehren. Aber Siegfried muß den Vater im Gedächtniß behalten. Du lässest, als umsichtige Frau, mich bei ihm verreiset sein, damit seine Liebe ohne alle Bitterkeit fortdauert.

Nun noch einige Bestellungen:

1. fehlt es mir an Handtüchern, 2. hätte ich gern ein paar leinene Jacken, 3. vermisse ich gar sehr meine kleine Bibel, die mit mir zu Felde und auf allen Reisen gewesen. Sie muß in der untersten Fachspinde liegen, oder — — — — — — — — — — Hier folgte wahrscheinlich eine tadelnde Bemerkung über die in rücksichtsloser Weise geübte Haussuchung, vom Zensor gestrichen. Den Rest des Briefes füllen Bücherbestellungen.

* * *

Den 8. oder 9. August.

— — — — — — — — — — — — — —

Am 4. bekam ich zu allererst eine vorläufige Kunde von dem Hinscheiden eines unserer Kinder*), was mir schon früher eine Gefahr verkündete. Es ward mir nach langer Beklommenheit mit einem Male so leicht, so neuerquickt die Seele, so sieggrün die Hoffnung, so unendlich der Glaube. Dir ist das Kind entschwebt. Laß mir genau die Zeit wissen, wenn Du es nicht bereits geschrieben. Seit heute weiß ich, daß Du und der Arzt einen Meldebrief hierher gesandt. Der ist aber bereits gestern nach Berlin zur Durchsicht zurückgeschickt, und wird frühestens erst den 11. hier eintreffen. Schreib mir also noch einmal, und Alles recht umständlich und haarklein.

Ich bin im Leiden begraut. Psalm 129, V. 2 ist mein Lebens- und Leichenspruch. Ueber das Hinscheiden unserer Kinder kann ich nicht trauern. Sie bleiben uns unverloren und haben sich nun auf ewig gewonnen. Sie sind herrlich entschwebt und zu Seligen verklärt. (Offenbarung Joh. 21, V. 4.) Heimgegangenen muß man ihr Siegesglück nicht durch Klagen beneiden. (Psalm 116, V. 15.) Sie haben an ihrem Lebensmorgen den letzten Feind überwunden, mehr hätten sie auf der allerlängsten Pilgerschaft nicht erstritten. (1. Moses 47, V. 9 und Psalm 90, V. 10.) Unsere Lieben sind in ihres Daseins Frühe, im Morgenrot ihres Lebens, zum ewigen Lichte erwacht. Sie sind nicht an Begierden gewelkt, nicht an der Leidenschaften Hitze verbrannt. Ihr Geist hat die Erde verlassen, als ihre unsterbliche Seele noch ungeteilt dem Himmel angehörte. (Philip. 3, V. 20, 21.) Nimmer können sie

---

*) Hier ist die Rede von der einzigen Tochter Sieglinde; der älteste Sohn Waldemar war bald nach der Verhaftung Jahns gestorben.

nun auf einer Wallfahrt weiter Schaden leiden. Kein unbefriedigter Wunsch erseufzte bei ihrem Abscheiden. Noch mit keiner Sorge — — — — — — — — — — — — — —

Vor allem Begehrniß, vor dem Unglück der Leidenschaft sind sie entrückt worden und nun für alle Ewigkeit vollendet und geborgen. (Hiob 1, V. 21.) So sind die Teuersten vorangesandt zur himmlischen Herberge, wo auch wir unsere Wallfahrt vollenden. (2. Petri 3, V. 13.) Und jemehr Liebe voran sind, um so leichter ist die irdische Abfahrt zur himmlischen Wiedervereinigung. (2. Kor. 1 bis 2.) Unsere Väter sind schon dort, eine fromme Mutter und holde Schwester, und ihre sittsame Tochter, so in Sehnsucht der Mutter nachwelkte. In deren seligen Gemeinschaft blühen unsere Kinder als unverwelkliche Knospen, so der himmlische Lebenstau allezeit verjüngt. Uns aber sind sie Leitstern, daß wir den Weg und das Ziel nicht verfehlen. Gern hätte ich das fliehende Leben hinweggeküßt, gern den Leichnam zur Erde bestattet, wo Waldemar ausruht, und mit Gottes Hülfe wir bald alle. Gott gebe nur, daß es geschieht, ehe wir ganz hinfällig, uns und Andern zur Last werden. — — — — — — — — — — — —

„Geben ist seliger denn Nehmen." Bis jetzt [übte ich] das Erstere. Nur sind wir im Drucke des Vaterlandes um das Unsrige gekommen. Zeit, Vermögen und Gesundheit sind fort, das wäre leicht zu verschmerzen. Aber daß alles Mühen zu Nichte wird, und nun Andere von ähnlichen Opfern ab- und zurückhalten muß — das ist eine Ahnung, die mir in der Seele weh tut. Unsern Namen und Nachruf wird das freilich nicht schaden. Ist uns auch leibliche Nachkommenschaft versagt, die geistige wird uns überleben. Wie müht sich der Mensch oft um vergänglich Geld und Gut. Und wenn er's erstrebt hat, so wächst ihm die Last und steigt ihm die Sorge, um sein Besitztum zu bewahren. Da werden unverrückbare Truhen angefertigt und feuerfeste Gewölbe gebaut, und den Blitzen der Gewitter Hohn gesprochen. Und mit eigenem Gewahrsam noch nicht zufrieden, denkt der Reichere auf größere Vorsicht. Aus Furcht vor möglichem Verlust, bezahlt er lieber jährliche Zinsen voraus an die Versicherer von Gütern und Fahrniß. So erst meint er sich sicher gestellt, und wagt doch kaum zu genießen. Aber wer kann bei seinem Hinscheiden Waisen versichern und Unmündige zum Heil bevormunden? — Ja, selbst die trefflichst Erzogenen straucheln, und Heldengemüter sind zu Fall gekommen. Wenn auch der Keim zur Tugend genährt ist, und das Gemüt mit dem Gottestum

vertraut: So fehlt doch nur zu oft der schirmende Hort, wenn die Sünde heranstürmt, die Begierde entbrennt, und die Leidenschaft zur Brunst lodert. Jetzt haben unsere Seligen den ewigen Ruhehafen erreicht. Unsere Wunden werden sich lindern (2. Kor. 4. V. 17 u. 18) unser Leid wird vergehen, und der Schmerz in ein himmlisches Heimweh ersterben.

Wir müssen, müssen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben.
Und hat, zum Himmel aufzusehn,
Man selbst das Haupt erhoben
— — — und fall es links und rechts
— — — — — — — — — — —
(das Weitere gestrichen.)

* * *

12. August.

Ich flehe noch immer um Gehör und Verhör. Die schöne Zeit des Sommers habe ich nun im Bauer verlebt, und gerade die, wo ich alljährlich gewohnt war, meiner Gesundheit wegen zu wandern. Das schmerzt. Wenn dies Opfer dem Vaterlande nützt, so ist auch dieses gern gebracht. Nur bin ich zu schwach, die Gründe einzusehen. Was mögen die denken, die mich haben verhaften lassen und als einen überwiesenen Erzbösewicht festhalten? Ich bin Sohn, Gatte und Vater und liebe herzlich die Meinen. Und die sollte ich freiwillig im Stich lassen, sowie vom Staate 800 Thaler Gehalt! Und die sollte ich vergessen? Und zu einer Zeit, wo ich mich noch obendrein um Erhöhung bemüht habe?*) Ich bin entlassener preußischer Offizier! Wo dürfte ich ohne Staatserlaubnisschein bleiben? Und mein Name ist doch auch etwas wert. — Eine Untersuchung ist mir recht erwünscht. Wenn sie nur schnell erfolgt, so will ich meine heimlichen Anschwärzer für meine redlichsten Freunde anerkennen. Bei der Untersuchung muß ich doch pflichtgemäß von meinem Lebenswert, von meinen Verdiensten ums Vaterland reden, was ich bis jetzt aus Bescheidenheit nicht tun wollte. Ich glaube das hat mir Schaden getan. Mag sein. Wäre nichts zu Hause vorgefallen, so schriebst Du gewiß. Verschweigt doch kein Unglück. Ungewißheit ist ja weit gräßlicher.

*) Die Erhöhung des Jahresgehalts auf 1000 Taler wurde noch während der Gefangenschaft bewilligt.

Wer ist bereits Siegelinden nachgefolgt? Euer Stillschweigen ist eine stumme Blume. Wie wirst Du's zum Winter machen? Kannst Du Dich mit Holz versorgen? Wie benehmen sich die Wirtsleute gegen Dich? Wie geht's mit dem Gesinde? Was machen die beiden Jetten? Läßt man Dir empfinden, daß Du Jahns Gattin bist? Bist Du von aller Welt verlassen? Fliehen Dich alle Menschen? Schreibe posttäglich! Schreibe! Schreibe!

Halte Dich wacker, und beachte den Turnerspruch: „Frisch, frei, fröhlich und fromm!

Friedrich Ludwig Jahn.

* * *

Aus einem Brief vom 10. September.

Um meine Gesundheit sei unbekümmert. Sollten ein mal schlimme Zufälle eintreten, so erhieltest Du schleunigste Nachricht. Versuche doch: Ob Du Dir nicht die Erlaubnis auswirken kannst, hierher zu ziehen, und mich dann tagtäglich auf ein Paar Stunden besuchen darfst.

Die Mutter wird dann mit Schwester Amalia das Haus verwalten. — Wenn Du bei mir bist, habe ich mein Liebstes. Seit vierzehn Jahren hast Du mich niemals mißverstanden und Leiden und Freuden redlich geteilt. Auch die Kinder- und Jugendseelen sind meinem Gemüt nie fremd gewesen.

Das erwachsene Geschlecht, was die Notreife gezeitigt, konnte mich weniger begreifen. Und unter den Alten, deren Gräber grünen, hielt Scharnhorst viel von mir, und der Mann, dem ich einst das „Deutsche Volksthum" zugeeignet.*) — Einer meiner Lehrer gab uns Schülern ein Mal zum deutschen Aufsatz die Aufgabe: „In welchem Zeitalter wohl ein Jeder möchte gelebt haben? — Und welcher Mann er möchte gewesen sein?" Meine Mitschüler brachten ihren ganze Geschichtkram zu Markte. Ich allein schrieb: „In keinem! — Und gar kein Anderer! denn ich fühle recht gut, daß eine Zeit kommt, in die ich gehöre." Darauf der Lehrer: Wo sollen jetzt noch Zeiten kommen? Ich ihm einfallend: Glauben Sie, daß Gott und die Welt ausgezeitet haben, und die Geschichte stille steht? — Nun der Lehrer: Ich verstehe Dich nicht, Du scheinst aber recht zu haben! —

---

*) Landrat v. Laffert auf Dammerenz bei Boitzenburg, in dessen Hause Jahn während seiner Agitationsreisen zwischen 1806 und 1809 oft Zuflucht fand.

Am Sonnabend den 11. erwarte ich die Bücher, so in Halle auf der Versteigerung erstanden! Wenn Du weißt, wie weit meine Sache ist, und es melden darfst, so unterlasse es nicht. Lebe wohl. Mit Gruß und Kuß an Freunde und Bekannte, an Siegfried, Mutter und Amalie vor Allen.

Dein Friedrich Ludwig Jahn.

* * *

Vom 1. Oktober.

Ich weiß also noch immer nicht: Ob Du kommen darfst oder fortbleiben sollst. — mithin muß ich auf beide Fälle Bedacht nehmen. Bald wird das erste Taghundert voll sein. Nur noch zehn Tage fehlen. In dieser Frist erwarte ich Dich mit Siegfried, zum Abschied des alten und zum Willkommen des neuen Vierteljahres. Wenn ich Dich nur erst wieder bei mir habe, soll mir die frühere Gefängnis als ein schweres Traumbild entschweben. In Deiner Gesellschaft wird mich auch keine Schwermut befallen. Hältst Du bei mir getreulich aus, so will ich dem Lenz, der diesen Winter vertreibt, heiter entgegen harren. Der Kerker soll mir ein Blumenflor dünken, die neunzig Eisenkreuze ein Blütenhain, und Gelärm von Krampe und Kettenschloß*) ein lieblich Tonspiel.

* * *

Den 15. Oktober = 95. Tag [der Gefangenschaft].

Deinen Brief vom 7. habe ich nebst den Sachen am 8. erhalten. Ich sage Dir dafür meinen herzlichen Dank. Der Rock paßt gut, und die Stiefeln werde ich behalten, weil ein Hab' ich allemal besser als ein Hätt' ich. Seit der Zeit habe ich in meinem Zimmer zum erstenmal außerhalb dem Bette wieder einen warmen Fuß, weil der Fußboden wegen des Zuges im darunter befindlichen Torbogen allezeit durchkältet bleibt und sich niemals erwärmt. Der Ofen heizt sonst gut, und er bekommt Morgens und Abends seine gehörige Ladung. Mir ist Alles zwar lieb, was Du mir schickst.

---

*) In der Jahnbiographie des verdienstvollen Jahnforschers C. Euler findet sich die Bemerkung (S. 579), Jahn habe im Kerker sogar eine Zeitlang Ketten tragen müssen. Es ist mir nicht bekannt, worauf diese Bemerkung sich gründet; sollte vielleicht diese Briefstelle, die Euler wahrscheinlich bekannt war, den Anlaß gegeben haben? Jedenfalls ist die Geschichte aufs bestimmteste zurückzuweisen; denn J. hätte sicherlich in seinen Eingaben und Briefen und in der Selbstverteidigung irgend eine Erwähnung davon getan.

was mir aber Letztens das Liebste war, wirst Du schon erraten. Ein Gefangener hat Nichts. Du gehst also leer aus. Hätte ich Blumen, so würde ich doch nicht wagen, sie für Dich in einen Strauß zu winden. Der Argwohn möchte sie zerknicken und entblättern — weil es in der Türkei eine geheime Blumenziffer geben soll. Du weißt: ich kann nicht ins Gesicht loben und rede milder hinterm Rücken, als in den Augen. Also ein neues Altes, was Du nicht weißt. Als mir einst, an einem unvergeßlichen neunten dieses Monats, eine große Freude widerfahren — da rief ich unaufhörlich Psalm 16 V. 6. — als meinen begleitenden Leib- und Lebensspruch. Ich möchte meine Kerkerzeit nicht so ganz unnütz zubringen, sondern gern eine wissenschaftliche Arbeit vornehmen: Nur fehlts mir am Schreibbedarf. Papier habe ich, seit (Zensurlücke) — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Indessen kann man mit dem Bleistift nicht sonderliche bleibende Gedanken fassen, nur fliegende Worte andeuten, höchstens eine Kladde zum Briefe fertigen.

Und wenn nun der Bleistift abbricht — dann ist Feierabend. Die Leute hätten gar nicht not, mich so ängstlich vor Messer und Gabel zu hüten. Ein Leid werde ich mir gewiß nicht antun, und jetzt am allerwenigsten, da ich erst noch meine Feinde vor Gericht überwinden muß, und im Gegenteil ihnen schimpflich das Feld räumen würde. Ich komme jetzt mit allerlei Bestellungen, die Du mir nicht als unnötig auf die lange Bank schieben, sondern sogleich besorgen mußt: Schicke Geld für mich an die Commandantur. Ich weiß doch, was ich fordern kann, oder nicht. Daraus ist mir ein tiefes Geheimnis gemacht. Aber ich denke, daß mancherlei Ueberdinge, die zur Bekleidung gehören, nicht auf Kosten der Verhafter und Verhafthalter angeschafft werden können. Sonst müßte ich sie ja nachher abliefern. Auch gibt es hier keinen besondern Anzug für solche Gefangene. Darum schicke nur Geld. — — — —

„Gelesen und kann dieser Brief abgehen, am 23sten October 1819.

Hoffmann.*)

* * *

*) Ich drucke hier ausnahmsweise einmal die Note des „Schriftschauers und Briefvorkosters" mit ab zum Beweis dessen, wie lange die Auslieferung der Briefe oft verzögert wurde.

Den 20. Octob. 19. = 100ster Hafttag.

Das erste Taghundert wäre also langweilig genug im Kerker verlebt. Es fängt das zweite an, und da wird mir bei kurzen Tagen und langen Abenden die Gefängnis noch länger dünken. Du hast Dir schon selber früher diese Sorge gemacht und mir diese Quälfrage getan. Deine Baldgläubigkeit ist gar bald getäuscht worden. Schicke mir nur recht bald meinen kleinen Büchervorrat zur Geschichte des 30jährigen Krieges. Bei größerem Unglück lernt man das Kleinere vergessen, und im großen Trauerspiel verschollener Geschichten erschaut man Trost bei widrigen Erlebnissen.

Wahre Geschichtschreibung ist ein wackerer Landwehrdienst. Von einer bündigen Geschichte hat das Vaterland bleibenden Gewinn. Die Tat kann nicht ungetan werden, die Geschichte nicht ungeschehen. Zeichnet die Beschreibung nach dem Leben, so haben Sprache und Volk daran ihren Hort und Halt. Meine, zwar äußerst unbedeutenden schriftlichen Aufzeichnungen und Auszüge zur 30jährigen Kriegsgeschichte hätte ich gern. Es gehören auch dazu 2 Bücher in Ganzblatt oder Folio auf wälschdeutsch, wo ich schon angefangen hineinzuschreiben. Aber laß Alles gut einpacken, wie das vorige Mal, ohne Zwischenbogen von Löschpapier, mit Ausfütterung von Packpapier. Es kann ja Einer hingehen und vor den Augen der Siebenherren das Geschäft handen. Wird mir Feder und Tinte verstattet, so erhältst Du zu Weihnachten noch eine Arbeit zum Geschenk, aber kein eigen Gedachtes, nur eine Uebersetzung, damit die Streichfeder des Schriftschauers keinen Querstrich macht . . .

* * *

Auch seitdem Jahn in Berlin regelmäßig seine Frau sehen durfte, setzte er in den Zwischentagen die Korrespondenz mit ihr aufs eifrigste fort.

Berlin, d. 8. Novemb. 1819 = 119.

Dein Sonntagsbrieflein habe ich erhalten, auch die Beilage von Dürre. Beides hat mich in eine Stimmung versetzt, wo Einem wohl und weh zugleich ist. Auch Dir scheint die Zeit je länger je langweiliger zu werden. Verdenken kann ich es Dir nicht. Morgen fängt schon die 18. Woche an, seitdem unser häusliches Glück so gewaltsam gestört worden. Doch ist Dir die Freiheit geblieben, und Mutter und Sohn und schwesterliche Freundin und

soviele gute Menschen in Fern und Nah, so uns herzlich lieb haben. Darauf stütze Dich, wenn Du zu wanken fürchtest. Mit mir ist's in meinem Leben fast immer auf ungewöhnliche Art gegangen. Warum soll denn jetzt eine Ausnahme stattfinden? Der wahre Wert eines Menschen wird in der Regel erst nach seinem Hinscheiden erkannt! Das Urteil der Zeitgenossen ist nur zu oft zeitungsmäßig, im Lob wie im Tadel. Doch habe ich es nicht zu fürchten, wenn der Stimmfähigen Stimmen auch nur gezählt werden. Soll's aber nach dem Gewicht gehen, so habe ich das Mehr entschieden für mich. Sieh, das ist schon ein Trost, und ein Hausschatz und ein Erbstück für unsern Sohn. Man sagt im Sprüchwort: „Es gibt keinen Heiligen, bevor ihn der Leichengeruch verlassen."

Auch damit ist die Geschichte einverstanden und darum mit ihrem Urteil über die Lebenden zurückhaltend und bescheiden. Wohltätig ist dem Menschen die Zukunft seiner Begegnisse verborgen, wenn er auch mit Scharfblick die großen Dinge wahrschaut. Und leider hat vorwitzige Neugier mit ungöttischer Zauberkunst sich manchmal erfrecht, den Vorhang zu lüften, der unsern Lebenspfad verschleiert. Aber dann ist der gute Geist von ihnen gewichen, sie sind in die Hölle geraten, wo sie den Himmel zu frühzeitig suchten. Gott hat uns längst das Größeste offenbaret; daran haben wir genug, das Kleine werden wir zu seiner Zeit erfahren. Psalm 25, V. 14.

Doch hat es auch in gewissen Zeitläuften Menschen gegeben, die schon bei ihren Lebzeiten anfingen, ihrer Zukunft voraus zu leben. Die mußten auch alle Mal dafür gehörig herhalten. Jesaias 48, V. 10. Das ist gerade kein Blumensommer für die, so es trifft; aber ein Gewinn für die Menschheit. Jesaias 29, V. 8. Es müssen Leute da sein, woran sich Zeitwogen branden. 1. Petr. 4, V. 19. Dürre's angekündigter Besuch würde mir sehr erfreulich sein; aber er wird seinen und meinen Wunsch nicht erlangen. Er wird doch wohl aus meinem zehnjährigen Benehmen ermessen, wie lieb ich ihn immer gehabt, und noch habe, und weit lieber als ich es je äußerlich an den Tag zu legen vermochte. Auch haben wir ja viel miteinander erlebt — Ernst und Scherz, Gesundheitfülle wie Krankheit, gute und böse Tage in Krieges- und Friedenszeiten, auch Freude und Leid brüderlich mit einander geteilt. — Es sollte mir wohlthun, ein Mal wieder ein freies und Freundes Gesicht zu erblicken — da man immer Gefahr läuft, sich an Gefangenen und

Wächtern zu versehen. Warne ihn vor dem Ueberessen, zumal wenn die herzlich gegrüßte Mutter das Leibgericht aufschüsselt. Mit dem Schreiben nach Frankfurt a./O. kann ers anstehen lassen. Er kann ja weit besser nach den Büchern mündlich fragen. Auch will ich zu diesem Zweck noch einen Bücherzettel anfertigen. Nur wünschte ich zu wissen, wie lange Dürre hier zu bleiben gedenkt? —

Herzliche Grüße an Mutter, Amalie und Siegfried und Dir unaussprechliche Liebe.

Allezeit wie sonst Dein

Friedrich Ludwig Jahn.

* * *

Den 18. November 1819 = 129.

Vor zehn Jahren, gerade um diese Zeit, war ich eben in der Genesung von einer schweren Krankheit, in der ich viel ausgestanden habe. Leben und Tod rangen hart mit einander. Meine Aerzte Dr. Meyer und Reich behielten guten Mut, aber die meisten Freunde hatten ihn verloren. Ich selbst war zum Abscheiden gefaßt, und wie immer dazu bereit. Nur ging mir nah, daß ich so vielen guten Leuten, die mein Krankenlager besuchten, nicht sollte ihr Wohlwollen erwiedern und ihre Liebe vergelten können. Mein Wunsch *ist* erhört und gewährt worden. Eine große Zuversicht habe ich *in jener* Krankheit gewonnen, und Glauben an Liebe und Treue. Und die sollen dereinst auch meine müden Augen schließen. Ohne jene Krankheit hätte ich sobald noch nicht für mich die Erfahrung gemacht, welchen Lebensschatz biedermännisches Leben und Weben umfaßt, und was für Reichtümer vaterländischer Sinn, Leutseligkeit und Selbstvergessen ausbrüten. Friesen, der manche schlimme Nacht bei mir aufgeblieben, hat damals geäußert: „Mich ließe die Liebe nicht untergehen." — Einst kam Dr. Meyer zu mir und sagte: „Sie müssen sich immer etwas Angenehmes vorstellen." Nach der Antwort magst Du ihn selbst fragen: — Ich bin wohl auf! Dein

Friedrich Ludwig Jahn.

* * *

Berlin, d. 26. Nov. 1819 = 137.

Gestern hast Du keine Zeile geschickt! Ist es schlimmer mit Dir geworden? Bist du schon bettlägerig? Oder gar bereits unvermögend zum Schreiben? Diese Angstgedanken durchkreuzen sich

unaufhörlich. Mache Dich ja nicht stärker als Du bist. Denn Du warst neulich sehr schwach, schwächer als je. Das fehlte noch, daß Du diese Zeit nicht zu überstehen vermöchtest. Wo sollte ich dann Kraft zur Ausdauer hernehmen? Wahrscheinlich haben dir wieder dienstfertige Meinfreunde allerlei Schreckensmährlein ins Haus gebracht, um Dein Herz mit Gram zu benagen, es mit Kummer zu kränken, um es dann einst im unbewachten Augenblick sicherer hinzuopfern. Denn daß solche Pläne im Werke sind, bezweifle ich keinen Augenblick. Was sollten mir meine Feinde sonst anhaben? Ein größer Uebel können sie mir ja nicht zufügen. Was sie in die Welt hineinlügen mögen, glauben nicht einmal ihre Zeitgenossen, und die Nachkommen noch weit weniger. Und wenn alle Rechtsverdreher und Linksmacher aus christlichen, türkischen und heidnischen Landen zusammenschwärmten, so soll doch ihre Arglist scheitern, und meine Unschuld nur um so geprüfter und bewährter ans Licht kommen. Darum laß ich Gott einen guten Mann sein und befehle meine Seele dem Richter der Lebendigen und Toten . . . . gestellt, voll tiefer Verachtung der argen Welt.

Ich arbeite fleißig und übersetze, was ich bei der Geschichtsschreibung des 30 jährigen Krieges gebrauchen will. Wo es nur die Sache betrifft, dolmetsche ich gleich so, daß Wort und Werk mein wird. Wo hingegen noch selbst auf die Sprache was ankommt, da schreibe ich getreulich buchstäblich ab. Das wird mir aber recht sauer. Auf Nachschreiben und Nachbeten habe ich mich nie verstanden. Alle Vierteljahre pflegt auf der Bücherei eine Musterung der verliehenen Bücher angestellt zu werden. Nach abgehaltener Bücherschau kann man sie wieder abholen lassen. Gewöhnlich wird das durch die Zeitung angekündigt. Sobald Du davon hörst, mußt Du ein paar Männer mit einer Tragbahre dingen und die Bücher von hieraus gleich hin besorgen. Es wird dann schon einer mitgehen, der die Ablieferung besorgt und die Leihschriften zurückempfängt.

Habe ich das bestellte Buch auf der gegenwärtigen Versteigerung erhalten? Oder ist es zu teuer weggegangen? Späterhin kommt noch eins vor, was auch zur Vollständigmachung meiner Schriften gehört, und ich deshalb auch gern hätte. Bücher — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber das gestrige Schneegestöber und heutige Schlackwetter habe ich mich sehr gefreut. Nicht etwa wie Amtmann Riem in der Aussteuer, daß ich im trocknen Rosengarten sitze, und andere Leute

draußen naß werden, sondern über den Augenschein, daß die Menschen noch nicht verstehen, sich das Wetter selbst zu machen. Vor der Erfindung habe ich immer viel Angst gehabt. Das wäre rein aus der Welt zu laufen, wenn erst jeder einen Schein aufs Wettermachen lösete. —

Ich wünsche, daß es heute um und dumm regnet, und die Nacht friert, daß gewisses Geziefer hart und schwarz wird. Das mag Dir spanisch klingen, und Du würdest es verstehen, wenn Du wüßtest, was für ein Wagspiel die spanischen Soldaten sonst auf der Trommel anstellten, die allezeit ihren Feind im eigenen Busen zu suchen hatten. Sie hielten ein Wettkriechen. Mehr sage ich nicht, sonst fängt mir an zu jucken. — Gestern wurden auf dem Hofe viele Strohsäcke ausgeschüttet. Auch heute wieder. Viele herzliche Grüße Dein

Friedrich Ludwig Jahn.

N. S. Den 1. Dez. ist Arnolds Namenstag. Du mußt mir was zum Geschenk für ihn bis dahin besorgen, was er sich am 30. Nov. (kommenden Dienstag) selbst abholen soll. Zu seinem Jahrestage und andern Namenstage hat er so von mir Nichts bekommen. Mein Jahrestag-Andenken zum 9. Oktober soll ich ja auch noch immer zu sehen bekommen! — Ich bin übrigens wohl, habe die Nacht sieben Stunden ohne Traumgesichter geschlafen. Das Frühstück hat auch geschmeckt.

* * *

Berlin, d. 14. Dezember 1819 = 155.

Nicht so traurig! Nicht so betrübt! Nicht so niedergeschlagen! Nicht so leidmütig! Nur noch eine kleine Weile Geduld! Es muß anders werden!

Tausendmal wenigstens habe ich Dir diese Ausrufe seit gestern in Gedanken nachgeschickt und kann mich nicht enthalten, sie Dir zu schreiben. Du mußt mir verzeihen, wenn in unbewachten Augenblicken der Unmut hervorbricht; doch wird er niemals in's Störrige und Halsstarrige ausarten. Sieh', ich habe mich wohlgefaßt in mein Schicksal ergeben und leide nur jetzt noch, weil Du so viel ausstehst. Länger kann ich die Wahrheit nicht vertuschen, sie muß endlich heraus. Zusehends nimmst Du ab. Bei Dir scheint die

Hoffnung auf menschliche Gerechtigkeit gänzlich erstorben, weil sich die Sache so in die Länge zieht. Aber sie muß doch einmal zu Ende kommen.

Die Unschuld wird offenbar werden, und Argwohn und Arglist müssen dereinst mit Schande davon schleichen. Nun erzeige mir aber auch die Liebe, Treu und Ehre, bis zum Siegestage meiner dereinstigen Freisprechung durch richterlich Erkenntnis, siegkühn und siegfreudig auszuharren. Nimmermehr mußt Du jetzt klein beigeben — das hieße an Gericht und Gerechtigkeit verzweifeln. Glaube mir: das wird Verfolgern, Verlästerern, Verläumdern, Verleidern eine herrliche Zeitung sein, wenn sie davon hören, wie sehr Du Dich härmst, — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Sind alle Aerzte hilflose Wichte? Alle Freunde leidige Tröster? Ist für Dich die heilige und weltliche Geschichte ein ungeschrieben Buch? Ueberall spricht Joseph's Versöhnungsrede zu seinen Brüdern — 1. Buch Moses 50 V. 20. Diesen Spruch lies, und richte Dich auf und erhebe Dich am Hochgefühl meiner Unschuld! Du kennst mich seit 1805, aus dem Sommer, den der Schmachtag von Ulm beschloß. Nach der Jena'er Niederlage habe ich Dich wieder besucht, wenige Stunden vorher, als die Feinde auch euren friedlichen Gau durchplünderten. Dann hast Du mich wiedergesehen nach dem Tilsiter Frieden — nach dem Unglückstreffen von Wagram. Und Du weißt, daß ich immer Glauben bewahrt und dem Vaterlande meine Treue bewährt habe. Vielleicht erinnerst Du Dich noch des Briefes, worin ich Dir den Einzug des Königs und der Königin beschrieb? Und wie ich herzinnig froh war, so schlimm es auch mir ging? Viel bist Du mir nach einander geworden, Freundin, Schwester, Braut, Gattin und Mutter von Himmelskindern! Erhalte Dich, und Du sollst mir noch .mehr werden. (Apostelgeschichte 12 V. 11.) Die Größe meiner Zuversicht kannst Du daraus ermessen, daß ich im Kerker beim Beginn einer Geschichtschreibung stehe, welche mindestens eine zehnjährige Arbeit bei Ruhe und Ausdauer erfordert. Und wenn ich mich vormals vielleicht betrübt habe, daß ich nur immer Freiwilliger gewesen, und daß ich früher nicht gebraucht worden, so ist es mir jetzt recht lieb, weil ich mir daraus künftige Ungestörtheit zum lieben Werke verspreche; was mir gewiß nicht leid werden soll. Sirach 31 V. 27 ist jetzt meine Lebensregel. Nun sei aber auch wieder gutes Mutes! Werde heiter und fröhlich, da Du weißt, zu welchem großen Werke ich mich angeschickt habe.

Das braucht viel Lust und Liebe zum Dinge. Mit enger Brust und engem Herzen mags Keiner vollenden. Wer sich an solch Wagnis begibt, muß wie die alten Helden gesinnt sein z. B. Makkab. 11 V. 9. Mit inniger Sehnsucht, mit Bitten und Gebet für Deine Aufrechthaltung, mit herzlichen Grüße an alle freundliche Biederleute, die Dich in unverschuldeter Not nicht vergessen, bin ich wie jederzeit Dein

Friedrich Ludwig Jahn.

* * *

Als Abschluß mag noch ein Brief Jahns aus seiner Kolberger Zeit, an die Mutter nach Berlin gerichtet, Platz finden, der in mehrfacher Hinsicht einiges Interesse bietet.

D. 21. Dezemb. 1822.

Liebe Mutter.

Dir waren heute mehrere Briefe zugedacht, Jeder von uns wollte mit den Andern wetteifern und Dich mit heitern Vorgesichten der Zukunft erfreuen. Nun kommts aber doch anders, und ich werde wieder zum mußwilligen Briefschreiber gepreßt: Denn das ist die Arbeit, die ich von allen in der Welt am ungernsten tue. Zwar an Dich möchte ich wohl schreiben, wenn Du nicht in Berlin wohntest. Dort haben mich so viele Scheinfreunde gekränkt und sündigen so fort.

Ist es nicht eine Jämmerlichkeit, daß ich Alles, was mich betrifft, nur aus fernen Zeitungen erfahre, die es verspätet mir zuhallen? Hat wohl einer soviel Lust, den Schulze*) zu einer Antwort zu bewegen? Nun mit verwichener Post habe ich ihm den letzten — ja den allerletzten Bittbrief zugesandt. — Denen Dämlingen, die meinen: „Jahn könne es wohl vorläufig in Kolberg aushalten" gieb den Rat — sich doch mal vorläufig ins Narrenhaus zu begeben. Denn Kolberg ist die Vereinigung von Irrhaus und Zuchthaus. — Sieh, das möcht ich Dir nicht eigentlich schreiben. Nicht wegen der Briefvorkoster! Denen zu gefallen, werde ich nicht

*) Anwalt Jahns.

durch die Blume reden. Aber um Dir keine Kümmernisse zu verursachen. Hingegen will ich auch nicht heucheln und Dir mit Freudenworten die Trauer wegkünsteln. Wenn der König wieder ins Land kommt, will ich aufs Neue mich an ihn wenden — und ihm Alles aufdecken, wie man noch immer nicht vergessen kann, daß der Rheinbund aufgehört hat, und Napoleon, unser Zwingherr, verschlagen worden. Die Aktenwidrigkeiten, die der Bundestag in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung No. 191 u. 193 zur Welt gefördert*), beschimpfen die preußische Rechtspflege. Auch das soll der König alles erfahren, und haarklein und sonnenklar. Es sind zwar in jenen Blättern so viele Leute angegriffen, unter andern alle die, welche gegen Schmalz**) geschrieben haben, z. B. Schleiermacher, Koppe und Niebuhr; allein die Leute tun dann gewöhnlich so vornehm, als ginge sie das nicht an. Und die Feigheit weiß sich immer ein Hinterpförtchen offen zu halten, wo hinaus sie ins Sichere schlüpft. Es ist aber Hochverrat gegen König und Vaterland, wenn man noch länger verstummt.

Der Sohn von Fichte muß auch ein wahrer Tannzapfen sein, wenn er sich nicht dagegen rührt — und Fichtens ehemalige Zuhörer, die seine Reden bewunderten, machen jetzt nach seinem Tode die Kienraupen des echten Landsturmmannes, wie ihn Friedrich Richter bezeichnet. — Scharnhorsten hat der König eine Ehrensäule errichten lassen, und der Genzende***) Bundestag verschießt Bolzen auf dessen Freunde und Mitarbeiter.†) Auch der Vater der Ida

---

*) Es handelt sich hier um einen gedrängten Auszug aus dem ersten Bericht der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission an den Bundestag über die Resultate der Untersuchungen — Ende 1821, den der Bundestagsausschuß für diese Angelegenheit verfertigte und dem Plenum vorlegte. Genaueres darüber bei Ilse a. a. O.

**) Geheimrat Schmalz hatte 1815 eine Broschüre über die Existenz geheimer staatsgefährlicher Vereine erscheinen lassen, die auf völlig unbewiesenen Behauptungen beruhte und allgemeine Entrüstung unter den Patrioten erregte. Bei seiner gerichtlichen Vernehmung im Jahnprozeß über den Deutschen Bund sagte Schmalz aus, daß er gar keine detaillierte Kenntnis von dem Bunde habe, vielmehr beruhe seine Wissenschaft von der Existenz derartiger Verbindungen nur auf Mitteilungen anderer.

***) D. h. der von Genz Beherrschte. Ueber Fr. v. Genz, den Vertrauten Metternichs, erbitterten Gegner der Burschenschaft und des Turnens, vgl. man bei. die Charakteristik Treitschkes, Bd. II, 461 ff.

†) Der erwähnte Bericht der Mainzer Z.-U.-K. behandelt im ersten Abschnitt die Jahre 1806—15, Ideen einer allgemeinen Regeneration von Deutschland, und zieht fast alle hervorragenden Patrioten aus dieser Zeit in den Kreis seiner Betrachtungen, außer Fichte: Stein, Blücher, Gneisenau, York, Eichhorn, Reimer, Schleiermacher u. a.

bekommt darin sein Fett — und alle seines Gleichen. Werden die auch schweigen? Auch die Führer des Lützowschen Corps, Lützow so gut wie Petersdorff, sind höchlich darin beleidigt. Nun, die können wohl einen Puff aushalten. Der eine als General, der andere als Oberst und Commandant in Memel. Lebe wohl, nach Neujahr mehr.

Wir grüßen Alle herzlich, auch Emilien will ich einen besonderen Gruß bestellt wissen. Lenchen hat eine schlimme Hand, sie hat sich verbrannt, ist aber schon wieder in Besserung.

# Die Amerikanisierung britischer Kolonien.

Von

**Otto Corbach.**

---

In einem Werk über die ältere Geschichte Kanadas, das kürzlich erschien, verficht der Verfasser, Sir Charles Lucas, die Ansicht, der Abfall der Neu-Englandstaaten sei keine geschichtliche Notwendigkeit gewesen, der achtjährige Kampf, durch den die damals bestehenden 13 Unionsstaaten ihre Unabhängigkeit zugestanden erhielten, habe sehr wohl mit einem Siege Englands enden können, hätte dieses über die rechten Männer verfügt, seine Ueberlegenheit geltend zu machen. Wolfe und der ältere Howe lebten nicht mehr und die Kraft Pitts war gebrochen, sonst, meint Lucas, würde England Amerika gehalten haben. „Der Krieg wurde verloren und gewonnen nicht durch die Stempelakte und die Unabhängigkeitserklärung, er ging verloren durch Georg III. und Lord George Germain; er wurde gewonnen durch George Washington." Denn warum fiel Kanada nicht ab? Es wurde gehalten, antwortet Lucas, lediglich durch die Vorzüge eines einzigen Mannes, Guys Charleton, der 1766 als stellvertretender Gouverneur nach Kanada kam und zwei Jahre später General-Gouverneur wurde. Vom Standpunkte moderner Geschichtsbetrachtung mag man die Auffassung Lucas' kindlich finden. Aber gesetzt, sie sei vernünftig; es wäre denkbar, daß, hätte George Washington es zufällig mit fähigeren Vertretern der englischen Sache zu tun gehabt, die nordamerikanische Union sogar heute noch zum britischen Weltreiche gehörte: wie möchte sie sich dann wohl entwickelt haben? Unmöglich wäre Nordamerika sobald das gelobte Land der Europamüden geworden, unmöglich hätten seine natürlichen Reichtümer so schnell jene magnetische Kraft auf den Geldüberfluß der alten Welt ausgeübt, wie sie das riesenhafte Wachstum des Wohlstandes und der Macht des Volkes der Vereinigten Saaten

erst erklärlich macht. Wäre anderseits, immer die Annahme Sir Charles Lucas als richtig unterstellt, Kanada zufällig nicht durch einen so vorzüglichen Vertreter Englands wie Guy Charleton gehindert worden, mit den Neu-Englandstaaten gemeinsame Sache zu machen, läge dann ein Grund vor, anzunehmen, daß es in seiner Entwicklung so langsam hinter der stürmisch vorwärts hastenden Union nachgehinkt wäre, wie es geschehen ist?

Jahrzehntelang blühte Kanada im Schatten des britischen Weltreiches, ein Veilchen im Verborgenen. Das Schneckentempo seiner Entwicklung zu beschleunigen, lag nicht im Interesse des Mutterlandes, und seitdem unabhängige Kräfte es doch beschleunigen, lockert sich auch immer merklicher der Zusammenhang mit dem Mutterlande, regt sich immer stärker in den Kanadiern das Gefühl eigener Kraft und Verantwortlichkeit, und schlingen sich um ihr Land immer fester die Polypenarme der panamerikanischen Politik der Washingtoner Regierung. Die Amerikanisierung Kanadas ist im vollen Zuge.

Wie lange ist es her, daß die Welt überhaupt ahnt, was aus Kanada werden kann? Im Jahre 1867 war das Gebiet an der Hudsonsbay noch eine Wildnis. Fort Garry war von den östlichen Provinzen durch 600 Meilen ohne Verkehrsmittel getrennt. Jetzt gibt es eine Ueberlandbahn vom Atlantischen zum Stillen Ozean und zwei weitere nähern sich rasch der Vollendung. Kanada hat immerhin schon eine Bevölkerung von neun Millionen, und jeder Tag bringt erstaunlichere Aufschlüsse über die natürlichen Hilfsquellen des Landes. Die landwirtschaftliche Erzeugungsfähigkeit ist unermeßlich; der Boden bringt noch tausend Meilen nördlich der Grenzen der Vereinigten Staaten Weizen erster Güte hervor. Das Land erstreckt sich vom Breitengrade Roms bis in die Nähe des Nordpols, es verfügt über gewaltige Bodenschätze, ausgedehnte Wälder, fischreiche Flüsse. Warum sollte es also nicht eines der bevölkertsten Reiche der Erde werden, wie es schon eines der größten ist?

Jeder neue Fortschritt in Kanada bedeutet jedoch einen Schritt weiter auf dem Wege zur Unabhängigkeit, weil das Mutterland immer weniger in der Lage ist, die neu entstehenden Bedürfnisse der Kolonie zu befriedigen oder befriedigen zu helfen, oder auch nur zu begünstigen. Seit Jahren sträubt man sich in Kanada, das Menschenmaterial aufzunehmen, das England dort abladen möchte Es sind überwiegend Leute, die in der Heimat dem Schicksal dauernder Arbeitslosigkeit anheimfielen, die die Unterstützung wohltätiger Ge-

sellschaften, wie der Heilsarmee, in Anspruch nehmen müssen, um die Mittel für die Ueberfahrt zu beschaffen. Gegen diesen Lohndrückerimport haben die kanadischen Gewerkschaften im vorigen Jahre gesetzliche Beschränkungen durchgesetzt, wonach nur noch solche Auswanderer zugelassen werden, die die Ausreise aus eigenen Mitteln bestreiten. Zudem unterhält der „Trades and Lobour Congress of Canada" in London einen Vertreter, Mr. Trotter, um die Auswanderung nach Kanada zu überwachen. Ueber die Aufgabe Trotters schrieb die Londoner Morningpost vor einiger Zeit: „Die Politik der kanadischen Trades Unionisten geht dahin, sich denen der Vereinigten Staaten anzuschließen und das Bestreben Trotters, mit der englischen Arbeiterpartei auf gutem Fuße zu verkehren, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es die kanadischen Arbeiter ablehnen, mit der Independant Labour Party oder einer andern Arbeitergruppe in England irgend etwas zu tun zu haben. Trotters Vorgehen soll das Vertrauen des Mutterlandes in die Zukunft Kanadas zerstören, um Auswanderungslustige davon abzuschrecken, dorthin zu gehen." Die Einwanderung aus dem Mutterlande hat infolge dieser feindseligen Haltung der Kolonie erheblich nachgelassen und bleibt hinter der Zuwanderung aus den Vereinigten Staaten schon weit zurück. Nach einem amtlichen Bericht rechnet man damit, daß sich im Laufe dieses Jahres 80 000 Amerikaner mit einem Kapital von etwa 80 Millionen Dollars in Kanada niederlassen. Das sind überwiegend Farmer, die die billigen Landpreise in den kaum erschlossenen östlichen Provinzen, vor allem Saskatschewan und Alberta, anlocken. Bei ihnen mag mit der Zeit das Gefühl der Angehörigkeit an die alte Heimat schwinden, aber gewiß nicht, weil sie den Union Jack dem Sternenbanner vorziehen, sodern dem freien, unabhängigen amerikanischen Kanada der Zukunft zuliebe. Diese Zuzüglinge aus dem Süden pflegen ihren früheren Lieferanten für Mäh-, Dresch- und andere landwirtschaftliche Maschinen treu zu bleiben und sind infolgedessen eifrige Anhänger der auf Beseitigung der Zollschranken zwischen den beiden Teilen Nordamerikas gerichteten Bestrebungen.

Der Gedanke völligen Freihandels zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten hat auch bei den Yankees mächtige Freunde und Förderer. Anfang Dezember vorigen Jahres sprach sich auf einem Bankett der New Yorker Handelskammer in einer viel bemerkten Rede der Eisenbahnkönig Hill dafür aus. Er möchte seine Linien nach dem kanadischen Westen verzweigen und verfügt auch bereits

über einige wichtige Eisenbahnverbindungen mit Britisch-Kolumbia. Sein Einfluß ist ausschlaggebend in Crows Nest Coal Company, die die Schmelzhütten von Kootenays, Montana und Washington mit Koks versorgt, und die den westlichen Abzweigungen der Grand Trunk Pracific den größten Teil des Heizmaterials liefert. In dasselbe Horn stieß bei jener Gelegenheit Andrew Carnegie. Der hat auch immer einen politischen Zusammenschluß Kanadas und der Union befürwortet und war eine Zeitlang recht eifrig dafür tätig. Nicht weniger eindrucksvoll wie diese beiden Dollarfürsten hat stets der kürzlich gestorbene Gouverneur von Minnesota, John A. Johnson, seine Stimme zugunsten völligen Freihandels zwischen der Union und Britisch-Nordamerika erhoben. Das erklärt sich dadurch, weil die in Minnesota liegenden Städte Minneapolis und St. Paul, mit den größten Mühlenwerken der Vereinigten Staaten, bestrebt sind, den Zoll auf Weizen zu beseitigen.

Amerikanische und kanadische Interessen wachsen so allmählich mit einander zusammen. Dieser Vorgang wird durch die Flottenpolitik der Vereinigten Staaten begünstigt. Diese richtet sich immer entschiedener gegen Japan, und Japan, Englands Verbündeter, ist die einzige Macht, vor der sich die Kanadier nicht sicher fühlen, gegen die sie eine eigene Flotte bauen wollen, weil sie sich nicht auf die Unterstützung des Mutterlandes allein verlassen möchten, das ja von Jahr zu Jahr in größere Abhängigkeit von der japanischen Freundschaft gerät. So verschafft gerade der Interessengegensatz zu Japan der Manroedoktrin in Kanada Anhang, um zu einer politischen Eintracht zu führen, die in dem Augenblick greifbare Formen annehmen wird, wo die Kanadier sich stark genug fühlen, ihre Selbständigkeit auch ohne das Schwergewicht der britischen Weltmacht gegenüber dem Yankeetum zu behaupten. Nur weil man vorläufig noch fürchtet, von einer Abhängigkeit in die andere zu geraten, geben sich die Kanadier noch so, als fühlten sie sich unter dem Union Jack wohl. Und doch ist ihr Selbstbewußtsein weit genug erstarkt, um sich zu getrauen, gerade gegenüber den Vereinigten Staaten ihre Sache allein besser wahrzunehmen, als zusammen mit dem Mutterlande. Ihre fortwährenden Beschwerden über die Unzulänglichkeit der englischen Diplomatie in kanadischen Angelegenheiten haben auch dahin geführt, daß sie in dem vor einiger Zeit ratifizierten englisch-amerikanischen Schiedsvertrag ein Vetorecht gegen alle ihre Interessen berührenden Abmachungen zuerkannt erhielten.

Durch den Theaterdonner englischer Imperialisten, die auch

Kanada wieder mit unzerreißbaren Ketten an das Mutterland schmieden möchten, sollte man sich nicht täuschen lassen. „Freie Männer“, erklärt ihnen gegenüber sehr treffend der einflußreiche französische Kanadier Bourassa, dem die Londoner Times kürzlich eine große Rolle in der künftigen Entwicklung der kanadischen Verhältnisse voraussagte, „freie Männer, die gewohnt sind, sich selbst zu regieren, ohne irgendwelche Einmischung von außen seit einem halben Jahrhundert im Genuß weitgehendster nationaler Vorrechte, werden solche Rechte nicht leicht aufgeben. Niemals können die Intriguen ehrgeiziger Männer und Parteien schließlich zuwege bringen, eine ganze Nation zu veranlassen, einen Schritt zurück zu tun.“ „Mein Wunsch“, sagte Bourassa bei anderer Gelegenheit, „geht dahin, daß wir zwischen der alten britischen Fregatte, die an dem Felsen des Imperialismus zu scheitern droht, und dem amerikanischen Korsarenschiff, das sich bereit hält, die Trümmer aufzunehmen, unsere Barke so behutsam und standhaft steuern, daß wir weder mit der ersteren in den Abgrund gerissen werden, noch in das Fahrwasser des letzteren fortgezogen werden ... Den Fall, daß die imperialistischen Ideen obsiegen würden, lasse ich außer acht. Sollten die Advokaten des Imperialismus je die Oberhand gewinnen — wohlan, dann würde ich sagen: Vorwärts! Laßt uns unabhängig sein, ohne Zaudern! Niemals sollte eine Nation zögern, Gefahren zu trotzen und dem Ungewissen die Stirn zu bieten, ehe sie ihre Schritte rückwärts lenkt und sich ins Joch zurückzwingen läßt.“

So erklärlich bei der unmittelbaren Nachbarschaft der Vereinigten Staaten und dem Mangel an natürlichen Grenzen im Süden die verselbständigende Amerikanisierung Kanadas erscheinen mag, so merkwürdig ist es, daß der gleiche Vorgang trotz des trennenden Meeres in Australien sich abspielt. Noch am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts konnte davon keine Rede sein. Australien war damals noch durch und durch britisch und in allen Dingen, worin sich die beiden Typen unterscheiden, dem Amerikanertum fremd. Der praktische Republikanismus in den politischen Einrichtungen des Südens hatte noch in keiner Weise die Herzen dem monarchischen Mutterlande abtrünnig gemacht. Australien folgte willig der britischen Führung, in mancher Hinsicht vielleicht zu diensteifrig. Inzwischen hat indessen der eingedrungene Amerikanismus schon erstaunlich weit um sich gegriffen. Das zeigt sich in den großen wie in den kleinen Dingen des öffentlichen Lebens. Am obersten Gerichtshof wird auf amerikanische Rechtsfälle häufiger hin-

gewiesen, als auf englische. In Kleidung und Nahrung richtet man sich mehr und mehr nach den hervorstechenden amerikanischen Gewohnheiten. In den Schauspielhäusern und Musikhallen sind drei Viertel der auftretenden Künstler Amerikaner. Die Bücherstände zeigen mehr amerikanische als englische Veröffentlichungen. Die australischen Geschäftsleute suchen in Amerika die Hauptquartiere des Welthandels.

Die amerikanisierende Handhabung des Gesetzes ist eine Folge davon, daß die Urheber der australischen Verfassung sich die Vereinigten Staaten zum Muster nahmen. Der Commuonwealth ist genau der nordamerikanischen Union nachgebildet. Daher gibt es in Australien wie in den Vereinigten Staaten fortwährend Streitigkeiten über „State rights" und „boundary problems". Naturgemäß richtet sich der Oberste Gerichtshof bei seinen Entscheidungen dann nach amerikanischen Juristen. Die englische Rechtsgelehrsamkeit, die sonst soviel dazu beiträgt, in den Kolonien das Gefühl der Abhängigkeit vom Mutterlande zu erhalten, kann daher in Australien nicht recht gedeihen. Zu alledem kommt nun, daß man in Australien seit dem Besuche der amerikanischen Flotte angefangen hat, in Amerika für den Fall, daß Großbritannien versagt, den großen Bruder zu sehen, auf den man sich verlassen könnte. In Londoner Blättern wird daher immer häufiger die Befürchtung geäußert, daß Australien eines Tages in die panamerikanische Politik der Vereinigten Staaten einbezogen werden möchte. „Man sollte", schrieb vor einiger Zeit die „Morningpost", „darüber nachdenken, daß Australien Amerika viel näher liegt als England, und daß die neue imperialistische Politik der Vereinigten Staaten deren Regierung eines Tages zu dem Versuch veranlassen könnte, in freie und freundschaftliche Handelsbeziehungen zu der anderen weißen Gemeinschaft des Pacific zu kommen, so daß Australien bald völlig zu den Vereinigten Staaten hinneigen würde."

Es gibt noch eine dritte Gegend des britischen Weltreiches, der die Gefahr einer Amerikanisierung droht. Das ist Britisch-Westindien. Die Bewohner dieser Inseln haben in den letzten 20 Jahren in ihrer Nähe mancherlei vor sich gehen sehen, was sie die Tatkraft des Volkes der Vereinigten Staaten im Vergleich zur britischen Lässigkeit bewundern lehrte: die Aneignung Portorikos, die Einrichtung einer Schutzherrschaft über Cuba, die Einrichtung einer neuen Verwaltung auf diesen Inseln, die Inangriffnahme des Panamakanals. Die zahlreichen amerikanischen Vergnügungsreisenden,

die in immer größeren Schwärmen die Antillen besuchen, namentlich Jamaica, das bereits den Ruf einer Riviera Nord-Amerikas genießt, schaffen immer neue gemütliche wie geschäftliche Zusammenhänge zwischen den Vereinigten Staaten und den englischen Inseln. Jamaica ist wirtschaftlich bereits völlig von der Union abhängig. Nun besteht die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung Westindiens nicht aus Pflanzern oder Kaufleuten, sondern aus Arbeitern, und zwar schwarzen Arbeitern. In deren Köpfen beginnt seit Beginn der Arbeiten am Panamakanal die Erkenntnis aufzudämmern, daß sie auf ihren Inseln unter amerikanischer Herrschaft höhere Löhne erzielen könnten, wie jetzt unter der englischen. Tausende von ihnen haben am Kanal gearbeitet, und sie wissen, daß in den Vereinigten Staaten doppelt so hohe Löhne für ihre Arbeit gezahlt werden wie zu Hause. Sie meinen daher, daß, wenn die Amerikaner Herren der Inseln würden, auch die amerikanischen Lohnsätze zur Einführung gelangten, ohne daß die Lebensmittelpreise sich merklich veränderten. Es ist ihnen zudem bekannt, daß die Vereinigten Staaten eine asiatenfeindliche Politik befolgen, also wohl in Westindien, wenn sie es beherrschten, keine indische Kulis dulden würden, wie sie jetzt die Löhne so unerträglich drücken.

Die geringe Mühe, die sich die englische Regierung seit Jahren macht, um ihre Besitzungen in Westindien zu sichern und zu schützen, konnte natürlich nur dazu beitragen, ihr Ansehen noch weiter zu verringern. Drei Millionen Pfund Sterling sind aufgewendet worden, um St. Lucia zu befestigen, aber man hat die Befestigungen nur halb vollendet und sie dann den zerstörenden Einflüssen tropischer Witterung preisgegeben. Das britische Geschwader, das früher ständig in den Gewässern der Antillen stationiert war, wurde vor einigen Jahren zurückgezogen. Zwei schwache Kreuzer, die bei seltenen Gelegenheiten zum Vorschein kommen, sind jetzt die einzigen Zeugen britischer Seemacht. Dafür zeigen sich in den westindischen Gewässern immer häufiger amerikanische Kriegsschiffe. Solche sind stets zur Stelle, wenn die armen britischen Kreuzer in weiter Ferne weilen, aber da sein sollten, mag es sich um ein Erdbeben oder eine Festlichkeit handeln.

Die Londoner Regierung hat vor einiger Zeit erklären lassen, daß sie bei ihren Flottenrüstungen mit den Vereinigten Staaten als einem möglichen Gegner nicht rechne. Das hat, wie englische Blätter meldeten, auf die Westindier schlechten Eindruck gemacht. Sie, die die Macht der Vereinigten Staaten jeden Tag um sich

herum wirken sehen, meinen, man habe damit den Amerikanern einen Fingerzeig gegeben, daß, wenn sie irgendwann die Inseln zu nehmen wünschten, das Mutterland keinen Finger rühren würde, sie zu behaupten. Ein solcher Augenblick könnte, so meinen die Westindier, nach Fertigstellung des Panamakanals eintreten. Dann müßten die westindischen Kolonien, namentlich Jamaica, für die Vereinigten Staaten eine hohe strategische und handelspolitische Bedeutung gewinnen.

Auch in England gibt es Rassenromantiker, die meinen, Blut sei dicker als Wasser. Die denken dabei an den Bruder Jonathan an der andern Seite des großen Teiches. Für das Verhältnis zum deutschen Vetter will man das Wort ja nicht gelten lassen. Diese Verwandtschaft liegt allerdings auch in weiterem Felde. In Wirklichkeit droht Großbritannien jedoch nicht von Deutschland, sondern gerade von Amerika Gefahr. Blutsgemeinschaft schließt Todfeindschaft nicht aus. Nach Darwin tobt der Kampf ums Dasein in der ganzen Natur zwischen nahverwandten Arten am heftigsten. War es ein Trost für die europäische Wanderratte, daß es ihre asiatische Base war, die sie überall vor sich herjagte und völlig verdrängte? Und kann es für die Engländer ein Trost sein, daß es gerade der wesentlich angelsächsische Yankee ist, der ihm seine besten Kolonien abspenstig macht? Wenn erst der englische Typ in Kanada, Australien, Westindien überall durch den amerikanischen verdrängt ist und diese Gebiete wirtschaftlich und kulturell durch zahlreichere und festere Bande mit der nordamerikanischen Union verknüpft sind als mit England, dann wird in Wirklichkeit schon nicht mehr London, sondern Washington das Herz der angelsächsischen Welt bedeuten. Das würde natürlich Europa als Ganzes nur zum Schaden gereichen, mithin auch Deutschland, und folglich wäre es das Vernünftigste, wenn England und Deutschland sich friedlich verständigten, um gemeinsam auf den Weltmärkten europäische Interessen gegen die allenthalben drohende amerikanische Gefahr zu verteidigen.

# Veredelung der Erbschaftssteuer.

Von

Justizrat **Bamberger**, Aschersleben.

---

Wie der Reichsanzeiger vom 2. September d. J. meldet, hat sich bei den Einnahmen des Reiches für das Rechnungsjahr 1908 ein Fehlbetrag von rund 122 Mill. herausgestellt. Die erschreckende Nachricht lenkt die Aufmerksamkeit von neuem auf die Tatsache, daß die Reform der Finanzen zwar begonnen, aber keineswegs vollendet ist. Sachkundige haben längst die Ansicht vertreten, daß der von der Regierung geforderte Betrag der 500 Mill. überhaupt nicht ausreichend gewesen ist. So hat Graf Posadowsky 700 Mill. als den geringsten notwendigen Betrag bezeichnet, und die „Kreuzzeitung" hat sogar die schleunige Tilgung von 2 Milliarden der Reichsschuld für erforderlich erklärt. Da ferner mit gutem Grunde bezweifelt wird, daß die beschlossenen Steuern auch nur annähernd die in Aussicht gestellten Summen einbringen werden, so erscheint es besonders im Hinblick auf etwaige kriegerische Verwicklungen als eine Notwendigkeit, daß die Reform der Finanzen ohne jeden Verzug beendet wird. Dieses Ziel ist zurzeit nur mit Hilfe der Erbschaftssteuer und der Erbrechtsreform zu erreichen. Darüber herrscht Einverständnis in den weitesten Kreisen.

Was die Erbschaftssteuer anlangt, so wird eine Ausdehnung und Erweiterung dieser Steuer gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt, da die Popularität des Projektes in beständigem Steigen begriffen ist, sich mit Leichtigkeit durchsetzen lassen, wenn die Ziele, die zu verfolgen sind, höher gesteckt, wenn berechtigte Einwendungen berücksichtigt werden, wenn die ganze Frage aus dem Kreise kleiner Finanzmaßregeln heraus auf die Höhe gehoben wird, die der Erbschaftssteuer als der bedeutsamsten aller Steuern zukommt. Ich will versuchen, darzulegen, durch welche Mittel die Erbschaftssteuer zu

einer gerechten, höchst einträglichen Einnahmequelle gestaltet werden kann. Bekanntlich handelt es sich in erster Linie um die Ausdehnung der Steuer auf Kinder und Ehegatten. Nun leidet sowohl der Entwurf von 1908, wie der von 1909 an dem Uebelstand, daß die Abgabe lediglich nach dem Zuwachs am Vermögen bemessen wird ohne Rücksicht auf die Lage, in der sich der Erbe zur Zeit des Erbfalles befindet. Offenbar kann aber ein Erbe die Steuer leichter tragen, wenn er in guten, als wenn er in schlechten Vermögensverhältnissen ist. Ich habe auf diesen Punkt bereits in der „Köln. Zeitung“ vom 29. Dezember 1908 hingewiesen. Es macht einen großen Unterschied aus, ob bei einer Erbschaft von 1000 Mk. eine Abgabe von 20 Mk. einem Millionär auferlegt wird, oder einem kleinen Gewerbetreibenden oder Landwirt, der Mühe hat, sich durchzuschlagen. Man darf nicht schematisch nach der Höhe des Anfalles messen. Von diesem Standpunkt aus muß es als ein Mißgriff erscheinen, daß der Regierungsentwurf vorschlug, Erbschaften bis 20 000 Mk. in allen Fällen freizulassen, solche von höherem Werte in allen Fällen steuerpflichtig zu erklären. Es kommt durchaus auf die Lage des Falles an, auf die Verhältnisse, in denen der Erbe lebt. Hiernach erscheint es angebracht, daß grundsätzlich alle Erbschaften zur Steuer herangezogen werden — abgesehen von den ganz kleinen, unter 500 Mk., bei denen die Kosten nicht im Verhältnis zum Ertrage stehen — daß aber anderseits in allen Fällen Ermäßigung oder Befreiung gewährt wird, in denen die Erhebung der Abgabe zu einer ungerechtfertigten Härte führen würde — abgesehen wiederum von den großen Erbschaften, über 50 000 Mk., in denen eine solche Befürchtung nicht Platz greifen kann. Wird diese Bestimmung getroffen, so fällt der wichtigste Einwand, der gegen die Steuer erhoben wurde, der der Unbilligkeit, fort. Denn sie bleibt in allen Fällen außer Ansatz, in denen sie nach Lage der Sache nicht gerechtfertigt ist. Gewiß werden sich bei der Entscheidung zuweilen Schwierigkeiten ergeben. Die Schwierigkeiten sind aber zu überwinden. In einer großen Zahl von Fällen werden Anträge auf Vergünstigungen gar nicht gestellt werden. In den übrigen wird man den Antragsteller hören, und nach Einsicht der Steuerlisten, nötigenfalls nach Einziehung einer Auskunft der Ortsbehörde, den Steuerbescheid erlassen. Feste Grundsätze für die Behandlung der Gesuche werden sich im Laufe der Zeit an der Hand der Praxis bilden, so daß es nicht erforderlich ist, ausdrücklich Richtlinien zu bestimmen, etwa nach der Höhe

des Vermögens, der Einkünfte, nach dem Familienstand, nach dem Lebensalter, der Zahl der Kinder. Alle diese Umstände werden auch ohne besondere Bestimmung Berücksichtigung finden. — Einen ähnlichen Vorschlag hatte schon früher Dr. Klein in der „Düsseldorfer Zeitung" gemacht. Auch er betont, man müsse sich von der rein mechanischen Auffassung des Erbfalles frei machen und von Fall zu Fall entscheiden. Neuerdings hat Fr. J. Neumann in Tübingen den Gedanken aufgenommen. („Annalen des Deutschen Reiches" 1909, Nr. 6 S. 417 ff.) Auch er legt entscheidendes Gewicht auf das Opfer, das der Steuerpflichtige zu bringen hat, das also beispielsweise bei Zahlung des gleichen Betrages für einen Familienvater größer ist, als für einen Junggesellen. Die Ausgleichung dieser Opfer sei zu erstreben. Deswegen solle man die Erben nach ihrem Vermögen in 4 Klassen teilen und danach die Steuer klassifizieren. Es leuchtet ein, daß auf diesem Wege eine gerechtere Besteuerung der Erbschaften erzielt wird. Doch wäre es einseitig, nur die Höhe des Vermögens zu berücksichtigen, während andere Umstände häufig ebenso sehr ins Gewicht fallen, wie schon das Beispiel von dem Familienvater und dem Junggesellen zeigt, das Neumann selbst anführt. Wer ein kleines Vermögen, aber hohe Einkünfte hat, kann die Steuer leichter entrichten, als ein anderer, der zwar ein größeres Vermögen besitzt, indessen nur auf die Zinsen davon angewiesen ist. Die Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse ist zu groß, um sie in wenige Paragraphen zu zwängen. Deswegen wird es sich empfehlen, von Fall zu Fall zu entscheiden, ob eine ungerechtfertigte Härte vorliegt oder nicht. Trägt man dergestalt den Geboten der Billigkeit Rechnung, indem man die Steuer vervollkommnet, man darf wohl sagen, veredelt, so steht dann auch nichts im Wege, höhere Sätze für die Abgabe einzuführen und damit den Ertrag bedeutend zu steigern. Meines Erachtens lag ein Hauptgrund des Mißerfolges, den die Finanzreform dieses Jahres erlitten hat, darin, daß die Regierung zu wenig verlangt und deswegen auch zu wenig geboten hat. Insbesondere bei der Erbschaftssteuer, die man unglücklicherweise als Nachlaßsteuer formulierte, wurde im ganzen ein Ertrag von 84 Mill. (nach dem späteren Entwurf sogar nur von 55 Mill.) in Aussicht gestellt. Das war eine verhältnismäßig geringe Summe, die angesichts der zerrütteten Vermögensverhältnisse des Reiches wenig reizen konnte, die neue Steuer mit dem dunklen Namen, deren Verhältnis zu der bisherigen Steuer nur die Eingeweihten kannten, zu beschließen. Hätte sie sich klar

als das gegeben, was sie war, als Erbschaftssteuer, wären ihre Sätze hoch genug gewesen, um den doppelten Ertrag zu liefern, so hätte die Vorlage von vornherein größeres Interesse erregt, und um der besseren Aussichten willen auch größere Beliebtheit. Ist dies richtig, so ist der Weg gewiesen, der jetzt zu beschreiten ist. Angesichts des Wohlstandes und der Weltstellung Deutschlands fehlt jeder Grund, so ängstlich zu sein, wie die Vorlage vom 3. November 1908 es war. Blickt man auf das Ausland, so bringt die Erbschaftssteuer in England 400 Mill. jährlich, d. h. 9 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, in Frankreich 200 Mill. jährlich, oder 5 Mk. auf den Kopf, in Deutschland aber 40 Mill., also noch nicht 1 Mk. auf den Kopf! Sehr beachtenswert ist die Entwicklung der Erbschaftssteuer im Königreich Italien. Schon ein Gesetz von 1862 besteuerte die Kinder und Ehegatten. Erhöhungen dieser und aller übrigen Sätze erfolgten durch fünf schnell auf einander folgende Novellen, namentlich infolge des Krieges von 1866, zuletzt durch Ges. v. 23. Januar 1902. Dieses wichtige Gesetz führte die von der italienischen Regierung längst angestrebte und vorgeschlagene Progression der Steuer nach Höhe der Erbschaften in Anlehnung an die französische Gesetzgebung durch. Danach entrichten bei einer Erbschaft von 1000 Frcs. bis zu 1 Mill. Kinder 1 Frc. 60 Cts. bis 3 Frcs. 60 Cts., Ehegatten 4 Frcs. 50 Cts. bis 6 Frcs. 60 Cts., Geschwister 7 bis 10 Frcs. u. s. f. Der Erfolg der weisen Finanzpolitik war ein außerordentlicher. Die Erbschaftssteuer, die im Jahre 1862 nur 7 Mill. gebracht hatte, stieg 1870 auf 14 Mill., 1880 auf 31 Mill. und 1907 auf 41 Mill. Frcs. Sie bildet zweifellos, wie mir das Königl. italienische Justizministerium schreibt, einen bedeutenden Beitrag zu den ganzen Staatseinnahmen und zur günstigen Lage der Staatsfinanzen. Italien erfreut sich bekanntlich jetzt blühender Finanzen, so daß man den Finanzministern dort zu Lande Denkmäler setzt! Auch in Deutschland hat man da höhere Beträge erzielt, 3—4 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung, wo die Kinder bezw. der Ehegatte des Erblassers mitbesteuert werden, wie in Hamburg, Lübeck, Bremen. Die Abgabe setzt mit 2% ein und steigt mit der Höhe des Nachlasses. Dieser Satz von 2%, wie er sich in der Gesetzgebung des In- und Auslandes seit Jahren bewährt hat, ist offenbar derjenige, der auch in Deutschland für Kinder und Ehegatten allgemein geboten ist. Sollte im einzelnen Falle die Auflage zu einer Härte führen, so wird eine solche durch das oben empfohlene Sicherheitsventil der Ermäßigung oder Befreiung voll-

kommen beseitigt. Daß der Steuersatz ein mäßiger ist, ergibt sich aus einer Vergleichung mit der Einkommensteuer. Diese beträgt bei einem Einkommen von mehr als 3000 Mk. bereits 2 % und steigt dann stufenweise. Ist es nun gerechtfertigt, daß wir von demjenigen Einkommen, das aus unserer Arbeit und wirtschaftlichen Tätigkeit herrührt, 2 % abgeben, so wird die gleiche Abgabe bei einem mühelosen Gewinn ohne Arbeit gewiß nicht zu hoch sein. (Das amerikanische Bundeseinkommensteuergesetz von 1894 rechnete das bewegliche Erbschaftsvermögen geradezu zum Einkommen. Vgl. Schanz, Handwörterbuch der Staatswissenschaften 1909, S. 1050.) Die hier vorgeschlagene Steuer von 2 % für Kinder und Ehegatten, allmählich ansteigend bis 5 % bei einem Anfall von 1 Million, ist geeignet, ganz beträchtliche Erträge zu liefern. Um ein Urteil darüber zu gewinnen, muß man sich vergegenwärtigen, welche Summen überhaupt jährlich in Deutschland vererbt werden. Nach vorsichtig gehaltener amtlicher Berechnung (Entwurf eines Gesetzes über das Erbrecht des Staates vom 3. Nov. 1908, S. 27) werden durchschnittlich jährlich 5700 Mill., also nahezu 6 Milliarden, in Deutschland vererbt. Die Höhe der Summe dürfte viele Leser überraschen; erst wenn man sich mit der gewaltigen Zahl vertraut gemacht hat, wird es verständlich und glaubhaft, daß die Freunde der Erbschaftssteuer und Erbrechtsreform so bedeutende Einkünfte von diesen Projekten erwarten. Bemerkenswert ist dabei, als eine Bestätigung der Richtigkeit der amtlichen Berechnung, daß das in Frankreich im Jahre 1907 versteuerte Vermögen rund 5500 Mill. Frcs. betrug, und daß nach dem unverdächtigen Urteil französischer Nationalökonomen das deutsche Nationalvermögen jetzt einen höheren Wert darstellt, als das Frankreichs.

Von den insgesamt jährlich vererbten 5700 Mill. entfallen nach feststehenden Erfahrungssätzen ¾ mit 4275 Mill. auf Kinder und Ehegatten. Berechnet man die davon zu erhebende progressive Abgabe auf durchschnittlich nur 3 %, so ergibt sich ein Ertrag von rund 130 Mill. jährlich. Eine so bedeutsame Verbesserung der Reichsfinanzen kann ohne Opfer der Reichsangehörigen natürlich nicht erzielt werden. Es handelt sich indessen um ein geringes Opfer, vor dem Franzosen und Engländer nicht zurückgeschreckt sind. Deutschland darf unmöglich zurückstehen. Der Gedanke, daß ein kleiner Bruchteil unseres Vermögens dereinst dem Reiche zufällt, daß wir nicht bloß für Frau und Kinder, sondern auch für das Vaterland arbeiten, der Gedanke ist nicht verwerflich, einer großen Nation nicht unwürdig.

Zu der Mehreinnahme der 130 Mill. treten weiter die Einkünfte aus dem in Geltung stehenden Erbschaftssteuergesetz von den Anfällen an Personen außer Kindern und Ehegatten, die sich nach zwiefacher Richtung beträchtlich vermehren lassen. Einmal können die bestehenden Sätze, die jetzt mit 4 % beginnen und im Höchstfalle — bei Fremden — mit 25 % abschließen, unbedenklich verdoppelt werden, ohne daß irgend ein Anlaß zur Beschwerde gegeben ist. Wenn man im Jahre 1906 so niedrige Sätze normierte, so beruhte dies keineswegs auf der Meinung, daß höhere Auflagen unstatthaft seien, sondern auf der Annahme, daß nicht mehr erforderlich war, um den damals noch fehlenden Betrag im Reichshaushalt zu decken. (Begründung des Erbschaftssteuergesetzes vom 3. Juni 1906, S. 20.) Bei der jetzigen Lage der Finanzen ist solche Zurückhaltung nicht mehr am Platze. Nichts steht im Wege, daß Geschwister, die einander beerben, statt 4 % künftig 8 % von der Erbschaft an das Reich abführen, wie denn das französische Recht schon seit langer Zeit mit $8^1/_2$ % einsetzt. Erst recht sind erhöhte Sätze aber für die entfernteren Verwandten angebracht, deren ganzer Erbanspruch nach dem heutigen Empfinden und nach der geschichtlichen Entwicklung den Boden verloren hat, — was übrigens schon in dem Ansteigen des geltenden Tarifes zum Ausdruck kommt. Tritt die empfohlene Verdopplung der Sätze ein, so müssen sich die Einkünfte aus der Steuer gleichfalls verdoppeln. Es werden auf diesem Wege 40 Mill. gewonnen, die zu den 130 Mill. aus der Besteuerung der Kinder und Ehegatten hinzutreten.

Eine bedeutsame Mehreinnahme endlich wird erzielt, wenn die Erbschaftssteuer nicht nur auf dem Papier richtig berechnet, sondern auch in der Praxis richtig eingezogen wird. Das ist zurzeit durchaus nicht der Fall, wie die folgende Betrachtung zeigt. Gegenwärtig sind erbsteuerpflichtig der vierte Teil der gesamten Erbmasse von 5700 Mill. (da $^3/_4$ an Kinder und Ehegatten gelangen), also 1425 Mill. Davon scheiden aber noch aus die nach besonderer Vorschrift befreiten Erbschaften, insbesondere die kleinen Anfälle bis 500 Mk. Nimmt man den Wert dieser Befreiungen vorsichtshalber auf 200 Mill. an, so verbleiben als steuerpflichtige Masse rund 1200 Mill., von der 4—25 % erhoben werden. Um festzustellen, wieviel an Steuer von den 1200 Mill. aufkommen muß, habe ich einen Durchschnittssatz von 8 % Steuer zugrunde gelegt („Tägl. Rundschau“ vom 10. April 1909). Dann müßten von

120 Mill. eingehen 96 Mill., tatsächlich sind aber nach einer mir von dem Herrn Finanzminister freundlichst erteilten Auskunft im Rechnungsjahr 1907 nicht ganz 40 Mill. eingegangen. Mithin sind der Reichskasse für das eine Jahr 56 Mill. entgangen. Man könnte vielleicht glauben, die Rechnung stimme am Ende nicht, der zugrunde gelegte Satz von 8 % sei als Durchschnitt vielleicht zu hoch gegriffen. Das ist aber nicht der Fall. Meine Annahme wird vielmehr durch die eben erwähnte amtliche Auskunft bestätigt. Danach stellen nämlich die rd. 40 Mill. den Ertrag von 515 Mill. steuerpflichtiger Erbschaften dar, die ermittelt sind, mithin tatsächlich 8 % dieser Werte. Also steht fest, daß nicht einmal die Hälfte des Wertes der aufkommenden Erbschaften zur Anmeldung und Versteuerung gelangt. Und es entgehen der Allgemeinheit an Erbschaftssteuer wirklich 56 Mill. Mk. jährlich gegen klares Gesetz. Nun ist es zwar nicht befremdlich, daß sich ein Teil des steuerpflichtigen Vermögens der Veranlagung entzieht, — das beruht auf der Schwäche der menschlichen Natur und der menschlichen Einrichtungen —, wenn aber eine zu Recht bestehende Steuer noch nicht mit der Hälfte zur Hebung kommt, so sind das für deutsche Verhältnisse unhaltbare Zustände, die gebieterisch Abhilfe fordern. Der entscheidende Grund für das Uebel liegt meines Erachtens in der unzweckmäßigen Art der Einziehung der Steuer, darin, daß die vom Sitz der Erbschaft regelmäßig entfernten Erbschaftssteuerämter, und nicht die Ortsbehörden, den Umfang und die Höhe des Nachlasses feststellen. Ich habe in anderm Zusammenhang, behufs Durchführung der Erbrechtsreform, empfohlen, daß die Feststellung und Sicherung der Erbschaften, die dem Reiche heimfallen, von den Ortsbehörden der Gemeinden besorgt und daß diesen als Entschädigung für ihre Mühewaltung 5 % vom Nachlaß überlassen werden. Den entsprechenden Vorschlag möchte ich im Interesse der Erbschaftssteuer machen. Dann werden nicht bloß die häufig so stark belasteten Gemeinden recht willkommene Mehreinnahmen erlangen — nach dem jetzigen Ertrage schon 2 Mill. Mk. jährlich! —, sondern es wird der Eingang der ausgeschriebenen Steuer für die Gesamtheit in weit höherem Grade gesichert werden. Denn die Mitglieder des Gemeindevorstandes sind weit besser in der Lage, den Umfang des Nachlasses zu ermitteln, als das vom grünen Tisch einer entfernten Steuerbehörde geschehen kann. Diese weiß nur aus der Anzeige des Standesbeamten, daß jemand gestorben ist, sie kennt weder den Erblasser, noch seine Familien-

noch seine Vermögensverhältnisse. Die Anzeigen selbst erhält sie nicht sofort, sondern alle Vierteljahre. Dann werden die „Totenlisten" bearbeitet. Ist dies geschehen, so wird der erste Fragebogen an die Personen abgelassen, die als Erben erscheinen. Etwa 6 oder 7 Monate nach dem Erbfall gehen die Antworten ein, die je nach der Persönlichkeit des Verfassers richtig oder falsch, vollkommen oder unvollkommen sind. Zuverlässige Angaben sind in den meisten Fällen schon deshalb unmöglich, weil niemand mehr weiß, was eigentlich vorhanden gewesen ist. Der bewegliche Nachlaß ist häufig bereits verteilt, manches ist verschenkt, manches abhanden gekommen, vieles vergessen. Das Erbschaftssteueramt ist völlig außerstande, nachzukommen. Peinlichste Genauigkeit, unablässige Anfragen tragen zwar viel zur Belästigung des Publikums, aber wenig zur Ermittlung des wahren Bestandes der Erbschaft bei. An Ort und Stelle, in der Gemeinde, in der der Verstorbene sein Leben verbracht, weiß man von vornherein besser, welche Grundstücke er dort oder auswärts besaß, welche geschäftlichen und sonstigen Gewinne ihm zufielen, wie seine Lebensführung war, mit welchen Personen er in Freundschafts- oder in anderen Verhältnissen gestanden, ob er ein Verschwender war oder ein Geizhals, mit einem Wort, man weiß regelmäßig, wieviel Vermögen da sein muß. Auch der Wert der Nachlaßgegenstände, günstige Gelegenheit zur Veräußerung, ist in der Gemeinde am besten bekannt, z. B. ob ein Reflektant für das Geschäft oder das Grundstück vorhanden ist. Das alles sind Dinge, die einer entfernten Staatsbehörde überhaupt nicht oder erst dann bekannt werden, wenn es zu spät ist. Der gewünschte Erfolg kann nur erreicht werden, wenn die Feststellung des Nachlasses schnell, unmittelbar durch persönliches Eingreifen von beteiligter Seite, nicht, wenn sie bureaumäßig langsam durch einen sich lang hinziehenden quälenden Schriftwechsel von unbeteiligter Seite erfolgt. Bei dem hier empfohlenen Verfahren wird manches Mißverständnis, manche unnötige Belästigung des Publikums vermieden, wohl aber eine möglichst vollständige Aufstellung des Nachlasses auch im Interesse der Erben selbst herbeigeführt. Es unterliegt nicht dem leisesten Zweifel, daß bedeutend günstigere Ergebnisse zu erwarten sind, wenn die Gemeinde des Erblassers die Feststellung des Nachlasses besorgt, zumal, wenn sie ein eigenes Interesse an der Erzielung hoher Einnahmen aus der Erbschaft hat. Gleichzeitig wird es zur Kräftigung des Reichsgedankens wesentlich beitragen, wenn jede deutsche Gemeinde im

Norden und Süden auf Gedeih und Verderb mit den Interessen des Reiches verbunden ist. Gegen die regelmäßige Zuziehung der Gemeinden — behufs Einziehung der Erbschaften bei der Erbrechtsreform — hatte der Herr Finanzminister, der diesem Vorschlage sehr freundlich gegenüberstand, das eine Bedenken, daß im Osten der Monarchie häufig geeignete Gemeindevorstände fehlen dürften. Ich kann das Bedenken nicht teilen. So ungeeignete Ortsbehörden gibt es meines Erachtens auch an der russischen Grenze nicht, daß sie nicht verstünden, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen, auch wenn sie noch so sehr mit der deutschen Sprache oder dem Schriftgeheimnis im Kampfe liegen sollten. Mehr werden sie immer noch herausarbeiten, als die Erbschaftssteuerämter in Posen oder Königsberg.

Wesentlich dürfte in diesem Zusammenhang noch ein anderer Umstand sein. Man weiß, daß Hans Delbrück, der der Landwirtschaft vorwirft, daß bei ihr in der Deklaration ihres Einkommens viel gesündigt werde, ihr doch auf der anderen Seite wieder zu gute rechnet, daß bei der Veranlagung des Vermögens der Acker nicht verheimlicht werden könne wie der bewegliche Besitz an Aktien und Wertpapieren. Die Frage, wo schließlich stärker unterveranlagt wird, wird sich mit Sicherheit überhaupt kaum entscheiden lassen. Gerechterweise muß man aber anerkennen, daß die Möglichkeit zu Hinterziehungen in höherem Grade beim beweglichen Besitz gegeben ist. Deswegen erscheint es billig, wenn zum Zwecke des Ausgleiches ein Teil des ländlichen Grundbesitzes, etwa ein Viertel, bei der Veranlagung zur Erbschaftssteuer außer Ansatz bleibt, wie dies schon für den jetzigen Geltungsbereich des Erbschaftssteuergesetzes vorgesehen ist. Sollte eine derartige Bestimmung dazu führen, daß der Erwerb von Grundstücken zunimmt, so wird das vom Standpunkt der Volkswirtschaft mit Freude begrüßt werden.

Der besseren Uebersicht halber seien die erörterten Vorschläge zur Vervollkommnung der Erbschaftssteuer und zur Steigerung ihres Ertrages zu folgenden Leitsätzen zusammengefaßt:

1. Bei der Erhebung der Steuer ist auf die Vermögens- und Familienverhältnisse des Pflichtigen derart Rücksicht zu nehmen, daß auf Antrag Ermäßigung oder Befreiung gewährt wird, wenn sich unter Berücksichtigung aller Verhältnisse ergibt, daß die Erhebung zu einer ungerechtfertigten Härte führen würde.

2. Die jetzt geltenden Sätze des Erbschaftssteuergesetzes werden verdoppelt.

3. Kinder und Ehegatten werden von 500 Mk. bis zu 1 Mill. stufenweise mit 2—5 % herangezogen.

4. Der ländliche Grundbesitz wird mit 3/4 seines Wertes versteuert.

5. Die Feststellung des Nachlasses geschieht durch die Ortsbehörde der Gemeinde, in der der Erblasser seinen letzten Wohnsitz hatte, unter Aufsicht der Staatsbehörde.

Dafür erhält die Gemeinde 5 % von der Steuer.

Wenn diese Sätze einer Reform der Erbschaftssteuer zugrunde gelegt werden, so fallen der Reichskasse mindestens 200 Mill. jährliche Mehreinnahmen zu. Dabei sind die Ausfälle berücksichtigt, die infolge von Ermäßigungen und Befreiungen, namentlich auch beim ländlichen Grundbesitz, eintreten. So wird durch die gerechteste aller Steuern zwar noch immer nicht die Höhe der englischen Einkünfte aus der Erbschaftssteuer, wohl aber die der französischen Republik erreicht. Damit ist die volle Deckung der laufenden Ausgaben für absehbare Zeit endlich gesichert.

Wenn dann noch die Frage der Tilgung der Reichsschuld erledigt wird, die höchste und dankbarste Aufgabe der deutschen Finanzpolitik, die sich mit Hilfe der Reform des Erbrechts, durch Errichtung des Reichserbrechts leicht lösen läßt — dann ist „die mächtige, unerschütterliche Grundlage" für die Finanzen des Deutschen Reiches gewonnen, die Fürst Bismarck vor einem Menschenalter schon schmerzlich vermißte.

---

# Siedlungspolitik in der Provinz Posen.

Von

Landrat a. D. **v. Dewitz,**
Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

---

Wer die Entwicklung der deutschen Kolonisation in der Provinz Posen unbefangen an sich vorübergehen läßt, der wird zu dem bitteren Geständnis gelangen müssen, daß eines der wesentlichsten Ziele der eingeschlagenen Gesetzgebung, das der politischen Eroberung der Provinz, niemals allein auf den betretenen Wegen erreicht werden kann. Ein wesentliches Ziel, ja das Endziel, muß es doch bleiben, die dem Deutschtum widerstrebenden Elemente der Polen so weit in die Minderheit zu bringen, daß sie politisch bedeutungslos und unfähig werden, der deutschen Nationalität Abbruch zu tun. Mit einer wirtschaftlichen Vorrangstellung der Deutschen, die jedenfalls im Bereich der Möglichkeit liegt, wenn sie nicht schon vorhanden ist, kann man sich unmöglich abfinden. Die naheliegenden Verhältnisse in Böhmen geben zu denken. Obgleich die Deutschen dort ein Drittel mehr an Steuern zahlen als die Tschechen, sind sie dank der herrschenden Landesgesetzgebung politisch lahm gelegt. Wenn als Folgewirkung der Heftigkeit des Nationalitätenkampfes in Böhmen auch in Oesterreich die Gesetzgebung sogar zum Stillstand gezwungen zu werden scheint, so ist ein Seitenblick auf Preußen nicht abzuwehren, wenn auch die Polen infolge ihres Bevölkerungsverhältnisses zur Gesamtheit der Einwohner Preußens ohne Bundesgenossen hier nie die Bedeutung erlangen können, wie die Tschechen dort.

Aber selbst ein wirtschaftliches Unterliegen, wenigstens in der Landfrage, ist nicht ausgeschlossen. Abgesehen vom fiskalischen und Korporationsbesitz befanden sich 1908 auf dem Lande in deutscher

Hand 1 264 600 ha, in polnischer Hand 1 115 000 ha. Der Mehrbesitz der deutschen Hand ist jedoch in einer stetigen Abnahme begriffen. Der Verlust derselben beziffert sich seit 1900 auf 36 000 ha und trotz des Verbotes neuer Ansiedlungen infolge der Gesetzgebung aus dem Jahre 1904 doch noch bis zum Jahre 1908 seit 1906 auf 10 782 ha, seit 1907 auf 5634 ha. Bemerkenswert ist dabei, daß 1907—1908 der Hauptteil des polnischen Zuwachses aus deutschem Großgrundbesitz bestand. Das ist auf die Dauer eine unerträgliche Entwicklung, die Widerstand auf dem Wege der Gesetzgebung erfordert. Schon bei Beratung des Enteignungsgesetzes im Jahre 1906 haben die Mittelparteien diesem nur unter der Zusicherung der Staatsregierung zugestimmt, daß ein von ihnen gefordertes Gesetz über das Verbot von Grundstücksteilungen, sofern solche den Zielen des Gesetzes vom Jahre 1886 zuwiderlaufen, demnächst zur Vorlage gelangen werde. Ein solches Gesetz ist nunmehr unbedingt erforderlich. Denn nachdem den Polen neue Ansiedlungen zu gründen durch das Gesetz von 1904 nahezu unmöglich gemacht worden ist, sind sie immer mehr dazu übergegangen, diejenigen Teile des von den Deutschen angekauften Groß- und Kleingrundbesitzes, die sie nicht im wirtschaftlichen Zusammenhang mit bestehenden Wohn- und Wirtschaftsgebänden belassen konnten, an anliegende polnische Bauern und Häusler parzellenweise abzuverkaufen. Auf diese Weise gingen z. B. im Kreise Kosten in der Zeit von 1896 bis 1905 nicht weniger als 2660,9 ha in Parzellen von 2 bis 2,5 ha an polnische Kleinbesitzer über. Dieses Geschäft treiben die polnischen Parzellierungsbanken systematisch und wirken damit auf den noch immer unnatürlich hohen Preisstand des Grund und Bodens hin, unter dem die Ansiedlungskommission unmittelbar und der deutsche Ansiedler mittelbar bei ihren Gutsankäufen zu leiden haben. Das trifft für die polnischen Parzellierungsbanken, Genossenschaften und Güterschlächter scheinbar nicht zu. Denn im Einzelverkauf stellen sie den Preis so hoch, daß sie bis jetzt mehrfach ansehnliche Dividenden verteilen konnten. Der Landhunger ist, abgesehen von den Bauern, die ihr Eigentum zu vergrößern wünschen, bei den 225 000 Häuslern, die in den beiden Provinzen Westpreußen und Posen wohnen, ein beinahe unbegrenzter, und gerade diese sind es, die den Banken die hohen Preise und Zinsen zahlen müssen, wozu sie nur die als Sachsengänger im Westen verdienten hohen Löhne in den Stand setzen. Professor Bernhard sagt in seinem Buch „Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staat“: „Der Kauf im ganzen

stützt sich gleichsam auf die Parzellierungsmöglichkeit, die als ultima ratio im Hintergrunde bleibt." Darlehnszinsen bis zu 10 % sind keine Seltenheit. Einer Bank wurde kürzlich nachgewiesen, daß sie einem polnischen Arbeiter für ein Darlehn von 900 Mk., welche er zum Ankauf eines Grundstücks bedurfte, 220 Mk., d. h. 24½ %, Provision abgepreßt hatte, während dem Direktor dieser Bank ein Jahreseinkommen von 30 000 bis 36 000 Mk. nachgerechnet wurde. An der Spitze des Aufsichtsrates dieses Institutes steht ein Geistlicher. Diese Feststellung stammt nicht aus deutschen, sondern aus polnischen Blättern, die andeuten, daß die unersättliche Habgier des Vorstandes und der Aufsichtsratsmitglieder in den letzten Jahren schon eine Menge unglücklicher Opfer verschlungen habe. Nur durch die Ausbeutung der Parzellenerwerber und Darlehnsnehmer ist es zu erklären, daß verschiedene Banken ungewöhnlich hohe Dividenden verteilen, und mit diesem Umstande hängt auf das engste die auffallende Höhe der Spareinlagen zusammen, die den polnischen Parzellierungsinstituten zur Verfügung gestellt werden. Bei der Parzellierungsbank in Beuthen O.-S. stehen z. B. etwa 50 000 Mk. Geschäftsanteilen und Reserven fast 1½ Mill. Mk. kurzfristig kündbare Spareinlagen gegenüber. Bei den beiden Hauptinstituten in Posen, der „Bank parcelacyzny“ und der „Spolka rolnikow parcelacyjna“ mit 7 Mill. Mk. Depositen ist, soweit die Bilanz zeigt, das Verhältnis zu den eigenen Geldern günstiger; daß aber die 8 Mill. Mk. eigene Hypotheken Bedenken erwecken müssen, scheint im Hinblick auf den Zusammenbruch der Parzellierungsbank in Hohensalza berechtigt. Ueber das Vermögen dieser Bank wurde im Mai d. J. der Konkurs eröffnet. Nach der letzten Bilanz standen 20 000 Mk. eigenen Geldern 200 000 Mk. Depositen gegenüber. Die Bilanz schloß mit mehr als 1 Million ab. Unter den 108 Gläubigern dieser Bank befinden sich nicht weniger als 54 Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie 20 weitere weibliche Personen, zum Teil Witwen. Der 22 000 Mk. starke Reservefonds besteht aus minderwertigen Hypotheken. Es steht zu befürchten, daß auch in anderen der bestehenden 15 polnischen Parzellierungsbanken die Verhältnisse ähnlich sind. Ein Parzellierungsverbot würde daher sicher zwar der nationalpolnischen Propaganda Schaden zufügen, die kleinen Sparer unter den Polen aber in gleicher Weise vor Schaden bewahren. Der nationale Fanatismus treibt offensichtlich einen unerhörten Bodenwucher, dessen Opfer aber nicht die wohlhabenden, sondern vorzugsweise die kleinen Leute sind.

Als fürsprechendes Moment, das den Gegnern einer Parzellierungsbeschränkung sie annehmbarer erscheinen lassen wird, muß auch die Erwägung angesehen werden, daß die nach dem Gesetz von 1908 für 70 000 **ha** zulässige Enteignung polnischen Bodens sich auf ein minderes Maß und vielleicht auch auf Ausnahmefälle beschränken lassen wird. Das Gesetz ist nur geschaffen, weil freihändig polnisches Land nicht mehr in ausreichendem Maße für die Ansiedlungskommission zur Fortsetzung ihrer Tätigkeit zu erhalten war. Hören die Bodenteilungen auf, so bleibt den Polen nur noch die Verwertung der angekauften Güter im ganzen. Das ist selbstverständlich mit Rücksicht auf die beschränkte Zahl der Liebhaber ein weit schwereres, weniger umfangreiches und vor allen Dingen ein weniger rentables Geschäft. Der Grundstückshandel der polnischen Banken mit Deutschen wie Polen müßte zurückgehen und für die Ansiedlungskommission frei werden. Eine beschränkte Konkurrenz drückt naturgemäß auch auf den Preis und führt zu normaleren Verhältnissen. Die privatwirtschaftliche Wirkung eines Teilungsverbotes hat zudem bei weitem nicht die Bedeutung, wie die übrigens voraussichtlich durch ein solches stark vermeidbare Enteignung. Denn während letztere das Aufgeben des Eigentums erzwingt, führt ersteres nur zu seiner Beschränkung und richtet sich im Wirkungskreis des Gesetzes vornehmlich gegen solche Personen, die sich im Grunde genommen doch nur vereinigt haben, um dem Staate Abbruch zu tun. Ihre Bestrebungen folgen nicht einem ökonomischen Bedürfnis, sondern ihre Absicht geht unbestritten dahin, aus der Gesetzgebung des Staates, die für den Staat gedacht ist, Waffen zu schmieden, die sich gegen den Staat richten. Der Staat kann aber nicht seine eigene Existenz verneinen und dieses Spiel mit ihr zulassen.

Ist somit ein Grundstück-Teilungsverbot eine zwingende Notwendigkeit geworden, dessen bisherige Zurückstellung nur mit politischen, aber nicht mit sachlichen Gründen vertreten werden konnte, so soll es doch im wesentlichen nur wirtschaftlichen Zwecken dienen und die Abbröckelung deutschen Landes verhindern. Aber für die Frage des politischen Uebergewichtes, die am Ende nur durch eine numerische Ueberlegenheit der Einwohner deutscher Nationalität zu lösen ist, spielt es nur eine mittelbare Rolle. Käme es nur auf den Bodenbesitz an, so würden schon heute die Verhältnisse nicht als ungünstig angesehen werden können. Denn von der Gesamtfläche von rund 2,9 Millionen ha befinden sich in Landgemeinden und

Gutsbezirken einschließlich des fiskalischen Besitzes schon 1,625 Mill. **ha** in deutscher Hand, von denen 703 000 **ha** für sie gesichert sind, während die Polen nur 1,115 Mill. **ha** besitzen. Sobald man aber die Bevölkerungsverhältnisse schärfer ins Auge faßt, so entwickelt sich ein so ungünstiges Bild für das Deutschtum, daß die Hoffnungen auf die Zukunft einen schweren Stoß erhalten. In den Städten herrscht zwar die deutsche Muttersprache noch vor, da zu ihr 346 045 Köpfe im Jahre 1905 gezählt wurden, denen 316 318 Mitglieder des polnischen Idioms gegenüberstanden. Aber schon hier zeigt sich eine Gefahr des Niederganges, wenn man die Nationalitäten dem Alter nach in Vergleich bringt. Denn die Polen können bei 195 483 erwachsenen, über 15 Jahre alten Personen 120 831 Kinder bis zu 15 Jahren, d. i. 62 % der Erwachsenen, nachweisen, während sich die entsprechenden Zahlen bei den Deutschen auf 239 233 Erwachsene und nur 106 812 Kinder, d. h. 45 % der Erwachsenen, berechnen. Weit ungünstiger sind aber die Verhältnisse auf dem Lande. Hier gehören der deutschen Muttersprache 249 758 Erwachsene und 165 498 Kinder, d. h. 66 % der Erwachsenen, dagegen der polnischen Muttersprache 490 323 Erwachsene und 409 360 Kinder, d. h. 83 % der Erwachsenen, an. Zusammen in Stadt und Land fallen der deutschen Muttersprache 761 301 Personen zu, von denen 64 % über und 36 % unter 15 Jahren alt sind, den Polen dagegen 1 216 001 Einwohner, von denen 56 % in einem Alter von mehr und 44 % in einem Alter von weniger als 15 Jahren stehen. In den Städten ist demnach zurzeit noch eine geringe numerische Ueberlegenheit vorhanden, jedoch dem prozentualen Verhältnis nach zwischen Erwachsenen und Kindern deutscher und polnischer Nationalität ist auch diese für die Zukunft bestritten. Auf dem Lande ist die polnische Ueberlegenheit in der Gegenwart eine gewaltige und scheint auch in der Zukunft dem Prozentverhältnis nach von 83 % Kindern gegen 66 % der Erwachsenen deutscher Muttersprache absolut gesichert. Wenn die deutsche Kolonisation nicht in der Lage ist, dieses Mißverhältnis auszugleichen, so scheint eine wirkliche politische Eroberung der Provinz überhaupt ausgeschlossen. Auf dem Wege der bäuerlichen Ansiedlung auf Gütern von 13 bis 15 **ha** Größe ist dies jedenfalls nicht möglich. Wohl kann man auf diese Weise den polnischen Bauer mit Besitz von ungefähr gleicher Größe in die Minderheit bringen, aber man überflügelt dadurch niemals die Unzahl kleiner Häusler und Eigentümer mit einem Besitz von 0,5 bis 2 **ha**, die

rund 60 % der ländlichen Bevölkerung ausmachen, sowie nicht die Unzahl polnischer Insten, die auf dem deuschen und polnischen Großgrundbesitz in Arbeit stehen. Die Bevölkerungspolitik muß hier die Bahnen einschlagen, auf denen der Gegner groß geworden ist, d. h. auf dem Wege der Beschaffung von Arbeiter- und kleinen Grundbesitzerstellen. Der innere Grund zur Auswanderung sowohl, wie der mangelnden Zuwanderung in den östlichen Provinzen liegt im tiefsten Grunde darin, daß die Besitzverteilungsverhältnisse dem kleinen Mann es nicht gestatten, nicht allein Grund und Boden zu erwerben, sondern vor allen Dingen auch den eigenen Besitz durch Zukauf zu vergrößern. Der Aufstieg ist ihm versagt. Professor Sering hat dies damit nachgewiesen, daß kein Regierungsbezirk des Westens eine Bevölkerungsabnahme aufzuweisen hat und daß sie örtlich daselbst nur in Bauerndörfern mit großem, festgehaltenen Besitz zu konstatieren ist, während die östlichen Regierungsbezirke dauernd an Entvölkerung leiden. Von diesem Gesichtspunkt aus scheint es durchaus zweifelhaft, ob die Ansiedlungskommission richtig verfährt, wenn sie fast ausschließlich nur Rentengüter von 13 bis 15 **ha** Größe schafft. Der leitende Gedanke ist ja volle Ausnutzung der eigenen Arbeitskraft seitens der Rentengutsbesitzer einerseits und Unabhängigkeit von fremder Arbeitskraft andererseits. Wirtschaftlich mag dies Vorgehen richtig sein, sozialpolitisch sicher nicht. Wenn 15 **ha** durch die eigene Familie des Grundbesitzers bewirtschaftet werden können, was nebenbei gesagt durchaus nicht immer, namentlich zu gewissen Jahreszeiten, zutrifft, so erfordern 30 ha schon mindestens 2 fremde Arbeitskräfte, die in Gestalt von seßhaften Arbeitern zu beschaffen wären. Aus sozialpolitischen Gründen wird man dann aber auch weise verfahren, wenn man einzelne kleinere Stellen mit 3 bis 5 **ha** einschiebt, um dem sparsamen und aufstrebenden Arbeiter ein Ziel seines Fleißes zu gewähren. Und auch vom politischen Standpunkt aus empfiehlt sich eine zu große Uniformierung in der Größe der Stellen nicht. Der aristokratische Grundzug, dem bei verschieden gestaltetem Besitz von dem größeren Bauern in einer Gemeinde meistens mit Erfolg die Stange gehalten wird, geht bei gleichartigem Besitz vielfach verloren und gibt dem größten Schreier Spielraum, die Zügel an sich zu reißen.

Auf diesem Wege kann die Ansiedlungskommission also zweifellos die Bevölkerungszunahme fördern. Viel einschneidender würde aber die allmähliche Ansetzung selbständiger Arbeiter, sei es als

Eigentümer, sei es als Pächter auf dem Großgrundbesitz, sein. Da kommen zunächst die fiskalischen Forsten und die Domänen in Betracht. Letztere haben eine Größe von 52 000 ha. Wenn die erste Idee des Fürsten Bismarck war, wo auch immer polnischen Großgrundbesitz zu kaufen und als Domäne einzurichten, so braucht man diesen Gedanken heute nur auf die Forderung auszudehnen, die Domänen mit deutschen seßhaften Arbeitern zu besetzen und damit rein deutsche Schulen einzurichten und deutsche Kirchen zu begründen; man wird dann zu der Vorstellung gelangen müssen, daß eine solche Maßregel, der Ansiedlung von Bauern nebenherlaufend, vom Gesichtspunkt der Bevölkerungspolitik von großartiger Bedeutung sein müßte. Daß dieses vielleicht nicht zu häufig während einer Pachtperiode möglich sein würde, ist zuzugeben. Aber bei Ablauf einer Pachtung und noch mehr bei Ankauf eines Gutes seitens der Domänenverwaltung ließe sich die Maßregel an sich durchführen. Die Ansiedlungskommission hat dazu die Mittel aus dem Gesetz vom 20. März 1908 nach der Zweckbestimmung des 75 Millionenfonds zur Verfügung. Es ist bisher vielfach behauptet worden, daß eine hinlängliche Anzahl von Arbeitern zu diesem Zweck nicht vorhanden sei. Das scheint nach neueren Feststellungen nur bedingt richtig. Denn den Landgenossenschaften im Süden der Provinz ist es in keiner Weise schwer gefallen, im vorigen Jahre ca. 100 Arbeiter, von denen mehr als die Hälfte Reichsdeutsche sind, anzusetzen, und es ist mir von dem Genossenschaftsvorsteher in Ostrowo bestimmt versichert worden, daß allein rund 400 russische Rückwanderer jährlich zur Verfügung ständen.

Aehnlich wie bei den Domänen liegen die Verhältnisse bei dem deutschen Großgrundbesitz. Es ist in den letzten Jahren in dem Landesökonomiekollegium, im Abgeordnetenhause, in einer ad hoc einberufenen Konferenz und publizistisch so oft die Frage erörtert worden, ob es angemessen sei, den Arbeiter überhaupt im Großgrundbesitz anzusiedeln. Diese Frage ist vielfach verneint worden, weil der Arbeiter in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis bleibe. Das kann, wird auch oft, braucht aber nicht immer der Fall sein. Hat er die Restrenten, die ihm der Großgrundbesitzer stehen läßt, allmählich abgetragen, so ist seine Abhängigkeit hinsichtlich des Arbeitsortes geschwunden. Die Gegner dieser Ansiedlungsart betonen, daß der selbständige Arbeiter in die Landgemeinde gehöre, sie wollen ihn dort aber in solcher Anzahl ansiedeln, daß der benachbarte Großgrundbesitzer seinen Arbeiterbedarf dort deckt. Um eines

ideellen Grundes willen ziehen sie es also vor, die unbedingt sichere Existenz des Arbeiters, die er durch ständige Winterarbeit als täglicher Arbeiter im Großgrundbesitz im Gegensatz zu einer meistens zu dieser Jahreszeit recht fraglichen Arbeitsgelegenheit in der Landgemeinde hat, zu unterbinden, und sie muten ferner der benachbarten Landgemeinde zu, das, wenn auch geringe Risiko der Armenlasten und das sichere Risiko der Schul- und Kirchenlasten zugunsten des Großgrundbesitzers auf ihre Schultern zu nehmen. Die Forderung ist zu naiv, als daß man sie näher beleuchten müßte. Will man den Wert der Siedlung in einer Landgemeinde aus ideellen Gründen so hoch einschätzen, so müßte als Gegenleistung des Großgrundbesitzers mindestens zur gemeinsamen Uebernahme der erwähnten Lasten die Bildung eines Zweckverbandes gefordert werden.

In der Provinz Posen kann man sich jedenfalls mit derartigen sentimentalen Einwendungen nicht aufhalten. Hier heißt es deutsche selbständige Arbeiter einsetzen, wo sich die Gelegenheit findet. Der Gesetzgeber ist jedenfalls auf einen derartigen Gedanken nicht gekommen. Denn er hat in dem Gesetz vom 20. März 1908 ausdrücklich bestimmt, daß die Seßhaftmachung von Arbeitern auf größeren Rentengütern (Großgrundbesitz) durch Prämien zu fördern sei. Wenn an sich schon der Großgrundbesitzer der geborene Kolonisator für Arbeiterstellen ist, weil er, abgesehen von dem starken Bedürfnis an Arbeitskräften, sich am leichtesten den nötigen Kredit verschaffen, die nötigen Bauten am billigsten herstellen kann, in der Wahl der aufzubauenden Wohnstätten und der auszulegenden Aecker am freiesten ist, so tritt noch in der Provinz Posen hinzu, daß die ganzen Mühen und Kosten einer etwaigen Arbeiteransiedlung vorschußweise die Ansiedlungskommission übernimmt. Leider steht bis jetzt, so weit bekannt geworden, von 9 größeren Gütern, die in Rentengüter umgewandelt werden sollen, nur in einem Falle in Aussicht, daß der Besitzer dem Vorschlag der Mittelstandskasse in Posen Gehör schenkt und zugleich Rentengutsstellen für selbständige Arbeiter einrichtet. Die Befürchtung, daß der selbständig gemachte Arbeiter nicht Arbeit im Großgrundbesitz nimmt, findet weniger in der Praxis, wie in der Theorie Nahrung. Denn wenn der Besitzer dem Arbeiter für seine 4—5 Morgen Land sämtliche Spanndienste leistet, so stellt sich naturgemäß sehr bald ein solidarisches Verhältnis heraus, das erfahrungsgemäß um so stärker wird, je mehr der Arbeitgeber das Seine tut, die Ländereien des Arbeiters zum augenfälligen Gedeihen zu bringen. Die Vorliebe des

Arbeiters zur Scholle wächst mit seinem Vorwärtskommen, und es überträgt sich von ihr leicht ein Teil auf den, der dazu beiträgt. Wer aber vor dem Gespenst eines fremden Eigentümers auf seinem Gute zurückscheut, der sollte wenigstens zunächst auf dem Weg der Ansetzung von Arbeitern auf Pachtstellen ihnen eine bessere wirtschaftliche Basis eröffnen. Die Ueberlassung der Stelle zum Eigentum ist damit für die Zukunft nicht ausgeschlossen, wenn der Pachtinhaber sich bewährt. Soviel mir bekannt, ist in größerem Maßstabe nur auf dem Gut Goßlershof im Kreise Znin mit dem Ansetzen von Arbeitern auf Pachtstellen Gebrauch gemacht. Der Erfolg ist der Zuzug von 10 deutsch-russischen Familien mit 70 Köpfen. Die Leute erhalten 7 Morgen Acker, 1 Morgen Wiese und Wohnung. Sie zahlen dafür, wie für die Benutzung der Gutspferde zusammen 200 Mk. jährlich und gehen im übrigen zu ihrem Pachtgeber auf Arbeit, die möglichst im Akkord vergeben wird. Auch die Anwendung des anderwärts geübten Verfahrens, dem Arbeiter nur Haus, Stall und 1 Morgen Land zum Eigentum, dazu aber 4 Morgen in Pacht zu geben, kann zu dem Ergebnis einer Verstärkung der deutschen Bevölkerung sehr wohl beitragen.

Im allgemeinen aber wird auf dem Lande, und zwar in der Landgemeinde, fast ausschließlich die Siedlungsgenossenschaft der Träger der Arbeiterkolonisation sein müssen. Das ist in der Provinz Posen auch vielfach als notwendig erkannt. Es bestehen schon heute 5 Landgenossenschaften, 10 Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaften und 1 gemeinnütziger Bauverein in der Provinz, die ausschließlich oder doch vorzugsweise die Ansiedlung selbständiger Arbeiter in Stadt und Land sich zur Aufgabe gestellt haben. Mit Ausnahme von zwei Vereinen aus dem Jahre 1903 sind die übrigen erst 1905 und später begründet worden. Die Rechtsform sämtlicher Vereine ist die der e. G. m. b. H. Die Zahl der Mitglieder beläuft sich

| | | |
|---|---|---|
| bis 1. Oktober d. J. auf rund . . . . . . . . | 1 880 | |
| das gezeichnete Geschäftskapital auf rund . . . . | 550 000 | Mk. |
| das eingezahlte „ „ „ . . . . | 400 000 | „ |
| die Haftsumme auf rund . . . . . . . . . . | 900 000 | „ |
| die Reserven auf rund . . . . . . . . . . | 60 000 | „ |

Sämtliche Vereine sind gemeinnützige Anstalten, die im Höchstfalle das eingezahlte Kapital mit 4 % verzinsen. Während sich die übrigen Vereine auf einen kleinen Kreis beschränken, hat die Kleinsiedlungsgenossenschaft Ostrowo ihre Werbekraft auf ganz Deutschland

ausgedehnt. Sämtliche Genossenschaften haben bisher in einer verhältnismäßig kurzen Zeit 420 Stellen geschaffen, die mit geringen Ausnahmen mit Arbeitern besetzt sind. Die nötigen Kapitalien verschaffen sie sich in allen möglichen Formen, sei es nur durch Spareinlagen, sei es durch Kredite seitens der verschiedensten Institute, sei es auch auf dem nicht unbedenklichen Wege der Ausgabe von Obligationen. Die ökonomische Schwäche der Vereine liegt in der starken Anspannung des Kredits ohne wesentliche Reserven, in dem Unterwert der erhaltenen Rentenpapiere und in dem Zwange, erhebliche Resthypotheken in ihrer Hand zurückbehalten zu müssen. Die Beleihung derselben durch die Landesversicherungsanstalt unter Garantie des Kreises, wie sie in anderen Provinzen üblich ist, läßt sich mit Rücksicht auf den Gegensatz der Nationalitäten in den Kreistagen nicht regelmäßig durchführen. Trotz dieser Schwierigkeiten haben die Genossenschaften den Beweis erbracht, daß sie auf die Bevölkerungspolitik in der Provinz Posen einen bedeutenden Einfluß für die Ansiedlung von Arbeitern in den Landgemeinden und kleinen Städten auszuüben befähigt sind. Um so wunderbarer muß es erscheinen, daß, abgesehen von kleinen Subventionen des Oberpräsidenten aus seinem Dispositionsfonds, die Vereine nur ganz unwesentliche Staatsbeihilfen zu ihren gemeinnützigen Unternehmungen erhalten haben. Während im allgemeinen ja der Staat so stark als Träger der Ansiedlungslasten in den Vordergrund getreten ist, daß man in der Bevölkerung seine Aktion bereits als selbstverständliche Erfüllung einer ihm allein obliegenden Pflicht ansieht, regen sich hier fruchtbringende Keime einer nationalen Selbsttätigkeit, die zu fördern und zu befruchten dringende Gründe vorliegen. Die Zurückhaltung des Staates ist um so auffallender, als das Gesetz vom 20. März 1908 ihm das Recht einräumt, aus dem dort angeführten 75 Millionen-Fonds Mittel zur Ansiedlung von selbständigen Arbeitern zu verwenden. Schon an anderer Stelle habe ich einmal nachgewiesen, daß jede durch die Ansiedlungskommission ausgeworfene Bauern-, Arbeiter- oder Handwerkerstelle im Durchschnitt einen Zuschuß des Staates von rund 9000 Mk. erfordert, und ich habe hervorgehoben, daß ein Beitrag von nur 1000 Mk. für jede durch die Genossenschaften geschaffene Arbeiterstelle vom Gesichtspunkt der Bevölkerungspolitik einen gleichwertigen Erfolg haben würde. Dem Vernehmen nach soll nun wirklich dieser Zuschuß an die Genossenschaften für Einrichtung von selbständigen Arbeiterstellen demnächst geleistet werden, wobei die vinkulierende Bestimmung des Gesetzes

„auf dem Lande" Ansiedlungen auf städtischer Feldmark, wenn sie nur außerhalb der Stadt liegen und mit Land dotiert sind, nicht ausschließen wird. Durch einen solchen Zuschuß würden die Genossenschaften außerordentlich in finanzieller Beziehung gestärkt werden. Die Einlagen der Genossenschafter müssen bei richtiger Verwendung der Zuschüsse eine Sicherheit erhalten, die zur Beteiligung weiterer Kreise führen würde, anderseits wäre aber auch eine größere Berücksichtigung der Ansiedler im Einzelfalle als zulässig zu erachten. Fraglich erscheint es, ob eine gleichmäßige Verteilung des Zuschusses für jede Stelle eintreten soll, oder ob nicht vielmehr die Bodenunterschiede der verschiedenen Gegenden und auch die geschäftlichen Verhältnisse der Genossenschaft im Einzelfalle in Rechnung zu ziehen sind. Kostet im Kreise Schildberg der Morgen einer 8 Morgen großen Ansiedlungsstelle 300 Mk. und im Kreise Ostrowo bei einer 5 Morgen großen Stelle der Morgen 400 Mk., so ergibt sich eine erhebliche Differenz zu ungunsten von Schildberg. Der Einwand, daß so leichter Boden, wie er in den südlichen Teilen der Provinz zu Ansiedlungszwecken verwendet wird, für Arbeiterstellen überhaupt nicht in Betracht kommen dürfe, ist an sich unbedingt richtig, kann aber unter dem höheren Gesichtspunkt der Bevölkerungspolitik hier nicht entscheidend sein. Man müßte sich sonst der Arbeiterkolonisation im südlichen Teil der Provinz vielfach ganz begeben. Freilich sollte ohne einen Morgen Wiese auch hier keine Stelle begründet werden. Will man aber diesem Rat folgen, so wird sich ein noch größeres Mißverhältnis zwischen Stellen mit gutem und leichtem Boden einstellen. Eine entsprechende Berücksichtigung bei der Verteilung der Staatszuschüsse scheint daher erwägenswert. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Frage, durch welche Behörde die Auszahlung des Zuschusses erfolgen soll. Denn der Auszahlung wird naturgemäß eine Prüfung des Projektes und der Ausführung der Siedlung vorhergehen. Soll die Ansiedlungskommission hiermit betraut werden, wie es auf den ersten Blick natürlich erscheint, so liegt die Gefahr vor, daß sich das Privatkapital, das sich in den Genossenschaften in den nationalen Dienst stellt, in der Meinung zurückzieht, die überreiche Ansiedlungskommission könne auch hier ihre Schätze verwenden, und es bedürfe der privaten Tätigkeit nicht mehr. Es wäre jammerschade, wenn auf diese Weise die kaum erwachte Bewegung der Selbstbetätigung nationalen Empfindens einen Stoß erlitte. Geeigneter zur Mitarbeit mit den Genossenschaften würde der Oberpräsident erscheinen,

weil die politische und kommunale Seite der Arbeiteransiedlung vorwiegt. Freilich müßte ihm ein technischer Rat zur Seite stehen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl bei der Auslegung der Stellen, wie der Wahl des Auslegungsobjektes und der Herstellung der Gebäude wesentliche Fehler an einzelnen Stellen gemacht worden sind. Vielleicht ließe sich aber auch ein Verband sämtlicher Genossenschaften bilden, dem ein sachverständiger Staatsbeamter beizugeben wäre, um Vor- und Nachprüfungen vorzunehmen und die Verteilung der an den ersteren für jede Arbeiterstelle gezahlten Prämie von 1000 Mk. zu bewirken. Die Wirksamkeit eines solchen Verbandes, bei dem sich alle Erfahrungen naturgemäß sammeln, würde für die Vermeidung von Fehlern bei der Anlage und Ausführung der Genossenschaftsarbeiten von erheblichem Einfluß sein müssen. Wenn z. B. in der Genossenschaft Kriewen auf Wunsch der Ansiedlungskommission mitten in eine Arbeiteransiedlung von mehr als 20 Stellen zwei bäuerliche Stellen mit 40 und 20 Morgen hineingeschoben wurden, so geschah dies unter anderem sicher auch aus dem Grunde, weil den Arbeitern die Möglichkeit geschaffen werden sollte, ihre Aecker pflügen, eggen ꝛc. zu lassen. Hätte eine im Süden gelegene Genossenschaft diesen technischen Rat und seine Begründung gekannt, so hätte sie sicher nicht den Fehler begangen, eine Arbeiterkolonie von 35 Stellen anzulegen, ohne die Bestellungsmöglichkeit der Ländereien zugleich sicherzustellen.

Es liegt ja noch etwas Unfertiges sowohl den Zielen nach, wie in dem Verfahren mancher Genossenschaft. Aber der Eifer und die Liebe, die sie ihrer selbstgestellten Aufgabe widmen, bilden einen unschätzbaren Edelstein in der Ansiedlungspolitik für die Provinz Posen. Es scheint der richtige Gedanke in Fleisch und Blut übergegangen zu sein, daß man Arbeiterstellen schaffen muß, wo sich nur immer passende Gelegenheit findet, und daß nur die Sicherheit der Existenz des Rentennehmers eine Beschränkung auferlegt! Daß sie auch vor deutschen Sachsengängerkolonien, wie in Kriewen und Raschkow, zwei kleinen Städten, nicht zurückschrecken, ist ihnen hoch anzurechnen. Der Bedarf an Sachsengängern ist in Preußen für absehbare Zeiten ein gewaltiger, und gedeihen dabei die Polen, so ist nicht abzusehen, weshalb die Deutschen in dieser Lebensstellung zugrunde gehen sollten. Die Genossenschaft verfolgt zudem liebevoll das Schicksal des einzelnen. Man muß es selbst gesehen haben, wie die Ansiedler an ihrem Vorstande hängen und wie sie Rat und Hilfe, wenn sie auch schon länger selbständig sind, in Anspruch

nehmen und erhalten. Würden die Behörden diese Genossenschaftsbewegung unter voller Erhaltung der Selbstverwaltung konzentrieren und sie in der Provinz möglichst ausdehnen, so scheint es in der Tat nicht ausgeschlossen, daß zugleich mit Hilfe der anderen vorher angeführten Siedlungsfaktoren das Ziel der numerischen Ueberlegenheit der Deutschen auf diesem Wege, wenn auch erst in ferner Zeit, erreicht wird, aber auch nur auf diesem Wege.

## Nachwort des Herausgebers.

Der vorstehende Aufsatz ist in die Preußischen Jahrbücher aufgenommen worden, obwohl er zu den Ideen und Wünschen des Herausgebers, wie der Leser sofort bemerkt haben wird, im stärksten Gegensatz steht. Ich bin in der Aufnahme von Arbeiten von objektivem Wert, auch wenn sie meinen Anschauungen widersprechen, grundsätzlich liberal, in Angelegenheiten der Polenfrage aber ganz besonders, da es ja schließlich niemand mehr freuen müßte und würde als mich, wenn meine Besorgnis, daß unsre Politik auf diesem Gebiet notwendig mit einer schweren Niederlage des Deutschtums endigen muß, doch noch durch die Tatsachen widerlegt werden könnte, wenn also jemand Mittel und Wege ausfindig machte, die auf der eingeschlagenen Bahn noch zu einem Erfolg zu führen, wenigstens die Niederlage abzuwenden geeignet erscheinen. Jeder sachlich fundierte Versuch dieser Art wird die Tür zu den „Preußischen Jahrbüchern" immer offen finden, und so habe ich auch diese Vorschläge Herrn von Dewitz' gern willkommen geheißen. Der Zufall aber wollte, daß gerade in diesen Tagen ich selber mich von neuem öffentlich ganz im entgegengesetzten Sinne ausgesprochen habe.

Von dem kaufmännischen Verein in Posen wurde ich aufgefordert, dort einen Vortrag zu halten, und man wählte — wohl an sich schon eine signatura temporis, da mein Standpunkt ja bekannt ist — die Nationalitätenfrage. Ich habe hier im Mittelpunkt des Streits nicht nur meine Anschauungen vorgetragen, sondern naturgemäß auch die Gelegenheit benutzt, von neuem die Dinge an Ort und Stelle zu studieren. Der Eindruck war so trübe wie möglich. Hoffnungslos, vollständig hoffnungslos.

Daß unsre Schulpolitik grundsätzlich verfehlt ist, daß sie noch keinen Polen zum Deutschen gemacht, daß sie auch keinen Polen dem Deutschtum angenähert oder ihm wohlgesinnt gemacht, sondern die gesamte polnische Bevölkerung nur immer weiter vom Deutsch

tum entfernt hat, das scheint kaum noch ernstlich von irgendeiner Seite bestritten zu werden.

Die Ansiedlungspolitik hat ihre Erfolge — aber wie sollte das auch nicht sein? Man forderte mich auf, doch auch ein Ansiedlungsdorf zu besuchen; ich erwiderte: weshalb? Daß, wenn der Staat dreiviertel Milliarden Mark zugibt, davon eine Anzahl schöner Bauerndörfer und blühender Wirtschaften aufgebaut werden kann, glaube ich auch ohne mich erst durch den Augenschein überzeugen zu müssen. Aber was ist damit bewiesen? Hat es nicht sogar etwas Demütigendes, sehen zu müssen, wie hier der deutsche Bauer nur mit milden Beiträgen aus dem Steuersäckel (9000 Mk. im Durchschnitt auf jeden Hof) emporgebracht werden kann, während drüben der Pole, trotz alles Druckes und aller Hindernisse, welche ihm die Obrigkeit in den Weg legt, mit den in der Bergwerksarbeit mühsam ersparten Groschen sich selber seine Existenz erschafft und erkämpft? Wer von beiden ist es denn, vor dem die Nachwelt einmal mehr Respekt haben wird? Und was hat die deutsche Kolonisation schließlich für die Zukunft des Deutschtums in der Provinz geleistet? Gerade dadurch ist der Dewitzsche Aufsatz auch mir wertvoll, daß er von neuem bezeugt, daß im Verhältnis zur polnischen Masse diese Siedlungen schließlich nicht ins Gewicht fallen. Man erinnere sich dabei, daß (was unsre Hakatisten so gern mit Stillschweigen übergehen) Fürst Bismarck sich die Bauernkolonisation zwar von seinen Beamten hat abdrängen lassen, kein Hehl aber daraus gemacht hat, daß er von der „Ansiedlung kleiner Leute deutscher Zunge“ nichts halte und nichts erwarte. (Vgl. Die politischen Reden des Fürsten Bismarck, Bd. 13, S. 275.) Herr von Dewitz verlangt nun die Ergänzung der Bauernansiedlung durch die Ansetzung deutscher Landarbeiter. Gleichzeitig ist eine Schrift von einem Posener Regierungsrat, „Ostmärkische Städtepolitik“, erschienen*), in der es heißt: „Gelingt es nicht, dies polnische Arbeiterproletariat [der Städte], auf dem in der Zeit des allgemeinen Wahlrechts die Stärke des Polentums beruht, allmählich durch seßhafte deutsche Arbeiter zu ersetzen, so wird die Gewinnung der Städte der Ostmark nicht zu erreichen sein.“

Das Programm ist so durchgreifend wie möglich: Ersetzung, wenigstens zu einem großen Teil, der polnischen Arbeiterschaft in Land und Stadt durch deutsche. Woher aber sollen die Deutschen

*) Ostmärkische Städtepolitik. Ein Zukunftsbild von einem Deutschen. Oskar Eulitz' Verlag, Lissa i. P.

in solchen Massen kommen? Was sind hier einige Zehntausende? Wir zählen in Preußen nicht weniger als vier Millionen Polen; jeder zehnte Mann in Preußen ist ein Pole. Was werden die Grundbesitzer in den deutschen Gegenden sagen, wenn der Staat die wenigen festen Landarbeiter, die sie noch haben, weglockt, um sie mit Zubußen aus dem Steuersäckel in Posen anzusiedeln?

Der Hauptgrund, weshalb die bisherige Ansiedlung für das Nationalitätenproblem nicht nur unwirksam, sondern für das Deutschtum in hohem Grade schädlich gewesen ist, ist die mittelbare Förderung, die das Polentum in den bisher deutschen Städten dadurch erfahren hat. Man lese darüber die ausgezeichneten Untersuchungen, die unter der Leitung von Professor Ludwig Bernhard in den „Schriften des Vereins für Sozialpolitik" veröffentlicht worden sind, namentlich die Untersuchung über die Stadt Posen selbst von Moritz Jaffé, von der ich sagen möchte, daß sie nicht nur eine wissenschaftliche, sondern gleichzeitig eine künstlerische Leistung ist.

Daß man in Posen nichts gewinnen werde, wenn man nur den Blick auf die Landbevölkerung richte und die Städte nicht beachte, gehört zu den Erscheinungen, die ich von Anfang an vorausgesagt habe. Die Kolonisationsgeschichte aller Völker und Zeiten lehrt, daß der Charakter eines Landes in viel höherem Maße durch die Städte, wo die Brennpunkte des geistigen Lebens sind, als durch das Land bestimmt wird. Die Vorstellung, man könne die Städte gewinnen, indem man sie mit deutschen Dörfern „einkreise", ist eine Illusion, die nur ein Mann ohne richtige historische Bildung haben kann. Bei dieser oder jener kleinen Stadt mag es mit sonstiger Nachhilfe gelingen, und es sind auch ein oder zwei Beispiele in Posen aufzuzeigen, aber weder ist Sicherheit für die Zukunft gegeben, noch stehen die Erfolge im Verhältnis zu der Größe der Aufgabe im ganzen. Ganz umgekehrt muß man sagen: von den polnischen Ständen waren der Adel, der nach dem Hof ausblickte, und die Bauernschaft, die noch wußte, was sie den preußischen Königen verdankte, ohne Schwierigkeit zu gewinnen. Nach dem Zeugnis des ehemaligen Bürgermeisters Witting von Posen in seiner sehr lesenswerten Broschüre über das Ostmarkenproblem wäre sogar mit der Geistlichkeit auszukommen gewesen. Gerade diese drei Stände aber haben wir uns zu Todfeinden gemacht, den Bürgerstand aber, der unter allen Umständen der gefährlichste und härteste Gegner ist, haben wir gestärkt und stärken

ihn Tag für Tag. In Gnesen, schreibt der Posener Regierungsrat in seiner Broschüre (S. 43), gab es 1890 176 deutsche, 340 polnische Handwerker, 1906 aber nur noch 136 deutsche, dagegen 406 polnische Handwerker. Das sei noch ein verhältnismäßig günstiges Beispiel: der Rückgang des deutschen Handwerks sei so allgemein, daß man mit kleinen Mitteln dagegen nichts ausrichten werde. Der Posener Regierungsrat weiß deshalb in seiner Broschüre für das deutsche Bürgertum keine andere Rettung, als daß für die Handwerker Meisterprüfungen eingeführt werden; auf Grund dieser Prüfungen würden dann keine Polen mehr zugelassen und auf diese Weise allmählich Deutsche an ihre Stelle gesetzt werden. Um keinerlei Seitensprünge zu ermöglichen, verlangt er ferner, daß die gesamte Selbstverwaltung und das Genossenschaftswesen unter die Regierung und den Landrat gestellt werde, was allerdings nach seiner Schilderung nicht so schwer wäre, da schon jetzt (S. 8) „so ziemlich die ganze nicht beamtete deutsche Bürgerschaft wirtschaftlich mehr oder weniger von den Beamten abhängig ist."

Der Erfolg unsrer Ostmarkenpolitik ist also, daß in den gemischten Gegenden der Pole als der freie Mann übrig geblieben ist, der Deutsche aber durch Stipendien, Zuwendungen, Unterstützungen, widerrufliche Zulagen, genossenschaftliche Bindungen, Bevormundungen, Gesinnungskontrollen in Abhängigkeit versetzt ist. Kein Wunder, daß mir dort ein hoher Beamter klagte, es sei fast unmöglich, bei einem deutschen Handwerker etwas machen zu lassen: sie nähmen die doppelten Preise und trotzten darauf, daß sie als Träger des Deutschtums erhalten werden müßten. Auch das leitende hakatistische Blatt in Posen, das „Posener Tageblatt" (10. Oktober 1909), hat rundweg zugegeben, daß der kleine polnische Meister mit seiner Anspruchslosigkeit „vielleicht nicht nur relativ, sondern auch positiv etwas billiger sein kann, als ein deutscher Geschäftsmann, der mit höheren Geschäftsunkosten rechnen muß." Wenn es trotzdem verlangt, daß die Deutschen aus nationaler Gesinnung nur bei einem Deutschen arbeiten lassen sollen, so hat es wohl mit den Menschen, denen der Stand ihrer Glücksgüter es schwer macht, täglich in dieser Weise Patriotismus zu üben, zu wenig gerechnet, und ich fürchte, daß alle Reden, die der Deutsche Ostmarkenverein halten läßt für die „Schaffung eines bodenständigen deutschen Bürgertums", wenig fruchten werden, nachdem man die Wurzel aller bürgerlichen Tüchtigkeit, das „Selbst ist der Mann", künstlich zum Verdorren gebracht hat.

So sieht es in Posen aus und nun erst in Oberschlesien! Der König von Preußen hatte hier über eine Million polnisch sprechender Untertanen, die an Treue keinem Deutschen etwas nachgaben. Als der Nationalitätenstreit eben begonnen hatte, veröffentlichte ich in diesen „Jahrbüchern" im Jahre 1893 Aufsätze, in denen u. a. auch gewarnt wurde davor, die Polen aus dem Beamtentum und Offizierkorps zu verdrängen. Denn es sei mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Söhne dieser höheren Schichten des Polentums sich dann, um ein Arbeitsfeld zu finden, nach Oberschlesien wenden würden, um dort sich an die Spitze der polnischen Massen zu stellen, die bisher noch einer Oberschicht entbehrten und ganz unter deutscher Leitung und deutschem Einfluß ständen. Das ist seitdem wörtlich in Erfüllung gegangen. Unsre Schulpolitik hat es fertig gebracht, die bisher getreue Menge in Oberschlesien dem preußischen Staat zu entfremden, und unsre Ostmarkenpolitik hat es fertig gebracht, ihr die Demagogen zuzuschanzen, die sie nun bald ganz ins feindliche Lager geführt haben werden. In Posen hat man mir unter Namensnennung erzählt, wie junge Männer, die sich ehrlich bemüht haben, den Anschluß an den preußischen Staat zu finden, es aber als Polen nicht einmal durchsetzen konnten, daß ihnen die Qualifikation als Reserveoffizier gegeben wurde, endlich mürbe gemacht, umgeschwenkt haben und jetzt an der Spitze der polnischen Agitation in Oberschlesien stehen. Um nicht weniger als Hunderttausend sind ja die polnischen Stimmen bei der letzten Reichstagswahl gewachsen.

Eine hohe Regierung tut ja gegen das Anwachsen des Polonismus, was sie kann, z. B. wenn ein polnischer Bürger sich in einem Vorort von Posen in seinem Garten ein Haus bauen will, so erhält er die Bauerlaubnis nicht — aber ob das helfen wird?

Mein preußisches Herz aber erlaubt mir doch nicht, mit diesem Seufzer zu schließen. Wenigstens einen Anblick habe ich bei der Fahrt nach Posen gehabt, daß ich wieder fröhlich wurde, so oft ich vorüberkam und er sich mir darbot. Es ist der Bau des neuen Königlichen Schlosses mit dem ganzen Komplex der neuen Gebäude ringsum, Akademie, Theater, Landschaft, Raiffeisen, Ansiedlungs-Kommission. Es wird in allen deutschen Städten wenig architektonische Bilder geben, die sich in einheitlicher Großartigkeit mit diesen messen können. Schwechten ist der Baumeister. Ich habe, als ich in der Mitte dieser Bauten stand, an Jacob Burckhardt denken müssen, der, wenn ich mich recht erinnere, von italienischen Städten spricht, die man

in der Renaissancezeit einem Architekten in die Hand gegeben habe wie einen Tonklumpen, um sie künstlerisch zu gestalten. Hier ist ein Kunst- und Kulturwerk geschaffen, das dem großen Sinn der Regierung Kaiser Wilhelms II., wenn die verfehlte Ostmarkenpolitik längst überwunden ist, für immer ein Denkmal sein wird.

Merkwürdig, wie es dasteht, dieses Schloß! Es sollte eine Trutzburg des Deutschtums mitten im Polentum sein. Nun aber, da es sich der Vollendung nähert, sehen schon die Väter des Gedankens mit einer gewissen Sorge an den hohen Mauern und Türmen empor. Ein solches Schloß kann doch nicht leer stehen! Ein königlicher Prinz wird es einmal bewohnen. Mit wem aber wird er in den Prachträumen verkehren? Bloß mit Offizieren und Beamten? Mit den Bürgern, die „in wirtschaftlicher Abhängigkeit vom Beamtentum stehen?" Zu einem jeden Hof gehören die alten, eingesessenen Familien des Landes — ohne sie ist keine Hofhaltung denkbar. Vielleicht, wenn ein unverheirateter Prinz dahin kommt — bringt er aber eine Gemahlin mit — mit wem wird sie umgehen? Mit Polen? Kann man die Familien, die als die erbgesessenen Anspruch auf Hoffähigkeit haben, einladen, eben indem man ein Gesetz gegeben hat, das es in die Hand der Verwaltung legt, sie jeden Augenblick aus ihrem Erbe zu vertreiben? Werden und können Väter, die sich so in ihren Sitzen bedroht fühlen, ihre Kinder bringen, um sie bei Hofe vorzustellen?

Ein Pole, Herr Franz v. Morawski, hat eine Broschüre erscheinen lassen: „Der kommende Tag", in der die revolutionierende Wirkung des Enteignungsgesetzes in den Gesinnungen der Massen mit drastischen Erscheinungen belegt wird, und die „Kreuzzeitung" hat sich eingehend mit dieser Schilderung beschäftigt — sehr mit Recht. Unsere in den Grundanlagen falsche Nationalitätenpolitik ist bis auf einen Punkt getrieben worden, wo sie in Widerspruch mit dem monarchischen Grundcharakter unseres Staates gerät. Wer weiß, was sich daraus in Bälde für Folgerungen ergeben werden! Schwechtens Schloßbau in Posen könnte noch in der deutschen Geschichte einmal eine Rolle spielen!

Delbrück.

---

# Notizen und Besprechungen.

---

## Theologie.

Erweckungsbewegungen. Ihre Geschichte und ihre Frucht für die christliche Kirche. Von Lic. A. Bruckner, Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Ohne Jahreszahl (1909). 191 S. Groß 8°. 2 M.

Eine vor kurzem gemachte persönliche Erfahrung an einem Mitmenschen war es, die mich dem gerade erschienenen Brucknerschen Buche zuführte. Der Angedeutete zählte in seinem Bewußtsein, seiner tiefsten Ueberzeugung, zu den „Erweckten“ oder „Wiedergeborenen“, führte seine Bekehrung auf Einflüsse der Heilsarmee, Knieen auf dem Bußschemel und Handauflegung in Konventikeln zurück. In der meinerseits in aller Ruhe geführten Unterredung zeigte sich eine Verständigung absolut ausgeschlossen, ja jeder gemeinschaftliche Boden den Füßen entrückt. Meine Grundvoraussetzung war, daß die Verstandesseite des Menschen zu entscheiden habe über die Frage, was ist oder nicht ist, die Vernunftseite über die Frage, was sein soll, soweit es dem Menschen möglich ist, an dessen Verwirklichung sich zu beteiligen. Seine Grundvoraussetzung hingegen war, daß nur persönliche Erweckung oder Erleuchtung die sichere Entscheidung über beides in Händen habe; was ihm in seinem wiedergeborenen Zustande dünkte, das war auch eo ipso im unabhängig von ihm Seienden so: Bürgschaft dafür war nur sein subjektiver Zustand. Doch halten die Träger dieses Zustandes auch wieder in einer höchst festen Gemeinschaft zusammen, die aber alle anderen starr ausschließt.

Das Buch Bruckners hat in mir durch manche neue Spezialbelehrung mein Urteil über diese Erweckungsbewegungen durchaus bestätigt. Nach der buchhändlerischen Reklame schien es, als ob man durch dasselbe aufs genaueste in die noch aktuellen Erweckungsbestrebungen eingeweiht werden sollte: es bringt aber von diesen doch nur einiges Hauptmaterial (S. 120 bis zum Schluß, S. 191) und verbreitet sich vorher geschichtlich über die früheren markantesten Bewegungen dieser Art: Die Pfingsterweckung (über diese am mangelhaftesten), den Montanismus (um 200 n. Chr.) die Waldenser, die Quäker, den Pietismus, die Brüdergemeinde, den (englischen) Methodismus. Ueberall ist das Wesentliche, daß das (ungefähr im kirchlichen Sinne ge-

faßte) Evangelium von Christus mit tieferer religiöser Glut als in der Kirche selbst erfaßt wird, daß die Furcht vor dem ewigen Gericht der beherrschende Quellpunkt aller Lebensgefühle und -betätigungen wird, daß das diesseitige Leben, außer sofern es in direkter Beziehung zu dem geglaubten jenseitigen gesetzt wird, einer Mißachtung und Meidung verfällt, daß kirchliche Autorität und Ordnung als zu energielos oder auch entartet verschmäht und allein dem privaten inneren Licht vertraut wird, daß sich schwärmerische Extravaganzen an den Hochmut des vermeintlichen Alleinbesitzes der vollen religiösen Wahrheit knüpfen. Bruckner weiß mit ausgezeichneter Umsicht einerseits den religiösen Ernst und Feuereifer dieser Erscheinungen und die von ihnen ausgehende Anstachelung des kirchlichen Geistes zu würdigen, anderseits aber die Gefährdung, die durch sie die gesunde Ruhe und Stetigkeit des sittlichen und religiösen Lebens erfährt, zu stigmatisieren, dies alles aber von seinem Standpunkte des Glaubens, daß in diesen Bewegungen sowohl wie in der Kirche ein für allemal der Kern der ewigen religiösen Wahrheit enthalten sei.

Wenn man nun aber die unleugbare diesseitlich gesinnte Entchristlichung der weitesten modernen Lebenskreise einerseits und die in alle Erdteile übergeflutete, doch auch Millionen — namentlich im Bann der Heilsarmee stehende — Menschen umfassende Erweckungsbewegung anderseits bedenkt und mit einander konfrontiert, so muß man von einem wahrhaft erschreckenden, ja betäubenden Gefühl von der unsäglichen Weite des Gegensatzes ergriffen werden, in dem Gesinnung und Ziele der Menschen der Gegenwart auseinandergehen. Wo liegt nun das Rechte, in einem der Extreme oder in der Mitte? Ich antworte: Gegen die Erweckungsbewegungen kann man nicht scharf genug Protest einlegen. Den „Wiedergeborenen" kann man allerdings nicht verdenken, wenn sie auf ihrem Boden möglichst grandiose Gebäude aufrichten wollen, und wäre es auch bis zu Höhe der Wolkenkratzer, die in der Tat ihre Besonderheit sind: falls nur der Boden das tragen könnte. Aber ganz dem Ausbau hingegeben, vergessen sie ganz und gar, den Boden zuvor zu untersuchen. Nun ist dieser Grund und Boden unterwühlt: durch die groben Minengänge der mannigfachsten Verstandeserkenntnis, in der die Menschheit seit 2000 Jahren denn doch unsagbar vieles neu gelernt hat, und durch die zahllosen kleinen Maulwurfsgänge, welche die historische Kritik in den letzten Menschenaltern unter ihm gezogen hat. Wir können schlechterdings nicht mehr unser Leben auf den Gedanken des jenseitigen Gerichtes und die alten palästinensischen Ideen, die mit ihm zusammenhängen, gründen: wir müssen und können es zu gleicher Güte und Kraft auf solchen Erkenntnissen aufbauen, an die auch die, welche in lauterer Wahrheitsliebe durch alle Wissenschaft gegangen sind, glauben können.

Die Erweckungsbewegungen mit noch immer dem alten Wein in den Schläuchen, die gleichfalls aus der Vergangenheit hervorgeholt sind, stellen eine über den wahren Stand der Weltuhr ganz ahnungslose Verspätung dar. Und das muß man ihnen, bei aller Achtung vor ihrem reinreligiösen

gungen Willen, aufs schärfste vorhalten, steht doch ihrer altreligiösen Hypertrophie eine völlige Atrophie des logischen, geschichtlichen und Tatbestandswissens in ihrem seelischen Haushalt gegenüber. Dies ist nicht mit der geringsten Feindseligkeit gegen den religiösen Inhalt dieser Bewegungen gesagt, im Gegenteil, wenn man nur an seiner tatsächlichen Unrichtigkeit seine tötliche Seite findet, wird man im Mitgefühl darüber, was man raubt und zerstört, um so mehr das rein Ideelle in der subjektiven Meinung im möglichst besten Lichte zu sehen bereit sein. Auch kann man der vielfach in einer Art von Raserei sich überschlagenden Welttrunkenheit des gegenwärtigen Geschlechts gegenüber den Gegenstoß wahrhaftig nachempfinden, daß die Stille der ganz der Pflege ihrer inneren Güter zugewandten und an ihrer Heiligung arbeitenden Seele hoch über das von jedem Windhauch da draußen bewegte weltliche Treiben gestellt wird. Aber die neue Lebensbegründung wird auch ganz gewiß die ewig unumstößliche alte Wahrheit, daß der Schaden der Seele von allen Gewinnen der Welt nicht aufgewogen wird, in sich aufnehmen. Prof. Dr. Max Schneidewin.

---

## Kunst.

Friedrich Naumann, Form und Farbe. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe, 1909. 219 S. Zwei Mark.

Es mag nicht leicht sein, in Berlin Kunstkritik zu üben. Zwischen Fritz Stahl und Willy Pastor auf der einen Seite und deren geschworenen Feinden, denen um „Kunst und Künstler". Und dann ist es überhaupt in Berlin schwerer als anderswo, Urteil zu haben. Eine Sensation schlägt die andere tot: man weiß nicht mehr, was man gesehen und gehört hat. Da bietet sich die — wer untersucht, von wem — eingeschmuggelte Parole; man nimmt sie auf und gibt sie weiter, abgegriffen wie der Nickel in der Elektrischen.

Friedrich Naumann, der Mann hoher und ernster Gedanken, legt manchmal die schwere Rüstung ab und schreibt kleine Feuilletons, kleine Kunstwerke. Er ist Künstler genug, um dem verbreiteten großstädtischen Laster des Nil admirari und des Absprechens zu entgehen; er schätzt das Produzierenkönnen und weiß auch das scheinbar Verrückte ernst zu nehmen. Gegen den kalten Hauch, der von Konventionen ausgeht, wehrt sich sein gesundes Wesen. Er will entbinden und schaffen helfen, und so ist seine Kritik und gelegentliche Schärfe nicht aus einem überreizten und abgestumpften Gaumen zu erklären, sondern sie ist eine Würze und angenehme Zugabe. Das hängt damit zusammen, daß er bei Kunst gern an ein großes Publikum denkt, welches denn immer erbaut sein will, das etwas mitnehmen will, einen Genuß, eine Hoffnung, das aber nicht satt wird, wenn man ihm immerfort zerpflückt und zersetzt. Es mag ein Unterschied sein, daß unsere deutsche Kunst in ihrer großen Zeit ihr Eigentümlichstes

im Arbeiten für die neuen populären Vervielfältigungsmittel, für Buchdruck und Bilddruck, geleistet hat; sie ist keine Kunst für die ganz wenigen, ihr verfeinertes Interesse oder ihren snobism gewesen. In den gesammelten Kunstaufsätzen Naumanns ist auch häufig — vielleicht im Verhältnis ein Korn zu viel — von „künstlerischem Wandschmuck“ und von Kunstwartblättern die Rede. Ich unterschätze im übrigen diese Unternehmungen gewiß nicht. Ohne eine breite Grundlage des Einverständnisses über gewisse Meinungen und Ziele kann die Partei der künftigen deutschen Kunst nicht in die Höhe kommen. In jeder Weise unterhaltend und belehrend ist es, mit Naumann durch die Kunstwelt zu spazieren; er hat so flinke Augen, die um das Kunstwerk hin- und hergehen. Dann fällt plötzlich ein Satz, in den sich die Betrachtung sammelt und zusammendrängt. Wirklich, mit Vergnügen fängt man immer wieder an, in dem Buch zu lesen.

Indessen, welchen Zweck hat es, über Naumann zu schreiben? Jeder kennt ihn. Besser, ein paar Beispiele aus „Form und Farbe“ abdrucken. Die „künstlerischen“ Qualitäten haben den Titel des Buches bestimmt. Aber man kann sicher sein, daß bei der Vergangenheit und dem ganzen Wesen Naumanns das, was im Kunstwerk sonst noch mitspricht, ohnehin zur Sprache kommt.

S. 97: „Der Himmel lag über Brandenburg, als ob Berlin die Hauptstadt der Sahara wäre. Alles, was je von sizilianischer Glut und tunesischer Sonne gesagt worden ist, paßte auf den Grunewald. Um jeden Baum herum war ein warmer Atem, als seien selbst die Bäume zu Tieren geworden. Alles versank in das Gefühl, den Mittag zu erleben. Da stand drunten am Rande eines der kleinen Seen ein Maler ohne Rock, fast ohne Weste, mit Strohhut, ein abenteuerlicher Geselle mit nassen Tropfen über den Augen und blondem niederdeutschen Haar — und malte! Das war das Tollste, was diese glühende Landschaft enthalten konnte, einen Menschen, der ohne Not über Mittag in dieser ägyptischen Luft fleißig war. Ja, wenn er draußen Garben gebunden hätte“ —, und nun folgt die Auseinandersetzung, worin sich die Pinselstriche, mit denen dieser Maler den Sommerhimmel malt, von dem „blauen Himmel“ Achenbachs unterscheiden.

S. 133: „Und ich war im Traume und sah alles größer und merkwürdiger und vor allem farbiger als es sonst war . . . Ich hätte nie gedacht, daß es in der Tiefe der Seele so viele Farben geben könne. Sie kamen heraus wie Menschen aus einer Fabrik, wie Kinder aus einer Schule . . . Und ich versank in lauter Rot. Es war ein ruhiges, schweres Rot, tief und gut, als ob es das Rot des ewigen Schlafes wäre . . . Und ich dachte, ich wollte das Rot festhalten oder sollte von ihm festgehalten werden, da wurde es matt und brüchig, als sei der Stoff aufgebraucht, aus dem das Rot herauskommt. Es wogte wie Wolken, und hinter dem Nebel zeigten sich dunkle Stellen, als käme die schwarze Wand heraus, die hinter dem Rot saß. Im Schwarz aber lag abgrundtief verborgen etwas Blau. Anfangs wußte ich kaum, daß Blau im Schwarz war, aber als ich es

einmal gemerkt hatte, da wuchs das Blau und es war mir, als hinge vor mir ein persischer Teppich von schwerem Blau, einfarbig, endlos und dabei behaglich und weich ... Jeder Mensch hat Hunger nach bestimmten Farben, nur kennt er diesen Hunger noch weniger, als er den kleinen chemischen Hunger kennt, mit dem er zu gewissen Zeiten nach Kalk oder Phosphor oder irgend einer Salzart verlangt. Dieser unerkannte chemische Hunger setzt sich dann um in Geschmackswünsche ..." Das ganze Kapitel ist sehr gut, nur zum Wiederdrucken zu umfänglich.

S. 22 über Dürer: „alles einzelne ist übertrieben, herausgetrieben wie Silberarbeit, die mit dem Hammer geschlagen wird .."

Zu Signorellis jüngstem Gericht und Auferstehung (die ich gelegentlich als Aktparade bezeichnet habe): „Kunstgeschichtlich hat das Bild einen ganz bestimmten Wert, der außer aller Debatte ist. Die Frage ist nur, ob der einzelne Beschauer von heute sich zwingen soll, alles das schön zu finden, was irgendwann das neueste, beste und größte gewesen ist. Hat er das Recht, dieses Bild als häßlich zu bezeichnen? Ja, er hat das Recht, nur muß er sich gleichzeitig dann sagen lassen, daß er für Kunstgeschichte verdorben ist ... Unter allen Museumsbesuchern sind die am allerunausstehlichsten, die pflichtschuldigst zu bewundern verstehen. Diese sind in der Kunst genau soviel wert, wie die Leute, die zu Jesus kamen und zu ihm Herr, Herr sagten, deren „Herz aber ferne von ihm war". Wie sprach Jesus eigentlich zu dieser Sorte? Er sagte: „weichet alle von mir, ihr Uebeltäter!" Darum in Kunst und Religion lieber wenig Verständnis mit Wahrheit als viel Bewunderung mit Lüge!"

Naumann hat diesem Abschnitt die Ueberschrift gegeben: Muß man alles schön finden, was berühmt ist?

Baron **Heinrich von Geymüller**, Friedrich II. von Hohenstaufen und die Anfänge der Architektur der Renaissance in Italien. München, Bruckmann. 1908. 30 S. 1 Mark 50 Pf.

Dr. von Geymüller ist der berühmte Entdecker der Urentwürfe Bramantes für den Neubau von St. Peter in Rom. Ueber zwanzig Jahre hat er die Herausgabe des monumentalen vielbändigen Prachtwerkes über die Architektur der Renaissance in Toskana mitbesorgt und geleitet; es ist die zum Schluß geschriebene Einleitung dieses Werkes, die hier im Sonderdruck vorliegt und das Ergebnis langer Bemühung und immer wieder prüfenden Nachdenkens über das Wesen der vielumstrittenen italienischen Renaissance zusammenfaßt.

Der Verfasser berichtet, daß ihn oft die Frage beschäftigt habe, warum die neue Kunst mit Cimabue und Giotto über ein Jahrhundert früher in der Malerei offenbar geworden als in der Architektur. Sollte das Auftreten Brunellescos in Florenz eine „wunderbare" Erscheinung ohne Vorstufe sein? Es liegt ein starker Antrieb in gewissen Gedankenrichtungen unserer Zeit, Entwicklungslinien zu suchen, wo man die Plötzlichkeit eines

Genius zu sehen gewöhnt war. Nicht nur die Natur soll keinen Sprung machen. In ähnlichen Ueberlegungen hat der Wiener Dvorak das „Rätsel“ der Brüder van Eyck zu lösen und die hinaufführenden Zusammenhänge mit der französischen Kunst des 14. Jahrhunderts aufzudecken gesucht. Nach Geymüller hat nicht Brunellesco die Renaissancearchitektur erfunden; wenn sie nicht vor ihm da war, so wartete sie längst — um mit Jakob Burckhardt zu reden — vor der Türe. In dem mehrhundertjährigen Zeitraum, während dessen die Gothik im übrigen Europa sich entfaltete und herrschte, hat Italien niemals, auch in Mailand nicht, die Gothik bedingungslos aufgenommen, sondern sie von allem Anfang an „gesichtet“, aus ihrem „struktiven und dekorativen Alphabet“ Buchstaben genommen, im übrigen aber die eingewöhnte antikisch-romanische Art weitergepflegt, bis sich beides durchdrungen habe. Gefragt, wo man den Finger darauf legen könnte, daß diese Durchdringung zum erstenmal sich geltend mache, antwortet er: in den von Friedrich II. in dessen süditalischem Regnum veranlaßten, ja vielleicht auf des Kaisers persönlichen Entwurf zurückgehenden Bauten, unter denen die Residenz Castel del monte Hauptgegenstand stilanalysierender Beobachtung ist. Hier gehe der Import französisch-burgundischer Formen — vermutlich aus der Hand von Baumeistern des Zisterzienserordens, dem der Kaiser nicht abhold war — Hand in Hand mit antikischen Formen, und Geymüller hält es nicht für unmöglich, daß Niccolo Pisanos eigene Hand in Apulien wie in Pisa zu spüren sei. Diese Erscheinung gelte als Paradigma für die folgenden hundert und mehr Jahre. Trotz des „quantitativen Zunehmens gotischer Motive“ sei es zu einer „nurgotischen“ Phase nicht gekommen, nur zu einer Uebergangskunst vom Romanischen zur Renaissance, einer Renaissance in gotischem Gewand, einer Rundbogengotik. In diesem Sinn fängt die Florentiner Renaissance nicht mit Brunellesco, an, sondern im Jahre 1300 bereits, als Arnolfo di Cambio Dombaumeister wurde.

Sieht man in solcher Verbindung gotisch-nordischer mit italienisch-antiken Stilelementen das Wesentliche des viel mißbrauchten Wortes Renaissance, so ist klar, daß aus der Geschichte der Renaissance ausscheiden muß, z. B. was seit Burckhardt's Cicerone als „Protorenaissance“ dogmatisches Ansehen gewonnen hat, Bauten wie San Miniato in Florenz, Dom und Glockenturm in Pisa. Dies ist italienisch-romanischer Stil. Ferner die eigentlich lächerliche Anwendung des Begriffs Renaissance auf den vlämischen oder wie man heut gern sagt: franko-vlämischen Realismus des fünfzehnten Jahrhunderts. Dieser Stil des ausgehenden Mittelalters ist kein neuer Stil, sondern der „freieste und stärkste Ausdruck gotischer Aesthetik und Psychologie“.

Wir nehmen gern von diesen Erklärungen und Aufklärungen des berühmten Architekten und Gelehrten Akt. Gewiß ist es ihm selbst nicht leicht geworden, an dem wohlgefügten System seines Meisters und Freundes Burckhardt zu rütteln. Indessen dies ist der Weg der Forschung und Er-

kenntnis. Die Thesen Burckhardts, diese und andere, verlieren andauernd an Geltung, und ich selbst habe an dieser Minierarbeit mitgeholfen. Was bleibt, ist der Reichtum und die überragende Größe seiner Persönlichkeitswerte.

Darf ich hinzufügen, daß dieselbe Kritik an Herrn von Geymüller selber zu üben, mir fast als eine Pflicht der Dankbarkeit und Verehrung erscheint. Wenn man unbedingt wünschen muß, daß die eben kurz skizzierten Resultate seiner Arbeiten immer bekannter werden und die annoch wirren Vorstellungen klären helfen, so darf man zugleich feststellen, wo der Forscher und der Gläubige sich scheiden. Geymüller glaubt an die Renaissance als an die Macht, die zum Christentum „intime Beziehungen, wie sie kein anderer Stil der Welt je gezeigt hat, noch zu zeigen imstande sein wird", besitzt. Und weiter ist seine Ueberzeugung, daß die Antike berufen war, im richtigen Moment der Weltgeschichte einer der „ewigen" Grundsteine der christlichen Kunst der Renaissance zu werden.

Man muß zugestehen, daß diese Ueberzeugungen noch heute die Majorität besitzen und des überwiegenden Beifalls der Gebildeten sicher sind. Da es der Weg ist, den Dürer, Holbein, Mozart, Goethe gegangen sind, so kann es mehr als parador, es mag lächerlich scheinen, vor diesem Weg zu warnen. Dennoch gibt es aber Einzelne, die glauben, das Italienische müsse aus unserem Geschmack und unserer Pädagogik zurückgedrängt werden, damit wir gesunden können. Unter Italienischem die „klassische Kunst" verstanden, nicht die sogenannte Quatrocentokunst, die Episode eines Jahrhunderts, das mit gotischem und nordischem Einschlag durchsetzt ist. Man wird diesen Einzelnen erwidern, ihre These sei ein Glaube, und Werturteile hätten mit der Wissenschaft nichts zu tun. Das andere ist aber auch ein Glaube, und die voraussetzungslose Wissenschaft hängt mehr, als sie weiß und zugibt, von Glaubensvoraussetzungen ab. Doch wir verlieren uns. Die Schrift von Herrn von Geymüller sollte jeder, der sich für diese Dinge interessiert, lesen. Es ist ein Fachmann und Kenner ersten Ranges auf dem Gebiet der Architekturgeschichte, der uns sein Wissen mitteilt.

Kiel. Carl Neumann.

---

## National-Oekonomie.

**Adolf Wagner, Theoretische Sozialökonomik oder allgemeine und theoretische Volkswirtschaftslehre. II. Abteilung. I. Bd. Kommunikations- und Transportwesen. II. Bd. Geld und Geldwesen. Leipzig (Winter) 1909, 797 u. XXVIII S. 8°.**

Ein neues Werk von Adolf Wagner anzeigen zu können, ist stets eine erfreuliche Aufgabe; doppelt erfreulich in dem vorliegenden Fall, in dem das Werk nach Form und Inhalt über den Umfang, den der Leser nach früherer Ankündigung erwarten durfte, wesentlich hinausgewachsen ist.

Der kürzlich erschienene Band ist bezeichnet als II. Abteilung der theoretischen Sozialökonomik und zerfällt in zwei Teile von ungleicher Größe; der erste, bedeutend kleinere Teil behandelt auf 110 Seiten das Kommunikations- und Transportwesen. Wagner erörtert hier zunächst die technischen und ökonomischen Grundlagen des Gebietes, um alsdann zu den wichtigen Fragen der Verkehrspolitik überzugehen. Die Auffassungen, die Wagner über die Eigentumsfrage, über Verwaltungsformen, über die wirtschaftlichen Grundsätze beim Verkehrswesen entwickelt, dürfen der allgemeinen Beachtung sicher sein. Unter den augenblicklich vielfach umstrittenen Fragen behandelt Wagner die Frage der Tarifpolitik; bezüglich der „Kanäle und teuren Stromregulierungen" vertritt Wagner den Grundsatz, daß solche Wasserwege möglichst nach dem Gebührenprinzip „mit voller Kostendeckung seitens der Interessenten" zu verwalten seien. Wagner ist demnach wohl als Vertreter der Anschauung anzusprechen, die die Erhebung von Schiffahrtsabgaben auf unseren natürlichen, jedoch mit erheblichem Aufwand regulierten Wasserstraßen befürwortet; ein Standpunkt, dem neuerdings ein bekannter Praktiker scharf entgegengetreten ist. Ich glaube, daß in dieser Frage doch persönliche Erfahrungen einen bedeutsamen Einfluß ausüben. Wer, wie Schreiber dieses, in einer durch freie Schiffahrt zur Blüte gelangten Stadt aufgewachsen ist und hier die gewaltige Entwicklung von Handel und Industrie erlebt hat, wird sich schwerlich mit einer Aenderung des erprobten Zustandes befreunden können. Daß der Grundsatz der Kostendeckung im Verkehrswesen nicht allgemein anwendbar ist, wird übrigens von Wagner, wie kaum bemerkt zu werden braucht, mehrfach hervorgehoben, so z. B. bei der mit Bezug auf das Wohnungswesen zu befolgenden Tarifpolitik.

An den dem Kommunikationswesen gewidmeten ersten Teil schließt sich — als unabhängiger, gesondert ausgegebener Band — der größere zweite Teil an, der Geld und Geldwesen behandelt. Hier hat Adolf Wagner eine Darstellung des bedeutsamen Gegenstandes geboten, die den Leser bis zum Ende mit steigendem Interesse festhält und deren wissenschaftlicher Wert nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Wagner beginnt mit der Definition des Geldbegriffes; hierbei wird die grundlegende Bedeutung des „Vertrauensmomentes" für die Geldeigenschaft hervorgehoben; während anderseits die Möglichkeit oder auch nur die Ersprießlichkeit eines ausschließlich auf dem Vertrauen beruhenden, völlig stoffwertlosen Geldes verneint wird. Die Art, wie Wagner hierbei seine eigene Anschauung begründet und wie er sich anderseits mit den gegnerischen Meinungen auseinandersetzt, ist kennzeichnend für die in dem ganzen Werk befolgte Methode: die eigene Ansicht kritisch zu behandeln, die des Gegners nach ihrem sachlichen Wert zu würdigen.

Nach einem Exkurs über das sogenannte Arbeitsgeld des Sozialismus nähert sich Wagner den Hauptproblemen der Geldlehre. Der Gesamtbegriff des Geldes wird zunächst geschieden in Konsumentengeld und Produzenten-

(Geschäfts-)geld; das eine zur Begleichung der privaten Bedürfnisbefriedigung benutzt, das andere als Grundlage des Produktionsbetriebes dienend (S. 157 fg.). Im Anschluß hieran erörtert Wagner die Beziehungen zwischen Geld, Preisbewegung und Wertbewegung. Nach einer bis ins einzelne gehenden Zergliederung der hier zusammenwirkenden Vorgänge wird auf S. 180 das Gesamtergebnis gezogen; mit Recht bezeichnet Wagner diese Erklärung der Zusammenhänge zwischen Edelmetallvermehrung, Bewegung des Geldwertes, der Geldpreise und Geldlöhne als „eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Erkenntnis unserer gesamten wirtschaftlichen Entwicklung". Nach der theoretischen Seite interessiert insbesondere Adolf Wagners Stellungnahme gegenüber der sog. Quantitätstheorie, einer der einflußreichsten und bestdurchdachten Theorien, die wir der klassischen Nationalökonomie verdanken. Nachdem Wagner auf S. 182 die Einseitigkeiten und Uebertreibungen dieser Theorie zurückgewiesen hat, gelangt er auf S. 444 zu dem Ergebnis, daß in den Beziehungen zwischen Metallmengen- und Preisbewegung doch eine gewisse Bestätigung des Kerns der sog. Quantitätstheorie liegt.

Besonders gehaltvoll und lehrreich ist der VIII. Abschnitt, der die Frage behandelt, ob wir bei der Preisbewegung der Sachgüter die Erklärung bestimmter Erscheinungen auf der Geldseite zu suchen haben, oder ob die Einwirkung von der Waren- und Dienstseite her erfolgt. In sorgfältigster Prüfung werden die Tatsachen der Geschichte und der Gegenwart abgewogen und eine Fülle anregender Betrachtungen zur Wertlehre wird hier zusammengetragen. Mit dem IX Abschnitt beginnt die Behandlung derjenigen Fragen, bei deren Erörterung der Name des Verfassers in besonderem Maße in der Wissenschaft wie in der breiteren Oeffentlichkeit hervorgetreten ist; es sind die Währungsfragen. Gerade auf diesem Gebiet, auf dem von beiden Seiten stets mit vieler Leidenschaft gestritten wurde, ist die Darstellung Wagners eine völlig abgeklärte und ruhige. Nach seinen eigenen Worten hat Wagner sich zu seinen Anschauungen allmählich durch immer weitere Studien durchgerungen. Seine Darstellung ist die eines Mannes, der alle Phasen des Kampfes an sich selber durchlebt, jedes Argument erprobt, jede Erfahrungstatsache gesichtet und gewürdigt hat. Wagner gelangt zur Ablehnung des internationalen Bimetallismus mit unbeschränkter freier Prägung; dagegen erklärt er — und mit Recht —, daß die Goldwährungsländer in ihrem eigenen Interesse der Entwicklung des Silberpreises nicht gleichgültig zusehen können (S. 626 fg. und 664 fg.). Ein letzter Abschnitt behandelt die Geldsurrogate; während er das vorliegende Werk abschließt, bildet er zugleich den vorbereitenden Uebergang zu den nächsten Bänden, die den Kredit und das Bankwesen darstellen werden.

Es ist ausgeschlossen, in dem Rahmen der vorliegenden Anzeige auch nur annähernd dem Inhalt des Wagnerschen Werkes gerecht zu werden oder eine zureichende Zusammenfassung der behandelten Materien zu geben. Was die Gesamtauffassung Wagners anlangt, so sei hervorgehoben, daß die

Probleme des Geldwesens stets als Teile der Wertlehre behandelt werden: ein Standpunkt, der allein zu richtigen Ergebnissen führen kann. Das Werk Wagners steht in erster Reihe unter den Bearbeitungen des Geldwesens und wird seinen Rang in der Wissenschaft dauernd behaupten.

Doch neben der wissenschaftlichen hat das Werk Adolf Wagners noch eine zeitgeschichtliche und persönliche Bedeutung. Der Band, der jetzt abgeschlossen vor uns liegt, behandelt diejenigen Gebiete, auf denen die Lehrmeinungen Adolf Wagners von hohem Einfluß für die Gestaltung der Theorie wie der Praxis in Deutschland gewesen sind. Unter den Fragen des Transportwesens, der Eisenbahnverstaatlichung, des Geldwesens, der Währung ist kaum eine, in der nicht Adolf Wagner in die neuere Entwicklung eingegriffen hat. Das Werk Wagners gilt uns zugleich als ein bleibendes Zeugnis des Mitarbeiters jener großen Zeit, die sich in der Neuschöpfung unserer Institutionen betätigen durfte.

Rud. Eberstadt.

---

# Pädagogik.

## Jahresberichte und Lehrerbibliotheken der höheren Schulen.

Richard Ullrich. Benutzung und Einrichtung der Lehrerbibliotheken an höheren Schulen. Praktische Vorschläge zu ihrer Reform. Berlin 1905. Weidmannsche Buchhandlung XX und 148 S — 2,80 M. — Programmwesen und Programmbibliothek der höheren Schulen in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Uebersicht der Entwicklung im 19. Jahrhundert und Versuch einer Darstellung der Aufgaben für die Zukunft. Berlin 1908. Weidmannsche Buchhandlung XXIV und 687 S. — 12,00 M. — Man vergleiche auch R. Ullrich, Lehrerbibliotheken und höhere Schulen in „W. Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik. 2. Aufl. Band VI. S. 409—452 und R. Ullrich, Die Lehrerbibliothek der höheren Schulen, ihre Bedeutung für Schule und Wissenschaft und ihre zweckmäßige Gestaltung (Vortrag, gehalten auf dem dritten Verbandstage des Vereinsverbandes akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands zu Braunschweig am 14. April 190 .) abgedruckt in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik, hrsgb. v. J. Jlberg u. B. Gerth Bd. XXII S. 361—401.

Der Jahresberichte seiner ehemaligen Schule erinnert sich der Leser dieser Zeilen vielleicht nur undeutlich, soweit sie auf seine eigene Schulzeit sich beziehen, — etwas besser, wenn er eigene Kinder in eine höhere Schule schickte und durch sie mit ihnen in erneute Berührung getreten ist. Wenn dereinst das Schuljahr seinem Ende sich näherte, an einem der letzten Schultage erschien in der Klasse je nachdem der Ordinarius, der Schuldiener oder der Herr Direktor in eigener Person, mit einem Ballen broschierter Hefte mit buntem Rücken unter dem Arm, wohl abgezählt nach der Anzahl der Klassengenossen, und diese Hefte wurden nun verteilt, nachdem

etwa noch festgestellt war, ob einer der Schüler in der Anstalt einen älteren Bruder habe, in welchem Falle er leer ausging und nur geduldet von seinem glücklicheren Nachbar an der Unterhaltung sich beteiligen durfte, die jetzt anhub. Denn auch der strengste Lehrer, mochte er selbst die Verteilung vorgenommen oder mochte während seiner Lehrstunde Direktor oder Schuldiener sie besorgt haben, gestattete nun, daß für eine kurze Weile der Fortgang des Unterrichts pausierte, daß die Schüler ihr Augenmerk der soeben empfangenen Gabe zuwandten. Da wurden denn die Hefte hin- und hergewendet, aufgeschlagen und durchblättert, es wurde hier die Seite studiert, auf der die Namen der Lehrer mit den von ihnen wahrgenommenen Unterrichtsstunden verzeichnet standen, es wurde ein Blick geworfen auf die Darstellung der Unterrichtspensen, es wurde wohl den „Mitteilungen an die Schüler und Eltern" ein Moment der Aufmerksamkeit gegönnt, in dem Bericht über die Sammlungen der Anstalt und ihre Vermehrung wurde nachgeschlagen, ob auch für die gespendete Gabe, z. B. die halb zerbrochene Muschel oder den Stein zweifelhafter Natur gebührender Dank gespendet sei, jedenfalls wurde im namentlichen Verzeichnis der Schüler der Anstalt der eigene Name mit Genugtuung gelesen und seine Richtigkeit festgestellt. Mit scheuem flüchtigem Blick wurde vielleicht auch der erste Teil des Heftes gestreift, die Seiten, auf denen einer der Herren Lehrer eine Frage seiner Wissenschaft, vielleicht gar in fremder Sprache, jedenfalls nach Inhalt und Darstellung dem Verständnis und dem Interesse der Schüler fremd, behandelt hatte. Dann, -- auf einen Wink oder ein Wort des Lehrers, verschwanden die Hefte unter den Tischen, der Unterricht trat wieder in sein Recht, und erst nach der Heimkehr in das Elternhaus wurde der Gabe des Tages wieder gedacht. Sie kam jetzt an die, denen sie in letzter Linie bestimmt war, an Vater und Mutter, als der Bericht der Schule, der ihre Kinder anvertraut waren, über ihre Tätigkeit und ihr Ergehen im beschlossenen Schuljahr.

Wer nun aber als Vater oder Pfleger eines Schülers solchen Bericht in die Hand bekommt, der widmet ihm, gerade wie der Schüler selbst, für gewöhnlich nicht gerade eine lange und eingehende Aufmerksamkeit. Auch er blättert und wendet, liest da und dort einen Absatz, widmet dem oder jenem Abschnitt ein etwas längeres Verweilen, dann legt er ihn wieder beiseite, je nach seinem Ordnungssinn an die für ihn bestimmte Stelle „Aktenfaszikel Schulsachen", noch öfter findet das Heft nach einiger Zeit das unrühmliche Ende bedruckten Papiers, das seinen Zweck erfüllt hat.

So scheint es, wird der Jahresbericht der Schule nicht eben hoch gewertet. Die, für die er bestimmt ist, achten seiner ganz vorübergehend und tragen wenig Sorge um seinen Verbleib. Es kommt wohl vor, daß ein pietätvoller Schüler, oder einer, dem der Ordnungssinn schon ein wenig zur Pedanterie ausartete, die Jahresberichte seiner Anstalt sammelt und ihrer Vollzähligkeit von der Zeit, da er in Pumphöschen die Vorschule besuchte, bis zu der, wo er als Reiseprüfling die Prima verließ, sich freut,

— aber häufig ist es nicht. — Aber die alljährliche Herstellung dieser Berichte an all den Schulen und für die großen Schülermengen erfordert doch nicht unbedeutende Geldmittel. Das haben denn auch die Männer, die für deren Beschaffung zu sorgen haben, insonderheit die Vertreter der Gemeinden, die höhere Schulen unterhalten, gelegentlich ernstlich erwogen und die Abschaffung der Einrichtung ins Auge gefaßt. Und wenn sie schon aus praktischen Rücksichten, oder weil die staatliche Aufsichtsbehörde sie anordnete, die Jahresberichte weiter bestehen lassen wollten, so wandte sich ihr Sparsamkeitssinn feindlich gegen die „wissenschaftlichen Beilagen", gegen jene oben erwähnten Aufsätze und Abhandlungen der Mitglieder des Lehrerkollegiums über irgend einen Gegenstand gelehrten Interesses.

Und abgesehen von den Kosten, die die Herausgabe der Berichte und ihrer Beilagen veranlassen, auch ihre Aufbewahrung in den Räumen der Anstalten macht nicht selten Schwierigkeiten und schafft den beteiligten Instanzen Sorgen. Ein staatlich geordnetes Austauschverfahren, das zurzeit die große Buchhändlerfirma B. G. Teubner, Leipzig, leitet, läßt alljährlich jeder höheren Lehranstalt je ein Exemplar aller anderen in Deutschland, einem Teile Oesterreich=Ungarns und der Schweiz veröffentlichten Berichte zugehen, gegen Zusendung einer entsprechenden Anzahl der eigenen. Es ist ein stattlicher Ballen, der jeweilig in die Lehrerbibliothek eingeliefert wird, dessen Inhalt deren Verwalter dann zu kontrollieren, zu ordnen und den vorhandenen Beständen einzufügen hat. Im Laufe der Jahre wachsen die Bestände der Jahresberichte und ihrer Beilagen zu gefahrdrohenden Dimensionen an, weil sie den Raum, der an sich schon häufig für die Lehrerbibliotheken nicht sehr opulent zugemessen ist, beengen, weil sie im Verein mit den gleichzeitig sich mehrenden Bücherschätzen ihn zu sprengen drohen. Da werden dann Wünsche laut nach Erweiterung, nach Verlegung der Lehrerbibliothek, nach zweckmäßigerer Aufstellung, nach brauchbarer Katalogisierung, wie so eins das andere nach sich zieht. Und all das ginge noch an und ließe sich hören, man könnte in Beratungen über das Wie und Wo eintreten, — wäre nicht das Ende vom Liede hier wie anderswo: „Mehr Geld her, viel Geld her!" Aber dieser Ruf klingt jedem unwillkommen, an den er gerichtet ist, — so hat im Laufe der Zeit der Gedanke, ob die Einrichtung der Jahresberichte und wissenschaftlichen Beilagen der höheren Lehranstalten nicht entbehrt werden könne, öfter in den Verhandlungen geldbewilligender Körperschaften wie auch in literarischer Erörterung Ausdruck gefunden. Hier freilich noch öfter der Wunsch, eine zweckmäßige Form der Benutzbarkeit aufzufinden.

Da hat nun in den letzten Jahren ein Mitglied des höheren Lehrerstandes, der leider jüngst verstorbene Professor Dr. Richard Ullrich am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster die ganze Frage des Programmwesens und der Lehrerbibliotheken einer allseitigen Betrachtung und Darstellung unterworfen und ihr mehrere, z. T. sehr umfangreiche Publikationen gewidmet. Seine Arbeiten, in ihrer Gründlichkeit und ihrer um-

[...]lenden Gestaltung sind wieder ein erfreuliches Zeichen von dem in dem höheren Lehrerstande vorhandenen zugleich idealen und praktischen Sinn, von dem immer lebhafter und gesünder hervortretenden Bestreben, die konkreten Aufgaben, die aus der gegenwärtigen Lage und der sich anbahnenden Zukunft des höheren Schulwesens sich ergeben, aus eigener Kraft der Lösung näher zu führen. Man denke nur an Hans Morsch' verdienstvolles Buch*), um die Berechtigung dieser Behauptung zu erkennen.**)

Durch Ullrichs Schriften ist die Erörterung über Einrichtung und Benutzung der Lehrerbibliotheken neu und nachhaltig angeregt, die hohe, bleibende Bedeutung, die die Jahresberichte und ebenso deren wissenschaftliche Beilagen für das höhere Schulwesen haben und immer behalten werden, unwiderleglich nachgewiesen worden. Durch die Unterstützung der heimischen, durch das Entgegenkommen der nachbarländischen Unterrichtsverwaltungen ist es ihm möglich gewesen, die Verhältnisse überall an Ort und Stelle unter recht verschiedenen Bedingungen zu studieren und sich eine stets auf unmittelbarste Einsicht begründete Ansicht zu verschaffen. Mit unermüdlichem, staunenswertem Fleiße hat er eine sehr große, zerstreute und teilweise gar nicht leicht zugängliche Literatur bewältigt und die Früchte vieljähriger Arbeit in logisch wohlgeordneter, ansprechender Darstellung dargeboten. Man wird es kaum für möglich halten, daß über eine scheinbar so nebensächliche, beinahe gleichgültig erscheinende Angelegenheit wie das Programmwesen der höheren Schulen ein Band von beinahe 700 Seiten geschrieben werden könnte! Zum mindesten wird man erwarten, daß die Spezialliebhaberei des Verfassers den Raum mit Mitteilungen gefüllt habe, die wahrscheinlich ihn allein, höchstens noch einen ganz kleinen Kreis Gleichgesinnter zu interessieren vermöchten.

---

*) Hans Morsch (Professor, Dr., Oberlehrer am Königl. Kaiser Wilhelms-Real-Gymnasium zu Berlin). Das höhere Lehramt in Deutschland und Oesterreich. Ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform. Leipzig und Berlin 1905. B. G. Teubner. — Derselbe, Ergänzungsband dazu. Ebenda 1907. — Von dem ganzen Werke wird demnächst wohl eine zweite umgearbeitete Auflage erscheinen.

**) Vielleicht, daß ein Wort Rudolf Lehmanns sie noch mehr erhärtet: „Bei weitem die meisten unserer heutigen Direktoren und Schulräte sind Verwaltungsbeamte, ausschließlich als solche angestellt und zu solchen bestimmt, d. h. sie sind befähigt, dafür zu sorgen, daß die Maschine geölt wird und glatt geht, aber ganz außerstande, selbst Maschinen zu konstruieren oder gar neue Wege zu finden, Naturkräfte zu verwerten. Es fehlt an Persönlichkeiten unter unseren leitenden Schulmännern, an praktischen Geistern und erzieherischen Kapazitäten. Kein Zweifel, daß solche in der Schar unserer Oberlehrer vorhanden sind, wahrscheinlich, daß sie zahlreich vorhanden sind, aber sie zu suchen, sie an Stellen zu bringen, wo sie produktiv wirken, ist keine schnelle noch leichte Arbeit. Erst allmählich wird der Gesichtspunkt der Bequemlichkeit und Sicherheit, der heute noch für viele kommunale wie staatliche Schulbehörden maßgebend ist, zurückgedrängt werden können. Man muß dahin kommen, auch Männer und gerade solche, die unbequem sind, weil sie Neues wollen und weil nicht Listenschreiben und Gebäudeverwalten, sondern Schaffen und Bilden ihnen als Lebensaufgabe vorschwebt, aus der Masse hervorzuholen und an leitende Stellen zu bringen." („Kultur und Schule der Gegenwart" in „Neue Rundschau" Maiheft 1908. S. 671.)

Aber mit dieser Meinung würde man dem Buche schweres Unrecht tun. Allerdings enthält es Partien, die **zunächst** nur den speziell interessierten Fachmann anzugehen scheinen. Die bibliographischen Abschnitte über die Literatur zur Programmfrage, das Verzeichnis ausgewählter Programme von 1824—1907 (S. 327—410) gehören dahin. Aber doch nur für den ersten Blick kann eine solche Ansicht sich halten. Sowie man sich etwas genauer und aufmerksamer in diese Aufzählungen vertieft, erkennt man, daß die mühevolle Arbeit einen hervorragend kulturhistorischen Wert in sich birgt. Und das ist überhaupt der Charakter des ganzen Werkes. Es behandelt eine ganz spezielle Frage der Schultechnik auf dem Hintergrunde der Gegenwartskultur, es weist die vielfachen Zusammenhänge auf, in denen sie zu dieser steht, es rechtfertigt aus ihnen das Bestehen und das Fortbestehen der Institution, für die es kämpft. So ist es denn auch keineswegs eine trockene Lektüre für den Fachmann, sondern in einer nicht geringen Zahl seiner Kapitel für jeden Schulmann, man kann sagen für jeden seiner Gebildeten belehrend und anziehend. Und zwar das Buch über das Programmwesen, trotz der scheinbar größeren Entlegenheit des Themas in höherem Maße als das Buch über die Lehrerbibliotheken, dessen Erörterungen doch eigentlich noch eher auch in **den** Kreisen Aufmerksamkeit finden sollten, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Schule stehen. Beide Bücher gehören zusammen. Mag den Verfasser sein Nachdenken über das Wohl der Lehrerbibliothek auf das Programmwesen geführt haben, oder mag er dieses neue Interesse ganz objektiv verfolgt haben. Der oberste Gesichtspunkt, der ihn leitet, ist doch die Bedeutung der Programme, der Jahresberichte sowohl wie der wissenschaftlichen Beilagen als eines Teiles der Lehrerbibliotheken an den höheren Schulen. Beide Bücher gehören zusammen. Sie behandeln verschiedene Seiten eines Problems.

Für weitere Kreise liegt diese Wichtigkeit keineswegs so zu Tage, daß ein Hinweis auf die Bücher nicht am Platze wäre, und an dieser Stelle noch mehr eine knappe Hervorhebung der Hauptgesichtspunkte, die zu einer eingehenden Beschäftigung mit der Sache veranlassen könnte. Zunächst könnte es scheinen, als ob die Erleichterung des Verkehrs, die Möglichkeit, schnell und verhältnismäßig billig aus den mannigfachen öffentlichen Büchereien alles heranzuschaffen, was für die Studien etwa nötig sich erweist, die Bibliotheken an den höheren Schulen nicht mehr so wichtig erscheinen lasse, als in einer früheren, weniger beweglichen Zeit. Gewisse Bedürfnisse, muß man zugeben, sind aber auch jetzt nur durch sie zu erfüllen. Die Handhabung des Unterrichts erfordert, daß eine gewisse Zahl von Nachschlagewerken vorhanden sei, daß ferner auch zusammenhängende, ausführliche Darstellungen der Schulwissenschaften zu sofortiger Verfügung stehen, für den Fall, daß ein Mitglied des Lehrerkollegiums über eine gerade aufstoßende Frage sich näher zu unterrichten Veranlassung hat. Ueber dieses unmittelbare Bedürfnis hinaus, das aus dem Unterricht hervorgeht, wird aber ein anderes an vielen Stellen mit zu befriedigen sein.

das des Lehrers nach wissenschaftlicher Weiterbildung und selbständiger wissenschaftlicher Tätigkeit. Dieses Bedürfnis wird um so weniger auf andere Wege der Befriedigung verwiesen werden können, je weiter von Kultur- und Bildungszentren die Anstalt gelegen ist, an der es hervortritt. Selbst beim Fehlen anderer Büchersammlungen am Ort, die ergänzend eintreten könnten, ist zwar der Leihverkehr mit größeren auswärtigen Bibliotheken gegen früher sehr erleichtert, bietet die Auskunftsstelle in Berlin die Möglichkeit, über die Existenz seltener Werke sich zu unterrichten, aber das Bedürfnis ist dadurch doch nicht ganz zu befriedigen. Der große Kreis der Benutzer einer öffentlichen Bibliothek macht es einmal wahrscheinlich, daß der Fall des Verliehenseins der gewünschten Bücher nicht selten eintreten wird, und nötigt anderseits, für das wirklich Gelieferte ziemlich kurze Leihfristen zu stellen. Meistens, aber nicht immer, mögen diese dem Benutzer genügen. Einen Stamm von Werken, die die Grundlage seines Arbeitens bilden, wird er für längere Zeiträume vor sich haben wollen und müssen. So beschaffe er sie sich aus eigener Tasche, könnte geantwortet werden, und vielfach mit Recht. Aber doch, trotz aller Erhöhungen des Einkommens auch der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten, es wird nicht immer möglich sein. Daß dann die Lehrerbibliothek der Anstalt in die Lücke springt, daß sie das klar zu Tage liegende Bedürfnis nach Kräften deckt, wird auch heute noch als ein nobile officium angesehen werden müssen.

Gründe für die Beibehaltung der Lehrerbibliotheken sind also anzuführen. Ist aber dies einmal zugestanden, so erheben sich eine große Zahl von Fragen, wie sie ihrer Bestimmung am vorteilhaftesten dienstbar zu machen wäre, nach welchen Gesichtspunkten, auf wessen Anregung, in wessen Verantwortlichkeit sie zusammenzustellen und zu vermehren, von wem und in welcher Weise sie zu verwalten sei, in welchen Formen, unter welchen Kautelen ihre Benutzung stattfinden könne, endlich, welche Art der Unterbringung und Aufstellung sie am meisten fördern könnte. Was zunächst den letzten Punkt betrifft, so ist in der Vergangenheit oft genug schwer gesündigt worden und auch gegenwärtig fehlt es wohl nicht an manchen Mißgriffen. Es ist nicht gleichgültig für den Wert, den die Bibliothek für die Anstaltslehrer hat, ob sie an abgelegener Stelle, im Keller oder im Dachgeschoß, oder ob sie nahe dem Mittelpunkt des Gebäudes, neben oder in der Nähe des Lehrerzimmers ihre Stätte gefunden hat. Es ist nicht gleichgültig, ob die Bücherschätze übersichtlich und leicht zugänglich untergebracht sind, oder ob sie schiffsgüterähnlich Reihe für Reihe, die eine vor der andern verstaut sind. Ob schwankende Leitern den Zugang vermitteln, oder ob bequem durch Treppen zugängliche Galerien auch die in den oberen Fächern stehenden Reihen ohne Schwierigkeit erreichbar machen. Und die Benutzung selbst? Soll jedes Mitglied des Kollegiums ungehindert Zugang haben, jederzeit und von jeder Stelle das Gewünschte sich herausholen, das Gebrauchte zurückstellen können, soll der „Apparat“,

der Bibliothekar, der „Kustos“ sich ratend, regulierend, hemmend, ordnend dazwischen stellen? Es war ja einst so und gelegentlich mag es jetzt noch vorkommen, daß der Verwalter der Bibliothek seine Schätze am besten aufgehoben wähnte, wenn er sie alle wohlaufgereiht an ihrem Platz erblickte, daß jede Lücke sein Herz in banger Sorge klopfen machte, daß das Verlangen, eines der Bücher solle zur Benutznng entnommen werden, ihm die Laune verdarb. Ihm könnte der Gedanke, daß in seinem Reiche mancherlei Hände sich bewegen, wohl ein Grauen erregen. Und doch, immer weiter bricht die Meinung sich Bahn, die Lehrerbibliothek sei den Lehrern zu möglichst freier Benutzung, möglichst ohne Beschränkung zu öffnen. An nicht ganz wenigen Stellen hat man bereits Ernst gemacht mit seiner Verwirklichung, wie auch an manchem Ort die Gelegenheit eines Neu- oder Umbaues eines Anstaltgebäudes dazu geführt hat, auch für den Raum und die Einrichtung der Bibliothek die technisch wichtigen Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen. An anderen Orten freilich scheint die Angelegenheit noch recht im Argen zu liegen.

Wie Einrichtung und Benutzungsart, so ist auch das eine strittige Frage, in welcher Weise am besten die Zusammenstellung einer neuen, die Vermehrung einer schon bestehenden Bibliothek zu bewirken sei. Inwieweit soll der Leiter der Anstalt, der für den Zustand der Sammlungen in erster Linie verantwortlich ist, selbständig bestimmen? Inwieweit sollen die Wünsche der Mitglieder des Kollegiums, die sie benutzen, gehört werden, inwieweit sollen sie maßgebend, ausschlaggebend sein? Welche Stellung soll der Bibliothekar dabei einnehmen? Soll er, wie ein Beauftragter, nur die Weisungen ausführen, die Wünsche erfüllen, oder nach selbständigem Ermessen verfahren? So ganz einfach, wie es wohl scheinen könnte, kann die Frage nicht beantwortet werden. Der Leiter der Anstalt wird pflichtgemäß darauf bedacht sein, alle Fächer ihrer Bedeutung entsprechend gleichmäßig zu pflegen! Sehr wohl, ihrer *Bedeutung* gemäß. Aber es könnte der Fall sein, daß er in sehr subjektiver Weise diese Bedeutung abschätzt. Ein Korrektiv wird nötig sein. Soll der Verwalter der Bibliothek diese Stelle übernehmen? Soll vielleicht jedes Mitglied des Kollegiums, die Gruppen der Fachlehrer, maßgebenden Einfluß auf die Anschaffungen haben? Soll eine Bibliothekkommission, für längere oder kürzere Zeit fest zusammengesetzt, diese Geschäfte erledigen? Mißgriffe sind auch hier nicht ausgeschlossen. Die „Ressorteifersucht“ der Fachgruppen kann auch hier zur Einseitigkeit führen. Schließlich aber — *ein Weg* muß betreten werden. Ullrichs Buch zeigt, welcher wohl der geradeste sein möchte.

Es läßt sich erkennen, daß alle diese Fragen eine sachgemäße Lösung finden müssen, soll die Bestimmung der Lehrerbibliotheken nicht unerfüllt bleiben. Andere schließen sich an. Die zahlreichen Begründungen neuer Anstalten in den letzten Jahren machen die oben angeführten besonders erklärlich. Für die alten, vielleicht schon seit Jahrhunderten bestehenden Anstalten treten weitere hervor. Hier droht gelegentlich die Fülle des Ge-

sammelten der Gegenwart ihre Rechte streitig zu machen. Der Raum ist gefüllt, eine Erweiterung den Verhältnissen nach ausgeschlossen. Neues verlangt Platz für sich, das Veraltete muß weichen. Aber das Veraltete ist nicht wertlos. Im Gegenteil, sein Wert hat sich vielleicht um ein Mehrfaches vergrößert. Nur für die zunächst Beteiligten ist der Wert nicht vorhanden, oder er kommt nicht zur Geltung. Eine alte, seltene Ausgabe eines literarischen oder wissenschaftlichen Werkes bietet nicht bessere, nicht bequemere Möglichkeit des Studiums als ein Neudruck. Aber die Seltenheit würde an anderer Stelle sehr geschätzt werden. Sie könnte in den Händen eines Forschers Nutzen stiften, die der nicht in ihr finden kann, der nur das Material aus ihr entnimmt. Es entsteht die Frage, ob solch Besitztum nicht an anderer Stelle besser, nützlicher aufgehoben sei. Anderes erscheint, tatsächlich veraltet, nur als Staubfänger und Platzverderber. So muß hier erwogen werden, was von den älteren Beständen an passende Stellen (Universitäts-, Landesbibliotheken) abgegeben, was einfach zu „reponieren" sei, auf Böden, in Kellern aufgestapelt werden könnte, worüber etwa guten Gewissens das Todesurteil des Einstampfens, der Vernichtung durch Feuer zu sprechen sei. Denn auch von der letzten Art wird gar manches sich vorfinden. Namentlich aus den Zeiten der Donatorengroßmut, die wohl Wertvolles nicht selten den Sammlungen hinzugefügt hat, aber fast stets eingehüllt in eine Masse schon zur Zeit der Schenkung ziemlich wertlosen Plunders. Hier von der Spreu die etwa vorhandenen Weizenkörner zu sondern, ist Aufgabe des Verwalters. Sie ist nicht immer leicht, denn sie fordert ausgedehnte literarische Kenntnisse in den verschiedensten Gebieten.

Daß für die Zukunft noch neue Aufgaben warten, das klargestellt zu haben ist ein ferneres Verdienst der Ullrichschen Arbeiten. Diese Aufgaben bestehen vor allem in einer sachgemäßen, planvollen und gleichmäßigen Ausgestaltung der Kataloge und in der Schaffung eines engeren Zusammenhanges der Lehrerbibliotheken unter einander. Eine Bibliothek ohne Katalog ist völlig unbrauchbar für jeden, der sie nicht etwa selbst zusammengesetzt hat oder seit einem Menschenalter benutzt. Nun sind ja gewiß an allen Lehrerbibliotheken Kataloge irgend einer Art vorhanden, aber ihre Brauchbarkeit für weitere Kreise hängt gar sehr von ihrer Einrichtung ab. Und diese Einrichtung mag an vielen Stellen nicht auf der Höhe sein. Zwischen dem einfachen Zugangskataloge, der nur chronologisch die Vermehrung durch Art und Zahl angibt, über den nach Fächern geordneten Sach- oder Realkatalog bis zum allen Anforderungen genügenden Zettelkatalog eine Mannigfaltigkeit brauchbarer und minder brauchbarer Instrumente. Die Feststellung, ob das Gewünschte in den Beständen vorhanden sei, ist sehr verschieden leicht oder schwer zu bewirken, je nachdem das Instrument in der einen oder andern Form zur Verfügung steht. — Und was die eine Bibliothek besitzt, das fehlt der andern. Gerade da aber stellt sich das Bedürfnis heraus, dessen Befriedigung den Umständen nach

nicht möglich ist. Möglich wäre es, wüßte der Suchende, wüßte der Ver-
walter der angefragten Sammlung, daß das Verlangte da oder dort, un-
benutzt vielleicht, zu haben ist. Aber es bestehen keine Beziehungen amt-
licher Art zwischen den einzelnen Büchereien. Auf privatem Wege, durch
zufällige, persönliche Bekanntschaften ist der Mangel vielleicht einmal aus-
zugleichen, persönliche Freundlichkeit und Dienstbereitschaft verschafft dem
Suchenden das Gewünschte aus der fremden Sammlung.

Ganz anders könnte das sein, wenn bewußte und planvolle Organi-
sation das verbreitete, was jetzt nur der Zufall und der gute Wille er-
möglicht. Gäbe es Mittel, die Schätze der einzelnen Sammlungen ohne
Zeitverlust an einer Stelle zu prüfen, wären durch Uebereinkommen und
durch amtliche Anordnung Vorkehrungen getroffen, die jeden, der das Be-
dürfnis hat, in den zeitweiligen Besitz des Gefundenen zu bringen be-
rechtigt und verpflichtet wären, so könnten die Bibliotheken der höheren
Lehranstalten eine viel intensivere Benutzung erfahren, ihr Wert würde sich
erhöhen, und sie selbst würden nicht am schlechtesten dabei fahren. Denn
jede von ihnen könnte nun in erster Linie sich bemühen, diejenigen Er-
scheinungen zu beschaffen, die dem nächsten Interessenkreise die erwünschten
sind, in der bestimmten Erwartung, daß weniger häufig verlangte von
anderer Stelle sicher und ohne große Unbequemlichkeiten herangeschafft
werden würden. Uebersichtliche Katalogisierung und zweckmäßige Tausch-
vermittlung sind aber die Voraussetzungen dafür, und für sie bemüht sich
nun Ullrich gleichfalls in den Darlegungen seiner Arbeiten.

Zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung, den Jahresberichten
und deren wissenschaftlichen Beilagen kehren wir nun zurück, als zu einem
Teile der Lehrerbibliotheken. Ihr Wert und ihre Existenzberechtigung ist,
wie gesagt, in den letzten Jahrzehnten öfter angefochten worden. Nicht nur
der Kosten wegen, auch, weil man glaubte, sie seien überlebt, die Form
und der Inhalt entspräche nicht mehr den Ansprüchen und den An-
forderungen der Jetztzeit, hat man ihre Abschaffung befürwortet. Daß dem
nicht so sei, daß die Pflege des Programmwesens und dessen Ausge-
staltung, allerdings auch eine teilweise Um- und Neugestaltung wünschens-
wert und notwendig erscheinen lasse, weist Ullrich überzeugend nach. Freilich,
um es noch einmal von neuem hervorzuheben, es soll keineswegs alles
bleiben, wie es ist, es soll an manchem Punkt eine reformierende und
bessernde Hand angelegt werden, — aber die Einrichtung selbst soll be-
stehen bleiben, weil sie mit der Entwicklung des höheren Schulwesens eng
zusammenhängt und weil sie diese auch in Zukunft zu fördern imstande ist,
im engeren wie im weiteren Kreise. Der Inhalt der wissenschaftlichen Bei-
lagen hat im Laufe der Zeit ja schon eine tiefgreifende Umwandlung er-
fahren. Zugleich mit der Wandlung der höheren Schule aus der Gelehrten-
schule in die Bildungsschule sind an die Stelle von gelehrten Abhandlungen
in dem besonderen Studiengebiet der Verfasser solche getreten, die in volks-
tümlicherer Form methodische Fragen, organisatorische Probleme des Unter-

richt Swesens, Fragen der Erziehung u. dgl. m. behandeln und ihrem Inhalt und ihrer Form nach Teilnahme und Verständnis in den Kreisen der Angehörigen der Schüler finden können. Auf der anderen Seite ist der frühere Brauch nicht abgeschafft. Nach wie vor bieten die Beilagen Gelegenheit, die Ergebnisse wissenschaftlicher Studien der gelehrten Welt vorzulegen. Nur der Zwang zu der Abfassung einer solchen Abhandlung längst als unwürdig des höheren Lehrerstandes empfunden, ist verschwunden. Damit aber auch ein, und der hauptsächlichste Grund gegen die Institution. Jede Anstalt kann jetzt, je nach dem Bedürfnis, das sich zeigt, durch die Behandlung einer Erziehungsfrage auf den Kreis ihrer Schüler und deren Eltern einzuwirken suchen oder einem ihrer Lehrer den Platz gewähren, von seinen Studien und ihren Früchten Rechenschaft abzulegen. Das besondere individuelle Leben der Anstalt kann sich bis zu einem gewissen Grade in der Aufeinanderfolge dieser Veröffentlichungen und in ihrer Art abspiegeln.

Dann aber die Jahresberichte als solche. Daß auch sie nicht so bedeutungslos und überflüssig sind, wie wohl häufig behauptet wird, daß sie im Gegenteil auch in Zukunft beizubehalten und den veränderten Verhältnissen anzupassen sind, wird von Ullrich erfolgreich erwiesen. In der Tat, nach wie vor können sie so ausgestattet werden, daß sie nicht nur ein trockener schematischer Bericht größtenteils statistischer Art sind, daß sie vielmehr ein klares, farbenreiches Bild des Schullebens geben, dadurch an Wert gewinnen für die Schüler und deren Angehörige, für die Bürger der Gemeinde, in deren Bannkreis die Anstalt liegt, wie auch als Quelle für eine spätere Forschung über das Wirken und Schaffen der höheren Lehranstalten. Die Chronik der Schule, sie braucht nicht eine nüchterne Aufzählung der herkömmlich abgehaltenen Feste zu sein, sie braucht nicht bei der Erwähnung des Kommens und Gehens der Lehrer in überlieferten Formeln diese Tatsachen zu berichten, feststellen, an welchem Tage die Anstalt ihre Zöglinge zu Wanderungen ins Freie geführt hat, — sie kann durch die Erwähnung der gesungenen Lieder, der Deklamatoren und ihrer Leistungen, der Festredner und durch Inhaltsangabe ihrer Ansprachen, durch eingehender und individueller gehaltene Nachrichten über das Vorleben neu eintretender, durch aufrichtige Würdigung der Verdienste scheidender Lehrer, — ohne in Schmeicheleien, Lobhudeleien oder andere Taktlosigkeiten zu verfallen, — durch Aufzeichnung von Stimmungsbildern aus den Wandertagen um ein Vielfaches das Interesse verstärken, das nähere und weitere Kreise an diesen Mitteilungen nehmen. Die Berichte über die Vermehrung der Sammlungen, sorgfältig Jahr für Jahr bearbeitet, können doch von dem ehrenvollen Wirken des Verwalters Kunde geben, können an anderer Stelle zum Vergleich herausfordern und Anregung zur Nachahmung geben. Ein stehendes Kapitel ist auch überschrieben: „Mitteilungen an die Eltern der Schüler und an diese selbst." Gar Mannigfaltiges, Wichtiges und Nebensächliches, Vernünftiges und gelegentlich Wunderliches findet hier seine

Stätte. Für den Geist der Schule, für den der Leitung, für die Verhältnisse, unter denen sie arbeitet, oft viel Bezeichnendes. Und wenn der Raum es zuläßt, der zur Verfügung steht, und es findet eine oder die andere der Ansprachen, die im Verlaufe des Jahres vor den Schülern bei den hergebrachten oder bei außerordentlichen Festen gehalten worden sind, eine Stelle in dem Jahresbericht, so wird auch sie dazu beitragen können, für Gegenwart und Zukunft von dem inneren Leben der Schule Zeugnis abzulegen.

So scheint es wirklich nur an der Art der Bearbeitung zu liegen, die den Jahresberichten und wissenschaftlichen Beilagen zuteil wird, um deren Berechtigung für jetzt und später zu erweisen. Daß ihre Bedeutung zurzeit noch nicht völlig erschlossen ist, daß in den Sammlungen der Anstalten die Schätze oft genug ungehoben schlummern, das aufzuweisen und Vorschläge für die Abstellung der Mängel darzubieten, ist das Bestreben des unermüdlich tätigen Autors gewesen. Es wird nicht leicht jemand von den Studien seiner Schriften sich erheben, ohne wenigstens theoretisch die Richtigkeit seiner Ausführungen anzuerkennen. Ihnen praktische Folge zu geben, so wünschenswert es wäre, „die Enge der Finanzgebarung" wird an vielen Stellen hindernd in den Weg treten. Aber so bedauerlich das ist, — es ist schon immer etwas, und nicht wenig, erreicht, wenn die Erkenntnis sich durchgesetzt hat, daß eine Sache berechtigt und daß die Lage, in der sie sich befindet, verbesserungsbedürftig ist. Schritt für Schritt, hier und da, geschieht dann immer etwas von dem, was wünschenswert oder notwendig ist. Man wird nicht fehlgehen in der Hoffnung, daß dem auch hier so sein wird.

Max Rath.

---

**Die deutsche Natur in Monatsbildern.** Ein Sammelwerk über unsre deutsche Tier- und Pflanzenwelt. Unter Mitwirkung von Dr. G. Auburtin, Wilhelm Bölsche, Dr. Horst Brehm, Prof. Hanns Fechner, R. H. Francé, Julius R. Haarhaus, Otto Kleinschmidt, Carl Paeske, Oberförster R. Schier und anderen herausgegeben von Professor Hanns Fechner. Verlag von Fr. Wilhelm Grunow, Leipzig. Preis jedes Heftes 2,50 Mk.

Mit diesen Schriften wird dem deutschen Hause ein wertvolles und erwünschtes Geschenk geboten. Sie sind einer Bewegung im Gemütsleben unseres Volkes entsprungen, die ja auch sonst schon edle Gaben gebracht hat: der Sehnsucht, der Natur wieder nahe zu kommen, sie wieder zu kennen, verständnisvoll zu beobachten und in dieser hastigen Zeit vieler unechter Werte sich dadurch einen unversiegbaren Born gesunder, echter Freuden zu erschließen. Es war eine große Entfernung und Entfremdung von der Natur über die in Städte gebannte Menschheit gekommen und hat nach dem Gesetz der Gegenbewegung diese Sehnsucht hervorgebracht. Darum geschieht es oft, daß Erzieher, namentlich Mütter, innigst

wünschen, ihren Kindern die Sinne und das Herz weit auf zu tun, um das Leben der Natur zu kennen und liebevoll zu verstehen; aber sie selber wissen zu wenig, verstehen nicht, was sie sehen und haben nicht gelernt zu beobachten. Wissenschaftliche Werke können ihnen wenig helfen. Zu ihnen kommen diese schönen Bücher und erzählen ihnen von Monat zu Monat, was jetzt draußen in der Natur erlebt wird: daß jetzt der Lebenssaft in den Bäumen steigt, in welchen zuerst, und woran man das erkennt. Daß jetzt die Häsin ihre Jungen wirft; jetzt der Rehbock an jungen glatten Stämmen des Waldes sein neues Gehörn fegt; wie man die Spur des Wildes unterscheidet, und daß man jetzt in den Gebirgsbächen die Forelle beobachten kann, wie sie nach den Insekten springt, die am sonnigen Nachmittag über dem Wasser tanzen; welches die Lebensschicksale und Gewohnheiten unserer Waldbäume sind, und die besonderen Schönheiten jeder Art, auch welche Rolle ein jeder im Haushalt unseres Volkes spielt. — Da lernen die Erwachsenen beobachten und erkennen; ihr eigenes Leben wird bereichert, und sie vermögen der Kinder Blick zu bilden, um das Leben in Wald und Flur zu kennen, zu lieben und zu schützen.

Das Unternehmen wurde veranstaltet und die Bücher wurden geschrieben von Naturfreunden, welche erwogen, wie unnatürlich im tiefsten Grunde der Gedanke ist, zu dem man in unserer Zeit seine Zuflucht nahm: daß die heimische Pflanzen- und Tierwelt vor fortschreitender Schädigung und Ausrottung geschützt werden müsse durch Anlage von Naturparks, in denen das Töten und Schädigen von Pflanzen und Tieren verboten ist. Sie erwogen, daß man zum Schutz der Natur viel tiefer greifen könne und müsse, nämlich in das Gemüt der Menschen, und daß es keinen besseren Schutz gibt, als in dem heranwachsenden Geschlecht Liebe und Verständnis für das Leben der niederen Brüder in Wald und Feld auszubilden und das Gefühl der Verantwortung in ihnen zu wecken. Es ist denn in den Büchern auch mit Nachdruck jede Gelegenheit erwähnt, die sich den Menschen, ja selbst schon den Kindern bietet, um Tiere und Pflanzen vor den vielen Gefahren und Schädigungen, die ihrer Art drohen, zu behüten.

Die Verfasser sind teils Männer des praktischen Lebens, die durch ihren Beruf eine besonders gründliche Kenntnis des Stückes Natur, das sie schildern, gewonnen haben, oder es sind Gelehrte, die zu Kindern zu reden verstehen. Daß an der Spitze des Unternehmens ein Maler steht, ist ein sehr glückliches Moment, weil es die Bücher durch ihre künstlerische Ausstattung zu einer sehr wertvollen Gabe macht. Der Text ist nicht poetisch gehalten, er ist in frischem Tone geschrieben, aber knapp, nüchtern, rein belehrend, nur daß ein liebenswürdiger Humor gern mit unterfließt, besonders in Pfarrer Kleinschmidts Vogelbuch. Die Poesie liegt in der großen Liebe dieser Männer zur Natur. Aber die Bilder, sie sind eitel Poesie! Was für schöne, eindrucksvolle Bauminndividualitäten dichtet der Schöpfer des Waldbuches, Berthold Clauß! Und offenbart zugleich immer mit wenigen Zügen den Zusammenhang, in dem der edle Baumalte, den er

zeichnet, mit Schönheit und Schicksal unserer Heimat und seiner Bewohner steht.

Die Bücher den Kleinen unmittelbar in die Hand zu geben, ist nicht ratsam. Die Sätze sind zu schwer, die Ausdrucksweise ist zu knapp. Die Mütter mögen sich selbst Belehrung holen und sie in die Sprache des Kinderverständnisses übertragen, wenn sie mit ihnen die schönen Bilderbücher besehen. Die Heranwachsenden werden dann selber nachlesen.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, die Bücher in Form von Kalendern herauszubringen. So findet man immer rasch heraus, was gerade jetzt draußen zu beobachten ist, auf dem Felde, im Walde, in den Bächen, in den Lüften. Auch teilt sich so diesen schönen Büchern viel von der Poesie mit, die in der Gebundenheit der Natur an den Wechsel der Gestirne und den Wandel der Jahreszeiten liegt. Man wird nicht in das Mißverständnis geraten, als gehörten diese Bücher zu den Erzeugnissen der modernen Kalenderindustrie, die bald mit Bildern, bald mit Dichterworten, bald mit Bibelsprüchen verziert Kalender darreicht, welche nur ein Jahr lang dienen und dann weggeworfen werden sollen. Diese Bücher wollen im Gegenteil Freunde des Hauses werden, die man immer lieber gewinnt, je besser man sie kennt.

Es sind bisher 6 Hefte erschienen:

1. Vogel-Kalender. Zur Einführung in unsere heimische Vogelwelt. Von Otto Kleinschmidt. Bilder von Berth. Clauß.
2. Wald-Kalender. Unser deutscher Hochwald. Von Oberförster R. Schier. Bilder von Berth. Clauß.
3. Wild-Kalender. Erster Teil: Unser Haarwild. Von J. R. Haarhaus. Bilder von Karl Wagner.
4. Fisch-Kalender. Erster Teil: Unsere heimischen Süßwasserfische. Von H. Fechner und Carl Paeske. Bilder von Berth. Clauß.
5. Unsere Feldfrüchte. Eine erste Einführung in das Leben der Pflanzen. Von R. H. Francé, München. Bilder von E. Henseler.
6. Ackerbau. Einführung in die Tätigkeit des deutschen Landwirts. Von Oekonomierat Friedrich Maier-Bode. Bilder von Professor E. Henseler.

Gertrud Prellwitz.

---

## Geschichte.

„Die Anfänge der römischen Geschichtschreibung." Von Wilhelm Soltau. (H. Haessel, Leipzig 1909.) Eine Selbstanzeige.

Es ist nicht zu verwundern, wenn manche Wissenszweige bei der Fülle des stets neu zuströmenden Materials ihre Methode und ihre Voraussetzungen abändern. Merkwürdig ist dagegen, welche Wandlungen hierin selbst alte Disziplinen, auch wenn sie keine wesentlich neuen Entdeckungen aufzuweisen haben, im Verlauf eines Menschenalters durchgemacht haben.

Die Zeiten, da Niebuhr und Schwegler in sehr maßvoller, fast möchte man sagen, zahmer Weise die Angaben der Historiker über die ältere römische Geschichte kritisierten, sind durch Mommsen überwunden. Nach vereinzelten reaktionären Versuchen (von Gerlach, Bröcker u. a.) hat dann die kritische Richtung Mommsens, welche wenigstens mit der Geschichte der Königszeit aufräumte, Schule gemacht. Mit immer wachsendem Skeptizismus wurde auch die Geschichte der ersten Jahrhunderte der Republik betrachtet; die capitolinischen Konsullisten sind z. B. nach Matzat „tatsächlich das Endprodukt eines Verderbnisprozesses ohnegleichen".

Noch nie hat es aber als eine Lösung des Problems, wie eine geschichtliche Tradition über eine größere Epoche der Geschichte entstanden ist, gegolten, wenn lediglich willkürliche Erfindung und Fälschung als Ursachen derselben ausgegeben worden sind.

Nachdem endlich das große Werk von Pais „storia di Roma" die ältere römische Geschichtstradition als ein Gebild mythischer Art aufzuteilen und zu beseitigen versucht hat, war es an der Zeit, daß diesem Treiben Einhalt geboten wurde.

Auf der einen Seite mußte so scharf wie möglich hervorgehoben werden, daß das römische Volk keinen Mythus, keine Volkspoesie besessen habe. Auf der andern mußte nicht minder festgehalten werden, daß zwar die Hauptereignisse und Epochen der älteren römischen Geschichte festständen, daß aber das ganze Detail späteren Ursprungs, schriftstellerische Ausschmückung oder dichterische Erfindung sei.

Hier hat nun mein obenstehendes Buch in die Forschung eingegriffen und auf ein fruchtbares Terrain, das für viele Gelehrte Neuland geblieben war, hingewiesen.

Es war zwar bekannt, daß die römischen Dichter, vor allen Naevius († 200 v. Chr.) und Ennius († 169 v. Chr.), durch ihre Dichtungen sehr viel dazu beigetragen haben, daß die ältere römische Geschichte lebensvoll und in anschaulicher Darstellung vorgeführt wurde. Aber bisher hatte man stets die geschichtliche Ueberlieferung für das Erste, die poetische Darstellung für das Sekundäre angesehen. Da wurde nachgewiesen (Rhein. Mus. 1888 B. 43, 569 f. Archiv für Religionswissenschaft 1909, XII., 101 f.), daß bei der Romuluslegende nur das umgekehrte Verhältnis richtig sein könne. Des Naevius' Drama „Alimonia Romuli" war nur eine Nachbildung von Sophokles' Tyro, vor dieser Dichtung des Naevius kann die Romuluslegende, so wie sie jetzt vorliegt, in Rom noch nicht geglaubt sein. Aehnlich steht es mit den weiteren Schicksalen des Romulus. Der Raub der Sabinerinnen beruht auf des Ennius Drama „Sabinae", die Gewinnung der spolia opima durch Romulus ist nach der ensprechenden Schilderung, in welcher Naevius den siegreichen Zweikampf des Marzellus feierte, erfunden und geformt worden.

Anderseits geht schon aus den erhaltenen Fragmenten von Accius' Drama „Decius" hervor, daß selbst noch die Einzelheiten der livianischen

Tradition über den Opfertod der beiden Decier (340 und 295 v. Chr.) im einzelnen nach diesem Drama gestaltet worden sind (vgl. „Die Anfänge der Röm. Geschichtschreibung“ S. 45 f.).

Von diesem Ausgangspunkt aus ist nun weiter von mir der Versuch gemacht worden, den Einfluß sonstiger Römerdramen (der fabulae praetextae) auf die Geschichtsdarstellung klar zu legen. Vor allem war es möglich, den bedeutenden Einfluß zu bestimmen, welchen die poetischen Werke der Dichter auf die Tradition über die Gründung der Republik und die Schicksale des Camillus ausgeübt haben.

Daneben war die Einsicht zwar längst gewonnen, aber doch viel zu wenig für die Herleitung der Geschichtstradition verwertet worden, daß Ennius in den 18 Büchern seiner „Annalen“, bei denen er überall homerische Schilderungen nachahmt, nicht nur eine lebensvolle Darstellung der älteren römischen Geschichte, namentlich auch der Königszeit, geliefert hatte, sondern daß diese seine Darstellung auch einen bestimmenden Einfluß auf die Ausgestaltung der annalistischen Ueberlieferung ausgeübt habe.

Diesen Einfluß auch im einzelnen festzustellen, neben der formalen Bedeutung auch die stoffliche Beeinflussung zu normieren, mußte daher eine wichtige Aufgabe meines Buches sein. Zweifellos ist z. B. durch Ennius das Märchen, daß der fromme König Numa von Pythagoras belehrt worden sei, eingehend ausgebeutet worden, um so die weisen Ordnungen, welche Roms sakrale Institutionen auszeichneten, in das rechte Licht zu stellen, bzw. sie auch philosophisch umzudeuten. Camillus, welcher 10 Jahre vor Veji zu Felde lag, später vor dem undankbaren Volke fliehend in die Verbannung gehen mußte, ist von Ennius im Epos wie im Drama vielfach nach dem Vorbilde Achills geschildert, wie denn die Einnahme der Burg von Veji durch einen Minengang der Eroberung von Troja ähnelt.

Ferner war es seit Zarnckes trefflicher Arbeit „Der Einfluß der griechischen Literatur auf die Entwicklung der römischen Prosa“ (Leipzig 1888) anerkannt, daß die griechischen Historiker nicht nur in Schilderungen und stilistischen Wendungen von den Annalisten nachgeahmt sind, sondern daß sie auch nicht selten bei der älteren Geschichtsdarstellung in ganzen Erzählungen als Quellen verwandt sind. Die Jugendschicksale von Romulus und Remus sind zum Teil wie diejenigen des Cyrus bei Herodot 1, 116 geformt. Herodot 1, 82 war das Original für den Kampf der Horatier und Curiatier, Herodot 7, 228 (der Fall der 300 Spartiaten) für den Untergang der 306 Fabier usw. Wenn ferner Herodot 5, 92 und 3, 154 von den Quellen des Dionys und Livius fast wörtlich herübergenommen sind, um die Grausamkeit des Tarquinius nach den griechischen Vorbildern zu schildern, so hätte auch Nissen (Wochenschrift f. klass. Philol. 1909, Nr. 38, S. 1031) nicht verkennen sollen, daß das Märchen von der Ermordung der Jungfrau in Tegea (Pausanias VIII, 47, 6) das Vorbild für die Lucretia der römischen Sage gewesen sein muß. Es gibt in der ganzen griechischen und römischen Literatur sonst keinen Fall, da eine in

ihrer Ehre bedrohte Frau sich selbst den Tod gibt. Und da sollte das einzige derartige Beispiel aus der Zeit der Tarquinier, bei auch sonst mannigfacher Aehnlichkeit, nicht aus jener griechischen Tempellegende entlehnt sein? Noch dazu, wo es sich um ein Drama des Accius und um Dichtungen des Ennius handelt?

Besonders wichtig ist endlich der von mir zuerst hervorgehobene Umstand, in wie naher Beziehung die Römerdramen zu den laudationes, zu den Gedenkreden auf berühmte Gestorbene, standen. Des Naevius' Drama Clastidium feierte die Heldentaten des M. Claudius Marcellus, und die laudatio, welche ihm zu Ehren sein Sohn gehalten hat, bildete vielfach die Quelle für die Geschichte der Claudier. Noch Augustus benutzte sie (vgl. Plutarch Marcell. 30, Livius 27, 27,12).

Wenn einerseits so zahlreiche Elemente der Geschichtstradition über Roms ältere Entwicklung auf den Einfluß griechischer Historiker und Dichter auf Dichtung und Erfindung zurückgeführt werden konnten, so verblieb doch noch ein nicht unbedeutender Restbestand einer glaubwürdigen Ueberlieferung. Diese, vertreten durch die älteren Annalisten, durch Diodor und Polybius, durch Ciceros Schrift de republica wie durch die antiquarische Tradition der Priester und Rechtsgelehrten, darf keineswegs gering geachtet werden. Allerdings begann, wie von mir bewiesen wurde, eine gleichzeitige Aufzeichnung der annales maximi erst um 300 v. Chr., aber sie führte schon früh zu einer Rekonstruktion der Chronik für die voraufgehenden Menschenalter. Besonders aber reichte die Tradition der amtlichen und fachkundigen Kreise erweislich bedeutend höher hinauf. Dieselbe war nicht direkt geschichtlicher Art, bot aber nicht weniges Material, um die früheren Geschichtsepochen zu erkunden.

Ueberall ist die Grundlage der Ueberlieferung glaubwürdiger Art. Die Vornamen der römischen Könige (Romulus, Numa, Tullus, Ancus, Servius) sind tuskisch, zeugen damit also für das Alter der Ueberlieferung. Denn gewiß würden die späteren römischen Schriftsteller die Namen von tuskischen Fürsten nicht erfunden haben. Die Zweizahl der Tarquinier und die Geschichtlichkeit des Servius ist durch die Darstellungen des Grabes von Vulci verbürgt. Der Untergang der Fabier ist durch die Konsullisten gesichert. Die spolia opima des Cossus werden durch den Panzer des erschlagenen Gegners als geschichtlich erwiesen.

Die Erfindungen und poetischen Schilderungen der Dichter Naevius, Ennius, Accius hatten eine feste Unterlage älterer analistischen Aufzeichnungen, welche zwar nicht vor dem 3. Jahrhundert gleichzeitig gemacht worden sind, aber doch auf manche ältere Ueberlieferung, namentlich antiquarischer Art, zurückgingen. Ohne ein solches Substrat wären auch jene dichterischen Ausschmückungen undenkbar, überhaupt nicht vorhanden.

Aber was hellenistische Dichter und Schriftsteller erfunden und geschildert haben, ist nicht auf alte römische Volkspoesie, auch nicht auf alte römische Mythen und Sagen zurückzuführen. Die geringen Anfänge, welche

von beiden in Rom existiert haben mögen, waren längst in Vergessenheit geraten, als jene Männer nach dem Vorgange größerer griechischer Meister den Römern ein Bild ihrer Geschichte schufen, das viele Jahrhunderte hindurch ihnen einen wertvollen Ersatz für das Verlorene und längst Entschwundene geboten hat.

---

## Literatur.

Die zwölfte Stunde und andere Novellen von Rudolf Stratz. Berlin W 30. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.

Wenn in der Mitternachtsstunde Freunde oder Bekannte an vertraulicher Stätte beisammen sind, streift ihr Gespräch leicht den Urgrund aller Dinge, das Geheimnisvolle, das in wunderbaren Schicksalen, die sie miterlebt haben, gewaltet hat, und manch uralten Volksaberglauben, für den man bei hellem Tage nur ein Lächeln hat. Es ist eben die Geisterstunde, in der aller Vernunft zum Trotz aus der Tiefe unserer Seele beängstigende Erinnerungen an allerlei Rätselhaftes in uns aufsteigen, die lange darin vergessen geschlafen haben. Solche Erinnerungen liegen den Novellen von R. Stratz zugrunde, denen er den Titel „Die zwölfte Stunde" gegeben hat. In „Komm mit" erzählt ein Major den Offizieren, mit denen er im Biwak zusammensitzt, eine unheimliche Krankheitsgeschichte aus seiner Leutnantszeit. In „Schatten" sitzen drei Touristen bei strömendem Regen in einer einsamen Schutzhütte im Hochgebirg und einer von ihnen redet wie im Traum von einer schreckhaften Vision, die er gehabt hat, als er einst die Neujahrsnacht im Herzen der Alpenwelt auf einem Berggipfel zugebracht hat, dessen Ersteigung ein Gang auf Leben und Tod gewesen war. In einer andern Novelle erzählt in einem Hotel in Rom ein baltischer Edelmann eine Geschichte vom zweiten Gesicht, das nach seiner Aussage in seiner Heimat, einem Lande des Zwielichts und der Schatten, der Nebel und Moore, eine durchaus nicht seltene Gabe sein soll. Von den Erzählungen, die sich zwar insofern auch für die zwölfte Stunde eignen, als sie ebenfalls von Sorge und Angst berichten, die aber versöhnend ausklingen, sind die besten „Der Tod der Frau v. Barenthin", die gar nicht tot war, sondern nur ein halbes Jahr für ihren Mann tot sein wollte, um ihn von seiner Gleichgültigkeit gegen ihren Liebreiz zu kurieren, und „M. 86", in der einem Offizier im Elsaß von einer französischen Spionin das Modell eines neuen Gewehrs entwendet wird, das er erfunden hat; mit Hilfe eines klugen Freundes erlangt er es zurück. Alle Novellen, die der Band enthält, sind fesselnd geschrieben; sie werden aber kaum so viele und so dankbare Leser finden, wie manche andre desselben Verfassers, in denen ein fröhlicher Optimismus zu Worte kommt.

Heinz Tovote. Fräulein Grisebach. Roman. Berlin 1909. F. Fontane & Co.

Romane sollen uns einen Ausschnitt aus dem Weltbilde geben und seine Abspiegelung soll der Wirklichkeit entsprechen. Da es in Wirklichkeit nur wenig Götterlieblinge gibt, hinter denen das Gemeine in wesenlosem Schein liegt, so kann ein Romandichter sich nicht auf die Darstellung solcher Idealgestalten beschränken, wenn er lebenswahr bleiben will, sondern darf seine Helden auch unter denen wählen, deren menschliche Gebrechen etwas sehr Antipathisches haben. Aber wenn die Charaktere, die er uns vorführt, aller Idealität entbehren, muß es darum auch die Handlung? Hans Tovote erzählt in seinem neuesten Roman die Geschichte einer Krankheit, gegen die, wenn sie allgemein verbreitet wäre, was sie aber, Gott sei Dank, nicht ist, es kein anderes Heilmittel gäbe, als die Einführung der freien Liebe oder der Vielehe. Ist das dichterisch und hat es irgend einen idealen Wert? Fräulein Grisebach ist Lehrerin an einer höheren Töchterschule in einem Vororte Berlins. Sie ist Ende der zwanzig und bisher tadellos und unangefochten dahingewandelt auf dem Wege ihres arbeitsreichen und entsagungsvollen einsamen Lebens, das aber doch nicht ganz freudlos ist, denn sie wird von ihren Schülerinnen geliebt und von ihrer Vorsteherin hochgeschätzt. Da erwacht in ihr infolge eines Erlebnisses in ihrer Schulklasse der „Schrei nach dem Kinde" oder richtiger der Schrei nach dem Manne. In ihrer ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Ehe, die sie leiblich und geistig krank macht, wird sie die Beute einer Straßenbekanntschaft und nimmt sich dann vor Scham darüber das Leben. Ein Buch solches Inhalts wäre, obgleich es manche nicht uninteressante Typen aus dem modernen Schul- und Großstadtleben enthält, kaum ernst zu nehmen, wenn es sich ausschließlich um seinen ästhetischen Wert und nicht zugleich um die unheilvolle Wirkung handelte, die es auf sittlich ungefestigte Leser ausüben kann. Romane dienen ja nicht nur dazu, Müßiggängern die Zeit zu vertreiben, sondern bilden für Tausende einen wesentlichen Teil ihrer geistigen Nahrung und beeinflussen ihr Gefühl und ihren Willen oft in nachhaltigster Weise. Nur oberflächliche Beobachtung kann die Bedeutung vielgelesener Romanschriftsteller, zu denen Heinz Tovote gehören soll, gering einschätzen, und die Kritik hat die Pflicht, auf den Schaden hinzuweisen, den sie anrichten können, und der um so größer ist, je mehr Begabung sie besitzen.

Dichter- und Schriftsteller-Anekdoten. Charakterzüge aus der Literaturgeschichte, gesammelt und herausgegeben von Tony Kellen. Dritte Auflage. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Wer hätte nicht Freude an gut erzählten, zu einem unerwarteten Schluß zugespitzten guten Anekdoten? Manche der Geschichte angehörige Gestalt ist erst durch sie so recht volkstümlich geworden, und wenn geschichtliche Anekdoten, die einen Helden oft wie mit Blitzlicht erleuchten und ihn

besser charakterisieren als manche langatmige Schilderung, auch nicht, wie Fontane meint, das beste an der Historie sind, so möchte gewiß kein Geschichtschreiber sie entbehren. Auch Dichter- und Schriftsteller-Anekdoten erfreuen sich großer Beliebtheit und sind eine willkommene Ergänzung zu den Lebensbildern in der Literaturgeschichte. Aber wenn sie wirken sollen, darf das zwanglose Behagen, mit dem sie erzählt werden, nie in breite Geschwätzigkeit ausarten; sie müssen einen spannenden Fortgang haben und frisch und lebendig und mit einer gewissen naiven Genialität vorgetragen werden. Diese Bedingung erfüllt kaum eine der 200 Anekdoten, die der vorliegende Band enthält; viele davon, besonders die aus dem Leben unserer deutschen Geistesheroen, sind auch längst aus Schullesebüchern bekannt, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, die von der Fuhre Holz, die ein Bäuerlein dem Dichter Gellert zum Dank für seine schönen Fabeln schenkte; andere sind überhaupt keine Anekdoten. Daß Schiller 1784, als er in sehr bedrängter Lage war, hoch erfreut wurde durch eine Sendung reicher Liebesgaben von Körner und Huber und ihren Bräuten Minna und Dora Stock, was mit größter Ausführlichkeit erzählt wird, ist ebenso wenig eine kurze, pointierte Geschichte wie die von dem Geniegelage Goethes und der beiden Grafen Stolberg, das in Bertuchs Zimmern stattgefunden haben soll, bei dem man alle Trinkgefäße aus dem Fenster warf und aus Aschenkrügen trank, die in einem Grabhügel gefunden worden waren, und noch weniger ist es Hebbels Empfang bei König Christian VIII. und seine Unterhaltung mit ihm, die acht Druckseiten umfaßt. Die letzten vier orientalischen Anekdoten des Bandes „Fiodusis Honorar," „Der wütende Sebuja", „Der Nagel des Dichters" und „Japanische Romanpuppen" enthalten nicht das geringste Körnchen des attischen Salzes, das sie genießbar machen würde. Man sollte meinen, daß die große Arbeit, die in der Sammlung steckt verlorene Liebesmüh gewesen sein müsse; sie ist aber schon in dritter Auflage erschienen und muß demnach doch wohl für viele „eine amüsante Lektüre" gewesen sein.

Bruno Wille. Der heilige Hain. Ausgewählte Gedichte. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. 1908.

Die Gedichte dieser Sammlung zerfallen in Gruppen mit Ueberschriften wie „Naturseelen", „Der Menge Qual", „Erlöse dich". Nur wenige davon waren bisher ungedruckt; die meisten sind der Gemeinde, die sich um Bruno Wille geschart hat, bereits aus den beiden Romanen „Offenbarungen des Wacholderbaums" und „Die Abendburg" oder aus „Einsiedelkunst aus der Kiefernheide" bekannt. Aus den Ueberschriften der verschiedenen Gruppen kann man allein schon erkennen, daß der Dichter nicht nur poetische, sondern auch philosophische Ziele verfolgt. Er ist ein einsamer Grübler, der in der modernen, nach seiner Ansicht rein äußerlichen Kultur die Ursache all der Unrast und Freudlosigkeit sieht, an denen die Gegenwart krankt. Mit Hilfe seiner von einer pantheistischen Weltanschauung durchtränkten Poesie möchte

er die entgötterte Natur wieder in ihre Rechte einsetzen und die Menschen aus den Banden der Selbstsucht erlösen. Er möchte, wie er im Nachworte zu der Gedichtsammlung sagt, der heutigen nur auf Bewältigung und Ausbeutung der Materie gerichteten Kultur eine innerliche Bildung gegenüberstellen. „Aus den wüsten Steinhaufen unserer Städte, aus Unnatur und Unwahrheit, aus erschöpfender Fron und Hast, aus Sinnentaumel und Zerstreuung kann uns die Sehnsucht retten in den Hain, wo Genußsucht und Ichsorge durch Andacht und Liebe abgelöst werden, wo Baum und Fels, Wellen und Wolken unsre Geschwister sind, wo wir kindlich vertrauen dem gemeinsamen Urquell und seinem Schöpfersinn, und wo der Schönheit Gesichte Kraft spenden, der Menge Qual zu lindern und den Erlöser in uns zu wecken." Er will also nicht bloß ein Dichter sein, für den die Idee des Schönen die Hauptsache ist, sondern zugleich ein Prophet, der eine reinere und beglückendere Weltanschauung verkündet. Die Lyrik auf das Element der Stimmung und des Gefühls beschränken zu wollen, wäre töricht; ein Bund der Poesie und der Philosophie ist, wie Goethes und Schillers herrliche Gedankenlyrik beweist, sehr wohl möglich, aber ihre Voraussetzung ist eine dichterische Kraft, die Idee und Bild unlösbar zu vollkommner Harmonie zusammenschließt, eine Intuition, die Denken und Empfinden aufs innigste verschwistert, eine Einbildungskraft, welche, wie W. v. Humboldt sagt, die Einbildungskraft entzündet. Ablehnung der Kultur, Mitleid mit denen, die unter ihren Auswüchsen leiden, können die Phantasie eines Dichters gewiß befruchten, aber wenn er die Idee, die in ihm lebt, nicht in bildkräftige Anschauung umzusetzen vermag, die es unmittelbar in unser Schauen überträgt, wird seine Dichtung doch nur tönendes Erz sein. Trotz aller Weltflucht bleibt ein Dichter immer der Sohn seiner Zeit, und sein Leben ist unlöslich eingefangen in das Netz der ihn umgebenden Kultur. Wer sich von dieser abwendet, einsiedlerisch grübelt über der Menge Qual, in tatenlosem Mitleid verharrt und sich damit begnügt, denen, die nach Trost und Heil verlangen, zuzurufen: „Erlöse dich durch Eintauchen in die Allseele, durch Einswerden mit der Natur", wird trotz aller dichterischer Begabung nur auf wenige wirken. In manchen Gedichten findet Bruno Wille sehr glückliche Worte und Bilder für seine Gedanken und Empfindungen, und ihr Stimmungswert ist nicht gering; andre entbehren jedes zündenden Funkens, jeder schöpferischen Gestaltungskraft und sind mehr Rhetorik als Poesie. Verschiedene seiner Versmaße machen den Eindruck des Gesuchten, Erkünstelten, und seinen freien Rhythmen fehlt es vielfach an Schwung und Wohllaut. Sollte er wirklich der Dichter und Seher sein, der berufen ist, uns den Weg zu dem heiligen Hain zu zeigen, dessen Rauschen alles Erdenweh stillt? Es gibt viele, die es glauben.

M. Fuhrmann.

## Theater-Korrespondenz.

---

Shaksperes Hamlet im Deutschen Theater.

Wenn ein genialer Regisseur wie Reinhardt den Hamlet neueinstudiert auf die Bühne stellt, so eilt der Kunstinteressent mit froher Erwartung in sein Theater, im Andenken an die bewundernswerten Shakspere-Vorführungen, die ihm vorangegangen sind. Um so fassungsloser ist die Enttäuschung, die er an diesem Hamlet erlebt, in dem alles verschoben, verzerrt und hinabgezwungen ist von der Höhe der Tragödie in den Sumpf eines dekadenten Miserabile — man verzeihe das Wort; denn eine Gattung des ernsten Dramas ist schwer zu bezeichnen, deren Haupt- und fast ausschließliche Wirkung auf den Zuschauer die Empfindung des Jämmerlichen ist. Daß mit einer derartigen Auffassung und Darstellung dem Dichter schmähliche Gewalt angetan wird, darüber kann nicht der geringste Zweifel sein.

Wir sind ja an die Rückständigkeit der Bühnentradition gewöhnt und drücken ein Auge zu, wenn uns noch immer der gefühlsweiche Grübler Goethes vorgeführt wird, obgleich der tiefere Kenner der Zeit Shakspere's sich vergeblich in ihrer Geschichte und Literatur nach einem zweiten Wesen dieser Art umsieht und die ästhetische Forschung, welche — nebenbei bemerkt — auch fortschreitet, mit seltener Uebereinstimmung seit 40 Jahren eine nahezu entgegengesetzte Auffassung begründet hat. (Goethe hat nichts begründet und ist schließlich an seiner anfänglichen Auffassung irre geworden.) Absurd aber ist es, einen modernen Dekadenten in das Zeitalter der Renaissance hineinzusetzen — einen Menschen meist von halber Begabung, mangelhaft erzogen und in fragwürdiger Umgebung aufgewachsen, der in die eine Schale seines Geistes halbverstandene moderne Philosopheme legt, während die andere leer, ohne Gegengewicht ist, und nun mit sich selbst und der Welt, die ihm ein sinnloses Chaos ist, zerfällt, nicht weiß, was er soll und will. Denn dekadent war die Renaissance nur auf sittlichem Gebiet, in der geschlechtlichen Leichtfertigkeit, besonders der höheren Kreise, und in dem Verbrechertum der Uebermenschen. Dagegen bilden gerade die Kraft des Geistes, der unbändige Willen, wie die fruchtbare Frische der Phantasie,

den glänzenden Gegensatz zu unserer Zeit, an dem unsere doch recht dünn gesäten Degenerierten sich Gesundung holen könnten.

Denken wir uns nun einen jugendlichen Dekadenten unserer Tage und nehmen ihm alle Eigenschaften, welche bisher Hamlet auf unserer Bühne seine Anziehungskraft gaben, Adel der Erscheinung, Eleganz der Bewegungen, besonders der Gesten, ein durchgeistigtes Antlitz, dessen Mienenspiel seine lebhafte Gefühlswelt widerspiegelt, eine sonore Stimme und vor allem sein königliches Ueberlegenheitsbewußtsein dem Oheim und dessen Hofgeschmeiß gegenüber — nehmen wir diesem Dekadenten das alles, dann haben wir Moissys Hamlet.

Es ist schwer, einem Künstler, der sein Gottesgnadentum durch die unübertreffliche Darstellung des Narren im Lear bewiesen hat, das zu sagen. Da er aber offenbar die Absicht gehabt hat, Hamlet so klein, so jugendlich, so unreif darzustellen, wie es ihm möglich war, um die hoffnungslose Dekadenz zur Anschauung zu bringen; da er ferner Shakspere das Unrecht angetan hat, ihm eine solche Arme-Teufel-Tragödie zuzutrauen, so darf es ihm nicht vorenthalten bleiben.

Gleich von Anfang an, am Throne des Oheims, sind die Bewegungen, das Gehen, das Gebärdenspiel dieses Hamlet matt; seine Sprache ist monoton und leise (die Stimme schien außerdem durch augenblickliche Indisposition umflort zu sein); seine Intelligenz, die sich doch gleich in seinen ersten Worten, in der Durchschauung der Mindernatur des Königs, äußert, erscheint unsicher und tritt nicht herausfordernd zutage; im Gegenteil, es sieht so aus, als wollte er den König durch seine harmlose Bescheidenheit rühren. Und diese neurasthenische Haltung dauert fort den ganzen Abend. Den leidenschaftlich gewaltigen Monolog „O schmölze doch" habe ich noch niemals mit so ebbender Empfindung sprechen hören. In der Szene mit den Freunden soll die furchtbare Aufregung, in die das Erscheinen des Geistes den Prinzen versetzt, — echt neurasthenisch — zurückgedrängt, verheimlicht werden; dann muß sie in der Miene für den Zuschauer zutage treten — das gelang nicht. In Wirklichkeit aber steht die starre Körperhaltung Moissys mit der fieberhaften Lebendigkeit der Reden Hamlets in dieser Szene in unvereinbarem Widerspruch. Wenn der Geist erscheint, pflegt der Prinz zurückzufahren: das ist nicht etwa theatralisch, sondern eine selbstverständliche Reflexbewegung. Unnatürlich ist dagegen, was dieser Hamlet tut, beim Anblick des Geistes stumm und ruhig dazustehen, das Gesicht dem Publikum abgewandt, so daß dieses glauben muß, er hätte ihn gar nicht bemerkt. Wenn dieser Hamlet dann, als er von seinen Freunden zurückgehalten wird, mit falscher Betonung ausruft:

Den mach' ich zum Gespenst, der mich zurückhält! *)

---

*) Auch an einzelnen andern Stellen war die Betonung nicht richtig, z. B.: Gott hat euch ein Gesicht gegeben, und ihr macht euch ein anderes.

so glaubt ihm das niemand. Und wenn der Geist diesem armen Jüngling einen Racheauftrag erteilt, so muß man annehmen, daß er seine königliche Dispositionsfähigkeit im Fegefeuer verloren habe; er verlangt etwas Unmögliches. Natürlich gehörten die Schlußworte des ersten Aktes in der fehlerhaften Uebersetzung Schlegels (welche überall gewissenhaft beibehalten war):

> Schmach (— für wen? Für den lieben Gott? oder für Hamlet?
> — Unmöglich. Also für wen?) und Gram,
> Daß ich zur Welt, sie einzurichten kam.

zu den wenigen, welche nicht mit halber Stimme gesprochen wurden; denn in ihnen liegt der Schlüssel für den Charakter des Moissyschen Hamlet. Nun aber ruft Hamlet in Wirklichkeit nichts von Schlegels Worten, sondern: „Verfluchter Schicksalsgroll!", und der besteht in der Sachlage, in den Familien- und Personalumständen, unter denen Hamlet die Rache vollführen soll. Daß er hierbei an sein eigenes Dekadententum denken sollte, ist unmöglich, da Shakspere nicht von Dingen sprechen konnte, die er und die jugendfrische Kultur seiner Zeit nicht kannten, die eben traurige Begleiterscheinungen alter, erkrankter Kulturen sind.

So war denn auch der Monolog am Ende des zweiten Aktes der einzige, den Moissy mit starker innerer Beteiligung sprach, wenn auch klagend, klagend über die eigene Schwäche. Denn hier fragt Hamlet sich: „Bin ich ein Feigling?" Aber diese Worte enthalten nichts weniger als das Eingeständnis der Feigheit, sondern können ihrem natürlichen Sinne nach nur heißen: „Ich bin doch sonst kein Feigling." Und der darstellende Künstler sollte sich die verschiedenen Fälle vergegenwärtigen, in denen Shakspere es sich hat angelegen sein lassen, den verwegenen Mut seines Helden in gefahrvollen Situationen ans Licht zu stellen, ehe er solchen Worten einen unmöglichen Sinn gibt. Der cholerische Idealist rächt sich an Personen, die er haßt und verachtet, und für unerträgliche Verhältnisse, die er nicht ändern kann, durch den Hohn, den er zu Zeiten, wie in diesem Monolog, auch gegen sich selbst kehrt. Dem Darsteller schien die gesunde, kraftvolle Gabe des Hohnes gänzlich versagt zu sein. Wenigstens konnte man in seinem Verkehr mit den Hofstrebern, die ihn alle an Persönlichkeit und Distinktion des Auftretens überragten, nicht bemerken, daß er sie in ihr Nichts zurückdrückte, was Shaksperes selbstherrlicher Prinz doch tut. Polonius konnte ihn in seiner beschränkten Wohlweisheit belächeln, und das taten die Statisten auch. Hamlet war an diesem Hofe der Gegenstand allgemeinen stillen Spottes: das ist kennzeichnend für die Verkehrtheit der ganzen Darstellung. Wenn Moissy mit seinem stehenden bescheidenen Lächeln zu den eleganten, selbstbewußten Höflingen Rosenkrantz und Güldenstern sprach, die vernichtenden Reden Hamlets als gutmütige Scherze vortragend, so hatte man den Eindruck, da man von seinen Worten wenig verstand, als ob er immerfort den kürzeren

zöge. Auch aus den Zügen des guten *Horatio*, aus dem Herr von Winterstein statt der gewohnheitsmäßigen Null eine sehr ansprechende Persönlichkeit zu machen wußte, sprach wohlwollendes Mitleid.

Was die Erscheinung dieses vielseitigsten Geschöpfes der Charakterisierungskunst im Deutschen Theater wenig genußreich machte, war der fast durchgehende Mangel an Variation im Spiele, sei es daß man die körperliche Bewegung oder den Vortrag der witzigen und satirischen Pointen und der Empfindungen ins Auge faßt. Wohl ist es gut, die Gesten und die Stellungsänderungen auf das *natürliche* Maß zu beschränken; aber bei einer so ewig bewegten und aufgeregten Innerlichkeit, wie die des Dänenprinzen nun einmal ist, und bei der immer lebendigen und vielfach stürmischen Handlung, deren Mittelpunkt er ist, kann das natürliche Maß nur ein reiches sein. Moissy bewegte sich zu wenig, und seine wenigen und zum Teil verkümmerten Gesten sagten vielfach nichts bestimmtes aus. Die ganz modern gehaltenen geistvollen Gespräche, die Hamlet mit Polonius, Rosenkrantz und Güldenstern und andern führt, verlangen das Gegenteil von innerer Ruhe: eine nervöse, geistige Beweglichkeit, die sich auch im wechselvollen Klange der Rede zeigen muß. Und wer die empfindungsreichen Stellen, die in diesem mit dem Herzblut des Dichters geschriebenen Bekenntnis ungemein zahlreich sind, monoton spricht, begeht Dalilas Tat an Shakspere: er beraubt den Dichter der höchsten, edelsten Kraft, mit der er auf die Jahrhunderte wirkt. Das ist die Echtheit und Tiefe der Empfindung und das musikalische Genie, mit dem er sie komponiert hat. Bekanntlich wirkt alle Kunst *durch* das Gefühl *auf* das Gefühl. Der Dichter setzt sein Gefühl in die Musik der Worte, und der ausübende Künstler muß das musikalische Talent haben, die in die Worte gelegte Melodie mit ihrer Rhythmik und Dynamik richtig zu reproduzieren. Die feinst abgetönte *Deklamation* ist daher *nicht theatralisch*, sie ist vielmehr diejenige *realistische* Darstellungskunst, die von jedem Schauspieler, der sich an führende Gestalten des hohen Dramas wagt, unbedingt verlangt wird. Wenn jemand den Monolog „Sein oder Nichtsein“ mit verstandesmäßiger Betonung richtig aufsagt, als ob es ein rhetorisches oder logisches Uebungsstück wäre, so hat er künstlerisch *nichts* geleistet; da dieser Monolog ein organischer Teil der Handlung ist, so muß der Künstler uns die innere Erregung darstellen, aus welcher diese Betrachtung des Prinzen organisch hervorgeht.

Ich habe viele Dänenprinzen über die Bühne schreiten sehen, aber niemals einen, welcher der Absicht des Dichters so vollkommen ferngeblieben wäre, wie der des Deutschen Theaters.

Der *König* war in die Hände Wegeners gelegt. Er machte aus ihm einen durch gemachte Freundlichkeit wirkenden Spitzbuben mit knallrotem Haar und feuerrotem Gewande. Ich glaube nicht, daß diese Auffassung richtig ist; ich halte ihn für einen körperlich günstig ausgestatteten Mann, der mit Majestät im Kleinen handelt, d. h. immer nur da ein bißchen Majestät *spielt*, wo es nötig und nützlich ist. Das genügt, um

den bekannten Neunundneunzig vom Hundert die Ueberzeugung beizubringen, daß er Majestät ist; wenn er aber wie ein Spitzbube aussieht, so werden ihn doch wohl Neunzig vom Hundert dafür halten, selbst wenn er auf dem Throne sitzt. Indessen ist die Charakter-Ausarbeitung dieses großen Künstlers immer so vollendet, daß man mit Spannung und Freude seinem Spiele folgt. Vorzüglich war die Gewissensmarterung durch das Schauspiel dargestellt; ein feiner Zug die plötzlich hervorbrechende Feigheit des Schurken beim Nahen der aufständischen Dänen: Gertrud muß ihn stützen und halten, und er wird erst wieder er selbst, als er sieht, daß schließlich doch nur der kleine Laertes vor ihm steht. Das Schwierigste, was ihm recht überflüssigerweise zugemutet wurde, war das prolongierte stumme Gebet, das er, mitten auf der Bühne vor dem Publikum kniend, während des ganzen Monologes Hamlets zu halten hatte. Wie leicht hätte das bei einem geringeren Künstler komisch wirken können!

Wenn Hamlet von seiner Mutter im Zorne als „Matrone" spricht, so meint er das nicht in des Wortes ernstester Bedeutung: „Die schöne Majestät von Dänemark" ist eine noch junge Frau, verführerisch und leicht verführt, also etwa der Gegensatz von der Frau (Adele Sandrock), die hinter einer finsteren Würde ihre unverständliche sinnliche Schwäche verbarg. Das Königspaar war nicht wohl assortiert; man begriff nicht recht, wie es zu einem intimen Verhältnis hatte kommen können zwischen — der Norne und Loki.

Ophelia (Camilla Eibenschütz) war eine liebevolle Tochter und Schwester, ein harmlos munteres Vögelchen, und dann plötzlich wahnsinnig — das war alles. Aber leider nicht alles, was der Dichter in diese Figur hineingelegt hat. So war der Bruder, Laertes (Jacob Feldhammer), auch veranlagt, gleich harmlos, und wurde dann doch zum Meuchelmörder.

Dagegen war der Polonius des Herrn Arnold ein vollendetes Charakterbild. Er gab ihn als den eitlen, höfischen Narren, welcher er ist: und zu diesem Zwecke war es wichtig, daß die Szene mit Reinhold, die leider öfters weggelassen wird, mit aufgeführt wurde; denn am besten lernt man den Narren in seinem eigenen Hause kennen. Falsch ist es, die Lebensregeln, welche er seinem Sohne in aller Eile vor der Abreise appliziert, mit Würde zu sprechen, als ob sie einen wirklichen Gehalt hätten; ihre Nichtigkeit muß gerade aus der pedantischen Hohlweisheit, mit der diese auswendig gelernten Truismen vorgetragen werden, hervortreten. Vorzüglich war die eine Träne, die er dem scheidenden Laertes nachwarf, um dann sogleich dem stärksten Triebe seiner Natur, der Neugier, zu folgen und seine Tochter auszufragen.

Eine hübsche Leistung war der Rosenkranz Waßmanns, obgleich er von seinem komischen Spezialgebiet ein wenig ablag.

Das Stück wurde arg verstümmelt: die Szene, in der Ophelia von dem seltsamen Erscheinen Hamlets berichtet, die große Verführungsszene zwischen König und Laertes, und sogar der dichterisch herrliche Bericht von dem Tode Ophelias wurden weggelassen. Hermann Conrad.

---

# Politische Korrespondenz.

Ungarische Rüstungen zum Kampf gegen Wien. — Kossuthisten und Deutsche. — Habsburgische Aufgaben.

Der populärste Mann in den Ländern der Stephanskrone ist augenblicklich — unter den Magyaren — Herr v. Justh, der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses. Bei einer jener zahlreichen Kossuthfeiern, die dort wie Pilze aus der Erde schießen und mit denen man den nächsten „Pakt“ mit der Krone stimmungsvoll vorbereiten will, wurde unlängst Herr v. Justh von einem Parteigänger als Titane gefeiert, der seine Prinzipien nicht für Stellung und Vermögen hingeopfert habe; sein Name sei bereits ein Begriff geworden, ein herrliches Banner im ungarischen politischen Leben. Auf dem Panier, das der Präsident des Abgeordnetenhauses entfaltet hat, steht obenan: „Unabhängigkeit von Oesterreich, selbständige Bank, nationale Armee.“ Die Gedanken, die solche Anziehungskraft ausüben, sind nicht eben neu, aber da die gegenwärtigen Minister der Koalition nach Wien deutlich zu verstehen geben, daß sie in Fragen ihrer politischen Prinzipien gern mit sich reden lassen, wenn sie nur die Macht in Händen behalten dürfen, ist der Zeitpunkt zur Markierung von Charakterfestigkeit im Hinblick auf künftige Ereignisse nicht schlecht gewählt; die Wähler werden das gewiß gern honorieren, wenn — nach einer etwaigen Auflösung des Reichstags — der Zahltag kommt.

Doch mit einer magyarischen Minderheit allein wird man Wien nichts abtrotzen können; darum fangen die Unabhängigen um Herrn v. Justh an, um die Gunst der Nichtmagyaren stark zu werben. Er selbst hat einer slowakischen Abordnung gegenüber ausdrücklich erklärt: „Meine Politik ist dahin gerichtet, daß wir einen Frieden mit den Nationalitäten schließen.“ Und bei der festlichen Gelegenheit, von der oben die Rede war, entwickelte Herr v. Justh ein förmliches Programm zur Behandlung der Nationalitätenfrage, das also lautete: „Die Nationalitätenpolitik der bisherigen Regierungen war unbegründet und unnütz. Mit der Gewaltpolitik eines Desider Banffy oder mit der von Korteschgesichtspunkten geleiteten Politik der liberalen Regierungen kann man die nationalen Gegensätze nicht ausgleichen. Baron Desider Banffy wollte aus den Nationalitäten gewaltsam Rassenmagyaren machen. Das Ende dieser Politik war naturgemäß der

Mißerfolg. Auch die andere politische Richtung, die lau, unentschieden war und nach keiner Richtung hin etwas tun wollte, war erfolglos. Mit diesen politischen Richtungen muß gebrochen werden. Jeden, der die ungarische Staatsidee respektiert, sei er nun Rumäne, Serbe oder Kroat, ziehe ich mit Freuden an die Brust, aber ich zerschmettere denjenigen, der ein Verräter dieser Nation werden will. Wir müssen alle jene, die mit uns für das Wohl, für die Unabhängigkeit des Landes kämpfen wollen, in unsere Arme schließen, aber mit unerbittlicher Strenge, gegebenenfalls durch Schaffung von Gesetzen, jene strafen, die sich gegen die ungarische Staatsidee vergehen. Wer auch nur ein einziges Mal gegen die ungarische Staatsidee agitiert, soll für ewige Zeiten seine politischen Rechte verlieren."

Wertvoll ist in dieser programmatischen Erklärung eines der radikalsten und einflußreichsten Magyaren vor allem das unumwundene Eingeständnis, daß die Politik der gewaltsamen Magyarisierung Schiffbruch gelitten habe. Es liegt darin eine volle Anerkennung der Lebens- und Widerstandskraft der Nichtmagyaren; auch der Deutschen, obwohl sie geflissentlich nicht erwähnt werden. Gedacht hat der Redner an sie ohne Zweifel auch, denn bei keinem der nichtmagyarischen Volksstämme ist im Laufe der letzten Jahrzehnte das Nationalbewußtsein so sichtbar erstarkt, wie gerade bei den Deutschen Ungarns. Das zeigte so recht deutlich in vorigen Monat der Ausfall der Repräsentantenwahlen für den Werschetzer Munizipalausschuß, wobei die dortige deutsche Bürgerpartei und der deutsche Repräsentantenklub nach erbittertem Wahlkampf elf neue Mandate (von siebzehnen) errang; das zeigt u. a. auch das Verhältnis der südungarischen deutschen Hochschüler zu ihren siebenbürgischen Kommilitonen, die gerade in diesem Sommer in engere Beziehungen getreten sind, ohne sich dabei, nach Art der magyarischen Studenten, auf den politischen Tummelplatz begeben zu wollen. Bei der heurigen Tagung der siebenbürgisch-sächsischen Hochschüler wurde als Ergebnis ihrer Beratungen festgestellt, daß es für sie wohl „unzuträglich sei, das politisch-agitatorische Feld zu betreten", daß aber „auf privatem Wege der freundschaftliche Verkehr mit den deutschungarischen Studenten angestrebt werden solle". Es wurde ausdrücklich beschlossen, in Zukunft zu der Tagung der Wiener „Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone" Vertreter zu entsenden. In diesem Sinn hat auch der „Verein der Siebenbürger Sachsen" in Berlin seinen Namen umgeändert in „Verein der Deutschen aus Ungarn", zu dessen Vorsitzendem einmütig ein südungarischer Deutscher gewählt wurde. Der letzte Sommer gab Veranlassung zu verschiedenen gemeinsamen Ausflügen aus Siebenbürgen nach dem Banat und in die Batschka, wobei es zu herzlicher Begrüßung von beiden Seiten kam. Das sind zunächst nur Erscheinungen von symptomatischer Bedeutung, aber wer aus Erfahrung weiß, wie schwer diese auch in ihrem Individualismus so recht deutschen Stammesgenossen sich zu einer Annäherung entschließen konnten, wird diese Anfänge erwachenden nationalen Gemeingefühls zu würdigen wissen.

Die Sirenentöne, die der Präsident des Abgeordnetenhauses erklingen läßt, werden darum unter den Deutschen Ungarns die Gemüter nicht zu weich stimmen. Deutlicher hört man die Drohung, daß der „zerschmettert" werden soll, der sich nicht der sattsam bekannten ungarischen Staatsidee gefangen geben will. Das ist doch die alte Melodie, trotz aller Friedensbeteuerungen! Gegen Wien sind die Deutschen Ungarns ebensowenig zu haben wie die Rumänen, Slowaken oder Kroaten. An Wien liegt es nur, diese latenten Kräfte endlich zu mobilisieren; im Verein mit ihnen und mit den Magyaren, die noch gewillt sind, der Dynastie nicht nur auf Kündigung Treue zu halten, **kann** die Fronde der „Unabhängigen" gebrochen werden. Das und nichts anderes ist die Zukunftsfrage der Monarchie und nicht, ob das nächste Ministerium Wekerle oder Kossuth oder Justh heißt. Sie kann einzig und allein durch einen Herrscher von Initiative gelöst werden. Einen solchen sehen alle ungarländischen Völker und Parteien im Thronerben, den Berlin demnächst als Gast begrüßen soll, und das Deutsche Reich, das am Habsburgischen Reich gern einen in sich gefestigten Bundesgenossen haben möchte, hätte in erster Linie Ursache, sich zu freuen, wenn jene stillen Hoffnungen der reichstreuen Elemente im benachbarten Donaureiche sich erfüllten.

21. Oktober. Lutz Korodi.

---

## Englands innere Krisis. — Die Spanier in Afrika und die Affaire Ferrer.

In der letzten Periode seines Lebens äußerte Gladstone gegenüber seinem politischen Freude Morley, der später sein Biograph geworden ist, daß ihm die Zukunft des englischen Königtums Sorge bereite. In der ganzen liberalen Partei (die aristokratischen Whigs waren damals größtenteils noch nicht ausgeschieden) sei ein einziger wahrhaft königstreu gesinnter Mann, und der wäre so ziemlich das geistig unbedeutendste Mitglied des Hauses der Gemeinen.

Seitdem ist das Ansehen der Krone in England ohne Zweifel gewachsen. Eduard VII. ist aus der Zurückgezogenheit herausgetreten, in welcher seine königliche Mutter seit dem Tode ihres Gemahls lebte, zur lebhaft geäußerten Unzufriedenheit der Nation. Beide große Parteien erkennen dankbar die Dienste an, welche der König durch seine diplomatischen Reisen der auswärtigen Politik des Landes geleistet hat.

Nichtsdestoweniger liegt für jeden, der das moderne Großbritannien einigermaßen kennt, die andauernde intensive Schwäche der koburgisch-welfischen Monarchie auf der Hand. Gladstone meinte einmal, was das englische Königstum unter Victoria an Macht verloren habe, habe es an Einfluß gewonnen. Aber nur weil dem Königreich seit der Reformbill von

1832 schwere innere Erschütterungen erspart geblieben sind, konnte einem Staatsmann wie Gladstone entgehen, daß Einfluß nicht Macht ist.

Allerdings ist dieser der Krone an Stelle entschwundener Macht gebliebene Einfluß, wenn nicht alle Anzeichen trügen, soeben in höchst wirkungsvoller und wohltätiger Weise von König Eduard geltend gemacht worden. Auf seinem hochschottischen Schlosse Balmoral hat der Monarch zwischen den liberalen Ministern und dem Oberhause, welches das von mir in der vorigen Nummer charakterisierte „demokratische" Budget ablehnen wollte, anscheinend mit Erfolg vermittelt. Wahrscheinlich wird das Budget für 1909 zustande kommen, ohne daß aus diesem Anlaß ein Kampf um die Grundlagen der englischen Verfassung entbrennt.

Nichtsdestoweniger sind manche Engländer über die Einmischung des Königs in die Partei-Streitigkeiten recht mißvergnügt. Ein demokratisches Blatt äußert, Eduard VII. sei populär; das müsse der Demokratie unangenehm sein: einen verhaßten Despoten könne diese Staatsform viel besser gebrauchen. Im übrigen habe der König inkonstitutionell gehandelt, denn es sei gar nicht seine Sache, zwischen der Regierung und der Opposition zu vermitteln, vielmehr sei es seine Pflicht, einfach den Rat der jeweiligen Minister zu befolgen.

Derartige uns überaus extrem vorkommende Meinungen beherrschen das politische Leben Englands nahezu vollkommen; Liberale und Konservative sind in ihnen einig, und wenn beide Parteien soeben in Balmoral dem König freie Hand gelassen haben, so ist diese die wahre Erniedrigung des Königtums ein wenig verhüllende Erscheinung nur dadurch möglich geworden, daß Regierungspartei und Opposition aus verschiedenen Gründen für den Augenblick den Entscheidungskampf nicht wünschen. Grundsätzlich sind sämtliche einflußreiche Politiker Großbritanniens, welches auch sonst ihre Gesinnung sein möge, davon überzeugt, daß jeder Brite Politik treiben darf und soll, nur der König nicht. Diesem wird vielmehr zugemutet, daß er in der Erfüllung rein repräsentativer, dekorativer Obliegenheiten seinen Beruf erblicken und seine Befriedigung finden soll. Dieses widernatürliche Prinzip ganz unbedingt zu verwirklichen, ist freilich den ehrgeizigen englischen Politikern bis jetzt nicht gelungen. Solche Gelegenheiten, den Gang der englischen Geschichte zu beeinflussen, wie Eduard VII. soeben in Balmoral eine ergriffen hat, sind auch unter Victoria bisweilen hervorgetreten und benutzt worden. Dies gilt besonders von der auswärtigen Politik: Lord Palmerston wußte davon zu erzählen!

Freilich! das sind alles von der alten Königsgewalt nur noch Trümmer und Splitter, aber auch in diesem ruinenhaften Zustande bedeutet die Krone für das Land noch viel. In einer meiner früheren politischen Korrespondenzen habe ich auf die Stabilität hingewiesen, welche das englische Kriegs- und Marine-Wesen vor den militärischen Institutionen anderer Demokratien voraus hat. So beeinflußt die englische Krone, wenn sie auch innerlich einigermaßen ausgehöhlt ist, doch noch durch die

Majestät ihres äußeren Anblicks den Geist von Staat und Gesellschaft recht heilsam. Manchmal berührt es beim Studium der englischen Geschichte wunderlich, wenn man sieht, wie Prinzen von Wales, durch das Mißtrauen der ehrgeizigen Parlamentarier von ernsthafter Betätigung ihrer Kräfte ausgeschlossen, ihren Tatendrang auf das Gebiet der gesellschaftlichen Verfeinerung richten und durch die leichte Grazie ihrer Fracks, die diskrete Farbenpracht ihrer Westen, die unauffällige Originalität ihrer Kravatten den Glanz der Krone zu heben suchten. Wie nebensächlich diese Dinge auch sein mögen — die Königin Victoria wurde von einer im großen und ganzen richtigen Empfindung geleitet, als sie, während der englische Staat sich immer demokratischer gestaltete, an ihrem Hof und in den angrenzenden Sphären der Gesellschaft desto strenger — oft wohl zu streng — auf die Erhaltung der gesellschaftlichen Formen und Unterschiede hielt. Hand in Hand mit diesem sozialen Konservatismus ging ein unentwegtes Streben der Königin, von seiten der Krone die Kontinuität in der auswärtigen Politik des Landes anfrecht zu erhalten. Die eigenhändigen Korrespondenzen Victorias, welche sich in ihrem Nachlaß erhalten haben, sind bergehoch aufgeschichtet und legen von einer enormen Arbeitslust Zeugnis ab. Mit welchem Eifer und Erfolg ihr Sohn jenes Werk der Mutter fortsetzt, braucht nicht näher erörtert zu werden.

Aber trotz alledem und alledem hatte Heinrich von Treitschke ganz recht, als er in diesen Jahrbüchern schrieb, wenn wir Preußen an die Stelle unseres starken Königtums das schwache englische setzten, so würden wir dem Manne gleichen, der sich sein gesundes Bein absägen ließ, um mit einem künstlichen einherzustolzieren. Die Schwäche der Monarchie gehört nicht notwendig zum konstitutionellen Wesen. Allerdings! für das Parteiregiment, wie es auf den britischen Inseln herrscht, das aber neben unschätzbaren Vorzügen doch auch empfindliche Nachteile mit sich bringt, ist ein mächtiger König nur eine ungern getragene Last. Zu der Zeit, wo Gladstone jenes Urteil über die republikanische Gesinnung der liberalen Partei fällte, gehörten ihr noch viel mehr Edelleute an als heute, wo zahlreiche aristokratische Whigs, durch das Erstarken der kleinbürgerlichen und sozialistischen Demokratie erschreckt, von der liberalen Partei abgefallen sind. Aber auch innerhalb der konservativen Partei sind die großen und alten Tory-Familien den Idolen der Partei-Regierung weit unterwürfiger als dem König. Selbst jene vornehmen Herren erblicken in der Krone nur ein wohl charakteristisches und notwendiges, aber mehr zum Schmücken als zum Stützen dienendes Kapitäl an der Säule des Staats.

Alle Stände und Parteien Englands sind also darüber einig, daß die Monarchie sich mit einer verhältnismäßig untergeordneten Stellung im öffentlichen Leben des Landes zu bescheiden hat. Aristokratie und Demokratie sind über diesen Punkt niemals verschiedener Meinung gewesen. Im übrigen jedoch stehen sich diese beiden politischen Faktoren im gegenwärtigen England mit einer Feindseligkeit und Kampflust gegenüber, welche, wenn

die drohende große Schlacht trotz der Vermittlung Eduards zum Ausbruch gelangen sollte, alle Völkerschaften der britischen Inseln in der Tiefe aufwühlen würden. Auch die Interessen des Auslandes und speziell unsere eigenen würden durch einen solchen Konflikt der den englischen Staat ausmachenden Gewalten, welcher auch im günstigsten Fall wohl nur vertagt, nicht beschworen ist, nach mehr als einer Richtung hin bedeutend in Mitleidenschaft gezogen werden.

Die außerordentliche politische und geschichtliche Bedeutung der sich allem Anschein nach in England jetzt vorbereitenden inneren Kämpfe liegt darin, daß die Demokratie, nachdem sie gemeinsam mit der Aristokratie das Königtum beinahe zur Nichtigkeit herabgewürdigt hat, nunmehr dem aristokratischen Prinzip das gleiche Schicksal bereiten will. Die aristokratischen Klassen des Königreichs werden vertreten durch das Haus der Lords. In einer Rede, welche der Schatzkanzler Lloyd George zu Birmingham gehalten hat, und der offenbar einen bedeutenden Eindruck auf die öffentliche Meinung zu erzielen gelungen ist, drohte jener Minister im Namen der Regierung dem Oberhause die Vernichtung aller seiner wesentlichen verfassungsmäßigen Rechte an. Wenn die Lords das „demokratische" Budget und die anderen vom Ministerium Asquith vorgelegten Reformgesetze verwerfen, soll das Oberhaus zwar nicht, wie es die independentistischen Vorväter der heutigen Radikalen schon einmal im Jahre 1649 getan haben, aufgehoben, aber sein Vetorecht dermaßen eingeschränkt werden, daß die „goldene Kammer" fortan ein Schattendasein führen würde gleich der Krone.

Wenn die Dinge soweit kämen, würde England, praktisch gesprochen, das Einkammersystem zusammen mit rein parlamentarischer Regierungsweise haben und sich demgemäß einer so radikalen Verfassung erfreuen, wie nur noch Griechenland, Serbien und ein paar andere verachtete oder mindestens unbedeutende Staaten. Das aristokratische Prinzip läge dann zusammen mit dem monarchischen vollkommen am Boden, und die Demokratie wäre nach menschlichem Ermessen für ewige Zeiten unumschränkte Herrin der britischen Geschicke. Obwohl der britische Adel seinen König nicht immer glimpflich behandelt, wie Eduards königliche Mutter durch Sir Robert Peel anläßlich der bedchamber-question erfahren mußte, hat Eduard VII. manche auch ihm in jenen Kreisen zweifellos bereitete Kränkung großmütig vergessen und, um die letzte in Großbritannien der Demokratie gesetzte Schranke vor dem möglichen Umsturz zu bewahren, zwischen den uneinigen Häusern des Parlaments staatskluger weise zu vermitteln gesucht, und seine Bemühungen sind einstweilen vom Glück begünstigt gewesen.

Als in Preußen unter der Regierung Wilhelms I. das Herrenhaus zweimal in Streit mit dem Hause der Abgeordneten geriet, einmal wegen der Regulierung der Grundsteuer, das andere Mal um der Kreisordnung willen, wurde der Widerstand der ersten Kammer in dem einen wie dem

anderen Falle durch einen Pairschub gebrochen. Ueber dieses Mittel hinausgehend, verlangten die Liberalen Preußens sowohl um 1860 als auch 1872 eine Reform, d. h. eine Demokratisierung des Herrenhauses. Auch dem Hause der Lords hat schon einmal ein Pairschub in sehr naher Aussicht gestanden. Es war im Jahre 1832, als das Oberhaus der Reform des Hauses der Gemeinen die größten Schwierigkeiten bereitete. Damals wollte der am Staatsruder befindliche Whigadel eine große Zahl seiner Söhne und Vettern mit Pairien ausstatten, um auf diese Weise der Wahlrechtsreform eine Mehrheit zu verschaffen, ohne den aristokratischen Charakter des Oberhauses zu zerstören.

Auch Bestrebungen zur organischen Reform der ersten Kammer im demokratisierenden Sinne sind in Großbritannien früher im Gange gewesen. Derselbe Lord John Russel, welcher im Namen der Whig-Partei die Reformbill von 1832 eingebracht hatte, versuchte auch das Oberhaus im liberalen Sinne umzugestalten. Die Russels sind eine jener Adelsfamilien, welche im 17. Jahrhundert im blutigen Kampf gegen den königlichen Despotismus sich zu republikanischen Idealen bekannt und im 19. Jahrhundert an der Spitze der liberalen Partei gestanden haben. Lord John schlug vor, das Oberhaus durch einen Zusatz lebenslänglicher Mitglieder beweglicher zu machen. Bis zum heutigen Tage zählt nämlich das englische Oberhaus nur erbliche Mitglieder, abgesehen von den Bischöfen und einigen hohen Rechtsgelehrten. Die verstorbene Königin Victoria stand der von Russel angeregten Reform des Oberhauses nicht ganz unsympathisch gegenüber, weil sie die Befugnis, welche der Krone beigelegt werden sollte, die neuen Lords nach Allerhöchstem Belieben entweder erblich oder nur auf Lebenszeit zu ernennen, als eine Erweiterung der Kronrechte gegenüber der hochmütigen Aristokratie ansah.

Die Oberhaus-Reformpläne Russels wurden aufgenommen von einem Peer der folgenden Generation, Lord Rosebery. Wie sehr sich die politischen Verhältnisse in England durch die Absplitterung der meisten Edelleute von der liberalen Partei geändert haben, geht deutlich daraus hervor, daß gerade der liberale Earl of Rosebery durch seine neulich in Glasgow gehaltene Rede einen namhaften Teil des englischen Bürgertums dem „demokratischen" Budget der Regierung abwendig gemacht und dadurch das Oberhaus zur Verwerfung des verhaßten Finanzgesetzes bedeutend ermutigt hat.

Uebrigens sind Roseberys Vorschläge zur Reform des Oberhauses von den heute die Führung der liberalen Partei habenden Männern schon vor Jahren wenig günstig aufgenommen worden. Die Radikalen wollten nämlich das erbliche Prinzip als Quelle der Zusammensetzung der ersten Kammer nicht beschränken, sondern kurzer Hand unterdrücken und an Stelle der Peers einen gewählten Senat, etwa nach amerikanischem Muster, setzen. Gladstone widersprach dem mit der Begründung, das Königtum würde moralisch gefährdet sein, wenn es die einzige Institution im Staate wäre, welche noch auf dem Grundsatz der Erblichkeit beruhe.

In den letzten Jahren Gladstones trat ein Ereignis ein, welches die Radikalen dazu anregte, ihre Stellungnahme gegenüber dem Problem der Oberhausreform allmählich bedeutend zu verändern. Die Lords lehnten Gladstones zweite irische Homerule-Bill ab, und als das Kabinett das Parlament auflöste, gab das Land dem Oberhause recht. Die Stellung der Pairie war wesentlich gekräftigt.

Angesichts dieses Ereignisses fragten sich die Radikalen, ob es klug von ihnen sein würde, wenn sie die ihnen schon in ihrer gegenwärtigen, etwas unmodernen Zusammensetzung gefährliche erste Kammer durch eine Reform noch stärken würden. Die Macht des Senats der Vereinigten Staaten von Amerika ist bekanntlich nicht zu unterschätzen. Es ist keine Rede davon, daß das Repräsentantenhaus einseitig den Kongreß beherrscht. Etwas ähnliches fürchteten die britischen Radikalen aus einem Feldzuge zur Reform des Oberhauses hervorgehen zu sehen. Im Haus der Lords sitzen nämlich gegenwärtig alle Personen, welche nach englischem Staatsrecht zum Adel gehören, d. h. die Herzöge, Marquis, Grafen, Vicomtes (Baronets und Ritter nicht). Unter diesen etwa 500 Edelleuten*) ist eine große Zahl von fürstlichem Reichtum und geschichtlich so festbegründetem Ansehen, daß es den Radikalen in absehbarer Zeit unter keinen Umständen gelingen würde, ihnen den erblichen Sitz in der Gesetzgebung zu entreißen. Anderseits aber gehören zu den Peers auch Hunderte von Junkern, die zwar im allgemeinen stattlicher aufzutreten vermögen als die von Treitschke in diesen Jahrbüchern verspotteten „Chambre garnie wohnenden preußischen Lords", auch oft einen weiteren geistigen Gesichtskreis haben, welche aber doch von der öffentlichen Meinung Englands vielfach als die Vertreter kleinlicher agrarischer Sonderinteressen und stupider reaktionärer Vorurteile angesehen werden.

Diesen Schlag von Aristokraten aus dem Oberhause herauszubringen und dafür etwa Industrie-Kapitäne, bürgerliche Nabobs und königliche Kaufleute herein — das schien den Radikalen, je länger sie die Sache erwogen, desto weniger der Mühe wert zu sein. Formell wäre es ja ein Sieg der demokratischen Idee gewesen, virtuell jedoch eher eine Stärkung als eine Schwächung des Oberhauses. Denn nicht der Erbadel als solcher vermag der Steuer-, Sozial- und Agrarpolitik der Radikalen erfolgreich zu widerstehen, sondern die Hauptgefahr für die Radikalen liegt darin, daß es dem populären Teil der Edelleute zusammen mit den bürgerlichen Führern der nationalen Volkswirtschaft eines Tages gelingen kann, eine antidemokratische Koalition aller durch die tief einschneidenden Neuerungen jener Partei bedrohten Interessen zustande zu bringen.

Aus Furcht vor der Autorität, welche einem demokratisierten Senat leicht zuwachsen konnte, ließen die Radikalen ihre alte Drohung: „To end

*) Davon sind die meisten erbliche Mitglieder. 44 Peers entsendet der Adel Schottlands und Irlands für bestimmte Perioden. Dazu treten 26 anglikanische Erzbischöfe und Bischöfe und eine kleine Anzahl hohe Juristen.

or mend the lords!“ in Vergessenheit geraten. To end ging vorläufig nicht an, und to mend war eine Medizin, vielleicht schlimmer als die Krankheit. Der Plan, welchen der Radikalismus jetzt bezüglich der Pairskammer befolgt, ist der folgende. Man will das Oberhaus bestehen lassen, wie es ist, also einschließlich der vielen adligen Landjunker, welche zwar nicht so unbeliebt sind wie ihre Standesgenossen in Preußen, die aber immerhin gewichtigeren Notabilitäten den Platz wegnehmen. Was man radikalerseits ändern will, ist nicht die Zusammensetzung der ersten Kammer, sondern das Maß ihrer Rechte. Da England keine geschriebene Verfassung besitzt, so sind viele Rechte streitig, u. a. weiß auch niemand genau anzuzugeben, wieweit die Befugnisse des Oberhauses eigentlich gehen. Schon im 16. Jahrhundert hat sich das Unterhaus dagegen verwahrt, daß das Oberhaus Finanzgesetze amendieren zu dürfen beanspruche. Seit der „glorreichen Revolution“ ist es Gewohnheitsrecht geworden, daß die Lords alle Finanzgesetze annehmen, welche die Kommoners ihnen zuschicken. Im Jahre 1860 haben die Lords einmal versucht, dieses Gewohnheitsrecht zu durchbrechen. Unter dem Einfluß des Prinzen Albert verwarfen sie die vom Unterhaus beschlossene Aufhebung der das Zeitungswesen niederhaltenden Papiersteuer. Das Hauptmotiv für die Handlungsweise der Krone und auch für die Abstimmung vieler Lords gehörte der auswärtigen Politik an. Prinz Albert wünschte die Staatseinnahmen nicht vermindert zu sehen, in einem Augenblick, wo Italiens wegen Krieg mit Napoleon III. drohte. Aber die liberale Regierung ließ sich auf finanziellem Gebiet durch die Lords nichts vorschreiben. Gladstone nahm einfach die Papiersteuer nicht mehr in das Verzeichnis der Einnahmen auf, welche dem alljährlichen Bewilligungsrecht des Parlaments unterliegen. Die ganze jenes Verzeichnis enthaltende Bill durch ein Amendement zum Scheitern zu bringen, wagte das Oberhaus so wenig, wie es sich gegenwärtig zur Ablehnung des Budgets zu entschließen vermag.

Als das Oberhaus ein Dezennium später die Abschaffung des Stellenkaufes der Offiziere verwarf, verfügte Gladstone die Reform brevi manu durch Königlichen Erlaß. Die Herren Asquith und Lloyd George wären gern auf dem Wege weiter gegangen, den ihnen der grand old man durch jene beiden Präzedenzfälle, besonders den letzteren, gezeigt hatte. Sie stellten, gestützt auf altersgraue scheinbare Präzedenzfälle, die Theorie auf, die englische Verfassung gestatte dem König, ein vom Unterhaus angenommenes Budget auch ohne Zustimmung des Oberhauses als Gesetz zu publizieren. König Eduard bewies, daß auf seinen Willen doch noch etwas im Staate ankommt, indem er jenes kühne Unterfangen des Kabinetts durch sein formell oder nicht formell ausgesprochenes Veto verhinderte. Darauf soll Premierminister Asquith das etwas weniger gewaltsame Mittel des Pairschubes in Erwägung gezogen und dem König eine Liste neu zu ernennender liberaler Pairs vorgelegt haben. Gneist hat einmal geäußert, der König von Preußen könne das ganze erste Garderegiment zu Fuß in

das Herrenhaus berufen, wenn er wolle. So sehr viel anders dürfte die Liste des Herrn Asquith auch nicht ausgesehen haben, wenn er wirklich eine zustande gebracht hat. Denn fast alles, was heute in Großbritannien sozial qualifiziert ist, in die Pairie erhoben zu werden, gehört, dank der Steuerpolitik des Herrn Lloyd George, zur Opposition. Haben doch auch die City-Firmen einen öffentlichen Protest gegen das „demokratische Budget" erhoben.

Jedenfalls steht fest, daß sich Eduard VII. auf einen Pairschub à la Gneist so wenig einläßt, wie er einer Vergewaltigung der beschließenden Rechte des Oberhauses zustimmt. Einen Pairschub in vernünftigen Grenzen, wie er 1832 zur Durchsetzung der Reformbill vorbereitet wurde, würden die modernen Liberalen aus denselben Gründen verwerfen, welche sie einer organischen Reform des Oberhauses skeptisch gegenüberstehen lassen. So sind die Liberalen denn im Grunde genommen ganz zufrieden, daß der König die Lords geneigter gemacht hat, auf einen Kompromiß einzugeben und das „demokratische Budget" zu genehmigen. Andernfalls wäre der Regierung nichts anderes übrig geblieben, als das Unterhaus aufzulösen. Denn das Oberhaus beansprucht schon längst nur noch ein suspensives Veto, bis das Land gesprochen hat, dessen Entscheidung die Lords immer bereit sind, sich zu unterwerfen.

Aber, wie gesagt, diese Kraftprobe, zu der es jetzt anscheinend noch nicht kommen wird, weil weder Lords noch Commoners sich der Gunst der öffentlichen Meinung sicher fühlen, dürfte in absehbarer Zeit dennoch veranstaltet werden. Es kann sein, daß die Aristokratie dann siegt, wenn ihr nämlich die sichtlich immer mehr erstarkende schutzzöllnerische Tendenz einen starken Zulauf von sogenannten unionistischen Demokraten verschafft. Auch das Jingotum, dem die Unionisten sehr zugänglich sind, sowie überhaupt die Leidenschaften der auswärtigen Politik können die zurzeit ziemlich schlaff herabhängenden Segel der Aristokratie wieder schwellen. Siegt aber die Demokratie und verliert das Oberhaus auch noch das suspensive Veto, mit dem es sich heute schon begnügt, gänzlich oder zum größten Teil, so wird das nach einem sehr demokratischen Stimmrecht gewählte Haus der Gemeinen zum Alleinherrscher, das ganze Weltreich, in dem die Sonne nicht untergeht, wird der Willkür jener demokratischen Versammlung ausgeliefert.

Denkende Engländer blicken mit schwerer Sorge einer solchen Zukunft entgegen. In den Vereinigten Staaten, sagen sie, setzten der Senat und das Bundesgericht dem Repräsentantenhause Schranken, auch das suspensive Veto des Präsidenten ist eine Realität, während der König von England sein Vetorecht bei Parlamentsbeschlüssen seit 1707 nicht mehr auszuüben gewagt hat. In der französischen Republik besteht als immerhin einigermaßen mäßigende Gewalt der Senat, der beispielsweise letzthin ein von den Deputierten angenommenes demagogisches Altersversicherungsgesetz inhibiert hat. Das Deutsche Reich hat neben dem Reichstag, der aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgeht, den Bundesrat, das Kaisertum, die

Reichsfürsten und andere die Verfassung sehr stark moderierende Elemente. Großbritannien dagegen wird, wenn die Politiker, wie Schatzkanzler Lloyd George, der sich öffentlich rühmt, in der Jugend ein Wilddieb gewesen zu sein, ihren Willen durchsetzen, zum Einkammer-System herabgleiten, wie Griechenland, und das Parteiregiment in seiner extremsten und krassesten Form verwirklichen.

Die Engländer, welche ihr Parteiregiment fremden Völkern als die vernünftigste und freieste Staatsform anzupreisen pflegen, und die dabei ebenso ruhmredig zu Werke gehen, wie einst die französischen Staatstheoretiker im Siècle de Louis XIV, als sie sämtlichen Nationen Europas die Einführung des Absolutismus nach dem Muster ihres Vaterlandes empfahlen, können sich die ungeheuren Mängel der englisch-amerikanischen Art des Repräsentativsystems schließlich doch nicht vollständig verbergen. In der letzten Nummer von „Fortnightly Review“ steht ein Artikel „Money and brains in politics“, in welchem der zu den Konservativen haltende Verfasser — zum Teil sich selber unbewußt — auseinandersetzt, wie die Selbstregierung des Volkes unter dem reinen Parlamentarismus vielfach nur Fiktion ist, indem anstatt der Wähler die Partei-Organisationen die Politik machen und dabei den Sonder- und Privatinteressen ihrer einflußreichen Mitglieder in oft ziemlich schmutziger Weise dienstbar sind. Der Artikel in der genannten englischen Zeitschrift führt aus, niemand werde konservativerseits in das Unterhaus gewählt, der nicht, solange er im Parlament sitze, jährlich 10—15000 Mark, manchmal aber sehr viel mehr, unter die Drahtzieher der lokalen Parteiorganisation verteile: „Es gibt in der Nähe von London eine gewisse Grafschaft“, führt unser Autor aus, „wo alle Wahlkreise, wenn man die letzte Wahl nicht mitrechnet, durchaus sichere konservative Sitze sind. In keinem von ihnen wird die konservative Partei-Organisation den Namen eines Kandidaten auch nur in Erwägung ziehen, wenn er sich nicht verpflichtet, 20 000 Mark jährlich herzugeben. Die einfache und peinliche Wahrheit ist, daß in bei weitem den meisten Wahlbezirken an der Tür der konservativen Parteiorganisation eine Bande von Männern steht mit ausgestreckten Armen und schreiend: „Ihr Geld wollen wir haben!“ Wenn immer ein neuer Mann in konservativen Kreisen auftaucht, wird nicht etwa zuerst gefragt: „Was hat er geleistet, geschrieben, geredet?“ sondern: „Wie viel hat er?“ Vor einigen Jahren lud die konservative Parteiorganisation in London zwei Herren zu demselben Abend ein, um sich den Mitgliedern als eventuelle Parlamentskandidaten vorzustellen. Der eine war ein glänzender Rechtsgelehrter, ein meisterhafter Redner, ein witziger Weltmann. Der andere war der Inhaber eines Modewaren-Magazins, ohne Kenntnis der englischen Grammatik und ohne irgendwelche politische Idee. Der Modewarenhändler wurde gewählt, und ich überlasse dem Leser, sich auszumalen, welche Intriguen dem Wahlakt vorangegangen sind. Es ist keine Hoffnung, der Torypartei im Parlament wieder Leistungsfähigkeit einzuflößen, bevor nicht die lokalen Macher ihre Pflicht gegenüber den Wählern,

für welche sie handeln, unter ganz anderen Gesichtspunkten auffassen. Die Abgeschmacktheit der Sache liegt in der kleinen Zahl der Wähler, welche die Zeichnungen des verschwenderischsten Mitglieds oder Kandidaten mit einstecken können. Höchstens vermögen doch ein- bis zweihundert Wähler zu sehen, ob sein Geld rund ist. Es ist eine jämmerliche, schleichende, feige Korruption. Für das alte System (vor der Reformbill von 1832), Stimmen für 20 Mark auf den Kopf zu kaufen, ließ sich doch insofern etwas sagen, als jedermann doch etwas bekam. Aber es läßt sich schlechterdings nichts zugunsten einer Ordnung der Dinge sagen, durch welche das Parlamentsmitglied erschöpft und manchmal beinahe ruiniert wird, während nur ganz wenige den Vorteil davon haben."

Dieser Kritiker der politischen Sitten Englands redet nur seinen konservativen Freunden ins Gewissen. Es liegt aber kein Grund vor, warum wir annehmen müßten, daß der liberale Caucus weniger smart sei. Auch das System der Parteiregierung hat eben seine tiefen Nachtseiten. In Deutschland haben wir dieselben praktisch kennen gelernt durch den Gang unserer kommunalpolitischen Entwicklung. In unseren städtischen Gemeinden haben wir, wenn auch unter starken Kautelen, eine weitgehende Annäherung an das parlamentarische System. Die Personen, welche die städtischen Geschäfte in der Hand haben, müssen durch die Stadtverordneten in der einen oder anderen Weise gewählt sein. Stein glaubte, daß die Bürger der Städte durch jenes System zur Selbstregierung erzogen werden würden. Das ist aber doch nur bedingtermaßen eingetroffen. Die Stadtverordneten-Wahlen, besonders in den großen Städten, liegen vielfach in der Hand festgeschlossener Ringe. Sogenannte Hausagrarier, Terrainspekulanten und andere nicht vorzugsweise durch gemeinnützige Beweggründe bestimmte Kommunalpolitiker machen zu einem beträchtlichen Teil die Wahlen. Kurz — wie unzufrieden man auch in vielen Einzelheiten mit der Art und Weise sein mag, in welcher die Regierung die Oberaufsicht über die Kommunen handhabt — die grundsätzliche Hinwegräumung aller jener Kautelen gegen die Mißbräuche unserer kommunalen Partei-Regierungen dürften wenige im Ernst befürworten.

Damit soll keineswegs der Stab über jede Parteiregierung gebrochen sein. Sie bewährt sich trotz zahlreicher und manchmal recht ärgerlicher Schönheitsfehler bei unseren Kommunen, und auf dem großen Felde der englischen Politik hat sie Leistungen aufzuweisen, welche, richtig und gründlich verstanden, für alle Völker der Erde vorbildlich sind. Nur sollte man englischerseits aufhören, uns immer von neuem zu predigen, daß wir, um endlich des Namens eines freien Volkes würdig zu werden, die britische Parteiregierung mechanisch kopieren müßten. Unsere nationale Verfassung mit der auf eigenem Recht beruhenden Regierung besitzt gleichfalls ihre eigentümlichen Vorzüge. Der den Freund der Freiheit in vieler Hinsicht betrübende Anblick, welchen dieses System augenblicklich in Preußen bietet, braucht nicht als ein für ewige Zeiten unveränderlicher Typus aufgefaßt zu

werden Die Staaten Süddeutschlands haben nicht den reinen Parlamentarismus, sondern Regierungen, die auf eigenem Recht beruhen und mit denen nichtsdestoweniger auch die deutsche Demokratie leidlich zufrieden ist. Bei der proteusartigen Vielgestaltigkeit des von England zu seinem unsterblichen Ruhm hervorgebrachten konstitutionellen Staatsrechts ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß wir auch in Preußen unter den größeren Verhältnissen unserer Monarchie zu einem innerpolisischen System gelangen, welches, ohne die legitime Obrigkeit dem Parteitreiben auszuliefern, die Freiheit mit der Autorität versöhnt.

Welche Segnungen wir Deutschen unserer unabhängigen, starken Exekutive verdanken, mit wie häßlichen Eigenschaften sie auch in mancher anderen Beziehung behaftet sein mag, zeigt in sehr anschaulicher Weise eine Betrachtung des Reformprogramms des — englischen Ministeriums Asquith. Ich will hier nicht noch einmal von dem „demokratischen Budget" reden, das ich in der vorigen Nummer ausführlich behandelt habe, sondern von anderen, nicht weniger wichtigen radikalen Maßregeln, welche das Kabinett nicht durch das Oberhaus bringen kann. Die Maßregeln sind radikal, aber heilsam. Es handelt sich darum, der Regierung gesetzliche Machtbefugnisse zu erteilen, welche ihr ermöglichen, die Assanierung der städtischen Arbeiterviertel einerseits und die Zerschlagung der agrarischen Latifundien andererseits zu fördern. Beide Reformpläne stoßen auf den erbitterten und zähen Widerstand des Adels, welchem, wie gleichfalls von mir in der vorigen Politischen Korrespondenz auseinandergesetzt wurde, nicht allein die feudalen Latifundien, sondern in sehr großer Ausdehnung auch Grund und Boden in den Industrie- und Handelsstädten gehören. In Deutschland hat die starke Monarchie durch eine tüchtige Gesundheits- und Baupolizei dafür gesorgt, daß unsere Arbeiterwohnungen den Neid aller Deutschland besuchenden englischen Sozialpolitiker erregen. Keine Parteiorganisation von Hauswirten, Parzellierern, Architekten Bau-Banken, u. dgl., wenn sie sich auch mit dem Schilde der antibureaukratischen Gesinnung zu decken gesucht hätte, wäre auf preußischem Boden stark genug gewesen, um die von obenher ergangenen scharfen Reglements zu beseitigen, welche den Schmutz und die Verwahrlosung englischer Arbeiterstädte von unseren Penaten fernhalten. Unter dem trügerischen Vorwande der Freiheit haben sich lange Zeit Aristokratie und Demokratie Englands gemeinsam geweigert, gegen jene höchst gemeinschädlichen Zustände einzuschreiten. Ein so weit links stehender Politiker, wie der Biograph Gladstones, Viscount Morley, äußerte vor nicht allzu langer Zeit die Ansicht, gute Luft in den Wohnungen vermöge die Regierung dem britischen Arbeiter nicht zu verschaffen, zum möglichsten hygienischen Ausgleich müsse die nationale Wirtschaftspolitik darauf bedacht sein, den ärmeren Klassen durch Verteidigung des Freihandels wohlfeile Lebensmittel zu erhalten. Jedoch ist die Weltanschauung des Laisser faire laisser aller bei den englischen Demokraten jetzt tief im Kurse gesunken; wie Chamberlain den Gesinnungswechsel seiner Richtung nicht ohne einen

gewissen Cynismus motiviert hat: Die Demokratie habe ihre Abneigung gegen Staatseinmischung verloren, seitdem sie selber die Staatsgewalt in der Hand habe.

Die Gemeinen haben demgemäß eine mit dem Grundsatz des Voluntarismus brechende Bill über die Assanierung der Städte angenommen, welche England in den Stand setzen soll, den von Deutschland auf jenem Gebiet erzielten Vorsprung allmählich einzuholen. Aber die Lords bereiten jenem gesetzgeberischen Unternehmen Schwierigkeiten. Ebenso verfährt das Oberhaus mit einem Gesetzentwurf über die Einschränkung der Latifundien, welchen die andere Kammer ihm zugeschickt hat. Wie haben sich nicht im 18. Jahrhundert die Könige Preußens angestrengt, um das Bauernlegen zu verhindern! Es ist ihnen nur recht unvollkommen gelungen, aber sie haben doch sehr viel mehr geleistet, als die englische Aristokratie, welche in dem gleichen Zeitraum die ländlichen freeholders massenweise auslaufte. Heute sind von diesem Stand nur noch unbedeutende Reste vorhanden. Ein Drittel des flachen Landes gehört den paar hundert Lords, die anderen zwei Drittel ganz überwiegend der gentry, d. h. den Baronets, Rittern und unbetitelten Großgrundbesitzern.

Die Pächter dieser Herren kultivieren das Ackerland zum Teil ganz vorzüglich und erfreuen sich eines hohen Wohlstandes. Aber als ein Ganzes betrachtet, sind die agrarischen Verhältnisse Englands die verkommensten in der ganzen Welt der Hochkultur. Die englische Aristokratie hat im 17ten Jahrhundert für die Freiheit geblutet, aber im 18ten und 19ten durch mißbräuchliche Anwendung der Freiheitsideale in Stadt und Land sich für ihre Opfer reichlich bezahlt gemacht.

Im 1. Heft des 133. Bandes der „Preußischen Jahrbücher" besprach ich das Sammelwerk von Masterman „To colonise England", welches in höchst sachlicher und gediegener Weise mit den schlagendsten Gründen für neue Ackergesetze eintritt. Herr Masterman ist seitdem Mitglied der Regierung geworden und der Schatzkanzler Lloyd George hat in seiner großen Rede zu Birmingham den Schlachtruf ausgestoßen „Latifundia perdidere Britanniam!"

Daß dies keine bloße radikale Phrase ist, lehrt das Mastermansche Buch auf jeder Seite. Seit dem Krimkrieg hat sich die Bevölkerung von England, Schottland und Wales verdoppelt, dagegen ist die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen um mehr als 50 Prozent gefallen. In der fruchtbaren Grafschaft Devonshire z. B. sind ganze Distrikte menschenleer geworden. Köstlicher Weizenboden liegt in weitem Umfang brach. Zu sagen, er sei in Weide verwandelt worden, ist ein irreführender Euphemismus. Die einzige Viehwirtschaft, welche inmitten dieses verwahrlosten, mit Unkraut bedeckten Landes, in dieser reinen Wüste, wo wuchernder Stechginster das Gras verpestet, betrieben wird, ist die Kaninchenzucht. Sie ist allerdings einträglich. Aber während die Kaninchen in ungeheurer Zahl gedeihen, verschwinden die Menschen. In ganz Groß-

britannien ist heute, Pächter und Landarbeiter zusammengenommen, keine Million Menschen mehr in der Landwirtschaft beschäftigt, und was noch da ist, sind zu einem sehr großen Teil dem verrufenen süditalienisch-spanischen Proletariat vergleichbare Paupers: „die Schrecken erregende Tatsache“, heißt es in Mastermans Buch, „die uns aus jenen Zahlen entgegenspringt, ist, daß wir ganz und gar ein Volk von Städtern geworden sind, und daß der Strom gesunden bäuerlichen Blutes, der in der Vergangenheit die Erhaltung der Lebenskraft der Städter bewirkt hat, im Begriff steht, an der Quelle auszutrocknen.“

Nimmt man hinzu, daß die nach den Städten abwandernden Landarmen hier ungünstige sanitäre Lebensbedingungen vorfinden, so muß man die englische demokratische Regierung ohne Zweifel loben, weil sie nach Einführung der Altersversorgung der Arbeiter hinsichtlich des Assanierungs- und Latifundienwesens gleichfalls die von dem preußischen Königtum gezeigten Bahnen wandeln will. Auch in dem finanziellen Programm des Ministeriums Asquith sind die Wertzuwachs- sowie die indirekten Steuern zu billigen. Die Erbschaftssteuer auf die Reichen bis zu 15 Prozent des Nachlasses und die ihnen daneben aufgebürdete bis $8\frac{1}{2}$ Prozent ansteigende Einkommensteuer, welche sich durch den Hinzutritt der Lokalsteuern bis zu 17 Prozent und oft noch weit höher erheben kann, sind freilich unschöne Ausflüsse des demokratischen Neides. Man kann den englischen Großkapitalisten das Mißvergnügen nachfühlen, mit dem sie den geständigen, jedoch nicht reuigen Wilddieb die Schnüre der nationalen Börse halten sehen. Im großen und ganzen verdienen gleichwohl die innerpolitischen Bestrebungen der englischen Liberalen, soweit sie sich bisher zu positiven Gesetzentwürfen verdichtet haben, die Sympathien des aufgeklärten, gebildeten, fortschrittlich gesinnten Kontinents.

Wie vollkommen aber auch die liberale Partei gegenüber den Tories bezüglich vieler sozialpolitischer Fragen im Recht sein mag — niemals darf jener oberste Gesichtspunkt aus den Augen verloren werden, daß das ungeheure Anschwellen der demokratischen Bewegung die Sache der modernen politischen Freiheit in ihrem Geburtslande mit schweren Gefahren bedroht. Noch nach den Wahlen von 1880 hielt Gladstone bei der Bildung des Kabinetts an dem Grundsatz fest, daß die volle Hälfte der Minister dem Oberhaus angehören müsse. Die Liberalen unserer Tage würden einen derartigen Anspruch der Lords mit Hohn zurückweisen, wenn „die goldene Kammer“ noch den Mut fände, ihn zu erheben. Die Zahl der noch landwirtschaftlich arbeitenden Personen ist, wie wir gesehen haben, sehr zusammengeschmolzen, aber als die letzte Wahlrechtsreform den Landarbeitern das Stimmrecht erteilte, da gab diese enterbte Klasse bei den Wahlen von 1892 sogleich den Ausschlag und stürzte die konservative Regierung zugunsten einer radikalen. Die Protégés der allergrößten territorialen Magnaten, der Northumberlands, Pembrokes, Watkin Wynes verloren ihre für absolut sicher gehaltenen Mandate. Niemand hatte vor den Wahlen daran gezweifelt, daß

die Landarbeiter noch lange nicht aus ihrer politischen Gleichgültigkeit erwachen würden, aber kaum drückte man ihnen den Stimmzettel in die Hand, so forderten sie auch schon neue Ackergesetze.

Neben dem Adel ist das Königtum bedroht. Der Sozialdemokrat Keir Hardie, welcher Mitglied der gegenwärtigen Regierung ist, äußerte vor einer Volksversammlung über die jüngste innerpolitische Vermittlungsaktion Eduards, sie wäre entschieden zu verwerfen. Die Krone dürfe schlechterdings keinen eigenen Willen haben. Nur unter dieser Bedingung könne ihr Dasein geduldet werden. Unterfange sie sich irgendwelcher Selbständigkeit, so müsse die Krone mitsamt den Krönchen (welche die Mitglieder des Oberhauses bei feierlichen Gelegenheiten auf den Häuptern tragen) in den gleichen Schmelztiegel wandern.

Noch ist es nicht soweit; weder für die Lords noch den König hat die letzte Stunde geschlagen. Aber wenn man die seit 1880 in England eingetretene demokratisierende Hochflut überschaut, erscheint die Besorgnis nicht ungerechtfertigt, daß schließlich einmal die letzten Dämme bersten. Macaulay hat die Behauptung aufgestellt, das allgemeine Stimmrecht drohe in Europa Parteien zur Macht zu bringen, welche der Kultur gefährlicher werden würden, als ihr einst Hunnen und Vandalen gewesen seien. Nun ist in England das Wahlrecht der Masse noch immer einigen Einschränkungen unterworfen, aber das Haus der Gemeinen ist nichtsdestoweniger bereits höchst demokratisch, zum Teil schon geradezu proletarisch. Cobden hat gesagt, er möchte lieber unter dem Dey von Algier leben, als unter der Tyrannei von Gewerkvereinen. Eben die Gewerkvereine bestimmen in hohem Grade die Zusammensetzung der britischen Volksvertretung. Jede gute Verfassung ist eine gemischte. Es mag noch lange dauern, bis gemäß den Befürchtungen Macaulays und Cobdens die triumphierende Ochlokratie England in das Zeitalter der Völkerwanderung zurückschleudert oder auf das Niveau der Barbareskenstaaten herunterdrückt, aber wenn es den Demokraten gelingen sollte, die aristokratischen und monarchischen Bestandteile der happy constitution vollständig auszumerzen, dürfte auch die nicht mit Unrecht gerühmte englische Erbweisheit kaum imstande sein, den heute noch Deutschland mindestens ebenbürtigen englischen Staat vor dem Herabsinken auf die Stufe Frankreichs zu bewahren.

Die Spanier kämpfen jetzt schon vier Monate in der Umgegend ihrer afrikanischen Presidios. 50—60 000 Mann haben sie entsendet, obwohl nur einige wenige Stämme des großen marokkanischen Volkes gegen sie im Felde stehen. Man macht eben spanischerseits dieselbe Erfahrung, welche den Deutschen gegen die Hereros, den Italienern gegen die Abessinier, den Engländern gegen die Derwische und Somalis nicht erspart geblieben ist, nämlich daß die etwas oberhalb der Neger stehenden barbarischen Nationen Afrikas militärisch vielfach höchst furchtbare Gegner sind. Die Rif-Stämme, Kabylen, wie einst die maurischen Schützen und numidischen Reiter Hannibals, wohnen in einem gebirgigen Gelände, das für die

spanischen Truppen schwer zugänglich ist und, gleich Abessinien, der Defensive sehr günstige Chancen bietet. In Anbetracht des günstigen Terrains und ihrer barbarischen Todesverachtung bedürfen die Rif-Leute nicht unbedingt der Repetirgewehre, um den Spaniern erhebliche Verluste zuzufügen, sondern sie richten auch mit Flinten älterer Konstruktion genug aus. Derartige Feuerwaffen besitzen sie in reichlicher Menge. Das Rif ist zum Teil fruchtbar, und es wohnen unter den barbarischen Stämmen einige etwas besser als im übrigen Marokko behandelte Juden, welche die überschüssigen Produkte des Landes nach Gibraltar ausführen. Hier handeln sie dafür die Erzeugnisse der Birminghamer Waffenindustrie ein, darunter gute Hinterlader, vereinzelt sogar Repetiergewehre. Im übrigen reicht der Gewerbefleiß der Waffenschmiede unter den Rif-Leuten für die Anfertigung oder wenigstens Reparatur von Steinschloßflinten und die Fabrikation des zugehörigen Pulvers aus. Kurz — die Barbaren sind für die ihnen obliegenden militärischen Aufgaben zwar buntscheckig, aber nicht schlecht bewaffnet.

Gestern hörten wir, daß die Spanier die strategisch entscheidende Position des Gurugu-Berges eingenommen hätten, heute wird uns gemeldet, die Marokkaner seien ganz nahe an die Festung Melilla herangekommen und hätten die spanischen Truppen durch Gewehrfeuer zu belästigen gewagt. Aus der Menge der zum Teil so stark widerspruchsvollen Nachrichten ein Bild von dem bisherigen Verlauf des Feldzuges zu gestalten, ist unmöglich. Fest steht nur, daß die Spanier schon einige empfindliche Schlappen erlitten haben, und daß ein Ende der Operationen um so weniger abzusehen ist, als die organisatorische und technische Vorbereitung des Krieges dem in militärisch und kulturell hoch entwickelten Ländern heute angelegten Maßstab nur ungenügend entsprochen hat.

Als die spanische Regierung nach der ersten durch die Mauren erlittenen Schlappe dem Kriegsschauplatz hastig Truppen-Nachschübe zuführte, brach in dem seiner Garnison beraubten Barcelona eine Revolution aus. Katalonien hat die Union mit Kastilien immer nur widerstrebend ertragen: die ständischen Zeiten haben diese separatistische Gesinnung den konstitutionellen überliefert. Viele Katalonier wünschen den spanischen Einheitsstaat zugunsten einer föderalistischen Ordnung der Dinge aufzulösen: nicht wenige sollen sogar einer Verschmelzung ihres Landes, dessen Dialekt übrigens mehr südfranzösisch als spanisch ist, mit der französischen Republik nicht abgeneigt sein. So schien die Revolution, welche im vergangenen Juli zu Barcelona ausbrach, nicht ungefährlich zu sein. Aber ehe die Aufrührer noch gesiegt hatten, spalteten sie sich schon, um mit Virchow zu reden, in gute Revolutionäre und in das Gegenteil davon. In einem erstürmten Kloster wurden die Leichen der verstorbenen Nonnen aus ihren Särgen gerissen und im Namen der Freiheit mit den schleußlichen Trophäen Kurzweil auf den Straßen getrieben. Die Jesuiten, welche die Freiheitsmänner abschlachten wollten, setzten sich tapfer zur Wehr und verscheuchten die

Anarchisten mit Pulver und Blei. Nicht überall aber war der Widerstand, auf den der Pöbel stieß, so erfolgreich, und viele Verbrechen wurden verübt. Damit war die Revolution verloren. Denn die anständigen katalanischen Patrioten zogen sich nun von der Bewegung zurück, und die Ochlokratie wurde von den Truppen, welche endlich eintrafen, nachdem die Empörer die Stadt fünf Tage in den unreinen Händen gehabt hatten, ohne große Schwierigkeiten bezwungen.

Oben ist gesagt worden, daß jede gute Verfassung eine gemischte sein müsse. Aber irgendwo muß der Schwerpunkt immer liegen. Das Königreich Spanien hat eine gemischte Verfassung; eine Krone, einen teils aus erblichen Granden, teils aus anderen Notabeln zusammengesetzten Senat, eine Deputiertenkammer. Alle diese Faktoren haben ihre Bedeutung im Staat, aber der Schwerpunkt desselben liegt in keinem von ihnen, sondern noch immer, wie vor Zeiten, in der römisch-katholischen Hierarchie. Von dieser erregen, wie überall, so auch auf der iberischen Halbinsel, den besonderen Haß der Liberalen und Demokraten die männlichen und weiblichen Kongregationen. Mit bewunderungswürdiger Wahrheit und Anschaulichkeit hat Macaulay in seinem Essay über Rankes Päpste geschildert, wie Rom die Kongregationen als einen gewaltigen Hebel seiner Macht zu gebrauchen versteht. In Barcelona kam hinzu, daß die Nonnen in schwunghafter Weise Hausindustrie betrieben. Sie haben die Arbeitskräfte billig und sollen außerdem Steuerfreiheit genießen, sodaß eine für die freien Arbeiterinnen sehr empfindliche Konkurrenz entstanden ist. Nicht überall wirkt der Gewerbefleiß der Klöster schädlich. Von der historischen Vergangenheit ganz abgesehen, erwerben sich Mönche und Nonnen in der gegenwärtigen Türkei noch immer recht bedeutende Verdienste um die Zivilisation, indem sie die gewerblichen Kenntnisse und Fertigkeiten der Europäer unter den Orientalen verbreiten. In der „Revue des deux mondes“ hat Herr L. Bertrand vor kurzem sehr lehrreiche Aufklärungen über die kulturfördernde gewerbliche Tätigkeit der levantinischen Kongregationen gegeben.

Nach Europa aber scheint die wirtschaftliche Tätigkeit der Orden schlechterdings nicht mehr zu passen. Haben doch die ruchlosen Librepenseurs in Frankreich, ohne Furcht vor der Gefahr, einen Block der Frommen und der Feinschmecker herbeizuführen, die in der Tat Unvergleichliches leistende Likörfabrik der Benediktiner unterdrückt. Schon im 18. Jahrhundert ist der nationalistische Sturm gegen die Jesuiten wesentlich durch die kaufmännische Tätigkeit dieses Ordens mit entfesselt worden.

Selbstredend gehen jedoch die Beschwerden, welche der freidenkende Bruchteil des spanischen Volkes gegen die Hierarchie erhebt, weit über jenen Gegensatz ökonomischer Interessen hinaus. Ueberall in unserem Jahrhundert sind die Hierarchien im Sinken: Rußland, die Türkei, Persien, China; nur Japan macht eine Ausnahme. So sinkt auch Spanien. Zwar verwies der klerikale Ministerpräsident Maura neulich in einer Rede auf den dauernd günstigen Stand der spanischen Finanzen, sowie darauf, daß

seit dem unglücklichen Kriege gegen Amerika der Wert von Grund und Boden bedeutend gestiegen wäre, sich zum Teil vervierfacht hätte. Aber die sich allerdings immer umfangreicher gestaltende Ausbeutung der gewaltigen Naturschätze des Landes liegt, ähnlich wie in Rußland, überwiegend in den Händen von protestantischen und katholischen Nichtspaniern, welche eine bessere Erziehung als die Eingeborenen erhalten haben.

Denn auch darin stimmen die Verhältnisse Spaniens mit denen anderer hierarchisch regierter Länder überein, daß die geistige, sittliche, politische, wirtschaftliche Leistungsunfähigkeit jener Nationen mit Recht zu einem außerordentlich großen Teil auf das pädagogische Gebiet zurückgeführt wird. Während die katholische Geistlichkeit sich in vergangenen Jahrhunderten die größten Verdienste um das europäische Schulwesen erworben hat, hemmt und verdirbt sie seit der Restaurationszeit zu ihrem eigenen ungeheuren Nachteil den öffentlichen Unterricht überall da, wo sie herrscht und mit anderen politischen und sozialen Machtfaktoren wenig zu rechnen hat. In Spanien liegt, wie gesagt, der Schwerpunkt der Macht beim Klerus. Die infolgedessen überall im Lande stattfindende sündhafte Vernachlässigung der Volksbildung zu bekämpfen, unternahm, gestützt auf ein bedeutendes Privatvermögen, der Catalane Franzesco Ferrer. Das spanische Gesetz gestattet neben den katholischen öffentlichen Schulen private Unterrichtsanstalten von anderer Farbe. Ferrer errichtete nun Schulen, die er selber sozialistische nennt, während seine Gegner sie als Brutstätten des Anarchismus hinstellen. Nach den Aeußerungen Ferrers, welche bekannt geworden sind, kann kaum noch ein Zweifel daran obwalten, daß sich die Klerikalen mit ihrem vernichtenden Urteil im Recht befinden. Ferrer war ein ganz oberflächlich denkender, dem Fluch der Halbbildung verfallener Mann, dessen Schulen die kommenden Generationen des spanischen Volks nicht geistig gehoben, sondern vielleicht noch unwissender gemacht haben würden, als sie leider vermutlich ohnehin sein werden. Einige Phrasen von Gott und Religion, in deren Geklingel sich Ferrer gefiel, verbessern den in Wahrheit gottlosen, unvernünftigen und unsittlichen Grundcharakter seiner Pädagogik nicht im mindesten. Wenn Herr Häckel Ferrer mit Giordano Bruno vergleicht, so muß dazu bemerkt werden, daß der ausgezeichnete Jenenser Naturforscher nicht weiß, wer Franzesco Ferrer und noch weniger, wer Giordano Bruno gewesen ist.

Ferrer war mit der ganzen Gewalt einer feurigen Seele Republikaner und Revolutionär. Solche Gesinnungen erzeugt das südeuropäische Pfaffentum, in sein Gegenteil umschlagend, in überreichlichem Maße. Als unser Roon Italien kennen lernte, schrieb er, er glaube, wenn er Italiener wäre, würde er auch Mazzinist sein. Wenn Ferrer sich an der Schilderhebung seiner Gesinnungsgenossen im vergangenen Juli nicht beteiligt hätte, er, der durch seine Agitation jene Leute auf ihren gefährlichen Weg geführt hatte, würde er der wohlverdienten allgemeinen Verachtung verfallen sein. Anstatt

dessen beteiligte er sich — so haben zwei Bürgermeister vor dem Kriegsgericht beschworen — mit den andern Republikanern Barcelonas an dem Unternehmen, dem Katholischen König die Krone vom Haupte zu schlagen. Wenn die Sache gelungen wäre, so würde Ferrer einer der mächtigsten Männer in der spanischen Republik geworden sein. Geleistet würde er wohl als solcher nicht viel haben, denn die Unfähigkeit aller spanischen Radikalen ist seit der Konstitution von Cadiz immer die gleiche gewesen. Nun ging das Spiel verloren, und Ferrer erlitt, wie gemeldet wird sehr mutig, die gerechte Strafe der Hochverräter.

Im ganzen romanischen Europa sind neben den Ordensleuten die einflußreichsten Personen die Konkurrenten und Todfeinde der Kutten, die Freimaurer. Diese, seit dem Zeitalter der Carbonari fortwährend in Verschwörungen gegen die bestehenden Obrigkeiten verstrickten Menschen wissen ganz gut, daß ihr Freund Ferrer ein Empörer war; sie würden ihn nicht achten, wenn er anders gewesen wäre. Da die romanischen Freimaurer aber auch vortreffliche Menschenkenner sind, so ist ihnen bekannt, daß die plumpsten Mittel die besten sind, um die öffentliche Meinung zu gewinnen. Obwohl gerade in Barcelona seit Generationen niemand populär bei den Radikalen werden konnte, der an den Erfolg gesetzlicher Mittel in der Politik glaubte, sondern die gesamte äußerste Linke der Catalanen immer nur für Bombenwerfer und Barrikadenkämpfer Respekt hatte, behauptete das internationale romanische Freimaurertum ganz keck, Ferrer sei ein friedfertiger Staatsbürger gewesen, der nichts getan habe. Lediglich aus Rachsucht sei er von den Ministern und Richtern des Katholischen Königs ermordet worden.

Der Erfolg, den die freimaurerische Intrigue nicht etwa bloß bei den Massen, sondern auch bei den sogenannten Gebildeten in allen zivilisierten Ländern hatte, beweist, daß die romanischen Logenbrüder*) ihre in zahllosen gelungenen Revolutionen bewährten demagogischen Talente noch heute meisterhaft zu gebrauchen verstehen. Stand doch, trotzdem nichts, schlechterdings nichts passiert war, als daß ein mittelmäßiger Mann, der in zweifelhafter Sache das Schwert genommen hatte, durch das Schwert umgekommen war, die ganze europäische Demokratie ein paar Tage lang auf dem Kopf. Die Pariser Anarchisten gingen voran, der Berliner Goethebund machte den Schwanz der Bewegung. In Paris hat ein ehrlicher Schutzmann die Ränke der „Philosophen" mit dem Leben büßen müssen, in italienischen Städten standen zur großen Stunde große Männer auf, welche die Türen der Gotteshäuser mit Petroleum bestrichen und die Altäre mit Aexten bearbeiteten. Die Tage der Bilderstürmer schienen wiederzukehren.

In der ganzen romanischen Kulturwelt waren die Ausschreitungen der Ochlokratie so schlimm, daß sofort wieder die Scheidung zwischen guten und

*) Es sei zum Ueberfluß noch einmal ausdrücklich hervorgehoben, daß in diesem Artikel nur von romanischen Freimaurern die Rede ist.

bösen Revolutionären eintrat, welche auch bei den Unruhen in Barcelona vor sich gegangen war, wie sie überhaupt so oft die bestehenden Gewalten vor der Revolution gerettet hat und noch unzählige Male retten wird. Die guten Revolutionäre von Paris demonstrierten noch einmal für sich, ohne die bösen Revolutionäre, die Schafe gesondert von den Böcken. Wohl 50 000 sollen sich, mit roten Blumen und Schleifen geschmackvoll dekoriert, durch die Hauptstadt der romanischen Intelligenz bewegt haben.

In England und Deutschland sind die Kundgebungen ganz überwiegend nur von den guten Revolutionären ausgegangen. Die Ochlokratie hielt sich in beiden germanischen Ländern zurück; verständigerweise, denn die polizeiliche Autorität der Obrigkeit ist in England erst zum Teil ruiniert, in Deutschland noch völlig ungebrochen. Aber schon der Hereinfall unserer Gebildeten auf die unfeine Taschenspielerei der modernen Korbonari war beschämend genug. Unser deutscher Philosoph Hegel dachte unendlich bescheiden und demütig von der Macht und dem Recht menschlicher Freiheit. Nach ihm besteht Freiheit eigentlich nur darin, daß der subjektive menschliche Geist die Unverbrüchlichkeit der objektiven Moral erkennt und dieses Ergebnis des Denkens zum Leitstern seines Willens macht. Wenn man aber fragt, welches jene objektive Moral sei, an deren Befolgung die tätige, selbstbestimmende Vernunft des Menschen streng gebunden sein soll, so antwortet Hegel: Der Inhalt der sittlichen Tradition der Jahrhunderte. Im schroffen Gegensatz zu solcher echten, reifen Weltweisheit will der ebenso seichte wie fanatische Ferrer seinen ausdrücklichen Worten zufolge alle Tradition umgestoßen und den Bau der moralischen Kultur von vorne angefangen wissen. Die Bewunderer des Spaniers haben gewisse Tatsachen aus seiner Lebensführung bekannt gemacht, die ihnen unbedingt preiswürdig erschienen. Sie lassen aber auch eine minder anerkennende Auslegung zu. Näher will ich auf dieses Thema nicht eingehen, denn der Unglückliche mag auch Tugenden besessen haben. und ist jedenfalls nach allen Berichten mit männlichem Mut seinen letzten ernsten Weg gegangen.

Ganz unleugbar aber bleibt, daß Ferrer so wenig gediegene sittliche Grundsätze wie ein irgend erhebliches Maß von Geist, Wissen und Können sein eigen genannt hat. Manche persönlich hoch achtbare Anbeter und Anbeterinnen Ferrers in Deutschland würden vor sich selber erschrecken, wenn sie wüßten, welchem Vitzliputzli sie Weihrauch gestreut haben. Indessen dürften sie zu dieser bitteren, aber heilsamen Erkenntnis nie gelangen. Unsere großstädtische Menge bedarf, genau wie die im alten Rom und in Justinians Byzanz, der stets wechselnden Sensationen; bald muß der Nordpol sie bringen, bald das Reich der Lüfte, bald fern im Süd das schöne Spanien. Nach einiger Zeit ist von den Gedankenlosen alles vergessen, und neue Abgötter der Masse beginnen ihre kurzlebige Herrschaft.

Der Politiker jedoch wird durch die unleugbar eindrucksvollen demokratischen Kundgebungen, welche tatsächlich die ganze Welt in Aufregung versetzt und sogar in Spanien das Ministerium gestürzt haben, zu ernsten

Betrachtungen angeregt. Im ganzen Lauf der Weltgeschichte konnten sich extreme Demokratie und Ochlokratie noch nie mit solcher Freiheit bewegen wie in unseren Tagen. Es ist, alles in allem genommen ein Fortschritt und ein Segen, daß die öffentlichen Dinge diesen Gang eingeschlagen haben. Wenn aber in Friedenszeiten die Niederhaltung der zerstörenden innerpolitischen Elemente nicht allzu schwer ist, drängt sich andererseits die Frage auf, wird es auch in kriegerischen Zeitläuften aller Staaten möglich sein, die staatsfeindlichen Kräfte, nachdem sie sich in den Epochen der Ruhe und des Gedeihens ungestört haben organisieren dürfen, in bestimmte Schranken zu bannen? Oder geht die zivilisierte Welt einer Aera entgegen, wie sie Thucydides so meisterhaft beschrieben hat, als während des Peloponnesischen Krieges im griechischen Staatensystem Krieg und Revolution in immer schreckensvollerer Wechselwirkung sich in einander verschlangen?

Daniels.

---

## Bessere Steuer-Deklarationen. Die Parteien und die Regierung. Der Hansa-Bund.

In unserm vorigen Heft habe ich von neuem die Frage der Unterveranlagung bei den direkten Steuern in Preußen angegriffen und die Aufforderung an die Tagespresse gerichtet, den Klang durch Weitertragen möglichst zu verstärken, weil nur auf diese Weise dem ebenso großen moralischen wie politischen Uebel erfolgreich entgegengewirkt werden kann. Mein Appell hat noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Viele Zeitungen scheuen sich offenbar, die Sache anzupacken, weil sie wissen, daß auch unter ihren Lesern nur gar zu viele sind, die getroffen werden würden und deshalb gegen ihr bisheriges Leibblatt einen Groll fassen könnten. Ich habe ja schon im vorigen Heft auseinandergesetzt, daß, wenn es auch sachlich ungerecht, so doch nicht ganz unnatürlich ist, daß die Steuerhinterziehungen gerade von Landwirten jetzt im Vordergrunde des Interesses stehen, und die agrarischen Blätter tun auch heute noch alles, um den Verdacht, daß ihre Kreise vorwiegend bei dem Geschäft beteiligt seien, zu verstärken. Statt ihre Leser in unzweideutiger Weise darüber aufzuklären, daß ich keineswegs bloß Landwirte der Unterdeklaration beschuldigt, sondern immer wieder gesagt habe, daß das Uebel durch alle Stände verbreitet sei, greift die „Deutsche Tageszeitung“ mich fortwährend in einem Ton an, daß die Leser glauben müssen, es handle sich bei dem ganzen Problem allein um die Landwirtschaft. Da diese Zeitung eine direkte Frage an mich gerichtet hatte, nahm ich die Gelegenheit wahr, die Redaktion darauf hinzuweisen, daß sie ihren Lesern meine Verwahrung dagegen, ich hätte allein die Landwirtschaft angegriffen, unterschlagen habe. Höchst charakteristisch antwortete mir Herr Dr. Oertel, er habe diese Erklärung keineswegs „unterschlagen“.

sondern sich nur „mit diesem Teil meiner Ausführungen nicht befaßt".

Ich habe ferner die „Deutsche Tageszeitung" noch speziell darauf hingewiesen, daß sie ja jetzt das beste Mittel in der Hand habe, den Verdacht, daß die Landwirtschaft so besonders stark an der Unterveranlagung beteiligt sei, zu entkräften, indem sie mein Bestreben, die öffentliche Meinung aufzurütteln und die Behörden zu größerer Strenge und Gerechtigkeit zu treiben, unterstütze. Ich habe die nächsten Nummern der „Deutschen Tageszeitung" daraufhin durchgesehen, aber noch nicht gefunden, daß sie meinem guten Rat gefolgt wäre, nicht einmal inbezug auf die Städter und Kapitalisten, was mir für meine Zwecke vollkommen genügt hätte; denn die Landwirtschaft, glaube ich, würde dann auch bald an die Reihe gekommen sein. Das glaubt aber vielleicht die „Deutsche Tageszeitung" auch.

Nun zu der Sache, wegen deren ich mit der „Deutschen Tageszeitung" korrespondieren mußte. Ich habe in meinem Artikel darauf hingewiesen, daß es Rechnungsbureaus gibt, die dadurch ihr Geschäft machen, daß sie ihren Kunden unglaublich niedrige Einkommen zu berechnen verstehen. Einen gewissen Antrieb, gerade diesen Punkt einmal stark hervorzuheben, hat mir ihrerzeit die „Deutsche Tageszeitung" gegeben, die in einem Artikel (3. Juni) schon darauf hingewiesen hat, daß es eine Anzahl solcher Buchführungsstellen gäbe, „die nur ihren Profit zu machen suchen und minderwertige Arbeit leisten". Ich habe also eigentlich nur das wiederholt, was schon die „Deutsche Tageszeitung" selber ausgesprochen und zugestanden hat, und es nur etwas deutlicher ausgedrückt und mit einigen Beispielen belegt. Trotzdem greift mich die Zeitung jetzt auf das heftigste an und stellt mir die Behauptung entgegen, daß es auch durchaus zuverlässige und vorzügliche Bureaus dieser Art gäbe. Nun, das kann und will ich natürlich nicht bestreiten; wir wollen hoffen und annehmen, daß es auch solche Bureaus gibt, aber da die agrarische Presse so sehr darauf besteht (z. B. Kreuzzeitung vom 24. April d. J.), daß die von dem Bunde der Landwirte eingerichtete Buchführungsabteilung durchaus korrekt sei, so will ich doch zwecks näherer Nachprüfung jetzt einige Mitteilungen darüber der Oeffentlichkeit übergeben, die mir schon vor längerer Zeit zugegangen sind. Herr Eduard von Ubisch, Steglitz, der selber, nachdem er sich einmal zur Frage der ländlichen Buchführung literarisch geäußert, von der „Deutschen Tageszeitung" aufgefordert war, sich erst bei einer solchen Buchführungsstelle zu unterrichten, hat mir folgendes zur Verfügung gestellt.

Die „Deutsche Tageszeitung" (3. Juni 09) hatte behauptet, daß „z. B. die Stettiner Veranlagungskommission mit der Buchführungsstelle der dortigen Landwirtschaftskammer in Verbindung getreten ist, um in richtiger Würdigung ihrer reellen und umfassenden Arbeitsleistung die Grundsätze für die landwirtschaftliche Buchführung nach Möglichkeit festzulegen." Herr von Ubisch hat sich darauf (am 12. Juni) an den Vor-

sitzenden der betreffenden Kommission in Stettin gewandt mit der Frage, wieweit die Behauptung der Presse der Wahrheit entspreche und eventuell welche Grundsätze seitens der hohen Behörde aufgestellt seien. Die Antwort lautet: Stettin, den 10. Juli 1909. Der Vorsitzende der Berufungskommission für den Regierungsbezirk Stettin. Erwiderung auf das unterm 7. Juli an mich abgegebene Schreiben vom 12. Juni: „Besondere Grundsätze für die landwirtschaftliche Buchführung sind nicht festgelegt.“ Entscheidend sei allein die Vorschrift des Artikels 11 der Ausführungsanweisungen zum Einkommensteuergesetz. — — — „In den Jahren 1903 und 1904 haben Erörterungen mit der hiesigen Landwirtschaftskammer darüber stattgefunden, welche verschiedenen Arten an Büchern über landwirtschaftliche Betriebe geführt werden und was für ein Muster zur Berechnung des landwirtschaftlichen Reinertrages als Unterlage zur Steuererklärung zu empfehlen wäre; ob die Landwirtschaftskammer ihrerseits ein einheitliches Muster hierfür entworfen hat, ist hier nicht bekannt geworden. Beeckmann.“

Zugleich mit dem Hinweis auf die Stettiner Kommission hatte man sich auch darauf berufen, daß dem Herausgeber des „Plutus“, einem ehemaligen Sozialdemokraten und scharfen Gegner der Agrarier, Herrn Georg Bernhard, Einsicht in die Buchführungsabteilung des Bundes der Landwirte gewährt sei, und daß Herr Bernhard sich sehr günstig darüber ausgesprochen habe. Herr von Ubisch hat darauf sich selbst an den Bund der Landwirte gewandt und gebeten, ihm ebenfalls einen Einblick in sein System der Buchführung zu gewähren.

Was er dabei erfahren hat, hat er mir folgendermaßen berichtet: „Am 4. Mai erhielt ich folgendes Schreiben: „Heute in den Besitz Ihres geehrten Schreibens vom 1. d. Mts. gelangt, erwidern wir darauf ergebenst, daß wir Ihnen in der gewünschten Weise gern entgegenkommen und Aufschluß über den Betrieb der unterzeichneten Abteilung geben wollen. Die geeignetste Zeit hierzu dürfte vormittags zwischen 9 und 11 Uhr sein. Hochachtungsvoll Verkaufsstelle des Bundes der Landwirte G. m. b. H., Abteilung für Buchführungswesen.“ Unterschrift.

Um 9 Uhr war ich zur Stelle und erlebte nun folgendes:

1. Bücher — geführte Bücher — bekam ich überhaupt nicht zu sehen, sondern nur leere Formulare, Musterbücher (leere), Wirtschaftsbücher, Cassabücher für kleine und größere Wirtschaften. Damit war mir nicht gedient, denn die kann sich auch jeder kaufen.

2. Ich bat daher um Vorlage tatsächlich geführter Bücher für irgend ein mittleres Gut und erhielt die Antwort: „Das ginge nicht an, weil man zur Diskretion verpflichtet sei.“ Dies wies ich als Ausrede zurück, denn mir war längst bekannt, daß die Bücher meistens weder Namen des Gutes noch des Besitzers, sondern nur eine Nummer führen.

3. Darauf wurde mir erklärt: „Es seien die Bücher jetzt zwecks Aufnahme der Inventur unterwegs, respektive bei den Auftraggebern; die

Bücher kämen Anfang Juli zurück und dann könnte ich solche vorgelegt erhalten.

Ein Buch erhielt ich allerdings noch vorgelegt und fand darin eine Seite, welche die Rechts- und Linksschreiberei blitzartig beleuchtete. Die ganze große Seite enthielt nichts weiter als:

links: „Aus der Hauptkasse 300
„ „ „ 400, 150, 1050"

usw. immerzu —

rechts: „Aus der Inspektorkasse 300
„ „ „ 400, 150, 1050"

usw. immerzu die fast gleichen Beträge.

Ueber den Zweck dieser Uebung erhielt ich keinen Aufschluß; einen Abschluß habe ich nicht gefunden.

Auf sonstige Buchführungsstellen war der Leiter der Abteilung für Buchführungswesen überaus schlecht zu sprechen, obwohl er zugab, daß ein Teil derselben von seinen Schülern geleitet würde.

4. Ich schrieb am 4. Juli an den Bund der Landwirte: „6173. Unter Bezugnahme auf Ihre, mir am 4. Mai cr. freundlichst gegebene Zusage, werde ich mir erlauben, am Mittwoch, den 7. Juli, vormittags zwischen 9 und 11 Uhr vorzusprechen und hoffe, dann einige vollständige Bücher einsehen zu können. Hochachtungsvoll! E. v. U."

Darauf erhielt ich diese Antwort:

„9140. 5. Juli 1909.

Herrn Eduard von Ubisch usw.

Auf das geehrte Schreiben von gestern gestatten wir uns ergebenst zu erwidern, daß wir leider nicht in der Lage sind, Ihnen die Bücher unserer Auftraggeber vorlegen zu können, da wir die Verpflichtung zur Diskretion nicht durchbrechen können.

Hochachtungsvoll
Verkaufsstelle des Bundes der Landwirte G. m. b. H.,
Abteilung für Buchführungswesen.
Unterschrift." — — —

Für jeden, der etwas von Buchführung überhaupt versteht, wird vorstehendes genügen. Wenn die Diskretion nicht durchbrochen werden kann, auf Grund welchen Materials hat denn nun eigentlich „der frühere Sozialdemokrat" und „Plutus"-Herausgeber seine so außerordentlich lobenden Ausführungen über die zeitgemäße Einrichtung der Buchführungsabteilung beim Bunde der Landwirte gemacht?! Oder sollte diesem Herrn gegenüber die Diskretion durchbrochen worden sein? Wohl möglich, denn wie soll einer indiskret sein, der sich Bücher mit der Nummer so und so einmal eingehender ansieht? Und wie kann das Organ des Bundes zur „pflichtgemäßen Orientierung über die Buchführungsstellen auffordern" und dann der Bund seine eigene Buchführungsstelle durch den Hinweis auf die Verpflichtung zur Diskretion sperren? Diese allerdings von den Auftrag-

gebern verlangte Diskretion wird ohnehin nicht gefährdet, indem die Bücher, wie gesagt, nur eine Nummer führen. Also heraus mit den Büchern und fort mit der Diskretionsausrede, denn auch die Angestellten der Buchführungsstellen sind nicht zur Verschwiegenheit eidlich verpflichtete Personen. Auch dem Nicht-Fachmann wird es, um das noch hinzuzufügen, ohne weiteres einleuchten müssen, welche Schwierigkeiten eine Buchführung außer dem Hause, oft weit vom Betriebe entfernt, mit sich bringen muß, ganz besonders dann, wenn — wie immerfort hervorgehoben wird — diese Buchanfertigungen speziell als Grundlage für die Einkommensteuer-Deklaration dienen sollen.

Soweit Herr v. Ubisch. Was ihm erst versprochen und dann versagt worden ist, bin ich zum Teil meinerseits in der Lage mitzuteilen. Mir liegt vor die Inventur von 1908 eines Rittergutes, dessen Buchführung unter einer Filiale des Howardschen Rechnungsinstitutes steht. Hier sind angesetzt:

| | | |
|---|---|---|
| Acker und Wiesen . . . . . . . . | 308312,49 | Mk. |
| Das Schloß . . . . . . . . . . | 100000 | „ |
| Die Gebäude exkl. Schloß . . . . | 145486,10 | „ |
| Das Gärtnerhaus . . . . . . . | 3700 | „ |
| Der Gemüsegarten . . . . . . . | 3000 | „ |
| Der Park und Neuanlage . . . . | 13000 | „ |
| Das Gewächshaus . . . . . . . | 2000 | „ |

Diese Posten zusammen ergeben 575498,59 Mk. Rechnet man noch die Neubauten, das Inventar, die Anteile an eine Zuckerfabrik und an einer Molkerei hinzu, so ergiebt das rund 900000 Mark. Den Forst, die Mühlen und die nacherworbenen Aecker, lasse ich bei Seite.

Das Gut liegt in einer durch blühende Landwirtschaft berühmten Gegend, Prov. Sachsen, hat fast nur Weizen- und Rübenboden und umfaßt 2000 Morgen. Acker und Wiesen sind also mit rund 150 Mk. für den Morgen, mit Einschluß der Gebäude auf rund 280 Mk., und rechnet man auch noch die Neuanlagen und das Inventar etc. hinzu mit rund 450 Mk. für den Morgen, bewertet. Der Einsender seinerseits behauptet aber, daß dort für solchen Acker 800 bis 1200 Mk. für den Morgen bezahlt werden, daß die Zahlen dieser Inventur aus dem Jahre 1855 stammten und daß schon der Grundsteuer-Reinertrag einen Wert von 800 Mk. für den Morgen ergebe; der Acker des Gutes sei um etwa eine Million zu niedrig inventiert. Gegen die „Exaktheit" der Buchführung ist, wie die Pfennige neben den Hunderttausenden beweisen, nichts einzuwenden, aber was nützen uns die Pfennige, wenn am Ende die Million fehlt? Sachkenner, denen ich diese Zahlen vorgelegt habe, haben mir gesagt, daß sie nicht unmöglich seien. Das Howardsche Institut wird ja aus den von mir ausgezogenen Zahlen leicht ersehen können, welches Gut gemeint ist; auf Befragen bin ich auch bereit, es ihm zu nennen und etwaige Richtigstellungen und Aufklärungen an

eben dieser Stelle im nächsten Heft zu veröffentlichen. Die Sache scheint mir sehr wichtig, denn, wenn der Fehler in der oben wiedergegebenen Inventur wirklich so groß ist, wie er scheint, und von einem Rechnungsbureau mit einer so großen Kundschaft unter den Landwirten wie das Howardsche verschuldet ist, so liegt der Verdacht nahe, daß die sonstigen Veranschlagungen dieses Bureaus an ähnlichen Fehlern kranken. Auch ist kaum anzunehmen, daß in einem Kreise, wo ein Rittergut so sehr unter seinem wirklichen Wert angesetzt ist, die andern Güter richtig abgeschätzt sind, denn die Veranlagungskommission, die zum Teil aus Landwirten besteht, muß doch einen gewissen einheitlichen Maßstab haben, und schließlich kann auch die Veranlagung des einen Kreises sich nicht gar zu sehr von der seiner Nachbarkreise unterscheiden.

Als ich die Diskussion über die Unterveranlagungen eröffnete, habe ich von Anfang an hervorgehoben, daß die einzelnen Fälle, die, sei es von mir, sei es von anderen beigebracht wurden, an sich keinen Beweis, sondern nur eine Illustration bildeten. Was sind selbst Hunderte von Einzelfällen bei einem Staate von 40 Millionen Einwohnern, auch wenn sie vollständig bewiesen sind? Es könnten ja lauter Ausnahmefälle sein. Der Beweis, daß eine sehr große Unterdeklaration stattfindet, liegt allein in der Statistik, die unzweifelhaft dartut, daß das steuerbare Vermögen in Preußen sehr viel größer ist als das, was tatsächlich versteuert wird. Bei dem Einkommen ist es statistisch nicht so direkt nachzuweisen, folgt aber mit Sicherheit mittelbar aus dem Nachweis bei dem Vermögen. Wiederum, in welchem Maße die verschiedenen Stände und Erwerbsklassen bei den Unterveranlagungen beteiligt sind, ist nicht genau auseinander zu halten, daß aber auch die Landwirtschaft dabei beteiligt ist, folgt nicht nur aus den immer wiederholten Aussagen unbefangener sachkundiger Beobachter und Beurteiler, sondern glaube ich auch in diesem Sommer festgestellt zu haben durch Zeugnisse aus dem agrarischen Lager selbst. Im „Tag“ Nr. 76 d. J. hat Fürst Salm-Horstmar Angaben über die in Westfalen üblichen Veranlagungen bei Groß-, Mittel- und Kleinbesitz gemacht, woraus evident hervorgeht, daß sie bei allen drei Klassen viel zu niedrig sind. Der Versuch, den Fürst Salm nachher im „Tag“ machte (20. April), meine Schlußfolgerungen aus seinen Zahlen abzuweisen, fiel so schwach aus, daß ich eine Widerlegung gar nicht für nötig gehalten habe. Ferner brachte die „Deutsche Tageszeitung“ aus Westpreußen, aus Schleswig-Holstein und anderen Gegenden Zuschriften von Landwirten, aus denen immer wieder, wenn man nachrechnete, sich ergab, daß sie erheblich zu niedrig veranlagt waren. Die Einsender hatten sämtlich, als sie sich hinsetzten, der Oeffentlichkeit ihre Zahlen vorzulegen, offenbar keine Ahnung davon, was sich tatsächlich daraus ergab, und das ist der beste Beweis, daß das, was sie aufstellten, nichts Exzeptionelles, sondern das in ihrem Kreise Uebliche ist. Der Fall mit dem Howardschen Bureau dürfte, falls er nicht noch widerlegt wird, der durchschlagendste von allen sein. Man kann sagen, man hat dadurch typische

Fälle gewonnen, die als solche beweisen, daß tatsächlich bei der Landwirtschaft (wie bei andern Ständen, wie ich ausdrücklich noch einmal hinzusetzen will) stark unterveranlagt wird. Ueber das „wie stark“ braucht man ja gar nicht zu streiten. Das wird sich herausstellen, sobald der Herr Finanzminister und der Landtag sich entschließen, diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die geeignet sind, eine gerechtere Einschätzung herbeizuführen. Der preußische Steuerzahler ist heute gedrückt durch die recht erheblichen Zuschläge, die zu der bisherigen Einkommensteuer haben eingeführt werden müssen. Schon im nächsten Jahr könnten diese Zuschläge wieder herabgesetzt, vielleicht beseitigt werden, wenn der Herr Finanzminister das Veranlagungsproblem mit der genügenden Entschlossenheit anpackt.

---

Während der vorstehende Artikel im Satz war, ist mir zu meiner nicht geringen Genugtuung ein Schreiben des Herrn Finanzministers zugegangen, wonach mein Wunsch, es möge den Rechnungsbureaus scharf auf die Finger gesehen werden, bereits erfüllt ist. Der Herr Finanzminister teilte mir mit, daß darüber in den Zeitungen eine Kundgebung erfolgen werde. Ehe diese Blätter hinausgehen, wird sie vermutlich schon erschienen sein; der Vollständigkeit halber sei sie auch hier eingefügt. Sie lautet:

„Im ersten Hefte des 138. Bandes der Preußischen Jahrbücher nimmt Professor Delbrück Anlaß, auf die Rechnungsbureaus aufmerksam zu machen, welche es unternähmen, auf Grund einer scheinbar exakten Buchführung den Steuerpflichtigen nachzuweisen, daß sie so gut wie kein steuerpflichtiges Einkommen hätten. Er richtet dabei an die Steuerverwaltung die Mahnung, diesen Bureaus gründlich das Handwerk zu legen.

Die Steuerverwaltung hat selbstverständlich schon bisher nicht verabsäumt, den Rechnungsbureaus und ihrer Betätigung auf dem Gebiete der Ermittelung des steuerpflichtigen Einkommens ihr besonderes Augenmerk zu widmen und hat, insoweit bei der Geschäftsgebarung einzelner dieser Bureaus Unregelregelmäßigkeiten oder Unzuverlässigkeiten wahrgenommen worden sind, bereits die erforderlichen Maßnahmen getroffen, um Nachteile für die Staatskasse zu verhüten. Sie ist dabei von der Rechtsprechung des Königlichen Oberverwaltungsgerichts unterstützt worden, welches in einem Spezialfalle durch Entscheidung vom 7. November 1908 ausgesprochen hat, daß die von derartigen Rechnungsbureaus in die von ihnen hergestellten Bücher aufgenommenen Ziffern bei der Feststellung des steuerpflichtigen Einkommens nur dann zugrunde zu legen seien, wenn sie zuvor mit den Originalziffern in den vom Steuerpflichtigen selbst herrührenden Unterlagen (Kladden, Belegen, Lohnbüchern usw.) verglichen und in Uebereinstimmung befunden worden wären. Auf die Bedeutung dieser höchstgerichtlichen Entscheidung sind die Veranlagungsbehörden schon im Januar dieses Jahres hingewiesen und gleichzeitig dabei auf die bei einem bestimmten Rechnungsbureau festgestellten Unregelmäßigkeiten mit der Weisung

aufmerksam gemacht worden, den von diesem Bureau herrührenden Unterlagen gegenüber stets im Sinne der erwähnten Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts zu verfahren. Außerdem sind im Februar und dann nochmals im August d. J. Rundverfügungen an die Veranlagungskommissionen ergangen, in denen auf alle der Zentralinstanz bekannt gewordenen Unrichtigkeiten und Mängel hingewiesen worden ist, welche die von Rechnungsbureaus angefertigten Bücher enthalten haben. Endlich hat die Steuerverwaltung Anlaß genommen, an zuständiger Stelle anzuregen, daß gegen den Inhaber eines Rechnungsbureaus wegen der in seinem Betriebe bewiesenen Unzuverlässigkeit die Klage auf Untersagung des Gewerbes gemäß § 35 Abs. 3 der Gewerbeordnung und § 119 des Zuständigkeitsgesetzes eingeleitet werde."

Soweit das offiziöse Communiqué. Nach den oben von mir gemachten Mitteilungen liegt der Verdacht nur zu nahe, daß das Uebel einen noch viel größeren Umfang hat, als man im Finanzministerium bisher gewußt hat.

Das ist auch der Grund, weshalb die Forderung mancher Zeitungen, daß bei Aufdeckung von Unterveranlagungen die Namen genannt werden müßten, abzulehnen ist. Bei einer sehr verbreiteten Verfehlung die Namen derjenigen zu nennen, die durch irgendeinen Zufall bekannt werden, hat etwas überaus Gehässiges. Ich möchte deshalb in dieser Forderung geradezu einen Trick sehen, die Diskussion zu unterdrücken, und werde meinerseits diesen Weg nicht gehen. Wer mir nicht glauben will, mag es ja bleiben lassen; wie die Erfahrung lehrt, genieße ich noch genug Kredit in der Welt, daß, wenn ich sage, „das und das ist mir erzählt", man darauf hin der Sache weiter nachgeht. Der einzelne Fall ist ja, wie schon oben ausgeführt, nur Beispiel, nicht Beweis, es sei denn, daß er sich als Typus dartun lasse.

---

Die Frage einer gerechteren Steuerveranlagung hat nicht nur eine fiskalische und moralische, sondern auch in hohem Grade eine politische Bedeutung.

Ich habe im vorigen Heft dargelegt, wie ich die Konstellation unserer Parteien auffasse. Es wäre gewiß an sich wünschenswert, die Blockpolitik fortzusetzen oder, wenn wegen der jüngsten Erscheinungen die Freisinnigen auf keine Weise mehr zu haben sind, wenigstens das ehemalige Kartell zwischen Nationalliberalen und Konservativen wiederherzustellen. Aber das ist unmöglich, solange nicht die Konservativen eine eklatante Genugtuung für ihren Blockbruch gegeben haben, anders ausgedrückt, solange die Regierung ihnen nicht eine schwere, in die Augen fallende Buße für ihr Verhalten aufgelegt hat. Wenn die Nationalliberalen sich ohne weiteres mit den Konservativen in der Frage der preußischen Wahlreform, auf die es jetzt zunächst ankommt, einigen wollten, so würden sie sich damit um allen moralischen Kredit bringen. Anders, wenn die Konservativen vorher oder zugleich ihr

Sühneopfer bringen. Diese Sühne könnte darin bestehen, daß die Regierung die preußische Wahlreform gegen die Konservativen zusammen mit den Mittelparteien und dem Zentrum macht. Es sind aber auch andere Mittel und Wege möglich, z. B. wenn die Regierung jetzt die im Reichstag abgelehnte Erbschaftssteuer sofort dort wieder einbringt, oder wenn sie sie in irgend einer Form in Preußen vorschlägt und durchsetzt, oder aber indem sie eine Reform der Steuerveranlagung bringt, bei der der Landrat als Vorsitzender der Veranlagungskommissionen ausgeschaltet wird. Das Letzte scheint etwas Nebensächliches, ist aber von recht großer Tragweite und die Konservativen würden es vermutlich nur recht ungern zugestehen. Sachlich ist über die Notwendigkeit dieser Reform kein Wort mehr zu verlieren. So wie sich die Dinge entwickelt haben, ist der Landrat durch seinen Vorsitz in der Steuerkommission in eine moralisch unhaltbare Lage gebracht worden. Es soll nicht nur der Herr, sondern auch der Führer und der Vertrauensmann seines Kreises sein. Wenn er sich aber bei der Steuerveranlagung der fiskalischen Interessen so sehr annimmt, wie er es heute muß, so ruiniert er seine soziale Position und handelt damit nicht etwa bloß gegen sein persönliches Interesse, sondern auch gegen den Geist seines Amtes, gegen das, was die Regierung, indem sie ihn anstellt, von ihm verlangt und verlangen muß. Entlastet man nun aber den Landrat von der Funktion der Steuerveranlagung, so nimmt man ihm einen recht wesentlichen Teil seines jetzigen Einflusses im Kreise; die Autorität, so wie sie bis jetzt gehandhabt und geübt worden ist, wird geschwächt. Ich halte das weiter für keinen Schaden; ich halte den preußischen Staat für so fest fundiert, daß er dieses Stückchen Regimentsgewalt, das bei der Trennung der Steuerveranlagung von der politischen Verwaltung verloren geht, ohne Schaden hingeben kann. Aber in der konservativen Partei denkt man darüber anders und es wird eines nicht geringen Druckes bedürfen, um diese Reform durchzuführen. Man darf also die Frage aufwerfen, ob nicht etwa hier sich das Mittel des Ausgleichs finden würde. Die Konservativen würden vermutlich doch geneigt sein, ein solches Opfer zu bringen, wenn dafür die Wahlreform nicht gar zu sehr gegen ihre Wünsche gestaltet wird.

Gelingt es, noch einige weitere Momente dieser Art zusammenzubringen, die auf die öffentliche Meinung Eindruck machen und die Wiederherstellung guter Beziehungen zwischen den Konservativen und Liberalen ermöglichen, so wäre das natürlich viel besser, als die Fortsetzung des schwarz-blauen Bündnisses auf der einen, die Ausbildung einer großen radikalen Linken auf der andern Seite. Die Freisinnigen, wenn sie auch viel gelernt haben, fallen doch immer wieder aus der Rolle. Die positiv brauchbare nationale Arbeiterpartei, die uns vielleicht in später Zukunft einmal winkt, glauben sie immer wieder schon unmittelbar vor Augen zu sehen und bei der heutigen Sozialdemokratie zu finden. Selbst ein Mann wie Friedrich Naumann bringt es heute noch fertig, von dem großen Ziel eines parlamentarischen Regiments in Deutschland zu sprechen und zu

schwärmen. Wir wollen gar nicht davon reden, wie schlecht sich dieses System allenthalben in der Welt bewährt, mit einziger Ausnahme von England, wo das soziale Gegengewicht einer ungeheuer starken Aristokratie ein günstiges Ergebnis ermöglicht hat. Aber selbst wenn wir die Plutokratie und die Korruption in Amerika, die Direktionslosigkeit und den Niedergang in Frankreich, die langsamen Fortschritte und das schwankende Wesen Italiens, das Banausenregiment in der Schweiz, die Verzweiflung in Spanien nicht vor Augen hätten, wenn das parlamentarische System also in andern Staaten sich wirklich bewährt hätte, was soll das und bedeutet das für uns? Ein Offizierkorps wie das preußisch-deutsche sollte es sich jemals gefallen lassen, daß ihm von wechselnden parlamentarischen Majoritäten irgend ein Advokat, Börsenmakler oder Volksschulmeister als Kriegsminister vorgesetzt würde? Ein Kriegsherr, der ein solches Offizierkorps hinter sich hat, soll sich von den Herren Wiemer, Kopsch, Müller, Paasche, Friedberg, Spahn, Erzberger, Arendt, Naumann die Macht aus den Händen nehmen lassen? Heute die Forderung eines parlamentarischen Regierungssystems in Deutschland aufstellen, heißt uns auf den Bürgerkrieg verweisen. In Frankreich muß die Armee, die bei Sedan besiegt worden ist, es sich gefallen lassen, und sie läßt es sich gefallen, wenn auch mit Zähneknirschen. Dem Heer aber, das bei Sedan gesiegt hat, ein solches System zumuten, heißt ihm den Krieg erklären. Ich bin wahrhaftig mit den Konservativen in vielen Dingen und namentlich im letzten Jahr wenig zufrieden gewesen, aber wenn ich die Reden der Herren von der Linken lese, dann fällt mir sofort wieder ein, daß Herr von Heydebrand doch wenigstens ein politischer Kopf ist.

Welche Rolle wird in den bevorstehenden Kämpfen der Hansa-Bund spielen? Ich habe bisher über diese Neugründung geschwiegen, weil ich auch nichts anderes zu sagen gewußt hätte, als was alle Welt sich sagt, daß der Versuch gewiß sehr zu begrüßen, aber sehr schwer zu positiven Zielen zu führen sei, da die Elemente, die er zusammenfassen will, untereinander zu wenig harmonieren. Der Bund der Landwirte, mit dem geschlossenen wirtschaftlichen Interesse hinter sich, ist etwas ganz anderes. Nachdem nun aber der Hansa-Bund seine „Richtlinien“ veröffentlicht hat, halte ich es doch für recht wohl möglich, daß er eine Zukunft hat. Das Charakteristische dieses Programms liegt darin, daß mit aller Bestimmtheit diejenigen Punkte herausgearbeitet sind, für die man gemeinsam arbeiten will, und diejenigen Punkte festgestellt und ausgeschaltet, denen gegenüber diese Vereinigung neutral bleiben und sie den interessierten Gruppen selbst überlassen will. Daß es möglich war, ein solches Programm aufzustellen, und daß Industrie-Kapitäne, Großkaufleute, Bankdirektoren, Vertreter des Kleinhandels, des Kleingewerbes, des Handwerks und schließlich der Angestellten sich über ein solches Programm geeinigt und es einstimmig angenommen haben, das ist eine politische Tat und ein politisches Ereignis, die weiteres erwarten lassen. Wollte der

Hansa-Bund nach dem Muster des Bundes der Landwirte arbeiten und sich durch möglichst fanatische, einseitige und extreme Vertretung der Interessen seiner Gruppe eine Position machen, so könnte er freilich nichts ausrichten, sondern würde sich bald selbst in die Luft sprengen. Wenn er aber wirklich seinen Richtlinien getreu bleibt und nur allenthalben da eintritt, wo es gilt, „für die Gleichberechtigung aller Erwerbsstände" zu kämpfen, so hat er eine Aufgabe und kann etwas leisten. Der Bund hat Freihändler und Schutzzöllner in seinen Reihen, Anhänger einer arbeiterfreundlichen Sozialpolitik und Vertreter des Herrenstandpunktes, Anhänger des Kapitalismus und Innungsmeister. Für wen soll er sich nun bei den Wahlen einsetzen? Gleichmäßigkeit ist nicht möglich. Es gilt von Fall zu Fall denjenigen Kandidaten herauszufinden, der am meisten Chancen hat, den reinen Agrarier oder den Sozialdemokraten zu schlagen. Oft genug wird die Entscheidung, die da getroffen wird, in den eigenen Reihen Widerspruch finden, oft wird der Bund sich neutral erklären müssen, aber unmöglich ist es nicht, trotz dieser Schwierigkeiten zu leben und zu wirken. Die Uebertreibungen des Agrariertums haben den Hansa-Bund ins Leben gerufen und werden ihn zusammenhalten — unter einer Voraussetzung, daß er nämlich den geeigneten Direktor findet. Direktor des Bundes der Landwirte zu sein, ist nicht schwer: dazu gehört nichts, als sich in agrarischer Gesinnung von niemand übertreffen zu lassen und über eine gewisse Rede-Gewandtheit zu verfügen. Der Direktor des Hansa-Bundes aber muß unausgesetzt schwierige Entscheidungen, bald nach der einen, bald nach der andern Seite treffen, Entscheidungen, zu denen Takt, Menschenkenntnis, Menschenbehandlung und politische Orientierung gehört. Fehler sind gar nicht zu vermeiden und man muß trotzdem obenauf bleiben.

Ich will dem Hansa-Bunde wünschen, daß er einen solchen Direktor findet. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Andersen, H. C** — Gesammelte Märchen und Geschichten Bd. I–II. Geh. M. 8.–, geb. M. 4.– (Leinen, geb. M 5 - (Leder) Jena. Eugen Diederichs.
**Arndt, Dr. Paul.** — Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet. Monographien M 6.50. Jena, Gustav Fischer.
**Asmussen, G.** Volkskalender 1910. 40 Pfg. Hamburg, Deutschlands Grossloge II des I. O G. T.
**Berolzheimer, Dr Fritz.** — Deutschland von heute Kulturgemälde der deutschen Gegenwart. Geh. M 6 , geb. M. 8 Berlin, Dr Walther Rothschild.
**Berthold, Otto** Die Sage vom Dr. Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volk erzählt. 2 5 Aufla e. Kar . M .–, geb. M. 4. . Leipzig, K. G Th. Scheffer.
**Biedermann, Freihe r v., Flodoard.** — Goethes Gespräche. Gesamtausgabe I Band. 5 Bde. Geh. M. 20.–, geb. M. 25.–, Hlbfrz. geb M. 30.–. Leipzig, F. W. v. Biedermann.
**Biemann, Dr. W. Ed.** — Karl Georg Winckelmann. Sein Leben und sein Werk, II. M. 10 – . Leipzig. A Deicheitsche Verlagsbuchhdlg. Nachf.
**Brahn, Max.** - Der Mensch eine Maschine. Philosophische Bibliothek. Bd. 68. M. 1.80. Leipzig, Dürrsche Buch dlg.
**Christaller, Helene.** — Ruths Ehe. Roman. M. 4.—, geb. M. 5.—. Basel, Friedrich Reinhardt.
**Deutsche Arbeit.** — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 9. Heft 1. M. 1.20. Prag, Karl Bellmann.
**Dornau, C. v.** — Gäste au Ober-Friebach. Humoristischer Roman. M. 3.—, geb. M 4.—. Berlin. Trowitzsch & Sohn.
**Ebner-Eschenbach, Marie v.** — Altweibersommer. M. 3.—. Berlin, Gebrüder Paetel.
**Eck, D. Samuel** — Johann Calvin Rede bei der Calvin-Feier der Universität Giessen. Geh. 80 Pfg. Tübingen, J. C B. Mohr Paul Siebeck .
**Eilers Ernst.** — Haus Ellerbrook. Roman Geh. M 4.50, geb. M. 5.50. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt
**Ertel, Josef.** Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung der Zelluloidindustrie Sinzheimer, Dr. Ludwig. — Techni ch - vo kswirtschaftliche Monographien Band V Geh. 3.5 , geb. 4.50 Leipzig, Dr Werner Klinkhardt.
**Esser, Karl.** — Zur Geschichte der kurkölnischen Landtage im Zeitalter der französischen Revolution (17 0–1797). Geh. M. 4.–. Gotha. Justus Perthes.
**Eybisch, Hugo.** — Ant n Reiser. Untersuchungen zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz und zur Kritik seiner Autobiographie. (Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig.) Herausgegeben von Albert Köster. M. 9.–. Leipzig, R. Voigt änder.
**Frommel, Otto.** — Im farbigen Reigen. Gedichte. M. 3.—. Berlin, Gebrüder Paetel.
**Festenberg, Hermann v.** — Gross-Friedrichsburg. Erzählendes Gedicht. 2. Auflage. M. 2.— Lissa i. P., Oskar Eulitz.
**Frisch, Wilhelm** — Lehrbuch für Soldaten und solche, die es werden wollen. M. 1.—. Leipzig. K. G. Th. Scheffer.
**Gansberg, F.** — Streifzüge durch die Welt der Grossstadtkinder. Geb. 3.20. Leipzig, B. G. Teubner.
**Gerhard, Adele.** — Die Familie Vanderhouten. Roman. M. 5.—, geb. M. 6.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt
**v. Gleichen-Russwurm, Alexander Freiherr.** — Shakespeares Frauengestalten. Buchausstattung durch Walter Paget. Geb. M. 6.50. Nürnberg, E. Nister.
—.– Epikurs Lehre. Geh. M. 3.–, geb. 4.50. Jena, Eugen Diederichs.
**Harnack, Adolf.** — Lehrbuch der Dogmengeschichte. Zweiter Band: Die Entwicklung des kirchlichen Dogmas I. Vierte neu durchgearbeitete und vermehrte Auflage 538 S. Tübingen, J C. B Mohr.
**Heidrich, Ernst** — Dürer und die Reformation. Geh. M. 2.—, geb. M. 2.75. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.
**Heinemann, Bruno.** — Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der deutschen Ziegelindustrie Sinzheimer, Dr. Ludwig Technisch-volkswirtschaftliche Monographien. Band VI. Geh. M 3.50, geb. M 4.50 Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
**Herzfeld, Marie.** - Leonardo Pa Vinci. Traktat aus der Malerei. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—. Jena, Eugen Diederichs.
**v. Humboldt, Wilhelm und Caroline** in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna von Sydow. Vierter Band. Federn und Schwerter in den Freiheitskriegen. Briefe von 1812–1815. Mit zwei Bildnissen. M. 6.—. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn
**Jacoby, Günther.** — Der Pragmatismus. Geh. M. 1.20 Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Ilgenstein, Heinrich** — Die beiden Hartungs. Roman. M. 4.—, geb. M 5.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
**Jesky, Felix.** — und trotzdem. Geh. M. 2.—, geb M. 3.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
**Kaemmel, Otto.** — Geschichte des Leipziger Schulwesens vom Anfang des 13. bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts (1214–1846). Leipzig, B. G Teubner.
**Kiefer, Otto.** — Platons (Timaios-Kritias) Gesetze. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—. Jena, Eugen Diederichs.
**Kuhlenbeck, Ludwig.** — Giordano Bruno gesammelte Werke. Bd. 6. Brosch. M. 6.—, geb. 7.50. Jena, Eugen Diederichs.

**Kullmann, G.** — Die drei Daseinsstufen in der Entwicklung. Geb. M. 3.—. Wiesbaden Carl Ritter, G. m. b. H.
**Kühnemann, Eugen.** — Schillers philosophische Schriften und Gedichte. Philosophische Bibliothek. Bd. 103. M. 4.50. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Löser, Ludwig.** — Die Krone. Schauspiel in 5 Aufzügen. M. 2.—. Wolfenbüttel. Julius Zwissler.
**Lorentz, Paul.** — Lessings Philosophie. Philosophische Bibliothek. Bd. 119. M. 4.50. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Marcks, Erich.** — Bismarck. Eine Biographie. Erster Band: Bismarcks Jugend (1815 bis 848.) Mit zwei Bildnissen. M. 7.50. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.
**Michaëlis, Karin.** — Däumelinchen. Erzählung. Deutsch von Mathilde Mann. M. 2.50 geb. M 3.50. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
**Nexö, M. Andersen** — Sonnentage. Reisebilder aus Andalusien. M. 3—, geb. M. 4.—. Leipzig, Georg Merseburger.
**Orientische Frage, Die** — das ist die deutsche Frage. Von einem Staatsmanne. Dresden, v. Zahn & Jaensch.
**Ostmärkische Städtepolitik.** — Ein Zukunftsbild von einem Deutschen. 80 Pfg. Lissa i. P., Oskar Eulitz.
**v. Peetz, Alexander.** — England und der Kontinent. Zweite umgearbeitete Ausgabe Wien und Leipzig, Carl Fromme.
**Preisendanz, Karl.** — Platons Staat. Geh. M. 5. —, geb. M. 6.50. Jena, Eugen Diederichs.
**Rice, Muriel-Lessing, Theodor.** — Von zwei Ufern. Geb. M. 3,80. Göttingen, Otto Hapke.
**Richter, Raoul.** — Friedrich Nietzche. Sein Leben und sein Werk. Geb. M. 4.80 Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Roehle, Reinhard.** — Am Berg der Läuterung. Novelle. M. 2.—, geb. M. 3.—. Basel. Friedrich Reinhardt.
**Rohrbach, Lic. Dr. Paul.** — Aus Südwest-Afrikas schweren Tagen. Blätter von Arbeit und Abschied. Geh. M. 4.—, vornehm geb. M. 5.—. Berlin, Wilhelm Weicher.
**Rohrbeck, Dr. Walter.** — Die Organisation der Hagelversicherung, vornehmlich in Deutschland. Mit 16 graphischen Tafeln. M. 10.—. Berlin, Paul Parey.
**Samwer, Karl.** — Zur Erinnerung an Franz v. Roggenbach. M. 3.—. Wiesbaden. J. F. Bergmann.
**Saudek, Robert.** — Der Mikado. Ein Seeroman. M. 4.-, geb. M. 5.—. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.
**Seeliger, Ewald Gerhard.** — Mandus Frixens erste Reise. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.- Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt
**Simon, Dr. Max.** — Geschichte der Mathemathik im Altertum. Berlin, Bruno Cassierer

---

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels. Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung. Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt. Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten. Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

---

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke. Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43

# Das neue kirchliche Spruchkollegium.

Von

**Adolf Harnack.**

---

## I.

Nach dem kanonischen Recht sind Verbrechen gegen Gott Abfall vom christlichen Glauben, Irrlehre, Schisma, Blasphemie, Meineid und Eidbruch. Diese Bestimmung ist in den evangelischen Kirchen längst veraltet, aber inbezug auf die Beurteilung und Behandlung der Irrlehre ist doch bisher niemals gründlich aufgeräumt worden.

Die evangelische Kirche verlangt von ihren berufsmäßigen Dienern, daß sie bekenntnisgemäß wirken; aber sie gibt ihnen nicht nur das Recht, sondern sie erwartet von ihnen, daß sie das Bekenntnis als ihr Bekenntnis, den Glauben als ihren persönlichen Glauben verkündigen und daß sie sich demgemäß mit Wahrhaftigkeit und Freiheit in dem Bekenntnisse bewegen. Sie sollen nach Maßgabe dessen, was ihnen innerer Besitz geworden ist, Diener am Worte Gottes sein. Andere Diener will die evangelische Kirche nach ihren obersten Grundsätzen nicht und kann sie nicht brauchen. Ihre Geistlichen sind nicht Priester, Liturgen und Mysten, wie die katholischen, die sozusagen nur im Nebenamt auch Zeugen der christlichen Wahrheit sein sollen, sondern sie sind Evangelisten und Seelsorger, die das Wort Gottes aus ihrer Ueberzeugung heraus verkündigen und anwenden.

Unter dieser Voraussetzung ist die Frage der „Irrlehre“ in kirchenrechtlicher Hinsicht eine zarte Frage; denn die Kirche selbst appelliert an die Freiheit, die Subjektivität und die persönliche Erfahrung ihrer Geistlichen. Diese Kräfte bedarf sie und sie ruft sie auf. Daß sie damit Mächte begehrt und entbindet, deren Spiel-

raum nicht durch den Buchstaben eines Gesetzes umzogen werden kann, leuchtet unmittelbar ein. Weder kann sie von jeder persönlichen Erfahrung verlangen, daß sie den ganzen Inhalt und die ganze Tiefe möglicher christlicher Erfahrung ausgeschöpft hat, noch vermag sie überall die Reife zu fordern, die erst der Ertrag eines langen und ernsten Lebens ist, noch kann sie an jeden ihrer Diener die Zumutung stellen, daß er die inneren Kämpfe jener Heroen durchgemacht hat, deren Ergebnis nicht wenige der Hauptlehren des Bekenntnisses sind. Dazu kommt noch ein anderes. Sämtliche Bekenntnisse der evangelischen Kirchen gehören Zeiten an, deren wissenschaftliche und geschichtliche Erkenntnisse teils höchst lückenhafte, teils ganz unrichtige waren. In diese mangelhaften und — inbezug auf die wichtigsten Probleme — ganz unrichtigen, also nur vermeintlichen Erkenntnisse, in dieses veraltete und verkehrte Welt- und Geschichtsbild sind aber die Glaubenslehren hineingestellt worden und formell untrennbar mit ihnen verknüpft. Das gilt ebenso von den reformatorischen wie von den altkirchlichen Symbolen. Es gilt aber auch von der heiligen Schrift selbst, in der sogar in noch viel stärkerer Weise Unvergängliches im Rahmen einer unhaltbaren Weltanschauung steht. Der Einsicht, daß dem so ist, kann sich kein Verständiger mehr verschließen, also auch nicht die evangelischen Kirchen und ihre berufenen Leiter, wenn sie wahrhaftig bleiben wollen. Sie müssen also anerkennen, daß der evangelische Geistliche den Wortlaut der Bekenntnisse wie der heiligen Schrift in zahlreichen Fällen gar nicht vertreten **kann**, ja sie müssen sogar von ihm verlangen, daß er das auch nicht tut, vielmehr imstande ist, den Kern von der Schale zu trennen und so die Einwürfe zu widerlegen, denen der Buchstabe heute mit Recht ausgesetzt ist. Die Situation ist also, mutatis mutandis, eine ganz ähnliche wie die war, in welcher der Apostel Paulus stand, als er die künftigen Missionare und die Gemeinden unterwies. Er mußte sie einerseits lehren, daß das Alte Testament Gottes Wort sei, aber er mußte ihnen anderseits zeigen, daß sie trotzdem an Beschneidung, Gesetz und Opfer nicht mehr gebunden seien, ja, daß sie sündigen, wenn sie um des Wortlauts des Alten Testaments willen das Gesetz noch gültig sein ließen. Die evangelische Kirche **kann** also nicht nur den Geistlichen Freiheit und das Recht der Kritik an Schrift und Bekenntnis (an sich und in ihrem gegenseitigen Verhältnis) geben, sondern sie **muß** sie von ihnen verlangen, verlangt sie auch bereits schon tatsächlich und kann und will ihnen dabei doch nicht in

gesetzlicher Weise vorschreiben, wo sie Halt machen müssen und wie weit sie zu gehen haben. Voraussichtlich aber würde eine evangelische Kirchenbehörde den Geistlichen gegebenenfalls darauf aufmerksam machen, daß er das Ansehen der evangelischen Lehre gefährde, wenn er die Meinung, die Hölle liege unter der Erdoberfläche, oder die andere, die Mutter des Herrn sei stets Jungfrau geblieben, als notwendigen Glaubensartikel einschärfen würde, und doch steht jenes in der heiligen Schrift und dieses hat man aus der im Konkordienbuch abgedruckten Uebersetzung der schmalkaldischen Artikel immer noch nicht ausgemerzt!

Erwägt man diese teils aus der Natur der evangelischen Kirchen, teils aus der gegenwärtigen Situation sich mit zwingender Notwendigkeit ergebenden Grundsätze, so ist es eine aus Formalismus geborene Verkehrung des protestantischen Prinzips, wenn noch jüngst ein Professor des Kirchenrechts, und zwar ein evangelischer, schreiben konnte:*) „Wer den öffentlich rechtlichen Dienstvertrag als Geistlicher abschließt, weiß von vornherein, daß von ihm persönliche Glaubensfestigkeit nach der Lehre der Kirche für die Dauer des Amts verlangt wird, daß er nur die reine Kirchenlehre vertreten darf und daß die bestehende Gesetzgebung über ihn auch höhere Organe gesetzt hat, welche die Uebereinstimmung seiner Lehre mit der Kirchenlehre, selbst mit dem Effekt der Amtsentfernung für ihn, nachzuprüfen berechtigt sind", und „Es erscheint vom Rechtsstandpunkte aus im Grunde als eine nicht gerechtfertigte Sentimentalität, wenn man bei einem Geistlichen, der den disziplinellen Tatbestand der Irrlehre schafft, das Vorliegen subjektiver, zurechenbarer Schuld in Abrede zu stellen versucht. Will man denn auch etwa einen Richter, der im Falle eines Mordes als persönlicher Gegner der Todesstrafe auf Tod zu erkennen sich weigert, für frei von disziplineller Schuld erklären?" Abgesehen von der vollendeten Geschmacklosigkeit des gewählten Vergleichs, als wolle der Verfasser so nebenbei auch an Scheiterhaufen erinnern — wie kann ein Kirchenrechtslehrer die Natur der evangelischen Kirchen und circumstantias, d. h. die heutige Lage dieser Kirchen, in diesem Maße verkennen! Umgekehrt darf vielmehr, so wie die Dinge heute liegen, die Frage wohl aufgeworfen werden, ob ein Geistlicher überhaupt wegen Irrlehre abgesetzt werden soll, d. h. ob der Schade, den die

---

*) Hubrich [Prof. der Rechte an der Universität Greifswald], das Verfahren gegen Geistliche bei Lehrirrungen, 1909.

25*

Kirche durch die Absetzung erleidet, nicht größer ist, als wenn sie den Geistlichen gewähren läßt, solange er selbst mit gutem Gewissen dieser Kirche anzugehören sich bewußt ist. Ist die Wahrhaftigkeit und das Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit der evangelischen Geistlichen ein besonders hohes und der Kirche schlechthin nötiges Gut, so kann in der Tat dieses Vertrauen durch Maßregelungen von Geistlichen um Irrlehre willen schweren Schaden leiden und hat tatsächlich öfters bereits Schaden erlitten. Deshalb hat sich „der Verband der Freunde evangelischer Freiheit in Rheinland und Westfalen“ grundsätzlich gegen jede Entsetzung evangelischer Geistlicher wegen Irrlehre erklärt, und andere Stimmen haben sich ihm zugesellt. Allein so anerkennenswert das Motiv hier ist — die Begründung durch das Preußische Landrecht ist freilich ganz hinfällig —, so bedenklich, ja undurchführbar ist der Grundsatz, und es ist verwunderlich, daß der „Verband“ dies nicht selbst erkannt hat. Von allem Detail bekenntnismäßiger evangelischer Lehre abgesehen — daß die evangelische Kirche ihren religiösen, ihren anti-enthusiastischen und ihren akatholischen Standpunkt schützt, könnte doch nur dann überflüssig erscheinen, wenn eine Gefährdung niemals zu erwarten wäre. Aber wer kann so naiv sein, eine solche Gefahr auszuschließen? Wie lange würde es, wenn schrankenlose Freiheit auf den evangelischen Kanzeln gewährt würde, dauern, bis wir vollkommen atheistische Predigten hören würden, und haben wir sie nicht schon gehört? Und wie lange würde es dauern, bis die Gemeinden von Zungenrednern und Spiritisten belästigt und gründlich verwirrt würden? Und wie lange würde es dauern, bis sich die katholische Kirche die Situation zu nutze machen und einen Teil unserer Kanzeln erobern würde? Aber auch das Bekenntnis zu Jesus Christus bedarf in den evangelischen Kirchen des Schutzes. Diese Kirchen können allerlei „Christologie“ vertragen, sie können auch noch lebendig bleiben, wenn ein Geistlicher nach seiner Erkenntnis und Erfahrung die Schätze des Evangeliums aus der Verkündigung Jesu vom Vater, vom Reiche Gottes und von der Vergebung zieht; aber sie können nicht mehr existieren, wenn das Bekenntnis „Jesus Christus der Herr“, sei es durch Leugnung der Existenz Jesu, sei es durch Bekämpfung des Zeugnisses von ihm als dem Anfänger und Vollender des Glaubens gestürzt wird. Selbst die Rücksicht auf den möglichen Verlust an Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit ihrer Diener seitens der Gemeinde darf die evangelische Kirche nicht abhalten, ihr Fundament zu schützen; denn die Unterlassung wäre gleichbedeutend mit ihrer sicher

eintretenden Selbstauflösung.*) Hieraus folgt nicht, daß nicht trotz der Aufrechterhaltung des Prinzips vieles Bedenkliche in einzelnen Fällen ertragen werden kann und muß, wenn das Wirken des Geistlichen sonst ein segensreiches und förderliches ist. Aber das steht auf einem anderen Blatt.

## II.

Die Forderung lautet also, sowohl den evangelischen Glauben, als auch die evangelische Freiheit der Gemeinden und der Geistlichen zu schützen. Liegt es da nicht am nächsten, auf die Abfassung eines neuen, in **necessariis** bestimmten und doch freien Bekenntnisses zu sinnen und zu bringen, welches Ausdruck der Glaubensüberzeugung der Gegenwart ist und alles Veraltete aufgibt? Daß die evangelischen Kirchen ein Recht haben, ihr Bekenntnis neu zu formulieren, kann innerhalb dieser Kirchen nicht bestritten werden. Wer es prinzipiell bestreitet, führt die evangelischen Kirchen auf die Stufe der Traditionskirchen zurück. Auch die Generalsynode, welche soeben getagt hat, hat, wenn die Zeitungen richtig berichtet haben, das prinzipielle Recht auf neue Bekenntnisbildung anerkannt. Aber erstlich muß man sich sehr hüten, von solch einem neuen Bekenntnis zuviel zu erwarten. Als „Gesetz" — wenn auch manche bedeutende Schwierigkeiten fortfallen würden — könnte es doch nicht angewendet werden, ohne die Freiheit aufs neue zu gefährden; ja, es könnte sich leicht eine drückendere Gesetzlichkeit für viele Jahrzehnte einstellen als vorher. Sodann aber bedarf es nicht vieler Worte, um zu erweisen, daß zur Zeit die Aufstellung eines neuen Bekenntnisses, ja wahrscheinlich schon die Bemühungen um ein solches zu den schwersten Kämpfen und sogar zur Sprengung der Landeskirche führen würden. Die in der Landeskirche vorhandenen Gegensätze und Spannungen vertragen zur Zeit „offizielle" prinzipielle Auseinandersetzungen nicht. Die Hoffnung ist aber nicht aufzugeben, daß sie sich allmählich

---

*) Ich muß darauf verzichten, hier auf die Bremer Kirchenverhältnisse einzugehen; denn ich kenne sie nicht hinreichend. Aber offenbar ist, daß die Verhältnisse einer „Landeskirche", die fast ausschließlich nur eine große Stadt umfaßt, für eine wirkliche Landeskirche schlechterdings nicht maßgebend sein können. Wenn Jeder in der Stadt einen Geistlichen und eine Kirche finden kann, die seinem Bedürfnisse entspricht, wie das in Bremen der Fall zu sein scheint, so mag es gestattet sein, der „Landeskirche" so weite Grenzen zu stecken, wie das in Bremen geschieht, bez. am herrschenden Zustande möglichst wenig zu ändern. Eine solche „Landeskirche" trägt dann freilich nicht mehr die evangelische Kirche, sondern diese wird von den anderen Landeskirchen getragen und jene wird von ihnen ertragen.

mildern werden, wie sich manches schon gemildert hat. Eben diese Hoffnung gibt das Recht, die Frage einer neuen Bekenntnisbildung aufzuschieben, die sonst pflichtgemäß aufgeworfen werden müßte. Endlich aber: ein neues evangelisches Bekenntnis kommt sicher nicht so zustande — wenn es einmal zustande kommen wird —, daß eine, sei es auch autorisierte, Versammlung beschließt: „Wir wollen ein neues Bekenntnis machen". Nur aus Feuer und Geist kann es geboren werden, aus zwingenden Notwendigkeiten und aus der Seele eines Mannes, der bekennt, was er bekennen muß, und dem die andern folgen müssen. Also ist der Weg einer neuen Bekenntnisbildung auch deshalb nicht betretbar, weil man ihn nicht einfach anordnen oder beschließen kann.

## III.

Aber bedarf es überhaupt einer Aenderung des jetzigen Zustandes? Wer beklagt sich denn, und wie ist bisher verfahren worden? Waren bisher Absetzungen von Geistlichen in Preußen wegen „Irrlehre" zahlreich, oder ist umgekehrt Klage erhoben worden, daß gegen „Irrlehrer" nicht eingeschritten wird? Solche Klagen sind allerdings laut geworden, aber der Oberkirchenrat hat gezögert, auf sie einzugehen, oder sie abgewiesen. Absetzungen sind nicht erfolgt, und daß sie nicht erfolgt sind, hat zwar hier und dort Schmerz und Entrüstung erregt, aber zu beachtenswerten Krisen nicht geführt. Also lasse man doch die Dinge gehen, wie sie bisher gegangen sind! Das scheint ganz leidlich, aber es wäre doch nicht richtig — und zwar aus mehr als einem Grunde. Der Oberkirchenrat will die Verantwortung in der Weise, wie er sie bisher als oberste Instanz getragen hat, nicht weiter tragen, sie auch die Konsistorien nicht weiter tragen lassen. Und gewiß hat er, trotz seiner Verstärkung durch den Generalsynodal-Vorstand, ein Recht darauf, auf eine Aenderung anzutragen, sobald er überzeugt ist, daß der zu fällende Spruch einer stärkeren Autorität bedarf, als die seinige ist. Zwar gilt auch hier die sittliche Regel, daß niemand sich der ihm zukommenden Verantwortung entziehen soll; aber es gilt auch die andere Regel, daß jeder Verantwortlichkeit die entsprechende Autorität zugrunde liegen muß. Macht der Oberkirchenrat die Erfahrung — und wir müssen annehmen, daß er sie gemacht hat —, daß in der Frage der Behandlung der „Irrlehre" seine Autorität zur Beruhigung der Kirche nicht ganz ausreicht und diese Autorität demgemäß Schaden leidet, so ist er verpflichtet, sich zu verstärken. Sodann

aber weist das bisherige Verfahren einen prinzipiellen schweren Mangel auf. Es behandelt die Frage der „Irrlehre“ als ein Disziplinarvergehen und wirft sie mit Vergehungen zusammen, die, wenn sie konstatiert sind, den Beklagten zu schwerer Unehre gereichen. Nach dem, was oben angeführt ist, widerspricht das der Natur der evangelischen Kirche und den evangelischen Auffassungen von der Natur und den Pflichten des Pfarramts. Denn da dieses auf Bekenntnis und Freiheit zugleich gestellt ist, kann und darf, sofern ein Geistlicher das Bekenntnis oder die Ordnungen der Kirche nicht herabwürdigt, der Mißbrauch der Freiheit nur als ein materialer Irrtum behandelt werden, nicht aber ein formales Vergehen darstellen. Materialer Irrtum in gutem Glauben darf aber nicht bestraft werden, wenn doch die Kirche selbst eine freie Betätigung verlangt, sondern kann nur ausgeschieden werden. Hiernach ist das Verfahren zu ändern.

## IV.

Die preußische Generalsynode hat im November dieses Jahres einmütig ein Kirchengesetz angenommen, welches bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen von jeder disziplinaren Behandlung absieht und sich auf ein Feststellungsverfahren beschränkt. Der Tag wird in der Kirchengeschichte unvergessen bleiben, wie sich auch die Anwendung des Gesetzes gestalten mag; denn er bezeichnet einen eminenten Fortschritt. Es ist m. E. noch niemals in der Kirchengeschichte vorgekommen, daß eine größere Kirchengemeinschaft „Irrlehre“ anders als disziplinar behandelt, d. h. als ein Vergehen beurteilt hat. Nun hat die preußische Landeskirche mit diesem Verfahren gebrochen. Im Feststellungsverfahren kann natürlich auch auf Dienstentlassung erkannt werden, wenn der Einspruch gegen die Lehre eines Geistlichen als begründet erachtet wird; aber der eigentümliche Charakter des Verfahrens gegenüber dem disziplinaren tritt u. a. darin hervor, daß der Betreffende sein Gehalt nach Maßgabe des Pensionsgesetzes und den Titel Pfarrer behält, wenn ihm auch die Rechte des geistlichen Standes im Bereiche der Landeskirche aberkannt werden. Folgerecht mußte auch ein neues forum publicum für das Verfahren bei Beanstandung der Lehre geschaffen werden, nicht ein Gerichtshof, sondern ein Spruchkollegium. Die Grundzüge des 35 Paragraphen umfassenden Gesetzes sind folgende:

Es wird ein Spruchkollegium von 13 Mitgliedern niedergesetzt (alle 6 Jahre finden Neuwahlen zu demselben statt). Der Ober-

kirchenrat deputiert vier Mitglieder in das Kollegium (den Präsidenten, den weltlichen Stellvertreter desselben, den geistlichen Vizepräsidenten und das dienstälteste geistliche Mitglied), die Generalsynode drei und die Provinzialsynode der Provinz, in welcher der beanstandete Geistliche steht, den Generalsuperintendenten und ebenfalls drei Mitglieder. Dazu kommen zwei vom Könige zu ernennende ordentliche Professoren der Theologie. Dieses Spruchkollegium ist nur, wenn es vollzählig ist, beschlußfähig (daher ist die Wahl einer genügenden Anzahl von Stellvertretern angeordnet). Der Oberkirchenrat beruft es ein, wenn er sich überzeugt hat, daß dem von einem Konsistorium an ihn gebrachten Einspruch gegen die Lehre eines Geistlichen Folge zu geben ist, und übergibt dem Spruchkollegium die Angelegenheit. Dieses beauftragt sodann ein Mitglied zur Vorbereitung der mündlichen Verhandlung. Bereits hier wird der Geistliche vorgeladen und gehört. Zur mündlichen Verhandlung vor dem Spruchkollegium kann er einen oder zwei Beistände hinzuziehen; diese Beistände können landeskirchliche Geistliche und Lehrer der evangelischen Theologie oder evangelische Lehrer des Kirchenrechts an einer deutschen Universität sein. Das Spruchkollegium hat „nach seiner freien, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen und Beweise geschöpften Ueberzeugung in einem Spruche festzustellen oder für nicht festgestellt zu erklären, daß eine weitere Wirksamkeit des Geistlichen innerhalb der Landeskirche mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnisse der Kirche einnimmt, unvereinbar sei“ (so § 11; § 1 heißt es: „mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der Heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes“). Der Spruch ist mit Gründen zu versehen und in dieser Gestalt auszufertigen. Er ist definitiv und läßt keine Appellation zu. Zur Feststellung im negativen Sinn ist aber eine Mehrheit von mindestens zwei Dritteln der Mitglieder des Kollegiums nötig. Erfolgt der Spruch in diesem Sinne, so scheidet der Geistliche aus dem Amte aus und verliert damit die Rechte des geistlichen Standes; aber er behält sein Gehalt in dem Betrage, wie es ihm im Falle einer zu diesem Zeitpunkte stattfindenden Versetzung in den Ruhestand als gesetzliches Ruhegehalt zustehen würde. Diese Bestimmung findet aber auch dann Anwendung, wenn der Geistliche zur Vermeidung oder Erledigung eines Feststellungsverfahrens auf die Rechte des geistlichen Standes verzichtet und die Kirchenbehörde den Verzicht angenommen hat. Die

Wiederbeilegung der infolge einer Feststellung verloren gegangen oder aufgegebenen Rechte des geistlichen Standes bleibt dem Oberkirchenrat vorbehalten.

## V.

Dies sind die Grundzüge des Gesetzes. Es bedeutet, wie man sieht, keine Aenderung des materiellen inneren Kirchenrechts und keine Aufstellung eines neuen Maßstabes. Auch die treffende Formulierung in § 1 (s. oben), an der ein evangelisches Herz seine Freude haben muß, ist nicht so gemeint, wenn sie auch sehr wichtig werden kann und es einen Fortschritt bedeutet, daß sie in diesem Gesetz zu lesen steht. Auf der Generalsynode hat man sich aus Gründen, die wir bereits angedeutet, gehütet, die Bekenntnisfrage aufzurollen; aber wenn von verschiedenen „Auffassungen" und ihrer Zulässigkeit in der evangelischen Kirche die Rede war, so vermißte man die runde und deutliche Aussage, daß es sich nicht nur um verschiedene Auffassungen handelt, sondern daß ein Teil der geschichtlichen Tatsachen, auf denen das alte Bekenntnis ruht, als geschichtliche nicht mehr anerkannt werden können. Das ist dem Bekenntnis gegenüber der eigentliche Ernst der Lage, vor welchem die Landeskirche die Augen nicht verschließen darf. Sie hat ihn auch diesmal außer acht gelassen; das neue Gesetz geht auf ihn nicht ein. Aber wenn es geboten war, hier noch Umgang zn nehmen, so hätte man doch gewünscht, es hätte sich in der Synode eine Stimme erhoben, die die wirkliche Lage der Dinge freimütig und mit aller Offenheit dargestellt hätte, um die schwere, aber nicht hoffnungslose Aufgabe, die der Landeskirche noch wartet, einzuschärfen. Um sie zu lösen oder ihrer Lösung näher zu kommen, dafür ist die Aufstellung eines neuen Bekenntnisses nicht der einzige Weg!

Doch lassen wir beiseite, was das Gesetz nicht enthält und nicht enthalten will — es bezeichnet in seinen Grenzen einen wirklichen Fortschritt; denn es ist — die Notwendigkeit eines Verfahrens zugestanden — prinzipiell richtig gedacht.*) Das schließt nicht aus, daß

*) Die Aufgabe, die dem Spruchkollegium gestellt ist, wäre unevangelisch, wenn sie verlangte, es solle über den Glaubensstandpunkt eines Geistlichen ein Urteil gefällt werden. Das vermag Niemand. Es handelt sich vielmehr darum, ob eine weitere Wirksamkeit des Geistlichen **innerhalb der Landeskirche** mit der Stellung vereinbar sei, die er in seiner Lehre zu dem Worte Gottes (in der angegebenen Präzisierung) einnimmt. Das ist zwar keine einfache, aber immerhin eine unzweifelhafte Tatsachenfrage. Es ist auf

es bedeutende Wünsche übrig läßt. Es ist nicht gelungen, der Gemeinde, in welcher der Geistliche amtiert, dessen Lehre beanstandet wird, eine gesetzlich festgelegte Beteiligung bei dem Verfahren einzuräumen. Die Schwierigkeiten liegen ja auf der Hand, da die Gemeinde in solchen Fällen entweder Partei oder in Parteien zerklüftet sein wird. Aber daß das Gesetz gar keinen Raum für die Gemeinde läßt, um sich an entscheidender Stelle im Verfahren zu Gehör zu bringen — zumal wenn der Gemeindekirchenrat einmütig zu seinem Geistlichen steht —, ist doch ein stärkeres Uebergreifen des Kirchenbegriffs über den Gemeindebegriff, als es in der evangelischen Kirche zulässig scheint. Was in § 21 des Gesetzes zur Abhilfe geboten ist, ist dürftig. Gewiß kann der Gemeinde das definitive Urteil nicht überlassen werden, aber eine Form der Mitwirkung unter gewissen Bedingungen hätte sich doch wohl finden lassen. War auch dies nicht möglich, so hätte man das Einspruchsrecht auf die Gemeinde und auf den Superintendenten beschränken, alle übrigen aber ausschließen sollen. Da nichts geschehen ist, wird es doppelte Pflicht des Spruchkollegiums sein, die Stellung des Geistlichen in seiner Gemeinde in jedem Falle aufs sorgfältigste zu prüfen und ein günstiges Ergebnis der Prüfung bei dem Spruche aufs stärkste zu berücksichtigen.

Was die Zusammensetzung des Kollegiums betrifft, so läßt sich ferner fragen, ob es nicht angezeigt gewesen wäre, dem beanstandeten Geistlichen das Recht zuzuweisen, einen von ihm gewählten Lehrer der Theologie oder Kirchenrechtslehrer dem Spruchkollegium beizugesellen; man könnte zu ihm das Vertrauen haben, daß er nicht als „Verteidiger", sondern lediglich als Vertrauensmann des Beanstandeten nach bestem Wissen und Gewissen urteilen würde. Das neue Verfahren hat ja in vollem Gegensatz zu dem disziplinaren etwas von der Natur eines Schiedsgerichts. Das würde in jenem Rechte zu deutlichem Ausdruck kommen und das Ansehen des Kollegiums nur erhöhen. Jetzt sind nur die beiden vom Könige zu ernennenden Mitglieder nicht

Grund dieser Frage sehr wohl denkbar, daß das Kollegium ein negatives Urteil fällt, obwohl es die Glaubenskraft des Betreffenden und den heiligen Eifer seines Wirkens voll anerkennt und dies auch zum Ausdruck bringt. Einen heiligen Franziskus kann die evangelische Landeskirche zur Zeit nicht wohl ertragen, aber auch nicht einen Mann wie den Stifter der Quäker. Daß eine evangelische Kirche denkbar ist, die beide erträgt, soll nicht bestritten werden. Und auch das soll nicht verschwiegen werden, daß die Einrichtung des Spruchkollegiums „einen Rest, zu tragen peinlich" enthält. Aber man zeige einen anderen Weg, wie die Kirche und der Einzelne besser geschützt werden kann!

Repräsentanten der „offiziellen" Kirche. Das ist wenig. Aber auch sie sollen dem Könige von dem Oberkirchenrat im Verein mit dem Generalsynodal-Vorstand vorgeschlagen werden. Warum hat man nicht wenigstens hier diese bereits stark vertretenen Größen ausgeschaltet und es dem Könige selbst überlassen, sich Vorschläge machen zu lassen?

Endlich wenn es auch verständlich ist, daß der Oberkirchenrat seinen Präsidenten und geistlichen Vizepräsidenten — den ersteren als Vorsitzenden (war das nötig? kann sich das Kollegium seinen Vorsitzenden nicht selbst wählen?) — in das Spruchkollegium deputiert, warum müssen die beiden anderen Mitglieder, die er entsendet, notwendig secundum ordinem bestimmt sein? Die bureaukratische Rangordnung müßte hier doch gegenüber der Erwägung zurücktreten, die geeignetsten Männer dem Kollegium zuzuordnen. Daß aber der weltliche Stellvertreter des Präsidenten und das dienstälteste geistliche Mitglied stets die geeignetsten sein müssen, oder daß alle Mitglieder des Oberkirchenrats gleich geeignet seien, wird keiner behaupten können.

Daß das Kollegium definitiv urteilt, eine zweite Instanz also ausgeschlossen ist, halte ich sowohl um der Zusammensetzung des Kollegiums willen als auch aus prinzipiellen Gründen für richtig, da das Verfahren kein gerichtliches ist und da ein negativer Spruch nur mit einer Majorität von zwei Dritteln gefällt werden darf. Diese Bestimmung ist eine der wichtigsten; denn sie schützt die Rechte des beanstandeten Geistlichen so sehr, wie sie im Rahmen eines Feststellungsverfahrens unter den gegebenen Voraussetzungen nur immer geschützt werden können. Ein böser Punkt bleibt noch bestehen in bezug auf das Verfahren in solchen Fällen, in denen die Lehre des Geistlichen zwar zur Beanstandung keinen direkten Anlaß gibt, er aber gegen die „Ordnungen" der Kirche (z. B. durch Nichtverlesung des sog. Apostolikums oder durch Abhaltung von Jungenredner-Versammlungen usw.) verstößt. Nach § 19 bleiben die Vorschriften über die Dienstvergehen der Kirchenbeamten anwendbar — und dies mit Recht —, wenn ein Geistlicher das Bekenntnis oder die Ordnungen der Kirche herabwürdigt. Da die Nichtverlesung oder die Abhaltung jener Versammlungen keine Herabwürdigung ist, so scheint das Feststellungsverfahren hier am Platze zu sein, welches aber dadurch, daß eine Beanstandung der Lehre des betreffenden Geistlichen nicht vorzuliegen braucht, zur Ermittlung der Motive für seine Unterlassung bezw. für sein

enthuasiastisches Treiben führen muß. Eine peinliche, leicht zu Inquisitionen führende Situation! Und doch muß es durchaus vermieden werden, daß nicht Fälle, denen unzweifelhaft eine Lehrfrage zu Grunde liegt, unter irgend einem Titel wieder disziplinarisch behandelt werden. Der beanstandete Geistliche schwebt hier also zwischen Scylla und Charybdis! Das Gesetz enthält nichts über diesen Punkt.

Auf die Unterscheidung endlich des amtlichen und des außeramtlichen Wirkens des Geistlichen läßt sich das vorliegende Gesetz nicht ein. So gewiß der Geistliche selbst sich auf diese Unterscheidung möglichst wenig berufen sollte, so gewiß hat die Behörde die Pflicht, von ihr nicht abzusehen. Eine Grenze, die gesetzlich festgelegt werden kann, läßt sich m. E. nicht ziehen; wohl aber hätte man in dem Gesetz Gelegenheit nehmen sollen, es auszusprechen, daß das Spruchkollegium auf die Unterscheidung, wo die Sachlage sie nahelegt, gebührend Rücksicht zu nehmen habe.

## VI.

Die Generalsynode hat die Vorlage einstimmig angenommen. Das ist angesichts eines so schwerwiegenden Gesetzes ein seltener Vorgang, der hohe Anerkennung verdient und das Ansehen der Synode unzweifelhaft gesteigert hat. Aber der Kirchenpolitiker fragt sich unwillkürlich: „Einmütig? einmütig trotz der bekannten bestehenden Gegensätze — wer ist da übervorteilt oder düpiert worden?" Ich habe Stimmen aus beiden Lagern gehört, die sich beklagen. Hören wir solche aus den Reihen der Linken — aus den Reihen der äußersten Linken, keineswegs urteilen alle so —; sie argumentieren etwa wie folgt: „Durch das Gesetz hat sich die Lage nicht verbessert, sondern nur verschlimmert; denn zwischen einem Disziplinarverfahren und diesem Feststellungsverfahren besteht in Wahrheit nur ein Scheinunterschied. Der Unterschied läuft auf die Belassung des Gehaltes hinaus; aber eben dieses wird von der Majorität nur gewährt, um, befreit von der mitleidigen Rücksicht auf die finanzielle Lage des Beanstandeten, ihn um so sicherer und leichter aus dem Amte werfen zu können; die Lehrprozesse werden sich jetzt mehren, ja sie werden nun erst in Schwung kommen, und dazu wird auch die Zusammensetzung des Spruchkollegiums viel beitragen; früher scheute sich der Oberkirchenrat vor Lehrprozessen, weil er sich der öffentlichen Meinung gegenüber nicht stark genug fühlte; jetzt verteilt sich die Verantwortung auf Viele, da wird der

Oberkirchenrat nun mit seiner wahren Meinung herauszurücken nicht mehr zögern; er wird strenger urteilen, und zugleich wird der Spruch selbst durch die Größe und Zusammensetzung des Kollegiums ein gewichtigerer werden; der Geistliche, der von solch einem Kollegium als ungeeignet befunden wird, wird also in der Oeffentlichkeit mehr leiden als vorher; das Ganze ist die Aufrichtung eines förmlichen Lehrtribunals der Rechten, die sich für die Groschen, die sie den Abgesetzten läßt, das Recht erkauft, ihre inquisitorischen Grundsätze nunmehr ungehindert in der Landeskirche zur Geltung zu bringen." Hierauf ist folgendes zu erwidern: Die Vorlage ist nicht von der Rechten, sondern von dem Oberkirchenrat selbst eingebracht. Daß er die Situation durch sie verschärfen wollte, ist eine Unterstellung, die jeder Wahrscheinlichkeit ermangelt und bei dem pflichtmäßigen und notorischen Interesse dieser Behörde für die Einheit der Landeskirche ganz unglaublich ist. Daß er aber so kurzsichtig gewesen ist, die notwendig folgende Verschärfung nicht zu sehen, müßte erst erwiesen werden. Ferner, den Unterschied zwischen einem Disziplinarverfahren und dem hier festgestellten zu verkennen, ist eine schwere, ja mutwillige Täuschung; denn es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sich auch in der Oeffentlichkeit, wenn auch nicht sofort, die Erkenntnis einstellen wird, daß die Amtsentlassung auf Grund des Feststellungsverfahrens in keinem Sinne etwas Ehrenrühriges hat. Daß dem Entlassenen das Gehalt (die Pension) gelassen wird, ist eine alte Forderung der Liberalen; es ist daher sehr auffallend, daß sie jetzt auf einmal als bedenklich, ja als ein abgefeimtes Mittel betrachtet werden soll. Auch fällt die Belassung des Pfarrertitels zugunsten des neuen Verfahrens gegenüber dem alten schwer ins Gewicht; es ist ungerecht, das zu verkennen. Was ferner die Zusammensetzung des Spruchkollegiums betrifft, so gehörte es auch zu den alten Forderungen der Liberalen, daß dem Oberkirchenrat nicht allein die Entscheidung zustehen solle; ist die neue Zusammensetzung auch nicht ganz nach Wunsch ausgefallen, so zeigt sie doch mindestens keine Verschlechterung, und die Berufung von zwei Professoren der Theologie ist doch nicht für gering zu erachten. Endlich was die Verschärfung des Spruchs anlangt, weil die Behörde gewichtiger geworden ist, so darf man sich darüber am wenigsten beklagen; man muß vielmehr wünschen, daß die Autorität eine möglichst große sei; denn sie kommt ebenso den Fällen zu gut, in denen ein positiver Spruch gefällt wird. Daß aber der Spruch nicht vorschnell negativ gefällt werde, dafür bürgt die geforderte Mehrheit von

zwei Dritteln der Stimmen. Die Mitglieder des Oberkirchenrats, die im Spruchkollegium sitzen, sind bereits in der Lage, einen negativen Spruch abzuwehren, wenn von den übrigen Neun auch nur ein Mitglied ihnen beitritt. Es ist aber schon bemerkt worden, daß die Voraussetzung, der Oberkirchenrat, d. h. seine von ihm entsendeten Mitglieder, werde nun „strenger“ werden, der Unterlage entbehrt. Möglich, wie gemunkelt wird, ist, daß zunächst ein paar „Fälle“, die bisher angeblich zurückgehalten worden sind, weil man die Errichtung des Spruchkollegiums erwartete, leider zur Verhandlung kommen werden. Ob sie zu einem negativen Ergebnis führen werden, muß man abwarten. Ich kann somit diese Bedenken, die aus den Reihen der äußersten Linken geltend gemacht werden, als einzelne nicht für gerechtfertigt halten; die hinter ihnen ruhende Ueberzeugung verlangt, es solle in der evangelischen Landeskirche überhaupt kein Geistlicher seiner Lehre wegen beanstandet werden. Aus ihr sind die Bedenken und der Argwohn zu erklären. Als Wunsch wird jeder evangelische Christ und Freund der Landeskirche diese Ueberzeugung teilen; aber von jedem Schutze der Landeskirche abzusehen, ist unmöglich. Uebrig bleiben freilich die Bedenken, die ihren Anlaß an der mangelnden Berücksichtigung der Gemeinde nehmen (s. oben), und übrig bleibt die Tatsache, daß infolge des Wahlsystems die Provinzialsynoden und die Generalsynode ein leider unvollkommener Ausdruck des Willens der Kirche sind und daher das volle Vertrauen nicht genießen können. Aber die Frage, ob es nicht nötig sei, den Wahlmodus zu ändern und den Minoritäten eine bessere Vertretung zu schaffen, konnte bei diesem Gesetz nicht erledigt werden. Sie ist aber eine brennende Frage und darf nicht ruhen, bis sie gelöst ist.

Die Bedenken aus Kreisen der Rechten reduzieren sich, wenn ich recht sehe, auf zwei: daß das Feststellungsverfahren gegenüber dem bisherigen disziplinaren den Ernst und die Schwere der Sache bedrohe, und daß Gefahr vorhanden sei, daß das Spruchkollegium, welches inappellabel entscheidet, zu einer Art von Papst werde und allmählich eine selbstwillige und daher unerwünschte Präzisierung bzw. Lockerung des Bekenntnisstandes herbeiführen müsse. Was das erste Bedenken betrifft, so ist oben in der Einleitung bereits auf dasselbe geantwortet worden: gerade das Feststellungsverfahren entspricht allein dem Geiste der evangelischen Kirche. Daß es aber ein geringeres Gewicht habe als das Disziplinarverfahren, kann nur der behaupten, der in der Gehalts- und Ehrentziehung den eigentlichen

Ernst der Sache sieht, während der wahre Ernst nur dann zum Ausdruck kommt, wenn alle Folgen abgewehrt werden, die mit der Sache nichts zu tun haben. Wunderlich ist das zweite Bedenken, sofern es vom „Papste“ spricht. Irgend eine letzte Instanz muß stets bestehen, wo geurteilt wird, und es ist dabei gleichgültig, wie viele Stufen ihr vorhergehen. Wird also das Spruchkollegium zum „Papste“ werden, so war es der Oberkirchenrat bisher schon. Nicht einmal die Verschiebung ist so groß, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Denn durch die Forderung der Zweidrittel-Mehrheit ist das „Papsttum“ des Oberkirchenrats, wie oben gezeigt, im Falle des positiven Urteils fast unverändert geblieben; nur im Falle des negativen Urteils wird seine Autorität durch die übrigen Mitglieder des Kollegiums bedeutend verstärkt.*) Eine etwas realere Unterlage hat die Befürchtung, daß durch das Spruchkollegium allmählich eine heimliche Präzisierung bzw. Lockerung des Bekenntnisstandes herbeigeführt werde. Es fragt sich nur, was man unter „Lockerung“ versteht und ob eine solche „Lockerung“ zu befürchten sei. Das Spruchkollegium urteilt von Fall zu Fall; es urteilt „nach seiner freien Ueberzeugung“; es urteilt „aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlungen“; es soll nach dem Geist und nicht nach dem Buchstaben das Rechte finden und Wert und Eigenart des Geistlichen, ferner die Gemeinde und die besondere seelsorgerische Aufgabe des Geistlichen in dieser Gemeinde mit in Rechnung ziehen. Da werden die „Fälle“ stets recht verschieden liegen und sich so leicht nicht ex analogia entscheiden lassen. Ferner ist, von den Stellvertretern abgesehen, ein veränderliches Moment, die Zusammensetzung des Spruchkollegiums betreffend, in den vier wechselnden Provinzialmitgliedern gegeben. Dennoch wird man annehmen dürfen, daß sich allmählich gewisse Grundsätze herausgestalten werden. Aber für ein Unglück ist das nicht zu halten. So lange uns ein Bekenntnis fehlt, welches neben den alten den evangelischen Glauben der Gegenwart deutlicher zum Ausdruck bringt, kann es eine Förderung bedeuten, wenn die herrschende Unsicherheit in der Auslegung des Bekenntnisstandes von einer bedeutungsvollen Stelle aus eine, sei es auch indirekte und an sich

*) Es gibt auf der Rechten wie auf der Linken Kreise, die unter dem Titel: „Freiheit der Kirche“ vor allem die Autorität des Oberkirchenrats gemindert sehen wollen und dieses Gesetz auch deshalb verwünschen, weil es diesen ihren Bestrebungen nicht entgegenkommt. Wer aber die Einheit und den Frieden der Landeskirche wünscht, wird die eigenen idealen Kirchenbaupläne zurückstellen und sich freuen, daß das neue Gesetz, welches die Kompetenz des Oberkirchenrats beschränkt, seine Autorität keineswegs vermindert.

keineswegs maßgebende, ja sei es auch unerfreuliche und beklagenswerte Klärung erfährt. Indirekt und keineswegs maßgebend, weil das Spruchkollegium lediglich darüber zu befinden hat, ob die Wirksamkeit des Geistlichen N. N. innerhalb der Landeskirche mit der Stellung, die er in seiner Lehre zum Bekenntnisse der Kirche einnimmt, unvereinbar ist. Zu generellen Urteilen ist das Spruchkollegium nicht befugt. Der Beitrag, den es also zur Präzisierung des Bekenntnisses vielleicht bringen wird, wird ein bescheidener sein. Wie er ausfallen wird, muß man abwarten. Jedenfalls ist der Weg, auf den hier die Entwicklung geleitet wird, ein loyaler Weg, und man muß vertrauen, daß das, was richtig gedacht und mit Gerechtigkeit erwogen ist, schließlich auch heilsame Früchte tragen wird.

So hat unzweifelhaft auch die Generalsynode geurteilt, als sie das Gesetz einmütig annahm. Es geschah nach langen Beratungen, nach einem ausgezeichneten Referate D. Hackenbergs und unter der geistigen Leitung D. Kahls, der ein solches Gesetz seit Jahren bei sich erwogen, den Anstoß zu der Vorlage gegeben und sich um die Annahme auf der Generalsynode die größten Verdienste erworben hat. Indem die Rechte, die Evangelische Vereinigung, aber auch die auf der Synode spärlich vertretene Linke das Gesetz gutgeheißen haben, haben sie bekundet, daß sie die grundsätzlichen Bedenken nicht teilen, die von Rechts und Links erhoben worden sind. Daß aber jede Partei im stillen gemeint hat, sie werde bei dem Gesetze besser fahren, war, soviel ich zu sehen vermag, nicht die Stimmung, in der das Gesetz angenommen worden ist, im Gegenteil — ernste Bedenken blieben bei allen Parteien übrig. Aber man hatte sich allerseits überzeugt, daß der vorgezeichnete Weg richtig sei, und so betrat man ihn entschlossen in der Hoffnung, er müsse und werde zum guten Ende führen. In diesem gemeinsamen Entschlusse liegt etwas Großes! Man hat wirklich das Interesse des Ganzen über das Parteiinteresse gestellt; und man hat sich von der Zuversicht zu einem richtigen Gedanken leiten lassen, ohne noch die Gewähr zu haben, daß dieser Gedanke sich sofort als heilsam im Sinne der eigenen Partei bewähren werde.

In der Tat — man kann nicht sagen, wie das Gesetz zunächst wirken und welche Früchte es zunächst bringen wird. Es ist möglich, daß es Sieger und Besiegte geben wird und daß die Partei, welche das Meiste für das Zustandekommen des Gesetzes getan hat, am Anfang die Kosten tragen wird. Es ist möglich, daß es anders

kommt. Aber muß es Sieger und Besiegte geben? Notwendig ist das durchaus nicht. Wenn von Fall zu Fall von beiden Seiten alles gewürdigt wird, was in einem Verfahren „bei Beanstandung der Lehre von Geistlichen" in Betracht gezogen werden muß, so können sich eben bei diesem Verfahren die Gegensätze näher kommen, wie sie sich schon durch die einmütige Annahme dieses Gesetzes genähert haben. Sie können sich näher kommen, weil sie in dem Spruchkollegium nicht nur über Lehren, sondern letztlich als Brüder über Brüder zu urteilen haben, und weil sie sich den ganzen Reichtum des Wortes Gottes und die Unfähigkeit des einzelnen, ihn zu erschöpfen, aber auch die Forderungen der Gegenwart und das veraltete Kleid der Bekenntnisse vor Augen halten müssen. Die in dem § 1 des Gesetzes stehenden Worte: „Für die Lehrverkündigung ist allein das in den heiligen Schriften verfaßte und in den Bekenntnissen bezeugte Wort Gottes maßgebend", lauten in dieser Hinsicht wie eine Weissagung auf die Zukunft, auf jene bessere Zukunft der Landeskirche, in welcher die durch historische und theologische Erkenntnisse und Auffassungen unterschiedenen christlichen Brüder doch friedlich und ohne Argwohn zusammen arbeiten werden auf dem Grunde des Wortes Gottes. Konnten einst Juden- und Heidenchristen zusammen arbeiten, solche, welche das Gesetz beobachteten, und solche, die es nicht beobachteten — ein Jakobus der Gerechte neben Paulus —, so muß es doch möglich sein, daß sich „Positive" und „Liberale" auch heute über dem gemeinsamen Besitz die Hand reichen. „Christiani hominis est, non de dogmatis magnifica loqui, sed cum deo ardua semper et magna facere." Möge dieser Spruch auch eine Richtlinie des Spruchkollegiums bei Beurteilung der Wirksamkeit evangelischer Geistlicher werden! Diesem herzlichen Wunsch sei aber ein anderer übergeordnet: Mögen sich die Verhältnisse innerhalb der Preußischen Landeskirche so gestalten, daß der Oberkirchenrat niemals in die Lage kommt, das Spruchkollegium einzuberufen!

(Siehe Nachwort am Schluß des Heftes.)

---

# Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur.

Von

**Robert Hoeniger.**

Unserem Volksbewußtsein ist die Ueberzeugung tief eingeprägt, daß es im Verlauf der deutschen Geschichte kein schlimmeres Unglück gibt, als den dreißigjährigen Krieg.

Auf deutschem Boden sind in diesem grauenvollen Zeitraum alle fremden Händel ausgefochten worden. Ein ganzes Menschenalter hindurch ist unser Vaterland von einer zügellosen Soldateska, von den Mordgesellen der halben Welt zertreten und ausgeplündert worden. — Der blühende Wohlstand vernichtet, die Bevölkerung auf ein Viertel, von 18—20 Millionen auf 4—5 Millionen herabgesunken, der Viehstand in weiten Gegenden so vollständig vernichtet, daß die Bauern sich selbst vor den Pflug spannen mußten, zahllose Dörfer spurlos verschwunden und vormals ansehnliche Städte in Trümmerhaufen verwandelt. „Ein großes Feld voller Totengebeine, eine Welt erstarrten Lebens — so liegt Deutschland nach dem großen Kriege vor uns.“ In diesen Worten faßt eines unserer besseren Lehrbücher die geltende Durchschnittsmeinung zusammen.

Mit markigen Zügen zeichnet Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ den Zustand während der letzten Kriegsjahre: „Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglücks, ein dumpfes apathisches Brüten wurde allgemein. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie vegetieren verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten sind in Dorfurkunden, Pfarrbüchern und kleinen Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja fast die laute Klage verlernt. Wo ein Heer verwüstet hatte und der Hunger wütete, fraßen Menschen und Hunde von demselben Leichnam, Kinder wurden aufgefangen und geschlachtet.“ — Entspräche die

Wirklichkeit solch düstren Schreckgeschichten, dann gewönne eine halb visionär geschaute Erfassung der tiefsten Nachwirkungen dieser Jammerzeit etwas an innerer Wahrscheinlichkeit: „Noch heute liegt es über der faltigen, durcharbeiteten Stirn des märkischen und pommerschen Bauern, in seinem verknitterten, vergrämten Gesicht wie freudelose Mühseligkeit, wie scheues, in sich selbst zurückziehendes Mißtrauen; eine unselige, anklagende Erinnerung an jene schweren Zeiten." *)

Hundertmal ist es gesagt worden, daß alle Uebel der folgenden Zeit aus dem 30jährigen Krieg stammen: beispiellose moralische Verlotterung, Zusammenbruch der uralten deutschen Kultur, Verlust des nationalen Stolzes, Sprachmengerei und alamodische Nachäffung fremden Wesens und was alles noch! Ein hervorragender Kenner der deutschen Altertumskunde, Ludwig Lindenschmidt, hat auf den 30jährigen Krieg die Zerstörung der reinen Rasse in Deutschland zurückgeführt. Die damalige Entvölkerung Deutschlands und die Unsittlichkeit der fremden Soldateska soll es verschuldet haben, daß seitdem neben den hochgewachsenen, blauäugigen und blondhaarigen Germanen kleinere, dunkelhaarige und krausköpfige Typen in größerer Zahl erscheinen.

Erstaunlich nur, wie aus diesem namenlosen Elend, aus dieser unsagbaren Verkommenheit überhaupt noch einmal gesundes Leben erwachsen konnte. Jedenfalls soll es anderthalb Jahrhunderte gedauert haben, ehe die Schädigungen soweit überwunden waren, daß wenigstens die Einwohnerzahl vor dem Kriege wieder erreicht, und zwei Jahrhunderte, bis annähernd der einstige Wohlstand zurückgewonnen war.

Wohl hat man hier und da gegen diese dogmatisch gefestigte Anschauung Einwendungen versucht. In vorsichtig abgewogenen kritischen Aeußerungen hat Bernhard Erdmannsdörffer in seiner „Deutschen Geschichte von 1648—1740" die Unzuverlässigkeit der zeitgenössischen Ueberlieferung und die Unzulänglichkeit der vorliegenden zusammenfassenden Darstellungen gekennzeichnet und zugleich die Summe der nachweisbaren Schädigungen auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen versucht. Berthold Haendcke hat in seinem Buche „Deutsche Kultur im Zeitalter des 30jährigen Krieges" eine außerordentliche Fülle sorgsam aufgelesener Einzeltatsachen beigebracht, von denen viele geeignet sind, die deutsche Kultur des

*) Kauffmann und Berndt, Geschichtsbetrachtungen, Leipzig, 1903, S. 297.

17. Jahrhunderts in ein weniger trostloses Licht zu rücken. Daneben sind in erheblicher Zahl durch gewissenhafte Detailforschungen für wichtige Zweige und einzelne Gebiete Tatsachen ermittelt, die mit der angenommenen summarischen Kulturvernichtung durch den Krieg schlechterdings nicht in Einklang zu setzen sind.

Erdmannsdörffer lenkt durchaus auf den richtigen Weg ein, aber er hat nicht entschieden genug von der alten Auffassung sich losgewunden. Haendcke, der neben zuverlässig gesicherten neueren Ergebnissen auch Bestandteile der alten Tradition übernimmt, liefert ein etwas verworrenes Bild. Er vermeidet es, irgend welche Schlußfolgerungen zu ziehen. Die wertvollen Spezialuntersuchungen endlich erschüttern nicht mit der erforderlichen Wucht den Gesamtbau der überlieferten Vorstellungen. Vor kurzem noch konnte Dietrich Schäfer in seiner „Weltgeschichte der Neuzeit“ mit dem ganzen Gewicht seines hohen und berechtigten wissenschaftlichen Ansehens erklären: „Es sind neuerdings auf Grund einzelner Beobachtungen Zweifel laut geworden, ob die Verödung und Entvölkerung wirklich so groß gewesen sei, wie man in der Regel anzunehmen pflegt. Sie war es; die Belege sind einfach erdrückend.“

In der Tat, an „Belegen“ fehlt es nicht. Fragt sich nur, wie weit sie stichhaltig sind? — Die Absicht der folgenden Ausführungen ist es, weit über die bisherigen Anläufe hinaus, die Gesamtanschauung über den Umfang der Kriegsschädigungen und über ihre Bedeutung für unsere Kulturentwicklung überwinden zu helfen. Gelingt es, den Nachweis zu führen, daß schon die zeitgenössische Ueberlieferung in ungewöhnlich starkem Maße übertreibende Entstellungen des wirklichen Tatbestandes aufweist, und daß spätere Zutaten eine weitere Umgestaltung ins Grauenhafte verursachten, gelingt es weiter, wahrscheinlich zu machen, daß die wirklichen Kriegsverwüstungen an das behauptete Ausmaß nicht entfernt heranreichen, und endlich zu zeigen, daß der schwere Druck, der im 17. Jahrhundert unzweifelhaft auf Deutschland lastet, aus anderer Quelle stammt, als aus dem 30jährigen Krieg, dann steht zu erwarten, daß das Dogma von der vernichtenden Wirkung des 30jährigen Krieges sich zu dem wandelt, was es in Wahrheit ist, zu einer Legende.

## 1. Die Fehlerquellen der Ueberlieferung.

Einen trefflichen Anfang quellenkritischer Würdigung der zeitgenössischen Ueberlieferung hat Erdmannsdörffer gemacht. Er fordert die Ermittlung wissenschaftlicher Formeln, unter welchen das ver-

wirrende Detail zeitgenössischer Nachrichten gesichtet und das als zuverlässig Ermittelte einheitlich und verständlich zusammengefaßt werden kann, und er gibt selbst lehrreiche Weisungen und Winke für die Beurteilung des vorhandenen Quellenmaterials. Ihm erscheint die Glaubwürdigkeit all der schreckenerregenden Aussagen unter verschiedenen allgemeinen Gesichtspunkten gemindert. Für die Würdigung vieler zeitgenössischer Berichte und selbst des aktenmäßigen Materials will er zunächst den Umstand in Betracht gezogen sehen, daß in der Not der Zeit auch die Sprache einem gewissen Hang zum Ungeheuerlichen erlegen sei. „In allen Schriftstücken, die von Krieg und Kriegsnot sprechen, gewahrt man eine zur stehenden Manier gewordene Ueberschwänglichkeit fast winselnder Klagetöne, eine fortwährend, sozusagen händeringende Ausdrucksweise ist allgemein üblich geworden. Während das Elend, so groß es war, doch seine wechselnden Grade hatte, kennt für die Beschreibung desselben das Schrifttum der Zeit fast keine Nuancen. Der Superlativ des Entsetzens dominiert fast ausschließlich, und mit einer überaus fruchtbaren Erfindsamkeit ergeht man sich in immer neuen, immer blutrünstigeren Variationen des einen Themas von Blut und Brand, von Trübsal und Hunger." Erdmannsdörffer erinnert daran, daß ein nicht geringer Teil der Aufzeichnungen theologischen Ursprungs ist, und daß der pastorale Ton des Zeitalters, dem ohnehin die kräftigsten Mittel des Ausdrucks geläufig waren, dazu neigte, mit überwältigenden Schilderungen drastischen Unglücks erschütternde oder erbauliche Wirkungen zu erzielen. „Wir wollen damit jenen wackeren, oft so schwer heimgesuchten Pfarrherren und allen andern gleichgestimmten Zeugen nicht zu nahe treten; aber der vorwaltende Stil eines Zeitalters ist eine Macht, der der einzelne sich unbewußt beugt. Wer vermag zu sagen, wie oft die pathetische Schilderung des Elends das Elend selbst noch überboten hat."

Mit feinem Spürsinn hat hier ein umsichtiger Forscher eine durchgehende Verdüsterung des Zeitbildes in der zeitgenössischen Berichterstattung aufgedeckt, die den späteren Betrachter um so mehr irreführen konnte, je weiter er selbst von den stilistischen Gepflogenheiten jener Zeit entfernt war.

Weiterhin hebt Erdmannsdörffer hervor, daß bei Aufzählungen der erlittenen Schädigungen, wie sie in Eingaben von Gemeinden oder landständischen Vertretungskörpern uns endlos begegnen, das Interesse der Klagenden eine möglichst grelle Färbung ihrer Leiden und Verluste nahelegte: „Es galt Mitleid zu erwecken,

oder die Unfähigkeit zu weiteren Leistungen zu erweisen. Wie hätte es anders sein können, als daß bei Kontributionsforderungen, bei dem Ansetzen von Steuern und dgl., jeder sich bemühte, die eigene Lage auch über das Maß der wirklichen Kläglichkeit hinaus unerträglich erscheinen zu lassen, um vielleicht eine gewisse Erleichterung zu erwirken." Erdmannsdörffer zweifelt in diesem Zusammenhange auch scheinbar unwiderlegliche statistische Daten an. Der Verdacht ist in der Tat sehr naheliegend, daß man den Schaden nicht zu knapp verrechnete. Das ist menschlich und kommt zu allen Zeiten vor. Auch heute. Man denke an die Ansprüche, die aus Anlaß von Manöverflurschäden gelegentlich in geradezu schwindelnder Höhe erhoben werden, oder man frage die Taxatoren der Feuer- und Hagelsversicherungsgesellschaften, wie oft die Einschätzung des erlittenen Schadens seitens des Entschädigungfordernden eine unzutreffende Abmessung des wirklichen Verlustes gibt. Daß in den Tagen des 30jährigen Krieges die beweglichen Klagen der Gemeinden und Körperschaften unter ähnlichen Gesichtspunkten gewürdigt werden konnten, haben Kundige damals sehr wohl gewußt. In einem Gutachten des brandenburgischen Vizekanzlers und der Kammergerichtsräte vom Jahre 1643 über die Eingabe der märkischen Ritterschaft, die unter Hinweis auf ihre jämmerliche Lage Zahlungsaufschub, Schuldermäßigung und Zinsnachlaß gefordert hatte, findet sich die bezeichnende Aussage: „Der Schuldner nicht wenig sein, die gleichwohl ihre Güter genossen, sich und die Ihrigen davon erhalten, keine große Not gelitten, sondern guten Nutz gehabt. Wie auch die vom Adel in den Städten, so keine Plünderung ausgestanden, item die in Havelland, Glin und Potsdam'schen Werder keine sonderliche Ursach haben, Cassation der Zinsen oder langes Indultum moratorium zu erbitten." Da haben wir ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie verschieden von zwei Seiten der Notstand beurteilt werden konnte.

Bei den unaufhörlichen Beschwerden des Adels, wie sie namentlich in den Landtagsakten vorliegen, kommt auch der Gegensatz der politischen Bestrebungen von Landständen und fürstlicher Macht in Betracht. In der scharfen Hervorkehrung der durch die Kriegsnöte verursachten hilflosen Not hatten die Stände eine wirksame Abwehrwaffe gegen die Geldforderungen des unbequem werdenden Absolutismus.

Eine Unsumme schwerer Entstellungen fließt aus dem blinden konfessionellen Haß jener Tage. Von protestantischer Seite werden

den Führern der katholischen Heere, den Tilly, Pappenheim, Wallenstein und ihren Truppen die scheußlichsten Greueltaten nachgesagt, bis zu der Behauptung, die Katholischen hätten die Brunnen vergiftet, um die Protestanten zu vernichten. Eine Widerlegung von Beschuldigungen, wie diese letzterwähnte, wird man heute nicht erst fordern. Ueber die Haltung von Führern und Truppen haben wir neuerdings manche wertvolle Belehrung erfahren. Tilly z. B. hat nichts von einem grausamen Bluthund. Ein ehrenhafter Soldat, hat er zwecklose Grausamkeiten nie geduldet und in seiner Armee strengste Manneszucht gehalten. — Von katholischer Seite ist Gustav Adolf zum Mordbrenner umgestempelt worden, und die schwedische Soldateska erscheint als der schlimmste Auswurf der Menschheit. In der Mark Brandenburg sollen nach einem oft zitierten, angeblich im Stockholmer Reichsarchiv aufgefundenen Verzeichnis die Schweden 5000 Dörfer weggebrannt und ruiniert haben. Damals haben in der Mark höchstens halb so viel Dörfer existiert. Es wäre von Interesse, zu ermitteln, wer die plumpe Fälschung auf dem Gewissen hat. Bei diesen gegenseitig sich überbietenden Anschuldigungen ist offensichtlich von beiden Seiten glatt und reichlich gelogen worden. Namentlich, was in Flugblättern und Broschüren über Untaten der Gegenpartei zu lesen ist, wird sorgsam hinsichtlich der eventuellen Beeinflussung durch konfessionellen Uebereifer nachzuprüfen sein.

Unter den verschiedensten Gesichtspunkten häufen sich so die Vorbehalte, die der zeitgenössischen Ueberlieferung gegenüber geltend zu machen sind. Man wird nach jeder Richtung hin den bisher meist anstandslos übernommenen Kundgebungen von Mitlebenden jener bewegten Tage mit etwas gesteigerter Skepsis begegnen müssen. Ein Mann wie der fränkische Pfarrer Martin Bötzinger, dessen Aufzeichnungen Gustav Freitag noch als Quelle verwertet, ist schlechtweg von der Liste der in Betracht kommenden Zeugen zu streichen. Er hat in Wirklichkeit jahrelang als Fechtbruder auf der Walze gelegen, und er ergeht sich in Vers und Prosa mit der gleichen erfinderischen Einbildungskraft, namentlich wo er von eigenem Ungemach und ihm widerfahrener Fährnis berichtet.

Gewiß besitzen wir aus der Kriegszeit zahlreiche Aufzeichnungen von an sich durchaus vertrauenswürdigen Männern, z. T. von schlichten Leuten aus dem Volke, die ihre eigenen Erlebnisse und Beobachtungen klar und nüchtern niedergeschrieben haben. Ihnen fehlt dabei zumeist die im Stil der Zeit so vielfach sich äußernde Uebertreibung. Es ist auffallend, daß, soweit sie als unmittelbare

Tatzeugen in Betracht kommen, von ihnen schlimme Drangsale nicht gerade in sehr viel erheblicherem Maße berichtet werden, als sie andere Kriegszeiten vor- und nachher brachten. Die ungewöhnlichen Greueltaten erscheinen am einzelnen Ort im Zusammenhang der wirklich verbürgten Vorkommnisse geradezu als Ausnahmen. Erst wo der Berichterstatter ihm aus weiterer Entfernung Zugetragenes meldet, was er nur gehört und nicht selbst gesehen, da häufen sich die Ungeheuerlichkeiten, die oft genug selbst den Naturgesetzen Hohn sprechen. Man gewinnt deutlich den Eindruck, daß die fabelhaftesten Gerüchte damals die Luft durchschwirrten und Glauben fanden. Neben dem bekannten lawinenartigen Anschwellen jeder Schreckenskunde, die von Mund zu Munde sich vermehrend weiter wächst, haben an der ins Riesenhafte gehendenden Aufbauschung sicherlich auch Maulheldentum und Aufschneiderei ihren reichlich bemessenen Anteil. Die Geschichtsklitterei der nächsten Folgezeit hat den nervenerregendsten Schilderungen sichtlich den Vorzug gegeben und sie mit plumper Zutat ins Unmenschlich-Gräßliche verzerrt.

Von den Schauermärchen, die so entstanden, ist wohl das grauenvollste die angebliche Menschenfresserei, die vom Leichenfraß bis zu planmäßiger Schlächterei in Schwang gekommen sein soll. Ich kann an dieser Stelle dem Leser ausführlichere Einzelerörterungen nicht ersparen. Wen ein Einblick in die Werkstatt historischer Kleinarbeit nicht interessiert, der mag die nächsten Seiten überschlagen.

Eine übersichtliche Zusammenfassung der wenig anmutenden Materie gibt Johannes Scherr in seiner „Deutschen Kulturgeschichte“: „Während der Jahre 1636—37 war in vielen Teilen Deutschlands, voraus in Sachsen, Hessen und im Elsaß, die Hungersnot so entsetzlich, daß die Bewohner Fleisch vom Schindanger holten, Leichen vom Galgen herabstahlen, die Gräber nach Menschenfleisch umwühlten. Brüder verzehrten ihre toten Schwestern, Töchter ihre verstorbenen Mütter, Eltern mordeten ihre Kinder, um sie zu essen, und nahmen sich dann, über die schreckliche Sättigung in Wahnsinn fallend, selber das Leben. Es bildeten sich Banden, die auf Menschen, als wären es wilde Tiere, förmlich Jagd machten, und als man in der Gegend von Worms eine solche Jagdgenossenschaft, die um siedende Kessel herumsaß, auseinandertrieb, fand man menschliche Arme, Hände und Beine zur Speise bereitet in den Kochgeschirren vor.“ Scherr beruft sich auf Franz Christoph Frh. v. Khevenhiller, der als österreichischer Gesandter in Spanien

die Zeit miterlebt hat, und dessen umfassendes Werk über Kaiser Ferdinand II. eine nicht unwichtige Quelle der Zeitgeschichte ist. Schon Ranke fordert die kritische Sichtung und Prüfung des dargebotenen Materials. Er betont den Wert der Mitteilungen, soweit der Verfasser über Vorgänge berichtet, an denen er selbst Anteil hatte, oder soweit er Aktenstücke und Berichte verwendet, die ihm in seiner amtlichen Tätigkeit zu Handen kamen. Daneben steht schon in der ersten Auflage seiner Annales Ferdinandei II. ein Kunterbunt von Nachrichten, die meist aus anderen Quellen entlehnt sind. Vollends fragwürdig sind die gleichgearteten Zusätze, die in der zweiten, 1721—26 gedruckten, erweiterten Auflage des Khevenhillerschen Werkes sich finden. Um einen solchen Zusatz der zweiten Auflage handelt es sich bei dem Abschnitt, auf den Scherr sich beruft. Es ist ein langatmiger Bericht, der ausdrücklich auf Worms und Umgegend hinweist. Scherr hat ihn auf seine Art in wenigen Schlagworten zusammengefaßt. Der Schreiber dieser Gräßlichkeiten hat selbst die Verpflichtung gefühlt, wenigstens den Schimmer eines Beweises zu erbringen. Es heißt in dem Originaltext:

„Wann man beym Münstero und anderen lieset, von den Africanischen und Westindischen Menschen Fressern, wer ist, dem nicht die Haare gegen Berge stehen, und sich darob zum höchsten entsetzet? Aber was hier zu tun? Wann wir die Menschen Fresser nicht in Africa oder sonsten, sondern vor unserer Haus-Thüre suchen, und dieselben mit eigenen Augen ansehen müssen, und damit wir der Sache etwas näher kommen, wem ist unbekannt, was seithero Eingangs dieses 1637. Jahres in und um die Hochbeträngte Stadt Worms sich begeben, indeme man . . .“

Hier erwartet man den Beweis! Aber in Klammern ist eingeschaltet:

„den überaus betrübten Zustand der guten Stadt selbsten aus gewissen Ursachen hier mit Stillschweigen zu übergehen.“

Zur Erhärtung folgt lediglich die Angabe:

„[indeme man] nahe bey derselben an einer öde stehenden Mühlen eine gute Anzahl Bettler beysammen befunden, welche bey einem Feuer unter dem hellen Himmel das Fleisch derjenigen erwürgten Menschen, deren sie im Vorübergehen mächtig werden können, gekocht, und gantz begierig gefressen, welches man dann, nachdem man sie verjaget, also an Arm, Händen und Füßen in den Töpfen noch augenscheinlich befunden.“

Also für Worms selbst drückt der Schreiber sich um jede klare Aussage herum, und es bleiben nur die unheildeutenden Speisereste der Bettlermahlzeit als höchst fadenscheiniges Argument übrig.

Dieselben Greueldinge finden sich, noch etwas widerwärtiger zugestutzt, in einer öden Kompilation, die 1733 zu Frankfurt a. M. im Druck erschien*); aus ihr hat Zwiedineck-Südenhorst sie in seine „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gründung des preußischen Königstums“ übernommen. Unbegreiflich, daß auf derartiges Quellenmaterial gestützt, namhafte Geschichtschreiber und Kulturhistoriker den Kannibalismus als besonders eindrucksvollen Beweistitel für die entsetzliche Verelendung und Verrohung der Kriegszeit verwenden zu dürfen glaubten. Einem modernen Leser hätten diese furchtbaren Dinge ohne überzeugendere Glaubhaftmachung nicht aufgetischt werden sollen. Bei eindringender Prüfung schrumpfen sie zu schemenhaften Spukgebilden zusammen.

Für Worms haben wir einen Augenzeugen zur Verfügung, aus dessen Lebenserinnerungen Auszüge bekannt gegeben sind. Die für uns in Betracht kommende Stelle**) lautet:

„Wie dann zu der Zeit die Hungers-Noth so groß, daß sich auch die Leut vor den Beckers-Häusern einander zu todt gedrucket, und der Hunger so groß, daß auch die Todten in den Gräbern nicht mehr sicher gewesen, so daß der Magistrat den Kirchhof mit einer Wacht müssen versehen. Zu derselben Zeit hab ich gesehen, wie daß ein todtes Pferd vor dem Rhein-Thor in Worms mitten in dem Weg gelegen, darbey sich gefunden eine Weibs-Person, welche das Fleisch abgeschnitten, und in ihr Schürtztuch gethan, auch zugleich roh davon gegessen; in der Mitten des todten Pferds waren etliche Hunde, so auch ihre Nahrung suchten, wie auch auf dem Kopff unterschiedliche Raben, welches Spectacul ich neben noch eilff jungen Leuten von Manheim angesehen, und gesagt: vergesset dieses nicht euren Kindern zu erzählen, so der HErr euch wird leben lassen, wie GOtt der HERR pflegt zu straffen, wenn man zur Zeit des Friedens GOttes Wort nicht achtet, und seine Gaben mißbraucht.

Nur der Bericht über das tote Pferd, dessen Fleisch von Mensch und Tier ergiert wird, ist ausdrücklich auf Grund eigener Beobachtung wiedergegeben. Hier hat die Kritik lediglich anzumerken, daß in der Erinnerung des Schreibers Vorgänge, die rasch nacheinander sich abgespielt haben mögen, zu einem dramatisch belebten Einheitsbild sich zusammengeschoben haben. Die unterschiedlichen Raben dürften wohl aufgeflattert sein, als etliche Hunde und ein menschliches Wesen sich dem Kadaver näherten. — Ueber die „Todtgedruckten vor den Beckertüren“ fehlt jede genauere Auskunft. Möglich immerhin, daß im Gedränge ein von Hunger Entkräfteter

*) Joh. Pet. Kayser, Historischer Schauplatz der alten berühmten Stadt Heidelberg. S. 414 ff.
**) Ebenda S. 428.

zu Schaden gekommen sein könnte. Hinsichtlich des Leichenfraßes endlich erscheinen die Hungernden solcher Untat nur verdächtig. Wäre das Entsetzliche geschehen und wirklich zuverlässig ermittelt worden, der redselige und fromme Herr würde uns die traurige Geschichte, mit der nötigen moralischen Nutzanwendung versehen, schwerlich vorenthalten haben. — Das Ergebnis dieser kleinen kritischen Betrachtung läßt also die krassen Farben, die räumlich und zeitlich entferntere Berichterstatter in das Jammerbild hineingetragen haben, doch einigermaßen verblassen.

Wir haben ähnliche Schauernachrichten aus anderen Gegenden. Etwas besser verbürgt scheint auf den ersten Blick das Vorkommen von Menschenfresserei in Mecklenburg. Am 2. Januar 1639 meldet ein Amtmann, der für die „allerärmsten und nothleidenden Vnterthanen" dringlich die Hilfe des Landesherrn erfleht:

„ist unter den armen Bauersleuten so ein großer Hunger, Jammer und Elend, daß es nit zu beschreiben stehet, zumal sie sich untereinander fressen, welches dann in E. F. Gn. Dorff Braedenfelde geschehen ist, daß zweene Kinder ihre leibliche Mutter, indeme dieselbe Hungers bei ihnen gestorben, gefreßen, welche Exempel dieses Orts, Gott erbarm es, täglich geschehen."

Der berichterstattende Beamte erhebt keine Anklage, er nennt keinen Namen, sondern er erbittet Linderung des Elends. Ob er erwiesene Tatsachen meldet, oder zu ihm gedrungene Berichte weitergibt, bleibt eine offene Frage. Der menschenfreundliche Wunsch, Hilfe zu werben, könnte den Mann zu einer besonders nachdrücklichen Betonung der Untertanenbedrängnisse geführt haben. G. v. Buchwald, der das Material veröffentlicht, scheint an die Verbürgtheit der Angaben zu glauben. Er führt zur Bekräftigung zwei Hinweise auf Menschenfresserei in amtlich protokollierten Zeugenaussagen über Kriegsbedrängnisse an.

Das eine Mal wird als Getöteter ein Bauernknecht ohne Angabe seines Namens oder seines Dienstherrn, und als Täter, der die Leiche stückweise verzehrt haben soll, ein mit Namen bezeichneter Bauernsohn genannt, der hinterdrein „mit den Reutern in Krieg vortgezogen". Aber die Aussage selbst stützt sich nicht auf eigene Beobachtung seitens des Zeugen, sondern beruft sich auf die Wahrnehmung eines Dritten. Das andere Mal wird weder der Name des Täters, noch der der getöteten Person erwähnt, und zudem wäre als Kern der gleichfalls nur vom Hörensagen dem Zeugen bekannt gewordenen Mordtat eher ein abergläubisches Vornehmen, denn menschenfresserische Hungerstillung zu vermuten; nur die Leber

einer erschlagenen Frau soll herausgerissen, gebraten und verzehrt worden sein. Jedenfalls hat auch Buchwald kein amtliches Schriftstück beigebracht, das die verdiente Verurteilung eines überwiesenen Totschlägers und Kannibalen zu Galgen und Rad, oder auch nur eine ernsthaft eingeleitete gerichtliche Untersuchung über einen derartigen Fall meldete. Dagegen wissen klare und ausführliche Zeugnisse aus Mecklenburg, die eindringlich das bitterste Ungemach kennzeichnen, nichts von diesem Aeußersten. „Wir haben zur erretung und auffendhaltung des Lebens der Natur abscheu- vnd widerliche Speise essen müssen." Das ist, wie für Mecklenburg, so anderwärts glaubwürdig belegt. Also ekelerregende Surrogate haben Verwendung gefunden. Auch die furchtbare Tatsache, daß Menschen buchstäblich verhungert sein mögen, wird sich nicht in Abrede stellen lassen. Die Verheerungen durch die Pest während des Krieges erklären sich letzten Endes nur aus unzulänglicher Ernährung breiter Volksschichten. Nur die Praxis der Menschenfresserei ist nicht erhärtet. Gewiß, das oft entsetzliche Elend der Zeit könnte den Boden für derartige bestialische Verirrungen bereitet haben. Aber selbst der Nachweis eines solchen Einzelfalles würde noch immer nicht die Vorstellung rechtfertigen, daß kannibalische Gepflogenheiten sich ungehemmt in irgend erheblichem Umfange betätigten. Vorläufig sehe ich allerdings den zwingenden Nachweis noch an keiner Stelle erbracht. Unsere Stichproben haben als Grundlage für die haarsträubenden Bezichtigungen nur unerwiesenen Verdacht und vages Gerede zutage gefördert. Die Einzeluntersuchungen werden weiter zu erstrecken sein. Was dabei herauskommt, bleibt abzuwarten. So gutgläubig wie bisher wird man jede Tartarennachricht nicht hinnehmen dürfen. Ein Bramarbasieren, wie es in den Worten des Herzogs Karl v. Lothringen sich kundgibt, mit denen er in Paris zur Zeit der Fronde die schönen Damen unterhielt, die mit ihm Politik machen wollten, wird man in Zukunft als vollgültiges historisches Zeugnis wohl beiseite lassen. „Seine Soldaten fräßen mitunter Verwundete, sie hätten schon Kinder im Backofen gebraten und in einem Kloster aus zwei alten Nonnen eine Suppe gekocht." Oder sollten die Worte etwa als drastische Verhöhnung der in Umlauf gesetzten tollen Spukgeschichten gefallen sein? Ihr Inhalt hat wohl dasselbe Gewicht wie die noch heute in Frankreich unausrottbaren Fabeln von unseren kinderspießenden Ulanen anno 1870*).

---

*) Vielleicht ist in diesem Zusammenhange der Hinweis auf Ulrich v. Hutten nicht ganz ohne Wert, der in der Schilderung Joh. Janssens die Charakter-

Von den zerstreuten Tatberichten über Einzelvorgänge und -Zustände sind späteren Geschlechtern immer nur Bruchstücke zur Kenntnis gekommen. Viel unmittelbarer hat auf die Nachwelt das abgerundete Bild eingewirkt, das die zeitgenössische literarische und künstlerische Schilderung darbietet. Aus der Fülle des Stoffes greife ich zwei Beispiele heraus.

Einer der in besonderem Maße geschätzten Zeitschilderer, der uns als Kronzeuge für die wüsten Kriegsgreuel vorgeführt wird, ist Hans Jacob Christoph v. Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus". Nach den dürftigen Kenntnissen über seine persönlichen Schicksale steht zu vermuten, daß er in seinen Roman eigene innere und äußere Erlebnisse hineingewebt hat. Grimmelshausen ist um 1625 geboren. Bereits als Knabe wird er in die Wirbelstürme des Krieges hineingerissen. Er ist weit herumgekommen und mit hellen Augen hat er dreingesehen. In zahlreichen Zügen bekundet seine Erzählung eine treffliche Beobachtungsgabe für Menschen und Dinge. Besonders gründlich versteht er sich aufs Kriegswesen und alles, was zum Waffenhandwerk gehört. Das Treiben der Soldateska hat er offenbar aus erster Quelle kennen gelernt. So geht denn die allgemeine Auffassung dahin, daß in seinen Schriften die Zeit des 30jährigen Krieges in vollkommen treuer Auffassung der Tatsachen und Zustände sich spiegelt.

Es ist lehrreich, diejenige Stelle sich zu vergegenwärtigen, die als klassische Schilderung der Kriegsgreuel zu unendlichen Malen herangezogen worden ist: die Plünderung des Bauernhofes der Pflegeeltern Simplicii. Der Vorgang ist ausdrücklich als Schulbeispiel gewählt: „Daß ich der Posterität hinterlasse, was vor Grausamkeiten in diesem teutschen Krieg hin und wieder verübet worden". Ich setze das Kapitel (I, 4.) unter Fortlassung der einleitenden Ausführungen im Wortlaut her:

**Simplicii Residenz wird erobert, geplündert und zerstört, darin die Krieger jämmerlich hausen.**

Das erste, das diese Reuter thäten, war, daß sie ihre Pferd einstelleten; hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte; dann obzwar etliche anfiengen zu metzgen, zu sieden und zu braten, daß es sahe, als solte ein

---

züge eines räuberischen Spießgesellen annimmt, weil Hutten selbst in der Satire der Dunkelmännerbriefe einen Mönch berichten läßt, er, Hutten, hätte einmal geäußert, wenn die Dominikaner sich gegen ihn benehmen würden wie gegen Reuchlin, so wolle er ihnen Fehde ansagen und jedem von ihnen, der in seine Hände fiele, Nase und Ohren abschneiden. Delbrück, hist. u polit. Aufsätze. 1887 S. 5.

lustig Panquet gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben; ja das heimliche Gemach war nicht sicher, gleichsam ob wäre das gülden Fell von Colchis darinnen verborgen. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrath große Päck zusammen, als ob sie irgends ein Krempelmarkt anrichten wolten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen; etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schaf und Schwein genug zu stechen gehabt hätten; etliche schüttelten die Federn aus den Betten und fülleten hingegen Speck, andere dürr Fleisch und sonst Geräth hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen gewest wäre; andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen; Kupfer- und Zinnengeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogene und verderbte Stuck ein; Bettladen, Tisch, Stühl und Bänk verbrannten sie, da doch viel Klafter dürr Holz im Hof lag; Häfen und Schüsseln muste endlich alles entzwei, entweder weil sie lieber Gebraten aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten.

Unsere Magd ward im Stall dermaßen tractiert, daß sie nicht mehr daraus gehen konte, welches zwar eine Schand ist zu melden. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erd, stecketen ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachenwasser in Leib; das nenneten sie ein schwedischen Trunk, wodurch sie ihn zwungen, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Viehe hinwegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, mein Meuder und unser Ursele*) auch waren.

Da fieng man erst an die Stein von den Pistolen und hingegen an deren statt der Bauren Daumen aufzuschrauben und die arme Schelmen so zufoltern, als wenn man hätt Hexen brennen wollen, maßen sie auch einen von den gefangenen Bauren bereits in Bachofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ohnangesehen er noch nichts bekennt hatte; einem andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel zusammen, daß ihm das Blut zu Mund, Nas und Ohren heraussprang. In Summa, es hatte jeder seine eigene Invention, die Bauren zu peinigen, und also auch jeder Baur seine sonderbare Marter. Allem mein Knan war meinem damaligen Bedenken nach der glückseligste, weil er mit lachendem Mund bekennete, was andere mit Schmerzen und jämmerlicher Weheklag sagen musten; und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvatter war, dann sie setzten ihn zu einem Feuer, banden ihn, daß er weder Händ noch Füß regen konnte, und rieben seine Fußsolen mit angefeuchtetem Salz, welches ihm unsere alte Geiß wieder ablecken und dadurch also kützeln muste, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. Das kam so artlich, daß ich Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstunde, von Herzen mitlachen muste. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnet den verborgenen Schatz, welcher von Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter Bauren hätte suchen mögen. Von den gefangenen Weibern, Mägden und Töchtern weiß ich sonderlich nichts zu sagen, weil mich die Krieger nicht

*) Der Wirt nebst Frau und Tochter waren bei Ankunft der Reiter geflohen.

zusehen ließen, wie sie mit ihnen umgiengen. Das weiß ich noch wol, daß man theils hin und wieder in den Winkeln erbärmlich schreien hörte; schätze wol, es sei meiner Meuder und unserm Ursele nit besser gangen als den andern. Mitten in diesem Elend wendet ich Braten und half Nachmittag die Pferd tränken, durch welches Mittel ich zu unserer Magd in Stall kam, welche wunderwerklich zerstrobelt aussahe; ich kennete sie nicht, sie aber sprach zu mir mit kränklichter Stimme: „O Bub, lauf weg, sonst werden dich die Reuter mitnehmen! Guck, daß du davon kommst, die sihest wol, wie es so übel —". Mehrers konte sie nicht sagen.

Im nächsten Kapitel wird erzählt, daß Simplicius den Rat befolgt. Er schlägt sich beim Dunkelwerden in den Wald. Beim Morgengrauen sieht er seines Knans Haus in Flammen stehen, „aber niemand, der zu leschen begehrte". Als er sich hereinschleicht, wird er von den Reitern bemerkt, die ohne viel Federlesens nach ihm schießen. Er wirft sich auf den Boden, stellt sich tot und rettet so sein Leben.

In der Tat eine grausige Häufung von Schreckensszenen. Haben wir hier Wahrheit oder Dichtung vor uns? Ich möchte die Frage auf einem kleinen Umwege zu beantworten versuchen. Wir besitzen eine aus der Kriegszeit stammende bildliche Darstellung genau desselben Stoffes von Jaques Callot, dem trefflichen Lothringer Meister. Callot ist im besten Mannesalter 1635 gestorben. Ein künstlerisch bedeutender Radierer, wird er als Realist gerühmt, der nur wiedergibt, was aus der unmittelbaren Anschauung der Zeit gegriffen ist. Proben seiner packenden Darstellungskunst finden sich fast in jedem der neueren, mit reichem Bildwerk versehenen Geschichtswerke, das die Epoche behandelt. Seine Serie von Radierungen „Les grandes misères de la guerre" enthält ein Blatt: „Le pillage". Es stellt die Plünderung eines Hauses dar. Das Bild eröffnet uns den Einblick in einen weitgedehnten Wohnraum. Im Vordergrund wird ein Hausbewohner von einem Kriegsknecht niedergestochen, ein flüchtendes Weib von ihrem Verfolger an den fliegenden Haaren gepackt. Daneben werden Kisten und Kasten von geschäftigen Händen durchwühlt und geleert. Einer der Plünderer schleppt einen großen Ballen zusammengeraffter Habseligkeiten fort, ein Zweiter sucht mit einem langen Spieß eine Speckseite von der Decke herunterzulangen. Ein Dritter räumt, auf einer Leiter stehend, unter den lockend von der Decke herabwinkenden Schinken und Würsten auf. Getötete Schafe, Ziegen, Gänse und eine erschlagene Katze bekunden, daß auch das liebe Vieh keine Schonung gefunden hat. Dazu verschiedene Folterszenen. In einer Ecke wird ein Mann von drei

Peinigern gemartert und mit blanker Waffe bedroht. Mit verzweifelnder Geste drängt eine Frau sich heran. Ein Geldbeutel in ihrer Hand läßt erraten, womit sie den Gequälten zu erlösen hofft. In der anderen Ecke ist über dem offenen Herdfeuer ein Mann, an den Beinen hängend, aufgeknüpft. Er wird bei lebendigem Leibe sacht angebraten. Ein Zweiter wird mit bloßen Fußsohlen der Glut zugekehrt. Wie die Unterschrift des Bildes belehrt, soll den Hausinsassen auf diese Weise das Geständnis abgepreßt werden, wo Kostbarkeiten verborgen sind. Durch eine offene Tür gewahrt man die Anzapfung einiger riesiger Weinfässer. Aus einer mächtigen Kanne, die offenbar eben erst durch die Tür hereingereicht worden ist, nimmt ein Kriegsmann einen herzhaften Schluck. Als schreiendste Zugabe ist im Hintergrund ein Akt der Notzucht dargestellt. Auf einem Himmelbett wird von zwei bewaffneten Hallunken ein halbnacktes Weib vergewaltigt. —

Die unverkennbare Familienverwandtschaft zwischen dem Bilde Callots und der Schilderung Grimmelshausens springt in die Augen. Der Zeichner wie der Erzähler wollen eine übersichtliche Zusammenfassung aller Niederträchtigkeiten geben, die man plündernden Soldaten nachsagte oder zutraute. Auf dem Bilde Callots häufen sich, unter dem für die darstellende Kunst unumgänglichen Zwange der Einheit von Zeit und Ort, die handgreiflichsten Unwahrscheinlichkeiten. Zweifellos sind Mord und Totschlag, Raub und Plünderung, Erpressung und Notzucht hundert- und tausendfach verübt worden. Aber alle diese Delikte in demselben Augenblick auf einen einzigen Wohnraum zusammengedrängt, das ist doch offensichtlich ein Phantasiegemälde. 32 Personen agieren in sauber geschiedenen Gruppen, die sich nirgend gegenseitig behindern, in dem Raum, dem infolgedessen die unmöglichsten Abmessungen gegeben werden mußten. Es ist ein Riesensaal mit reichem Hausgerät, mit Geschirr und Gefäßen an den Wänden, mit Speckseiten, Schinken und Würsten an der Decke, mit einem Himmelbett, das, um in dem ungeheuren Raum nicht zu verschwinden, eine Länge von annähernd 4 Metern aufweist. Küche, Herdplatz, Vorratsraum, Räucherkammer und Schlafzimmer in einem, und der Weinkeller unmittelbar daneben, nur durch eine Tür getrennt!

Genau so mutet Grimmelshausen dem Leser ein starkes Maß vertrauensseliger Leichtgläubigkeit zu. Man fragt sich vergeblich, wo auf dem einsamen Bauernhof, dessen ärmliche Dürftigkeit vorher ergötzlich geschildert wird, die Fülle von Tuch, Kleidung und Hausrat

hergekommen sein soll, die den Plünderern in die Hände fallen. Nur der Schatz von Gold, Perlen und Kleinodien findet als Nachlaß der vornehmen Mutter Simplicii hinterdrein (8. Kapitel des 5. Buches) eine Erklärung. Ebenso unbegründet erscheint die umfassende sinnlose Vernichtung von Nutzgegenständen und die schließliche Brandstiftung, da auch nicht die geringste voraufgegangene Reizung der Truppen vorliegt. Am unglaubhaftesten stellen sich für den kritischen Betrachter die Umstände und das Ergebnis des Streifzuges dar, den ein Teil der Plünderer in die Nachbarschaft unternimmt. Vom ärztlichen Standpunkt dürfte es zunächst schon fraglich erscheinen, ob der Knecht mit dem Schwedentrunk im Leibe physisch noch in der Lage war, als Führer nach dem neuen Schauplatz räuberischer Tätigkeit zu dienen. Der Bericht meldet weiter, daß die Beute aus Menschen und Vieh bestand. Daß Vieh geraubt und mitgeführt wurde, ist begreiflich. Wozu aber sind Männer und Weiber nach dem Bauernhof verschleppt worden? Die Männer werden dort „getrillt", und die Weiber vergewaltigt. Das hätte beides an dem Ort geschehen können, da man ihrer habhaft geworden war. Die Tortur der Bauern, die an ihrer Heimstätte einer erpresserischen Absicht dienen konnte, muß nach dem zwecklosen Transport lediglich aus Lust am Quälen erfolgt sein. Und nur unter dem gleichen Gesichtspunkt wird die erstaunliche Vielseitigkeit verständlich, die jedem der Gepeinigten „seine sonderbare Marter" zuteil werden läßt. An sich wäre eine mehr summarische Erledigung des Geschäfts einfacher und natürlicher gewesen. — Daß die Vorgänge sich so nicht abgespielt haben können, liegt auf der Hand. Offenbar ist die kurze Einschaltung des Streifzuges nur aus Rücksichten der Komposition erfolgt. Auf diesem Streifzug werden erstens die geflüchteten Hausgenossen aufgegriffen, und zweitens wird eine größere Anzahl von Leuten herangeschafft, deren der Autor für die verschiedenen Folterungsarten mehr brauchte, als der Einzelhof zu stellen vermochte. Es soll die erfinderische Grausamkeit der ruchlosen Soldateska in's rechte Licht gestellt werden. Auf eine Musterkarte aller erdenkbaren Martern und Schandtaten ist es abgesehen.

Was der Zeichner, was der Dichter darstellt, lehnt sich in einzelnen Zügen an die Wirklichkeit an. Das Gesamtbild ist doch in beiden Fällen freie Erfindung.

Grimmelshausen verleugnet dabei nirgend den Schalk. Seinen Simplicissimus hat er als kecken Gesellen gestaltet. Halb Eulenspiegel, halb Münchhausen. Das Münchener Witzblatt hat den

Helden des Grimmelshausenschen Romans nicht umsonst zu seinem Paten erkoren. Simplicissimus gibt sich selbst als kecken Windmacher: „Ich erzählte oft meine Bubenstück . . . und log noch dazu".*) Deutlicher noch ist ein Fingerzeig an anderer Stelle:**) „zweifle ich nicht, es werden sich etliche finden, die sagen werden, Simplicius schneide hier mit dem großen Messer auf. Mit denselben begehre ich nun nicht zu fechten, dann weil Aufschneiden keine Kunst, sondern jetziger Zeit fast das gemeinste Handwerk ist, als kann ich's nicht leugnen, daß ich's nicht auch könnte, denn ich müßte ja sonst wol ein schlechter Tropf sein". Will man nach solchen Proben seiner Selbstbekenntnisse noch den Eid auf seine gewissenhafttreue Berichterstattung leisten? Simplicissimus selbst würde darauf wohl nur mit einem feinen Lächeln quittieren.

Die harmlose Glaubensseligkeit gegenüber den angeblich durch den Krieg geschaffenen Ausnahmezuständen hat bei uns schlechterdings keine Grenzen gekannt. Bis in die neueste Zeit hinein sind Angaben über behördliche Bemühungen zur Ueberwindung des Bevölkerungsrückganges unbedenklich weitergegeben worden, die auf den ersten Blick als verwegenster Ulk kenntlich sind. Am 14. Februar 1650 soll der fränkische Kreistag zu Nürnberg beschlossen haben, daß zum Ersatz der im 30jährigen Kriege zugrunde gegangenen Mannschaft, namentlich um dem Erbfeind der Christenheit, den Türken, besser gewachsen zu sein, 3 Mittel in Anwendung zu bringen wären.***)

1. Sollen hierfüro innerhalb der nechsten 10 Jahren von Junger mannschaft oder Mannßpersonen, so noch unter 60 Jahren sein, in die Klöster ufzunemmen verbotten; vor das 2 te denen Jenigen Priestern, Pfarrherrn, so nicht ordensleut, oder auff den Stifftern Canonicaten, sich Ehelich zu verheyrathen; 3. Jedem Mannßpersonen 2 Weiber zu heyrathen erlaubt seyn; dabey doch alle und Jede Mannßperson ernstlich erinnert, auch auf den Kanzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebührender Discretion und vorsorg befleiße, damit Er als ein ehrlicher Mann, der ihm 2 Weiber zu nemmen getraut, beide Ehefrauen nicht allein notwendig versorge, sondern auch under Ihnen allen Unwillen verhuette. —

*) 4. Buch, 11. Kapitel.

**) 2. Buch, 18. Kapitel.

***) Der Text ist ohne Angabe des Fundortes zuerst abgedruckt in Hormeyers Taschenbuch 1832 und von dort in zahllose neuere Darstellungen übernommen. Noch Haendcke (Deutsche Kultur im Zeitalter des 30jähr. Krieges, 1906 S. 186) führt die Verordnung als Beweis für den ungeheuren Menschenverlust an. Neuestens finde ich den vollen Wortlaut in der kritiklosen Sammlung alles Unrats und Unflats, die der Simplicissimus-Verlag unter dem Titel „Kulturkuriosa" herausgegeben hat.

Muß man wirklich erst den umständlichen Nachweis erbringen, daß dieser angebliche Kreistagsbeschluß das Elaborat eines Witzboldes ist? Schon die Anführung der Türken als Erbfeinde des christlichen Namens ist für 1650 verdächtig. Damals hatte der Kampf gegen die Osmanen seit Jahrzehnten geruht. Erst in den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts setzt eine neue Kampfsperiode ein. Dazu die plumpe archaistische Zustutzung von Sprache und Schreibweise, ganz abgesehen von dem geradezu ungeheuerlichen Inhalt. Der Stempel keckster Erfindung ist diesem Machwerk ganz unverkennbar aufgeprägt. Ueberflüssig zu sagen, daß zu dem angegebenen Termin ein fränkischer Kreistag überhaupt nicht stattgefunden hat.

Die verschiedenartigsten Fehlerquellen haben derart die zeitgenössischen Schilderungen der 30jährigen Heimsuchung getrübt: der Ueberschwang des klageseligen Stils, Eigensucht und politisches Interesse, Erbarmen für fremdes Leid und konfessioneller Haß, kritiklose Weitergabe wahnwitziger Gerüchte und großsprecherischer Prahlereien. Eine auf das Sensationelle abzielende künstlerische Darstellung hat das Bild der Zeit noch weiter verwirrt. Das Schlimmste hat die Folgezeit hinzugefügt, die mehr und mehr sich daran gewöhnte, für alle Notstände unseres Volkes den großen Krieg verantwortlich zu machen, die in diesem Bestreben alle Schreckensnachrichten zusammentrug und sie aus freier Erfindung vermehrte. Selbst der grelle Einschlag, den groteske Fälschung dem finsteren Gewebe gegeben hat, ist mit feierlichem Ernst als ein neues Zeugnis des tiefen Jammers hingenommen worden. So haben geschäftige Hände an dem düsteren Gespinnst weitergearbeitet, das schließlich über alles Leben in deutschen Landen wie ein großes Leichentuch gebreitet erscheint.

## 2. Die Kriegsverwüstungen und ihr mögliches Ausmaß.

Es hieße offene Türen einrennen, wenn hinsichtlich der Kriegsverwüstungen nur die Neigung zur Uebertreibung in der zeitgenössischen Berichterstattung und in der späteren Darstellung erwiesen werden sollte. Der Nachweis einiger bisher zu wenig beachteter Fehlerquellen in der Ueberlieferung reicht noch nicht aus, um eine altgefestigte Tradition zu beseitigen. Es könnte trotzdem, selbst bei recht erheblichen Kürzungen, noch immer eine so gewaltige Summe von Zerstörung vermutet werden, daß die Annahme ihrer vernichtenden Wirkung oder doch einer langdauernden Kultur-

hemmung durch den Krieg bestehen bliebe. Erst die Ermittlung des tatsächlichen Umfanges der Kriegsverwüstungen kann hier Klarheit schaffen.

Die Untersuchung beschränkt sich dabei im wesentlichen auf die materiellen Zustände, auf Wertvernichtung, Besitzeinbuße und Menschenverlust. Nur mit einigen flüchtigen Bemerkungen sollen die Einwirkungen der Kriegszeit auf den Gebieten der geistigen Kultur, des inneren Erlebens und des sittlichen Empfindens gestreift werden.

Für den Gesamtstand der geistigen Kultur Deutschlands ist der Niedergang schon vor dem Kriege hinlänglich erwiesen.

Bezüglich der moralischen Zustände fehlt ein zuverlässiger Maßstab. Die Klagen klingen während des Krieges und nach demselben zum Teil sehr eindringlich. Aber es gibt bekanntlich keine Zeit, die nicht gleichgestimmte Zeugnisse aufzuweisen hätte. Hans Delbrück hat vor Jahren in dieser Zeitschrift in einem Aufsatz über „Die gute alte Zeit" ergötzliche Proben dafür durch alle Jahrhunderte unserer Geschichte dargeboten, natürlich darunter auch Zeugnisse, daß Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts von strengen Sittenrichtern das denkbar weiteste Ausmaß sittlicher Verwilderung festgestellt wird.*) Was im allgemeinen von den moralischen Verheerungen der Kriegszeit berichtet wird, beruht in der Tat mehr auf Stimmungen als auf Tatsachen. Eine Widerlegung ist kaum anders möglich, als daß Urteil gegen Urteil sich stellt. Sicher ist jedenfalls, daß Anzeichen nationaler Würdelosigkeit und Anbequemung an fremde Kulturformen reichlich schon vor dem Kriege zu beobachten sind. Georg Steinhausen führt in seiner „Geschichte der deutschen Kultur" (S. 567) aus der Vorrede eines 1609 erschienenen Werkes „Joh. Sommer: **Ethnographia mundi**: Beschreibung der heutigen neuen Welt" eine bezeichnende Stelle an: „wie es jetzund in deutschen Landen an Moribus und Sitten, Religion, Kleidung und ganzem Leben eine große merkliche Veränderung genommen, also daß, so diejenigen, welche vor 20 Jahren Todes verblichen, jetziger Zeit wieder von den Todten aufständen und ihre Posteros und Nachkömmlinge sähen, dieselben garnicht kennen würden, sondern meinen, daß es eitel Französische, Welsche, Englische und andere Völker wären". Die Auslassung darf, wie zahlreiche Belege erhärten, auf alle hier in Betracht kommenden

*) Preuß. Jahrb. 1893. Bd. 71, S. 16.

Gebiete sinngemäß übertragen werden. Genau so ist selbstverständlich die Abweichung vom blonden Germanentyp, die Lindenschmidt dem 30jährigen Kriege zur Last legen will, älteren Datums; und auch das durchfurchte, verwitterte Gesicht des alten Bauern*) tritt uns schon auf den Bildern Albrecht Dürer's ebenso charakteristisch entgegen, wie heute auf denen Wilhelm Leibl's.

Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß die 30jährige Kriegszeit ohne Spuren an dem inneren Leben des deutschen Volkes vorübergegangen wäre. Dem Kulturhistoriker bleibt hier noch ein weites Feld dankbarer Tätigkeit offen. Nur von einem völligen moralischen Zusammenbruch der ganzen Nation wird er nicht zu berichten haben. Und auch darauf wird man hinweisen dürfen, daß der Krieg doch nicht nur schlechte Eigenschaften zeitigt. Dieses kampferfüllte Menschenalter hat den alten kriegerischen Geist des deutschen Volkes nach einer längeren Zeit der Erschlaffung neu belebt. In allen Armeen des Krieges haben in weit überwiegender Zahl Deutsche gedient, und sie haben mit rühmlicher Bravour sich geschlagen. Manche Bürgerschaft hat wacker ihre Stadt verteidigt. Die militärische Tüchtigkeit der deutschen Bevölkerung hat während der 30 Kriegsjahre nachhaltige Anregung erfahren. Deutschland ist nach dem Kriege der große Werbeplatz aller Nationen geworden. Diese kriegerischen Kräfte haben allzulange in fremdem Solde Siege erringen helfen, oder im Bruderkrieg sich verbraucht. Trotz alledem wird man die neue Gewöhnung an den Waffendienst als einen Gewinn verrechnen dürfen. Wenn dem deutschen Volke militärische Tugenden — und das sind nicht die schlechtesten — in besonderem Maße eingeboren erscheinen, so hat auch der 30jährige Krieg sein Teil beigetragen zu dieser Wehrhaftigkeit der Nation.

Und noch nach einer anderen Richtung haben die Lehren und Erfahrungen der Kriegszeit heilsam gewirkt. Sie haben das Gefühl für staatliche Pflichten geweckt. Unter Hinweis auf die erbärmliche Scheu vor Opfern an das große Ganze bemerkt ein neuerer Beurteiler: „wenn die harte Schule der Kriegsleiden mit ihren unermeßlichen Forderungen der Armeen und ihrer Mißachtung jedes ständischen Bewilligungsrechtes diese Selbstsucht gründlich ausfegte, so ist das für die Gesundung des Staates kaum hoch genug anzuschlagen"**).

---

*) Oben S. 403.

**) Joh. Gebauer. Die Städte Alt- und Neu-Brandenburg und ihre Landschaft zur Zeit des 30jährigen Krieges (Forsch. z. Brandenb. u. preuß. Gesch. 1909. Bd. 22, S. 18).

Handgreiflich faßbarer erscheint, was an Veränderungen mehr äußerer Art hervortritt.

Da ist nach dem Vorgang Erdmannsdörffers zunächst zu betonen, daß die einzelnen Teile des Reichs in sehr verschiedener Weise betroffen worden sind. Es gibt Gebiete, die aufs schwerste gelitten haben, dafür sind andere nur vorübergehend oder gar nicht in direkte Mitleidenschaft gezogen. Kein Landesteil hat die ganzen drei Jahrzehnte hindurch unausgesetzt unter dem unmittelbaren Drucke der Kriegsereignisse und Kriegslasten gestanden. Selbst in den am härtesten heimgesuchten Strecken gibt es jahrelange Zwischenräume verhältnismäßiger Ruhe. Das ganze nordwestliche Deutschland hat im allgemeinen nicht viel von Kriegsnot erfahren. Hamburg ist gerade während des Krieges in seiner wirtschaftlichen Entwicklung kräftig vorangeschritten. Die Grafschaft Oldenburg hat in dem ganzen Zeitraum keinen Feind in ihren Grenzen gesehen. Auch Holstein scheint sich am Schluß des Krieges in leidlich gutem Zustand befunden zu haben. Aehnlich sind im Süden das Erzbistum Salzburg und die Hauptmasse der österreichischen Kronlande, abgesehen von Böhmen, Mähren und Schlesien, eigentlichen Kriegsdrangsalen nicht ausgesetzt gewesen.

Von solchen glücklichen Zuständen hören wir wenig. Man hatte keine Veranlassung, sonderlich viel Aufhebens davon zu machen. In den geschädigten Bezirken hat man sich deutlicher vernehmbar zu machen gewußt. Und gerade diese Stimmen haben sich Geltung verschafft. Fast nur das Außerordentliche, und dieses mit starker Unterstreichung, wird uns bekannt gegeben. Ueber Zeiten und Orte, wo man in einigermaßen geordneten Verhältnissen sich bewegte, gibt es keine gleich beredte Kunde. Es überwiegt also in der vorzugsweise verwerteten Ueberlieferung die einseitig gefärbte und zu starker Uebertreibung neigende Berichterstattung. Dagegen fehlen zumeist diejenigen Nachrichten, die den tatsächlichen Befund nach der Seite mittleren und erträglichen Daseins vervollständigen könnten.

Wir werden unser Augenmerk den mehr verschont gebliebenen Landesteilen ebenso zuwenden, wie den hart heimgesuchten, und wir werden durchweg Quellen erschließen müssen, in denen das subjektive Empfinden vollkommen ausgeschaltet ist. Solche Quellen gibt es. Man wird, um die beregten Zustände zu erfassen, eindringlicher, als es bislang geschehen ist, an das ganz unpersönliche Quellenmaterial sich zu halten haben. In erster Linie an die Kirchenbücher, die über Stand und Bewegung der Bevölkerung Aufschluß

geben, an Steuerlisten und Schoßregister, die einen Einblick in die Wirtschaftslage gestatten, an trockene Rechnungen, Zählungen und Verwaltungsakten aller Instanzen, also an Quellen, die ungewollt ein Spiegelbild der gegebenen Verhältnisse bieten.*) Gegenüber dem Zuviel an Jammer und Elend, das im Hinblick auf die Kriegsverwüstungen im Bewußtsein unseres Volkes lebt, liegen hier die abschwächenden Zeugnisse in reicher Fülle vor. Wer endgültig die Streitfrage über die moralischen und materiellen Folgen des Krieges zum Austrag bringen wollte, der hätte die Pflicht, dieses ganze Quellenmaterial abschließend zu bewältigen. Ungezählten Einzelmomenten wäre da nachzuspüren. Mit tiefschürfender Forschung müßte ein bis ins kleinste und letzte gehendes und zugleich alle großen Zusammenhänge umfassendes Bild der deutschen Kultur jenes ganzen Zeitraumes herausgearbeitet werden, um endlich auf Grund sicherer Messungen und Zählungen die Zustände vor und nach dem Kriege in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise vergleichen zu können. Für den einzelnen ein unabsehbares und darum hoffnungsloses Unternehmen! Erst dem Zusammenarbeiten vieler Kräfte kann hier ein Erfolg winken. Aber eines wird schon heute versucht werden können: das mögliche Ausmaß der Kriegsverwüstungen annähernd zu bestimmen.

Nur der springenden Punkte soll dabei hier gedacht werden, die als augenfälligste Belege für die allgemeine Kulturvernichtung angeführt zu werden pflegen.

Da werden in den verschiedensten Gegenden Dörfer genannt, die durch den 30jährigen Krieg spurlos vom Erdboden weggetilgt sein sollen. Solche verlassenen Dörfer gibt es in der Tat in nicht unerheblicher Zahl. Nur fehlt, soweit ich sehe, der strikte Nachweis, daß der Krieg sie vernichtet hat. Sorgfältige Einzeluntersuchungen, die zumeist noch ganz auf den alten Ton von den furchtbaren Verwüstungen des Krieges gestimmt sind, betonen für ihre begrenzten Bezirke ausdrücklich, daß kein Dorf wirklich untergegangen sei. So bezeugt Arnold**), daß im Hessischen wohl einzelne Höfe, aber nachweislich kein einziges Dorf verschwunden sei. Auch in Thüringen ist nach Kius***) kein Dorf wüst liegen geblieben. Für Kursachsen bemerkt Wuttke†): „Von einer Verwüstung ganzer Dörfer, wie sie

*) In musterhafter Weise hat das R. Wuttke für Kursachsen getan. Gesindeordnungen und Gesindezwangsdienst in Sachsen, 1893 (Schmollers Forschungen XII 4) S. 63 ff.)

**) Ansiedlungen I, 597.

***) Hildebrands Jahrbücher, Bd. 14, 1870, S. 320.

†) A. a. O. S. 65.

aus andern Teilen Deutschlands berichtet wird, kann in Sachsen nicht die Rede sein."

Ermittelungen, die Friedrich der Große durch die Kurmärkische Kammer über die Zahl der Dörfer vor dem 30jährigen Kriege anstellen ließ, haben ergeben, daß, ohne Einrechnung der zu Städten erhobenen Dörfer, im Jahre 1746 94 Dörfer über die Zahl von 1618 hinaus gezählt wurden.*) Neuere lokalgeschichtliche Untersuchungen zeigen das gleiche Bild. Ueber die Städte Alt- und Neustadt Brandenburg und ihre Landschaft urteilt Gebauer**): „Eines sei schließlich ausdrücklich festgestellt, daß in Brandenburgs näherer und weiterer Umgebung durch den großen Krieg keine einzige Dorfstätte dauernder Verödung anheimgefallen ist; die wüsten Dörfer der Landschaft sind samt und sonders schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters öde geworden."

Für die Altmark bezeugt W. Zahn***): „Ein großer Teil der Dörfer war im Laufe des Krieges niedergebrannt, sie sind jedoch sämtlich wieder aufgebaut, so daß die Annahme, die zahlreichen Wüstungen der Altmark rührten aus dem 30jährigen Kriege her, unbegründet ist."

[Sehr möglich, daß anderwärts ganze Bauernschaften zugrunde gegangen sind. In der Massenhaftigkeit, die der Vulgärauffassung als gesichert gilt, kann es nicht der Fall gewesen sein. Vermutlich hat die neuerliche Anlage von Truppenübungsplätzen im Reich mehr Dörfern das Leben gekostet, als der 30jährige Krieg beseitigt haben kann. Und diese Dörfer sind wirklich vernichtet, die ganze Flur ist wirtschaftlicher Nutzung dauernd entzogen. Nicht, daß ich damit eine ökonomische Schädigung andeuten will. Der Zweck, dem die Dörfer zum Opfer fielen, sichert in mehr als einer Beziehung auch wirtschaftliche Werte von größter Bedeutung. Was aber kann im 30jährigen Krieg geschehen sein? Nehmen wir das Schlimmste an. Die Dorfbewohner erschlagen oder verlaufen, die Höfe mit allen Wirtschaftsgebäuden verbrannt, das Vieh weggeschleppt. Nur die Mühe hat niemand auf sich genommen, in Tausenden von Lastfuhren die Humusschicht des Ackers abzufahren. Das wichtigste Wertobjekt also ist unangetastet geblieben. Die Nachrichten über

*) Miscellanea, z. Gesch. Kg. Friedr. d. Gr., Berlin, 1878, S. 330.
**) Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, Bd. 22, S. 93, Anmerkung 1.
***) Die Altmark im 30jährigen Kriege. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Hft. 80) 1904, S. 60.

Vernichtung riesenhafter Flurstrecken durch Niedertrampelung der Saaten wird niemand ernst nehmen. Keine Truppe marschiert ohne zwingende Nötigung querfeldein. Und Biwaks im freien Felde umfassen nur ein beschränktes Areal, nicht eine Fläche von Quadratmeilen. Höchstens kann es sich in einzelnen Gemeinden um schwere Flurschäden, bis zur vollen Vernichtung einer Jahresernte gehandelt haben. Hie und da mag die Bewirtschaftung einige Jahre lang geruht haben. Aber daß in dieser Zeit Unkraut und Gestrüpp oder gar halber Urwald den Boden bis zu einem Grade überwuchert haben könnten, der etwas wie eine neue Rodung von wilder Wurzel erfordert hätte, darf wohl als allgemeingültiges Vorkommnis nicht angesprochen werden. Gewiß ist zeitweilig die Bewirtschaftung schwer gestört oder ganz unterbrochen worden. Das bedeutete eine erhebliche Einbuße. Bildlich gesprochen war es ein Zinsausfall. Nur das Grundkapital, der Boden, blieb unverloren. In der Regel sichert übrigens längere Brache hinterdrein einen erhöhten Ernteertrag. Im übrigen ist die „wüste" Hufe bekanntlich an sich noch nicht eine unbewirtschaftete. In den herrschaftlichen Dörfern wird sie zum Gutshof geschlagen, und der Betrieb in der Regel von dort aus aufgenommen. Nirgends hören wir zudem von herrenlosem Boden nach dem Krieg. Die Wertvernichtung bleibt also selbst im schlimmsten Falle eine begrenzte.

Auch hinsichtlich des Rückgangs feinerer Kulturen wird man das hergebrachte Schuldkonto des Krieges entlasten dürfen. So wird berichtet, daß auf weiten Strecken Waidbau und Weinbau eingegangen und hinterdrein nicht wieder in Flor gekommen wären.

Bezüglich des Waidbaus bemerkt Haendcke nach Lauterbachs „Geschichte der angewandten Farbstoffe", daß das Indigo die Waidfelder schon vor dem Kriege ruiniert habe. „Bereits zu Anfang des 17. Jahrhunderts trieben die Waidhändler mit Indigo Handel, d. h. mit der gefährlichsten Konkurrenzware, um sich selbst zu erhalten. Der Krieg warf hier nur unhaltbare Umstände ganz nieder."

Die in älterer Zeit räumlich in weniger sonnige Breiten sich erstreckende Ausdehnung des Weinbaus ist hinlänglich bekannt. Wir haben noch heute bei Naumburg, Meißen, Grünberg und Bombst solche vorgeschobene Weinbaugegenden. Infolge des Krieges soll vielfach die Rebe da, wo sie auf undankbarem Boden gepflegt worden war, verschwunden sein. Ein urkundlicher Nachweis ist meines Wissens dafür nicht erbracht. Man könnte die Beschränkung auf günstigere Lagen auch anders erklären, z. B. als Folge einer

Verfeinerung des Geschmacks. Auch in Frankreich hat der Weinbau sich ehemals bis in die rauheren Gegenden der Normandie erstreckt. Erst allmählich ist er auf die besseren Lagen zurückgewichen. Sollte bei uns der Krieg zu dem Verzicht auf den Weinbau an ungeeigneter Stelle geführt haben, so hätten die damals betroffenen Weinbauern statt der sicher wenig lohnenden Mühe nur mit Nutzen einer ertragreicheren Beschäftigung sich zuwenden können. Und wenn es in diesem Zusammenhange verhindert worden wäre, daß neben dem Naumburger, Meißener, Grünberger und — horribile dictu — Bombster, auch noch ein Moabiter oder Pillauer verzapft wird, so hätten auch wir dieser Wirkung keine Träne nachzuweinen.

Ebenso unzulänglich begründet ist die Annahme einer ins Maßlose gehenden Herabsetzung des Viehstandes. Noch i. J. 1646 liefert die Grafschaft Laubach 600 Stück Rindvieh ins kaiserlich bayrische Lager, Montecucculi konnte im Herbst 1647 in der Nähe von Kassel auf einem Streifzuge 150 Rinder, 1000 Schafe und 160 Schweine auftreiben. Das sind runde Zahlen und ich will mich für dieselben nicht unbedingt verbürgen. Von einer Vernichtung des lebenden Inventars aber kann in dem immer wieder behaupteten Umfange nicht die Rede sein. Auch hier dürfen schwere Verlustziffern einzelner Ortschaften nicht als Norm für die Viehbestände nach dem Kriege in allen Teilen des Reiches gelten.

Endlich der Menschenverlust. Die Frage führt uns über die Verhältnisse des platten Landes hinaus auf die Gesamtzustände der Nation.

Die allgemeinen Angaben über das Schwinden der Bevölkerung bis auf ein Viertel der deutschen Volkszahl vor dem Kriege sind einfach aus der Luft gegriffen.

Der Krieg selbst hat Opfer gefordert. Aber die Zahl der im Kampfe Gefallenen kann schon mit Rücksicht auf die Zahl der vorhandenen Truppen unter keinen Umständen eine sechsstellige Ziffer überschritten haben. Noch fehlt uns eine zusammenfassende Darstellung über das Heerwesen des 30jährigen Krieges, die insbesondere bezüglich der in Betracht kommenden Zahlen erschöpfende und zuverlässige Kunde gäbe. Aber treffliche Einzeluntersuchungen liegen bereits vor*). Konze

*) Th. Lorentzen, Die schwedische Armee im 30jährigen Kriege und ihre Abdankung. Leipzig 1894. F. Konze, Die Stärke, Zusammensetzung und Verteilung der Wallensteinischen Armee während des Jahres 1633. Bonn 1906.

(S. 46) berechnet die gesamte kaiserliche Armee z. Z. ihrer größten Stärke i. J. 1633 auf 102 308 Mann. Schon am Ende des Jahres war sie auf 74 182 Mann zurückgegangen. Diese Armee aber ist niemals an einer Stelle vereinigt gewesen. Sie zerfällt in verschiedene Korps und zersplittert sich in Besatzungen über das ganze Reich. Das gleiche gilt von der schwedischen Armee, die 1632 z. Z. ihrer höchsten Machtentfaltung unter Einschluß der bundesgenössischen deutschen Kontingente etwa 100 000 Mann im Felde und 30 000 Mann in den Garnisonen, namentlich an der Küste, hatte. (Lorentzen S. 11.) Mehr als 45—50 000 Mann haben niemals gemeinsam auf einer Seite operiert. Vor 1625 und nach 1635 handelt es sich um wesentlich geringere Truppenmassen. Inama-Sternegg*) zitiert einen „gleichzeitigen Statistiker", der den Verlust sämtlicher Armeen im Felde auf 325 000 Mann veranschlagt. Die angezogene Zusammenstellung führt den Titel „Summarischer Außzug des dreyßigjährigen Krigs, welcher sich Anno 1618 angefangen, vnd 1648 wiederum durch Götliche Verleyhung geendiget. Darinn ordentlich zu finden: Wie viel Schlachten, Beläg- vnd Eroberungen an Städten und Vestungen vorgangen: Wie viel Volcks dabey todt geblieben vnd gefangen worden; auch wo vnd wann solches geschehen." Die Veröffentlichung ist, ohne Angabe des Verfassers und des Druckortes, 1649 erschienen und gibt die Verlustangaben durchweg in runden Ziffern nach Hunderten oder Tausenden; ein statistisch schlechthin wertloses Machwerk. Man wird die wirklichen Verluste im Felde jedenfalls weit unter der angegebenen Summe annehmen dürfen.

In den Reihen der Zivilbevölkerung brachten Mord und Gewalttat sicherlich nicht Hunderttausenden den Tod. Die Lokalchronisten verzeichnen die am Ort Erschlagenen oder schwer zu Schaden Gekommenen meist mit Namenangabe, und die Gesamtzahlen sind — abgesehen von den Ausnahmefällen der Bewältigung einer belagerten Stadt durch Erstürmung mit nachfolgender obligater Plünderung — gegenüber den gewohnten Vorstellungen von Massentotschlag verblüffend niedrig.

Nun ist es freilich, wie immer in früheren Jahrhunderten, nicht der Krieg mit seinen blutigen Nebenerscheinungen, sondern es sind die schleichenden Mächte von Not, Hunger und Pest, die das

*) Die volkswirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges, in Raumer's Histor. Taschenbuch 1864 S. 15.

Massenverderben heraufführen. Und nach dieser Richtung eröffnen sich uns allerdings ergreifende Bilder menschlichen Jammers. Seuchenartige Krankheiten haben entsetzlich gehaust. Ungezählte Hunderttausende, deren Summierung sehr wahrscheinlich zu einer mehrfachen Millionenziffer steigt, sind durch sie fortgerafft worden. Genaue Berechnungen fehlen. Hier bleibt exakter historisch-statistischer Forschung noch unendlich viel zu tun übrig. Man wird ihren Ergebnissen nicht vorgreifen dürfen, wie es bislang gar zu oft unter willkürlicher Verallgemeinerung besonders schwerer und nicht einmal immer zuverlässig beglaubigter Verlustangaben an einzelnen Stellen geschehen ist. Aber auf Grund allgemeiner Erwägungen wie besonderer Feststellungen kann man doch ein Höchstmaß der Verluste festzustellen versuchen.

Man darf nur den Einfluß der Cholera auf die Bevölkerungsbewegung im 19. Jahrhundert zum Vergleich heranziehen und die Schlüsse berücksichtigen, die aus der Einwirkung des schwarzen Todes auf die Kulturentwicklung des 14. Jahrhunderts sich ziehen lassen, um von vornherein die erschreckend großen Abstriche von der deutschen Gesamtbevölkerung des 17. Jahrhunderts abzuweisen. Die Cholera, deren erste Verheerungen in Deutschland 1831 und 32 erfolgten, hat in der Aufwärtsbewegung der Gesamtbevölkerung sich relativ so wenig bemerkbar gemacht, daß nach dem Bevölkerungsstand von 1835 gegen den von 1830 nicht eine Abnahme, sondern nur eine verringerte Zunahme zu verzeichnen ist. Im Durchschnitt der Jahre 1831—35 ist auf dem heutigen deutschen Reichsgebiet der jährliche Bevölkerungszuwachs auf 0,94 % gegenüber einer durchschnittlichen Jahresvermehrung von 1,25 % in der Zeit von 1816—35 herabgegangen.*)

Der schwarze Tod hat allem Anschein nach ungleich größere Opfer gefordert als die Cholera. Die überlieferten Angaben und Schätzungen von Mitlebenden über den Menschenverlust ergehen sich in ähnlichen Uebertreibungen wie die Berichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Unter dem Eindruck dieser düsteren Schilderungen ist die vernichtende Wirkung des schwarzen Todes in den gleichen Farben wie die der Kriegsfurie des 17. Jahrhunderts ausgemalt worden. Und doch kann von einem Wendepunkt der Kulturentwicklung ernsthaft nicht die Rede sein. Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts ist in Deutschland eine Periode erfolgreich aufstrebender Kraft. Selbst

*) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1908. S. 2, Tab. 2b.

wenn der schwarze Tod in Deutschland, über eine bloße Hemmung der Volksvermehrung hinaus, einen Rückgang der Bevölkerung gebracht haben sollte, so ist doch die ausgleichende Ergänzung bis zur alten Höhe der vorherigen Volkszahl verhältnismäßig rasch wieder erreicht worden. Ob der Menschenverlust in der Zeit des großen Krieges dem durch den schwarzen Tod verursachten gleichkommt, bleibt noch zu untersuchen. Jedenfalls scheinen die Abstriche nicht so schnell beglichen worden zu sein, wie im 14. Jahrhundert. Die abweichende Entwicklung Deutschlands im 14. und 17. Jahrhundert erscheint mir in hohem Maße lehrreich für die großen geschichtlichen Zusammenhänge, die im 14. Jahrhundert frisches Leben weckten, im 17. dagegen ein gesundes Aufblühen bleiern niederhielten.

Die Frage nach dem Bevölkerungsverlust durch den 30jährigen Krieg, die an dieser Stelle zunächst zur Erörterung steht, möchte ich mit allem Vorbehalt dahin beantworten, daß ein wirklich erhebliches Minus der Volkszahl von 1648 gegenüber der von 1618 nicht wahrscheinlich ist. Die Meldungen über halb- oder ganz entvölkerte Ortschaften lassen noch nicht den sichern Rückschluß auf teilweise oder vollständige Vernichtung der Einwohnerschaft zu. Oft liegt nur eine Verschiebung, meist nur vorübergehende Abwanderung vor. In hellen Scharen sind die Bauern beim Anrücken feindlicher Truppen in den Schutz der nächsten festen Stadt geflüchtet, oder sie haben Deckung in den Bergen, in Wald- und Sumpfgelände gesucht. Die „Fluchten" sind, namentlich in der zweiten Hälfte des Krieges, wo Freund und Feind gleich harte und sicher oft unerschwingliche Forderungen stellten, eine ganz allgemeine Erscheinung. Es stehen dann zeitweilig ganze Dörfer leer. Aber nach dem Abzug der Truppen flutet die Bevölkerung wieder in ihre alten Sitze.

An der einzigen Stelle, wo meines Wissens ein Anhalt für die Beurteilung der Volkszahl eines größeren Gebietes vor und nach dem Kriege sich bietet, stellt der Vergleich sich keineswegs ungünstig. R. Wuttke*) zeigt für Kursachsen auf Grund der Mannschaftsrollen von 1608 und 1659, daß wenigstens in den Aemtern, d. h. auf dem platten Lande, ein Jahrzehnt nach dem Kriege die Bevölkerung ihre alte, im Anfang des Jahrhunderts besessene Höhe erreicht, ja überschritten hatte. Die gezählte Mannschaft im Kurfürstentum betrug insgesamt:

im Jahre 1608: 25 965
im Jahre 1659: 46 317.

*) A. a. O. S. 65.

Einzelne Aemter weisen einen erschreckenden Rückgang auf. Im Amt Chemnitz ist die Mannschaft von 913 auf 167, im Amt Pirna von 876 gar auf 54 herabgesunken. Aber diese schweren Einbußen an einzelnen Stellen, die man mit Vorliebe betont hat, verschwinden vollständig im Rahmen einer zusammenfassenden Gruppierung. Dabei bleibt allerdings zu beachten, daß gerade der Krieg die Notwendigkeit einer schärfer zugreifenden Ausmusterung dem Landesherrn zum Bewußtsein gebracht hatte. 1659 dürfte ein größerer Hundertsatz der Bevölkerung in den Mannschaftsrollen verzeichnet sein als 1608. Die Volkszahl ist sicherlich nicht im gleichen Verhältnis mit dem Anwachsen der 1659 für den Waffendienst Designierten gestiegen. Auch die vermutlich anders geartete Bevölkerungsbewegung der Städte, über die jede sichere Kenntnis fehlt, könnte die gesuchte Endzahl herunterdrücken. Es ist weiter hervorzuheben, daß die kursächsische Politik mit unverkennbarem Geschick nicht immer, aber doch häufig genug die schlimmsten Schädigungen von der Bevölkerung abzuwenden wußte, und daß obendrein gerade Kursachsen einen nicht unerheblichen Zuzug von Religionsflüchtigen aus habsburgischen Gebieten, namentlich aus Böhmen erfuhr. Die Frage bleibt also offen, in welchem Umfange die Gesamtbevölkerung Kursachsens sich erhöht hat, und wie weit hier Ausnahmeverhältnisse vorliegen. Nur eine Herabminderung erscheint vollkommen ausgeschlossen.

Es steht zweifellos zu erwarten, daß genaue statistische Ermittlungen in den einzelnen Teilen des Reiches mannigfache Abstufungen von Rückgang, Stillstand, verlangsamter Zunahme, in verschonten Gebieten wohl auch von übernormalem Anwachsen der Bevölkerung an den Tag bringen werden. Die abschließende Gesamtaufrechnung dürfte einen allzu großen Fehlbetrag nicht ergeben.

Man muß sich gegenwärtig halten, daß bei der Annahme von etwa 18—20 Millionen Gesamtbevölkerung im Reich beim Beginn des Krieges, und einer durchschnittlich nur $^1/_2$ % betragenden natürlichen Jahresvermehrung, rund 3 Millionen über die normale Absterbeordnung hinaus weggetilgt worden sein müssen, um nur die Zuwachsrate von 30 Jahren zu beseitigen. Selbst ein hochgegriffener Gesamtverlust von 3—4 Millionen ergäbe demnach erst einen Rückgang von höchstens 5 %. An einzelnen Stellen ist der Verlust bedeutend größer gewesen. Dafür mag an anderer Stelle ein Zuwachs erfolgt sein. Zum Teil handelt es sich also um Bevölkerungsverschiebungen, die der Gesamtzahl der Nation keinen Abbruch taten. Nur ausnahmsweise zogen Flüchtlinge und Exulanten

aus dem Reich. Eine deutsche Ueberseewanderung gab es damals noch nicht. Und der während des Krieges erfolgte Abzug nach Polen hat nur Tausende, höchstens Zehntausende vom deutschen Boden entführt.

Ich verweise schließlich auf ein umfassendes statistisches Material, das einen Rückschluß auf die Bevölkerungsverhältnisse der Gesamtnation gestattet. Franz Eulenburg*) hat in mustergültiger Weise die Frequenz der Universitäten im heutigen Reichsgebiet ermittelt. Aus den von ihm berechneten Ziffern ergibt sich bis zum Beginn des Krieges ein ungewöhnlich verstärkter Andrang nach den Universitäten. In dem Jahrfünft von 1616—20 beträgt die durchschnittliche Jahresfrequenz 7740 Studierende. Im Laufe des Krieges tritt ein starker Rückgang ein. Einzelne Hochschulen veröden nahezu ganz. Die Universität Heidelberg war von 1631—52 geschlossen. Der Tiefpunkt fällt in das Jahrfünft von 1635—40. Die durchschnittliche Jahresfrequenz war auf 4298 gesunken. Von da an hebt sich der Universitätsbesuch wieder. In dem Jahrfünft von 1651—55 überholt er mit durchschnittlich 7806 Studierenden den Höchststand der Studierenden vor dem Kriege. Eulenburg betont diese sehr auffallende Ziffer nicht mit vollem Nachdruck. Einige der von ihm festgelegten Richtlinien dürften, unter Beiseitesetzung der vernichtenden Wirkung des Krieges, leise anders gezogen werden. So halte ich es für wahrscheinlich, daß unter Mitberücksichtigung der Universitäten Wien, Olmütz, Graz und Salzburg, der Gesamtrückgang der Studentenzahl während des Krieges geringer erscheinen wird. Diese von den Kriegsunbilden wenig oder gar nicht berührten Hochschulen haben schwerlich einen gleich starken Studienverfall erlebt, wie die härter mitgenommenen Gebiete im Reich. Dafür spricht der Besuch der entlegenen Universität Königsberg i. Pr., die in demselben Jahrfünft von 1641—45, da die reichsdeutschen Universitäten am tiefsten darniederlagen, die höchsten Besuchsziffern aufweist, die sie je erreichte. Und das, obgleich 1632 in Dorpat eine Konkurrenzuniversität errichtet worden war, deren Gründung wohl gleichfalls nicht außer jedem Zusammenhang mit den damaligen Störungen des Universitätsstudiums in Deutschland steht. Unter allen Umständen ist die nach dem Friedensschluß über den Stand vor dem

---

*) Die Frequenz der deutschen Universitäten. (Abhandl. der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften. 26. II. 1904.)

Kriege hinausragende Studentenzahl mit einer ins Maßlose gehenden Herabsetzung der Gesamtbevölkerung unvereinbar.

Das alles weist darauf hin, daß der Menschenverlust so ungeheuerlich groß nicht gewesen sein kann.

Empfindlicher waren ohne Zweifel Wertvernichtung und Besitzeinbuße. Der zeitgenössische Epigrammatiker Logau vergleicht den alten Krieg mit dem neuen, und er gibt dem neuen mehr Rauben als Blutvergießen schuld.

Der alte machte leer der Menschen Leib von Blut:
Und dieser fegt nur aus den Kasten alles Gut.

Darf man auf Grund dieser und mancher verwandten Aeußerung mindestens auf einen ungemessenen materiellen Schaden schließen?

Ohne Zweifel haben Kontributionen und Verpflegungslast, Brandschatzungen und Räubereien, ungewollte und gewollte, zum Teil sinnlose Wertvernichtung den Besitzstand von Gemeinden, Körperschaften und Einzelnen an tausend und abertausend Stellen immer wieder auf das schwerste beeinträchtigt. Nur ist mit dieser allgemeinen Feststellung noch kein Maßstab für die tatsächliche Minderung des Volksvermögens gewonnen. Um hier ins Klare zu kommen, sind die verschiedenen Besitzkategorien und die Art ihrer Beeinträchtigung zu scheiden.

Zunächst der Kapitalbesitz. Bezüglich der baren Werte wird man eine Gegenrechnung aufzustellen haben. Es bleibt in Betracht zu ziehen, daß Frankreich, Holland, England, Spanien und der Papst Riesensummen an Subsidiengeldern nach Deutschland sandten; daß Spanien, Schweden und Frankreich zeitweilig gewaltige Baraufwendungen für ihre Truppen auf deutschem Boden machten. Französisches Geld ist in Weintonnen verpackt nach Deutschland hereingeführt worden. Das Geld blieb zum weitaus größten Teil im Lande, zum Teil glitt es in die Hände der militärischen Führer, die fast durchweg große Vermögen häuften. Darunter waren auch fremde Herren. Aber was sie aus Deutschland herausschleppten, fällt der starken Kapitalzufuhr gegenüber schwerlich sehr ins Gewicht. Und die Mannschaften verstanden sich nicht mit gleicher Meisterschaft auf Kapitalakkumulation. Sie haben ihre Groschen bei Marketendern und Wirten, bei Händlern und Handwerkern angelegt. Gelegentlich wird in den Städten berichtet, daß die Truppendurchzüge dem Verkehr der Stadt förderlich gewesen wären. Oxenstierna hat in den 30er Jahren eine Solderhöhung für die schwedischen Truppen durchgesetzt und die Forderung damit begründet, daß

Kaufleute und Handwerker stark aufgeschlagen hätten, und die Soldaten mit dem bisherigen Sold ihre Bedürfnisse nicht mehr bestreiten könnten. Das Geld kam also unter die Leute. Allem Anschein nach ist dabei in noch sehr viel stärkerem Maße als hinsichtlich der Bevölkerungsverteilung eine Besitzverschiebung eingetreten.

Neben den Offizieren haben die Armeelieferanten erkleckliche Summen ins Trockene gebracht, und auch kleinere Unternehmer und Handeltreibende haben oft genug reichlichen Nutzen erzielt. Namentlich die Juden haben nachweislich ihren Besitz gemehrt.

Das alles liegt an der Oberfläche. Man wird tiefer graben müssen, um ein abschließendes Urteil über die Einwirkungen des Krieges auf den Kapitalbesitz der Nation zu gewinnen. Die verwickelten Probleme des Geldmarktes sind vorerst noch zu wenig geklärt. Immerhin sei angemerkt, daß die Preisbildung nach den bisher ermittelten Daten auf eine an vielen Stellen noch immer erträgliche Geldlage schließen läßt, daß der Zinsfuß auf dem größten Geldmarkt des damaligen Deutschland, in Frankfurt a. M., während des ganzen Krieges sich niedrig hielt, und daß in Leipzig 1635 eine neue Börse gegründet worden ist.*)

Deutlicher für das allgemeine Verständnis zeigt ein anderer Umstand, daß Deutschland auch am Schluß des Krieges nicht aller Barmittel entblößt war. Die 5 Millionen Taler, die im Westfälischen Frieden, zu Lasten der außerösterreichischen Reichslande, für die Abfindung der schwedischen Soldateska zugestanden wurden, sind in den angeblich vollständig ausgeraubten Landen mit merkwürdiger Schnelligkeit aufgebracht worden. Gewiß hatten in diesem Falle die pflichtigen Landesteile ein Interesse an der prompten Abführung der Gelder, denn mit jeder Ratenzahlung verschwand ein Regiment der schwedischen Okkupationsarmee vom deutschen Boden. Man könnte glauben, daß dafür der letzte Heller seufzend hingegeben wurde. Dem braucht man nur die nach dem Kriege rasch sich steigernden Staatseinnahmen entgegenzuhalten. Diese erhöhten Steuerleistungen, die von der selbstbewußter auftretenden fürstlichen Gewalt in allen größeren Territorien erzwungen werden, sind ein handgreiflicher Beleg dafür, daß es in Deutschland an barem Geld nicht fehlte.

Nicht sehr viel anders steht es mit dem geraubten Gut. Das wurde bei nächster Gelegenheit losgeschlagen. Zahllose Meldungen bestätigen, daß die erraffte Beute so rasch als möglich an den Mann

*) Haendke S. 163.

gebracht wurde. Meist zu unverhältnismäßig niedrigem Preis. Als 1642 die Schweden in Olmütz hausten, da wird berichtet:

„Sie haben an Kirchenzierath vnd andere Sachen vber eine million geraubt, verkauffen itzunder die Kleinodien, Kirchenzierath spotwohlfeill, was 100 Rthlr. werth, geben sie es vmb 1 oder 2.“ *)

Und bei der Plünderung der Kleinseite Prags durch die Schweden im Jahre 1648 heißt es:

„Die Kleinodyen seint vmb ein schlechtes gelt hinweggegeben worden, wie dan ein Ring 6000 Rthlr. werth gewesen, welchen ein Mussquetirer bekommen vnd ein Reutter vmb 5 Rthlr., der Reutter einem Offizier umb 20 Rthlr. vnd diesser dem Königsmark vmb 1000 Reichsthaler sambt einem pferdt verkaufft, gleichermaßen auch mit andern Kleinodyen geschehen.“ **)

Es wäre — vorausgesetzt, daß keine hämische Verdächtigung vorliegt — ein besonders sinnfälliger Beweis für den durch das Beutegeschäft entwickelten Handelssinn auch des Offizierkorps, daß in Prag angeblich nach drei Tagen der Befehl erging:

„daß kein Soldat von Kleinodyen Niemandts anderst als seinem Offizier verkaufen solle.“

Jedenfalls handelte es sich letzten Endes auch bei Plünderung und Raub in weitaus den meisten Fällen um eine Besitzverschiebung. Das Gut wechselte nur den Eigentümer. Es ging dem Volksvermögen nur dann ganz verloren, wenn es aus dem Lande geschleppt ward. Wer will heute darüber Rechenschaft ablegen, wieviel von wertvollem Besitz diesen Weg ging? Nur in seltenen Fällen und meist bei Werten, an denen die geistig angeregte Welt ein Interesse hatte, wird uns genauere Kunde. Wir wissen, daß Tilly die Heidelberger Bibliothek als frommen Dank dem Papst nach Rom gestiftet hat, und Gustav Adolf die kostbare Büchersammlung des Würzburger Chorherrenstifts nach Upsala überführen ließ.

Endlich, was an Werten aller Art durch Brand und Verwüstung zerstört worden ist. Was in Flammen aufging, was ruchlos vernichtet wurde, das hat für Hoch und Niedrig endlose Einbuße an Privatbesitz gebracht, und es stellt in seiner Gesamtheit sicherlich einen enormen und endgültigen Verlust an Volksvermögen dar. Aber schließlich dürften auch hier die überlieferten Vorstellungen eine Einschränkung erfahren, vor allem in der Richtung, daß für ausgedehnte Gebiete des Reichs die äußersten Greuel der Kriegsfurie überhaupt nicht in Frage kommen. Dann aber ist in

*) Dudik, Schweden in Böhmen und Mähren 1879 S. 43.
**) Dudik, S. 307.

diesem Zusammenhange erneut zu betonen, daß die Heerkörper des 30jährigen Krieges auffallend klein waren. Im Durchschnitt der 30 Kriegsjahre waren, im Verhältnis zur damaligen deutschen Gesamtbevölkerung, an regulären Truppen nicht mehr auf den Beinen, als heute unser stehendes Heer zur Friedenszeit zählt. Das Bild verändert sich allerdings nicht unwesentlich durch den gewaltigen Troß der damaligen Heere. Bei alledem bleibt zu beachten, daß mindestens in der ersten Hälfte des Krieges auf stramme Manneszucht gehalten wurde. Erst etwa seit Mitte der 30er Jahre reißt Verrohung und Verwilderung in schlimmerem Maße ein. Aber bei den geschlossenen Truppenkörpern wurde doch auch in dieser Zeit Disziplin gehalten, und die Untaten kleiner Streifkorps und vor allem zahlreicher marodierender Elemente können nur einen begrenzten Umfang gehabt haben. Vor allem stammen die rauhen Gewohnheiten der Kriegsleute doch nicht erst aus dem 30jährigen Kriege. Man lese, wie Ulrich Zwingli hundert Jahre früher den Schweizer Landsknechten ins Gewissen redet:

„Wenn ein fremder Söldner mit Gewalt Dein Land überzöge, er Deine Matten, Aecker und Weingärten verheerte, Dein Vieh hinwegtriebe, allen Hausrat zusammenraffte und davonschleppte, daß er vorher Deine Söhne im Angriff, die sich und Dich beschirmt, erschlagen hätte, Deine Töchter entehrte, Deine liebe Hausfrau, die hervortritt, niederkniet und für Dich und sie um Gnade fleht, mit den Füßen stieße, und Dich frommen, alten Knecht in Deinem Haus und Gemach hervorzöge und angesichts Deines Weibes jämmerlich erstäche, ohne Ansehen Deines zitternden, ehrsamen Alters und des Jammers und der Klage Deiner Hausfrau, und zuletzt Haus und Hof verbrennte; da meintest Du wohl, wofern sich der Himmel nicht auftäte und Feuer spiee und das Erdreich sich nicht zerrisse und solche Bösewichter verschlänge, so wäre kein Gott: so Du aber solches einem anderen tust, so meinst Du, das sei Kriegsrecht.“

Nebenbei bemerkt, äußert sich Zwingli in seiner drastischen Schilderung mit Grimmelshausen und Callot genau auf der gleichen Linie. Das wirkliche Bild wird sicherlich nicht in jedem Einzelfall alle Schandtaten aufgewiesen haben, die hier in gräßlicher Vollständigkeit verzeichnet sind.

Im übrigen wird für die im 30jährigen Krieg so schwer Betroffenen das bittere Los dadurch nicht gemildert, daß es zu anderen Zeiten auch übel genug zuging. Wir dürfen es sehr wohl glauben, daß die Heere wie Heuschreckenschwärme ganze Landstriche leerfraßen und daß zeitweilig die entsetzlichste Verödung in einzelnen Gebieten herrschte. Aber wie lange hat diese Verödung gewährt?

Die für uns letzlich entscheidende Frage bleibt, wie das Gesamtbild Deutschlands nach dem Kriege sich darstellt. „Ein großes Feld voller Todtengebeine, eine Welt erstarrten Lebens", — so hat unser Vaterland am Schluß des Krieges nicht ausgesehen.

Im April 1652 äußern sich die Statthaltenden Geheimen Räte des Kurfürsten von Brandenburg auf die Gravamina der Clevischen Stände:

„wann man die Zeit Sr. Ch. D. Regierung gegen den vorigen berührten Jahren halten will, sich klärlich und in Wahrheit erweiset, daß das Land an Mannschaft, Vermögen und vielen Gütern merklichen zugenommen"*).

R. Wuttke zeigt, daß in Kursachsen der Verkehr sehr rasch in die alten Gleise lenkte, und die wirtschaftliche Spannkraft des Volkes sich hob, und daß nach Ausweis der in dieser Richtung allerdings dürftigen Quellen auch die Landwirtschaft sich in kürzester Frist erholte.

Vierzig Jahre nach dem Westfälischen Frieden hat Mélac mit Brand und Verwüstung in der Pfalz gehaust. Nach allen Schilderungen hat er blühende Lande zerstört, die die Schrecknisse des Krieges vollständig überwunden hatten. Der französische Feldmarschall Grammont, der 1646 die verheerte Pfalz durchzogen hatte, bemerkt bereits 1658, als er auf einer diplomatischen Reise das Land wiedersah, daß alle Spuren des Krieges verwischt waren.

Das alles deutet auf eine verhältnismäßig rasche Ueberwindung der äußerlich erkennbaren Schädigungen. Ich finde in dem Tagebuch eines braven Bauernschusters von der Schwäbischen Alb**) einen Herzenserguß, der mir die Stimmung weiter Kreise des Volkes am Schluß des Krieges zutreffender wiederzugeben scheint, als was Gustav Freitag von dem schweigenden Entsetzen des Landvolkes zu sagen weiß.

Dies 49. Jahr ist ein glückseliges auserwähltes Jubel- und Freudensjahr. Wiewohl im 48er Jahr ist Frieden gemacht worden, so ist der Fried nicht völlig beschlossen worden. Aber Gott allein die Ehr in der Höhe! jetzt ist Fried auf Erden, in unserem Teutschland und in dem ganzen Römischen Reich, unter dem Kaiser, Schweden, Franzosen und allen Königen, Fürsten, Grafen und Städten, wie auch Dörfern, Flecken, Weilern, Höfen und Einöden. Reich und Arm, Jung und Alt, Frau und Mann, Weib und Kind, in Summa das liebe Vieh und Roß hat sich

---

*) Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. X. 245.

**) Württembergische Neujahrsblätter 1889. 6. Blatt, S. 48.

alles zu erfreuen und des Friedens zu genießen, ja auch der liebe Acker- und Feldbau, welcher lange Zeit wüst und öd gelegen ist, daß er einmal wieder recht gepflüget und gebauet ward, damit wir elenden Menschenkinder wieder unser Unterhaltung davon haben, daß wir unseren großen Schaden, den wir empfangen haben, wiederum mögen heilen und unsers Leibs ergetzt werden, auch daneben unser Gewerb und Hantierung mögen treiben, damit wir unsere eingelegten Reiter voll können aushalten und den großen Last zur Letzte voll mögen zu End bringen.

Den 6 Jänner ist ein Regiment schwedische Reiter in unser Ulmer Land gelegt worden in allen Flecken, da haben wir müssen mächtig viel Geld geben.

Wie nun der Fried zu Münster ist beschlossen worden, und sie allda von einander gezogen, so ist dies 49. Jahr ein Tag und Versammlung derselbigen Herren zu Nürnberg angestellt worden, der länger dann ein Jahr gewährt, die haben den Frieden voll zu End bracht und beschlossen mit guter Einigkeit.

Wie nun die Herren sich mit einander vertragen und verglichen haben von wegen der Völker, wie und wann ein jedes Regiment soll abgedankt werden, damit kein Meuterei im Reich entstünde mit dem Kriegsvolk, mit Rauben, Plündern und andern Ungelegenheiten, wie dann viel böse und verwegene Buben der mehr Teil unter ihnen waren, wie denn Soldaten fast alle sind, da hat es sich lang verzogen und ist uns die Weil erst lang worden, voraus des unüberausschwenglichen Gelds wegen, das wir alle Monat, ja alle Wochen und Tag müssen geben. Aber, Gott Lob und Dank! so kommt die Zeit auch einmal an unser Ulmer Land und an unser Regiment. Den 11. Tag Weinmonat, die Wochen vor Holzkircher Kirchweih, wird unser Volk abgedankt und ist aus dem Land gezogen mit gutem Frieden und ohne allen Schaden.

Wir werden dem Schreiber die ungenaue Beurteilung der politischen Weltlage, die Unkenntnis des noch jahrelang sich fortschleppenden französisch-spanischen Kampfes, der auch die westdeutschen Gaue noch in Mitleidenschaft zog, nicht verargen. Erquickend weht aus seinen Worten uns der Hauch mutigen Gott- und Selbstvertrauens entgegen.

Für die wenig komplizierten Verhältnisse einer Bauernschaft bietet sich uns hier ein anschauliches Bild der Lage nach dem Kriege. Gewiß hat es keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit. In den Bereichen der sich ausweitenden Eigenwirtschaft des Adels hatten die Dinge für den Bauern ein anderes Gesicht. Da war unter den unmittelbaren Nachwirkungen des Krieges die Last der Arbeitspflicht zum Nachteil des Bauern, und der Anteil am Wirtschaftsertrag zugunsten des Adels noch weiter verschoben. Aber auch das ist bekanntermaßen nicht ein Neues. Der Krieg hat nur einen besonders starken Ruck in der Richtung auf Minderung der sozialoekonomischen Geltung der abhängigen Bauern gegeben.

Einen Anhalt für die zeitgenössische Beurteilung der Gesamtlage bietet die Auffassung, die der am vielseitigsten unterrichtete Chronist damaliger Zeit kurz nach dem Kriege zum Ausdruck bringt. In der Widmung des 1657 gedruckten 6. Bandes des Theatrum Europaeum gibt der Herausgeber, der jüngere Merian, einen Rückblick auf die Zeit seit 1618. Er führt dem Leser in fünf Bildern die Entwicklung Deutschlands vor Augen. Vor 1618: das herrliche, schöne und gleichsam in der höchsten Blüte stehende Deutschland, dann: das Bild des abnehmenden, schwachen und kranken Deutschlands, welches sich ungefähr bis ins Jahr 1628 erstreckt, es folgt: das Bild und die Gestalt des erschöpften, ausgemergelten und zum Untergang sich neigenden Deutschlands ungefähr bis ins Jahr 1638, und endlich: das letzte Jahrzehnt des Krieges, da Deutschland auf dem letzten Loch pfeift und seines Genesens und Wiederaufkommens gar geringe Hoffnung obhanden war. Nach alledem aber, seit dem glücklichen Friedensschluß: das neugeborene und wiederauflebende Vaterland.

Haben wir mit Gottes Hülff eine solche Zeit vnd Gestalt in vnserm Vatterland nunmehr erlebt, daß der Krieg vnd Vnfried zusambt desselben eusserst beschwer: vnd verderblichem Anhang ab, vnd dargegen dem Vatterland der gestalt, vnd so weit seine Ruhe geschafft worden, daß ein jeglicher seinem Beruff vnd Handel sicher nachsetzen vnd abwarten, die Leut ohne Sorg und Gefahr von einem Orth zum andern reysen, ihre Arbeit vnd Geschäfft verrichten, die Kauffleut vnd Händler jhrem Gewerb nachziehen, die Bürger in Stätten handlen vnd wandlen, die Bawren vnd Ackerleut aber jhr Feld vnd Geländ nach Belieben, vnd ohne Verhinderung einiges Menschen bawen vnd bestellen können. Wie man dann bereyts in Augenschein, Gott lob, hin vnd wieder so viel sihet vnd gewahr wird, daß die verwüstete vnd zutfallene Stätt, Flecken vnd Dörffer, verderbte, darnieder gerissene, auch wol gar verbrandte Häusser, Höff, Mühlen, Scheuren vnd Ställ allgemächlich reparirt, auß der Aschen gleichsam hervorgezogen, gesäubert, gefegt, ergäntzt vnd verbessert, theils auch gar von newem wieder auffgebawet werden, so daß es ein Ansehen vnd Gestalt hat, als wann dieselbe, gleich wie im Frühling die Bäum, wiederumb frisch außschlügen, grüneten vnd blüheten. Die Felder vnd Aecker werden wieder herumb geworffen, gezackert, besamt, vnd davon reiche Ernden eingethan: Das darin oberhand genommene Gesträuch, Dorn vnd Vnkraut wird außgehawen, außgerottet vnd mit Fewer verbrandt: Der Pflug erlangt sein altes Recht vnd Freyheit: Die Wiesen werden von jhrem Schlamm vnd Koth, wormit sie biß dahero erfüllt, vberschwämbt vnd verderbt waren, gesäubert, vnd gereinigt, vnd das darinn erwachsene vntüchtige Geröhrig außgemacht: Die Wein vnd andere Gärten werden wieder mit Reifflingen, Weinstöcken, Kammerladen, Obstbäumen, Blumen vnd Kräutern besetzt, erfüllt, versehen vnd gezieret: Die Stätt vnd Dörffer seynd zimblich bewohnt: Vnd ist kein Zweiffel, wann der liebe getrewe Gott vns den bescherten güldinen Frieden nur beständig

gönnen will, vnd wir denselben durch vnsere Sünd, Mutwillen vnd Boßheit nicht selber wieder verschertzen, es werde dannochter mit der Zeit vnd mit den folgenden Jahren vnser Vatterland je länger je mehr wieder herfür kommen, grünen vnd blühen, vnd sich deß außgestandenen Schadens vnd Vnglücks, als weit solches die Göttliche Providentz vnd Vorsehung zulassen wird, erholen.

Ueber die unzutreffende Beurteilung des Zustandes vor dem Kriege wird noch zu reden sein. Der ganze Bericht ist etwas unbestimmt gehalten und beruht sichtlich nicht durchweg auf scharfer Einzelbeobachtung. Er kennzeichnet aber doch die gehobene Stimmung nach dem Friedensschluß. Von der fessellosen Verzweiflung, die aus all den späteren Rückblicken auf die Kriegszeit herausklingt, ist hier jedenfalls nichts zu spüren.

### 3. Die Ursachen des wirtschaftlichen Niedergangs im 17. Jahrhundert.

Die trockenen Erwägungen, die im Vorstehenden den Jammerberichten über die Zerstörungen der Kriegsfurie entgegengestellt sind, klingen scheinbar kalt und gemütlos angesichts des unleugbaren Massenelends, das an vielen Stellen der Krieg heraufbeschwor. Es war unumgänglich, nüchtern die Summe der Schädigungen abzuwägen.

Ein anonymer Kritiker, dem nur auf Umwegen etwas unsichere Kenntnis meiner Ketzereien wider das ehrwürdige Dogma von der verheerenden Wirkung des 30jährigen Krieges zu Ohren gekommen ist, hat vorzeitig den Kern meiner Auffassung ‚im Plakatstil' einem weiteren Leserkreis bekannt gegeben.*) Danach wäre der Krieg nur ein gesunder Aderlaß gewesen, und die Klagen über die Leiden der Kriegszeit könnten bloß noch das Gelächter der Eingeweihten erwecken. Solcher Mißdeutung sind diese Ausführungen hoffentlich nicht mehr ausgesetzt. Der Jammer den der Krieg über Tausende und Abertausende brachte, die Not, die er in ganze Landstriche trug, das alles soll nicht etwa in Abrede gestellt, sondern es soll nur die maßlose Einschätzung der Wertvernichtung auf das richtige Maß zurückgeführt werden. Dann aber ist mit aller Entschiedenheit die Annahme abzuweisen, daß die Verheerungen des Krieges Deutschland in seiner Kulturentwicklung um $1^1/_2$ bis 2 Jahrhunderte zurückgeschleudert hätten. Und diese Auffassung will nicht etwa eine persönlich gerichtete ‚Rettung' durchfechten, sondern sie will einer tieferen Erfassung der großen geschichtlichen Zusammenhänge dienen. Sie geht

*) Sonntagsbeilage Nr. 7 zur Vossischen Zeitung vom 14. 2. 09.

von der Ueberzeugung aus, daß wir mit der Anschauung, der Krieg sei die Ursache des Kulturrückgangs, das historische Urteil verwirren und die Aufmerksamkeit von den wirklichen Ursachen des Niedergangs ablenken.

Die ungünstige wirtschaftliche und politische Gesamtlage Deutschlands im 17. Jahrhundert ist unbestritten und unbestreitbar. Die Legende, daß der 30jährige Krieg an dieser unverkennbaren Depression die Hauptschuld trägt, wird ganz erst zerstört, wenn die Verursachung des Niedergangs aus tiefer liegenden Momenten nachgewiesen werden kann. Und in dieser Richtung läßt sich nach dem derzeitigen Stand der wirtschaftsgeschichtlichen Studien mit aller Bestimmtheit sagen, daß der Druck, der damals auf dem deutschen Leben lastet, nicht erst mit dem Kriege und durch ihn gekommen ist. Eine Reihe nationalökonomisch geschulter Denker, allen voran Schmoller, haben gerade diesen Gesichtspunkt längst mit aller Schärfe erfaßt und vertreten. Man braucht hier nur ihren Spuren zu folgen. Das ist im folgenden geschehen. Nur in Nebensächlichem sind einzelne Züge ergänzt oder etwas abweichend gezeichnet.

Das deutsche Volk hatte auf der Höhe des Mittelalters eine gewaltige Stellung errungen. Weit nach Osten erstreckte sich die deutsche bäuerliche Siedelung, und darüber hinaus wirkte die überlegene deutsche Kultur. Das Städtewesen ist in ganz Böhmen, Polen und Ungarn deutschen Ursprungs. Im Norden gebot die Hanse. Im Süden hatten die oberdeutschen Städte einen reichbemessenen Anteil an dem von Oberitalien ausstrahlenden Welthandel. Faßt man den damaligen räumlichen Horizont der abendländischen Kulturwelt ins Auge, der ja vor den großen überseeischen Entdeckungen ein verhältnismäßig engbegrenzter war, so hatte das deutsche Element um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts in der abendländischen Welt zweifellos den breitesten Raum gewonnen. Es war ein erstaunlich reiches Leben, das nach allen Richtungen kraftvoll sich betätigte.

Als so die gewaltigste Ausbreitung deutschen Einflusses erreicht war, da war nicht mehr der Kaiser der Herr und Gebieter dieser weit ausgedehnten deutschen Welt. Die kaiserliche Gewalt hatte infolge ihrer Ablenkung auf universalmonarchische Ziele von den inneren deutschen Verhältnissen sich abgewendet. Sie hatte zu den aufstrebenden Städten kein richtiges Verhältnis gefunden und sie hatte an den Erfolgen der deutschen Kolonisation keinen eigenen Anteil. Das hatte die längst im Gang befindliche Kräftigung der

deutschen Partikularmächte und ihre Loslösung von den Interessen der Zentralgewalt noch weiter gefördert. Aber der Mangel staatlicher Geschlossenheit hat auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gesamtnation noch nicht störend zurückgewirkt, so lange auch bei den andern Völkern nur Teilglieder in das große Getriebe des Weltverkehrs eingriffen. Selbst in politischer Beziehung blieben die schlimmsten Folgen noch aus, so lange noch nicht große Völkerkämpfe innerhalb der abendländischen Welt ausgefochten wurden. Erst als seit dem Ausgang des Mittelalters die Völker sich staatlich fester zusammenrafften, und nun in Deutschland die Stärkung, die den Partikularmächten zuteil geworden war, eine einheitliche deutsche Machtbildung doppelt erschwerte, da traten die Nachteile der politischen Atomisierung empfindlich zutage.

Das ist ja das Kennzeichnende der deutschen Entwicklung, daß in derselben Zeit, da fast überall sonst der nationale Gedanke sich siegreich durchzuringen beginnt und zu geschlossenen Machtbildungen drängt, das deutsche Volk zunehmender staatlicher Zerklüftung im Innern erliegt. Die Schädigungen äußern sich am unmittelbarsten auf wirtschaftlichem Gebiet. Staatsmacht und Volksdrang der anderen Nationen schoben von allen Seiten her den deutschen Einfluß zurück. Im Osten war die weitere Ausdehnung deutscher Siedlung schon im 14. Jahrhundert gehemmt worden. Jetzt wurden ihre Errungenschaften zum Teil vernichtet. Im Norden büßte die Hanse ihre wichtigsten Außenstellungen ein. Nach Südosten hin hatte die Osmanenherrschaft alte gewinnbringende Verbindungen gestört. Nur der Verkehr über die Alpen nach Italien lieferte noch steigende Erträge und führte Glanz und Reichtum den süddeutschen Städten zu.

Es folgten die Wirren der Reformationsepoche. — Welche Entwicklung hätte das deutsche Volk nehmen können, wenn ein nationales Herrschertum auf das aufstrebende Bürgertum sich hätte stützen können, wenn dieses Herrschertum in den Kolonialgebieten des Ostens den maßgebenden Einfluß erlangt und dann endlich an die Spitze der Kräfte sich gestellt hätte, die in der deutschen Reformation empordrangen. Statt dessen brachte die kirchliche Spaltung neben den von Alters her wirksamen zentrifugalen Kräften neue Trennungsmomente. Während alle größeren Staaten des Abendlandes entweder geschlossen der alten Kirche treu blieben, bzw. ebenso geschlossen der neuen Kirche sich zuwandten, oder doch den Glaubensstreit unter den eigenen Volksgenossen überwanden, ging

Deutschland den entgegengesetzten Weg der Dezentralisation und des Partikularismus auch auf kirchlichem Gebiet.

Nichts liegt mir ferner, als die unendlichen Segnungen der Reformation leugnen zu wollen, die nicht nur für unser Volk, sondern für die gesamte abendländische Kulturwelt sich ergeben haben. Aber diese Segnungen liegen doch in erster Linie auf geistigem und kulturellem Gebiete, und sie sind zu voller Reife erst gediehen, wo sie auf dem Boden gesunder Staatsbildungen sich zu entfalten vermochten. In politischer Beziehung hat die Verbindung von Glaubenstreue und Vaterlandsverrat, die bei deutschen Katholiken wie bei deutschen Protestanten gleichermaßen sich kundgibt, unser nationales Gesamtdasein ganz unmittelbar auf das schwerste geschädigt.

Die politisch-konfessionelle Selbstlahmlegung des deutschen Volkes fällt in dieselbe Epoche, in der unter der Einwirkung der großen Entdeckungen eine Neugestaltung des Weltverkehrs sich vollzieht. Eine ungeheure Erweiterung des räumlichen Horizonts setzt damals ein. Der Weltverkehr beginnt neue Bahnen zu ziehen, seit die Ozeane sich ihm erschließen. Portugal und Spanien, Frankreich und England, selbst das kleine Holland greifen zu, erobern sich ihren Platz an der Sonne und erschließen sich die Möglichkeit einer Ausbreitung ihres Volkstums. Das deutsche Volk hätte ohne erfolgreiche Anteilnahme an dieser Entwicklung ins Hintertreffen kommen müssen, selbst wenn die kraftvoll aufsteigenden Mächte nicht mannigfach störend in seinen Bereich eingegriffen hätten. Das kam nun hinzu.

Zunächst brach auch über den süddeutschen Verkehr das Verderben herein. Nicht mit einem Schlage. Den Niedergang des oberitalischen Handels suchte man in anderer Weise wett zu machen. Die Verschiebung der Welthandelsstraßen, die den Schwerpunkt des Welthandels vom Mittelmeer nach der Atlantischen Küste verlegte, hat noch nicht ohne weiteres eine vollständige Katastrophe für den oberdeutschen Handel zur Folge gehabt. Im Gegenteil hatte die Personalunion zwischen dem Deutschen Reich und Spanien für die großen oberdeutschen Firmen die Möglichkeit erschlossen, von der Pyrenäenhalbinsel und von den unter spanischer Herrschaft stehenden Niederlanden aus an den neuen überseeischen Handelsverbindungen sich zu beteiligen. Die engen finanziellen Beziehungen zur spanischen Krone führten die unternehmenden Kaufherren Oberdeutschlands sogar zu kühnen Kolonisationsversuchen in der neuen

Welt. Das alles stand freilich bei der weiten Entfernung der süddeutschen Städte von der Küste und bei dem unzulänglich entwickelten Nachrichtenverkehr jener Zeit auf unsicherer Grundlage. Und als mit der Tronentsagung Karl V. die spanisch-deutsche Personalunion ein Ende hatte, stellten sich gesteigerte Hemmnisse der Fortführung dieser Ueberseeunternehmungen entgegen.

Die oberdeutschen Firmen haben mehr und mehr aus dem internationalen Warenhandel sich zurückgezogen. Ihre Kolonisationsversuche mußten sie gezwungenerweise aufgeben. — Die freiwerdenden Kapitalien haben sie in erhöhtem Maße dem internationalen Geldgeschäft dienstbar gemacht. Die Fugger waren als Hofbankiers der Habsburger vorangegangen. Andere folgten nach. Unter den neu aufkommenden Formen der Aktiengesellschaft sind Millionen auch kleinen Rentenbesitzes dem wachsenden Kreditbedürfnis der Großstaaten zugeführt worden. Alle diese gewaltigen Geldoperationen sind im Hinblick auf die Gesamtheit des deutschen Volkes planlos durchgeführt. Sie haben kein nationales, überhaupt kein irgendwie zu bestimmendes gemeinsames Ziel. Wenn die Fugger dem Haus Habsburg dienten, so haben andere Firmen sich dem französischen König zur Verfügung gestellt. In dem großen Wettstreit der Häuser Habsburg und Valois hat das deutsche Kapital auf beiden Seiten mitgewirkt.*) Das hob die Möglichkeit einer zielbewußten politischen Einwirkung seitens der deutschen Kapitalmächte auf, die bei einheitlich geschlossenem Vorgehen sehr wohl zu erringen gewesen wäre. Es war dieselbe Zersplitterung deutscher Kraft, wie sie in dem Zulauf deutscher Söldner unter jede fremde Fahne jahrhundertelang fortbestand. Wie deutsches Blut ist deutsches Geld für fremde Zwecke vergeudet worden. Die gehäuften Staatsbankerotte seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts haben dem deutschen Kapital die schwersten Verluste gebracht. Die großen oberdeutschen Firmen haben zum Teil schon im 16. Jahrhundert falliert. Die Welser hatten 1614 abgewirtschaftet. Das Schicksal der Fugger war in derselben Zeit gleichfalls besiegelt. Es ist ohne Belang, daß mit Hängen und Würgen unter den gewagtesten Finanzoperationen der endgültige Zusammenbruch sich noch etliche Zeit verzögerte.

So war der alte Wohlstand des deutschen Volkes schon vor dem 30jährigen Kriege auf das schwerste beeinträchtigt. Die

*) R. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger. Jena 1896.

einstigen Quellen reichen Gewinns waren abgegraben und ungeheure Verluste über die deutsche Kapitalwelt hereingebrochen. In den sich verengenden Verhältnissen der Kleinstaaten und der niedergehenden Städte verkümmerte der gesunde Sinn. Kleinlich und engherzig stand man den großen Forderungen einer neuen Verkehrszeit gegenüber. Wir haben vor kurzem eine Untersuchung über die Augsburger Handelspolitik im 17. Jahrhundert erhalten. Der Verfasser*) gelangt zu dem Schluß: „Angesichts der fast unglaublichen Blößen, welche sich das Regiment der Stadt auf dem handelspolitischen Gebiet vor dem Ausbruch des großen Kampfes gegeben hat, wird wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß Augsburg auch ohne die unglücklichen Ereignisse des 30jährigen Krieges seine gebietende Stellung unter den großen Handelsplätzen Deutschlands verloren hätte. Das damalige Augsburger Stadtregiment wußte in dem sich eben anbahnenden Verkehrswesen der Neuzeit die großen Richt- und Zielpunkte, die auf dem weiten, labyrinthisch-verzweigten Meer menschlicher Handelstätigkeit allein Steuer und Kompaß bilden, nicht herauszufinden. Es blieb bei seinen handelspolitischen Maßnahmen stets in sklavischer Abhängigkeit von engen Rücksichten und lokalen Interessen. . . . Das mußte zu den ärgsten Mißgriffen in der Handelspolitik Augsburgs und schließlich zum Ruin des einst so blühenden Handels der Stadt der Fugger und Welser führen."

Man muß daneben die Nachrichten halten, die anderen Orts für den wirtschaftlichen Niedergang der deutschen Städte ermittelt sind. Für Brandenburg hat Priebatsch den Verfall der Städte und des Handels nachgewiesen**). Schon vor Ausgang des 16. Jahrhunderts gibt es in den mittel- und uckermärkischen Städten hunderte von wüsten, verfallenen und ledigen Häusern.***) Lamprecht hat für die Einwirkungen der sinkenden wirtschaftlichen Konjunktur das Schlagwort geprägt, daß eine „naturalwirtschaftliche Reaktion" seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland eingetreten sei. Die negative Seite dieser bezeichnenden Wendung darf nicht zu sehr gepreßt werden. Es ist nicht sowohl eine agrarische Rückbildung, die sich einstellt, sondern der landwirtschaftliche Betrieb gewinnt im Rahmen des deutschen Wirtschaftslebens

*) Joh. Müller, Augsburgs Warenhandel mit Venedig und die Augsburger Handelspolitik im Zeitalter des 30jährigen Krieges. Archiv für Kulturgeschichte, Band I. Berlin 1903. S. 347.

**) Der märkische Handel am Ausgang des Mittelalters (Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft 36).

***) Joh. Gebauer a. a. O. S. 11. Anm. 2.

infolge des Zurückweichens der merkantilen und industriellen Bedeutung Deutschlands an Gewicht. Der Rückgang des auswärtigen Aktivhandels mußte an sich auch die deutsche Industrie in Mitleidenschaft ziehen; sie wurde noch härter durch die eindringende fremde Konkurrenz getroffen. Mit wenigen Worten schildert Lamprecht*) die Lage: „Schon um 1550 ertönen die Klagen über Verarmung in den Städten, über Verfall der Kaufmannschaft und über Verödung der Landstraßen. Fremde Importhändler ziehen ein in Augsburg und Wien, in Nürnberg und Leipzig; das großstädtische Transportgewerbe krampft sich in enge Genossenschaften nach dem Vorbilde der verknöcherten Zünfte zusammen; die städtische Rechtsentwicklung büßt den geldwirtschaftlichen Zug des 15. Jahrhunderts teilweis ein, und auch in den Territorien bemerkt man den Rückgang der Hantierungen trotz guter Gelegenheit und schiffbarer Flüsse.“ Am Anfang des 17. Jahrhunderts weist die durchgängige tiefe Verschuldung der Städte auf ein allgemeines Finanzelend des Bürgertums, und auch die fürstlichen Finanzen sind damals in schlechtem Zustande gewesen. Es ist oben (S. 431) von dem ungewöhnlich verstärkten Andrang nach den Universitäten vor dem Kriege die Rede gewesen. Eulenburg (S. 79) führt ihn auf die ungünstige Wirtschaftslage Deutschlands zurück. Er betont, daß eine „unnatürliche Zunahme der liberalen Berufe immer dann eintritt, wenn andere Erwerbsgelegenheiten unterbunden sind“.

Alle diese Verfallserscheinungen treten in das rechte Licht erst, wenn man die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in Vergleich zu der Englands, Hollands, Frankreichs stellt. Ueber die hier wirksamen Momente haben die Forschungen Schmollers volle Klarheit verbreitet. Schmoller zeigt, wie seit dem Ausgang des Mittelalters in allen jenen erfolgreich aufstrebenden Staaten die wirtschaftlichen Kräfte einheitlich zusammengefaßt und auf große Ziele gelenkt werden. Es ist die staatliche Macht, die sich wirtschaftspolitisch zu betätigen beginnt, die, nach Anweisung der merkantilistischen Lehren, die inneren Verhältnisse auf neuer Grundlage ordnet und nach außen die geschlossene Macht für die Sicherung und Förderung der heimischen Interessen einsetzt. Erst unter staatlichem Schutz haben die neueren Unternehmungen großen Stils in Handel, Industrie und Ueberseekolonisation sich voll entfalten können. In der neu sich bildenden Staatenwelt wird Macht und Ansehen des

*) Deutsche Geschichte. V, 2, S. 490.

heimischen Gemeinwesens die feste Grundlage des Erfolges in der Fremde. Die starke Nation sichert ihre Angehörigen auf den fremden Märkten, schafft ihnen Vorteile und Vergünstigungen, die der Angehörige einer dürftigen Kleinmacht entbehrt. Und der kaufmännische Erfolg reißt die heimische Industrie mit. Das alles fördert rückwirkend die finanzielle und damit die militärische Leistungsfähigkeit des Staates. Es stützen und tragen sich die Staatsmacht daheim und das merkantile Gewicht draußen gegenseitig. Es begreift sich, wie die Anfänge großkapitalistischer Entwicklung in engster Verknüpfung mit der nationalen Staatsbildung stehen. Staatsmacht und wirtschaftlicher Aufschwung erscheinen innig verschwistert, und in dieser Verbindung erstarkt das Gemeinschaftsgefühl und erhebt sich der nationale Stolz.

Unter diesen weiten Gesichtspunkten hat Schmoller die merkantilistische Lehre in ihrer geschichtlichen Bedeutung gewürdigt, als den theoretischen Ausdruck dieser ökonomischen und politischen Zusammenhänge.

Von den großen Kulturnationen bleiben nur Deutschland und Italien im Rückstande. In beiden Fällen liegt das entscheidende Moment in der politischen Zerklüftung und in dem aus ihr sich ergebenden Mangel einer großstaatlichen Deckung und Förderung der Wirtschaftsinteressen. Deutschland verharrt inmitten erstarkender politischer Gemeinwesen auf der Zwischenstufe der Territorialwirtschaft, weil die deutschen Zustände der straffen stattlichen Zusammenfassung widerstreben. Schmoller*) urteilt: „Ueberall, nur in Deutschland nicht, reckten sich landschaftliche Wirtschaftskörper zu staatlichen aus, entstanden staatliche Wirtschafts- und Finanzsysteme, welche den neuen Bedürfnissen gerecht zu werden verstanden. Nur in unserem Vaterland versteinerten sich die alten Wirtschaftseinrichtungen bis zu vollständiger Leblosigkeit; nur in Deutschland ging, was es noch bis 1620 an Welthandel, an Technik, an Kapitalreichtum, an guten wirtschaftlichen Gewohnheiten, Verbindungen und Traditionen besaß, mehr und mehr verloren." Aber Schmoller fügt sofort hinzu: „Und doch nicht dieser äußere Verlust an Menschen und Kapital war es, was Deutschland um ein bis zwei Jahrhunderte gegenüber den Westmächten zurückbrachte; auch nicht die Verlegung der Welthandelsstraße vom Mittelmeer nach dem Ozean war das wichtigste,

*) Das Merkantilsystem in seiner historischen Bedeutung. (Jahrbuch für Gesetzgebung. 1884. 8. Jahrg.) S. 41, 42.

sondern die mangelnde volkswirtschaftlich-staatliche Organisation, die mangelnde Zusammenfassung der Kräfte."

Hier ist das entscheidende Wort klar und unzweideutig ausgesprochen. Nur was Schmoller über das Niveau der Wirtschaftslage vor und nach dem Kriege sagt, ist meines Erachtens ein wenig anders zu bestimmen. Wollte man den Entwicklungsgang nach Schmollers Auffassung graphisch darstellen, so wäre in der den stetigen Niedergang bezeichnenden Linie durch den Krieg eine starke Senkung verursacht. Nach dem Kriege würde diese Linie in alter Weise, aber eben doch in einer wesentlich tieferen Lage weiter herabsinken. Ich halte den Absturz in der Kriegszeit für geringer und glaube, daß die Abweichung nach unten sehr rasch soweit ausgeglichen war, daß die weitere Entwicklung sich von einem Punkt aus bewegt, der in ziemlich gradliniger Fortsetzung der vorherigen Richtung liegt.

Der Krieg greift in eine Epoche des Niedergangs ein. Was er an Volksvermögen zerstört, ist, am Ganzen gemessen, doch nur ein Bruchteil. Die Hemmung und Störung von Handel und Verkehr, wie die Lähmung der produktiven Kraft des Volkes setzten nicht gleichmäßig in allen Teilen des Reichs ein und sie wirkten nur vorübergehend. Endlich stehen den Passiva auch Aktiva gegenüber. Was an unmittelbaren Schädigungen der Kriegszeit zu verzeichnen ist, das wäre von einer in richtiger Weise dem Weltwirtschaftssystem eingegliederten Nation sehr bald vollkommen überwunden worden, hätte einen Aufstieg nicht hintangehalten. Im 14. Jahrhundert hat der mutmaßlich bedeutendere Menschenverlust durch den schwarzen Tod den gesunden Fortschritt in keiner Weise beeinflußt. weil Deutschland damals in einer Periode des Aufstiegs sich befand. Im 17. Jahrhundert liegt ein von langer Hand hereingeleiteter Niedergang vor, ein durch ganz allgemeine, vom Kriege völlig unabhängige Ursachen bedingter Abstieg.

Der Krieg hat an sich so unendlich mehr Schaden nicht gestiftet, als andere große und langdauernde Völkerkämpfe. Die Hugenottenkriege in Frankreich und die anschließenden Wirren der Fronde gegen das absolute Königtum umfassen einen noch längeren Zeitraum als der 30jährige Krieg. Das furchtbare Ringen der Nordniederlande mit Spanien hat acht Jahrzehnte gewährt. Die zusammenhängende und nur wenig unterbrochene Kette des österreichischen Erbfolgekrieges und der drei schlesischen Kriege, oder das

Völkerringen vom Kreuzzug gegen die Revolution bis zum Untergang Napoleons I. stehen an Dauer dem 30jährigen Kriege wenig nach. Unzweifelhaft haben wir da für besonders hart betroffene Gebietsteile ähnliche Verheerungen zu verzeichnen, wie sie der 30jährige Krieg über Deutschland brachte. Und doch hat noch niemand behauptet, daß die gedeihliche materielle Entwicklung durch diese Kriegszeiten für ein ganzes großes Volk um Jahrhunderte zurückgeschraubt worden wäre. Warum soll das allein im 30jährigen Kriege der Fall gewesen sein?

Im 17. Jahrhundert schleppten sich die Nachwehen eben nur darum lähmend fort, weil Deutschlands wirtschaftliche Weltstellung schon vor dem Kriege gebrochen war, und weil sie nach dem Kriege noch ungünstiger sich gestaltete. Schlimmer vielleicht als alle Verheerungen des Krieges wirkten dabei die Bestimmungen des Friedens ein.

Die kaiserliche Zentralgewalt war noch tiefer herabgedrückt. Der Partikularismus hatte eine weitere Kräftigung erfahren, und damit steigerte sich für die Gesamtnation die Unfähigkeit, den neuen Bedingungen einer gesunden Staatswirtschaft sich anzupassen. Die merkantilistischen Grundsätze haben ja auch bei uns Aufnahme gefunden. Aber nur in dem engeren Rahmen der Einzelstaaten. Sie wurden hier, namentlich in kleinstaatlichen Gebilden, ebenso oft zum Unsinn, wie die lächerliche Nachahmung des Sonnenkönigtums an den Duodezhöfen. Wirklich große Ergebnisse konnten an keiner Stelle erzielt werden. Jeder Teil suchte engherzig seinen Vorteil zu wahren. Und jeder Teil schädigte das Ganze, wie sich selbst. Es ist nur eine scheinbare Ausnahme von diesem Endergebnis, wenn an einzelnen Stellen ein Aufschwung erfolgt. So hat Hamburg seit der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts sein Geschäft dadurch gemacht, daß es dem Einbruch des englischen Handels ein breites Tor öffnete. Die selbstsüchtige Geltendmachung des Eigeninteresses auf Kosten der nationalen Gesamtheit hat sich bezahlt gemacht. Aber man darf nur vergleichen, in welchem Maße die Bedeutung des Platzes im neuen Reich gewachsen ist, um zu begreifen, daß auch damals schon der Gewinn für Hamburg ein ungleich größerer gewesen wäre, wenn es im Rahmen eines deutschen Gesamtstaates, gedeckt durch die See- und Waffenmacht eines starken Volkes, seinen Interessen hätte nachgehen können.

Abgesehen von der im Friedensschluß anerkannten Stärkung des Partikularismus sind es die Abmachungen über die Küsten-

gebiete, die Deutschland aufs schwerste beeinträchtigten. Neben Holland, Dänemark und Polen hatte nunmehr auch Schweden in breiter Front an der deutschen Küste sich festgesetzt. Die Rheinmündung war in den Händen Hollands. Weser und Elbe standen unter schwedischem und dänischem Druck. Die Odermündungen waren mit Stettin, dem wichtigsten pommerschen Hafenplatz, an Schweden ausgeliefert, und diese Macht wußte auch die Zolldirektion in den Häfen Hinterpommerns wie in denen Mecklenburgs an sich zu reißen. Die Weichselmündung endlich stand unter polnischem Einfluß, der auch in Pillau und Memel mitsprach.

Die Sachlage ist von den Zeitgenossen mit aller Klarheit erfaßt worden. In einer brandenburgischen Streitschrift gegen Schweden vom Jahre 1658 findet sich der bezeichnende Schmerzensruf: „Was sind Deutschlands große Ströme anders, denn fremder Nationen Gefangene!“ — Deutschland war vom Meere abgeschnitten. Das Land, in dem Handel und Industrie schon vor dem Kriege ihre einstige Bedeutung wesentlich gemindert sahen, ist nun in noch ausgesprochenerem Sinne ein Ackerbauland geworden. Die Städte, deren politischer Einfluß, eben infolge ihrer wirtschaftlichen Lahmlegung, längst von der fürstlichen Macht überflügelt war, versinken mit wenigen Ausnahmen in kleinbürgerliche Zustände. Die breiteste Schicht der Bevölkerung waren leibeigene, an die Scholle gefesselte Bauern. Ueber ihnen erhob sich der Adel in neugefestigter Stellung, zum guten Teil unmittelbar auf Kosten der Bauern. Die grundbesitzende Aristokratie gewinnt wieder eine breitere materielle Grundlage. Der beherrschende Einfluß im deutschen Leben geht auf diejenigen sozialen Gruppen über, die von der wirtschaftlichen Depression am wenigsten beeinträchtigt sind, die im Gegenteil materiell vorankommen. Das sind die fürstlichen Höfe und das ist der adlige Grundbesitz. Fürsten und Adel treten entscheidend in den Vordergrund des deutschen Lebens und gewinnen auch kulturell die Führung.

Wie hinterdrein die merkantilistische Staatspraxis der größeren Territorien begrenzte, eine bessere Zukunft vorbereitende Erfolge einbrachte, wie mit der Ueberwindung feudalzeitlicher Rückständigkeiten um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts auch bei uns die gebundenen Kräfte entfesselt wurden, und im 19. Jahrhundert die preußische Zollvereinspolitik die ersten bedeutsamen Schritte zu einer über die Grenzen des Territorialstaats hinausweisenden wirtschaftlichen und nationalen Wiedergeburt unternahm, das alles ist hier nicht zu schildern. —

Im 17. Jahrhundert ist das Bild, das der jüngere Merian von dem „herrlichen, schönen vnd gleichsamb in der höchsten Blüt stehenden Teutschland" für die Zeit vor 1618 entrollt, eine holde Täuschung, geboren aus dem sehnsüchtigen Verlangen nach der „guten alten Zeit". Den Stand von 1618 hat man in Deutschland z. T. wohl schon in den letzten abflauenden Kriegszeiten und jedenfalls nach dem Kriege sehr viel früher annähernd wieder erreicht, als es bislang zugestanden wurde. Aber über den Tiefstand hinauszukommen, den eben dieses Stadium in Wirklichkeit bereits darstellte, war unter den gegebenen Verhältnissen so unendlich schwer. Unser schönes Vaterland ist schließlich so gar schlecht von der Natur nicht ausgestattet. Es ist kein Paradies, wo die Natur freiwillig alle Schätze darbietet, kein Schlaraffenland, in dem man die Hände in den Schoß legen darf. Aber wie Luther einmal sagt: „es wächst uns ja von Gottes Gnaden mehr Essen und Trinken und so köstlich und gut, als irgend einem andern Lande." Der Deutsche ist stets ein emsiger Arbeiter gewesen. So hat man bei bescheidenen Ansprüchen sich weitergeholfen. Man darf nur nicht Glanz und Pracht in den glücklicheren Nachbarreichen damit vergleichen. Auf Menschenalter hinaus blieb unserem wirtschaftlichen und sozialen Leben jene Dürftigkeit und jene Enge des Gesichtskreises eigen, die mit kleinstaatlichem und kleinstädtischem Zuschnitt untrennbar verbunden ist.

Also nicht der Krieg trägt die Schuld an der Verkümmerung des deutschen Lebens, sondern im tiefsten Grunde: Die staatliche Zersplitterung unseres Vaterlandes. Die hat, wie das politische Elend, so die wirtschaftliche Ohnmacht und Hilflosigkeit gezeitigt, an der wir so lange krankten. Das ist die große Lehre, die unmittelbar aus den Tatsachen uns entgegentritt.

# Lehren des Kieler Werftprozesses.

Von

**Faustus.**

---

Kein Prozeß hat in letzter Zeit die Gemüter der zeitunglesenden Deutschen so erregt, wie der Werftprozeß, der jetzt in Kiel verhandelt wird. Nicht um des Schicksals der Angeklagten willen, das im öffentlichen Interesse mit Recht ganz zurücktritt, sondern weil man glaubt, daß durch die Aussagen der Zeugen und Sachverständigen sehr ungehörige Zustände in der Marineverwaltung aufgedeckt sind. Einzelne Heißsporne haben selbst in gemäßigten Blättern ganz außerordentlich scharfe Angriffe erhoben, und wenn auch durch Entgegnungen viele falsche Zahlen widerlegt, viele tendenziöse Behauptungen als absolut falsch erwiesen sind, es bleibt doch als Gesamtrest auch bei dem marinefreundlichen Leser das unbehagliche Gefühl, daß in der Werftverwaltung nicht alles so ist, wie es wohl sein sollte, und daß der Ruf nach Reformen nicht unberechtigt ist. Es lohnt der Mühe, aus der Fülle des Materials die Vorwürfe und deren Folgerungen in ihren Grundzügen kurz zu charakterisieren.

Da ist zunächst der oberflächlichste Vorwurf, daß ein Teil der Marinebeamten moralisch nicht einwandfrei sei, wie die unter Anklage stehenden Bestechungsgeschichten bewiesen. Vor dem Abschluß des Prozesses wird es kaum zu sagen sein, ob sich die Angeklagten tatsächlich der Bestechlichkeit schuldig gemacht haben; aber selbst wenn dies der Fall ist, so wird doch im Grunde kein Einsichtiger behaupten wollen, daß man auch nur das allergeringste Recht hätte, diesen Einzelfall zu verallgemeinern und allgemein die moralische Integrität der Marinebeamten anzuzweifeln. Lumpen kann es überall geben, gegen die Angeklagten wird mit der größten Schärfe vorgegangen, und jedem, der daran denkt, daß das Marinebeamtentum sich aus denselben Elementen ergänzt, wie das preußische Beamten-

heer, wird es klar sein, daß die Verallgemeinerung etwa erwiesener Bestechlichkeit unsinnig wäre.

Da ist zweitens der Vorwurf fachlicher, d. h. in erster Linie technischer Untüchtigkeit der Beamten, ein Vorwurf, der sich im wesentlichen auf der Aeußerung des Angeklagten Frankenthal aufbaut, der Magazindirektor Heinrich habe nicht Messing von Bronze unterscheiden können. In einem der schärfsten Angriffe, und in der Ansicht so manches Zeitungslesers, hat das die Form angenommen, daß allgemein auf der Werft Bronze nicht von Messing unterschieden werden könnte. Dazu ist zunächst zu sagen, daß der Magazindirektor Heinrich keinerlei technische Vorbildung besitzt, sondern einer Bureausubalternbeamtenkarriere angehört, daß also seine Unfähigkeit in dieser Hinsicht gar nichts für oder gegen die Tüchtigkeit der eigentlich wesentlichen technischen Beamten in technischer Beziehung beweist. Und dann darf man doch auch in der Aufregung des Prozesses nicht vergessen, daß der hervorragende Anteil der Kaiserlichen Werften an dem Ausbau unserer Flotte, deren Material technisch hervorragend ist, sich nicht mit fachlich schlechten Kräften hätte erreichen lassen; man darf nicht vergessen, daß die Marineschiffbauer aus demselben Entwicklungsgang stammen, wie die Schiffbauer der Privatindustrie, auf deren Leistungen ganz Deutschland stolz ist, und daß es doch nicht mit rechten Dingen zugehen müßte, wenn ausgerechnet die Marine, die sich aus einer großen Zahl Bewerber aussucht, lauter technische Minderwertigkeiten unter ihren Beamten hätte! Nein, auch dieses Gebiet ist es nicht, wo der Kernpunkt der erhobenen Vorwürfe zu suchen ist.

Aber das eben Gesagte leitet unmittelbar darauf hin. Es muß ja sonderbar berühren, daß der nicht technisch gebildete Heinrich überhaupt in diesen technischen Fragen eine so folgenschwere Tätigkeit entwickeln konnte; es hat Kopfschütteln erregt, daß die Beaufsichtigung des Wiegens durch nicht fachlich gebildete Applikanten des Verwaltungsdienstes erfolgte, und im ganzen ist der Eindruck erweckt, daß bei dem Teil des Werftbetriebs, der im Prozeß beleuchtet wurde, beim Verkauf des Altmaterials, eine gewisse Planlosigkeit und Hilflosigkeit der Werftorganisation gegenüber wirtschaftlich-kaufmännischen Anforderungen zutage getreten sei. Dieser Vorwurf wird ganz allgemein erhoben: man glaubt, daß überhaupt auf der Werft nicht die richtigen Leute an der richtigen Stelle stehen und daß dadurch der gesamte Betrieb, mögen die Beamten auch moralisch einwandfrei sein und mögen sie technisch etwas verstehen, nicht mit der Spar-

samkeit arbeitet, die jeder Betrieb haben soll und doppelt der Staatsbetrieb, in dem die Gelder der Steuerzahler verwirtschaftet werden. Dies ist offenbar der Kernpunkt der ganzen Angelegenheit; um ihn kristallisieren sich die Angriffe aller, die wirklich bessern und nicht nur räsonnieren wollen, an ihm werden eine ernsthafte Besprechung und ernsthafte Reformvorschläge einsetzen müssen.

Auf diesem Gebiete beabsichtigt auch die Marineverwaltung mit Reformen vorzugehen. Die ausführlichen Veröffentlichungen geben ein genaues Bild dessen, was sie beabsichtigt. Es ist ja natürlich schwer, bei einem so komplizierten Organismus, wie die Marine es ist, die einzelnen Vorschläge des umfangreichen Schriftstücks im einzelnen zu kritisieren, und das kann und soll auch nicht Aufgabe dieses Artikels sein. Wohl aber ist es möglich, die allgemeine Richtung, die Hauptanschauung, die den Reformvorschlägen zugrunde liegt, zu erkennen und zu beurteilen. Die vorgeschlagenen Reformen erstrecken sich im wesentlichen auf zweierlei: Einführung kaufmännischer Buchführung und Erhöhung des Einflusses des Offiziers und vor allem des Juristen auf den gesamten Werftbetrieb. Von diesen beiden Teilen wird der erste, Anwendung kaufmännischer Buchführung, sicher nützlich sein, es ist aber natürlich ausgeschlossen, daß eine solche Maßregel wirklich in hohem Maße ändernd wirkt; wesentlich ist der zweite, und so ergibt sich denn als Hauptfrage, ob eine solche Richtung des Reformplans wirklich Nutzen bringen wird.

Vergegenwärtigen wir uns kurz, worum es sich bei der Werft handelt. Die Werft ist ein technischer Betrieb. Natürlich spielen auch andere Dinge hinein, ein Marineinstitut hat stets auch militärische Interessen und gerade den Teil, um den es sich beim Prozeß handelt, Magazinbetrieb, Altmaterialverkauf, wird man nicht rein technisch, sondern kaufmännisch-technisch nennen müssen; aber in den Zeitungen ist schon dargelegt, daß dieser Altmaterialbetrieb geldmäßig noch nicht 1 % der ganzen Werfttätigkeit ausmacht, ebenso tritt der Magazinbetrieb hinter dem technischen ganz zurück, und endlich ist es für jeden, der offenen Auges über eine Kaiserliche Werft geht, der sich überhaupt mit Marinefragen beschäftigt und die Polemiken gründlich liest, klar, daß es absolut falsch sein würde, das Wesen der Werft in militärischen Dingen zu sehen; die Werft ist im ganzen ein technischer Bau- und Reparaturbetrieb, eingefügt in den militärischen Organismus der Marine. Es mag hier eingeschoben werden, daß es natürlich in der Marine eine Anzahl Stellen gibt, wo das Technische sich dem Militärischen unterordnen muß, vor

allem im militärischen Frontdienst, der ja auch eine Fülle des Technischen enthält. Dort gehört das Technische organisch in das Militärische hinein und zwar unbestritten an die zweite Stelle; dort ist auch für die Anwendung der technischen Waffen der Offizier selbst in gewissem Grade technisch ausgebildet und hat technische Spezialoffiziere unter sich. Ganz anders bei der Werft. Hier ist kein militärischer Dienst, keine Front, keine militärischen Mannschaften; hier ist ein Fabrikationsbetrieb, in dem von Zivilarbeitern das Material der Flotte, das später der Front übergeben wird, gebaut und repariert wird; hier ist der Betrieb des technischen Beamten. Als leitend in diesem Betriebe vermutet jeder, der unbefangen an ihn herantritt, den Techniker. Tatsächlich steht an der Spitze der Werft als Oberwerftdirektor ein Offizier, unter ihm als gleichgestellte Direktoren eine Anzahl Offiziere, wenige Techniker und ein Jurist; letzterer hat den Magazinbetrieb, Beschaffungen, Altmaterial und ähnliches unter sich und führt die Geldgeschäfte für den ganzen Werftorganismus. Der Einfluß des Technikers ist also schon jetzt viel geringer, als gemeinhin angenommen wird; er soll noch weiter verringert werden.

Man sieht, es dreht sich hier um ein Problem, das auch die preußische allgemeine Bauverwaltung und die Eisenbahn heute bei allen Organisationsfragen beherrscht, ein Problem, das die ganze Technikerwelt in den letzten Jahren immer wieder beschäftigt hat, ein Problem, das sich etwa so präzisieren läßt: Ist es wirklich nötig — wie es unsere Staatsverwaltung durchweg tut —, nicht dem Techniker allein die Leitung der technischen Staatsbetriebe zu übertragen, sondern neben oder womöglich über ihn den in Geldsachen mitsprechenden Verwaltungsbeamten zu setzen? Dies Problem ist hier doppelt verwickelt, da sich zu den Verwaltungsjuristen der Offizier gesellt, dessen zahlenmäßiges Ueberwiegen in den einflußreichen Stellen oben dargelegt wurde.

Es sind eine Reihe von Gründen vorhanden, die für diese Einrichtung zu sprechen scheinen und die, wenn man mit interessierten Kreisen über diese Frage diskutiert, stets lebhaft betont werden. Wir wollen versuchen, sie unbefangen darzustellen und zu prüfen.

Zunächst der Offizier. Daß formell an der Spitze der Werft ein Offizier steht, ist unseren militärischen Kreisen so selbstverständlich, daß eine ausdrückliche Begründung dafür von jedem Militär für überflüssig gehalten wird. Der Offizier, der ja in der Marine im ganzen stets den Ausschlag gibt, kann es sich eben gar nicht

anders vorstellen, als daß ein solcher Riesenbetrieb, wie eine kaiserliche Werft, als formellen Leiter einen Offizier hat. Dazu kommt der wohl ungeschriebene, aber im militärischen Organismus unbedingt herrschende Grundsatz, daß kein Offizier Untergebener eines Beamten sein darf, wohl aber umgekehrt; da die Werft Offiziere enthält und ja auch enthalten muß, denn einzelne militärische Punkte sind vorhanden, so muß nach diesem Grundsatz ein Offizier die Spitze bilden. Dieser Grundsatz bedingt auch, daß der Offizier dem Techniker mindestens gleich geordnet ist, sowie in einer technischen Frage die geringste militärische Nebenfrage auftaucht. Endlich führt zu einer weitgehenden Verwendung von Offizieren im Werftbetrieb der Wunsch, nicht mehr frontdienstfähige Offiziere zu versorgen, an sich sicher ein dringendes Bedürfnis, das zur Schlagfertigkeit des Offizierkorps beiträgt.

Ausdrücklich muß hier hervorgehoben werden, daß sich zu den angeführten Gründen nicht etwa der gesellt, daß der Marineoffizier in schiffbaulichen Fragen sachverständig wäre und neben dem Techniker im technischen Betrieb verwendet werden könnte; das letztere geschieht nicht und natürlich ist der Offizier dazu auch ebensowenig imstande, wie etwa der Techniker eines schönen Tages Artillerieoffizier oder Kommandant eines Kriegsschiffes werden könnte.

Man sieht, daß der Offizier nicht eigentlich aus Gründen des technisch-wirtschaftlichen Betriebes auf der Werft eine so große Rolle spielt; es sind außerhalb dieser wirtschaftlichen Fragen liegende Gesichtspunkte, die ihn hineinbringen, Gesichtspunkte, die man je nach seiner persönlichen Auffassung für mehr oder weniger bedeutend halten wird; das eine geht aber hieraus unzweifelhaft hervor, daß für die Wirtschaftlichkeit des Betriebs, um die es sich heute handelt, der Offizier nichts helfen kann und daß man nicht erwarten darf, eine Stärkung seines Einflusses könne den Werftbetrieb sparsamer und wirtschaftlicher gestalten. Wie unserer Ansicht nach dieser starke Einfluß sogar wesentliche Nachteile dafür mit sich bringt, wird der Schluß des Artikels zeigen.

Vorher sei aber noch die Stellung des Juristen besprochen, der für die vorliegende Frage eingehender behandelt werden muß, als der Offizier. Denn hier handelt es sich um sachliche Gesichtspunkte; von seiner Einwirkung in Geldsachen verspricht man sich Sparsamkeit. Hier brauchen wir auch nach den Gründen nicht nur im Marinebetrieb zu suchen, denn genau dasselbe wie auf der Werft verspricht man sich vom Juristen in der technischen Staatsverwaltung,

und die Gründe, die für ihn geltend gemacht werden, sind hier schon oft und eingehend dargelegt. Hervorragende Verwaltungsbeamte, wie z. B. mit besonderer Energie der Finanzminister Miquel, haben sich dahin ausgesprochen, daß der Techniker allein nicht sparsam arbeiten könnte, da er aus Vorliebe für sein technisches Werk zuviel Geld hineinstecken würde, und daß der mindestens gleichgeordnete Jurist nötig sei, um die im Sinne des Ganzen erforderliche Sparsamkeit des technischen Betriebes durchzusetzen. Diese Grundanschauung sitzt bei allen Verwaltungsbeamten fest; sie hat sich historisch entwickelt, ausgehend davon, daß das preußische juristische Verwaltungsbeamtentum ursprünglich ein nach außen hin fest abgeschlossener Körper war, der die allmählich mit der Aenderung des Wirtschaftslebens notwendig werdenden fachlichen Verwaltungskräfte sich nur sehr ungern eingliederte und sie stets als etwas Untergeordnetes, der Beaufsichtigung bedürfendes ansah; dazu kam, daß in der ersten Zeit ungeheuren technischen Aufschwungs der Techniker so ganz von der fachlichen Seite seines Berufs ausgefüllt wurde, wenn er auf der Höhe bleiben wollte, daß er dieser Auffassung im Anfang der Entwicklung nicht mit der nötigen Energie entgegentrat. Das ist zwar heute anders geworden, die technische Welt wendet sich nachdrücklich gegen eine solche Auffassung, aber man weiß ja zur Genüge, wie schwer es ist, solche alteingewurzelten Ansichten zu beseitigen.

Es muß aber hier mit aller Entschiedenheit hervorgehoben werden, daß das ganze Räsonnement falsch ist.

Denn der Jurist, und wenn er auch alle Geldsachen verwaltet, wenn kein Pfennig ohne ihn ausgegeben werden darf, ist erstens gar nicht imstande, im technischen Betriebe auf Sparsamkeit zu wirken und zweitens bringt seine Mitwirkung Nebenerscheinungen hervor, die direkt eine Verteuerung bedeuten.

Wir wollen uns klar machen, um was für eine Art des Sparens es sich hier handelt. Im Leben des Einzelnen und ebenso im Bureaubetrieb des reinen Verwaltungsbeamten hat die formelle Sparsamkeit ihr Feld, die in Abstrichen an geforderten Summen, im Niedrighalten jedes einzelnen Postens ihr Ideal sieht; hier heißt es tatsächlich gespart, wenn eine einzelne Ausgabe unterlassen wird, eine Neuanschaffung verschoben wird. Diese Art Sparsamkeit spielt natürlich auch etwas in das Gebiet des Technikers hinein, es gibt einzelne kleine Stellen, wo auch sie in Erscheinung tritt; aber das sind Bagatellen, ungeheure Nebensachen gegenüber der eigentlichen

technischen Arbeit, der von dem Gesamtgeldaufwand fast alles gilt; bei dieser herrscht ein ganz anderer, grundverschiedener Begriff der Sparsamkeit, nicht der formelle Abstrichbegriff, sondern der sachliche, der heißt: Sparsam arbeitet derjenige technische Betrieb, der sparsame, wirtschaftliche Arbeitsmethoden verwendet und die Gesamtsumme der sachlich miteinander verflochtenen, sich beeinflussenden Einzelausgaben für ein technisches Ziel niedrig hält, nicht die Einzelausgabe an sich. Das kann bedeuten, daß die Einführung neuer Arbeitsmaschinen, neuer Krähne, die zunächst dem Nichtfachmann als Ausgabe erscheint, tatsächlich eine enorme Verringerung der Ausgaben bedeutet, indem die Anschaffungskosten durch Ersparnis an Lohn in den nächsten Jahren überreichlich ausgeglichen werden, ja es kann sein, daß es wirtschaftlich geradezu ein Verbrechen bedeutet, mit den alten geldfressenden Maschinen weiter zu arbeiten. Ebenso kann eine Abtrennung einzelner Arbeitsgebiete bei der Konstruktion, d. h. vielleicht Neuanstellung einiger Beamten im Bureau zur Durcharbeitung von Einzelprojekten, tatsächlich den Betrieb verbilligen, indem die Werkstatt nun schneller arbeiten kann und die dadurch erzielte Ersparnis eines ganz kleinen Teils der Bausumme viel höher ist, als die Gehälter einiger Beamten. So kann die Informationsreise eines technischen Beamten, der eine Neuanlage einzurichten hat und sich an anderer Stelle über eine ähnliche Anlage informiert, ihn davor behüten, die Fehler der ersten tastenden Versuche, die dort gemacht sind, noch einmal zu machen und kann so das Hundertfache der Reisekosten einbringen. Die Beispiele ließen sich mit Leichtigkeit beliebig vermehren, aber ich glaube, die angeführten charakterisieren die Sache, und die Anschauung ist ja auch in unserm industriellen Volke dem Empfinden des Einzelnen nicht fremd.

Und in allen solchen Fragen ist der Jurist zuerst natürlich gar nicht in der Lage, irgend etwas dazu zu sagen. Der Jurist müßte wohl erst noch gefunden werden, der es wagen könnte, sein Urteil, ob in diesem Sinne eine Maßnahme verbilligend wirkt, dem des Technikers entgegenzusetzen; er muß das Urteil des Technikers einfach akzeptieren. Dasselbe gilt in diesem Zusammenhange auch für den Kaufmann, wenn man den Juristen durch ihn ersetzen wollte. Ob der Werftjurist in dem kaufmännischen Teil seiner Geschäfte, die er allein zu verwalten hat und die gerade durch den Prozeß hauptsächlich betroffen wurden, besser durch einen Kaufmann ersetzt wird, ist eine Frage für sich; diese Teile sind im Ge-

samtorganismus der Werft verschwindend klein, wir sprechen jetzt von der großen Frage der Gesamtorganisation, in der der Jurist der Sparaufseher des Technikers ist, und hier gilt für ihn ebenso wie für den Kaufmann, daß seine Sparkontrolle ganz nutzlos ist, sie kann gar nicht ausgeübt werden, sondern führt nur ein Scheindasein.

Aber noch mehr, sie schadet direkt! Denn natürlich wird der Jurist bestrebt sein, sein Sparaufsichtsrecht geltend zu machen und wird sich mit Vorliebe auf solche Fälle werfen, wo es sich um Neuanschaffungen, Modernisierung des Betriebs und dergleichen handelt. Besonders in solchen Zeiten, wo Sparsamkeit vom Reichskanzler an bis herab in die kleinste Hütte gepredigt wird, wird er mit Liebe jede Gelegenheit ergreifen, zu sagen, daß kein Geld ausgegeben werden dürfte und daß es noch weiter mit den alten Maschinen gehen müßte, mit denen es ja seit langen Jahren gegangen sei; denn die 100 000 Mk., die etwa eine vernünftige Arbeitsausführung weniger gekostet haben würde, die stehen nirgends auf dem Papier, wohl aber würde die Neuanlage von vielleicht 20 000 M. an irgend einer Stelle des amtlichen Rechnungsschemas als Ausgabe erscheinen. Und so tritt denn durch die Mitwirkung des Juristen, wenn sie überhaupt ausgeübt wird, eine formelle Sparsamkeit ein, die sachlich mit unökonomischer Wirtschaft, in einzelnen Fällen mit Verschwendung gleichbedeutend ist. Die Sparsamkeit wirklich schaffen kann nur der Techniker!

Man glaube doch auch ja nicht, daß der Techniker von heute für dieses sachliche Sparen keinen Sinn hätte. Wir brauchen nur die technische Literatur der letzten Zeit uns anzusehen, uns von dem Geiste zu überzeugen, der jetzt an unsern technischen Hochschulen weht. Ein im besten Sinne moderner, auf höchste Oekonomie der Produktion gerichteter Sinn geht durch die ganze Technikerwelt. Mag sein, daß hier und da ein einzelner nicht davon erfüllt ist, aber nur wer die Augen zumacht, nicht mit Technikern zusammenkommt, keine technische Allgemeinliteratur liest, kann glauben, daß diese Gesinnung nicht die herrschende im heutigen Techniker ist. Es sind ungeheuer gute Kräfte, die der Staat umsonst haben könnte und deren er sich künstlich beraubt, wenn er dem Techniker die Betätigung hierin erschwert oder unmöglich macht.

Was ist also schließlich übrig geblieben, das es rechtfertigen würde, den Einfluß des Offiziers und des Juristen auf den Werftbetrieb noch mehr zu stärken? Nichts, es spricht alles dagegen: Aber mit dieser Darlegung ist noch immer die Sache nicht erschöpft, noch nicht das letzte stärkste Argument gegen diese Stärkung berührt worden.

Dieses letzte Argument liegt darin, daß das Prinzip der Leitung durch Offizier, Techniker und Jurist an die Stelle der Einzelpersönlichkeit die Kommission setzt. Dieses Prinzip teilt die Verantwortung, läßt in keinem der drei das Gefühl der vollen Verantwortung aufkommen, lähmt jede freudige Initiative. Wahrhaft Gutes wird auf der ganzen Welt oder wenigstens bei germanischen Rassen nur durch die Persönlichkeit geschaffen, die sich ganz ihrem Werke hingibt, die sich mit ihm verwachsen fühlt, die jede Verantwortung für das, was herauskommt, voll übernimmt. Das gilt im Größten wie im Kleinsten, das gilt von der Armee und der Zivilverwaltung, von der Forschung und vom technischen Betrieb; keine Kommission, kein Dreimännerkollegium kann das schaffen, was die freudig Verantwortung suchende Einzelpersönlichkeit schaffen kann. Und wenn nun einer von den Dreien möglichst allein die Verantwortung und damit die wirkliche tatsächliche Leitung des Betriebes übernehmen soll, wer soll das sein? Es kann nur der sein, der auch imstande ist, sie sachlich zu übernehmen, d. h. im technischen Werftbetrieb der Techniker. Man wende nicht ein, daß es sich hier um Leitungsarbeit handelt und daß es für leitende Stellen auf die Vorbildung nicht so sehr ankommt; dieser letztere Satz ist sicher richtig für die höchsten Spitzen, wo es sich nur noch um Ueberblick und leitende Gesichtspunkte handelt, er ist wohl auch in gewissem Grade richtig für niedrigere Stufen des reinen Verwaltungsbeamtentums, wo es wesentlich auf gesunden Menschenverstand ankommt; er ist aber nicht richtig für eine ausgesprochen fachliche Leitung. Der technische Betrieb der Werft ist trotz seiner Riesengröße ein ausgesprochen fachliches Institut, hierin zu vergleichen mit einer Klinik, einem Gericht, einer Schule, und die Leitung des fachlichen Instituts gehört in die Hände des Fachmanns.

Nach alle dem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wirklich nutzbringende Reformen in der Werftorganisation zum Ziel haben müssen, mehr als bisher die volle Verantwortung dem Techniker aufzuerlegen, den Einfluß des Offiziers und des Juristen zurückzudrängen, soweit es irgend ausführbar ist. Mittel und Wege dazu werden sich schon finden lassen. Nur dann wird diese soviel Staub aufwirbelnde Sache zum Vorteil und nicht zum Nachteil der Allgemeinheit ausschlagen.

---

# Zur Theorie der Farbenharmonie.

Von

**Adolf Mayer.**

---

„Natura artis magistra."

Als Leitmotiv zu unserer Untersuchung dient uns der Helmholtzsche Satz: „Die Aesthetik sucht das Wesen des künstlerisch Schönen in seiner unbewußten Vernunftmäßigkeit." Ueber die Ursache der Harmonie der Töne insbesondere sind, diesem Motive folgend, von dem Begründer der Aesthetik auf naturwissenschaftlicher Grundlage Forschungen angestellt worden, die deutliche Resultate gegeben haben, und diese Resultate wurden von andern bestätigt. Es sind die Klänge mit gemeinschaftlichen Obertönen, die unserem Ohre den Eindruck des Harmonischen gewähren, und um gleiche Obertöne zu geben und keine Schwebungen zu verursachen, die das Ohr beleidigen, müssen die Grundtöne hinsichtlich ihrer Schwingungszahlen*) in einfachen mathematischen Verhältnissen stehen. Die Oktave steht bekanntlich zum Grundtone in dem Verhältnis, daß ihre Schwingungszahl die doppelte ist; die Quinte hat anderthalbmal so viel Schwingungen wie der Grundton und so weiter.

Bei den Farben lassen dergleiche einfache Beziehungen uns zunächst im Stiche. Die Skala des sichtbaren Lichts — die meisten Strahlen machen ja bekanntlich keinen Eindruck auf das Auge — umschließt nur eben eine Oktave. Schon dadurch ist die Gelegenheit zu einer harmonischen Uebereinstimmung auf Grund eines einfachen mathematischen Gesetzes äußerst beschränkt. Von einer völligen Analogie kann schon deshalb nicht die Rede sein; obschon es auch hier auffällig ist, daß gerade mit der Vollendung der Oktave der

---

*) Die Zahl der Schwingungen in der Zeiteinheit.

Farbeneindruck der höheren Schwingungszahl, des Violetten, sich dem der niederen, des Feuerroten, schon merklich nähert und nur noch die Farbennuance des Purpurnen zwischen sich läßt.

Sodann reduziert sich das ganze Sehen der Farbe auf nur drei (höchstens vier) diskrete Wahrnehmungsarten (wie Thomas Young, jener seiner Zeit weit vorausgeeilte Denker, der charakteristisch genug auch den Schlüssel zur Entzifferung der Hieroglyphen fand, schon vor hundert Jahren entdeckte) auf die Wahrnehmung des Roten, Grünen, Violetten, aus denen sich die ganze bunte Farbenwelt zusammensetzt. Auch ist diese von der Fachwissenschaft adoptierte Annahme nicht öde Theorie; auch nicht bloß das Resultat vorgenommener Analyse, sondern es ist durch die praktische Erfahrung vollständig erhärtet, daß man durch die richtige Zusammenmischung von drei Grundfarben alle wie auch immer gefärbten Bilder erzeugen kann. Man denke nur an die Photographien der Oelgemälde alter Meister nach dem Dreiplattensystem und an ähnliche technische Anwendungen.*)

Endlich ist das Auge gar nicht imstande, wie das Ohr es mit den zusammengesetzten Klängen tut, eine Mischfarbe in seine einzelnen Bestandteile aufzulösen.

An eine einfache Analogie zwischen der Ursache des harmonischen Gefühls in der Farben- und in der Tonwelt kann also schon aus den angeführten Gründen nicht mehr gedacht werden: denn in der letzteren wird, im großen Gegensatze zu der Zurückführung des farbigen auf nur drei Elemente, die Wahrnehmung durch eine ungleich ausgedehntere Nervenklaviatur vermittelt, in welcher für die besondere Perzeption der Töne vieler Oktaven reichlich Gelegenheit gegeben ist. —

Unser Hörapparat ist also, was die Empfindung der Höhe des Tones angeht, sehr viel vollkommener konstruiert, als der des Auges in der analogen Richtung.

Der Sehapparat zeichnet sich aber wieder durch ganz andere Vorteile aus, vor allem durch die Möglichkeit, aus dem erhaltenen Bilde die Abstände der leuchtenden Körper schätzen zu können, und durch die Projektion eines Bildes, das der wirklichen Außenwelt

---

*) Statt aus rot, grün, violett, oder früher aus rot, gelb, blau, werden auch wohl rot, grün, blau als Elemente angenommen. Vgl. Schenk: Pflügers Archiv 118, S. 176. Auch Theorien mit vier Elementarfarben wurden schon aufgestellt.

jedenfalls ähnlich ist; denn wir sind fortwährend der Gefahr ausgesetzt, das eine mit dem andern zu verwechseln.

Für das Ohr ist die Tonhöhe beinahe alles. Für das Auge ist die Farbe nur eine orientierende Zutat. Auf einer einzigen Tonhöhe läßt sich nicht das einfachste Lied konstruieren. Das Minimum der Höhe für die Erzeugung eines solchen ist drei, und das dreitönige Lied ist noch immer (zwar nicht ganz wörtlich, aber doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrach) verzweifelt monoton. Dagegen geben uns ungefärbte Photographien, Stiche und Zeichnungen schon einen sehr vollkommenen Eindruck des zugrunde liegenden Kunstwerkes; und Mondscheinslandschaften ohne Farbe können reizvoll sein, wenn auch dieser Reiz rascher erschöpft ist als der einer farbigen Landschaft.

Gibt es einen Vergleichungspunkt, so muß er mithin ganz wo anders gesucht werden, wennschon in derselben Richtung; denn auch wir wollen versuchen, in der Farbenwelt auf die Natur zurückzugehen, auf die Natur, die uns überhaupt das Maß aller Dinge ist, die auch die Ursache ist, daß eine mechanisch richtige Konstruktion als schön erscheint, weil sie den natürlichen, auf Festigkeit konstruierten Dingen aus der organischen Welt dadurch unwillkürlich ähnlich wird. — In derselben Richtung, nur etwas tiefer oder oberflächlicher, je nach der Seite, von der aus man gräbt; denn in der Welt der Töne ist das mathematische Gesetz das näherliegende, dieses aber seinerseits wieder erklärlich durch die von der Natur gegebenen Umstände.

Bevor wir näher auf das Natürliche in der Welt der Farben eingehen und das, was wir hier schon angedeutet, im einzelnen nachzuweisen versuchen, ist eine Erläuterung unerläßlich, wodurch der soeben besprochene, so sehr viel größere Reichtum der Welt des Klanges an Tönen verschiedener Höhe gegenüber der Armut der Farbenwelt in dieser Richtung biologisch erklärt werden kann. Es genügt für diesen Zweck die Aufstellung einer einzigen Frage: Was bliebe von der Welt des Klanges denn übrig, wenn die ganze Natur auf einen Ton gestimmt wäre? — Sie wäre vergleichbar der Sprache eines Taubstummen, oder der Rhythmik des Telegraphengeräusches. Nur Tonstärke und unregelmäßige Aufeinanderfolge blieben zurück, während anderseits das optische Bild noch beinahe ungeschwächt in seiner Wirksamkeit ist, wenn auch die belebende Färbung wegfällt. Und doch war es seinerzeit, da dies alles im Werden begriffen war, biologisch die Aufgabe für den wehrlosen Menschen.

in der Dunkelheit und aus dem Dickicht die Stimme des Wolfes zu unterscheiden von der des treuen Hundes, da in solcher Lage die Gefahr schon drohte, oder die Rettung sich ankündigte, ehe der Urheber mit dem Auge gesehen werden konnte. — Klangfarbe wird man vielleicht sagen, und daß dieses Merkmal noch übrig bliebe zur Unterscheidung: Aber damit würde man einen Irrtum begangen haben, da Klangfarbe — obschon das Wort nicht völlig analog gebildet ist und nicht sein kann (da eben die Analogie bei der Vergleichung des Reichs der Farben und Töne fortwährend im Stiche läßt) — eben zum Teil auf der Höhe des Tones beruht. Allerdings nicht auf der Höhe des Grundtones und des dadurch bestimmten Kollektivklanges, sondern der Nebentöne, die eben den Charakter eines Klanges ausmachen. Fällt also die verschiedene Tonhöhe weg, so schwindet auch notwendig die Klangfarbe, und es bliebe nichts weiter übrig als das laut oder leise, das Anschwellen und das Abschwellen, und dann überhaupt der Rhythmus der Aufeinanderfolge, kurz die Akzentuierung. Die Tonwelt würde sich dann, wie gesagt, beschränken auf eine farblose Sprache, wie die, welche der Morsesche Telegraph redet, und die uns gar nichts sagen würde, wenn hier nicht schon aus dem bloßen Rhythmus die Elemente einer Kunstsprache zusammengestellt wären, die der Eingeweihte allerdings versteht, die aber ihres abstrakten Charakters wegen auch für ihn viel langsamer redet als die der Natur nachgebildete (oder vielmehr noch ganz natürliche und nur durch komplizierte Apparate übermittelte) des Telephons; daher es denn nicht wundernehmen kann, daß das letztere, wo es irgend verwendet werden konnte, bald die Herrschaft gewann.

Niemals könnten aber auf diese farblose Weise die vielen Klänge der organischen Natur, die instinktiv hervorgebracht und instinktiv verstanden werden, eine charakteristische, vor Mißverständnis schützende Bildung erlangen. Wie könnte das Wutgebrüll des Raubtieres, das die Herdentiere erzittern macht, genugsam unterschieden werden von dem Freudengewieher des Hengstes, wenn er die Stute erblickt? — Die Warnungsrufe der Alten, wie wären sie genügend zu unterscheiden von den Koselauten der Jungen und der Jüngsten? Im Märchen ist dies hübsch angedeutet, wo die sieben jungen Gaislein ihre Mutter an der Stimme erkennen, und der Wolf erst Kreide fressen muß, um seine Stimme der der alten Gais ähnlich zu machen.

Das Ohr der Tiere *mußte* mithin naturnotwendig differenziert werden zu einer Empfindlichkeit, die viele Oktaven von Tönen um-

faßt, und diese Differenzierung hat bei dem Menschen wohl noch zugenommen, da der Mensch erst recht auf die Beherrschung verschiedener Tonhöhen angewiesen war. Die Klangfarbe ward benützt zur Wortbildung aus verschieden gefärbten Buchstaben, die Tonhöhe verwendet zur Gestaltung der befehlenden, bestätigenden, fragenden Form, die Dissonanz und das chromatische Hinübergleiten (auch hier wieder anlehnend an die instinktive Natur) zur Aeußerung des Schmerzes und des Unwillens*); und wenn in der späteren Kultur durch allerlei abstrakte Hilfsmittel auch ein Höhepunkt in dieser Evolution überschritten ist, und die Sprache der Hochgebildeten viele jener sinnlichen Hilfsmittel eher verschmäht als fördert, so hat doch eine besondere Kunst, die offenbar von der menschlichen Sprache abzweigt, sich gerade von allen diesen Verschiedenheiten der Tonhöhe als Mittel zu ihrer Wirkung bemächtigt und benutzt wesentlich diese sowohl in der Melodie als im Akkorde als mächtiges Stimmungsmittel für das Gemüt. Und auch in der lyrischen Poesie und in der Rhetorik spielt noch die Tongebung neben dem abstrakt übermittelten Inhalt der Rede ein gerade wieder in der (das Sinnliche wieder mehr zu seinem guten Rechte verhelfenden) Neuzeit mehr und mehr gewürdigtes Hilfsmittel zu nahezu demselben Zwecke.

Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück, zu der Farbenharmonie und ihrer Erklärung. Es wurde schon angedeutet, daß wir auch hier an die Natur der Dinge anknüpfen müssen. Ich meine damit, an die Farbenerfahrung im praktischen Leben, an das Federkleid der Vögel, das Haarkleid der Säugetiere, an Haut- und Haarfarbe des Menschen, die Blumenfarben und dann zuletzt, aber nicht in letzter Linie, an die der Landschaft. — Schon die Tatsache ist in dieser Richtung von Wert, daß die Papuas, die Bewohner des farbenprächtigsten Landes, unter allen Wilden das farbenfreudigste Künstlervolk sind; und in Europa machen wir ja mit den Italienern mutatis mutandis dieselbe Erfahrung.

Wir vertreten damit aber in keiner Weise die Behauptung, daß einfache physikalische Gesetze nicht auch mitwirkten. Gewiß ist, daß satte Komplementärfarben neben einander niemals als harmonisch empfunden werden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie beim langen Betrachten sich gegenseitig derart steigern, daß es geradezu schmerzt, auf sie hinzublicken.

---

*) Näher ausgeführt in Adolf Mayer: Zur Theorie der Musik (Preuß. Jahrb. 1909, B. 137, S. 43).

Von diesen Dingen wird noch später die Rede sein. In der Hauptsache aber müssen wir bei der Natur in die Lehre gehen, und da sehen wir denn sowohl im Federkleide der Vögel und im Haarkleide der Säugetiere als auch in der Landschaft allerdings alle möglichen nahe beieinander liegenden Farbentöne: aber es sind meistens nicht Nuancen in der Richtung einer kleineren oder größeren Wellenlänge, sondern kleinere oder größere Sättigungen einer und derselben Farbe, also Vermischungen der Farben mit weiß und schwarz, aber nicht mit den benachbarten Farben des Spektrums. —

Man beachte hierbei überall die Variation der Farbe in drei Richtungen, was selbst in Lehrbüchern der Physik nicht immer deutlich dargestellt wird: 1. In der Richtung der Brechbarkeit oder des Farbentons; dem Rot ist hier der Purpur und das Orange benachbart. 2. In der Richtung der Reinheit: Zumischung von Grau; dem Rot ist hier das Ziegelrot benachbart, das schon Uebergang zu einer Schmutzfarbe ist. 3. In der Richtung der Sättigung: Zumischung von Weiß und Schwarz; dem Rot ist benachbart Fleischfarbig und anderseits Rotbraun.*)

Von der bunten Vogelwelt einstweilen abgesehen, ist das natürliche Kleid eines höheren Tieres meist braun, gelb oder grau. Nach der Bauchseite zu wird dann die Farbe beinahe regelmäßig heller, aber diese Helligkeit beruht eben auf der Zumischung von Weiß und nicht auf einer anderen Farbennuance. Hat das Tier noch andere Farben, so sind ihm dieselben gewöhnlich in ganz kecken Tupfen oder Streifen aufgesetzt und nicht aus einer ähnlichen Farbenmischung gewählt, sondern aus einer ganz anderen Gegend der Palette, obwohl auch niemals genau komplementär, selbst nicht bei den bunten Papageien. Ich habe mir die von Neu-Guinea besonders zu diesem Zwecke im Senkenbergschen Institute angesehen.

Die hellere Bauchfarbe, die durch das ganze Tierreich verfolgt werden kann, wird wohl ihre physiologischen Ursachen haben, zum Teil auch durch die Mitwirkung des Lichts bei der Pigmententwicklung zu erklären sein, da das Licht eben vorzugsweise den derberen Rücken trifft. Sie hat aber auch biologisch einen guten Sinn. Gerade weil die Bauchseite des Körpers sowie die Innenseite der

*) Allerdings ist die zweite Kategorie insofern mit der Zumischung von Weiß identisch, als Grau bei starker Beleuchtung selbst in Weiß übergeht. Trotzdem ist für unseren Zweck die zweite Kategorie aufrecht zu erhalten, da dieselbe für mittlere Beleuchtungsstärken Geltung hat. Bei sehr starkem Licht erscheint Ziegelrot allerdings als fleischfarbig.

Extremitäten dem Lichte gewöhnlich abgekehrt sind und die Farbe der Tiere vielfach den Zweck hat, dieselben in dem ihnen natürlichen Medium vor Verfolgern oder Verfolgten zu verbergen, so ist der **Vorteil** der größeren natürlichen Dunkelfärbung der stärker beleuchteten Partien augenscheinlich, ganz abgesehen davon, daß diese stärkere Färbung im Lichte wegen seiner Reizung zur Pigmentbildung nur natürlich erscheint. — Die Gegensätze von Licht und Schatten werden dadurch gedämpft, und das Tier, das auch nach bloßer Ausgleichung seiner Farbe mit dem umgebenden Medium noch an der Form erkannt werden könnte, ist, wenn Licht und Schatten neutralisiert wird, durch diese scheinbare Einbuße seiner plastischen Gestalt vor Erkennnung geschützt und dadurch im Kampf ums Dasein bevorteilt. — Es handelt sich m. a. W. um Schutzfärbung resp. Schattierung, um Mimikry.

Von der modernen Mode wird diese natürliche Farbenabstufung des Tierkleides entschieden und nicht ohne Glück, namentlich bei Damenkostümen, nachgeahmt. Hellere Westchen und dunklere Jäckchen und dergleichen, aber immer dieselbe Farbe, nur verschieden gesättigt, wie ja auch in der dem Körper angepaßten, sich verjüngenden Tüpfelung oder Streifung des Stoffs ein Anlehnen an die gleiche Natur, besonders inbezug auf die Raumverteilung,*) nicht zu verkennen ist, während das Karierte des Kleiderstoffes, aus Schottland importiert, nur den Stempel des Technischen trägt und die organischen gleich seinen eigenen Linien unbarmherzig durchkreuzt. — Im übrigen ist diese moderne Behandlung der Bekleidungsstoffe also ein Sich-Anlehnen an die Natur auch inbezug auf die Farbengebung, die uns schon durch die lange Gewöhnung als harmonisch erscheint, und wir haben diese Richtung wohl den in neuerer Zeit dahin gerichteten Studien, auch der besseren Kenntnis der Tiere in zoologischen Gärten zu danken, während man früher auf der Stufe stand, auf welcher der Orientale noch jetzt steht: sich in dem Kleidergeschmack von der Natur nach Kräften **abzuwenden** und auch zur Bekleidung **die** Farben zu verwenden, die an sich auf die Sinne den stärksten Eindruck machen. —

Auch für die Farbentönung der Landschaft herrscht, wenn wir den Gesetzmäßigkeiten in der Natur weiter zu folgen versuchen, eine ähnliche Regel wie für das Kleid der Tiere. Das Grün der

*) Auch in der Dekorierung von Flächen ist diese Beziehung mit Händen zu greifen.

Pflanzenwelt ist so ziemlich ein und dasselbe, da derselbe Farbstoff mit ganz bestimmten optischen Eigenschaften in allem pflanzlichen Gewebe dieser Färbung vorkommt und nur durch die Beimischung von Gelb, Blau und Rot nicht unbedeutend modifiziert wird. Ein und dasselbe Gewächs hat aber meist über seine ganze Fläche nur eine Nuance von Grün. Die Zweigspitzen sind nur weniger mit Farbe gesättigt. Oder derselbe Unterschied der Sättigung wird zustandegebracht durch Behaarung, die meist selbst farblos ist, oder aber durch weiße Reflexe,*) die sich dem Grün beimischen, am meisten aber durch verschieden starke Beleuchtung resp. Beschattung, wodurch verschiedene Sättigung mit dem gleichfalls neutralen Schwarz hervorgerufen wird.

Das alles finden wir wohl deshalb schön, weil es im Organismus begründet ist, in dem des Einzelwesens oder dem der Welt, und dies instinktiv von uns empfunden wird. Wie entzückend ist es, wenn der Sonnenstrahl das junge Buchengrün durchleuchtet und uns Abstufungen derselben Farbe zu genießen gibt! Und die edle Kastanie sucht mit ihren hellen Blüten diesen Beleuchtungseffekt nachzuahmen und gibt uns so auch an Regentagen helle Lichter zu genießen, wie sie sonst nur die Sonne zu erzeugen vermag. Dies wird also wesentlich bewirkt durch verschiedene Sättigung eines und desselben Grüns und mit nichten durch Nuancierung desselben nach dem Blauen oder dem Gelben zu. So helfen sich nur schlechte Maler, die oft das Hellgrüne mit einer gelblichen Nuance und das Tiefgrüne mit einer bläulichen andeuten.**)

Wenn aber die jüngsten Sprossen, wie bei der Eiche und der Wallnuß, wirklich durch Beimischung von Rot eine andere Nuance von Grün zeigen, so ist diese Beimischung meist so abweichend, daß keine Verstimmung des Auges, wie sie nahe beieinanderliegende

*) Freilich sind die Reflexe auch wohl andersfarbig, je nach der Farbe des Himmels, der Berge, der Gebäude Aber diese anders gefärbten Reflexe sind meistens schwach und jedenfalls zu wechselnd, um in der Nachahmung große Berücksichtigung finden zu können. In so weit sie berücksichtigt werden, gehört dies schon ganz der höheren Aesthetik an.

**) Ich ziele hiermit aber nicht auf den verbreiteten und schon von Helmholtz richtig gedeuteten Malertrick, für sehr große Helle überhaupt das Gelb oder für Düsterheit das Blau zu bevorzugen. Dieser läßt sich sehr wohl verteidigen, ja ist gar nicht zu vermeiden, da man die große Helle auf der Leinwand überhaupt nicht zurückgeben kann und so von der Eigenschaft des Gelben Vorteil zieht, in der Helligkeit besonders stark zu leuchten. Wird hierdurch die Illusion größerer Helle wirklich erreicht, so wirkt die Disharmonie, soweit sie in diesem Falle theoretisch überhaupt noch vorhanden ist, nicht mehr störend. Sie wird durch Ueberlegung aufgehoben. Die Dissonanz wird gleichsam gelöst.

aber spektroskopisch verschiedene Farben erzeugen, zustandekommt. Nur das Moos ist gelbgrün, ist aber von Natur stark beschattet, so daß die Differenz nicht wirksam wird; und der junge Roggen hat wohl dem Wiesengrün gegenüber einen Stich ins Bläuliche. Aber in der großen Landschaft verschwinden diese Differenzen. Sie bleiben nur erhalten und treten aufdringlich in den Vordergrund auf unsern künstlichen Ackerfeldern und werden dort auch wohl als unharmonisch empfunden. Blaugrüne Disteln und ähnlich gefärbte Koniferen gehören aber auf die Düne, wo sie von selbst niemals mit dem reinen Grün in einen unangenehmen Kontrast geraten. Kommt aber in die große Landschaft durch die Luftperspektive (infolge der Beugung der stark brechbaren Strahlen) ein entschieden bläulicher Hintergrund, so ist derselbe, da er meist durch eine entfernte Gebirgskette hervorgebracht wird, schon so abweichend nuanciert, daß der Unterschied nicht mehr als eine schreiende Dissonanz empfunden wird; und zugleich wirkt die geringere Sättigung der blauen Ferne beschwichtigend. Wird aber ausnahmsweise der Hintergrund durch eine ungewöhnliche Aufklärung der Luft (z. B. bei drohendem Gewitter)*) nahe gerückt, so wird auch in der Tat die Empfindung des Schönen gestört, und diese Dissonanz kann das unangenehme Gefühl, welches in einem solchen Augenblicke die elektrische Spannung in uns erzeugt, bedeutend verstärken. —

Völlig in Uebereinstimmung hiermit erscheint nun, daß blaugrüner Anstrich, wie er bei der Billigkeit der Chromfarbe so häufig beliebt wird, an dem Holzwerk von Häusern, die in Gärten gelegen sind, oder irgendwie vom Pflanzengrün sich abheben, als abscheulich empfunden wird. Ebenso garstig ist der Niederschlag der Bordeauxbrühe, die zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten gebraucht wird. Die blaugrüne Farbe der Kupfersalze kontrastiert entschieden unangenehm mit dem Pflanzengrün. Dagegen ist sie — und zwar in der seegrünen, d. h. blaugrünen Nuance — wohl angebracht an Booten, Strandgebäuden, Badeanstalten, da das Wasser wohl häufig grün, aber nicht rein grün, sondern aus der blauen Wasserfarbe mit gelblichen Schlammteilen gemischt und daher eben selber blaugrün ist, und außerdem die Differenzen nur bei den reinen Spektralfarben stark gefühlt werden. Wenn aber ein ungeschickter Maler wegen der geringen Haltbarkeit des organischen Saftgrüns oder aus Sparsamkeit Chrom zur Wiedergabe der Pflanzenfarbe benutzt, statt

---

*) Dies dichterisch ausgebeutet in „Der Schuß von der Kanzel" von K. F. Meyer.

wie erfahrene tun, die Farbe genau nach der Empfindung des Auges aus Blau und Kadmiumgelb oder auf andere Weise zusammenzumischen, so tut dies dem Auge des Beschauers entschieden wehe.

Etwas Besonderes zeigt sich spät im Jahre. In der Herbstlandschaft kontrastieren die bräunlichen und rötlichen Töne ganz gut mit dem Grün, da diese Farben nicht nahe aneinandergrenzen; und die Schönheit des Effekts erhebt uns über die Melancholie der Stimmung des baldigen Vergehens. Auch selbst das Goldgelb des Spätherbstes ist noch harmonisch, da dann das noch vorhandene Grün schon selbst ins Bräunliche verändert ist und das Gelb zu den bläulichen Herbstnebeln einen so glücklichen Kontrast macht. Gerade umgekehrt im Frühling. Die gelbgrünen Sprenkelungen im Walde sind an sich unschön und werden nur gerne ertragen in dem erhebenden Gefühl des Werdens, aus welchem Grunde man auch dem jungen Wein seine anfängliche Herbigkeit verzeiht. Deshalb ist es aber eine Geschmacksverirrung der Landschaftsgärtner, durch gelbe Baumvarietäten die Sommerlandschaft zu beleben. Dies Gelbgrün kann nie das helle Sattgrün des Sonnenglanzes ersetzen.

Uebrigens ist wohl, wie schon angedeutet, kein Zweifel, daß gelegentlich Farbendissonanzen, wie z. B. die zwischen Gelbgrün und Blaugrün, gemildert, wiewohl nicht ganz beseitigt werden, wenn eine der beiden weit von der Sättigung entfernt ist, wie es ja in der Natur meist der Fall ist.

Dasselbe gilt noch in höherem Grade für das Erträglichwerden von Komplementärfarben. Blumen mit Gelb und Lila, die häufig sind, werden ganz hübsch gefunden. Wie denn zwischen diesen beiden Farben chemische Beziehungen zu bestehen scheinen, da sie so oft bei einander und in einander übergehend gefunden werden. So bei Viola tricolor, bei Iris, vielen Orchideen, bei Melampyrum-Arten, bei der Kartoffelblüte, bei der Passionsblume, den wilden Astern und in vielen anderen Fällen. Dies erscheint noch leidlich harmonisch. Lila ist eben ein ungesättigtes Violett. Ebenso bestehen Beziehungen zwischen Cyanblau und Rosa (Vergißmeinnicht, Kornblume u. a. Fällen) in der Pflanzenwelt.

Aber noch etwas ganz anderes macht sich bei diesen Erwägungen geltend, infolgedessen Farbendissonanzen unter Umständen ganz gut ertragen werden, und was gar nicht mehr physiologisch ist, sondern schon ganz auf Erwägung beruht. Ein Kostüm in Feuerrot mit einem Hut in Purpur ist fürchterlich; aber wenn zwei Personen mit Kostümen in den beiden Farben zusammensitzen, ist die Differenz

schon erträglich; und ein Korb voll bunter Ostereier beleidigt unser Auge wenig, obgleich er auch nicht gerade schön gefunden wird. Offenbar ist hier die stillschweigende Ueberlegung des Dauerns oder Nichtdauerns mit im Spiele. Aus einem ähnlichen Grunde tut uns auch das buntscheckige Bild eines Jahrmarktes nicht wehe, ebensowenig wie die heterogene Architektur des Kremls in Moskau. Hier wird eben die Vereinigung ganz widersprechender Kulturen unter dem allmächtigen Zepter des Zaren zur Anschauung gebracht, welche Ueberlegung versöhnend wirkt. — Ueberhaupt ist die Färbung von Dingen, die nicht organisch zusammen gehören, die gleichsam kaleidoskopisch durcheinander purzeln, ziemlich gleichgültig. Aber die Vorstellung, daß man in dem vorhin gewählten Beispiele das nicht zusammenpassende Kostüm nun immer sehen muß, oder auch nur, daß die betreffende Dame es an sich sehen kann, wirkt ästhetisch verstimmend.

Auf dem Bilde ist es daher auch anders als in der Wirklichkeit, und hieraus kann ein Argument gezogen werden gegen jeden plumpen Naturalismus. Auf dem Bilde bleiben eben zwei nebeneinander gruppierte Personen in Ewigkeit nebeneinder. Man kann sich nicht mit dem Gedanken trösten: die Differenz wird nicht lange dauern: die Dissonanz wird sich auflösen. Man kann auch nicht wegsehen, denn die Bilder sind eben dazu da, um gesehen zu werden. Und anderseits, warum sollte sich der Maler den Vorteil entgehen lassen, gleichzeitig mit anderen Momenten auch durch die Farbenharmonie seiner Schöpfung zu wirken? Ist doch die Kunst ganz eigentlich der Schein einer schöneren Welt, gewiß so wahrscheinlich wie möglich, aber nicht so wahrscheinlich, daß die Schönheit darüber verschwinden darf.

Freilich gab es eine Zeit, wo man das nicht begriff. Nicht bloß trägt das naturalistische falsche Raisonnement, auch der Mangel an Farbengefühl trug hieran die Schuld. Cornelius war wahrlich kein Naturalist, und auch seine Farbengebung war es in keiner Weise. Aber dieser große und idealistische Zeichner entbehrte beinahe ganz des Farbengefühls, und so wurden die Helden und Heiligen auf seinen Fresken abwechselnd mit roten, blauen und grünen Röcklein begabt — in rein mechanischer Periodizität. Die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war eigentlich noch (oder vielmehr wieder) blind in dieser Richtung. Erst dann wurde die Entdeckung der Farbenharmonie als einer Hauptquelle des Genusses wieder gemacht, und die alten Koloristen kamen auch in dieser Beziehung wieder zu Ehren.

Gewiß erscheinen die Bilder bei diesen häufig geradezu auf eine Farbe gestimmt (was durch eine gleichförmige Untermalung erreicht wird), so bei Rembrandt auf Goldgelb, das so wirkungsvoll ist im Kontrast zu dem Amsterdamschen blaugrauen Stadtdufte; bei Rubens auf eine etwas bläuliche Fleischfarbe; bei Paul Veronese und anderen Italienern auf Violett. — Das ist aber nur Gesamtstimmung; im einzelnen weichen dann sehr wohl kontrastierende Töne von dem Grundtone ab, so daß zusammen etwas sehr Harmonisches entsteht, das man wohl gar, nicht ohne einige Uebertreibung, eine Farbensymphonie zu nennen pflegt.

Uebrigens sind aus schon angedeuteten Gründen die Ansprüche an Farbenharmonie an einem organisierten Wesen größer als in der Landschaft oder gar am Minerale. Das Farbenchaos einer Kraterwand ist uns z. B. etwas ganz Willkürliches und wird nirgends als Vorbild dienen. Dasselbe gilt in etwas abgeschwächtem Grade auch für die Färbungen des Himmels, an welchem übrigens auch natürliche Harmonien vorkommen, wie z. B. das Purpur und Silbergrau der Abendwölkchen. Auch bei der Möblierung eines Zimmers, das in manchen Stücken der natürlichen Landschaft nachgebildet ist, machen wir geringere Ansprüche an Farbenharmonie als bei der Bekleidung eines Menschen.

2.

Auch auf einem ganz anderen Wahrnehmungsgebiete herrschen Verhältnisse, die zu ähnlichen Resultaten führen können, uns aber überall auf die Natur verweisen. Ich meine den Gegensatz vom Klaren zum Trüben. Das Klare wird von uns bevorzugt, da es uns angenehmer und nützlicher ist. Die klare Quelle liefert besseres Trinkwasser als die trübe. Getrübte Bäche und Flüsse deuten Ueberflutungen und Zerstörungen an; desgleichen ein trüber Himmel schlechtes Wetter. Auch noch für die Wahl unserer zivilisierten Getränke gilt lange dasselbe, nämlich daß der klare Trunk vorzuziehen sei.*) Die undurchsichtige Milch dient nur für den Säugling, der noch nicht seine Augen zur Beurteilung der Speise gebraucht, und das trübe Lichtenhainer Bier wird aus Holzgefäßen getrunken (wie der Milchkaffee aus Tassen), um seine widerlichen optischen Eigenschaften zu verbergen. — Nun sind aber die optischen Eigenschaften aller klaren Medien die, daß tiefer oder weniger tief

*) Trink, was klar ist,
Red', was wahr ist u. s. f.

gesättigte Farben, je nach der Schicht, die der Strahl durchdrang, ehe er in unser Auge gelangen konnte, nebeneinander im ergötzlichen Spiele auf das Gesichtsfeld zu liegen kommen. Höchstens wird durch die geringe Trübe, die auch im Klaren meist vorhanden ist, die eigentümliche Farbe in den verschiedenen Sättigungsgraden durch ein diffuses (durch Beugung der Lichtwellen entstandenes) Blau — dasselbe Blau, das, damals unerklärt, Goethe in seiner Farbenlehre irreführte — auf angenehme Weise abgewechselt. Das wirklich Trübe gibt dagegen eine sehr wenig gesättigte und gleichmäßig über das ganze Gesichtsfeld ausgedehnte Farbe, die außerdem gewöhnlich etwas schmutzig ist; denn das Schmutzige entsteht eben durch Mischung mehrerer Farben, und in einer trüben Mischung haben wir es wenigstens mit zwei Medien zu tun, die im allgemeinen auch verschiedene Farben haben werden.

Bei dieser Analyse wird uns immer deutlicher, wie auch hier — und so ist es bekanntlich in allen ästhetischen Dingen — ein Physiologisches mit kompliziert Psychologischem zusammentrifft und. auch zusammen über das Endresultat entscheidet.

Daß nicht schon durch das Physikalisch-Psychologische allein das ästhetische Urteil gegeben ist, ergibt sich vielleicht am deutlichsten aus der einfachen Tatsache, die wir täglich im gewöhnlichen Leben wahrzunehmen Gelegenheit haben, daß ein falsch interpretiertes optisches Bild sofort einem anderen Urteile unterliegt, sobald der Irrtum verbessert ist. Wir meinen in einem Spiegel einen Sprung zu sehen, und das ist in unseren Augen entschieden eine Verunzierung, bis wir entdecken, daß der scheinbare Sprung der Reflex von einem Drahte oder von etwas dergleichen ist. — Oder ein neues Kostüm zeigt einen häßlichen Fleck, bis sich ergibt, daß die vermeintliche Verunreinigung der Schatten ist eines bisher unbeachteten Gegenstandes. Das optische Bild, der rein physiologische Eindruck auf unseren Sinn ist in beiden Fällen gleich geblieben, und könnte, wenn Schön und Häßlich einfach physikalisch-physiologisch wäre, nur einerlei Beurteilung erfahren. Da nun aber diese Beurteilung sofort eine andere wird mit der verbesserten Einsicht in die Gründe der Erscheinung, so muß eben diese Einsicht, also etwas Psychologisches, bei der Bildung der komplizierten Empfindungen beteiligt sein. Mit anderen Worten, es steckt in diesen Empfindungen schon ein Stück Beurteilung. Die von der Seele aufgenommenen Bilder sind vielfach noch mehrdeutig, da die Welt des optischen Scheins kleiner ist, als die der Wirklichkeit, und ein- und dasselbe Bild macht auf

uns den Eindruck — nicht des Schönen oder des Häßlichen, aber doch den — des ungetrübten Schönen oder des getrübten, je nach der Interpretation, die, wie gesagt, schon intellektueller Natur ist*)

Wir verteidigten die Meinung, daß die trüben blau-grauen Nebel der Niederlande einen Heißhunger nach Sonnengold erzeugen. Daher dieses auch noch neuerdings im Museum Soisseau**) zu Amsterdam zur Beleuchtung des Treppenhauses angewandt. Hiervon hat Rembrandt Vorteil gezogen, und man könnte sogar vermuten, daß die holländische Vorliebe für das sonst wenig in Ansehen stehende Orange nicht bloß ganz allein aus der Wappenfarbe seines Herrscherhauses zu erklären sei. Aehnlich entspringt offenbar die Farbe des Propheten aus dem Lechzen nach dem Oasengrün der arabischen Wüstenbewohner und das rote Brusttuch des Schwarzwälder Bauern einer Vorliebe für diese lustigste aller Farben, nach der Sättigung des Auges an Waldes- und Wiesengrün, wie denn überhaupt in der grünen Landschaft ein einziger roter Fleck oft Wunder tut. Er wirkt wie ein Trompetenstoß in allzu einförmiger Musik. Es muß aber bei einem einzigen kleinen Flecken bleiben, einem lustigen Feuerlein im Walde, einem roten Hut einer zur Staffage dienenden Figur, um nicht die allzu lebhaften Kontraste des Komplementären hervorzurufen. Auch daß im Märchen jenes Mägdlein im Walde, das dem Wolfe begegnet, als Rotkäppchen bezeichnet wird, ist aus demselben Gesichtspunkte erklärlich. In unserer deutschen Landschaft fehlt es überall an Rot, da wir von einheimischen so gefärbten Blumen eigentlich nur die Klatschrose des Kornfeldes besitzen. Daher raffen wir in unseren Gärten zusammen die Fuchsias aus Chile, die Pelargonien von Südafrika, die Dahlias aus Mittelamerika.***) Die Blumen unserer Wiesen sind meist gelb und violettblau gefärbt, ganz besonders im Frühling und im Herbste, und das Rot fällt uns auf, wenn wir in das Dorf und in die Gärten kommen, wo es eben künstlich gehegt wird. Hierhin gehört auch das (von ihm selber erfundene und aus Mennige bereitete) bekannte Ziegelrot Jan Steens, das einen in den ewig grünen Leidener Weiden Wohnenden besonders ergötzen mußte.

---

*) Dies ist dasselbe, was in der Aesthetik seit Fechner in einer nicht gerade sehr durchsichtigen Bezeichnungsweise assotiativer Faktor genannt wird.

**) Vielleicht aus einem ähnlichen Grunde erklärt der englische Nietzsche Wilde in seinem dekadenten Romane: „Dorian Grays Bildnis", daß gelbe Seide ein Trost in jeglichem Unglück sei.

***) Auch auf Java ist die vorherrschende Blumenfarbe rot und weiß.

Das in Uebereinstimmung mit der Umgebung gefärbte Jägergewand verdankt dagegen seine Wahl, gleichwie die Kakiuniform des afrikanischen Soldaten, nicht einem ästhetischen Urteile, sondern ebenso wie die Hauptfarbe des Haar- und Federkleides der Raubtiere, dem praktischen Bedürfnis, so lange wie möglich unerkannt bleiben zu können. Dies ist der bekannte Gesichtspunkt der Schutzfarbe. Wenn daher die Methode des Jägers umschlägt von der Liste zur Gewalt und der verschwiegene Pirschgang ersetzt wird durch die laute Parforcejagd, dann tritt aus ästhetischem Bedürfnis wieder das schreiende Rot des Jagdfracks in sein Recht, das zusammen mit dem Bellen der Rüden, dem Hussassa und dem Jägerhorn über die grüne Fläche dahinsaust, dem gejagten Wild zum vernichtenden Schrecken, der Jagdgesellschaft zur grausamen Potenzierung ihres Selbstgefühles, genau so wie einst die roten Uniformen der Engländer in den Kriegen gegen die Indianer ihnen selbst zur Freude, den Naturkindern aber zum verdoppelten Schrecken gereichten. Auch die Farbe des Kraftwagens, der so ganz die brutale Energie der sich als Uebermenschen fühlenden Söhne des Erfolges verkörpert, ist natürlich rot.

Noch andere Farben des gewöhnlichen Lebens liegen weitab von der Aesthetik. Der Bäcker trägt weiße Kleider, damit man das Mehl an denselben, der Schornsteinfeger schwarze, daß man den Ruß nicht sieht, der Henker rote, daß man das Blut, der Maschinist indig-blaue, daß man die öligen Eisenspäne nicht sieht. Der Gärtner hat seinen grünen Schurz wegen der Grasflecken. Vom Gärtner ist diese Tracht auf den Hausknecht übergegangen, da mancher Hausknecht auch als Gärtner fungieren muß. Die Postkutsche ist gelb, damit man sie aus der Dunkelheit heraus weithin leuchten sehen konnte, und die Farbe ist nicht so heikel wie das Weiß, das diesen Zweck noch besser erfüllen würde. Sie kann schon eher den Staub ertragen. Die blaue Brille erfüllt sogar nur einen pathologischen Zweck, und die Bedeutung des grünen Tisches ist überhaupt noch nicht aufgehellt.

Wir erwähnten soeben des Rots bei den englischen Soldaten. Auch im übrigen sind wohl Soldatenuniformen nicht aus der Aesthetik inbezug auf den Menschenkörper zu erklären, sondern als wandelnde und reitende Flaggen. Der Landsknecht trug eben die Farbe seines Herrn und hatte im übrigen kein Recht auf wohlerwogene Harmonien; doch mag dabei das Vorherrschen des Blau, zumal bei der Kavallerie (blaue Husaren), zu der guten Uebereinstimmung mit der vorherrschend rotbraunen Pferdefarbe in Beziehung stehen, wie auch der Fuhr-

mannskittel blau gefärbt ist und der Hausknecht, der die Pferde schirrt, gerne mit einer blauen Schürze begabt wird. Auch die Rothaarigen tragen mit richtigem Instinkte dafür, was ihnen steht, gerne blau, wie sie ja auch von der Natur meist mit blauen Augen begabt sind. Man könnte somit auch hierbei, wie bei den bisher gegebenen ästhetischen Regeln, einfach bei der Erfahrung in die Schule zu gehen versucht sein. Wir stoßen aber hier auf ein rein physiologisches Prinzip; denn es gibt auch Farbenharmonie und eine Disharmonie derselben, die sich schon, ganz abgesehen von dem Gegenstande, dem sie angehört, geltend macht.

So gibt es eine Anzahl von berühmten Farbenpaaren, die als wohltuend immer wiederkehren, so Gold mit Purpur als Schmuck der Fürsten und der fürstlichen Baldachine. Diese und andere berühmte Farbenzusammenstellungen können leicht nach der „Windrose*) der Spektralfarben, wie sie jetzt angenommen wird, analysiert werden. —

(purpur)
violett feuerrot
indigo orange
cyanblau goldgelb
blaugrün grüngelb
(saftgrün)

Purpur liegt zwischen Rot und Violett, bis zum Goldgelb sind also zwei einhalb Farbentöne zu passieren. Sehr schön steht Gold zu Russischgrün; Abstand in dem Farbenkreis $^2/_8$. Schön ist auch grüner Sammt mit braunem Pelz verbrämt; Abstand nur etwas weiter.

Eine prachtvoll wirkende Zusammenstellung ist das Eichenbraun unserer Stubentüren, der Möbel und des Getäfels zu dem gedämpften Blau einer Tapete. Braun ist Rot mit Schwarz gedunkelt; das gedämpfte Blau: Indigo mit Weiß gemischt, also zwei Farbentöne des Kreises weiter. Einen ähnlichen Effekt macht auch auf den japanischen Vasen das Blau zum Schokoladenbraun oder Pompejiroten.

Ausgezeichnet wirkt das gedämpfte Rot des bunten und des Quadersandsteins in der grünen Landschaft, besonders gut zu studieren in Heidelberg an der Schloßruine, deren Farbe in manchen Teilen zu

*) Früher pflegte man dieselbe vereinfacht und nur mit 6 Farben im Dreieck geordnet vorzustellen. Es kommt dies auf dasselbe hinaus. Wesentlich ist nur, daß die erfahrungsgemäß komplementären Farben einander gegenüberstehen.

Ende September noch gesteigert wird durch das leuchtendere Rot des wilden Weins, wo dann Maler zu Dutzenden um die Ruine sitzen, den prächtigen Effekt auf der Leinwand festzuhalten. Dieselbe Farbenharmonie wird von Reisenden in den Tropen*) gerühmt, da wo es durch die Smaragdfarbe der Vegetation mit dem dort typischen Lateritboden erzeugt wird. Auf dieselbe Weise kontrastiert das gedämpfte Grün des Kachelofens mit der leuchtenden Glut des Feuers. Aehnliche Kontraste werden vielfach künstlich erzeugt, so in Schweden und Finnland durch den Anstrich der Gehöfte. Auch die spitzen schweizerischen Kirchtürme sind immer, wenn auch nicht aus Ziegeln erbaut, doch mit dem eigentümlichen Rot dieser gefärbt, was mit der dortzulande etwas olivengrünen Vegetation einen ähnlichen und höchst glücklichen Kontrast liefert. —

Orangen heben sich prachtvoll ab vom blauen Delffter Porzellan, welches einem gedämpften Indigo nahe kommt. Wieder liegen zwei Farbentöne dazwischen. — Ist das Blau ein Kornblumenblau, dann ist der Gegensatz schon zu stark; dann kommt schon die beinahe unerträgliche Steigerung des nahezu Komplementären. Auf dem wohltuenden Kontrast von Gelb und Blau beruhen auch z. B. die Farbenwirkungen des berühmten niederländischen Koloristen J. Vermeer, und auch der Werther-Mode: Blauer Frack und gelbe Weste wäre hier zu gedenken.

„Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n." Grün und Orange stehen $^5/_{16}$ des Kreises auseinander.

Rosa und Himmelblau machen zusammen einen schönen Gegensatz: der Grund auch wohl, daß blauäugigen Kindern die Rosakleider schön stehen. Rosa ist abgeblaßter Purpur; Abstand zu Blau $^2/_8$ bis $^5/_{16}$.

Als allgemeine Regel würde sich hierbei ergeben: Komplementärfarben wirken zu stark und blenden.**) Eine Reklameplatte mit Orangeschrift auf Blau macht geradezu Augenschmerzen. Eine Kombination etwas näher zusammen, wie Rot zu Zyanblau oder zu Grüngelb, wirkt frisch, aber ist für starke Nerven berechnet und daher ein wenig bäuerisch. Am besten wirkt im allgemeinen eine Entfernung von $^2/_8$ bis $^5/_{16}$ des Kreises.

---

*) Elbert: Tägliche Rundschau 1908, Beilage 223.

**) Dies im Widerspruche zu Goethe, der die Komplementärfarben oder, wie er sie nennt, Kontrastfarben (geforderte Farben) geradezu harmonisch nennt. Was in diesem Aufsatze besser stimmend oder wohltuend genannt wird, nennt Goethe charakteristisch. Siehe R. Magnus: „Goethe als Naturforscher", p. 213. Das eigentlich Harmonische sind uns eher Farben derselben Brechbarkeit, aber von verschiedener Sättigung.

Es scheint eine andere, rein physikalische Regel, der wir schon in anderem Zusammenhange begegneten, zu sein, daß sich die dicht nebeneinander liegenden Farbentöne, also z. B. Violett und Purpur,*) Orange und Feuerrot, ja selbst Gelb und Grün, Grün und Blau schlecht mit einander vertragen, und hierzu gibt es auch ein akustisches Analogon des immer Falschklingens der halbtönigen und noch kleineren Intervalle. Besser stimmen jedenfalls unter den satten Farben die vollen, auf der Erregung ganz anderer Nerven beruhenden Intervalle, also Rot und Blau, Rot und Gelb, Gelb und Blau, Zusammenstellungen die ja auch auf den Flaggenfarben eine sehr große Rolle spielen, während, wenn Rot und Grün auf einer Flagge vereinigt ist, es gewöhnlich durch das neutrale Weiß geschieden wird. Unter den vielen bekannteren Flaggen leistet sich nur die Türkei zur Handelsflagge Rot und Grün unmittelbar nebeneinander, und das ist offenbar nicht durch den Geschmack diktiert, sondern durch den Fanatismus, der das Grün des Propheten neben die vermutlich schon vorhandene rote Kriegsflagge setzen wollte. An bestimmte mathematische Verhältnisse kann auch hier freilich nicht gedacht werden. (Selbst die Wellenlängen der Komplementärfarben stehen im ungleichen Verhältnis von 1 zu 1,19 bis 1 zu 1,33 variierend.)

Violett kommt wohl nur aus dem Grunde bei solchen willkürlichen Farbenzusammenstellungen nicht oder wenig vor, weil die technische Darstellung des entsprechenden Farbstoffes schwieriger ist oder war.

Nahe nebeneinander liegende Farben (Gelb neben Grün) kommen nur**) in den Flaggen zweier exotischer Mächte: Brasilien und Bolivia, vor, für die die Auswahl origineller Zusammenstellungen schon wesentlich erschwert war. Sonst stimmen alle bekannteren Flaggen mit der hier angegebenen Regel. —

Warum die näher bei einander liegenden Farbentöne sich schlecht zusammen vertragen, ist freilich rein physiologisch einstweilen nicht zu erklären, während in der Akustik die Differenz mit Erfolg auf die große Anzahl von Schwebungen zurückgeführt worden ist, die

---

*) Gegenwärtig freilich trägt man Farben, die nach dem hier vertretenen Urteil unharmonisch sind. z. B. Blau und Lila, Violett und Purpur. Dies ist analog der vielbesprochenen Erscheinung in der modernen Musik und vielleicht so zu erklären, daß das Verwelkte diese wenig harmonischen Uebergangstinten zeigt. Die moderne Kultur befreundet sich eben überall mit dem Pathologischen, mit dem haut gout; vielleicht ein Zeichen der Dekadenz.
Verhältnismäßig wenig empfindlich ist man gegen Zusammenstellung Blau und Violett, von Gelb und Orange.

**) Allerdings in der quadrikoloren Stadtflagge von Heidelberg auch.

unser Ohr ebenso beleidigen, wie eine hellleuchtende, flackernde oder zuckende Flamme unserem Auge wehe tut. Zu solchen Erklärungsweisen ist aber, wie schon früher angedeutet, in der Farbenwelt gar keine Gelegenheit, schon aus dem Grunde, weil ja alle Farben kaum eine Oktave umfassen.

Aber gerade, weil hier die rein physiologische Erklärung im Stiche läßt, ist man versucht, wieder bei der Erfahrung in die Schule zu gehen, zunächst in der bunten Blumenwelt. Es erscheint zunächst wohl schwierig, das Prinzip auf Blumen anzuwenden.*) Denn Blumen gibt es ja schöne in allen Farben, und viele sind rot und also dem Grünen nahezu komplementär, das ja in allen Fällen die Folie abgibt. Aber hat man denn niemals gesehen, wie verschieden das Grün ist, wenigstens im einzelnen, wenn auch nicht in der landschaftlichen Gesamtwirkung? So haben die tiefroten Pelargoniums (gewöhnlich Geranium genannt) das Rot auch im Blatte, das besonders im halbwelken Zustande an den Blatträndern zum Vorschein tritt oder mit dem Grün zusammen dunkle Ringe bildet. Dies ist eine Erscheinung ganz analog der, daß, wie die Gärtner behaupten, bei gefüllten Varietäten diese Eigenschaft am Geschmacke des Saftes zu erkennen ist. Wie hier bestimmte, wenigstens mit der Zunge erkennbare Bestandteile die Monstrosität, Staubfäden in Blumenblätter umzuwandeln, bewirken, so geht also in den stark gefärbten Varietäten der Blumenfarbstoff durch den ganzen Organismus. So wird durch das tiefe Rot das Grün des Blattes verändert, so daß es nicht mehr komplementär oder nahezu komplementär ist, sondern, da die blauen Spektralteile durch die roten neutralisiert werden, ein dunkles Grüngelb oder die Olivenfarbe erreicht wird, das mit dem Hochrot nur $^3/_8$ auseinandersteht und in dieser Kombination einen ganz guten Eindruck macht. Aehnlich mag es sich auf der andern Seite des Spektrums mit dem Violetten verhalten.**)

Uebrigens ist das reine Rot in der unveränderten Natur als Blütenfarbe selten oder wird nur durch die Züchtung in unseren Gärten vergrößert und gehäuft, nicht so sehr aus dem Gefühl für

*) So haben die Fuchsias in der Färbung der Kelch- und Blumenblätter oft unangenehme Kontraste, z. B. rot und violett, rosa und violett, fleischrot und violett, am meisten jedoch in halbverwelktem Zustande. Doch handelt es sich hierbei um eine subtropische Pflanze, durch die Gärtnerkunst verändert

**) Farben, die einander wehe tun, werden vermittelt nicht bloß durch das Grün der Blätter, sondern bei Blumenarrangements auch durch Blau. So wirkt z. B. Lobelia zwischen feuerroten Pelargonien und rosafarbenen Efeugeranien den Kontrast mildernd.

das Schöne, sondern aus einer Art von Protzentum, das im halbgebildeten Menschen noch so stark ist, daß er Blumen so groß, so gefüllt und so bunt wie möglich verlangt, wogegen aber dann mit wachsender Geschmackskultur eine Reaktion sich geltend zu machen anfängt. Nach einer Bemerkung des amerikanischen Züchters Burbank wird die rote Blütenfarbe durch alkalische Bodenreaktion begünstigt, und diese ist eine Ausnahme, wenigstens in Ländern mit großem Regenfalle, wo das Pflanzengrün zu üppigster Entwicklung gelangt.

Blumenfarben, die dem Grün ganz nahe stehen, sind selten und machen dann auch keinen günstigen Eindruck. Die ganz grünen Blüten des Tulpenbaumes und der Küchenschelle (Helleborus viridis) werden meistens ganz übersehen. Auch gelbgrüne Blumen gibt es sehr wenige, und sie werden, da eben das Auge an andere Gegensätze gewohnt ist, trotz zierlicher Form nicht für schön gehalten, wie z. B. die Wolfsmilch. Blaugrün kommt so gut wie gar nicht vor und wirkt, wenn bei der Hortensia durch künstliche Färbung erreicht, nur als Kuriosität. Die weitverbreiteten gelben und blauen bis violetten Blumen sind dagegen schon auf dem richtigen Abstand der Farbenskala; denn das Gelb ist beinahe immer ein kräftiges Goldgelb und die Blattfarbe in diesem Falle, zumal bei gelbblühenden Schmetterlingsblütigen, von tiefem Grün.

So fügt sich die Blumenwelt im allgemeinen wohl der gesuchten Regel, wobei aber nicht zu vergessen ist erstens: daß es sich eben nur um eine Regel handelt, von der Bastarde und Kunstprodukte eine Ausnahme machen. Dasselbe gilt ja auch für die Form. Die grellen Cinerarien, bei denen die Kultur die leuchtende Farbenflächen unbillig vergrößert hat, finde ich wenigstens durchaus nicht schön, ebensowenig wie die gelbe Azalia mollis, an der man im Frühling mehr Blüten als Blätter sieht, oder die modernen Ziersträucher von goldgelbem Blatt. Ebenso sind bekanntlich Sträuße, dicht gepreßt mit bunter Blüte an bunter Blüte, unschön und werden mit Recht bäuerisch genannt. In ihnen fehlt das in der Natur vermittelnde Grün infolge der aufdringlichen Häufung des Farbigen. Sie sind freilich auch noch aus einem anderen Grunde unschön, der auf plastischem Gebiete liegt, weil die Gestalt des Zweiges in seiner natürlichen Architektur nicht zur Geltung kommt. — Zweitens: was sich für Blumen schickt, schickt sich nicht für jede Uebertragung. Bei der Bekleidung des Menschen z. B. muß nicht bloß auf die Harmonie der Kleiderfarben unter sich,

sondern auch auf eine leibliche Uebereinstimmung mit Gesichtsfarbe, Augen- und Haarfarbe geachtet werden. Von Grün kann man bei der Toilette überhaupt nur einen sehr beschränkten Gebrauch machen, da es dem blaßgelblichen Teint der Stadtdamen zu nahe steht.

Trotzdem ist es, meine ich, nicht zu verkennen, in wie vielen Fällen sich unser Geschmack nach der Gewohnheit gerichtet hat. Aber nicht bloß die Uebereinstimmung mit dem Erfreulichen in der Natur, auch der Abscheu vor dem Fürchterlichen muß gewirkt haben.

Die Instinkte lehren uns bekanntlich das Gesunde aufsuchen und das Gefährliche fliehen, ein Resultat, das vermutlich auf dem Wege der natürlichen Züchtung erlangt wurde. Gerade unser ästhetisches Empfinden ist aber im hohen Grade instinktiv, in seinem Ursprunge sogar ganz und gar, und nur zu Zeiten der höheren intellektuellen Entwicklung der Menschheit von Ueberlegungen und vom Beispiele beeinflußt. Nun ist das Welke von Natur mißfarbig, die natürlichen Entleerungen braun, wie das ungesunde Wasser trübe. Warum? — Ja, zum Teil aus demselben einfachen Grunde, warum der Schmutz eben schwarz ist. — In einer Ansammlung vieler gleichartiger, nicht zusammengehörender Teilchen von aller möglichen Färbung neutralisieren sich alle lebhaften Farbentöne, und es resultiert ein dunkles ungefärbtes, ein undefinierbares Braun oder gar das Scheusal in der Farbenwelt, das Grau. —

Allbekannt ist ja die Orientierung unseres Geruchs nach dem für die Gesundheit Zuträglichen. Aber auch für das Gesichtsorgan ist, obwohl nicht so in erster Linie, ein Gleiches wohl nachweisbar. Der blaugrüne Schimmel, der so übel kontrastiert zu den Grün des frischen Krautes, spielt hierbei jedenfalls auch eine große Rolle. So kann schon eine einzige Farbe Mißfallen erregen. Nicht bloß, daß das Gelbgrün und das Giftgrün schon an sich weniger beliebt sind als das Rot, sondern hauptsächlich gilt dies Verdikt natürlich für die Schmutzfarben.

Auch wäre hier eben an „kalt und warm“ bei der Charakterisierung der Farben zu erinnern, die natürlich von der Erfahrung herrührt, daß glühende Körper rot und dann gelb werden, während die Schneelandschaft blaue Reflexe zeigt. Auch auf diese Weise kann schon eine einzelne Farbe das Gefühl des Wohlbehagens oder aber des Schauderns erzeugen, je nach der augenblicklichen Wärmestimmung des Empfindenden. — Sodann sind manche Farben unbeliebt an einem ganz bestimmten Ort, aber noch ganz unabhängig

von dem Zusammenwirken mit anderen Farben, so z. B. eine blaue Speise, während als Servicefarbe das Blau bevorzugt ist, da von ihm alle Speisen sich in wohltuenden Kontrasten abheben. —

Dann ist auch zu dem gleichen Zwecke des sogenannten Verschießens von gefärbten Geweben zu gedenken, wodurch freilich in der Hauptsache nur eine Farbe gebleicht, also der Gesamtfarbenton weniger gesättigt wird; und die weniger gesättigten Töne werden ja im Kontrast zu den gesättigteren aus schon aufgezeigten Gründen im allgemeinen nicht als unschön empfunden. — Aber es ist zu berücksichtigen, daß dadurch Nebenfarben und meist schon vorhandene aber bedeckte Beschmutzung (infolge der geschwächten Hauptfarbe) mehr zur Geltung kommen, so daß doch eben im allgemeinen Farbennuancen in der spektralischen Richtung oder graue Töne erreicht werden, die schon an und für sich widerlich wirken. —

Ich meine, aus solchen Beispielen sei deutlich zu erkennen, daß, wie sich unser Geschmack in seinen positiven Aeußerungen, dem sogenannten Gefallen nach der normalen Natur, gerichtet haben muß, er in seinen negativen Aeußerungen, dem Mißfallen, und in der äußersten Steigerung desselben, dem Ekel, sich nach den abnormen oder geradezu gefährlichen Naturerscheinungen orientiert haben wird. Unendlich viele Beziehungen ergeben sich hier, von denen nur noch einzelne herauszugreifen uns gestattet sein mag.

Zeigte sich z. B. in mehreren Beispielen das Rot mehr als Farbe der noch rohen Instinkte des Kindes*) und des Wilden und dient sie daher in der Kultur mehr wie die Mütze des Stationschefs, um Aufmerksamkeit zu erregen als um des Geschmackes willen, so ist das Blau die edle Farbe der Humanität, sie erinnert an nichts Gewöhnliches und Gemeines. Keine unserer Speisen ist, wie schon gesagt, so gefärbt, und man hätte daher der Kunstbutter keinen schwereren Schlag zufügen können, als ihr diese, wie einst im Reichstag aus agrarischer Malice vorgeschlagen wurde, für Nahrungsmittel unmögliche Farbe zu oktroyieren. Aber der Himmel und die fernen Gebirge, der klare Strom sind so gefärbt, und so wurde das Blau natürlich die Farbe der Romantik, die nach der blauen Blume auf die Suche ging, und Ludwig II. von Bayern legte den höchsten Wert auf den Besitz eines Vogels von völlig blauem Gefieder.

---

*) Hierfür hat Frau Gnauck-Kühne ein treffendes Beispiel als Gradmesser der Bildung von Fabrikarbeiterinnen angeführt (Arbeiterinnenfrage 1905).

Fade wird aber das vornehme Blau, wenn es durch viel Weiß seine Sättigung verliert; und die derbe Müllerstochter zieht wenigstens das Grün, das dem blühenden Teint des Jägers so prächtig zu Gesicht steht, dem bestaubten Blaugrau des Gesellen ihres Vaters bei weitem vor. Das Violett ist in Substanz zu wenig verbreitet, um eine große volkstümliche Rolle zu spielen. Nur von alten Damen wird es als noch leidlich farbige Halbtrauer bevorzugt; aber der Purpur, der sich schon wieder dem Rot nähert, diese einzige unter den gesättigten Farben, die im Spektrum nicht vorkommt, aber dies zu einem geschlossenen Kreise ergänzt, diese seltenste und vornehmste aller Farben, sie beherrscht die Welt. —

---

# Die Gliederung der Volksschule.

Von

**Arnold Sachse.**

---

Jede Schule gliedert sich in Klassen, d. h. in Abteilungen von Schülern, die gemeinsam unterrichtet werden. Der oberste Gesichtspunkt bei der Zusammenfassung der Schüler zu einer Klasse ist der, möglichst gleich alte und gleich leistungsfähige Schüler zu einer Klasse zu vereinigen. Dabei wird heutzutage in den öffentlichen und auch in allen größeren Privatschulen davon ausgegangen, daß die Schüler einer Klasse in allen Fächern gemeinsam zu unterrichten sind. Die natürlichere Bildung von Lektionsklassen in der Weise, daß ein Schüler je nach seinen Kenntnissen und Fähigkeiten in dem einen Fache einer höheren, in dem andern einer niederen Klasse zugewiesen wird, wie es das Ideal in den Franckeschen Anstalten zu Anfang des 18. Jahrhunderts war, ist bei dem heutigen Massenunterricht undurchführbar. Die praktische Ausführung der Gliederung einer Volksschule in Klassen hängt von einer Reihe von Umständen teils pädagogischer, teils ethischer, teils wirtschaftlicher Natur ab. Von maßgeblichem Einfluß auf die Gliederung einer Schule ist zunächst die Beantwortung der Frage nach der gemeinschaftlichen oder getrennten Erziehung der Geschlechter, die zwar in erster Linie pädagogischer Natur ist, aber wesentlich nach ethischen Anschauungen und wirtschaftlichen Rücksichten entschieden zu werden pflegt. Die Dauer des Schulbesuchs bestimmt sich nach den Zielen der Schulen, nach den wirtschaftlichen Verhältnissen der Eltern und nach den gesetzlichen Mindestforderungen. Je mehr Klassen gebildet werden, desto mehr Lehrpersonal ist erforderlich. Es fragt sich also, wie weit die Mittel der Schulunterhaltungspflichtigen zur Bildung einer Mehrzahl von Klassen reichen. Von den Zielen der Schule, wie auch von der Leistungsfähigkeit der Schulunterhaltungspflichtigen

hängt die Art des Lehrpersonals, die Höhe und die Mannigfaltigkeit seiner Vorbildung, die Zusammensetzung des Lehrkörpers aus männlichen und weiblichen Lehrkräften ab. Von den Zielen, welche der Schule vorgesetzt sind, hängt ab, wieviel Jahre die Schüler ihr mindestens angehören müssen, darnach in wieviel aufsteigenden Klassen die Jahrgänge mindestens abgeteilt werden müssen. Bei wachsender Schülerzahl tritt die Frage auf, ob es vorteilhafter ist aufsteigende oder Parallelklassen zu bilden, und bei letzteren, wenn die Klassen gemischten Geschlechts sind, ob sie gemischt belassen oder nach den Geschlechtern geteilt werden sollen; weiter, nach welchen Grundsätzen die Kinder auf die Parallelklassen zu verteilen sind, ob nach sachlichen und welchen, oder nach mechanischen. Hier tritt die ganz moderne Frage nach der Berücksichtigung der Schwächeren und der Sonderförderung der besseren Schüler auf. Die Gliederung der Schule nach Klassen ist entscheidend für die Leistungsfähigkeit der Schule. Dabei gilt als pädagogisches Axiom, daß die Leistungsfähigkeit der Schule mit der Zahl der aufsteigenden Klassen zunimmt. Bei der ersten Einrichtung jeder Schule, wie bei organischen Veränderungen infolge Veränderung der Ziele oder infolge Wachsens der Schülerzahl ist daher die Entscheidung über die Art der Gliederung von höchster Bedeutung.

Die vorstehenden Ausführungen gelten für Schulen jeder Art. Der Gliederung der Schulen in Klassen geht die Gliederung des gesamten Schulwesens eines Landes in Schulen verschiedener Art voraus. Das Schulwesen läßt sich vom Beginn des Schulbesuches bis zum Uebergang zur Hochschule aufsteigend so gliedern, daß es im großen und ganzen nur einen Weg bis zum Höchstziel gibt, wobei aber die gesamte Laufbahn in Stufen abgeteilt ist, so daß nach der Erreichung einer Stufe ein gewisser Abschluß beim Uebergang in das praktische Leben gewonnen ist. Am nächsten kommt diesem System wohl Nordamerika. In andern Ländern teilen sich die Schulen von vornherein in abschließende Schulen und in vorbereitende Schulen. So ist es in den meisten Ländern älterer Kultur, wie in Deutschland. Wieder anderwärts findet eine Mischung der Systeme statt.

Die Gliederung des gesamten Schulwesens stellt vor die Frage, wieviele Jahre der Vorbereitung zur Hochschule gewidmet werden müssen, wieviele davon der allgemeinen Volksbildung und wieviel der allgemeinen Volksbildung für diejenigen Kinder, die ausschließlich die Volksschule besuchen, zu widmen sind. Die letztere Frage ist

weitaus die wichtigste. In den fortgeschrittensten Ländern erstreckt sich die allgemeine Schulpflicht auf 8 Jahre, nur vereinzelt auf mehr, und beginnt in der Regel mit dem vollendeten 6. Lebensjahre. In den Ländern, in denen die Schulpflicht noch jung ist, erstreckt sie sich zuweilen nur auf 6 oder 7 Jahre, vom vollendeten 7. oder 6. Lebensjahre ab. Oefters ist die Schulpflicht für die Mädchen um ein Jahr kürzer bemessen, als für die Knaben, aber es kommt auch das Umgekehrte vor. Selbst im Deutschen Reiche ist die Dauer der Schulpflicht sehr verschieden. Bayern hat durchgängig nur 7jährigen Werktagsschulbesuch, daneben aber dreijährigen Fortbildungsschulbesuch, und auch innerhalb der preußischen Monarchie gibt es Gebiete, in denen die Schulpflicht nur 7 Jahre dauert. Zur Erreichung der Reife für den Eintritt in die zur Hochschule führenden Anstalten werden bald drei, bald vier Jahre für erforderlich gehalten. Der nur dreijährige Besuch der gewöhnlichen Volksschule führt jedoch in der Regel nicht zum Ziel. Die Kursusdauer der höheren Schulen beträgt nach der Vereinbarung der deutschen Bundesregierungen mindestens neun Jahre. Diese Dauer ist die Regel, mit Ausnahme von Württemberg, das eine zehnjährige Kursusdauer vorschreibt, demgegenüber aber die Knaben schon nach vollendetem achten Lebensjahre aufnimmt, so daß in Deutschland allgemein die Hochschulreife zwischen dem 18. und 19. Lebensjahr erreicht werden kann.

Nach diesem Ausblick auf die aufsteigende Gliederung des gesamten Schulwesens wenden wir uns nun zu der Frage der Gliederung nach dem Geschlechte. Es ist bekannt, daß in Nordamerika die Geschlechter auf allen Stufen gemeinsam unterrichtet werden, daß allerdings in einigen der höchstkultivierten Staaten der Ostküste die Geschlechtertrennung bevorzugt wird. Von manchen Schulmännern wird durch das Beispiel Amerikas nicht nur die Zulässigkeit, sondern auch die Zweckmäßigkeit der Trennung der Geschlechter als erwiesen betrachtet. Die maßgeblichen Anschauungen der Völker sind aber darin ganz verschieden. Wie sonderbar, ja scheinbar unlogisch sie dabei verfahren, leuchtet daraus ein, daß man in Deutschland im großen und ganzen gegen die Vereinigung der Geschlechter in den Volksschulen nichts einzuwenden hat, in den höheren Schulen sie aber bis in die jüngste Zeit vermeidet, während man in Norwegen die Vereinigung der Geschlechter gerade in den höheren Schulen seit langem kennt und als selbstverständlich ansieht, in den Volksschulen aber grundsätzlich vermeidet. In Deutschland

sträubt man sich vorläufig noch gegen die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen. Es sind namentlich ethische Gesichtspunkte, die hier in den Vordergrund treten. Wo man nachgibt, geschieht es aus wirtschaftlichen Rücksichten, weil man anders strebsamen Mädchen den Zugang zur Hochschule verschlösse. Es handelt sich aber bei den höheren Schulen vorläufig noch um keine die Massen bewegende Fragen.

Anders ist es bei der Volksschule. Die Frage der Trennung der Geschlechter hat hier unmittelbare Wirkung auf die Gliederung und Leistungsfähigkeit der Volksschule. Die Gliederung hängt von der zulässigen Höchstzahl der Schüler einer Klasse, d. h. der gemeinsam zu unterrichtenden Schüler ab, sofern nicht besonders günstige wirtschaftliche Verhältnisse eines Ortes ein erhebliches Heruntergehen unter diese Höchstzahl erlauben. Wird nun die Gesamtzahl der Schüler eines Schulverbandes nach Geschlechtern getrennt, also etwa halbiert, so wird von einer gewissen Kinderzahl ab die Zahl der aufsteigenden Klassen niedriger gewählt werden müssen, als wenn die Geschlechtertrennung nicht stattfindet. Ist das Axiom, daß mit der Zahl der aufsteigenden Klassen die Leistungsfähigkeit einer Schule wächst, richtig, so wird mit der Geschlechtertrennung eine Verminderung der Leistungsfähigkeit der Schulen herbeigeführt. Das Axiom ist aber, wie unten näher ausgeführt werden wird, bis zu einer gewissen Grenze richtig. Die Trennung der Geschlechter wird also in allen kleineren Schulverbänden eine Verschlechterung der Schuleinrichtung herbeiführen, d. h. in denjenigen Schulverbänden, in denen die Schülerzahl kleiner ist als das doppelte Produkt aus der Höchstschülerzahl einer Klasse und der Normalzahl der aufsteigenden Klassen (nach den Preußischen Vorschriften: 2×70×7). Weiter tritt aber auch in den meisten Fällen eine Verteuerung der Schuleinrichtung bei Trennung der Geschlechter ein, weil die Zahl der zu bildenden Klassen in Rücksicht auf die Höchstschülerzahl einer Klasse dann größer sein muß, als bei vereinigten Geschlechtern. Im Grenzfalle, wenn die Schülerzahl unter der Höchstschülerzahl einer Klasse liegt, verdoppeln sich die Kosten geradezu. Bei Geschlechtervereinigung wird in der Regel mindestens eine Lehrkraft gespart werden können. Die wirtschaftlichen Gründe, welche für die Geschlechtervereinigung sprechen, sind denn auch in Deutschland meist so mächtig gewesen, daß sie wenigstens im Grenzfall die Geschlechtertrennung verhindert haben. Diese wirtschaftlichen Gesichtspunkte werden bei der gewaltigen Steigerung der Schullasten in den preußischen

Gemeinden auch weiterhin die ernsteste Beachtung verdienen. Seitens der evangelischen Kirchen werden der Geschlechtervereinigung bis zur obersten Stufe der Volksschule in der Regel auch keine ethischen Bedenken entgegengestellt. Die Erfahrungen in den Landschulen, in denen die Geschlechtertrennung weitaus überwiegt, rechtfertigen solche Bedenken auch nicht. Auf seiten der katholischen Kirche herrschen allerdings andere Anschauungen. Hier sieht man, wenigstens bei den älteren Jahrgängen, die Geschlechtertrennung für so wertvoll an, daß man darüber auf die pädagogischen Vorteile, welche die Höherstufigkeit der Schule bei vereinigten Geschlechtern gewährt, verzichtet. Man wünscht auf katholischer Seite unbedingt die Erziehung der größeren Mädchen durch Lehrerinnen, und letztere wird nach den deutschen Gewohnheiten meist erst möglich bei Geschlechtertrennung. Diesen Wünschen muß die Unterrichtsverwaltung gewiß Rechnung tragen, aber es darf nicht so weit gehen, daß man bei Errichtung einer zweiten Lehrstelle zwei nach Geschlechtern getrennte Klassen, also eine einklassige Knaben- und eine einklassige Mädchenschule, bildet. Die Preußischen allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 sind hier so zaghaft, daß sie die Einrichtung zweier aufsteigender Klassen nur empfehlen. Sie geben außer dieser Empfehlung überhaupt bezüglich der Trennung der Geschlechter nur den einen Fingerzeig, daß für Schulen von drei und mehr Klassen rücksichtlich der oberen Klassen eine Trenuung der Geschlechter wünschenswert ist. Danach müßte schon bei drei Klassen die Volksschule zweistufig mit nach Geschlechtern getrennten Oberklassen eingerichtet werden. Die Entwicklung des preußischen Volksschulwesens ist aber dieser Anleitung nicht gefolgt und hat sich mehr nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten als nach diesem, einem überwundenen ethischen und pädagogischen Standpunkte angehörenden Gesichtspunkte gerichtet. Es mag zugegeben werden, daß auf den obersten Klassen auch pädagogische Vorteile sich ergeben, wenn Knaben und Mädchen getrennt unterrichtet werden, oder auch Nachteile bei Aufstellung des Stundenplans vermieden werden, namentlich dann, wenn Haushaltsunterricht für die Mädchen eingeführt ist. Diese Vorteile wiegen aber die Nachteile nicht auf, die durch Verminderung der Stufenzahl und die Verteuerung der Schuleinrichtung herbeigeführt wurden. Etwas anderes ist es, wenn eine Verteuerung nicht eintritt, also wenn die Schülerzahl der Schule eine solche Höhe erreicht, daß sowohl auf der Knaben-, wie auf der Mädchenseite die höchste Stufigkeit erreicht werden kann ohne Vermehrung des Lehrpersonals. Dann wird

die einige pädagogische Vorteile bietende Geschlechtertrennung zu bevorzugen sein.

Die Preußische Unterrichtsverwaltung hat bisher die Entscheidung darüber, ob in der Volksschule die Geschlechter zu trennen sind, den Beschlüssen der örtlichen Organe überlassen, die allerdings der Genehmigung der Bezirksregierung bedürfen. Der Umstand, daß es zu ministeriellen Entscheidungen auf diesem Gebiet, soweit übersehen werden kann, überhaupt nicht gekommen ist, läßt darauf schließen, daß die Regierungen den örtlich aufgetretenen Wünschen so wenig als irgend möglich entgegengetreten sind. Die Gemeinden werden sich auch den Ratschlägen der Sachverständigen gefügt haben. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte in Deutschland noch die Anschauung, daß aus ethischen Gründen die Mädchen tunlichst von den Knaben getrennt unterrichtet, ja daß bei gemeinsamem Unterricht besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen werden müßten. Das ist z. B. erkennbar aus der Schleswig-Holsteinschen Schulordnung von 1814, der Nassauischen von 1818 und auch aus dem Altensteinschen Unterrichtsgesetzentwurf von 1819. Diese Anschauung ist durch die tatsächliche Entwicklung des Volksschulwesens überwunden worden. Der Ladenbergsche Gesetzentwurf von 1850 erklärte, daß bei Anstellung einer zweiten Lehrkraft die Geschlechter getrennt werden können und für die Mädchenklasse eine Lehrerin angestellt werden kann. Der Bethmann-Hollwegsche Entwurf enthielt dieselbe Bestimmung. In den Motiven desselben hieß es: „Die Notwendigkeit oder Zuträglichkeit der Trennung der Geschlechter in der öffentlichen Volksschule kann nicht im allgemeinen beurteilt und angeordnet werden." Der freien Entschließung der Beteiligten sollte der nötige Raum geschaffen werden. Die Stellungnahme der allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 (Falk) ist schon oben erwähnt worden. Der Goßlersche Volksschulgesetzentwurf von 1890 ging weiter, den veränderten Anschauungen der Zeit Rechnung tragend. In den Städten sollten im allgemeinen Volksschulen mit mindestens drei aufsteigenden Klassen bestehen und bei Vorhandensein von zwei Lehrern sollten drei aufsteigende Klassen gebildet werden. Der Zedlitzsche Gesetzentwurf von 1892 hielt diese Bestimmungen aufrecht, und sie sind auch in der Kommission des Abgeordnetenhauses angenommen worden. Seitdem hat sich die preußische Gesetzgebung mit der Organisationsfrage nicht wieder befaßt. So tief die Entscheidung über sie in die Schulunterhaltung eingreift, konnte das Schulunterhal-

tungsgesetz vom 28. Juli 1906 nach seiner Anlage dieser Frage doch nicht näher treten. Auch weiterhin werden in Preußen die örtlichen Organe über die Vereinigung oder Trennung der Geschlechter in der Volksschule zu beschließen haben. Um so nützlicher ist daher vielleicht die nähere Erörterung der Frage und ein Ausblick auf die Stellungnahme der Gesetzgebung und Unterrichtsverwaltung in anderen Ländern. Die Statistik zeigt, daß die Geschlechtertrennung in Preußen im ganzen zugenommen hat. Während 1896 33 % der Volksschulkinder in getrennten Knaben- und Mädchenklassen und 67 % in gemischten Klassen unterrichtet wurden, waren es 1906 36 und 64 %. Das ist aber nicht durch eine Bevorzugung der Geschlechtertrennung zu erklären, sondern aus dem Wachstum der größeren Gemeinden in Stadt und Land, in denen die Geschlechtertrennung eine Verteuerung der Schuleinrichtung nicht mehr mit sich bringt.

In den andern deutschen Staaten überwiegt wie in Preußen die Geschlechtertrennung. An gesetzlichen und regulativischen Bestimmungen fehlt es meist. Es darf angenommen werden, daß die Entscheidung über die Geschlechtertrennung wie in Preußen in erster Linie der Gemeinde zusteht. In Baden ist neuerdings (1906) vorgeschrieben, daß eine Trennung der Geschlechter in der Regel nur in solchen Volksschulen vorgenommen werden soll, in denen drei oder mehr Lehrer angestellt sind. Eine Ausnahmestellung gegenüber den übrigen deutschen Staaten nimmt Elsaß-Lothringen ein. Während dort das Regulativ für die Elementarschulen von 1874 anordnete, daß, wo nur zwei aufsteigende Klassen bestehen, in jeder derselben Knaben und Mädchen zu vereinigen sind, und die Trennung erst da verlangte, wo Schulsysteme mit wenigstens drei Klassen für jedes Geschlecht bestehen, in den Mittelstufenklassen die Vereinigung der Geschlechter, in den Oberstufenklassen die Trennung für wünschenswert erklärte, änderte der Statthalter von Manteuffel 1881 das Regulativ grundsätzlich. Die neuen Bestimmungen zielten auf tunlichste Geschlechtertrennung ab; beim Uebergang von der gemischten einklassigen Schule zu einem erweiterten Schulsystem sollte die Bildung je zweier einklassigen Schulen für Knaben und für Mädchen der Bildung einer gemischten Schule mit zwei aufsteigenden Klassen vorzuziehen sein. Auf diese Weise wurde die Existenzberechtigung der Kongregationsschwestern erweitert und der Unterricht des weiblichen Geschlechts ihnen nach französischen Muster wieder mehr überliefert.

In Oesterreich wird zwar auch, entsprechend den Anschauungen der dortigen katholischen Geistlichkeit, die Geschlechtertrennung erstrebt,

aber die Reichsgesetzgebung stellt doch die pädagogischen Gesichtspunkte an die Spitze. In der für das ganze Reich geltenden Schul- und Unterrichtsordnung von 1905 heißt es: „Soweit es die Anzahl der Kinder und die Anzahl der Lehrstellen zulassen, ist für jede Altersstufe (Jahreskurs) eine aufsteigende Klasse einzurichten: Parallelklassen werden in der Regel erst dann eingerichtet, wenn die erforderlichen aufsteigenden Klassen vorhanden sind." Die Errichtung selbständiger Mädchenschulen wird der Landesgesetzgebung überlassen. Diese hat dann, fast übereinstimmend in den einzelnen Ländern, in maßvoller Weise, nämlich immer, „soweit die vorhandenen Mittel es gestatten", die Trennung der bestehenden gemischten Schulen nach den Geschlechtern und die Errichtung eigener Mädchenschulen verlangt. Diese soll überall da erfolgen, wo die Anzahl der gesetzlich erforderlichen Lehrkräfte sechs übersteigt, also auch hier maßvoller als in Elsaß-Lothringen. Nur in den kulturell tiefer stehenden Ländern Oesterreichs wird die Geschlechtertrennung schon früher vorgeschrieben.

Durch die Schulpflichtgesetze der einzelnen Staaten ist festgestellt, wieviele Jahre ein Kind der Volksschule angehören muß, aber in den meisten Staaten fehlt es an Vorschriften darüber, in wieviel aufsteigenden Klassen die Volksschule gegliedert sein muß, und doch ist diese Gliederung entscheidend für die Leistungsfähigkeit der Schule. In erster Linie hängt die Leistungsfähigkeit der Schule allerdings vom Lehrpersonal ab, aber für die grundsätzliche Entscheidung kann nicht mit dem Vorhandensein besonders tüchtigen oder besonders untüchtigen Lehrpersonals gerechnet werden, sondern es muß untersucht und durch die Erfahrung festgestellt werden, welche Gliederung bei gleich tüchtigem Lehrpersonal in dem einen wie in dem anderen Falle die größere Leistungsfähigkeit gewährleistet. Die Bezeichnung der aufsteigenden Klassen ist bei den Volks- wie bei den höheren Schulen in Nord- und Süddeutschland leider verschieden. In Süddeutschland werden die Klassen von unten herauf gezählt, so daß die unterste Klasse die erste genannt wird und die Schüler von dieser in die zweite, dritte usw. aufsteigen. In Norddeutschland wird die oberste Klasse die erste genannt. Wir schließen uns im folgenden der norddeutschen Bezeichnungsweise an.

Das Axiom geht dahin, daß die Leistungsfähigkeit einer Schule mit der Zahl der aufsteigenden Klassen wächst. In den preußischen höheren Schulen ist es fortschreitend in den Lehrplänen von 1882, 1891 und 1901 immer schärfer zur Geltung gebracht worden; die

Kombinationen der Unter- und Obertertien, Sekunden und Primen sind fast verschwunden. Die frühere natürliche Wiederholung in den Oberzöten hat seitdem durch eine künstliche innerhalb der Jahreskurse ersetzt werden müssen, und es ist durchaus nicht über allen Zweifel erhaben, ob nicht die Durchführung der Jahreskurse eine Quelle der Ueberbürdung geworden ist. Aber das soll hier nicht untersucht werden. Hier bleibt die Richtigkeit des Axioms für die Volksschule zu prüfen. Jedenfalls bedarf die Behauptung der Einschränkung. Eine $(n + 1)$ stufige Volksschule leistet nicht unter allen Umständen mehr als eine $n$-stufige. Es kommt auf die Klassenfrequenzen an und die Stundenzahlen, die für die einzelnen Klassen gelten. Ferner kommt es darauf an, ob die Leistungsfähigkeit einer Schule nach den Zielleistungen einer Minderheit oder nach dem Gros beurteilt wird. In Deutschland hat sich der zweite Maßstab durchgesetzt. Die Entscheidung fällt verschieden aus, je nach dem Werte, den man für $n$ einsetzt $(n = 1, 2, \ldots, 7)$. In dem unteren Grenzfalle $n = 1$ ist die zweistufige Schule mit der einstufigen zu vergleichen. Ist in jeder Schule nur e i n Lehrer tätig, so ist die Frage, welche Schuleinrichtung mehr leistet, streitig Bei strenger Durchführung der Zweistufigkeit wird nämlich die Stundenzahl jeder der beiden Stufen so gering, daß die Leistungsfähigkeit der zweistufigen Schule niedriger zu bewerten ist, als die der einstufigen Schule, vorausgesetzt, daß nicht die Höchstschülerzahl der einklassigen Schule erheblich überschritten wird.

Es ist eine Frage von höchster Wichtigkeit für die Volkserziehung, welche Einrichtung der Schule mit e i n e m Lehrer gegeben wird, weil ein sehr großer Bruchteil aller Volksschulkinder, in Preußen ein Drittel, in solchen Schulen ihre ganze Schulbildung erhält. Es gibt Staaten, in welchen die Schule mit e i n e m Lehrer stets in zwei Klassen geteilt wird, so in Baden und Sachsen. In Sachsen beträgt allerdings die Höchstschülerzahl der Schule mit e i n e m Lehrer 120. In Preußen gilt die Vorschrift, daß in den Schulen mit e i n e m Lehrer die Unterstufe wöchentlich 20, die mit dieser in demselben Raum vereinigte Mittel- und Oberstufe 30 Stunden vom Lehrer erhält. Steigt die Schulkinderzahl über 80 oder reicht das Schulzimmer auch für eine geringere Zahl nicht aus und gestatten die Verhältnisse die Anstellung eines zweiten Lehrers nicht, sowie da, wo andere Umstände es notwendig erscheinen lassen, kann die Halbtagsschule eingerichtet werden, d. h. eine Einrichtung, bei der die Unterstufe getrennt von der Mittel- und Ober-

stufe unterrichtet wird und die beiden Abteilungen zusammen 32 Stunden erhalten. In der Halbtagsschule erhält die Unterstufe regelmäßig 12, die Mittel- und Oberstufe 20 Stunden Unterricht wöchentlich. Während die allgemeinen Bestimmungen die Halbtagsschule noch als eine normale Schuleinrichtung bezeichnen, wird in den Motiven zum Goßlerschen wie zum Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf anerkannt, daß die Halbtagsschule, so viel Vorzüge sie auch vor einer überfüllten oder mangelhaft eingerichteten einklassigen Schule hat, doch immer nur eine Aushilfe darbietet. Der Statthalter von Elsaß-Lothringen von Manteuffel faßte die Frage vom hygienischen Standpunkte auf und verlangte von diesem aus, daß die Schulen mit einem Lehrer allgemein im Lande als Halbtagsschulen eingerichtet werden sollten. Es hat langer Kämpfe bedurft, um ihn von der Anordnung dieser Maßregel abzuhalten. Das elsaß-lothringische Regulativ für die Elementarschulen kennt die Einrichtung der Halbtagsschule überhaupt nicht, sondern verlangt die Anstellung der zweiten Lehrkraft, wenn mehr als 80 Kinder vorhanden sind. Wenn aber auch die Halbtagsschule gegenüber der Schule mit zwei Lehrern als eine Aushilfe zu gelten hat, so ist es doch keineswegs ausgemacht, ob damit die Trennung der Schule mit einem Lehrer in zwei Klassen zu verwerfen ist. Im Gegenteil, es ist ernsthafter Prüfung wert, ob es nicht rätlicher ist, auch bei Schülerzahlen unter 80 Abteilungsunterricht einzurichten. Es ist zu prüfen, ob man nicht durch die Art und Weise der Einrichtung des Abteilungsunterrichts die Schule mit einem Lehrer leistungsfähiger machen kann, als sie gegenwärtig bei der Vorschrift der allgemeinen Bestimmungen ist. Es fragt sich dabei, ob zwei völlig getrennte Unterrichtsabteilungen zu bilden sind, wie in Baden und Sachsen, oder ob nur die Einrichtung zu treffen ist, daß die Kinder der Unterstufe wenigstens 4 bis 6 Stunden wöchentlich allein unterrichtet werden. Durch letztere Einrichtung verminderte sich die Wochenstundenzahl der Mittel- und Oberstufe auf 28 bis 26. Es erscheint vom pädagogischen Standpunkte aus empfehlenswert, daß Preußen nicht starr an der vor 37 Jahren getroffenen Einrichtung festhält, sondern wenigstens Versuche mit anderen Einrichtungen der Volksschule mit einem Lehrer zuläßt oder herbeiführt.

Sind in der zweistufigen Schule zwei Lehrer tätig, so ist sie unzweifelhaft leistungsfähiger als die einstufige. Weiter ist nach den gemachten Erfahrungen für $n = 2, 3, 4, 5, 6$ die $(n+1)$-stufige Schule als leistungsfähiger zu erachten als die $n$-stufige.

Das gilt sowohl für den Fall, daß an der (n+1)-stufigen n+1 Lehrer, an der n-stufigen n Lehrer tätig sind, als auch für den Fall, daß die (n + 1)-stufige und die n-stufige Volksschule von gleicher Schülerzahl und gleicher Lehrerzahl mit einander verglichen werden. Hiernach ist die Einrichtung der zweistufigen überhaupt zu verwerfen. Es ist allgemein nicht nötig, daß bei der (n + 1) stufigen Einrichtung ein Lehrer mehr tätig ist, als bei der n-stufigen derselben Schule, weil die Stundenzahlen in den unteren und mittleren Klassen bei der geringeren Frequenz in der (n + 1) stufigen Schule eine Verringerung gegenüber der Stundenzahl der gleichen Klasse in der n-stufigen Schule vertragen. Erst recht gilt dies für Doppelsysteme. Bei Schulen von 2 (n + 1) sind nicht 2 (n + 1) Lehrer nötig. Von technischen Lehrkräften (Handarbeitslehrerinnen u. dgl.) wird hier abgesehen. Ist in oberem Grenzfall n = 7, so ist die Leistungsfähigkeit der 8 stufigen Einrichtung nach der gewöhnlichen deutschen Auffassung der 7 stufigen jedenfalls nicht als überlegen anzusehen, weil das Gros der Schüler durch irgendwelche Hemmnisse, Krankheiten, geringere Begabung, zeitweise Trägheit behindert ist, regelmäßig nach Jahresfrist aufzusteigen und darum das Ziel der Schule zu erreichen. In schwächerem Maße gilt diese Bemängelung der Höherstufigkeit auch schon für n = 6 und in noch geringerem n = 5. Daß eine Minderheit in den achtstufigen Schulen ein höheres Ziel erreicht, kann im bisherigen Sinne nicht als eine Erhöhung der Leistungsfähigkeit angesehen werden. Aber die Anschauungen über die Bewertung der Leistungsfähigkeit sind hier vielleicht in einer Wandlung begriffen. In Preußen ist einstweilen der Bewegung in den einzelnen Städten freie Bahn gelassen. Nach dem Vorstehenden wird jedenfalls eine sechsstufige Volksschule als eine minder leistungsfähige Einrichtung angesehen werden, als eine siebenstufige. Nur eine sieben- oder achtstufige Volksschule kann als eine vollentwickelte angesehen werden. Die Preußische Volksschulstatistik von 1906 sagt, daß nach den allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 eine sechsklassige Volksschule als vollentwickelt gelte. Das ist nun allerdings in diesen Bestimmungen nicht ausdrücklich ausgesprochen, aber sie kennen eine Volksschule von mehr als 6 Klassen überhaupt nicht. Damals galten die selten vorkommenden siebenten und achten Klassen als aufgesetzte Klassen. Inzwischen aber hat eine Weiterentwicklung des Klassenaufbaues der preußischen Volksschule stattgefunden, indem man überall, wo es die Verhältnisse gestatteten, zum 7- oder 8-stufigen Klassen-

system übergegangen ist. Die Statistik weist nach, daß das 6-Stufensystem in starkem Rückgang begriffen ist, während die Zahl der 7- und 8-stufigen Schulen beständig steigt: von 93 im Jahre 1896 auf 493 im Jahre 1906. Es ist daher nicht recht erklärlich, woher es kommt, daß in der Rektorenprüfungsordnung von 1901 vorgeschrieben ist, daß die Befähigung zur Anstellung als Rektor einer Volksschule von sechs oder mehr aufsteigenden Klassen durch die Ablegung der Rektorprüfung erworben wird und daß dementsprechend im Lehrerbesoldungsgesetz von 1909 die Mindestamtszulage von 700 Mark schon den Leitern an Schulen von sechs oder mehr aufsteigenden Klassen gewährt werden soll, und zwar ohne Bestimmung darüber, wie viele Lehrkräfte an der Schule unterrichten. Aus keiner Stelle der parlamentarischen Verhandlungen läßt sich erkennen, welche Gesichtspunkte hier ausschlaggebend gewesen sind. Nach der tatsächlichen Entwicklung des Volksschulwesens wäre zu erwarten gewesen, daß in der Rektorprüfungsordnung und erst recht im Lehrerbesoldungsgesetz, wo schwerwiegende wirtschaftliche Interessen in Frage kommen, die Grenze erst bei den siebenstufigen Volksschulen gemacht worden wäre, als den ersten, welche noch als vollentwickelt gelten können.

Für die Gliederung einer Volksschule ist neben der Geschlechtsvereinigung oder -Trennung und der Zahl der aufsteigenden Klassen von Bedeutung die Zusammenfassung der Jahrgänge in Unterrichtsstufen. Das gewinnt erhöhte Bedeutung, wenn die Schule nicht in 7 oder 8 aufsteigende Klassen zerlegt werden kann, sondern wenn zwei oder mehr Jahrgänge zu Klassen zusammengefaßt werden müssen. Am einfachsten ist die Gliederung der vollentwickelten Volksschule. Hier kommt es im allgemeinen nicht viel darauf an, ob die eine Klasse dieser oder jenen Stufe zugerechnet wird, wie denn auch bei den Gymnasien und den höheren Mädchenschulen bis in die jüngste Zeit hinein eine Zusammenfassung der Klassen in Stufen entbehrlich erschien und mehr aus Rücksicht bequemer Bezeichnung als aus sachlichen neuerdings geschaffen worden ist. Man pflegt aber auch bei vollentwickelten Volksschulen Unter-, Mittel- und Oberstufen zu unterscheiden. Als charakteristischer Unterschied der Mittelstufe gegenüber der Unterstufe ist dabei der Eintritt des Realienunterrichts anzusehen. Fast regelmäßig werden in den preußischen vollentwickelten Volksschulen der Unterstufe drei Klassen zugewiesen. In dem ministeriell genehmigten Grundlehrplan der Berliner Gemeindeschulen von 1902 ist es so. Alsdann fallen der

Mittelstufe zwei, der Oberstufe zwei, bei achtklassiger Einrichtung drei Klassen zu. Die allgemeinen Bestimmungen gliedern jede Volksschule in drei Stufen. Wo eine Volksschule vier Klassen hat, sind der Mittelstufe zwei, wo sie deren sechs hat, jeder Stufe zwei Klassen zuzuweisen. Im übrigen lassen sie eine Anleitung über die Klasseneinteilung vermissen. Es wird nicht einmal gesagt, daß sich die Klasseneinteilung möglichst an die Stufeneinteilung anzuschließen hat. Daß die Unterstufe allgemein zwei Jahrgänge umfassen soll, wird nicht ausdrücklich gesagt, aber es kann geschlossen werden. Zu bestimmtem Ausdruck kommt dieser Grundsatz erst in den Motiven zum Goßlerschen und den hier gleichlautenden zum Zedlitzschen Gesetzentwurf. Es heißt dort weiter: „Die örtlichen Verhältnisse, von welchen es abhängt, ob die Stufen als besondere Klassen eingerichtet, vielleicht sogar für die Stufen je zwei bis drei Klassen gebildet werden, liegen in der Zahl der Schüler, in den Räumlichkeiten des Schulhauses, in der Möglichkeit, die nötigen Lehrkräfte zu beschaffen, in der Leistungsfähigkeit der Schulbezirke." Ob es nicht überhaupt unrichtig ist, der Unterstufe nur zwei Jahrgänge zuzuweisen, ist seit 1872 durch die Unterrichtspraxis in Frage gestellt. Es gibt Schulmänner, die auch in der einklassigen Schule preußischer Art der Unterstufe drei Jahrgänge zuweisen wollen. Es ist allerdings zweifelhaft, ob damit die Leistungsfähigkeit der einklassigen Volksschule erhöht wird, und das um so mehr bei der Halbtagsschule preußischer Art, weil dann die Kinder des dritten Jahrganges zu wenig Unterricht erhalten und die des ersten und zweiten Jahrganges aufhalten. Die Entfernung des Realienunterrichts aus dem dritten Jahrgang dürfte aber wohl allgemeine Zustimmung finden. Es erscheint grundsätzlich geraten, die Kinder des ersten Schuljahrs von den übrigen getrennt, wenn auch nur in einer geringen Anzahl von Morgenstunden, zu unterrichten. In der einklassigen Schule ist die Trennung nur möglich unter Verminderung der Stundenzahl für die übrigen Jahrgänge, ebenso in der Schule mit zwei Lehrern. Dagegen empfiehlt es sich, sobald drei Lehrkräfte vorhanden sind, vier Klassen zu bilden und der untersten nur die Kinder des ersten Schuljahres zuzuweisen. Entsprechend wird zu verfahren sein bei mehr Lehrkräften. Wenn sich auch Vorschriften im einzelnen hier nicht geben lassen wegen der Verschiedenheit der Zahl der Lehrkräfte und Frequenzzahlen, so lassen sich doch allgemeine Richtlinien aufstellen, wie es der badische Oberschulrat in seinem meisterhaft abgefaßten Unterrichtsplan von 1906 getan hat. Preußen entbehrt

einer ähnlichen Anleitung. Die Gliederung der wenigklassigen Volksschule erfolgt in den unteren Instanzen häufig ohne tieferes Nachdenken und in Ermangelung einer behördlichen Anleitung willkürlich.

Eine kurzen Bemerkung genügt, um die Frage nach dem Prinzip der Verteilung der Schüler auf die Parallelklassen zu erledigen. Die Frage hat kürzlich alle Zeitungen beschäftigt, als im preußischen Abgeordnetenhause die Art und Weise, wie ein Gymnasialdirektor die in das Gymnasium eintretenden oder in höhere Klassen aufsteigenden Schüler auf die Parallelklasse verteilt hatte, zur Erörterung gelangte. Wünsche der Eltern auf Eingliederung ihrer Söhne in eine bestimmte Parallelklasse grundsätzlich zu ignorieren, wird schwerlich als berechtigt erscheinen. Wenn aber in weiterem Umfange solche Wünsche auftreten, so muß irgendein Schaden an der Anstalt vorliegen, der auf geeignete Weise von dem Anstaltsleiter so zu beseitigen ist, daß solche Wünsche für die Zukunft von selbst unterbleiben. Die Scheidung der Schüler nach der sozialen Stellung der Eltern ist selbstverständlich zu verwerfen. Grundsätzlich ist bei der Verteilung der Schüler auf Parallelklassen mechanisch zu verfahren, sei es, daß die zufällige zeitliche Folge der Anmeldungen oder das Alphabet oder ein ähnliches von der Willkür des Aufnehmenden unabhängiges Merkzeichen über die Einreihung entscheidet. Nur auf diese Weise läßt sich Gerechtigkeit üben. Ausnahmefälle müssen freilich immer zulässig sein, aber sie sind triftig zu begründen. Ist eine Parallelklasse einmal gebildet, so bleibt sie in ihrem Zusammenhange in der Regel bis zum Ausscheiden der Schüler aus der Anstalt bestehen.

Neuerdings ist nun aber im Volksschulwesen eine pädagogische Theorie aufgekommen, welche das eben aufgestellte Gerechtigkeitsprinzip einem angeblich höheren Prinzip, dem Individualprinzip, unterordnet. Die Schüler sollen bei dem Aufsteigen aus einer Klassenstufe zur nächsthöheren auf die notwendig werdenden Parallelklassen nach ihren Fähigkeiten verteilt werden, so daß jeder einzelnen Parallelklasse Schüler angehören, die annähernd gleich leistungsfähig sind und daher so am sichersten zu den den einzelnen Parallelklassen verschieden zu steckenden Zielen geführt werden können. Im Grenzfall, wenn es sich nach der Zahl der Schüler nur um zwei Parallelklassen handelt, kommt es darauf hinaus, daß alle besseren Schüler der einen, alle schlechteren der andern Parallelklasse zugewiesen werden. Das System ist in diesem Grenzfalle

entschieden zu verurteilen und muß, wo es sich nur vorfindet, unterdrückt werden. Denn die Fortsetzung solcher Parallelklassenbildung durch zwei oder drei Jahre führt es erfahrungsgemäß dahin, daß die Parallelklasse der schwächeren Schüler auf ein immer tieferes Niveau sinkt und am Ende um ein oder mehrere Jahrespensen hinter den normalen Schulzielen zurückbleibt. Dabei sind zahlreiche Schüler, die das Unglück haben, aus diesem oder jenem Grunde der schwächeren Parallelklasse zugewiesen zu werden, für ihr Leben geschädigt; sie hätten höhere Ziele erreichen können, wenn sie nicht künstlich niedergehalten worden wären. Im Lehrkörper erzeugt dies System eine gefährliche Spaltung. Schließlich will kein Lehrer gern mit lauter minderbefähigten Schülern arbeiten. Aber es ist doch nur ein Mißverstehen des an sich gesunden Gedankens des Mannheimer Fördersystems, wenn es in diesem Grenzfall zur Anwendung gebracht wird.

Man hatte zunächst aus dem Gros der Schüler diejenigen Kinder ausscheiden wollen, welche das Lesen im normalen Schulverlauf gar nicht oder erst sehr spät erlernten und so ein Ballast für die übrigen Schüler waren. So kam man zur Errichtung der sogenannten Hilfsklassen für schwachbefähigte Kinder. Weiterhin gestaltete man die Hilfsklassen zu Systemen von Hilfsklassen aus, in denen die einmal auf Grund ärztlicher Feststellung aufgenommenen Kinder bis zum Austritt aus der Schulpflicht verblieben. Diesen Gedankengang setzte man in Mannheim fort, indem man sich sagte, daß nicht bloß die wirklich schwachbefähigten Kinder in Sonderklassen besser gefördert würden, als in Normalklassen, sondern daß das Gleiche auch für die minder Befähigten oder vorübergehend kränklichen Kinder gelte, die, ohne gerade schwachbefähigt zu sein, doch das Ziel der normalen Klassen in der regelmäßigen Zeit nicht erreichen konnten. So bildete man aus den nicht versetzten Schülern einer bestimmten Klassenstufe eine neue, aus ziemlich gleichgeförderten Schülern bestehende Klasse. Damit war einerseits die Möglichkeit geschaffen, diese Schüler besser zu fördern, als in der Normalklasse möglich gewesen wäre; anderseits war für die befähigteren Schüler durch rechtzeitige Ausscheidung des Ballastes die Erreichung höherer Ziele als in der normalen Volksschule oder wenigstens die sichere Erreichung der Normalziele gewährleistet. Das Mannheimer System hat sehr viel Bestechendes an sich, aber es ist ohne ganz übermäßige Belastung des Schulunterhaltungspflichtigen nur in sehr großen Schulkörpern durchführbar und bringt dann notwendig den Nachteil

weiter Schulwege mit sich. Vor allem aber setzt es eine ideale Schulleitung voraus und eine große Objektivität in der Beurteilung der Leistungen und Fähigkeiten der einzelnen Schüler, die sich nur bei besonders tüchtigem, gewissenhaftem und eifrigem Lehrpersonal vorfinden wird. Sind alle diese Voraussetzungen erfüllt, so wird man der Mannheimer Gliederung der Volksschule beachtenswerte Vorzüge vor der bisherigen zuerkennen müssen.

Im vorstehenden ist nur die Gliederung der reinen Volksschule behandelt worden und es ist der Versuch gemacht worden, die dabei auftauchenden Fragen von einem allgemeineren Standpunkte aus zu beleuchten. Unerörtert geblieben ist die Gliederung derjenigen Volksschulen, welche weiteren Zielen als denen der allgemeinen Volksschule dienen sollen, also der erweiterten Volksschule, der gehobenen Volksschulabteilung, der Mittelschulbildungen und wie diese Schulkörper heißen mögen, welche überall da ihre Berechtigung haben, wo nicht anderweitig für die Erwerbung höherer Bildung gesorgt ist und nur bescheidene Mittel dem einer solchen Bildung bedürftigen Teile der Bevölkerung zur Verfügung stehen.

Nach der Gliederung der Volksschule muß sich der Lehrplan richten. Wie in Preußen Vorschriften über die Gliederung der Volksschule, abgesehen von den veralteten der allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872, fehlen, so fehlen auch solche über den Lehrplan, wieder abgesehen von den jetzt in großen Teilen veralteten allgemeinen Bestimmungen. Die Lehrplanvorschriften dieser Bestimmungen sind für Schulen mit einem oder zwei Lehrern berechnet; für die mehrklassige Volksschule sind nur Erweiterungen des Pensums jener vorgesehen. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß Richtlinien für die Aufstellung des Lehrplans in Schulen mit einem oder zwei Lehrern notwendiger sind, als für die mehrklassige Volksschule, so ist es doch der modernen Entwicklung der Volksschule nicht mehr entsprechend, wie dies die allgemeinen Bestimmungen tun, von der Fiktion auszugehen, daß im großen und ganzen allen Volksschulen dasselbe Ziel vorzuschreiben ist. Das Fehlen maßgeblicher Bestimmungen über Gliederung und Lehrplan hat zu einer durch die besonderen Verhältnisse keineswegs immer gerechtfertigten Mannigfaltigkeit und Willkür geführt, welche von der sonstigen gesetzlichen Gleichmäßigkeit in einem großen einheitlichen Staatswesen abweicht. Nur auf Spezialgebieten, wie dem Zeichnen und Turnen, sind musterhafte und mit größtem Erfolg in der ganzen Monarchie durchgeführte Lehrvorschriften des Ministers erschienen, durch welche die

bezüglichen Vorschriften aus den allgemeinen Bestimmungen außer Kraft gesetzt sind. Die Weisungen des Ministers vom 31. Januar 1908 mit dem ihren Inhalt nicht deckenden Titel: „Betreffend Schulrevisionen" stellen in der Tat den Versuch dar, die allgemeinen Bestimmungen in modernem Geiste zu ergänzen, aber sie reichen nicht aus. Für die höheren Knaben- und höheren Mädchenschulen in Preußen sind seit 1872 bereits wiederholt vom Minister Vorschriften über Gliederung und Lehrplan der Schulen erlassen worden, in denen, dem jeweiligen Standpunkte der Pädagogik entsprechend, die allgemeinen Lehrziele, die Methodik und die Lehraufgaben für die einzelnen Klassen und Unterrichtsfächer festgestellt sind. Der Wunsch einer sich auf alle Gebiete erstreckenden Revision der allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 über Einrichtung, Aufgabe und Ziel der preußischen Volksschule wird heute nicht mehr unberechtigt erscheinen.

---

# Notizen und Besprechungen.

## Philosophie.

Elemente der Philosophie. — Ein Lehrbuch auf Grund der Schulwissenschaften von Dr. Alfred Rausch. — Halle a. d. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1909.

Wie man dereinst auch das 19. Jahrhundert seiner spezifischen Eigenart nach wird zu charakterisieren haben, ob als naturwissenschaftliches Zeitalter oder als dasjenige der endgültigen Begründung der geschichtlichen Methode oder endlich als dasjenige der einseitigen Vorherrschaft des physischen, psychischen und sozialen Empirismus, so kann doch das Eine nicht zweifelhaft sein, daß es in negativer Hinsicht das unphilosophische Jahrhundert genannt zu werden verdient. Die Masse der philosophischen Literatur hat freilich eher zu- als abgenommen. Aber nicht dies ist das Entscheidende, sondern vielmehr die Tatsache, daß die Kraft und Tiefe des philosophischen Geistes aus dem ganzen Bereich der Einzelwissenschaften so gut wie völlig verschwunden ist. Man braucht beispielsweise nur einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der systematischen Theologie oder des naturwissenschaftlichen Monismus zu werfen, um über die geistige Verödung geradezu erschreckt zu werden. Und auch dies ist bezeichnend, daß ebenso wie in allen der philosophischen Vertiefung baren Zeitaltern, so auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die psychologischen Bestrebungen an die Stelle der Philosophie getreten sind. Wie ehedem, so wurde auch jetzt wieder der Satz des Protagoras zum Grundprinzip gemacht, daß das sinnlich-psychische Individuum das Maß aller Dinge sei. Nun beruht aber aller wissenschaftlicher Fortschritt gerade darauf, daß unsere vernünftige Erkenntnis immer mehr von den Schranken der psychischen Erfahrungszustände des Individuums befreit werde, und so wird man ermessen können, welche Verflachung des Kulturlebens eintreten muß, wenn sich ganze Generationen von Zeit zu Zeit immer wieder einmal in die psychologistische Sophistik verstricken lassen.

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts aber ist hierin endlich eine glückliche Wendung eingetreten. Das zeigt sich unter anderem auch darin, daß in den höheren Schulen von neuem das lebhafte Bedürfnis erwacht ist,

die Pflege der philosophischen Propädeutik wie ehedem in den Lehrplan aufzunehmen. Denn auch aus den Schulen war die systematische Vorbereitung der philosophischen Erkenntnis so gut wie völlig verschwunden. Daß aber hierin ein erfreulicher Wandel eingetreten ist, zeigt sich vor allen Dingen darin, daß aus dem Unterrichtsbetrieb heraus inzwischen schon eine ganze Anzahl von propädeutischen Lehrbüchern hervorgegangen ist. Zu diesen für die Schule bestimmten Büchern gehören auch die „Elemente der Philosophie" des Rektors der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle Dr. Alfred Rausch, die der Verfasser „ein Lehrbuch auf Grund der Schulwissenschaften" nennt. Trotz mancher Abweichungen in der Grundauffassung stehe ich nicht an, jene „Elemente" unter den gegenwärtig vorhandenen Lehrbüchern dieses Faches für das bei weitem beste und anregendste zu erklären. Zu diesem Urteil veranlassen mich vornehmlich zwei Umstände. Erstens beschränkt sich dieses Werk nicht bloß darauf, einen dürftigen Abriß der formalen Logik und Psychologie zu liefern, sondern es gibt im Anschluß an die Schulstudien eine Einführung in die denkende Erkenntnis der in sich zusammenhängenden Totalität aller Lebensgebiete. Das aber ist nötig, weil alle philosophische Unterweisung ohne eine solche das Ganze umfassende und durchdringende gedankliche Einheit überhaupt aufhört philosophisch zu sein, und weil auch die Schule ihrerseits infolge der geradezu bedenklich werdenden Zunahme der Unterrichtszersplitterung mehr und mehr eine solche abschließende, einheitliche Zusammenfassung verlangt. Zweitens ist es sodann der wesentliche Vorzug dieser Arbeit, daß sie von der Kantischen Grundlegung der Philosophie ausgeht. Mögen wir heut auch in vielen und entscheidenden Punkten über Kant hinaus fortschreiten, so hat sich doch der deutsche Geist mit Ueberwindung aller vorangegangenen Gegensätze zuerst in dem Kritizismus dieses Denkers ganz selbständig erfaßt, und wenn wir uns daher philosophisch orientieren wollen, so müssen wir uns erst einmal, um nicht in eine bloß subjektive Philosophiererei zu verfallen — was heut freilich allgemein mode ist —, von dem denkenden Genius unseres gesamten Volkstums lebendig ergreifen lassen. Wer systematisch zu denken anfängt, muß mit Kant anfangen, und es ist dann seine Sache, wie weit er über den Standpunkt dieses Philosophen, sei es im Anschluß an die nachfolgenden Denker, sei es selbständig, hinauszukommen vermag. Es ist daher durchaus zu billigen, wenn der Verfasser in dem Vorwort sagt: „Sollte ich, was die wissenschaftliche Seite des Buches anlangt, angeben, welchem Philosophen ich vornehmlich gefolgt bin, so müßte ich zunächst Kant nennen. Wie sollte es auch anders sein? Er ist der deutsche Philosoph schlechthin."

Ueber Einzelnes mit dem Verfasser zu rechten, wäre hier nicht der rechte Ort. Nur das möchte ich sagen, daß dieses treffliche Buch noch dadurch gewinnen könnte, wenn der Wundtsche Einschlag verringert und statt dessen die strenge Methode der objektiven Begriffsgestaltung verstärkt würde. Jedenfalls aber ist mit völliger Sicherheit erkannt, was uns not tut, wenn

gesagt wird: „Das Verlangen nach philosophischer Belehrung ist seit einigen Jahren in den weitesten Kreisen hervorgetreten. In den höheren Schulen wird das gleiche Bedürfnis von Lehrern und Schülern lebhaft empfunden. Andererseits besitzen wir gegenwärtig wieder eine durchaus wissenschaftliche Philosophie, und an wissenschaftlichen Darstellungen ist kein Mangel. Aber alle diese systematischen Bücher, selbst die Einleitungen in die Philosophie, konnten jenem Bedürfnis nicht genügen; denn es fehlte ein Unterrichtsgang, der sich auf Grund der Schulwissenschaften aufbaut, aus ihnen herauswächst, den Schulstudien einen klärenden Abschluß gibt und zugleich in das Reich der Wissenschaften und der Philosophie einführt."

Das ganze Werk ist in vier Hauptabschnitte gegliedert: 1. Die Stellung des Menschen zur Welt; 2. die Natur; 3. die Kultur und 4. die Bildung. Die Darstellung ist fesselnd und eindrucksvoll und weiß überall die Freude an der Vertiefung der Gedankenarbeit zu erwecken. Diese „Elemente der Philosophie" können daher als eine ausgezeichnete Vorbereitung für das philosophische Studium empfohlen werden.

**Aristoteles Nikomachische Ethik** ins Deutsche übertragen von **Adolf Lasson.** — Jena 1909 bei Eugen Diederichs.

„Ich lege nur das Unvollkommene und Irdische der Jugend ab und lächle die weißen Haare an." Dieses Wort Schleiermachers gilt nun auch in besonderem Maße für den Mann, der, obwohl schon in der Mitte der Siebziger, dennoch mit unverwelklicher Jugendfrische und einer erstaunlichen Regsamkeit des Geistes fort und fort die verschütteten Brunnen der ewigen Wahrheit wieder zu erschließen bemüht ist. Adolf Lasson, der treue Herold der spekulativen Philosophie, hat dies als die wesentliche Aufgabe seiner Lebensbestimmung erfaßt, die schöpferische Gedankenarbeit des Aristoteles, des größten Denkers der Hellenen, ohne die der Entwicklungsgang der abendländischen Kultur überhaupt nicht zu verstehen wäre, auch für unser Zeitalter wieder innerlich lebendig und fruchtbar zu machen. „Vor drei Jahrzehnten", so sagt er selbst, „habe ich in meinem System der Rechtsphilosophie aristotelischen Lehren Raum zu schaffen gesucht, ohne viel Erfolg. Vielleicht ist die Wiedergabe der Ethik in der hier gewählten Form ein geeigneteres Mittel für den gleichen Zweck. Sicher ist, daß die Heutigen aus dem alten Aristoteles sehr viel lernen und großen Gewinn für die Durchbildung ihrer Gedankenwelt ziehen können, wenn sie sich nur die Mühe geben wollten, ihn zu verstehen. In der Sicherheit, in jeder Frage den Kern der Sache zu treffen, ist er jedenfalls den meisten überlegen, die ihn zu übersehen glauben und geringschätzig von ihm reden."

Nachdem Lasson im Jahre 1907 die Uebersetzung der Metaphysik des Aristoteles herausgegeben hat, ist nunmehr diejenige der Nikomachischen Ethik erschienen. Diese beiden Verdeutschungen gehören zu dem Vollendetsten, was unsere ganze Uebersetzungsliteratur hervorgebracht hat. Gewiß bleiben trotz aller Bemühungen auch hier noch manche Schwierigkeiten und dunkle

Punkte bestehen, aber im großen und ganzen kann man doch sagen, daß wir den Aristoteles in diesen Uebersetzungen jetzt wie einen angestammten deutschen Denker lesen. Dazu gehört nicht bloß die umsichtigste und innigste Vertrautheit mit dem griechischen Text, sondern überdies noch die Fähigkeit des kongenialen Nachschaffens der ganzen Begriffsentwicklung eines solchen Denkers aus dem Geiste der deutschen Sprachgestaltung. Sehr treffend weist Lasson selbst darauf hin, daß eine sklavisch wortgetreue Uebertragung, die dasselbe Wort in jedem Zusammenhange immer durch dasselbe Wort wiedergibt, wie etwa ἀρετή durch Tugend, φιλία durch Freundschaft, καλός durch schön σοφία durch Weisheit usw., den wahren Sinn geradezu verfälschen muß. Wie leicht man auf diese Weise den Zweck wahrer Gedankenvermittlung verfehlen kann, tritt besonders stark in der Uebersetzung der aristotelischen Metaphysik eines so ausgezeichneten Philologen wie Bonitz hervor. Vielmehr ist es mit allem Nachdruck zu betonen, wenn gesagt wird, Treue in der Uebertragung könne nur darin bestehen, daß durch den Ausdruck in der anderen Sprache derselbe Gedankengang und derselbe Gemütseindruck wieder erweckt wird, den der ursprüngliche Schriftsteller durch den Ausdruck in seiner Sprache hervorzurufen beabsichtigt hat. Und eben, weil das hier gelungen, darum müssen diese Uebersetzungen der Nikomachischen Ethik und der Metaphysik des Aristoteles durch Lasson als Meisterstücke der Uebertragungskunst bezeichnet werden.

Aber der Verfasser hat noch ein weiteres getan. Durch lebenslange, begeisterte und geistesverwandte Versenkung in den Gegenstand ist Lasson zu einer Darlegung des inneren Fortschrittes der Gedankenentwicklung gekommen, die nicht wenig zu einem besseren Verständnis dieser Schriften beitragen wird. Es wird nicht viele Werke geben, in denen die vorgenommene Gliederung des Ganzen von so ausgemachter Schwierigkeit und so erheblichem Werte ist. Außerdem ist der Nikomachischen Ethik eine „Einführung" vorangestellt, die nicht bloß für diese aristotelische Schrift, sondern für die Erfassung des Wesens der Ethik überhaupt von ausgezeichneter Bedeutung ist.

Sollte es angebracht sein, dieser „Nikomachischen Ethik" noch einen Wunsch mit auf den Weg zu geben, so wäre es der, daß dieses Buch an seinem Teile dazu beitragen möge, die heillose Konfusion beseitigen zu helfen, die in der ethischen Literatur der letzten Jahrzehnte zutage getreten ist. Es ist dahin gekommen, daß das seichteste Geschwätz der utilitarischen Moralisterei auf der einen Seite und der hysterische Egoismus des sogenannten Uebermenschentums auf der anderen Seite alle wahrhaft philosophische Ethik verdrängt hat, und es war niemand da, der wieder reines Feuer auf dem Altar des Lebens entzündet hätte. Möge daher auch diesmal der Geist des Aristoteles wieder zur rechten Zeit auferstanden sein, um wie ein reinigender Sturmwind über die Tenne zu fegen.

Berlin. Ferdinand Jakob Schmidt.

## Politik.

**Südostdeutschtum.** Von Otto Seidl, München.

Es ist eine sehr merkwürdige Tatsache, daß das Deutschtum des Habsburger-Reiches heute in entlegenen Sprachinseln kräftig emporblüht, während es an den eigentlichen Sprachgrenzen, in seinen alten Sitzen, an den Rändern seines geschlossenen Sprachgebiets, einen schweren, harten Verteidigungskampf zu führen hat. Während italienische Arbeiter die Haupttäler Tirols und besonders auch Vorarlbergs überschwemmen, lebt in den deutschen Sprachinseln Welschtirols, in Palai, Florutz, Luzern die deutsche Sprache gesichert, durch wackere Schutzleute gestärkt, fröhlich auf. Während die Deutschböhmen nicht recht wissen, was sie nur tun sollen gegen die stete Einwanderung von Tschechen in das deutsche Stammesgebiet, während selbst den Wienern ihre tschechischen Handwerksgesellen, ihre „böhmischen Köchinnen" immer unangenehmer werden, wohnen die „Schwaben", die deutschen Bauern, in Sirmien, vor Belgrads Toren, friedlich und kräftig unter den Serbenkroaten, an geistiger Bildung und wirtschaftlicher Tüchtigkeit jenen Slawen heute ähnlich überlegen, wie die Deutschen den Wenden im Mittelalter.

Wenden wir uns zunächst dem Süden, der welschen Sprachgrenze, zu, so werden uns zwei neue, im Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, erschienene Schriften vorgelegt, welche insofern etwas wehmütig stimmen, als sie ein hoffnungslos entlegenes Deutschtum behandeln: Johann Etzel: „Das deutsche Fersental", Preis 1 Mk.; und Alfred Baß: „Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien, I. Land und Leute", ungeb. 2 Mk., geb. 3 Mk. Etzel, der, gleich einem kundigen Bergführer, gemütlich, unterhaltend, wenn auch nicht immer sprachrichtig und sprachgewandt plaudernd den Weg weist, die Denkwürdigkeiten und Spuren des dortigen Deutschtums hervorhebt, — Etzels Büchlein also möchte ich mehr dem Vergnügungswanderer, der Südtirol besucht, empfehlen. Baß ist mehr der Deutschforscher, der Mundart-Proben und Sprüchwörter sammelt, seine Gastgeber, die von den Sprachinsel-Deutschen arglos „Pfaffen" genannten Kuraten, nach deutsch- und volkskundigem Wissensstoff eifrig aushorcht, dabei aber auch von deutschkämpfenden und deutschtum-schützenden Gesichtspunkten sich leiten läßt. Einige von den Lichtbildern, die Baß' Buch schmücken, hat der kürzlich verstorbene Vorkämpfer der österreichisch gesinnten Fassataler, Franz Dantone, beigesteuert.

Auch Dr. Wilhelm Rohmeder, wohl der beste Kenner und sicherlich der eifrigste Vorkämpfer des südtirolischen Deutschtums, hat „Das Fersental in Süd-Tirol" behandelt (Freiburg i. Br., 1901, E. Troemer; 0,50 Mk.). Freilich scheinen mir Rohmeders Bemühungen, die italienisch redenden Tiroler für das Haus Habsburg und den österreichischen Staatsgedanken zu begeistern, weniger verdienstlich als seine deutsche Schutzarbeit für die

Sprachinseln, die sicherlich gehegt und geschützt bleiben sollen, solange Oesterreich beisammen bleibt . . .

Viel wichtiger als diese kleinen deutschen Gebiete ist die Verteidigung des Deutschtums in den Sudetenländern: Böhmen, Mähren, Schlesien.

Die Kampfesart der Tschechen kann man wohl am besten aus der Monatsschrift „Der getreue Eckart" (Wien I, Bräunerstr. 9; 2,50 Mk. jährlich) verfolgen. Wie, um im Deutschen Reiche besonders eifrig um Leser zu werben, ist diese Zeitschrift im Reiche noch ein wenig billiger als in Oesterreich selbst. Sie bringt Bilder von Schulhäusern, welche von Tschechen zerstört worden sind; sie erzählt von bedrohten deutschen Sprachinseln, aber auch von manch wackerer Tat deutscher Schutzarbeit. Allen im Reiche, die für das österreichische Deutschtum Teilnahme haben, ist der „Eckart" warm zu empfehlen, so traurig und kleinlich uns auch manche Einzelheiten, Zänkereien des Völkerschaftenkampfes erscheinen mögen. Kurt von Strantz hat als Reichsdeutscher in markigen Worten „Eine deutsche Antwort auf die Prager Revolten" erteilt (Verlag Deutsche Zukunft, Leipzig, Preis 40 Pfennig). In dieser Schrift ist viel Schrifttum, auch tschechisch gesinntes, verarbeitet. Es wird richtig angedeutet, daß die von den Deutschen Nordböhmens gewünschte „nationale Zweiteilung", wenn sie ein geographisch lebensfähiges und mögliches Gebilde geben soll, gewisse deutsche Volksreste und Sprachgebiet-Streifen, die ungünstig liegen, erst recht der Vertschechung ausliefert. Aber ganz lächerlich erscheint mir die Behauptung von Strantz' (S. 6), der Panslawismus habe in Rußland „längst abgewirtschaftet"! Der Rat, die Deutschböhmen sollten sich aufraffen und die Tschechen einfach germanisieren, läßt sich ja von Berlin aus sehr bequem erteilen. Wenn Strantz auf S. 16 gelegentlich bemerkt, die Magyaren seien „stets aufständisch gewesen", so bin ich der letzte, der die zahlreichen Untaten dieses eingedrungenen finnisch-mongolischen Fremdvolkes beschönigen wollte. Aber Maria Theresia hat gegen den Bayern Karl Albrecht gerade in Ungarn treue Hilfe in schwerer Zeit gefunden!

Kaum weniger wichtig ist es, daß wir uns klar werden über die Stellung und die Möglichkeiten unseres Volkstums nach Süden hin Die Eröffnung der Tauernbahn, der Bau einer bayerischen Anschluß-Strecke an sie hat den Blick des Süddeutschen zumal auf die Adria und auf Triest gelenkt. Triest spricht italienisch, hat eine starke slawische Einwanderung — sind doch schon seine nächsten Nachbardörfer slowenisch — und eine kleine, aber nicht unwichtige, besonders im offiziellen und Handels-Leben wichtige deutsche Minderheit.

Schlimm ist, daß von „berufener Seite" über den Abstand des deutschen Sprachgebiets von der Adria falsche Vorstellungen verbreitet werden. In Nr. 43 (1909) der „Alldeutschen Blätter" war zu lesen: „Bis auf wenige Kilometer reicht das geschlossene deutsche Sprachgebiet an die Gestade der Adria heran . . ." In der von sehr schönen Gefühlen erfüllten, aber von politisch-ethnographischen Fehlern strotzenden Schrift 11

des Werdandi-Bundes „Oesterreich“ (Fritz Eckardt Verlag, Leipzig; 0,50 M.) nennt F. K. Mundt als Abstand: 70 Kilometer.

Wer selbst hinuntergefahren ist, wer gleich nach Villach das geschlossene deutsche Sprachgebiet verlassen hat, um mehrere Stunden slowenischen Sprachbodens selbst mit dem Schnellzug zu fahren, bis er an die Adria gebracht war, der schlägt vielleicht, über solch frohe Schätzung erstaunt, im Kursbuch nach und findet, daß der Abstand zwischen der deutschen Sprachgrenze (bei Villach) und der Adria 200 Eisenbahn-Kilometer beträgt. Von Marburg her sind es fast 300 Eisenbahn-Kilometer nach Triest. Nur in Steiermark, nicht in Krain und Küstenland liegen an der Strecke deutsche Sprachinseln, die als Pfeiler einer deutschen Brücke gelten könnten. Und wer den Karst gesehen hat und seinen harten Boden, der kann über Mundts Vorschlag, deutsche Bauern auf ihm anzusiedeln, nur lächeln.

Die deutschen Bauern, die seit vielen Jahrhunderten auf dem Karst sitzen, die Gottscheer, die sind nach Amerika weggezogen oder sie wandern als Hausierer im Lande umher, weil der Boden so arm ist. Die Pustertaler aber in Zarz und Deutsch-Ruth sind heute Slowenen; ihrem Deutschtum kam die Wocheiner Bahn zu spät . . .

Das Deutschtum muß die Adria- und Karst-Bevölkerung mit wirtschaftlichen und verkehrspolitischen Gründen gewinnen; es muß sich über die Nichtdeutschen hinaus den Anschluß an König Rothers blaue See sichern. Prahlerische Ansiedlungsvorschläge, Eroberungspläne stiften nur Mißtrauen und verstärkte Abneigung bei den ansässigen Völkerschaften.

Die Deutschösterreicher klagen viel und laut über Benachteiligung ihres Volkstums. Eine ausgesprochene Unterdrückung erleiden aber die reichlich 2 Millionen deutscher Volksgenossen in Ungarn. Fast in allen Teilen des Landes leben Deutsche in geschlossenen Dörfern, in größeren oder kleineren Sprachinseln. Fr. Guntram Schultheiß hat über „Deutschtum und Magyarisierung“ in Heft 9 des „Kampfs um das Deutschtum“ (München, J. F. Lehmanns Verlag, 1898; 1,40 Mk.) so treffend geschrieben, daß sein Buch in Ungarn verboten ist. Lutz Korodi, als Führer der jungen Deutschen Siebenbürgens aus dem Lande gejagt, erzählt in Hermann Paetels Bücherei (II, Berlin 1908; geb. 1,25 Mk.) von den „Deutschen Vorposten im Karpathenland“, nicht ausschließlich, aber besonders von dem etwas schmiegsamen, aber mit Heldenmut und Bildungseifer sein Deutschtum verteidigenden Stamme der moselfränkischen Siebenbürger „Sachsen“. Von dem Erwachen der südungarischen Schwaben, die an deutschem Bewußtsein den Sachsen gar sehr unterlegen, an Volkszahl, Volksvermehrung und bäuerlichem Reichtum aber sehr überlegen sind, erhofft auch Korodi eine Wendung zugunsten des Deutschtums. Daß die Befreiung der ungarländischen Völkerschaften nur durch ihr Bündnis und Zusammenwirken, nur durch freiheitliche Ausgestaltung des Staates und Wahlrechts erreichbar ist, geht auch aus Korodis Ausführungen deutlich hervor. Möge Korodis Buch im

Deutschen Reiche recht viel gelesen werden, recht viele Deutschkämpfer werben! Es gibt kein Land, in dem das Deutschtum so sehr unterdrückt wird, so sehr noch schlummert, so sehr der Reichsdeutschen Teilnahme beanspruchen darf, als Ungarn!

H. Kötschke hat in seinem von freiheitlicher Deutschbegeisterung, von echt großdeutsch-demokratischer Schwarz-Rot-Gold-Stimmung durchwehten Büchlein „Reisebriefe aus Ungarn" (Berlin SW., Lindenstr. 84; 40 Pf.) auch von den Deutschen in Sirmien Erfreuliches berichtet, dabei die Schädigung des ungarländischen Deutschtums durch unseren Polizei-Patriotismus und die preußisch-bureaukratisch-reaktionäre Polenpolitik wuchtig betont. Auch die deutschen Bauern in Galizien klagen (Langhans' Zeitschrift „Deutsche Erde", Gotha 1908), daß sie nun als verratene Geiseln des Deutschtums die preußische Polenpolitik „entgelten" müssen. So rächen sich die sprachenteignerischen Bestrebungen der Alldeutschen gerade an den zerstreuten Südostdeutschen.

---

## Archäologie.

### Das Alexandermosaik aus Pompeji.

Wenn von griechischer Kunst die Rede ist, denken die meisten wohl nur an Werke der Plastik. An solchen ausschließlich haben sich einst die Begriffe gebildet, deren allzu enge Schranken in der populären Vorstellung auch heute noch nicht ganz beseitigt sind. Aber die literarische Ueberlieferung des Altertums läßt uns erkennen, daß die führende Kunst fast immer die Malerei gewesen ist. Die Werke der großen Meister sind für immer dahin, und wenn wir den Schatten eines Polygnotos, eines Zeuxis und Apelles zu beschwören suchen, so können wir froh sein, wenn uns nicht Trugbilder täuschen — mehr als Schatten sehen wir keinesfalls. Die großen Künstler als Persönlichkeiten zu erfassen, ist freilich auch im Bereich der Plastik schwer. Aber wir sehen doch die Schöpfungen einer fest umgrenzten Zeit, eines Künstlerkreises, vielleicht der Werkstatt eines der Großen leibhaftig vor uns, sei's in Originalen, sei's in Nachbildungen, die nach treuer Wiedergabe streben, und aus der Fülle der erhaltenen Denkmäler wird eines nach dem anderen durch glückliche Kombination mit den ruhmreichen Werken, die in der literarischen Ueberlieferung eine Spur hinterlassen haben, verbunden, wobei die Zahl der Wiederholungen ein Maßstab des Ruhmes ist.

Eine anschauliche Kenntnis griechischer Malerei wird uns fast nur durch zwei Denkmälergruppen vermittelt: durch die Wandbilder der vom Vesuv verschütteten Städte, denen sich nur verhältnismäßig wenige, aber um so kostbarere, in neuester Zeit sich auch erfreulich mehrende Reste von Wandmalereien an anderen Fundstätten anschließen, und durch die Bilder der griechischen Tongefäße. Aber jene Wandbilder gehören einer

Zeit an, deren Werke man nur vor Sachkundigen ohne besondere Rechtfertigung der „griechischen" Kunst zurechnen darf, und gehen in ihrer überwiegenden Masse auf Vorbilder spätgriechischer Zeit zurück; die Vasenbilder aber können doch gewiß nicht ohne weiteres als Zeugnisse für die Leistungen der großen Kunst gelten: es bedarf in jedem Fall der Erwägung, wie groß die Kluft auch zwischen den höchsten Leistungen der keramischen Malerei und den Werken der zeitgenössischen großen Maler zu denken ist.

Unter den pompejanischen Wandbildern finden sich nicht selten Wiederholungen. Aber solche „Repliken" können nicht den besonderen Ruhm des Urbilds beweisen. Bei dem ungeheuren Bilderverbrauch der Wände Pompejis konnte es ohne Wiederholungen nicht abgehen, auch wenn die Vorlagebücher der Zimmermaler noch so reichhaltig waren. Auch das am häufigsten wiederholte Bild kann doch sozusagen nur als einmal bezeugt gelten — bezeugt durch das Vorlagebuch; und daß die Aufnahme in dieses Vorlagebuch schon ein Beweis für eine gewisse Berühmtheit sei, läßt sich nicht behaupten.

Eher wird man bei Bildern, die in der mühsamen uud kostbaren Technik des Mosaiks kopiert sind, annehmen dürfen, daß sie Werke von Namen und Ruf wiedergeben. Ohne Zweifel ist das der Fall bei dem größten und berühmtesten der pompejanischen Mosaikbilder, dem Bild der Alexanderschlacht, aus der Casa del Fauno. Trotz seiner Technik, die von vornherein vermuten läßt, daß es sein Vorbild nicht ohne Verlust wiedergibt, darf es wohl als der kostbarste Rest griechischer Malerei gelten.

Es ist kaum zu glauben, daß dieses Bild, dem Goethe einst in einer seiner allerletzten schriftlichen Aeußerungen ein oft wiederholtes Geleitwort auf den Weg gab, dem große Meister unserer Wissenschaft in tief eindringender Betrachtung gerecht zu werden suchten, vor dem alljährlich Tausende bewundernd stehen, daß dieses einzige Bild noch keine würdige Wiedergabe bis heute gefunden hatte. Zwar gab es seit geraumer Zeit vortreffliche große Photographien und hier und dort wohl auch eine farbige Kopie — ja sogar eine große Mosaikkopie im Park von Sanssouci! — Aber alle allgemein zugänglichen farbigen Reproduktionen waren, bis auf den Kopf einer einzigen Figur, der bald nach der Auffindung in dem Prachtwerk des Museo Borbonico ziemlich groß abgebildet wurde, gänzlich ungenügend — schon allein wegen ihrer Kleinheit, die wirkliche Treue kaum in den Linien, geschweige denn in den Farben gestattete.

Diese empfindliche Lücke unserer archäologischen Publikationen ist nun endlich ausgefüllt, und zugleich wird dem weiten Kreis der Italienfahrer Gelegenheit geboten, ein wertvolles Erinnerungsblatt zu erwerben, das einen der eindrucksvollsten Genüsse des Museo Nazionale zu Neapel ins Gedächtnis ruft, wird dem noch weiteren Kreis der Freunde des Altertums ein Bild dargeboten, das auch um seines großen Gegenstands willen eine besondere Anziehungskraft besitzt, die über die Mängel der Erhaltung auch den Laien hinwegsehen läßt und ihm eine so vollkommene Wiedergabe

des großen Kunstwerks auch als Zimmerschmuck annehmbar machen dürfte. In keiner der höheren Schulen, die noch die Geistestaten der Griechen als die Grundlage unserer Kultur anerkennen, sollte dieser Wandschmuck fehlen. Wo die Mittel der Schule zu seiner Beschaffung nicht ausreichen, da sollte ein Gönner sich finden, der ihn spendet.

„Das Alexandermosaik aus Pompeji" ist der Titel des prächtigen Foliohefts, das Franz Winter am 6. März d. J. seinem — unserem Lehrer Reinhard Kekule von Stradonitz zum 70. Geburtstag dargebracht hat.*)

Die farbige Wiedergabe des Mosaikbildes auf der beinahe einen Meter langen und einen halben Meter hohen Doppeltafel, die das Original in fast ein Fünftel seiner Größe wiederzugeben gestattete, macht den Hauptwert der Publikation aus. Aber wahrlich kostbare Beigaben sind auch die beiden farbigen Proben des Alexandersarkophags aus Sidon, von dessen Polychromie damit zum erstenmal eine treue Vorstellung gegeben wird.

„In dem von uns gewählten Maßstab", sagt der Herausgeber von dem Mosaikbild, „bleibt der Eindruck der Großartigkeit noch erhalten, mit ihm ist aber auch schon die äußerste Grenze erreicht, in der eine verläßliche Wiedergabe der farbigen Behandlung noch möglich ist."

Diese Wiedergabe der Farben beruht auf einem vom Herausgeber selbst hergestellten Aquarell, dem ein möglichst blaß gehaltener photographischer Abzug als Grundlage diente.

Aber auch der große Maßstab gestattete nicht mehr, die Zusammensetzung der Steine des Mosaiks noch deutlich zu machen. „Die farbige Wirkung ist dadurch insofern beeinträchtigt, als überall die Töne in kompakten Flächen dastehen, während im Mosaik durch das feine, helle Netz der Umrisse der Steine die Flächen mehr gelöst sind, wodurch das Ganze etwas lockerer und bewegter in den farbigen Massen erscheint, als in der Abbildung.

„Auch der lichte, offene Ton, den das Mosaik namentlich in allen heller gehaltenen Teilen zeigt, hat sich nicht ganz genau wiedergeben lassen. Das liegt hauptsächlich daran, daß das als Vorlage der Tafel von mir selbst angefertigte Aquarell unter Zugrundelegung eines photographischen Abzugs ausgeführt worden ist. Obwohl dieser nur ganz schwach war, mußten die Farben, um das Grau zu decken, in einer Schichtstärke aufgetragen werden, die die Durchsichtigkeit des Tones beeinträchtigte. So sind besonders die reinen gelben Ockertöne und an manchen Stellen, wie an dem Schilde, in dem sich der gefallene Perser spiegelt, die gemischten hellen graugelben Töne nicht ganz so klar und offen herausgekommen, als sie im Original erscheinen. Dieser Mangel hätte sich nur bei Verzicht

*) Mit drei Tafeln in Farbendruck. Straßburg i. E. Verlag von Schlesier und Schweickhardt, 1909. Neun Seiten Text. Preis: 48 Mk. Es sei ausdrücklich gesagt, daß man die Haupttafel auf Wunsch auch ungebrochen beziehen kann.

auf die Hilfe der Photographie vermeiden lassen, die zum Erreichen möglichster Genauigkeit in der Wiedergabe der Zeichnung unentbehrlich schien."

Diese gewissenhaften Angaben können nur dem eine Enttäuschung bereiten, der nicht aus Erfahrung weiß, daß jede Abbildung, zumal bei so erheblicher Verkleinerung, etwas von dem Urbild verloren geben muß. Mich überraschte gleich beim ersten Anblick der Tafel das Hervortreten eines bläulichen Tons, der mir fremd schien, obgleich ich niemals gewagt hätte, meine verblaßte Erinnerung an das Original gegen das Zeugnis dieser Abbildung aufzurufen. Nun aber höre ich, daß sich in der Tat die blaue Platte beim Druck der Auflage etwas vorgedrängt hat, was dann, weil es erst nachträglich eintrat, im Text nicht mehr ausdrücklich vermerkt werden konnte. Es ist um so nötiger, das hervorzuheben, da der Text, wie wir sehen werden, das Fehlen des Blau besonders betont, während der Dreifarbendruck dennoch einer blauen Platte bedurfte.

Aber trotz solcher kleiner Ausstellungen haben wir gewiß hier eine Abbildung, die auch sehr hohen Ansprüchen genügen muß, deren wir uns dankbar freuen dürfen, und neben der ältere farbige Wiedergaben, wie etwa die in Overbecks Pompeji, als Karikaturen erscheinen, von denen man sich mit Entsetzen abwendet. Jetzt erst kommen die hohen Töne, in denen man von dem Mosaikbild zu sprechen pflegt, in Einklang mit dem, was man im Bilde zeigen kann.

Von der farbigen Erscheinung des Alexandersarkophags konnte man vielleicht eher durch frühere Abbildungen eine Vorstellung gewinnen oder zu gewinnen meinen. Aber auch hier stellen erst die beiden Tafeln Winters unsere Kenntnis auf einen sicheren Boden, so weit wir nicht das Glück gehabt haben, das Original im Museum zu Konstantinopel zu sehen — schon deshalb, weil auch hier „eine genaue Wiedergabe der Farbreize nur in einer in größerem Maßstab ausgeführten Abbildung möglich war". Die Auswahl der wiedergegebenen Gruppen ist „so getroffen, daß die Abbildungen Proben von allen in dem ganzen Bildwerk verwendeten Farbentönen enthalten". Aber wer könnte angesichts dieser Tafeln den Wunsch unterdrücken, daß uns einmal Abbildungen des ganzen herrlichen Sarkophags in gleicher Größe und gleicher Ausführung beschert werden möchten. Und hier ist Gefahr im Verzug. Die Farben des Sarkophags sind nicht so geduldig wie die des Mosaikbilds. „Wie bei allen Resten polychromer Marmorskulptur besteht die Gefahr, daß die Farben im hellen Tageslichte, dessen zerstörende Wirkung durch die von der Konstantinopeler Museumsverwaltung mit aller Sorgfalt getroffenen Schutzmaßregeln wohl zurückgehalten, aber auf die Dauer nicht abgewendet werden kann, mit der Zeit wieder verschwinden werden."

Die Aquarelle, die den beiden Tafeln als Vorlage gedient haben, sind vor siebzehn Jahren hergestellt, wenige Jahre nach der Entdeckung des Sarkophags. Ich weiß nicht, ob Winter damals nur diese beiden Proben

genommen oder Photographien aller Reliefbilder des Sarkophags aquarelliert hat. Ich weiß nicht, ob das, wenn es damals nicht geschehen sein sollte, heute noch nachzuholen ist, oder ob sich etwa andere, früher hergestellte, gleich zuverlässige Farbenaufnahmen finden würden. Das aber weiß ich, daß es unter den Begüterten aller gebildeten Nationen viele gibt, die für diese Aufgabe Verständnis genug hätten, um mit Freuden dafür die nötigen Tausende zu spenden, wenn die Aufgabe nur in ihren Gesichtskreis gebracht würde. Das zu tun seien alle Leser dieser Zeilen gemahnt!

Der Anteil des Herausgebers an den Tafeln ist in diesem Fall größer als er im allgemeinen bei archäologischen Werken zu sein pflegt. Dennoch geschähe ihm Unrecht, wenn wir seines Textes gar nicht gedenken wollten, der sich freilich mehr als die Tafeln vornehmlich an die Fachgenossen wendet.

Die „das Ganze beherrschende, das Einzelne bindende und zurückhaltende einheitliche Tönung von strengem und ernstem Charakter", die das Mosaikbild zeigt, und die durch den Vergleich mit den bunten, reinen Farben des Sarkophagreliefs noch augenfälliger wird, weist eine beschränkte Farbenskala auf. Es sind noch die vier Farben, die Plinius uns nennt — Schwarz, Rot, Gelb, Weiß —, und wir lernen aus dem Mosaik, daß nicht etwa nur die Maler der älteren Zeit, wie man aus einer Cicerostelle geschlossen und Cicero wohl wirklich gemeint hat, sich diese Beschränkung auferlegt haben, sondern daß auch noch die Zeit des Apelles — und von diesem selbst bezeugt es Plinius ausdrücklich — sie beibehalten hat. Zu den vier Farben kam es überhaupt erst, als ums Jahr 500 das Gelb eingeführt wurde, und Polygnot ist der erste literarisch bezeugte Vertreter der Vierfarbenmalerei.

Nicht als ob die blaue Farbe der Malerei der Zeit Alexanders oder auch nur der des Polygnot fremd gewesen wäre. Aber es scheinen zwei Richtungen der Vierfarbenmalerei nebeneinander hergegangen zu sein, deren eine mit Hilfe des Blau den Eindruck der Buntfarbigkeit erstrebte, während die andere durch das Schwarz die entgegengesetzte Wirkung erzielte. Für beide Farbenreihen, die wir schon in der archaischen Zeit beobachten, war das Hinzutreten des Gelb als vierter Farbe ein Fortschritt von großer Bedeutung, der auf der einen Seite „ein in reichster Pracht buntfarbiges", auf der anderen Seite „ein ebenfalls, aber in anderem Sinne reiches, in einem einheitlichen Gesamtton sich zusammenschließendes Kolorit" ermöglichte.

So bringt das Bild „über eine der wichtigsten Erscheinungen in der Geschichte der griechischen Malerei erwünschte Aufklärung". Von dieser Seite war es wohl bisher noch niemals betrachtet worden. Aber auch die schon so oft wiederholte Betrachtung der Darstellung ist in jüngster Zeit noch zu neuen wichtigen Ergebnissen gelangt. Es sind Beobachtungen von Erich Pernice, die Winter hier wiedergibt und weiterführt. Von denen über die Ausbesserung und Ausflickung des Mosaiks will ich hier

nicht sprechen, da sie sich auch angesichts der neuen Abbildung nicht nach-prüfen lassen, weil diese ja die einzelnen Steinchen nicht wiedergeben konnte. Sie führen uns über die empfindlichste Schädigung, deren traurige Spuren die großen, mit einer dunkelbraunen Masse gefüllten Lücken des Bildes sind, wie man meint, die Zerstörung durch das Erdbeben des Jahres 63, hinaus, vielleicht hinaus über die Zeit der Ueberführung des Mosaiks nach Pompeji, sie bestärken uns jedenfalls in der Annahme, daß das Bild nicht für den Ort, an dem es gefunden wurde, hergestellt ist. Wichtiger scheinen mir die Beobachtungen, die sich auf das Verhältnis des Mosaikbildes zu dem wiedergegebenen Gemälde beziehen. An nicht wenigen Stellen, die keine Spuren nachträglicher Veränderungen oder Ausbesserungen aufweisen, finden sich Unklarheiten und offenbare Mißverständnisse, die nur auf Undeutlichkeiten des Originals zurückgeführt werden können: der Verfertiger des Mosaiks hat sichtlich zuweilen Unverstandenes, so gut es ging, nachgebildet, wo es not tat ergänzend, sonst das, was er sah, beibehaltend und mit ängstlicher Genauigkeit unverstanden und deshalb unverständlich wiedergebend. So scheint besonders das rechte Ende des Bildes schadhaft und undeutlich gewesen zu sein. Einmal z. B. ist — dies links neben dem Wagen des Darius — das offene Maul eines Pferdes mit den Zähnen, die Schnauze, die Trense und das Riemenzeug getreulich wiedergegeben, doch so, daß man sieht, der Kopist verstand nicht, was er nachbildete.

In dem Getümmel zwischen der Alexandergruppe und dem Wagen des Perserkönigs gelingt es Winter, die bisher nicht beachtete, vielleicht auch durch den Kopisten undeutlicher gewordene Gestalt eines vom Pferde springenden Persers zu erkennen, in dem er eine Hauptfigur sehen möchte. „Er verläßt sein Pferd, ohne Zweifel in derselben Absicht, in der sein Gefährte abgestiegen ist, der vorn sein Pferd dicht an den Wagen des Darius herandrängt." „Es ist der Opfermut und die hingebende Treue der dem Könige Nächststehenden, die hier in der Mitte des Bildes in ergreifender Schilderung ausgedrückt ist. Den einen der Getreuen hat bereits das Schicksal durch Alexanders Lanze ereilt, in demselben Augenblick verlassen zwei andere ihre Pferde, um dem König zur Flucht zu verhelfen. Sie haben in dem Untergang des Gefährten den eigenen Tod sicher vor Augen."

Ich möchte glauben, daß Winter dem von ihm entdeckten „Abspringenden" eine etwas zu große Bedeutung beimißt, da er doch auch auf dem Originalbild im Hintergrund geblieben sein muß und kaum recht deutlich gewesen sein kann. Um so entschiedener stimme ich in der Deutung und Bewertung des mit seinem Pferd so auffällig im Vordergrund stehenden Persers bei, den Gustav Koerte kürzlich, wie früher schon Andree, statt zu Darius zu dem von Alexander niedergestoßenen Perser hat in Beziehung setzen wollen. Damit würde dem Bild nicht wenig von seiner Größe genommen.

Auch mir ist es unzweifelhaft, daß die „Uebereinstimmung in den entscheidenden Hauptsachen“, die zwischen dem Mosaikbild und den Schilderungen der Schlacht bei Issos besteht, nicht zufällig sein kann. Es ist die Schlacht bei Issos. Aber darum braucht es nicht das unzuverlässig bezeugte Bild der Malerin Helena zu sein, und wir brauchen nicht in Erwägungen darüber einzutreten, ob eine Frau ein Schlachtenbild von solcher Kraft und Größe geschaffen haben könnte. Das Originalbild könnte ebensowohl die „Schlacht zwischen Alexander und Darius“ sein, die Plinius von dem Maler Philoxenos von Eretria anführt, und Winter sucht in der Tat gerade dies wahrscheinlich zu machen, zum Teil durch den Hinweis darauf, daß wenigstens des Philoxenos Lehrer Nikomachos unter den Vertretern der Vierfarbenmalerei genannt wird, zum Teil durch die mir allerdings nicht unbedenkliche Vermutung, daß von Plinius dem Philoxenos gerade eine so gedrängte Darstellung einander verdeckender Figuren zugeschrieben werde, wie sie sich auf dem Mosaikbild findet.

Wie dem aber auch sein mag: auf jeden Fall ist das Originalgemälde nah an Alexanders Zeit hinanzurücken — dafür sprechen nun auch die aus einzelnen Beobachtungen von Pernice erschlossenen Schicksale des Mosaikbildes und die noch in der Kopie erkennbaren Beschädigungen des Originals.

Je seltener historische Darstellungen im Bereich der griechischen Kunst sind, um so höher ist der Glücksfall einzuschätzen, der uns die nahezu zeitgenössische Darstellung eines welthistorischen Ereignisses, wenn auch nur in einer von Mißverständnissen nicht freien Kopie, bewahrt hat. Dem Wert dieses Besitzes tut es kaum Abbruch, daß der Historienmaler es mit der historischen Wahrheit ebensowenig genau genommen hat, wie manche der gleichzeitigen Historienschreiber. Friedrich Koepp.

---

## Literatur.

### Eine neue Bürgerausgabe.

In Bongs Goldener Klassiker-Bibliothek, die sich die dankenswerte Aufgabe gestellt hat, die alten Hempelschen Ausgaben in einer Weise zu erneuern, die dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und des Buchgewerbes entspricht, liegen nun auch Bürgers Gedichte*), von Ernst Consentius herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen, in schmuckem Gewande vor. Gegen die Hempelsche Ausgabe ist die neue um mehr als das Doppelte gewachsen, und die etwa 300 Seiten Einleitung und Anmerkungen legen ein glänzendes Zeugnis von der Sachkunde und dem Spürsinn des Herausgebers ab.

*) Zwei Teile in Leinenband 2 Mk., in Halbfranzband 3 Mk., Prachtausgabe in Leinenband 3 Mk., in Luxus-Halbfranzband 4 Mk.

Auch nach den trefflichen Ausgaben von Sauer, Grisebach und Berger war es ihm vergönnt, aus Briefen, Einzeldrucken, Stammbuchblättern, Almanachen, ja aus Bücherkatalogen und ähnlichen Verstecken 23 bisher in Ausgaben ungedruckte Dichtungen und Fragmente Bürgers hervorzuziehen. Freilich, das feststehende Bild des seltsam verworrenen, widerspruchsvollen, im steten Auf und Ab vom Sturm der Leidenschaft umhergeworfenen Dichters kann naturgemäß durch die zierlichen Tändeleien, die artigen Kleinigkeiten und auch die gelegentlich recht frivolen Scherze, die wir nun seinen Gedichten eingereiht finden, nicht wesentlich verändert oder bereichert werden. Aber gern wird man z. B. bei dem nur zu leicht in das Weite und Breite sich verlierenden Lyriker in manch gelungenem Spruch sich der epigrammatischen Kürze und Zuspitzung erfreuen; zu dem schon seit vier Jahren bekannten Epigramm auf den König von Preußen (II, 144):

> „Mein Friedrich braucht zu seinem ganzen
> Regierungswesen lauter Franzen.
> Nur ein Geschäft ist noch, das er durch Deutsche tut,
> Zum Ueberwinden braucht er deutschen Heldenmut."

tritt nun als Pendant ein Spruch auf Ludwig den Vielgeliebten:

> „Wer sich nicht gern für ihn aus Liebe schinden läßt,
> Den setzt der Vielgeliebt' in der Bastille fest."

Und wenn man an einer anderen Stelle (II, 142 f.) ein kräftiges Wort gegen eine ältere Uebersetzung der Ilias und einen in Homerischem Stil gehaltenen Gruß an Göckingk findet, in dessen Journal von und für Deutschland Bürger Proben seiner Homerübersetzung in Hexametern veröffentlichte, so wird man vielleicht nur bedauern, daß von diesen Proben selbst ebensowenig etwas mitgeteilt ist, wie von seinem früheren Versuch eines „jambischen Homer", der ihm damals den freudigen Beifall Weimars, ja auch klingenden Lohn von dort eingebracht hatte. Jedenfalls gehört dieser kühne Entwurf, mit dem er als erster berufener Dolmetsch den Deutschen die reiche Welt Homers erschließen wollte, als eins der schönsten Ruhmesblätter in Bürgers Dichterkranz, unverwelklich und ebenbürtig seiner Neuschöpfung der volksmäßigen Balladendichtung, seiner aus der Tiefe eigener Lust und eigenen Schmerzes geborenen Liebeslyrik, die sich aller konventionellen Fesseln entledigte, und seiner Eindeutschung Shakespeares, die freilich in Versuchen stecken blieb, aber doch A. W. Schlegel in wett eifernder Zusammenarbeit auf diese schwere, aber hehre Aufgabe führte.

Kann die große Tragödie des Dichterlebens Bürgers, die durch Zügellosigkeit und Haltlosigkeit selbstverschuldet war, nur gemischte Gefühle auslösen, so bietet auch das Lebenswerk seiner Dichtung ein wenig harmonisches Bild: ein kühnes Wollen, aber ein schwerfälliges Schaffen, hochfliegende Pläne in überstürzender Hast, aber rasches Ermatten und Sinken, ein lebendiger Drang, etwas Großes zu gestalten, aber ein verhängnisvoller Mangel frei schöpferischer Phantasie und ein mühseliges Ringen mit dem

Stoff. — Und derselbe Mann, der einst „mit Wort und Tat“ zu zeigen strebte, „was wahre lebendige Volkspoesie sei“, und dessen Lenore den lange verschütteten Weg zu jenem frischquellenden Jungbrunnen aller Dichtung glücklich wiederfand, der als ein vielbewundertes Kraftgenie sich Herder und Goethe zur Seite gestellt hatte, derselbe Mann fügt sich später doch wieder den Künsten des Herkommens und ergießt seine stürmenden Gefühle in zwangvoll gefeilte Sonette. So trägt seine Dichtung den Stempel des Fragmentarischen und Unsteten.

Jedenfalls liegt Bürgers Leben und poetisches Schaffen klar und deutlich, ohne Verschleierung und ohne Verschönerung vor unseren Augen, und der Herausgeber verdient für die Umsicht und Vorsicht, mit der er die Quellen ausgeschöpft hat, und für die Sorgfalt, mit der er in den Anmerkungen alles Wissenswerte beigebracht hat, aufrichtigen Dank. Nur zu einer Stelle der Biographie habe ich ein Fragezeichen zu setzen. Consentius berichtet (LXXXV): „Als Göttingen im September 1787 die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Universität beging, als man zur Verherrlichung des Festes eine Kantate nötig hatte, da wurde jeder, der erreichbar war, und der nur irgend einmal ein Gedicht gereimt hatte, um den Festgesang angesprochen, und erst, als alle dankten, erinnerte sich die Universität in letzter Stunde, daß ein wirklicher Dichter, Bürger, seit Jahren in einiger Beziehung zur Hochschule stände, und übertrug ihm den Gesang am heiligen Vorabend des funfzigjährigen Jubelfestes der Georgia Augusta“. — Daß die Anregung von der Hochschule selbst ausgegangen sei, reimt sich doch zu wenig mit den sonstigen Zurücksetzungen, die Bürger von ihr erfahren mußte, und dem gespannten Verhältnis zu vielen seiner Kollegen, das durch seine bissigen und bitteren Epigramme über Professorenweisheit unmöglich verbessert werden konnte. Die ganze Darstellung, die Consentius gibt, ist offenbar aus dem Gedicht II, 110, „Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn!“ geflossen. „Die stolze Meta“ aber, die dort von einem Dichterling zum andern eilt, um ihn in ihr Joch zu spannen und ihren Siegeswagen ziehen zu lassen, ist niemand anders als die etwas anrüchige Frau des Göttinger Musikdirektors Forkel, Sophia Margaretha Dorothea geb. Wedekind, die auch den Dichter in ihre Netze zu locken verstand. Wohl möglich, daß ihre in jenem Gedicht verherrlichten Bemühungen sich auf die Jubelfeier der Universität bezogen; ausgesprochen ist es nicht, und ebenso gut könnte man an einen Prolog für eine dramatische oder musikalische Veranstaltung mehr privaten Charakters denken, den sie oder ihr Mann nötig hatte. Jedenfalls ist es willkürlich, von einem Auftrag der Universität an Bürger zu reden. — Zu dem „Rabbi Tychsen“, einem der Dichter, an die sich die unternehmungslustige Dame in dem Gedichte wendet, bemerkt Consentius ganz richtig, er sei Professor der Theologie gewesen, der orientalische Sprachen und Literatur sowie theologische Moral lehrte. Wichtiger wäre vielleicht eine Bemerkung über seine poetischen Interessen und Qualitäten gewesen. In dem ungedruckten Braut-

briefwechsel einer Göttinger Professorentochter, Beckmann, mit dem in jenem Gedicht auch erwähnten Privatdozenten F. A. Schmelzer finde ich am 5. März 1789 die Notiz: „Des Abends hatten wir H. Prof. Tüchsen. Er brachte uns Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung mit, es ist sehr schön geschrieben, doch sie kennen es gewiß. Er bringt uns öfters Bücher und hat mir Kosegartens Gedichte, schön eingebunden, geschenkt" —, eine Notiz, die zum mindesten die lebhaften, schöngeistig literarischen Interessen des Orientalisten bekundet.

Auch für die poetische Ader Schmelzers, über den Consentius nicht viel zu sagen weiß, obwohl er später als juristischer Professor in Helmstedt und Halle eine ziemliche Rolle gespielt hat, enthält jener Briefwechsel mancherlei Belege, bald singt er in erhabenem Odenstil, bald in harmlosem Volkston, bald versucht er sich in geistreichen Stammbuchsprüchen, bald sucht er berühmte Dichter heim, Wieland in Weimar so gut wie den Siegwartdichter in Ulm. — Nur drei kurze Proben seiner Poesie, die natürlich seiner Braut uneingeschränkte Bewunderung findet:

„Wie dem Pilger der Quell silbern entgegen rinnt,
Wie der Regen des Mais über die Blüten träuft,
Nahte sich mir die Liebe:
Meine Seele zittert' und huldigt ihr." —

„Für mich ist Spiel und Tanz vorbey,
Das Lachen ist vorüber;
Ich hasse Fiedel und Schalmey,
Und klag' und weine lieber." —

„Wer genießt, der grüble nicht zuviel,
Der Genuß kann selten Licht vertragen;
Dunkles oder dämmerndes Gefühl
Flicht den Kranz von unsern schönsten Tagen."

Daß Schmelzer die etwas zudringliche Madame Forkel auch sonst nicht gerade zimperlich behandelte, ganz so wie es das Gedicht voraussetzt, lehrt eine andere Briefstelle, wo er von einem Spaziergang auf dem Göttinger Wall berichtet: „Gleich darauf begegnete mir Madame Forkel, der sagte ich eine Grobheit, weil sie sich unterstand, mich anzureden."

Zum Schluß noch eine artige Variante zu Bürgers „Lust am Liebchen", vermutlich eine in Studentenkreisen gangbare, sangbare Verkürzung des neun Strophen zählenden Liedes, die Schmelzers Brief vom 22. September 1788 enthält:

„Wie seelig, wer sein Liebchen hat,
Wie seelig lebt der Mann,
In Friedrichs und in Ludwigs Stadt
Ist keiner besser dran.

Er achtet nicht, was Hof und Stadt
Dafür ihm bieten kann,
Und wenn er keinen Heller hat,
Dünkt er sich Crösus dann.

In seinen Adern kreiset frisch
Und ungehemmt sein Blut,
Gesunder ist er wie ein Fisch
In seiner klaren Flut.

Gram, Sorg' und Grille sind ihm Spott,
Er fühlt sich frey und froh,
Und kräht vergnügt in seinem Gott
In dulci jubilo!!! jubilo, jubilo, jubilo!"

Dr. A. Nebe.

---

Alfred Biese, Deutsche Literaturgeschichte. Zweiter Band: Von Goethe bis Mörike, mit 50 Bildnissen. München 1909. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Dem ersten Band, den ich 1908 besprochen habe, ist schon nach Jahresfrist der zweite gefolgt, und innerhalb einer weiteren Jahresfrist ist der dritte versprochen. Der Verfasser hat sich aus guten Gründen, über die die Vorrede Auskunft gibt, entschlossen, die „klassisch-romantische" Zeit von der „modern-realistischen" zu trennen und in je einem Bande gesondert zu behandeln, was eine Erweiterung des ganzen Plans von zwei auf drei Bände bedeutet. Der vorliegende Band führt also die „klassisch-romantische" oder lieber: die klassische und die romantische Literatur vor. Die erstere freilich nur auf ihren beiden Höhepunkten in Goethe und Schiller, da Lessing und Herder als die Vorläufer noch dem ersten Bande zugeteilt waren. Was Sprache und Frische der Darstellung betrifft, so kann ich die Bewunderung, die ich dem ersten Bande zollte, hier nur wiederholen — mit Ausnahme leider eben der beiden ersten Abschnitte, die eigentlich den Gipfel bilden sollten: Goethe und Schiller. Von beiden ist wieder Schiller weitaus besser gelungen, wie dem Verfasser überhaupt die tragischen Charaktere und Lebensläufe besser „zu liegen" scheinen: Hölderlin, Novalis, Kleist haben in diesem Spiegelbild geradezu die erschütternde Wirkung des Kunstwerks. Aber der Abschnitt über Goethe hat mich, offen gestanden, enttäuscht. Zwar die Sprache hat auch hier ihren gleichmäßigen edlen Fluß, und das Urteil erfreut oft durch das Treffend-Innerliche der Auffassung (z. B. S. 33 über Goethes Lyrik, S. 88 über die Balladen, S. 100 über Hermann und Dorothea, S. 103 über Goethes Stellung zur philosophischen Theorie, S. 109 zur Revolution und zu Napoleon). Aber im ganzen bleibt der Eindruck, als sei des Verfassers Absicht mehr auf die möglichst vollständige Einbeziehung des literarischen Stoffes in den einmal gespannten Rahmen

gerichtet gewesen, als auf den Nachweis der wunderbaren inneren Notwendigkeit, die in der Entfaltung und im Aufbau dieses einzigartigen Lebens waltet, wobei die „Werke" mehr nur als das Material zum Beweisen und Veranschaulichen zu bewerten waren. Denn bei Goethe kommt es auch für den Literarhistoriker mehr auf das Persönlich-Menschliche, als auf die stofflichen Leistungen an. Wenn wir die Lücke in seinem Schaffen zwischen Werther und Iphigenie bedauern, ist es doch nur, weil uns der Uebergang von dem „dumpfen" Goethe zu dem Goethe der Vollendung fehlt: er wird uns nicht in dichterischen Niederschlägen dargeboten zum künstlerischen Genießen und Miterleben, sondern muß in den Briefen und Tagebüchern durch gelehrte Arbeit aufgesucht werden. Wir wollen bei Goethe sehen, vielmehr mit Goethe erfahren, wie zuerst die Welt unwillkürlich in seinem Geiste sich spiegelt und dort gewisse sittliche und künstlerische Wirkungen auslöst, dann wie durch eigne Arbeit an der Welt sich ihm das Weltbild erweitert und unter sittlichen Ideen ordnet, und wie er nun diese mit Bewußtsein dichterisch gestaltet. Goethe ist für uns nicht mehr und nicht weniger als der (dichterisch dargestellte) erste moderne Mensch im vollen Sinne, der Mittler, aus dem wir Modernen schöpfen, in dem wir leben — und leben dürfen, ohne von den früheren Errungenschaften der Menschheit etwas Wesentliches aufgeben zu müssen. Daß diese Auffassung auch die des Verfassers ist, zeigen seine einleitenden Worte; aber sie beherrscht nicht die nachfolgende Darstellung. Die Stufen der menschlichen Entwicklung Goethes werden mehr zum äußerlichen Einteilungsgrund, seine Erlebnisse werden nicht zur „Pyramide" geordnet, sondern erscheinen mehr nebeneinander gestellt unter dem Gesichtspunkt des Interessanten, als eine Quelle mannigfaltiger dichterischer Anregungen und Motive, wobei aber die strenge Notwendigkeit im Zusammenhang zwischen Leben und Schaffen nicht zur überzeugenden Anschauung kommt. Sehr schön ist der Gedanke, den Faust für den Schluß der ganzen Darstellung aufzusparen, um in seiner Besprechung noch einmal die durchlaufene Entwicklung des Dichters an den Schicksalen seines dichterischen Doppelgängers zu rekapitulieren. Aber die Besprechung selbst genügt nicht dem Zweck, sie geht so wenig ins Wesentliche, wie leider manche der vorausgehenden Besprechungen, z. B. die der Iphigenie. Soll ich kurz sagen, was in der ganzen Darstellungsweise für mich der Stein des Anstoßes ist, so ist es der fast feuilletonistische Plauderton, der nivellierend über Goethes Leben dahinfährt. Er verbindet sich mit einer eigentümlichen Technik, die ich eine äußerliche Pragmatik nennen möchte: ein Abschnitt wird in der Regel auf ein Stichwort hinausgespielt, in dem man nach einiger Uebung unschwer das Thema des folgenden voraus spürt. Dadurch wird aber der nicht vorteilhafte Schein erweckt, als spinne sich die Rede am Faden der gelegentlichen Vorstellungsverknüpfung ab. Auch über manche Auffassungen ließe sich mit dem Verfasser streiten. So erscheint der junge Goethe in den nebeneinander gestellten, mehr schematisch behandelten als individuell charakterisierten Liebesverhältnissen nur als flatter-

haft. Das Verhältnis zu Kätchen Schönkopf wird, ebenso wie später das zu Lotte Buff, viel zu ernst genommen; da wird von den „wildesten Verzweiflungen" gesprochen, wo der Dichter selbst doch seine Liebesverhältnisse als „dichtende Träume" bezeichnet hat.*) Die Liebe zu Friederike aber wird mit einer mindestens mißverständlichen Bemerkung abgeschlossen (S. 15), die den Anschein erweckt, als ob der Verfasser auf Froitzheimschen Spuren ginge. Auch die Verteilung von Licht und Schatten zwischen Frau v. Stein und Christiane scheint mir nicht gerecht und den bezeugten Tatsachen entsprechend. Und so ließen sich der streitigen Punkte noch manche anführen. Auch bei Schiller fehlt es natürlich nicht an solchen, z. B. wenn in der „Jungfrau von Orleans" und in der „Braut von Messina" das Schicksal und die Wunder als subjektive Phantome der Beteiligten gelten sollen (wie sie übrigens auch Berger in seiner Biographie faßt), anstatt daß zugegeben würde, daß hier der Dichter Experimente mit künstlich wiedererweckten Vorstellungen macht, die er selbst nicht teilt, die aber innerhalb der Dichtung objektive Geltung beanspruchen, wodurch natürlich die ästhetische Wirkung beeinträchtigt werden muß.**) Warum hätte sonst auch Schiller diesen Weg wieder verlassen? Sonst ist der Abschnitt über Schiller, wie schon angedeutet, viel einheitlicher und dramatischer aufgebaut, die Persönlichkeit Schillers kommt in ihrem staunenswerten Wachstum und in der Wucht ihrer Vollendung schließlich zur wirklichen Anschauung. Insbesondere ist die Darstellung seiner philosophischen Aesthetik zu loben, die die beste mir bekannte ist, nicht zum wenigsten darum, weil der Verfasser die Terminologie Schillers ganz verläßt und die Gedanken, auf die wesentlichsten Zusammenhänge beschränkt, in seiner eigenen (also unserer heutigen) Sprache verdeutlicht, aber auch darum, weil er den wesentlichen Zusammenhang zwischen Schillers ästhetischen und e t h i s c h e n Anschauungen nachweist und stark betont, in denen Schön, Wahr, Gut dasselbe, nur von verschiedenen Seiten betrachtet, sind. Freilich wird jetzt wieder die Kürze manchem Leser das Verständnis erschweren. Aber das ist die Schwierigkeit aller Gesamtdarstellungen, daß einerseits der Raum zu eingehender Behandlung, wie in der Biographie, fehlt, und andererseits bei diesen Großen eine gewisse Breite nötig ist, weil die Person und ihr Werk im geschichtlichen Fluß nicht untergeht und mit dem geschichtlichen Urteil deshalb nicht abgetan ist. Sobald daher die beiden Größten vorüber sind und die Scharen derer, die das geschichtliche Echo bilden, heranrücken, ist es als ob sich dieser zweite Band auf alle Tugenden des ersten besänne. Da ist umfassendste Stoffbeherrschung, übersichtliche Gruppierung, lebendige Charakteristik, Wärme der Darstellung, eine kraftvolle Ausdrucksweise

*) Vgl. auch die Briefe an Moors vom 1. Oktober 1766 und an Behrisch vom 26. April 1768.

**) Gerade jetzt durchläuft ein Urteil Fr. Th. Vischers über Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" die Zeitungen, das von demselben Gesichtspunkt ausgeht.

eigenster Prägung, endlich eine unermüdliche Frische des Fortschreitens. Die Schilderung der Romantik, die das Rückgrat des Bandes bildet, liest sich selber wie ein romantisches Märchen, nur spannender als die wirklichen Romantiker sie schrieben. Freilich ist es eine Darstellung der Romantiker mehr als der Romantik. Der Verfasser unterläßt es absichtlich (S. 318), die bunte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen unter einen gemeinsamen Begriff zu bringen, um nicht in Geschichtskonstruktion zu verfallen. Darüber wird freilich der Name weder geschichtlich noch begrifflich erklärt, und der lernbedürftige Leser, der doch nicht aus dem Auge verloren werden darf, fragt vergeblich, was das Wort bedeute und warum es auf die nüchterne Forschung eines Bopp ebenso wie auf die Phantasien eines E. Th. A. Hoffmann angewendet werde. Ob es richtig ist, das Wesen der Romantik (wie S. 319 geschieht) als „Fortsetzung und Ergänzung des Klassizismus" zu fassen, scheint mir fraglich. Ich möchte sie lieber die gerade Fortsetzung der Sturm- und Drangbewegung des 18. Jahrhundert nennen, in der die Rousseauschen und Klopstockschen Tendenzen weiter wirken, denen ja auch Goethes und Schillers Jugend gehörte: jene in dem ethischen und ästhetischen Libertinismus vieler Romantiker, diese in der Richtung aufs Volkstümliche und Nationale, das bewußt im Mittelalter gesucht und von einigen Berufenen unbewußt im immer gegenwärtigen deutschen Gemütsleben gefunden wurde. Goethe und Schiller haben sich aus dem unklaren Strom jener Bewegung in den klaren See des Klassizismus seitwärts gerettet; die Romantiker blieben im Strom, und wenn sie auch oft unsichere Schwimmer waren, so verdanken wir ihnen doch die Erhaltung des Ideals einer nationalen Kunst, d. h. einer Kunst, die die Geistesart unseres Volkes in einer ihr angemessenen eigenen Form (die freilich bis heute nicht allgemeingültig gefunden ist) darzustellen habe. Das ist kein geringes Verdienst, und hier liegt die höchst notwendige Ergänzung unserer Klassiker, die, überwältigt von der Schönheit der Antike, sie zur ausschließlichen Gesetzgeberin aller Kunst erhoben, ihr die eigene Selbständigkeit opferten und darüber fast zu Nachahmern wurden, Goethe mehr als Schiller. Es ist daher durchaus begreiflich, daß sich alle Weiterentwicklung unserer poetischen Literatur an die Romantik und nicht an den Klassizismus, der ja nur für Ausfeilung der Form (Platen) Raum ließ, ansetzt. Sie hat das richtige Gefühl für den Zusammenhang zwischen Poesie und Volksleben, sie gewinnt daher schnell ein positives Verhältnis zu dem erwachenden politischen Bewußtsein und kann die vaterländische Dichtung der Befreiungskriege in ihr Kredit schreiben; in dem „Prinz von Homburg" und im „Oberhof" gelingen ihr sogar Werke, die das Ideal einer nationalen Kunst nahezu verwirklicht zeigen. Andererseits rufen ihre Einseitigkeiten und zeitgeschichtlichen Mängel, namentlich der Mangel an Wirklichkeitssinn, in den bei ihnen der „Idealismus" der Klassiker umschlug, den Widerspruch der nüchterner werdenden Zeit hervor, der über Heine und das junge Deutschland zur politischen Dichtung der 40er Jahre führt. Dieses gegenseitige Verhältnis zwischen

Klassizismus, Romantik und dem „jungen Deutschland“ wird auf wenigen Seiten (558—560) höchst anschaulich dargestellt. Ueberhaupt gehören die einleitenden Worte der einzelnen Kapitel, die die allgemeinen Zusammenhänge nachweisen, zu dem gänzendsten, was das Buch bietet. Eine lebendige Poesie ist ja kein Ding für sich, sie ist nur einer der Niederschläge des allgemeinen Volkslebens und steht darum mit allen anderen Gebieten geistiger Betätigung in der innigsten ursächlichen Verbindung. Das deutsche Geistesleben hatte aber im 19. Jahrhundert zwei große Interessen: die Wissenschaft und die Politik. Wie beide, d. h. wie Philosophie, Geschichtsschreibung, Theologie, Naturwissenschaft, wie die Freiheits- und Einheitsbestrebungen sich in sich entwickeln und befruchtend und umgestaltend auf die poetische Selbstbesinnung einwirken, das weiß der Verfasser zu einem lichtvollen, anziehenden Gesamtbilde zu gestalten, aus dem sich jedesmal die literarischen Führer und Mitläufer in lebendiger Schilderung und gerechter Würdigung (man sehe z. B. den Abschnitt über Heine) loslösen: eine Gesamtdarstellung des deutschen Geisteslebens unter dem poetisch-literarischen Gesichtspunkt, wie es Treitschkes Deutsche Geschichte unter dem politischen ist. Und wenn uns der Verfasser durch die Zeiten der Kampfdichtung hindurchgeführt hat, wo die Poesie nicht mehr Niederschlag, sondern Werkzeug geworden war, führt er uns zuletzt, wie in den Hafen, zu stillwirkenden Geistern, die mitten im Lärm sich „der Ruhe heil'ges Gut“ bewahrten, zu Grillparzer, der sich selbst „den letzten Dichter in einer prosaischen Zeit“ nannte, und zu Lenau, Mörike und der Droste-Hülshoff. So kingt der Band in den Ton des Friedens aus. Das Schlußwort gibt dem Gesamtinhalt die Ueberschrift „Der deutsche Idealismus“ und verheißt uns im 3. Bande die Geschichte der realistischen Entwicklung des deutschen Geistes, über die er als die führenden Heroen stellt im Leben Bismarck, in der Dichtung Hebbel.

Wir würden es nicht zu beklagen brauchen, wenn dieser Schlußband etwas länger als das versprochene Jahr auf sich warten ließe. Die Schnelligkeit des Arbeitens scheint mir doch nicht spurlos an dem 2. Bande vorübergegangen zu sein. Bei reicherer Muße hätte der Verfasser uns sicher einen energischer durchgearbeiteten Goethe schenken können. Die Sprache zeigt bei aller Schönheit im ganzen doch hier und da Spuren von Ermüdung — Sätze, deren innere Beziehungen erst beim nochmaligen Lesen durchsichtig werden; zuweilen nimmt sie die Haltung atemloser Eile an, die den Leser im Fluge über die Einzelheiten hinwegjagt. Auch einzelne Unklarheiten laufen mit unter. S. 29: „Der erste Teil, der Urfaust, lag bereits 1775 vor“, ist ein irreführender Ausdruck. S. 35 wird das „Mailied“ der Lilizeit zugewiesen, der Zusammenhang zeigt aber, daß (richtig) an die Sesenheimer Zeit gedacht ist. Ebenso wird S. 88 das Erscheinen der Xenien in den Almanach von 1796 gesetzt, während der Zusammenhang wieder beweist, daß 1797 gedacht ist (wie auch S. 221 richtig geschrieben wird). S. 90 erscheint Wilhelm Meister vollendet „in acht Bänden“ (statt:

acht Bücher in vier Bänden). Wenn S. 171 Karl Moor „schließlich sich selbst auch tötet", so ist das ebenso mißverständlich gesagt, wie wenn es S. 494 heißt, Schills Anhänger seien „auf dem Blutgerüst" gestorben. Der Vertrag, durch den Schiller nach Mannheim als Theaterdichter berufen wurde, datiert nicht vom „September 1782" (S. 82), wo Schiller noch gar nicht in Bauerbach war, sondern wurde erst seit Frühjahr 1783 verhandelt. Eine sprachliche Eigentümlichkeit des Verfassers ist die Ausdrucksweise „Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt" (S. 98) und „dreimonatliche Festungshaft" (S. 586); anfechtbar ist auch die Wendung S. 409: „Die Großmutter hat es ihrem Kinde vergeben" statt: sie hat ihm vergeben (= es vergiftet). Zwei Druckfehler in den Seitenzahlen des vorgedruckten Inhaltsverzeichnisses (419 statt 399 und 610 statt 601) kommen auf Rechnung der Druckerei. — Diese vereinzelten Schönheitsfehler vermögen natürlich den Wert des Buches als Ganzes in keiner Weise herabzudrücken; auch die ernsteren Ausstellungen, die hier gemacht wurden, gelten doch nur, sofern der Verfasser selbst uns berechtigt hat, an seine Arbeiten nicht nur mit hohen, sondern mit den höchsten Erwartungen heranzutreten, wie wir sie auch dem Schlußbande vertrauensvoll entgegenbringen wollen.

A. Metz.

---

Siehe, es beginnt zu tagen. Die Geschichte einer Menschwerdung. Roman von El-Correï. Berlin W. 30. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. Hermann Ehbock.

Die Menschwerdung der Heldin des Buches, Astrala v. Billberg, die als Kind fast ein Tier, widerwärtig häßlich, schwachsinnig und boshaft ist und die eigene Mutter mit Abscheu erfüllt, ist nicht von überzeugender Glaubhaftigkeit. Daß manch häßliches junges Entlein sich zu einem Schwan entwickelt, weiß man; aber Astrala von Billberg steht doch zuerst auf einer gar zu niedrigen Stufe des Menschentums, als daß ihre Umwandlung in ein ebenso schönes wie geistig und sittlich hochstehendes junges Mädchen nicht manchem und auch nicht unberechtigtem Zweifel begegnen sollte. Das Wunder dieser Wandlung bewirkt die einsichtsvolle und gütige Erziehung einer Amerikanerin, die eine begeisterte Anhängerin der Christian science ist, die sich in Deutschland durch die Gesundbeterei in einen wohl nicht ganz verdienten Mißkredit gebracht hat. Die traurige Kindheit des armen Mißgeschöpfes spielt sich in München ab, in den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft mit einem Einschuß von Dunkelmännern und Angehörigen der Bohème, ihre Entwicklung zu einer mit allen Vorzügen des Leibes und der Seele ausgestatteten Schönheit auf einer Insel des Gardasees. Die Typen, denen wir in München begegnen, treten mit plastischer Deutlichkeit vor uns hin; ihre Schilderung legt Zeugnis ab von einem nicht geringen Talent der Menschendarstellung, noch begabter aber ist El-Correï für die Schilderung landschaftlicher Schönheit. Der Gardasee mit seiner

südlichen Farbenpracht, seiner blauen Flut, seinem Sonnenglanz, seiner Blütenfülle, seinen schattigen Wäldern und den starren Felsmassen, die diese überragen, hat es ihr angetan, und in seiner Schilderung vereinigt sie inniges Naturgefühl, Stimmungszauber und dichterische Sprache. Die Durchführung der Handlung aber könnte klarer sein; manche der Rinnsale, in denen sie sich fortbewegt, versanden, und manche der angesponnenen Fäden zerreißen, ohne daß man weiß, warum. Auch über die Wege zu den Zielen, von deren Erreichung sich die Verfasserin ein Zeitalter freien Menschentums und reinen Lebensgenusses verspricht, gelangen wir nicht zur Klarheit. Daß Spiritismus und Christian science die Menschheit erlösen und „sie zurückführen werden zur natürlichen Macht im Geiste Gottes, zum Glauben an das Allgute des Daseins und damit zu einer neuen Zeit der Helle und der Freude“, glauben wohl nur die überzeugtesten Jünger dieses sogenannten neuen Evangeliums.

Gäste auf Ober-Friebach. Humoristischer Roman von C. von Dornau. Berlin. Trowitzsch & Sohn. 1909.

Ein in Anlage und Ausführung gesunder Familienblatt-Roman, dem man mit gutem Gewissen ein warmes Begleitwort auf den Weg geben kann. Er wirkt erquicklich durch seine Frische und durch eine unkomplizierte Lebensanschauung, die eine vergnügliche Stimmung auslöst und einen wohltuenden Gegensatz bildet zu den vielen Romanen, deren Gestalten sich von dem düsteren Hintergrunde sozialer Kämpfe und Ungerechtigkeiten abheben, und die uns dadurch das Herz beschweren. Die Klarheit der Charakterschilderung, die Wärme der Empfindung, die natürliche Anmut des ländlichen Idylls, das der Gefahr, in flacher Alltäglichkeit zu versanden, glücklich entgeht, und die heitere Phantasie, welche die Nöte des gastfreien Paares mit allerlei humoristischen Arabesken umkränzt, machen ihn zu einer fesselnden ;Lektüre. Der unerzogene Backfisch mit dem burschikosen Gebaren und dem goldenen Herzen ist wohl eine etwas zu stark aufgetragene und auch zu verbrauchte Romanfigur, dafür sind aber die anderen Personen, die wir kennen lernen, nm so richtiger beobachtet und dargestellt. Im ganzen ein für den Weihnachtstisch besonders geeignetes Buch, das sich harmonisch in die Feststimmung einfügt, in der man gern freundliche Bilder des Lebens an sich vorüberziehen läßt.

Karl Ewald. Mein kleiner Junge. Berechtigte Uebersetzung von Helene Kauders. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München.

Wie eine deutsche Verlagsbuchhandlung ein so wertloses Buch ins Deutsche übersetzen lassen und anpreisen kann, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, die über die Fassungskraft gewöhnlicher Sterblicher hinausgehen. Nach dem Reklamezettel, der ihm beigelegt ist, soll sein Verfasser ein tiefer, klarer, edler Geist und ein wundervoller Dichter sein, und dem Leser soll

daraus ein Duft von Schönheit, ein frischer Hauch fröhlich-nachdenklicher Lebensweisheit entgegenwehen. Wie es mit der Tiefe und Klarheit des wundervollen Dichters und der fröhlich-nachdenklichen Lebensweisheit seines Buches bestellt ist, mögen folgende kürze Auszüge daraus erweisen. In dem ersten Abschnitt, „Sein Eintritt in die Welt", erklärt der Vater, sein Sohn solle brutal werden, ein „gentleman of the life" (ein in England unbekannter Ausdruck, der wohl soviel wie Herrnmensch heißen soll); alles was Priester und Frauenzimmer durch Jahrtausende erfunden haben, um den Mann zu schwächen, solle ihm fern bleiben; er wolle ihm eine rauhe und starke und ungestüme Jugend in Brand und Glut verschaffen. Im zweiten Abschnitt, „Der kleine Mann", wird die Wiege ein Morphiumapparat genannt, und als die Wärterin den zukünftigen gentleman of the life eines Tages in ihren Armen schaukelt und mit seltsamen Worten in den Schlaf lullt, was geeignet ist, „ihn blödsinnig zu machen", kommt der Vater angebraust wie ein Sturmwind und stößt die schrecklichsten Drohungen aus, „er werde der Wärterin die Zunge ausreißen, werde das Kind im Bette anbinden und dieses so fest an den Boden schmieden, daß sieben Pferde nicht imstande wären, es um Haaresbreite zu verschieben usw. Im dritten Abschnitt, „Der Junge", bittet der kleine vier- oder fünfjährige Knirps, als ein älterer Spielgefährte von ihm in die Tanzschule kommt, auch tanzen lernen zu dürfen, und der Vater rät ihm davon ab, indem er sagt: „Der Tanz, den du in der Schule lernst, ist nicht schön und spielt in der Liebe nicht die Rolle, die du vermutest. Ich kann nicht tanzen, und doch hat mich manche reizende Dame einem vollkommenen Kavalier vorgezogen", und als das Abraten nichts nützt, nimmt er ihn mit auf einen Ball und setzt sich dort mit ihm in einen Winkel, um die umherspringenden, schwitzenden Herren, dicken Damen und komischen krummen Beine zu beobachten, sich unartige Dinge über sie zuzuflüstern und beinahe vor Lachen zu ersticken. Als er seinen Jungen in die Schule bringt, ist ihm, als trügen die Bäume einen Flor und als sängen die Vögel in Moll: er setzt sich mit ihm auf einen Grabenrand und hält ihm folgende Rede: „Ich muß dir doch sagen, daß die Schule eine schreckliche Einrichtung ist. Du kannst dir keine Vorstellung davon machen, was du dort alles erdulden mußt. Sie werden dir erzählen, daß zweimal zwei vier ist; aber das ist falsch, zwei und zwei ist niemals vier, oder nur sehr selten. Und wäre es damit nur abgetan! Aber sie werden dir einreden, daß Teheran die Hauptstadt von Persien ist, und daß der Montblanc 4200 Meter ist, und du wirst es glauben. Ich aber sage dir, daß Teheran wie Persien nichts ist — ein leerer Schall, ein schlechter Witz .... Und der Montblanc ist nicht halb so hoch wie die Anhöhe im Garten des Hökers ... Niemals wirst du mehr Zeit haben, mit andern zu spielen. Wenn sie dich rufen, wirst du dasitzen und über einige alte, langweilige Könige nachdenken müssen, die vor vielen hundert Jahren gestorben sind, wenn sie überhaupt jemals existiert haben, woran ich sehr zweifle." Und ein Buch, das solches und

noch armseligeres Gewäsch enthält, wird nach Ansicht der Münchner Verlagsbuchhandlung von Albert Langen einen Ehrenplatz einnehmen unter den pädagogischen Lieblingsbüchern denkender Eltern! Ob das für dänische zutrifft, bleibe dahingestellt, deutsche schätzen wir jedenfalls höher ein.

Verner von Heidenstam. Folke Filbyter, Erzählung aus dem Mittelalter. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Emilie Stein. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München.

„Aus dem Brunnen der Urd am Fuße der Weltesche, d. h. aus der Quelle der Vergangenheit", sagt W. Jordan in seinen epischen Briefen, „schöpft das Leben seine Verjüngung; ein Volk, das in gesunder Kraft bestehen will, muß immer wieder an dem Born der Ueberlieferung von seiner Vergangenheit trinken."

Aus diesem Born hat Verner von Heidenstam geschöpft, als er sein letztes Werk schuf „Der Stamm der Folkunger". Die Geschichte dieses Stammes, der von dem mythischen Volke der Finnzwerge abstammte, was ein Fleck auf ihrem Schilde war, der aber im Laufe der Zeiten durch ihren Reichtum, ihre Tapferkeit und Klugheit abgewaschen wurde, reicht tief in die heidnische Zeit hinein, die in Skandinavien länger dauerte, als bei den Germanen des Festlandes; die Erinnerung an die Herrlichkeit der alten Götter und an die Helden, in welche die dichterische Phantasie diese umschuf, blieb dort auch dann noch lange lebendig, nachdem das Christentum über das Heidentum gesiegt hatte. Der Stammvater der Folkunger, die zuletzt den schwedischen Königsthron bestiegen, war Folke Filbyter, dessen Geschichte den ersten, aber in sich abgeschlossenen Teil des Gesamtwerkes bildet; sie liest sich wie eine der auf dem Hintergrunde des Göttermythus aufgebaute Heldensage der Edda, es fehlt ihr nur die alte poetische Form des Stabreims. Das erste Kapitel schildert die Heimkehr einer Vikingerflotte, die unter Folke Filbyters Führung reich mit Beute beladen heimkehrt. Sie steuert in einen von Klippen umstarrten Meerbusen hinein, an dessen Ufern der Grabhügel einer Schildjungfrau emporragt, die in voller Heeresrüstung, den Speer an die Schulter gelehnt, bestattet worden ist. Auf dem Hügel steht, als die Flotte landet, ein in zottiges Fuchsfell gekleideter Finnenzwerg und ruft in die Grabkammer hinein: „Tue einen harten Schlag auf deinen Schild, Hügeljungfrau! Wecke deine Genossen aus dem Todesschlummer. Die Bodendiele knarrt hinter dem Opferstein in Sveas heiligstem Götterhof und Asa-Tors Bild erzittert." Das ist die Exposition zu dem Drama, das sich in dem Roman vor uns abspielt. Folke Filbyter glaubt an die alten Götter und muß es erleben, daß das Christentum im ganzen Lande über sie siegt, daß seine Söhne in den Dienst des frommen Königs Inge treten, und daß er seinen Enkel, der ihm geraubt worden ist und den er jahrelang mit heißer Liebe vergeblich gesucht hat, als einen Verkünder des neuen Glaubens wiederfindet. Als

sie ihn nach kurzem Besuch verlassen haben, hält er den Augenblick für gekommen, „sich mit dem Schwerte zu zeichnen“, wie es die Männer seines Geschlechts vor ihm getan haben. Er befiehlt seinen Sklaven, alles Nötige herbeizuholen, und wenn das Blut verronnen und er still geworden ist, ihn im Hügel beizusetzen. Viele der in dem Roman geschilderten Sitten und Anschauungen sind so wild und grausam und die Handlungsweise der Menschen ist so hart und barbarisch, daß wir sie als unmöglich ablehnen würden, wenn der Dichter sie erfunden und nicht den Ueberlieferungen und Sagen seines Heimatlandes entnommen hätte. Manches davon ist sogar historisch beglaubigt, so die Einäscherung des heiligen Götterhains bei Upsala und die Wut des Kampfes zwischen dem König Inge, der darauf vom Thing abgesetzt wird, und dem heidnischen Blot-Sven, der an seiner Stelle gewählt wird, den Thron aber nur kurze Zeit behauptet. Wer Freude hat an der wilden Größe der altgermanischen Heldensage, wird diese Erzählung aus der Zeit des sterbenden Heidentums mit Genuß lesen; zartbesaiteten Gemütern ist sie nicht zu empfehlen.

M. Fuhrmann.

---

## Erklärung.

Da Herr von Wilamowitz-Möllendorff auf eine indirekt an ihn gerichtete Frage mich hat wissen lassen, daß er bedauert, durch die Heftigkeit seiner Angriffe in der 1905 erschienenen Griechischen Literaturgeschichte auf gewisse weit verbreitete Richtungen im Unterrichtsbetriebe der höhern Schulen und durch die Form seiner Kennzeichnung philologischer Halbgelehrsamkeit Mißverständnis und Aergernis auch bei solchen herbeigeführt zu haben, die seine Worte weder trafen noch treffen sollten, so steh ich meinerseits nicht an, die der Rezension jener Schrift im Novemberheft der Preußischen Jahrbücher des selben Jahres S. 344 angehängten Bemerkungen aufrichtig zu beklagen und die darin enthaltnen Beleidigungen zurückzunehmen.

Berlin, 25. Oktober 1909. Otto Schroeder.

# Theater-Korrespondenz.

---

## Kainz als Richard II. im Königlichen Schauspielhause.

Schon vor anderthalb Jahren, bei Gelegenheit der bewundernswerten Vorführung des Shakspereschen Historienzyklus im Königlichen Schauspielhause, ist dieser interessanten Gestalt mit ihren zum Teil widersprechenden Eigenschaften, die ihren Quell in dem Persönlichkeitsgehalt des Dichters selbst zu haben scheinen, sowie ihrer schlimmen Entwicklung in dem äußerst ungünstigen Milieu eines rohen Zeitalters, eine eingehende Betrachtung gewidmet worden. Und da die Besetzung der Hauptrollen sonst dieselbe war, so kann es sich jetzt im wesentlichen nur um die Bedeutung des Kainzschen Richard als Kunstleistung handeln.

Wie stellte Kainz die zwei Seelen in der Brust dieses groß angelegten Menschen dar? ist die zu beantwortende Frage.

Die eine ist die königliche Seele: das Bewußtsein seiner königlichen Natur, welche an Anschauungskraft und Erkenntnis, an schöpferischem Geist (der mit dem praktischen Verstande hier, wie oft, nicht gepaart ist), an edlem Wollen und furchtlos heldenhaftem Sinn, dem Erbteil seiner großen Vorfahren, die Umwelt weit überragt; und die dadurch genährte Ueberzeugung von dem Gottesgnadentum seiner Herrschermacht, die bis zum Schluß trotz aller mit Stolz getragenen Demütigungen unerschüttert bleibt. Die andere Seele ist die dichterische. Sie tritt zutage in einer ungemein lebhaften Phantasie, welche die Wirklichkeit sozusagen niemals nackt, in ihrem von der Schale befreiten folgenschwangeren Kerne erschaut, sondern sie zu einem in Glanz oder Schrecken dichterisch wirksamen Bilde erhöht, z. B. streberische Unterwürfigkeit als opferfähige Liebe sieht oder sich den Verrat des falschen Bolingbroke unter dem Zorn und Abscheu des ganzen Volkes zermalmt vorstellt; welche den Wunsch und Willen geblendet über den rauhen Weg hinwegträgt und ihm in einer reizvollen Fata Morgana das Ziel als erreicht vorspiegelt. Sie zeigt sich ferner in einem äußerst empfindlichen, von jedem Hauch des Schicksals in Schwingung gesetzten Gefühlsinstrument, das immerfort in wundervollen Melodien ertönt, das den Empfindungsgehalt jeder Situation bis zur Neige auskostet und über solchem Genuß die materielle Bedeutung der Situation selbst vergißt. Shakspeares Richard II.

ist ein Dichter, so groß wie sein Schöpfer; hätte er Sonette geschrieben, sie wären so schön gewesen, wie Shaksperes jugendliche Liebes- und Freundschafts-Sonette. Die lyrische Pracht seiner Gefühlsergüsse wird von den schönsten der letzteren nicht überboten. Die Tragik der Dichtung besteht nun darin, daß der königliche Mensch vom Dichter zugrunde gerichtet wird. In diesem Ausbau der historischen Gestalt können wir ein persönliches Bekenntnis Shaksperes sehen aus jener Zeit, wo er, wie die Sonette uns sagen, nahe daran war, an einer tiefen, aber unwürdigen Liebesleidenschaft und an getäuschter Freundschaft zugrunde zu gehen. Und darin, daß er mit diesem dichterischen Gemälde sich Klarheit schafft über die Gefahren einer gewaltigen Phantasie- und Gefühlsbegabung für Ehre und Erdenglück, besteht die Selbstbefreiung.

Ueber die Darstellung Richards II. durch Kainz können wir uns kurz fassen. Wer ihn kennt, der weiß, daß bei der feinsten geistigen Durchdringung einer Rolle die Gefühlsseite bei ihm immer zu kurz kommt. Dieser Mangel trat im Antonius des Vorjahres weniger zutage, weil es eben möglich, obgleich nicht richtig ist, diesen Charakter als bloßen Politiker aufzufassen und verständlich zu machen; dagegen war er auffallend in seiner Hamlet-Gestaltung. Kainz pflegt auch den Gefühlserguß in seiner für die Handlung wichtigen, verstandesmäßigen Bedeutung zu erfassen und wie eine Erwägung vorzutragen. So erhalten denn gerade die von zartester oder lebhaftester Empfindung erfüllten Reden, bei denen er alle Register seiner herrlichen Stimmittel aufziehen sollte, in seiner Wiedergabe etwas Monotones. Zum Beispiel kam die berühmte Stelle (III, 1), wo von Richard, Irland zurückkehrend, seinen Fuß wieder auf den mütterlichen Boden setzt, wenig zur Geltung:

> Ich grüße mit der Hand dich, teure Erde;
> Verwunden schon mit ihrer Rosse Hufen
> Rebellen dich, — wie eine Mutter, lange
> Getrennt von ihrem Kinde, trifft sie's wieder,
> Mit Tränen und mit Lächeln zärtlich spielt:
> So weinend-lächelnd grüß' ich dich, mein Land,
> Liebkose dich mit königlichen Händen usw.

Hier ist nicht ein verstandesmäßiges Atom, Gefühl ist alles: es ist der Ausbruch einer jugendlich überschwenglichen Vaterlandsliebe. Die kann nicht zu vollständigem Ausdruck kommen, wenn der Darsteller sich nach vorne beugt und die Hand über den Boden hält: er muß sich niederwerfen auf die geliebte Erde und bei den letzten Worten mit den Armen eine Gebärde machen, als wollte er sie an seine Brust ziehen.

Wenn nun solche Stellen weichen und überfeinen Empfindens alle verloren gehen, so wird Richard nüchterner, älter und, ich gebe zu, für unsern modernen Geschmack sympathischer — denn für unser altgewordenes zwanzigstes Jahrhundert ist in der Tat etwas zuviel jugendlicher Ueberschwang in der Dichtung —, aber Shaksperes Richard ist das nicht mehr ganz.

Nun aber ist diese Zartheit doch nur eine der vielen Seiten von Richards ewig bewegter Seele, und gerade die genannte Szene, mit ihrem Wechsel von Schmerz und Freude, Hoffnung und Enttäuschung, Hochgefühl und Verzweiflung je nach der Art der von außen kommenden Erregung, legte Zeugnis ab von der Mannigfaltigkeit und Kraft der Darstellungsmittel, die diesem großen Künstler zu Gebote stehen. Trotz des schwachen Beginns jener ersten Rede steigerte sich die Wirkung bis zum Schluß, dem ein elementarer Beifallssturm folgte. Ein ebenso großartiges Gelingen brachte die Szene zwischen dem König und seinem Todfeinde Bolingbroke vor Flint Castle, wo jenem unter den unterwürfigen Reden des Usurpators sein wahres Schicksal aufgeht, wo er von seinem Königtum wie von einem schönen Traum mit nobler Gelassenheit Abschied nimmt und in ironischer Demut und Ergebung den heuchlerischen Thronräuber seine Ueberlegenheit als Mensch fühlen läßt.

In der Absetzungsszene vereinigte sich alles zu einer überwältigenden, unvergeßlichen Wirkung. Die herrliche Westminsterhalle, welche getreulich nachgeschaffen ist, bildet den glänzenden Rahmen zu dem welthistorischen Vorgange; sie ist angefüllt von den höchsten Vasallen und Kirchenfürsten in gold- und farbenprangenden Gewändern, von Rittern und gewappnetem Kriegsvolk. Auf dem Throne steht der finstere Bolingbroke, in der Mitte der Halle die einzige unscheinbare Gestalt, Richard, und neben ihm, wie sein Henker, der haßerfüllte Northumberland; denn zur Seelenfolterung ist Richard hineingeführt. So ist das Anfangsbild. Aber der König in ihm verläßt den einsamen, den Qualen preisgegebenen Mann nicht, sein Königsbewußtsein ist stärker als seine Qualen. Und das Bild verändert sich im Laufe der Szene in sein Gegenteil. Der siegreiche Feind unter dem Baldachin, umgeben von seinen triumphierenden Anhängern, wird moralisch enttrohnt von dem einsamen, ohnmächtigen Manne; und als dieser hochaufgerichtet, verachtungsvoll die Halle verläßt, weiß jeder von den Versammelten, daß der, welcher hinausschreitet, allein der König, und der unter dem Baldachin ein Räuber ist. Der Beifall, der Kainz auf seinem Abgange bei offener Szene begleitete, war reich verdient.

Diese schauspielerisch und szenisch glänzende Vorstellung war dramaturgisch, infolge ganz unbegreiflicher Auslassungen, leider ein Monstrum. Sie begann mit der dritten, der Zweikampf-Szene. Voraus geht die öffentliche Anklage, welche Bolingbroke, der rechte Vetter des Königs, gegen Mowbray richtet, der ihren beiderseitigen Oheim, den Herzog von Gloster, ermordet haben soll. In der zweiten Szene, zwischen Gaunt und der Witwe Glosters, wird uns nun klar gemacht, daß Mowbray nur ein Werkzeug Richards und dieser der eigentliche Mörder seines Oheims ist. Durch die Auslassung dieser beiden Szenen wird der Vorgang der dritten unverständlich, und die richtige Auffassung der beiden Hauptcharaktere, des Königs und Bolingbrokes, dem Zuschauer unmöglich gemacht. Denn aus ihnen erkennen wir, daß die Anklage des verschmitzten Bolingbroke sich eigentlich

gegen den König selbst richtet. Dadurch wird uns auch das Urteil Richards in der Zweikampfszene erklärt, welcher beide Gegner verbannt, da er Vorteil allein durch den Tod seines Vetters Bolingbroke haben kann und dessen Fallen im Zweikampfe nicht als sicher vorauszusetzen ist. Auch die vierte Szene, die uns keinen Zweifel mehr läßt über den tödlichen Gegensatz zwischen dem König und Bolingbroke, welcher hier bereits als Kronprätendent eingeführt wird, war ausgelassen. So können wir nicht verstehen, wie der sterbende Gaunt (II, 1) dazu kommt, den König als Mörder seines Oheims zu bezeichnen, der uns in der Szene, welche allein vom ersten Akt aufgeführt wurde, als ein harmloser junger Mann von etwas willkürlichen Neigungen erschienen ist. Alle diese Szenen wurden im vorigen Jahre auf der Königlichen Bühne in sauberster Ausführung gegeben, die vierte bot uns zugleich ein Bild von dem geistvollen Lungerleben des Königs im Kreise seiner Intimen.

Von der Entthronungsszene (IV, 1) fiel der erste Teil weg, welcher den Hader der Großen des Reiches und die Mordanklage gegen Aumerle, den einzigen Verwandten Richards, der ihm ergeben ist, enthält. Dadurch und durch die Auslassung der meisten Reden Aumerles wurde dieser, gerade als ein Freund dieses Königs, höchst interessante Charakter aus dem Drama ausgemerzt. Sein Auftreten im fünften Akt kann nur aus seiner Haltung in den früheren erklärt werden. Nun aber kann doch ein Kunstwerk nur dadurch wirken, daß es verstanden wird; und die menschenfreundliche Rücksicht der Regie auf die Anstrengung der Mitwirkenden darf unmöglich bis zu Kürzungen sich versteigen, welche ein Kunstwerk unverständlich machen. Was die Regie des Königlichen Schauspielhauses, nach der musterhaften Aufführung im vorigen Jahre, zu solcher Verstümmelung bewogen hat, ist unbegreiflich. Auch im einzelnen waren die Kürzungen zu stark, obgleich die zahlreichen lyrischen Stellen gekürzt werden müssen. Vor ein paar Jahren sah ich Richard II. in Weimar auf einer eigens hergerichteten Bühne unverkürzt und ohne Pausen: er dauerte 3½ Stunden: Kainz' Richard dauerte nach Abzug der Verwandlungspausen noch nicht 2½ Stunden. Es war also ungefähr ein Drittel ausgelassen!

---

Shakspeares As you like it (Wie es euch gefällt) im Königlichen Operntheater. Gastspiel der Londoner Truppe unter Mr. Gerald Lawrence.

Jedesmal, wenn das Getümmel des Londoner Lebens, das wir uns zur Zeit der englischen Hochrenaissance nicht anregend und mitreißend, aber auch nicht wild und furchtbar genug vorstellen können, Shakspeares weiche Menschlichkeit zu Boden drückt, wenn er im Kampfe eine tiefe Seelenwunde davongetragen hat, flüchtet er sich an den Busen der Natur, der kraftvollen Amme seiner Jugendjahre. — Es geht uns heutigen Weltstädtern genau so, und das ist an ihm und an uns ein gesunder Zug selbst-

befreiender Reaktion gegen das Uebermaß der Kultur, von dem wir unsre angeborne Eigenart nicht erdrücken lassen wollen. — Nachdem ihn im Beginn des neuen Jahrhunderts ein nur zu ahnender Schicksalsschlag getroffen hat, dem wir jene unübertrefflich wahre Menschheitstragödie in sechs gewaltigen Bildern verdanken, führt er uns in das walisische Waldgebirge und zeigt uns — 150 Jahre vor Rousseaus Emile — an den Jünglingen Guiderius und Arviragus, welche vortrefflichen Menschen die reine Natur, unterstützt von einem edlen Mentor, hervorbringt.

Meist jedoch erlöst ihn von dem Druck die Vorstellung des harmonisch lieblichen Heimatidylls, das noch heute mit den Ueberbleibseln des dichten, laubreichen Forest of Arden, welcher einst den ganzen Norden von Warwickshire bedeckte, auf den Besucher einen unnennbaren Zauber ausübt. Gleich in der ersten, gewiß schwersten Zeit seines Daseinskampfes in London malt er uns ein Bildchen von dem Wald- und Wiesengelände des Avon, dessen entzückende Poesie in der umgebenden Oede der Beiden Veroneser auffällt. Und als er sein Lebenswerk endlich, endlich erfüllt hat und die lachende Abendruhe in Stratford ihm winkt, genießt er im voraus und läßt die Welt mitgenießen das Glück des Daseins unter einfachen Menschen im Schafschurfest des Wintermärchens.

Die Hochgefühle der Liebe und Freundschaft, in denen er in den ersten Neunzigern schwelgt, hätte er „nicht hingegeben für ein Königreich"; und im Jahre 1593 erkennt er, daß er nur „im Traum ein König" war und „erwacht ein Nichts" ist. Diese entsetzliche Erfahrung, die ihn bis zum „toll werden" mitgenommen hat, schreibt er sich von der Seele in einem Schäferdrama, in dem das Leben in der rauhen, aber reinen Natur im Gegensatz zu der verpesteten Luft der Städte in den höchsten Tönen gepriesen wird. Ein Herzog, den ein verräterischer Bruder vom Throne gestürzt hat, zieht mit seinem halben Hofstaat hinaus in die Waldberge:

Hier plagt und sticht
Kein Feind ihn nicht,
Als Wetter, Regen und Winde.

Und selbst sein schlimmster Feind, der Winter, verwundet nicht so scharf wie die Bosheit des Menschen:

Stürme, du Winterwind!
Du bist nicht falsch gesinnt,
Wie Menschenundank ist.
Dein Zahn tut nicht so weh,
Daß seine Spur ich seh':
Wiewohl du heftig bist.
Heisa! singt heisa dem grünenden Hain!
Die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Schein.
Drum heisa dem Hain!
Solch Leben ist fein.

Dieses dramatische Pastorale ist das Lustspiel **Wie es euch gefällt**, dessen dichterischer Kern von einer entzückenden Frische ist.*) Leider ist er eingeschachtelt in eine bittere, unausgereifte Schale: die dramatische Mache und der Stil sind eben jugendlich. Der jugendliche Dichter begeht zunächst den schweren Fehler, den **Roman** des **Thomas Lodge**, **Rosalynd**, in **ein Drama zu verwandeln**. So kann er die vielfältigen Ereignisse des ersteren in dem engen Rahmen des letzteren nicht unterbringen: indem er es dennoch versucht, geht die Motivierung des ganzen ersten Aktes in die Brüche, und die Versöhnungsaktion des letzten mit der plötzlichen Bekehrung des mörderischen Oliver und seiner Verheiratung mit der ihm ganz unbekannten harmlosen Celia macht einen sinnlosen Eindruck. Andererseits zieht ihn gerade das epische Element, die Schilderung des Lebens dieser in die Wildnis versetzten Hofgesellschaft, besonders an, und er versteht es doch nicht, sie, wie im **Cymbeline**, so mit Handlung zu durchsetzen, daß sie dramatisches Interesse gewinnt. Man kann keinen anderen Grund für die zahlreichen hierher gehörigen Szenen erkennen, als die Freude des Dichters an ihrer Schilderung. Daneben spielt sich nun die Liebesgeschichte zwischen Orlando und Rosalinde ab, ein schalkhaftes, zartsinniges, durch Geist und Witz belebtes Getändel in **Gesprächen**, die keine Handlung sind. Und nur die Werbung des unerfahrenen jungen Schäfers Silvius um die verschmitzte Phöbe, also eine Episode, hat wirkliches dramatisches Leben in sich.

Der Stil — im weitesten Sinne: mit der Art des Fühlens und Denkens — erhebt sich zwar wesentlich über den der Jugenddramen durch die größere Reife der sittlichen Anschauungen in der vollkommen lebenswahren Schilderung weiblichen Zartsinns und weiblicher Charakterfestigkeit in dem Gemälde Rosalindens; durch den Ausbau ernsten und richtigen Denkens, das uns hier auf Schritt und Tritt begegnet und uns über die Handlungsarmut hinwegtröstet. Aber die Ausdrucksform besonders der Prosareden ist noch dieselbe, wie Shakspere sie aus dem unnatürlichen Euphuismus seines Vorbildes Lyly entwickelt hatte. Noch immer hält der Dichter jene mit Wortspielen und Scheinschlüssen arbeitende Spitzfindigkeit, welche der Gesellschaft des Hofes und der Gebildeten jener Zeit eine uns unverständliche Belustigung gewährt haben muß, für Witz. Der Narr Probstein stellt die Behauptung auf, daß einer, der nicht bei Hofe gewesen ist, der Verdammnis anheimfallen muß (III, 2, 34). Sie mag als Satire hingehen; aber sie wird aufgestellt, um aus ihr den folgenden „Witz" an den Haaren herauszuziehen. Der Schäfer Corin fragt: „Euren Grund!" und der lautet:

> Nun, wenn du nicht am Hofe gewesen bist, so hast du niemals gute Sitten gesehen. Wenn du niemals gute Sitten gesehen hast,

*) Im Roman spielt es im Ardennenwalde, der dort mit seinem veralteten Namen Forest of Arden genannt wird (heute the Ardennes). Daß aber Shakspere dabei an seinen heimatlichen Forest of Arden gedacht hat, kann kaum einem Zweifel unterliegen.

so müssen deine schlecht sein, und alles Schlechte ist Sünde, und Sünde führt in die Hölle.

Solche seltsamen Kettenschlüsse kommen hier leider noch häufig vor; die dichterisch gehaltlosen klassischen Anspielungen auch. Etwas beschränkter gegen früher sind die naturgeschichtlichen Vergleiche, aber sie gelten immer noch als poetisches Mittel. Rosalinde schildert sich Orlando als Ehefrau folgendermaßen (IV, 1, 150):

> Ich will eifersüchtiger auf dich sein, als ein Turteltauber auf sein Weibchen, schriller keifen als ein Papagei, wenn es regnet, putzsüchtiger als ein Affe und wechselnder in meinen Gelüsten als eine Meerkatze will ich sein; ich will lachen wie eine Hyäne, wenn du schlafen willst.

Um solcher sinnlosen poetischen Konvention willen muß also die reizende Rosalinde zeitweise aus der Rolle fallen und zur Aeffin werden. Die Lylysche Pedanterie der parallelen Satzfügungen wird gerade in diesem Drama übertrieben; die Schäferin Phöbe richtet an ihren Liebhaber die Aufforderung (V, 2, 89):

> Sag' diesem jungen Mann, was lieben heißt.
> Silvius. Es heißt ganz Seufzer und ganz Tränen sein,
> Wie ich für Phöbe bin.
> Phöbe. Und ich für Ganymed.
> Orlando. Und ich für Rosalinde.
> Rosalinde (als Jüngling verkleidet). Und ich für keine Frau.
> Silvius. Es heißt, ganz Treue, ganz Ergebung sein,
> Wie ich für Phöbe bin.
> Phöbe. Und ich für Ganymed.
> Orlando. Und ich für Rosalinde.
> Rosalinde. Und ich für keine Frau . . .

Das geht noch eine halbe Seite so weiter und wiederholt sich mehrfach bis zum Schluß. An andern Stellen tritt zu dem Satzparallelismus jenes Petrarca entlehnte äußerliche, d. h. inhaltleere, Antithesenspiel. Geradezu abstoßend wirken die dem gebildeten Publikum gegebenen Witzesvorstellungen, die mit dem sonstigen Gegenstande des Gespräches durchaus nichts zu tun haben. Irgend jemand — diesmal wieder die arme Rosalinde — behauptet: „Die Zeit reiset in verschiedenem Schritt mit verschiedenen Personen", und fährt fort:

> Ich will Euch sagen, mit wem die Zeit im Schritt geht, mit wem sie trabt, mit wem sie galoppiert und mit wem sie stillsteht.
> Orlando. Ich bitte dich, mit wem trabt sie?

Darauf die geistvolle Antwort; dann folgen die drei andern Fragen und Antworten: Das ist objektiv, als Poesie, furchtbar, und subjektiv sehr jugendlich. Aber diese Art von Poesie drängt sich in die gehaltreichen, stimmungsvollen Reden der Waldritter und umwuchert das zarte Liebesspiel zwischen Orlando und Rosalinde derartig, daß es für unsern Genuß

ertötet werden würde, wenn nicht viel, sehr viel von dem poetischen Unkraut weggeschnitten würde.

Und das haben die englischen Gäste mit künstlerischem Geschmack getan und das schönste Liebesschäferspiel zu ungemischter, einheitlicher Anschauung gebracht, was freilich ohne die ganz einzige Qualifikation der beiden Hauptdarsteller für ihre Rollen nicht hätte geschehen können. Mr. Lawrence, ein jugendlich schöner, stattlicher Mann mit der ruhigen Eleganz der Bewegungen und dem lebhaften Mienenspiel seines Meisters Henry Irving, ist ein idealer Orlando; wir werden uns diesen prächtigen Jüngling mit dem Mut und der Kraft des Mannes und der harmlosen Kinderseele, der jetzt mit sicherem Griff den stämmigen Ringer Charles in den Staub streckt und dann mit lächelnder Ironie auf alle schalkhaften Launen seines Ganymed eingeht, hinfort nur in seiner Gestalt vorstellen. Rosalinde-Ganymed werden wir uns etwas jünger als Miß Fay Davis vorstellen — aber nur äußerlich, innerlich war auch sie eine ideale Rosalinde in gutmütigem Scherz und Spott, in sinnreichen Einfällen, in Zuversicht und Verachtung der Gefahren, in impulsivem Empfinden und Handeln, und vor allem in dem Humor, der die Seele dieser Verkörperung sein muß und war. Denn hinter dem leichten Spiel — so hat es der Dichter gewollt — muß man den Ernst erschauen, mit dem man die Widerwärtigkeiten des Lebens als solche empfindet, auch wenn man mit stolzer Gelassenheit sich über sie erhebt und ihrer zu spotten scheint. Das ist eben die Anschauung, mit der sich der Dichter aus der Leidversunkenheit der Sonette befreit. Es zeugt von der Reinheit und Güte seines Herzens, wenn er nach so furchtbaren Erfahrungen noch so beglückende Lebensbilder schaffen kann.

Weil das Spiel der beiden Künstler von vollendeter Anmut war und sich absolut frei von dem modernen Streben nach dem Realismus der Straßenecken hielt, war die Wirkung des Schäferspiels eine sehr tiefgehende, wie der immer wieder erneute Beifall zeigte. Wir alten Leute des zwanzigsten Jahrhunderts wurden bei dem Anblick der Lebenständelei dieser schönen, harmlos guten, gemüt- und geistvollen Menschen wieder so jung wie die Kinder des sechzehnten und waren traurig, als der hübsche Traum zu Ende war. Er wird uns noch manches Mal in der Arbeit und Last des Alltages wieder lebendig werden und erfreuen.

Auch von den übrigen Mitwirkenden kann man nicht viel Ungünstiges sagen. Der erste Akt wurde mit einem Eifer gespielt, der die gänzlich unmotivierten Vorgänge als durchaus selbstverständlich und folgerichtig erscheinen ließ. Der ältere Bruder, der Ringer, der alte Adam waren alles lebenswahre Gestalten. Celia, die wir etwas zarter und weniger soubrettenhaft gewünscht hätten, ließ es an lebendigem Spiel nicht fehlen. Der Herzog und seine Ritter, außer Jaques, sind keine Charaktere: sie tun genug, wenn sie die ihnen zugewiesenen sinnigen Reden deutlich und schön sprechen. Jaques, Mr. Percy Rhodes, wurde unrichtigerweise als alter, weiß-

heitsvoller Mann gegeben, obgleich er doch neben so wundervollen Reden wie die über die sieben Lebensalter viele törichten führt und von seinen Genossen mit geringem Respekt, als Tor behandelt wird. Er ist ein Lebensschmecker und Lebenskrittler — im Gegensatz zu dem durch die fröhliche Waldgesellschaft ausgesprochenen Standpunkt des Dichters. Er ist nicht jung, aber noch keineswegs ausgereift, einer von jenen geistreichen Leuten, die niemals die Reife erreichen, denen die Natur einen kritischen Sinn, aber leider nicht soviel Vernunft gegeben hat, daß sie die erkannten Schattenseiten dieses Daseins mit seinen Lichtseiten in sich ausgleichen können. Phöbe hätte man gern jünger und leidenschaftlicher gesehen und ihren bemitleidenswerten Verehrer Silvius weniger überschwenglich in seinen verliebten Deklamationen; denn wenn ihm der jugendliche Dichter auch verhältnismäßig große Worte in den Mund legt, so ist er doch nur Hirte und der ausersehene Schirm für ein gefährliches Weib und muß bescheiden auftreten. Der Narr Probstein war verfehlt und wirkungslos; ich habe ihn aber noch niemals anders gesehen: und das ist die Schuld des jugendlichen Dichters. Er stellt den ersten Anlauf Shaksperes dar, aus dem Clown, der durch seine Dummheit oder Dummschlauheit Lachen erregt, einen weltweisen Narren zu machen; in diesem Geschöpf sind beide Eigenschaften vertreten, und trotz der tiefsinnigen Betrachtungen, die über ihn angestellt sind, ist und bleibt er ein ungenießbares Zwitterwesen. Besonders gerühmt muß der wundervolle Liedervortrag des Mr. John Doran werden

Die Bühnenausstattung bestandaus einem halbkreisrunden graubraunen Vorhang, über dessen Sekante zum Zweck der Szenenveränderung ein grüner gezogen wurde, und aus einzelnen notwendigen oder symbolischen Requisiten. Daß eine solche mit unserer stimmungsvollen realistischen Dekoration nicht verglichen werden kann, ist selbstverständlich. Aber sie ist in der Not eine bessere Auskunft als z. B. die gegenwärtige Experimentiererei des Deutschen Theaters in Bühnenvereinfachung, welche im Hamlet, z. B. in der Schauspiel-Szene, geradezu abscheuliche, jede Wirkung vernichtende Bühnenbilder hervorbrachte.

Hermann Conrad.

# Politische Korrespondenz.

Racconigi und England. — Krisis und „Chaos“ in England. — Das Attentat auf den Vizekönig von Indien und die Proklamation General Kitcheners an die indischen Truppen. — Ein Schmerzensschrei aus Persien. — Ernte, Nachwahlen und Nationalismus in Rußland.

Das für die gegenwärtige politische Konjunktur wichtigste Ereignis ist die Zusammenkunft der Beherrscher Rußlands und Italiens in Racconigi. Der Besuch des Zaren bei König Victor Emanuel III. hat eine lange und bewegte Vorgeschichte. Im Sommer des Jahres 1900 wurde König Humbert von Italien durch einen seiner anarchistischen Untertanen ermordet. Zwei Jahre nachher machte sein Sohn und Nachfolger Victor Emanuel III. seinen Antrittsbesuch am Hofe von Petersburg. Wieder zwei Jahre später, während des russisch-japanischen Krieges, schickte sich Nikolaus II. an, die Visite in Rom zu erwidern. Als die Absicht des Selbstbeherrschers auf der apenninischen Halbinsel bekannt wurde, gerieten die italienischen Sozialisten in heftigen Zorn, denn sie empfanden lebhaft ihre Solidarität mit den russischen Revolutionären, welche eben im Begriff waren, ihrer gegen Japan engagierten Regierung in den Rücken zu fallen. Ueberall in Italien fanden so zahlreiche und leidenschaftliche Volkskundgebungen gegen den Kaiser von Rußland statt, daß dieser befürchtete, in dem klassischen Lande der geheimen Gesellschaften dem Schicksal Humberts zu verfallen und den Besuch bei König Victor Emanuel absagte.

Dieser peinliche Vorfall ereignete sich im Herbst 1904. Seitdem ging, während der letzten Regierungsjahre Abdul Hamids, der Verfall der Türkei reißend schnell vorwärts. Immer näher schien die Möglichkeit einer Teilung des osmanischen Reichs zu rücken. Die Italiener beanspruchen für den Fall einer neuen Verteilung der Macht im östlichen Mittelmeer Tripolis und Albanien. Sie werfen die Frage auf, wie der Dreibund ihnen Tripolis verschaffen soll, wenn Frankreich und England, die vereinigt das mittelländische Meer absolut beherrschen, dagegen sind. Ueberhaupt, fragen die Italiener weiter, wie will der Dreibund unser meerumschlungenes Land gegen die britische Meereskönigin verteidigen, zumal sie mit den Franzosen verbündet ist?

Der Anspruch der Italiener auf Albanien ist alt. Besonders beachtenswert ist, daß gerade die äußerste Linke jene territoriale Erwerbung immer erstrebt hat. Aus den Aufzeichnungen Theodor von Bernhardis wissen wir, daß Crispi zwischen 1866 und 1870 eine Expedition von Rothhemden nach Albanien vorbereitete. Allerdings hat gerade Crispi als Ministerpräsident eine Politik verfolgt, welche sich auf den Dreibund stützte und der französischen entgegen lief. Aber man muß bedenken, daß die damalige Diplomatie der Italiener keineswegs in der Pflege der Beziehungen zu Oesterreich und Deutschland aufging, sondern daß man in Rom für noch viel wichtiger das Abkommen ansah, welches Italien mit Großbritannien gegen die Franzosen zu schließen gelang.

Die oszillierende, finassierende Diplomatie der Italiener darf nicht zu streng beurteilt werden. Der junge, unreife Großstaat muß seinen Weg finden zwischen den drei überlegenen Mächten England, Frankreich und Oesterreich. Bevor er zwischen ihnen eine selbständige Haltung einzunehmen in den Stand kommt, mag noch viel Wasser den Tiber herunterfließen. Großbritannien, das keine überwältigende Landmacht besitzt, flößt den Italienern relativ am wenigsten Mißtrauen ein. Darum ist das Verhältnis zu England nach den Grundsätzen der italienischen Staatskunst das Primäre. Wie man sich italienischerseits zu allen anderen Großmächten stellt, bleibt sekundär. Das Kabinett von St. James entscheidet, wie sich das Kabinett von Monte Citorio gegenüber Frankreich, dem Zweibund, Rußland zu stellen hat.

Diese Wahrheit, welche die Tragweite des Ereignisses von Racconigi erst in das richtige Licht rückt, ergibt sich meiner Ansicht nach als eine unumstößliche Tatsache, wenn man einen Rückblick auf die auswärtige Politik Italiens bis zum Jahre 1881 wirft. Damals eroberten die Franzosen ohne jede Rücksicht auf die Interessen Italiens Tunis. Die Folge war, daß das Kabinett von Rom mit denen von Wien und Berlin eine Entente einging, welche Tripolis gegen etwaige Absichten Frankreichs deckte. Die Annäherung Italiens an die mitteleuropäischen Mächte war dem damals in England regierenden Gladstone recht, weil Großbritannien mit Frankreich über Aegypten, Tongking, Madagaskar und andere Kolonien aufs bitterste haderte. Dagegen wünschte Gladstone nicht, daß die Italiener einen förmlichen Bund mit Deutschland und Oesterreich schließen sollten.*) In Rom kam man dem Verlangen des Oberhauptes der englischen Liberalen nach. Erst 1887, nachdem jenseits des Kanals die sechsjährige Verwaltung Lord Salisburys begonnen hatte, wagten die Italiener, den Dreibund zu schließen. Hieran knüpfte sich im Jahre 1888 der italienisch-französische Zollkrieg, wie überhaupt die beiden lateinischen Schwestervölker im Begriff zu sein schienen, sich für immer zu entfremden. Als 1892 bei dem Besuch der russischen Flotte in Toulon die Marinen Alexanders III. und der

*) Vgl. Emil Daniels „Gladstone" II, S. 75 im 118. Band, Heft 1, dieser Zeitschrift.

Republik fraternisierten und in England eine der periodischen Paniken entstand, hielt Italien fest zu Großbritannien und zum Dreibund, was damals ein und dasselbe war.

Wo blieb zwischen 1883 und 1892 die unbezwingliche Sehnsucht der italienischen Nation nach der Vereinigung mit den unerlösten Brüdern in Trient und Triest? Allerdings besaß die irredentistische Partei auch zu jener Zeit eine ansehnliche Macht, aber sie blieb in der ausgesprochenen Minorität; die italienische Nation als ein Ganzes richtete sich nach England, das den Italienern Erwerbungen auf Kosten der Habsburgischen Monarchie nicht in Aussicht stellen konnte, weil sie nur mit Hilfe der Russen zu erlangen gewesen wären.

Wenn Zar Alexander III. am Leben geblieben wäre und, Hand in Hand mit dem Volk der Marseillaise, den zu Toulon betretenen Weg trotzig zu Ende gegangen wäre, würden auf den Antrieb Englands die Italiener die französische Republik angegriffen und ihr Nizza und Tunis zu entreißen versucht haben. Nun starb aber Alexander III. von Rußland in der Blüte seiner Jahre. Nach ihm wurde zum Hauptgegenstand des Mißtrauens der englischen Diplomatie Wilhelm II. von Deutschland, und der Antagonismus der Engländer gegen das Kabinett von Berliner streckte sich naturgemäß auch auf Oesterreich. Das genügte, um auch Italien zu einer durchgreifenden Aenderung seiner auswärtigen Politik zu bestimmen. Zu Anfang des Jahres 1896 ereigneten sich das Jameson-Telegramm Wilhelms II. und die Bildung des fliegenden britischen Geschwaders an der Küste Irlands. Im Herbst desselben Jahres vollzog sich eine bedeutende Annäherung Italiens an Frankreich, indem das römische Kabinett das Protektorat der französischen Republik über Tunis anerkannte und der Abschaffung der Kapitulationen im Lande des Beys zustimmte. Zugleich schloß der Kronprinz von Italien, wie es hieß bloß aus Liebe, die auffallende Heirat mit Helene von Montenegro.

Ende 1898 drohte die neue Gruppierung der Mächte infolge des Faschoda-Falls zu scheitern. Aber die Briten erkauften im März 1899 die Verständigung mit Frankreich um den Preis einer Konvention, welche das Hinterland von Marokko, Algier, Tunis und — Tripolis den Franzosen zusprach. Daß durch dieses Abkommen italienische Interessen verletzt wurden, fiel in den Augen von Downing Street nicht allzu schwer ins Gewicht; man glaubte Italiens nichtsdestoweniger sicher zu sein. Hatte dieses Land doch soeben, wiederum ganz im Sinne der britischen Politik, den zehnjährigen Zollkrieg mit Frankreich beigelegt. So bemühte sich denn auch Herr Prinetti in Paris darum, daß der tripolitanische Stein des Anstoßes durch gütliche Mittel aus dem Wege geschafft würde. Es gelang vermittelst des Arrangements vom Dezember 1901, das wenigstens die schlimmsten Besorgnisse der Italiener beseitigte.

Sobald die englische Staatskunst anfing, ihre Spitze gegen die mitteleuropäischen Mächte zu kehren, begann auch in Italien die irredentistische

Bewegung weitere Kreise zu ziehen. In Downingstreet sahen die Mittelmeerländer, was ihre Uhr geschlagen hatte, und Italien bildete den Pendel daran. Französisches Blut hatte auf den Schlachtfeldern von 1859 Italien gemacht, aber England zog den Vorteil daraus. Es kam eben genau, wie Palmerston schon am 15. Juni 1848 dem König Leopold I. von Belgien vorausgesagt hatte, ein italienischer Großstaat entstand, der, in seiner auswärtigen Politik abhängig von England, dieser Macht abwechselnd zur Bekämpfung von Frankreich und von Oesterreich diente.

Während Großbritannien die Streitaxt mit Frankreich begrub, dauerte in Asien die Rivalität mit Rußland fort, ja durch den Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses im Jahre 1902 erreichte sie sogar ihren Kulminationspunkt. Dieses ist die Erklärung für die oben erwähnte Tatsache, die an sich etwas befremdlich ist, daß trotz des allmählich immer stärker anwachsenden Oesterreicherhasses der Italiener die italienischen Sozialisten 1904 erfolgreich dem projektierten Besuch des Kaisers von Rußland entgegentreten konnten.

Nachdem die Russen, wesentlich mit durch das Geld und die Diplomatie Englands, den Japanern unterlegen waren, konnten sie bis auf weiteres nicht daran denken, ihren britischen Rivalen den ersten Platz in Asien streitig zu machen. Der Hof von St. Petersburg nahm nun seine alten, gegen Konstantinopel gerichteten Eroberungspläne wieder auf. Hierbei fand er die Unterstützung des Kabinetts von St. James, das Rußland jetzt nicht mehr allzu sehr fürchtete, wie schon Gladstone nach einer Aeußerung Lord Granvilles Oesterreich mehr als das Zarenreich gefürchtet hatte. Natürlich gingen gleichwohl die Bestrebungen Englands und Rußlands inbezug auf die Türkei weit auseinander, aber man fand eine Formel, welche gestattete, die Gegensätze provisorisch zu überbrücken. Die beiden Großmächte machten zu ihrem Programm die Befreiung der Balkanchristen vom Joche Abdul Hamids. Die Russen dachten sich darunter die Aufrichtung der russischen Herrschaft über die Balkanhalbinsel in irgendwelchen Formen, die Engländer dagegen hatten und haben den Hintergedanken, daß die Russen auf die Dauer mit den christlichen Levantinern nicht besser fahren werden als die Franzosen mit den Italienern. Sic vos non vobis! Die Durchfahrt durch die türkischen Meerengen will jedenfalls der Wallfisch dem Bären trotz der Entente nicht freigeben. So verstanden die Engländer auch auf der apenninischen Halbinsel, Napoleon III. vorwärts gehen zu lassen oder zu hemmen, je nachdem es für sie nützlich war.

Wie immer folgten die Italiener auch dieser letzten großen Schwenkung der britischen Staatskunst. Der Zar war von nun an einer freundlichen Aufnahme in Italien sicher. Jetzt ist er endlich gekommen, als Freiwerber begünstigt von dem Lande, in welchem die Italiener weit mehr als in Frankreich die Mutter ihres Nationalstaats erblicken. Die Italiener wollen

*) Emil Daniels, „Königin Victoria und Lord Palmerston", „Preuß. Jahrb.", Band 134, Heft 3, S. 436.

bei Gelegenheit erobern, nicht bloß General Asinari, sondern alle; ob aber auf Oesterreichs oder Frankreichs Kosten, hängt von der Entscheidung Englands ab.

Trotz ihres weltumfassenden Systems von Bündnissen, Ententen und Freundschaften fühlen sich die Engländer durch die deutschen Flottenrüstungen nach wie vor schwer bedroht. Die jüngste Rede des Premierministers Asquith und andere deutschfreundliche Kundgebungen der letzten Zeit, z. B. die von Liverpool, sind an sich sehr erfreulich, aber die Briten kommen immer wieder auf ihre unausführbare Idee der vertragsmäßigen maritimen Rüstungsbeschränkung zurück, und wenn das Unmögliche nicht verwirklicht wird, zeigen sie sich verstimmt. Die unionistische Opposition, obwohl mit der liberalen Regierungspartei über die Grundlinien der auswärtigen Politik einig, ist noch um eine Schattierung germanophober als die Liberalen. Und eben ist in Großbritannien eine innere Krisis ausgebrochen, welche jene Germanophoben der schärferen Tonart binnen ganz kurzer Zeit ans Staatsruder bringen kann.

Als ich im vorigen Heft die Streitigkeiten der englischen Parteien erörterte, war der Kampf zwischen Liberalen und Unionisten auf dem Punkt angelangt, daß nur noch die Vermittlung des Königs die Annahme des Budgets durch das Oberhaus herbeiführen konnte. Die Krone gebrauchte ihre mäßigende und ausgleichende Gewalt mit soviel Nachdruck, wie ihn das schwache englische Königtum anwenden darf. Anfangs schien Eduards VII. Bestreben, einen Konflikt der beiden Häuser des Parlaments zu vermeiden, von Erfolg gekrönt zu sein. Zwar zeigte sich die Regierung zu einer einschneidenden Modifikation ihrer Steuervorschläge nicht geneigt und konnte sich um der Wiederherstellung des budgetären Gleichgewichts willen auch wohl kaum auf eine erhebliche Herabsetzung ihrer Ansprüche an die Geldbeutel der Reichen einlassen. Jedoch wurde die Vermittlungspolitik des Königs dadurch begünstigt, daß viele gemäßigt denkende Männer in der Opposition den Kampf zwischen Lords und Kommoners fürchteten, weil die demokratische Strömung der Zeit den erblichen Zweig der Gesetzgebung hinwegschwemmen könnte, zumal die Rechte der Peers in Finanzfragen streitig sind.

Nun haben aber in allerletzter Zeit eine Anzahl von Wahlen stattgefunden, welche für die Regierung ungünstig ausgefallen sind. Jene Kundgebungen der öffentlichen Meinung machen den Eindruck, als ob Freihandel und Sozialismus, Tendenzen, die beide von den Liberalen verfochten werden, in steigendem Maße der Unpopularität verfallen. Infolgedessen haben innerhalb der unionistischen Partei die heißblütigeren Staatsmänner die Oberhand bekommen. Die Vermittlung des Königs wird durch die Lords von der Hand gewiesen. Das Oberhaus entschied sich definitiv dafür, das Budget in der Gestalt, in welcher es das Unterhaus ihm übersandt hat, abzulehnen und wird wahrscheinlich am Dienstag, den 30. November, den entscheidenden Schlag führen.

Beachtenswert ist zunächst die Form, in welche das Oberhaus, einem Antrage des Whigs Lord Landsdowne gemäß, seine Ablehnung kleiden wird. Die Lords werden eine Resolution annehmen, welche ausspricht, das Oberhaus besitze nicht das Recht, das Budget ohne einen Appell an die öffentliche Meinung durchgehen zu lassen. Durch die äußerst geschickte Fassung jener Resolution entkräften die erblichen Gesetzgeber die Anklage der Liberalen, das Oberhaus strebe nach einer Erweiterung seiner Befugnisse.

Der Vorwurf war zwar ohnehin sachlich hinfällig. Allerdings haben die Lords seit Jahrhunderten keinen nennenswerten Gebrauch von ihrem an sich unbestreitbaren Recht gemacht, Finanzgesetze so gut wie andere Gesetze zu amendieren oder zu verwerfen. Aber in den vergangenen aristokratischen Zeiten sind sich die beiden Häuser des Parlaments ihrer sozialen Zusammensetzung nach unendlich viel ähnlicher gewesen als heute, und bezüglich der Steuerpolitik stimmten sie über die feudale Gestaltung derselben in der Hauptsache überein. Heute aber haben die Lords große und legitime Interessen zu vertreten, welche im Hause der Gemeinen nur schwer zur Geltung zu gelangen vermögen.

Im übrigen jedoch brechen die Lords der Beschuldigung, daß sie in verfassungswidriger Weise Rechte des Unterhauses in Anspruch nähmen, dadurch die Spitze ab, daß sie das ultrademokratische Prinzip des Referendums für ihren Leitstern erklären. Kein absolutes, sondern bloß ein suspensives Veto fordern sie für sich; das Unterhaus soll aufgelöst werden, und das Volk dann zwischen ihnen und der Regierung entscheiden. Diese Taktik ist dem Oberhaus schon einmal gelungen. Als Gladstone im Jahre 1893 seine zweite Homerule-Bill durch das Haus der Gemeinen gebracht hatte, wurde die Maßregel von den Lords verworfen. Der unionistische Ausfall der nächsten Wahlen bewies, daß die Peers von ihrem Vetorecht einen zweckmäßigen Gebrauch gemacht hatten.

Daß die Lords aber heute ausdrücklich und feierlich erklären, das Budget solle der Volksabstimmuug unterbreitet werden, bedeutet auch ohne formelle Einführung eines Referendums eine bedeutsame staatsrechtliche Neuerung. Mit reißender Geschwindigkeit geht es in England immer mehr nach links. Selbst Balfour und Landsdowne machen, um bei den Wahlen zu siegen, dem demokratischen Prinzip Konzessionen, deren Tragweite sich nicht ermessen läßt. So haben die Konservativen freilich schon einmal mit großem unmittelbaren Nutzen gehandelt. Als nämlich Gladstone im Jahre 1884 das Stimmrecht auf die Landarbeiter ausdehnte, nahm das Oberhaus die Bill nur unter der Bedingung an, daß zugleich eine Neueinteilung der Wahlkreise nach dem Prinzip der gleichen Kopfzahl erfolgte, das jenseits des Kanals, anders als bei uns, den Konservativen günstig ist. Bis dahin hatten Städte und Grafschaften (Landbezirke) ihre Vertreter nach dem korporativen Prinzip in das Unterhaus entsendet, unter verhältnismäßig geringer Rücksichtnahme auf die gleichmäßige Kopfzahl der Wähler. Ebenso wie heute haben also auch damals die Lords ein konservatives Prinzip

fahren lassen und ein demokratisches auf den Schild erhoben, um der konservativen Partei einen unmittelbaren Erfolg zu verschaffen. Es ist ihnen zu jener Zeit in vollem Maße gelungen, und auch im gegenwärtigen Moment ist es leicht möglich, daß die weltkluge Gelassenheit, mit welcher die Konservativen an den Altären des Zeitgeistes Opfer bringen, ihnen wiederum die Macht verschafft.

Freilich können die Konservativen kaum jemals für sich allein im Wahlkampf obsiegen, solange die Iren im Reichsparlament sitzen. Bilden doch auch die heutigen Konservativen nur eine Sektion der unionistischen Partei, die zur anderen Hälfte aus imperialistischen, antiirischen und schutzzöllnerischen Radikalen besteht. Der Führer dieser seit Jahrzehnten mit dem Konservatismus verbrüderten Demokraten ist Chamberlain, wohl der bedeutendste und populärste Mann im gegenwärtigen England. In früheren Zeiten hat niemand die Tories ingrimmiger befehdet, als dieser Bürgermeister des sehr wenig aristokratisch gesinnten Birmingham. Er ist der Urheber des Schlagwortes: „Drei Acres und eine Kuh!" d. h., er wollte die Latifundien zerschlagen, welche einen großen Teil des fruchtbarsten englischen Ackerbodens beinahe so wüst gelegt haben wie die römische Campagna. Noch ganz vor kurzem hat dieser gefährliche Bundesgenosse der Konservativen eine Aeußerung getan, aus der hervorgeht, daß er noch immer der demokratische Agrarier seiner jüngeren Jahre ist, und wenn er dem Zuge seines Herzens folgen könnte, die Besitzungen der Grundherren zum Patrimonium der Enterbten machen würde.

So überflutet der Demokratismus das ganze Vereinigte Königreich innerhalb und außerhalb der konservativen Tore. Aber solche Zukunftssorgen fechten die Konservativen wenig an, denn in der Politik ist der unmittelbare Besitz der Macht Alles. Es läßt sich eben auch nicht ändern, daß England, wie der Bürgermeister von Hamburg sagte, als er die Einschränkung des Wahlrechts vor der Bürgerschaft vertrat, ein Stadt-Staat ist.

Immerhin gehen die Dinge in England für einen Stadt-Staat noch ruhig und gut genug. Wenn man allerdings einem vom Premierminister Asquith ausgegangenen Schlagwort vertraut, muß man glauben, „das Chaos" stehe vor der Tür. Das Budget, welches vom Frühjahr 1909 bis zum Frühjahr 1910 läuft, wird, wenn sich nicht im letzten Augenblick etwas Unerwartetes ereignet, nicht zustande kommen. Nach seinem Scheitern können chikanierende Steuerzahler und Importeure bestreiten, daß der Fiskus noch weiterhin das Recht besitze, Einkommensteuer und Teezoll zu erheben. Denn diese beiden hochwichtigen Staatseinnahmen pflegen immer nur für Ein Jahr bewilligt zu werden. Auch hat das Unterhaus, wie es das britische Gewohnheitsrecht gestattet, zur Deckung des Defizits einen Teil der streitigen neuen Steuern schon provisorisch in Kraft gesetzt, mit der Auflösung des Parlaments jedoch wird die Rechtsgrundlage für jenes Provisorium hinfällig.

Zweifellos gibt es Mittel und Wege genug, um einem aus solchen Ursachen entspringenden „Chaos“ vorzubauen, und die Lords erklären sich bereit, der Regierung die erforderlichen Maßregeln zu bewilligen. Aber vorderhand stellen sich die Minister so, als ob ihnen zur Einleitung des Wahlkampfes ein von der Opposition verschuldetes Chaos gerade recht wäre.

Wie die Wahlen auch ausfallen mögen, schwierig genug wird sich die nächste innerpolitische Zukunft Großbritanniens sicher gestalten. Wenn die Liberalen siegen, werden sie den Lords das abgelehnte Budget von neuem präsentieren und zum Oberhause sagen, wie einst die spanischen Liberalen bei der Aufhebung der Klöster zu Ferdinand VII.: „Tragala perro! Schluck's herunter, Du Hund!“ Die Lords werden dann in der Tat zu Kreuze kriechen müssen, und nicht nur das, sondern es ist auch leicht möglich, daß die erbitterten Sieger zur Unterdrückung der Pärie schreiten und damit wiederum ein Stück der großen nationalen Traditionen nivellieren.

Umgekehrt, wenn die Unionisten die Mehrheit im Unterhause erringen, werden sie einen schutzzöllnerischen Zolltarif auszuarbeiten haben. Da Balfour nicht Bismarck ist, dürfte es weniger leicht sein, den Wirrwarr der einander widerstrebenden Interessen auszugleichen als bei uns 1879.

Besonders interessant würde sich die innerpolitische Lage der britischen Inseln gestalten, wenn nach den Wahlen die Polen Englands, die Iren, wie schon dagewesen ist, das Zünglein an der parlamentarischen Wage bildeten.

Als vor Jahren Treitschke an der Berliner Universität Englische Geschichte las, äußerte er, England werde mehr und mehr eine asiatische Macht. Der Satz konnte damals noch zweifelhaft erscheinen, aber er hat sich bewahrheitet. In Amerika, auf das die Engländer zu Cannings Zeiten fast mehr Gewicht als auf den Orient legten, räumen sie heute der Union den Vortritt ein. Dagegen spielen Länder, wie Mesopotamien, Cilicien, Arabien in der Politik des Kabinetts von St. James jetzt eine sehr bedeutende Rolle. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient der Gang der Dinge in Indien; die Ereignisse, welche sich in diesem ungeheuren Kaiserreich vorbereiten, sind möglicherweise so ernst, daß sie bei ihrem Eintritt die Parteistreitigkeiten des Mutterlandes zum Range einer βατραχομυομαχία herabsetzen werden. Wiederum hat sich ein politischer Mordanfall ereignet; dieses Mal gegen den Vizekönig von Indien gerichtet. Das Attentat ist erfreulicherweise mißlungen. Aber eine Melinitbombe ist geplatzt, und zwei Wurfspeere sind aus solcher Nähe und so sicher geschleudert worden, daß sie zwei Personen streiften, welche zur Eskorte Lord Mintos und seiner Gemahlin gehörten.

Die englische Presse hört seit diesem Vorfall auf, die Gärung in Indien als auf ganz kleine Kreise beschränkt darzustellen. Uebrigens hat es auch vorher nicht völlig an britischen Zeitungen gefehlt, welche dem

Ernst der Lage in Indien gerecht wurden. So meldete man von der überhandnehmenden Unsicherheit auf den indischen Eisenbahnen, wo den eingeborenen Diebsgilden ein Raubanfall nach dem andern gelingt. Zur Bekämpfung dieses Uebels haben die Eisenbahngesellschaften in den Zügen Apparate anbringen lassen, welche automatisch die Notleine in Bewegung setzen, sobald während der Fahrt ein menschlicher Fuß das Trittbrett berührt. Englische Missionare wußten schon vor längerer Zeit zu berichten, daß indische Bauern, deren Geist seit Jahrtausenden unbeweglich geblieben ist, sich ein aufrührerisches Blatt, den „Kusari", vorlesen ließen, und daß diese Lektüre schwer zu deutende, aber unverkennbare Spuren in dem Gemüt der ehrfurchtsvollen Zuhörer hervorbringe.

Indessen hätte die englische Publizistik gut getan, von Anfang an die Ansprache ernster aufzufassen, welche der aus seinem Amte scheidende Oberbefehlshaber der indischen Armee, Lord Kitchener, an die Truppen gerichtet hat. Man hat aber kein Aufhebens davon gemacht. Die indische Armee, so hieß es in dem Scheidegruß Kitcheners an seine Soldaten, habe eine Zeit der Prüfung hinter sich. Versuche seien gemacht worden, ihre Treue zu zerstören und sie in ihrem pflichtmäßigen Gehorsam wankend zu machen. Aber unter der Obhut (guidance) britischer und indischer Offiziere sei sie von Flecken rein geblieben und habe für ihre Treue, Tapferkeit und Hingabe den Dank des Herrschers verdient.

Nach dieser Veröffentlichung wird man englischerseits nicht mehr verkleinernd sagen können, daß die etwas lärmende und manchmal von Exzessen begleitete Unzufriedenheit einiger indischer Babus nicht von besonderem Belang sei. In einem der vorigen Hefte erwähnte ich den Parsen Narodschi, den, als er sein Bankgeschäft in London betrieb, gutmütige Kosmopoliten von, beinahe hätte ich geschrieben, deutsch-freisinniger Gesinnung in das Parlament wählten. Nach Indien zurückgekehrt, forderte dieser Mann seine Landsleute zu einem politischen Streik größten Stiles auf; nicht nur sollten die Diener ihre Herren, sondern auch die Soldaten ihre Fahnen verlassen. Die nationalistische Streik-Agitation und andere revolutionäre Wühlereien, besonders die nach irischem Muster mit terroristischen Verbrechen gepaarte Boykottbewegung haben einen Bruchteil des indischen Volks, dessen Größe nicht zu gering angeschlagen werden darf, vergiftet und entzündet. Hören wir doch aus dem Munde Lord Kitcheners, daß sogar das Heer, welches gestern gegen Rußland gebraucht werden sollte und morgen gegen Japan gebraucht werden kann, eine Zeitlang den Machthabern gewisse Besorgnisse eingeflößt hat.

„Contemporary Review" enthält in ihrer letzten Nummer einen sehr verständigen und sachkundigen Artikel: „The situation in India", dessen Verfasser, A. H. L. Fraser, die Loyalität der indischen Fürsten rühmt. Der Radscha von Gwalior erließ eine Botschaft an seine Untertanen, in welcher er diese aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen: „um das geile Wuchern der aufrührerischen und unzufriedenen Gesinnung gegenüber der

englischen Regierung auszurotten". Gleichzeitig trat der Maharadscha von Jaipur, „ein prächtiger Fürst alter Schule und allgemein geachtet", mit einer Erklärung gegen die Anarchisten und Revolutionäre an die Oeffentlichkeit, in welcher er äußerte: „Gift wie dieses, wenn es einmal in Umlauf gekommen ist, kann nicht leicht wieder beseitigt werden .... Obgleich ich nicht glaube, daß eine allgemeine Verschwörung existiert, kann doch kein Zweifel sein, daß in verschiedenen Teilen Indiens viele böswillige Personen damit beschäftigt sind, Aufruhr zu säen .... Es ist sehr gefährlich, daß man diesen Stand der Dinge fortdauern läßt ...."

Der Maharadscha von Jaipur kommt zu dem Schluß, daß die englische Regierung strenge Maßregeln der Vorbeugung und Unterdrückung ergreifen müssen. Bei „dem prächtigen Fürsten alter Schule" mag dieser Ratschlag aufrichtiger Reichstreue entsprungen sein, wenn er aber auch von andern Fürsten Indiens an den Earl of Minto gelangen sollte, wird dieser eines Wortes gedenken müssen, das Napoleon auf St. Helena gegenüber dem französischen Bevollmächtigten auf der Insel fallen ließ. „Der gefangene Verwüster, vom Throne gerafft" äußerte nämlich mit großartiger Uneigennützigkeit, er erteile seinem Nachfolger an der Krone Frankreich den Rat, daß er aus präventiven Rücksichten das bürgerliche Element im Offizierkorps vollkommen unterdrücken und nur noch Edelleute zu Offizieren machen möge; dann werde seine Herrschaft gesichert sein.

Im übrigen gesteht auch der Freiheitsbeschränkungen im allgemeinen für schädlich erachtende Herr Fraser: „Die unheilvolle Agitation hat höchst beklagenswerte Resultate herbeigeführt, Resultate, welche sogar manche von den Agitatoren verblüfft haben ..... Alle diese Tatsachen geben das Bild einer sehr ernsten Lage. Es wird gut sein, wenn man ihre Schwierigkeiten und Erfordernisse nicht unterschätzt, sondern klar und bestimmt ins Auge faßt. Wer Indien kennt, weiß, daß es ein Ort ist, wo in jedem beliebigen Augenblick solch eine Lage dem ganzen Gemeinwesen große Gefahr bringen kann, und wo das Spielen mit solcher Lage leicht zum Verhängnis werden würde. Andererseits brauchen wir den Ernst der Lage nicht zu übertreiben ..... Das gemeine Volk ist im allgemeinen zufrieden und loyal und, ausgenommen, wenn sie durch offenkundige und boshafte Tücke aufgeregt werden, was freilich zweifelsohne nur zu leicht und oft stattfindet, sind die Leute den Regierungsbeamten wohlgeneigt ...... Die ungeheure Mehrheit der führenden Zamindars oder Grundbesitzer und überhaupt aller Klassen, die eine Position im Lande haben, erkennen den hohen moralischen Wert und die Vorteile der britischen Herrschaft an. Sie haben zu lange abseits gestanden und der Regierung überlassen, aus eigener Kraft mit der Lage fertig zu werden, aber jüngst haben sie in Vereinen und lokalen Vertretungskörpern ihre Stimme laut ertönen lassen. Manche, welche man früher auf dem Zaun sitzen sah, sind durch die letzten Ereignisse veranlaßt worden, herunter zu klettern und männlich ihren Platz auf der Seite des Gesetzes und der Ordnung einzunehmen ...."

Diese Schilderung indischer Verhältnisse klingt zwar keineswegs hoffnungslos, und zur Verzweiflung haben die Engländer in der Tat keinen Grund, aber die Feder des Herrn Fraser vergegenwärtigt einem doch einmal wieder aufs anschaulichste, wie die Kanonen von Port Arthur die unbeweglichen Völkerschaften des Morgenlandes, bei denen tausend Jahre wie ein Tag sind, aus ihrem Schlummer erweckt haben. Das Kabinett von St. James hat 1904 durch das Machtwort, vermittelst dessen es der russischen Schwarzmeerflotte die türkischen Meerengen sperrte, vielleicht entscheidend zum Siege der Japaner über die Russen beigetragen. Heute müssen die Briten nun fühlen, daß sie eine zweischneidige Waffe geschwungen haben, denn das moderne England ist gerade im Orient am verwundbarsten.

Aufrüttelnd wirkten die großen ostasiatischen Ereignisse auch auf Persien, wo soeben die junge Nationalversammlung zusammengetreten ist. Die russische Regierung hatte, wie die panslavistische Presse behauptet, gedrängt durch den Argwohn Englands, beschlossen, einen Teil ihrer in Nordpersien stationierten Streitkräfte zurückzuziehen. Indessen ist nicht klar, ob diese Truppen wirklich Persien geräumt haben, während unzweifelhaft nach dem Aufstand des Nomadenstammes der Schahsevennen andere russische Militärdetachements auf persisches Gebiet vorgeschoben worden sind. Immerhin kann man sagen, daß die Russen in dem Lande des Schahs bis jetzt sehr vorsichtig auftreten. Bei ihrer unruhigen Eroberungslust ist das auffallend, aber allzu schwer ist der Grund nicht zu entdecken. Vor kurzem bemerkte der britische Staatssekretär in einer Rede, in welcher er die Entente mit Rußland pries, ohne diese hätte die persische Revolution zu einem englisch-russischen Kriege führen können. England scheint nun im gegenwärtigen Moment noch weit entfernt davon zu sein, seine Sympathie für die persischen Konstitutionellen zu verleugnen, während der entthronte Schah unter den Flügeln des russischen Doppeladlers Schutz gesucht und seine Residenz auf einem kaiserlichen Schlosse in der Krim aufgeschlagen hat. Der englisch-russische Gegensatz in Persien besteht fort, wenn er auch in der nächsten Zeit zu keinem gefährlichen Konflikt führen dürfte. Nichtsdestoweniger tritt in den russischen Zeitungen Mißtrauen und Furcht zutage, weil England seine mächtige Hand schützend über die persischen Konstitutionellen hält. Nicht mit Unrecht nehmen es die Petersburger Publizisten sehr ernst, daß die persische Revolution großenteils von russischen Untertanen gemacht ist, von Armeniern, Georgiern, Tartaren, die aus Transkaukasien über die benachbarte persische Grenze gegangen sind. In dem konstitutionellen Persien, sagt die Moskowitische Journalistik, werden die Revolutionäre sich eine Basis schaffen und von ihr aus unheilvoll auf den Kaukasus zurückwirken.

Ob unter diesen Umständen das englisch-russische Abkommen, dem zufolge die Russen ihre Umtriebe am Persischen Golf einstellen, während die Engländer auf Machenschaften in Nordpersien verzichteten, für ewige Zeiten

in Kraft bleiben wird, muß abgewartet werden. Nur soviel kann man heute schon mit ziemlicher Sicherheit behaupten: die unwiderstehliche Gewalt der Umstände macht es den beiden Großmächten unmöglich, sich des Gegeneinanderintrigierens zu enthalten. Laden doch die unklaren iranischen Gewässer Rußland und England förmlich ein, im Trüben zu fischen. Freilich entzieht sich das Detail der unterirdischen Minengänge, welche die beiden Nebenbuhler gegeneinander anlegen, vorläufig unseren Blicken.

Was sagt das persische Volk dazu? Die bei der Eröffnung der Nationalversammlung verlesene Thronrede fordert unverblümt und nicht ohne Ungeduld den Abzug der russischen Truppen. Die Nachteile und Gefahren der Okkupation scheinen überhaupt den Persern sehr lebhaft zum Bewußtsein zu kommen. Ein interessantes Stimmungsbild, betitelt „Les troupes russes en Perse“, veröffentlicht der Perser Hadji Fanous im „Courrier Européen“. Hier heißt es: „Wir sind tief betroffen, wenn wir sehen, mit welcher Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit die Presse des Occidents von unseren inneren Angelegenheiten spricht . . . . . Daß die Russen unsere nördlichen Provinzen okkupieren, wird bestritten, geleugnet. Um Sand in die Augen zu streuen, genügt eine bloße Truppenverschiebung. In Wahrheit haben wir uns bis auf weiteres mit einer kaum verhüllten dauernden Okkupation abzufinden.

„Daß wir partielle Unruhen zu beklagen haben, deren einziges Ziel der Raub ist, muß nun leider einmal als unser endemischer und normaler Zustand gelten. Unsere Autokratie vermochte trotz ihrer flinken gerichtlichen Prozeduren und summarischen Bestrafungen jenes Uebel niemals auszurotten. . . . . Jedoch ist unsere Bevölkerung weise genug, um sich trotz der allgemein bekannten Bearbeitung durch Lockspitzel der Angriffe auf Ausländer zu enthalten.

„Dies ist der Augenblick, den die kaiserlich russische Regierung, obwohl sie genug zu tun hat, um sich zu halten, um dem Bankrott, der Revolution und der Hungersnot zu entgehen, wählte, um die Okkupation unseres Landes fortzusetzen. Allerdings geht sie nicht geräuschvoll und mit dem Auftreten eines Eroberers zu Werke, wie ehemals bei unseren Nachbarn, den Turkmenen . . . . Vielleicht hält die Furcht vor diplomatischen Verwicklungen sie einstweilen noch zurück, aber die Velleitäten der Annexion liegen klar zutage . . . . Jetzt, wo unser Ex-Souverän der verhätschelte Gast des Nationalfeindes ist, welche Maßregeln wird sein rachsüchtiger und schuftiger Geist den Russen eingeben? Die Erfahrung lehrt uns, daß Rußland niemals freiwillig fahren läßt, was es zu nehmen für gut befunden hat. Nur die brutale Gewalt kann es zwingen, seiner Beute zu entsagen. Der mandschurische Krieg ist Ein Beweis dafür unter tausenden.

„Allerdings, die Streitmacht, welche einen Teil unserer Nordprovinzen okkupiert, ist nicht gerade imposant; die Wahl der Positionen ist das Beunruhigende. Sie hat niemals 5—6000 Mann überschritten; Kavallerie,

Infanterie, Artillerie und Genie zusammengerechnet; alle Waffengattungen sind dort vertreten — mit sehr erheblichen Variationen der Effektivstärke ... (Folgen Stärkeberechnungen im Einzelnen, welche glaubhaft erscheinen und aus denen hervorgeht, daß die Russen nur 10 Kanonen, dagegen unverhältnismäßig viel Reiterei in Persien stehen haben).

„.... Diese Okkupation sine die versetzt uns in Bestürzung. Wir müssen auch die Forderungen in Betracht ziehen, welche die uns zur Last fallende Ernährung dieser fremden Truppen mit sich bringt. Unsere Landsleute sind gehalten, ihnen Alles zu liefern, ausgenommen die Munition und die großen und kleinen Monturstücke. Aus Kuriosität wollen wir zur Erbauung unserer Leser die Natur und Art dieser Lieferungen mitteilen. Mehl aus Weizen und Mais, aber nie aus Gerste, wie es die Eingeborenen verbrauchen; Reis, Zucker, Tee, Fett, Hammelfleisch (2 mal in der Woche), Milchspeise, Rosinen, Gerstenkorn und Stroh für die Pferde. Einer unserer Landsleute schreibt uns aus Karbin-Keretsch, daß die Requisitionen für die Truppen, welche die Stadt besetzt halten, und deren Zahl zwischen 600 und 1000 schwankt, gemäß den ergangenen Verfügungen auf den nachstehenden Grundlagen eingetrieben werden: Pro Tag 2 Krans (einen Franken) für den Infanteristen, 3 Krans (1½ Franken) für den Kavalleristen und Artilleristen. Was die Militärbeamten anbetrifft und die Subaltern- und Stabsoffiziere, so hat mein Landsmann nichts Genaues in Erfahrung bringen können. Mit dem bevorstehenden Winter werden diese Truppen, wenn sie nicht abziehen, auch noch Quartiere verlangen. Jetzt kampieren sie unter Zelten.

„Welches wird in absehbarer Zeit ihre Zahl sein? Wir wissen es nicht zu sagen. Aber der Erfolg unserer Revolution ist ihnen ein Dorn im Auge, und der Abzug der russischen Truppen ist sehr problematisch. Sie suchen die Absichten ihrer Regierung zu verschleiern, täuschen aber niemanden mit ihren unaufhörlichen Garnisonwechseln, ihren plötzlichen An-, ihren hastigen Abmärschen. Sotnien, die aus den transkaspischen Provinzen kommen, durchstreifen ganz Khorassan nach allen Richtungen hin, besonders zwischen Askabad und Meschhed. Man kann ihren Spuren folgen, wie denen einer Schnecke auf einem Beet von Rosen.

„Unglaublich, aber wahr, Masanderan und Gilan bleiben von der Okkupation noch frei, wahrscheinlich wegen der Wälder, welche Schützen Unterschlupf bieten könnten. Sollten diese Provinzen auch ohne dies so angesehen werden, als ob sie in gebührender Weise dem russischen Reich moralisch annektiert seien? Wenn das kaspische Küstenland verloren ist, kann der persische Staat nie wieder zu Kräften kommen; das iranische Hochland wird dann ausgehungert werden.

„Mit welchem Recht stehen jene Truppen da? Im Namen des Rechts des Stärkeren! Sind wir verkauft worden wie Stücke Vieh? Und England sagt nichts! Welches entsittlichende Beispiel für unsere jungen Leute, die nachdenken, Vergleiche ziehen und begreifen! Ich spreche von den-

jenigen, welche in Europa studieren. Und wir, die wir an Ort und Stelle sind, sehen uns unter dem Falken, wie man bei uns sagt.

„Wenn die Nachrichten, welche uns von allen Seiten zukommen, einigermaßen zuverlässig sind, müssen wir annehmen, daß wir an einen Leichnam gefesselt sind. Die Revolution gärt in Rußland, wie ein Feuerherd glimmt sie unter der heißen Asche; der Funke, der alles in Brand setzt, kann jeden Augenblick fliegen. Die Flut steigt; wenn die Dämme brechen, können wir uns nicht davor bewahren, daß wir in die Katastrophe hineingerissen werden.

„Wir erfreuen uns nirgendwo irgendwelcher Sympathien; arm und schwach, wie wir sind, erscheinen unsere Freundschaft und Hilfe wertlos und gelten überall für nebensächlich. Wir sind einfach eine Beute.

„Wenn nun noch unsere ungebetenen Gäste wenigstens zu den Gesellschaftsklassen gehörten, die jedem zivilisierten Lande Ehre machen. Ach! Wir empfangen nur den Auswurf einer barbarischen Bevölkerung; keiner von ihnen kann schreiben und lesen. Sollen wir gleich den Japanern Schulen für den Feind aufmachen und als improvisierte Elementarlehrer Unterricht geben, diese analphabetischen Repräsentanten der Zivilisation im Buchstabieren unterweisen?

„Zum Ersatze verstehen sie gut zu schießen, immer mitten hinein zu schießen und den entsetzlichen Wutki zu trinken, den ihnen Juden und Armenier verkaufen. Niemals haben wir so viele Fälle von Trunksucht gehabt, und dazu noch in der abstoßendsten Form. Und die russischen Offiziere, von denen viele mit dem abscheulichen Laster befleckt sind, lachen und sagen nichts. Sie scheinen übrigens gegen alles gleichgültig zu sein, und die Abschiedsgesuche nehmen überhand; niemals haben sie so stark grassiert. Man vermutet in ihren Kreisen den allgemeinen Mangel an Vertrauen und die Erwartung eines Umsturzes."

Der Perser Hadji Fanous ist offenbar ein gut organisierter, klarer Kopf, der auf das Positive geht. Aber seine Hoffnung, daß sich das Zarenreich von innen heraus auflösen werde, gehört für absehbare Zeit in das Reich der Chimären und Illusionen. Herr Stolypin hat die Revolution einstweilen gebändigt. Er ist nicht der schlechteste Staatsmann, den Rußland gehabt hat. Indem er kräftig mit der Auflösung des Mir vorgeht und die überschüssigen Bauern nach Sibirien verpflanzt — es heißt, daß dort jährlich eine Million mit Erfolg angesiedelt werde —, versucht er das Uebel an einer seiner tiefsten Wurzeln zu packen.

Ob sich die Bekenner der versteinerten russischen Kirche in eine wahrhaft entwicklungsfähige Nation umformen lassen, muß gleichwohl bezweifelt werden. Herr Stolypin freilich ist Optimist, wie ein Staatsmann, der Großes leisten will, sein muß. Neulich hat er geäußert, in zwanzig Jahren werde man Rußland nicht wiedererkennen. Wohl möglich, aber nach dem Krimkrieg wurde die Leibeigenschaft aufgehoben und überhaupt eine Menge heilsamer Reformen eingeführt. Was war die Wirkung nach

zwanzig Jahren? Das Ueberhandnehmen einer nihilistischen Stimmung, in welcher die von der Natur mit reichen Gaben bedachte Nation an sich, ihrer Zukunft und der Welt überhaupt vollkommen verzweifelte und Gewalten der blinden Zerstörung die Zügel schießen ließ.

Wie im Augenblick der Zusammenkunft von Racconigi die Weltlage aussieht, ist es übrigens nichts weniger als gewiß, daß Herr Stolypin und seine Gesinnungsgenossen Zeit für eine zwanzigjährige Friedensarbeit gewinnen werden. Offenbar gibt es am Petersburger Hofe auch eine Kriegspartei, welche die Furcht der Engländer vor den deutschen Dreadnoughts in der Nordsee und den österreichischen im Mittelmeer zur Eroberung Konstantinopels ausnutzen will. Mit einer Mischung von Genugtuung und Ungeduld konstatieren die britischen Germanophoben, daß die Russen 1912 mit ihren Kriegsvorbereitnngen fertig zu sein hoffen. Die Sprache, welche einzelne russische Preßorgane vor ein paar Wochen gegen Deutschland als den Bundesgenossen Oesterreichs führten, verriet ebenfalls eine ganz außerordentlich leidenschaftliche Ungeduld. Ueberhaupt darf die momentane Windstille in der auswärtigen Politik nicht darüber täuschen, daß die internationale Atmosphäre mit Elektrizität überladen ist. In Konstantinopel und Athen herrscht Militärdiktatur, die sich nach den Lehren der Geschichte ohne Krieg nicht zu halten vermag. Da sie Stimmungsmenschen sind, fühlen sich die Russen durch die diesjährige glänzende Ernte, welche ihre Taschen mit klingendem Golde füllt, sehr gehoben. Um so mehr wurmt sie die Niederlage des Slaventums im letzten Frühjahr. Die eben mühsam wieder befestigte Regierung hat der Verlauf der bosnischen Krisis ein großes Stück Prestige gekostet. Auf diese Einbuße an moralischer Kraft wird es zurückgeführt, daß der Generalgouverneur von Odessa, wo die Höchstbesteuerten eine Ersatzwahl zur Duma vorzunehmen hatten, durch alle seine wilden Drohungen die Wahl eines regierungsfeindlichen jüdischen Rechtsanwalts nicht zu verhindern vermocht hat. Immerhin war Odessa schon vorher durch einen Kadetten in der Volksvertretung vertreten gewesen. Aber die Höchstbesteuerten von Moskau, wo ebenfalls eine Nachwahl zur Duma stattfand, hatten vorher einen gouvernementalen Oktobristen als ihren Repräsentanten nach Petersburg geschickt. Jetzt ist auch ihre Wahl auf einen Kadetten gefallen, wesentlich mit aus dem Grunde, weil die bosnische Sache die Empfindlichkeiten des Slaventums gereizt und die Wähler oppositionell gestimmt hat.

Nichtsdestoweniger muß die militärisch ungenügend vorbereitete russische Regierung gegenwärtig den Frieden wollen. Um die grollenden nationalen Leidenschaften einigermaßen zu beschwichtigen, werden ihnen Persien und besonders Finnland als vorläufige Opfer dargebracht.

Daniels.

**Das Anwachsen der Sozialdemokratie. Erbschaftssteuer für Preußen? Der „Bund der Festbesoldeten“. Weiteres über Steuer-Veranlagung.**

In Deutschland haben in den letzten Wochen verschiedentlich Wahlen stattgefunden, von denen es in den Zeitungen heißt, daß sie allenthalben ein bedenkliches Anwachsen der Sozialdemokratie offenbaren. Sehe ich mir diese Wahlen näher an, so kann ich das nicht so schlimm finden. In Sachsen haben die Landtagswahlen nach dem neuen Wahlrecht stattgefunden und das Ergebnis gehabt, daß die Konservativen, die bisher eine geschlossene Majorität hatten, auf etwas über ein Viertel reduziert worden sind; die Nationalliberalen mit den Freisinnigen haben ein starkes Drittel der Stimmen, die Sozialdemokraten ebensoviel wie die Konservativen: 24 Stimmen von 91. Ich sehe nicht, was man gegen dieses Ergebnis einzuwenden hat. Daß die Agrarisch-Konservativen in einem so vorwiegend industriellen Lande wie Sachsen die absolute Majorität im Landtag hatten, war ein so unnatürlicher Zustand, daß es unmöglich so bleiben konnte. Es war geradezu der Zweck der Wahlreform, hier einen Wandel zu schaffen und den städtisch gewerblichen Kreisen einen größeren Einfluß zu gewähren. Das ist nunmehr verbürgt dadurch, daß zu einer positiven Gesetzgebung immer das Zusammengehen der Konservativen und Nationalliberalen erforderlich ist. Wiederum die 8 Freisinnigen und 24 Sozialdemokraten sind für die parlamentarischen Verhandlungen ein Salz, das nur nützlich wirken kann. Freilich für diejenigen, die die Sozialdemokratie nur in der Art richtig zu bekämpfen glauben, daß sie sie vom öffentlichen Leben möglichst ausschließen und mit der Gewalt der Obrigkeit niederhalten, ist natürlich der Einzug der 24 Sozialdemokraten in den sächsischen Landtag das hereinbrechende Verderben, das schrille Warnungssignal, ein Wahlsystem, das dergleichen ermöglicht, von Preußen fernzuhalten. Mir scheint ganz im Gegenteil der Ausfall der sächsischen Wahlen eine sehr wohlgelungene Probe für das Pluralsystem und ohne gerade sagen zu wollen, daß dies der einzige Weg sei und daß man in Preußen nichts besseres tun könne, als Sachsen nachzuahmen, kann uns das Vorbild Sachsens nur ermutigen, an der Forderung einer Reform des Wahlrechts auch in Preußen festzuhalten.

In Baden, wo ebenfalls Landtagswahlen stattgefunden haben, liegen die Verhältnisse ganz anders als in Sachsen, weil das Großherzogtum zu zwei Dritteln katholisch ist und die Liberalen vor allem bemüht sind, eine klerikale Herrschaft im Landtag nicht aufkommen zu lassen. Zu diesem Zweck haben sie ein Wahlbündnis nicht nur mit den Demokraten, sondern auch mit den Sozialdemokraten geschlossen und ihren Zweck auch erreicht, aber freilich mit der Maßgabe, daß, was den Klerikalen entgangen, nicht ihnen, sondern den Sozialdemokraten zugewachsen ist. Es hat sich in Baden gezeigt, daß, sobald die Sozi ihren Standpunkt des reinen Klassenkampfs verlassen und sich bereit erklären, mit andern Parteien zu paktieren,

und umgekehrt, diese sie nun als bündnisfähig akzeptieren, sofort breite Volksschichten ganz in das sozialdemokratische Lager übergehen. Eine gemäßigte Sozialdemokratie ist insofern, wie schon oft ausgesprochen, gefährlicher, als die radikale — sollen wir aber deshalb wünschen, daß der wüste, unfruchtbare Radikalismus in dieser Partei dauernd die Oberhand behalte? Das Dilemma ist nicht so einfach zu lösen, und wir werden oft genug Veranlassung haben, darauf zurückzukommen, für heute begnügen wir uns mit der Feststellung der Tatsache, daß nach der Erfahrung in Baden das Paktieren mit den Sozialdemokratie dieser nicht nur Mandate — das wäre am leichtesten zu ertragen —, sondern auch Stimmen zuführt, weil der Pakt als solcher sie von dem Stigma der Staatsfeindlichkeit, des schlechthin Bösen und Verwerflichen, befreit und dadurch für sehr viele, Kleinbürger sowohl wie Beamte, den Zutritt erleichtert und ermöglicht. Eine Majorität aber haben die Sozialdemokraten in Baden, obgleich hier auch für den Landtag das allgemeine gleiche Stimmrecht gilt, nicht erlangt und haben auch keine Aussicht darauf.

Auch eine Reihe von Stadtverordneten-Wahlen und Nachwahlen zum Reichstag hier und da haben ein Wachsen der sozialistischen Stimmen gezeigt. In Sachsen hat das Plural-Wahlsystem doch noch eine ganz brauchbare Kammer hervorgebracht, in Baden sichert die Macht der katholischen Kirche und die Zentrumspartei den Bürgerlichen die Mehrheit — was haben wir nun bei den nächsten Wahlen im Reiche zu erwarten?

Ich vermag die Aengstlichkeit, mit der man vielfach diese Frage stellt, nicht zu teilen. Von irgend einer Erschütterung oder Gefährdung des Deutschen Reiches, auch wenn wir einmal 100 oder gar 120 Sozi im Reichstag haben sollten, kann gar nicht die Rede sein. Der gesunde Sinn unsres Volkes würde sehr bald von solcher Extravaganz zurückkommen. Die fühlbarste Folge eines solchen Zustandes wäre keine andere, als daß das Zentrum wieder in seine ausschlaggebende, vielleicht in eine regierende Position einrückte. Auch das ist nicht gerade wünschenswert, und es ist daher wohl zu verstehen, daß sich die Stimmen mehren, die auf ein Wiederzusammenschließen der jetzt so verfeindeten bürgerlichen Kreise des alten Blocks dringen.

Der Weg, auf dem allein dieses Ziel erreicht werden kann, ist völlig klar: die Konservativen müssen, nachdem sie in der Reichsfinanzreform ihren Willen durchgesetzt und die Liberalen ausgeschaltet haben, durch irgendein deutlich sichtbares Entgegenkommen die so geschaffene Kluft wieder überbrücken. Wie das geschehen könnte, dafür gibt es mehrere Möglichkeiten, die ich in unserm letzten Heft bereits angedeutet habe; eine von diesen aber ist seitdem in der Presse, namentlich in einigen Artikeln des freikonservativen Abgeordneten von Dewitz im „Tag" soweit ausgearbeitet worden, daß man sie wohl als politisch aktuell betrachten darf und sich näher mit ihr beschäftigen muß. Es ist die Einführung einer Erbschaftssteuer in Preußen.

Die Ablehnung der Erbschaftssteuer im Reichstag war es ja, die den Block gesprengt und der konservativen Partei so sehr viele ihrer bisherigen Anhänger und Wähler entfremdet hat. Da allem Anschein nach die im vorigen Jahr bewilligten Steuern immer noch nicht ausreichen, das Bedürfnis des Reiches zu decken, so wäre die einfache Wiedereinbringung einer Erbschaftssteuer im Reichstag das Einfachste und Natürlichste. Aber die Konservativen haben sich so sehr gegen diese Steuer festgelegt, daß sie nur gegen sie angenommen werden könnte; die Aktion würde also die bürgerlichen Parteien nicht wieder zusammen, sondern sie für den Augenblick noch weiter auseinander bringen. Anders aber steht es in Preußen. Auch Preußen hat nicht weniger als das Reich Geldbedürfnisse, die nur provisorisch durch Zuschläge zu der Einkommensteuer gedeckt sind. Der Haupteinwand, der von den Konservativen gegen die Reichserbschaftssteuer erhoben wurde, war, daß man eine solche Steuer nicht in die Hand einer nach einem ultra-demokratischen System gewählten Volksvertretung legen dürfe; sei auch die erste Vorlage milde genug, so würde von Stund an der Reichstag jedes weitere Bedürfnis auf diese Steuer legen und dadurch schließlich den Besitz selbst gefährden. Ich habe seinerzeit dargelegt, daß diese Argumentation nichts als Aberglauben sei, aber wie auch immer, auch der Aberglaube ist eine Macht, mit der man rechnen muß, und sehr viele Konservative würden unzweifelhaft bereit sein, das Argument von der „Witwen- und Waisensteuer“ und vom „deutschen Familiensinn“ fallen zu lassen, wenn die zukünftige Ausgestaltung der Steuer dem preußischen Abgeordnetenhause und wohlgemerkt auch dem Herrenhause überantwortet würde. Ueberdies könnte man die Form der Erbzuwachssteuer wählen, auf die damals im Reichstag leider gar nicht eingegangen worden ist, die ich aber in Uebereinstimmung mit dem Abgeordneten v. Dewitz noch einmal zur Diskussion stellen möchte. Die Erbschaftssteuer, mag man sie nun nach dem Gesamterbe oder nach den Erbportionen bemessen, hat den unzweifelhaften Nachteil, daß sie je nach dem Zufall des Absterbens in sehr ungleichen Perioden erhoben wird und, wenn sie zwei- oder gar dreimal dicht hintereinander kommt, sehr drückend werden kann. Die Erbzuwachssteuer beruht auf dem Prinzip, daß nur das erstemal das Vermögen in seiner Gesamtheit besteuert wird, von da an aber, mit einem entsprechend höheren Satz, nur der Zuwachs, der sehr leicht festzustellen ist, da ja die Akten darüber existieren, wieviel der Erblasser seinerzeit versteuert hat. Nach dem Prinzip, daß das Erbe als solches ein solcher Vorzug sei, daß die Gesamtheit und der Staat als der Hüter des Rechts einen gewissen moralischen Anspruch auf einen Anteil hätten, muß allerdings das Gesamterbe als Steuerobjekt in Anspruch genommen werden. Unterscheidet man aber in einem Erbe das, was alter Familienbesitz ist und was erst der letzte Erblasser erworben hat, so ist klar, daß dieser letztere Teil viel steuerkräftiger ist als der ältere Anteil und daß deshalb Billigkeitsgründe für die Unterscheidung sprechen. Ein Vermögen, das in einer Generation nicht

vermehrt worden ist, das geht zurück, und ein zurückgehendes Vermögen durch Besteuerung noch weiter zu drücken, ist hart. Ferner kommt das psychologische Moment in Betracht, daß das erst jüngsterworbene Vermögen noch nicht so in die Lebensgewohnheiten der Besitzenden eingegangen ist, wie das schon ererbte. Die subjektive Empfindlichkeit also bei einer Besteuerung des Zuwachses ist geringer. Konkret gesprochen liegt darin eine gewisse Bevorzugung des Grundbesitzes. Denn es ist notorisch und liegt in der Natur der Dinge, daß der agrarische Wohlstand bei weitem nicht so schnell wächst, wie der Wohlstand in Industrie und Kapital. Wenn nicht das Vermögen, sondern nur der Zuwachs besteuert wird, so fällt also eine relativ größere Last auf diejenigen Familien, die eben erst wohlhabend geworden und solche Familien sind häufiger in der Stadt als auf dem Lande. Eine Unbilligkeit ist das aber nicht, weil aus dem angeführten psychologischen Grunde vom Neuerwerb leichter abgegeben wird als vom Stammvermögen. Der Ertrag für den Staat braucht, um es noch einmal zu betonen, nicht geringer zu sein, da man entsprechend höhere Steuersätze nehmen kann.

Der Verlust, den das Reich erleidet, wenn man ihm auch für die Zukunft das Rückgreifen auf die Erbschaftssteuer abschneidet, kann leicht ersetzt werden, indem die Einzelstaaten ihm die Stempelsteuer abtreten, was ohnehin sehr wünschenswert ist, und außerdem die Gesellschaftssteuer, die im vorigen Jahr für Preußen vorgeschlagen wurde, die sich aber viel besser für das Reich eignet.

Der Gewinn, den die politische Gesamtlage davon hätte, wenn die Konservativen sich entschlössen, durch Bewilligung der Erbzuwachssteuer in Preußen den Anstoß, den sie durch Ablehnung der entsprechenden Steuer im Reich erregt haben, wieder zu beseitigen, leuchtet auf der Stelle ein. Die Forderung der Gerechtigkeit, daß, nachdem den Massen die neuen Lasten auferlegt sind, auch der Besitz dem Staate seine Opfer bringe, wäre erfüllt. Die Konservativen könnten sich darauf berufen, daß sich jetzt zeige, wie sie nicht aus bloßem Egoismus, sondern aus sachlichen Gründen der vorgeschlagenen Reichssteuer widersprochen, indem sie in der neuen Form für Preußen den Widerspruch aufgegeben. Die Liberalen hätten dann keinen Grund, das freundschaftliche Block-Verhältnis nicht wieder aufzunehmen. Freilich der alte Block unter Ausschluß des Zentrums ist definitiv dahin. Das Zentrum hat durch seine heroische Bewilligung der 420 Millionen neuer Steuern ein unantastbares Recht, zu den regierungsfreundlichen Parteien zu gehören, erkauft und wiedergewonnen. Aber um eine ersprießliche Regierung in Deutschland führen zu können, ist es schlechterdings notwendig, daß auch die Liberalen herangezogen werden, und ganz besonders bei den Reichstagswahlen ist ein Zusammenwirken von Konservativen und Liberalen unerläßlich.

Die große Frage ist, ob der Herr Reichskanzler, der sich bisher in undurchdringliches Schweigen gehüllt hat, sei es nun in dieser, sei es in

anderer Weise, die Initiative zu einer Aktion ergreifen wird, die geeignet ist, die verfeindeten bürgerlichen Parteien wieder zu versöhnen. In wenigen Tagen haben wir die entscheidende Programmrede zu erwarten. Sollte sie etwa dahin lauten, daß die Regierung die Parteien sich selbst überlassen und ihre einzubringenden Vorlagen einfach sachlich begründen werde, so wäre von einer solchen Taktik wohl kaum etwas Gutes zu erwarten. Aus sich heraus werden die Konservativen nichts tun, um die Liberalen zu versöhnen; der jetzige Kampf geht weiter und ein immer größerer Teil des Bürgertums wird nach Links hinüber in die radikale Opposition getrieben. Entschließt sich aber der leitende Staatsmann, mit starker Hand die Führung zu nehmen, so ist alle Wahrscheinlichkeit, daß die Konservativen, denen bei der Stimmung im Lande gar nicht wohl zumute ist, der Führung folgen. Herr v. Bethmann hat ja eine starke Waffe gegen sie in der Hand, in der preußischen Wahlreform. Er hat die Wahl, ob er diese Reform ganz ohne und gegen die Rechte mit der Linken und dem Zentrum, oder ob er sie mit der Rechten machen will. Zeigen die Konservativen sonst guten Willen, der Linken ein Stück entgegen zu kommen, so kann man dafür in der Wahlrechtsfrage um so mehr auf ihre Wünsche Rücksicht nehmen. Es hat aber jetzt fast den Anschein, als ob Herr v. Bethmann die preußische Wahlreform so gut wie die Erbschaftssteuer vorläufig zu den Akten legen und sich der Hoffnung hingeben wollte, daß die Zeit und ihre Not die Parteien von selber auf einer mittleren Linie wieder zusammenbringen werde. Der Erfolg einer solchen Politik könnte nur sein, daß bei den Konservativen der exklusiv-agrarische Gesichtspunkt völlig die Oberhand behielte, alle andern Elemente in der konservativen Partei sich von ihr verstimmt zurückzögen und zahlreiche Wahlkreise schließlich vor der Frage stünden, entweder den Konservativen oder den Sozialdemokraten zu wählen.

Wir können also auch die Frage, um die sich jetzt unsre Politik dreht, so stellen: Wie ist es zu erreichen, daß bei den zukünftigen Reichstagswahlen möglichst viele gemäßigt-konservative oder mittelparteiliche Kandidaten aufgestellt und in die Stichwahlen gebracht werden? Das ist der einzige Weg, eine Reihe von sozialdemokratischen Wahlsiegen zu verhindern. Es ist aber nicht leicht, da der Bund der Landwirte mit seiner überaus starken und tatkräftigen Organisation allenthalben schon auf die Aufstellung der Kandidaten einen starken Druck ausübt und fast alles, was nicht direkt agrarisch gesinnt ist, seinen Kandidaten die Stimme nicht mehr geben will, oft selbst auf die Gefahr hin, daß dann ein Sozialdemokrat das Mandat erlangt. Wäre die konservative Partei frei von den Fesseln, in die sie der „Bund" geschlagen hat, so wäre sie gewiß um des allgemeinen Besten willen gern bereit, weites Entgegenkommen zu üben, aber der wahre Herr der Partei ist eben der „Bund", wie ja auch die jetzige Krisis im letzten Grunde durch den Bund herbeigeführt worden ist, denn ohne seine demagogische Verhetzung hätte das Gros der Konservativen sich schließlich doch wohl für die Erbschaftssteuer gewinnen lassen.

Die Hoffnung der Zukunft scheint also darauf zu beruhen, daß dem Bunde der Landwirte ebenso starke Organisationen der anderen Interessen entgegengesetzt werden und nun ihrerseits auf die Parteien in entgegengesetztem Sinne drücken. Aus diesem Bedürfnis heraus ist der Hansabund entstanden, und als jüngstes Kind der Familie hat jetzt der Bund der Festbesoldeten das Licht der Welt erblickt. Der Hansabund ist gewiß eine machtvolle Organisation, aber ob er stark genug ist, in einer wirklich großen Zahl von Wahlkreisen dem Bunde der Landwirte die Spitze zu bieten, ist doch wohl zweifelhaft. Was ist nun von dem Bunde der Festbesoldeten zu erwarten?

Zunächst ist es klar, daß die Gründung dieses Bundes in der einfachen logischen Konsequenz der bisherigen historischen Entwicklung liegt. Die Arbeiter haben angefangen mit ihren Gewerkvereinen; dann kamen die Landwirte; dann die Gewerbetreibenden, jetzt die Beamten. Wie der „Hansa" eine große Reihe von Einzel-Vereinigungen vorangegangen sind, die sich auch schon politisch betätigt haben, aber jetzt erst durch die Zentralisation und Erweiterung in der „Hansa" zur Politik im großen Stil übergegangen sind, so hat es auch schon lange zahlreiche Beamtenvereine gegeben, die für ihren Stand zum Teil schon recht Erhebliches erreicht haben. Z. B. die Oberlehrer haben ihre Gleichstellung mit den Richtern zweifellos nur der energischen öffentlichen Agitation ihrer Verbände zu verdanken. Etwas ganz anderes ist es nun aber, wenn solche kleinen Standesvereinigungen und die ganze Masse der Einzelnen sich zu einem mächtigen Bunde zusammenschließen. Dieser „Bund" will alle Staats-, Kommunal- und auch die Privatbeamten zu einem großen Ringe vereinigen. Vorläufig scheinen wesentlich die mittleren Beamten in ihm vertreten zu sein, die höheren sich noch ganz zurückzuhalten. Nehmen wir aber an, daß der Gedanke sich durchsetzt und daß wirklich die große Masse aller Festbesoldeten, im Gegensatz zu den Landwirten sowohl wie zu den Gewerbetreibenden, sich zu einem politischen Körper zusammenschließen, so ist das unzweifelhaft ein Ereignis ganz ersten Ranges. Im Wege steht, daß zunächst die Interessengemeinschaft der Festbesoldeten nur eine ziemlich eng begrenzte ist. Man kann vielleicht eine Skala aufstellen. Schon bei den Arbeitern ist das Interesse nicht durchaus das gleiche; namentlich zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern ist ein Gegensatz, der in England schon so weit geführt hat, daß man zwischen einem vierten und einem fünften Stand unterscheidet. Bei den Landwirten ist der Gegensatz zwischen Groß- und Klein-Grundbesitzern. Im Hansabund trauen viele der Zukunft überhaupt nicht, weil der Gegensatz zwischen Handwerk und Großindustrie, zwischen Kapitalisten und Angestellten die Aktion lähmen oder den ganzen Verband sogar wieder auseinandertreiben werde. Nun gar bei den Festbesoldeten sind schon die verschiedenen Klassen und Stufen der Staatsbeamten in starkem Gegensatz und sehr eifersüchtig auf einander. Die Kommunalbeamten stehen vielfach anders als die Staatsbeamten. Die Geistlichen und die Volksschullehrer

haben ihre ganz eigene Sphäre, und wiederum fundamental verschieden ist die Position der Privatbeamten, die eine so ungeheure und stetig steigende Zahl ausmachen, so daß man in ihnen schon den Kern einer neuen Mittelstandsbildung erblickt hat. Die Staatsbeamten sind gebunden durch einen Treueid und eine gesetzlich geregelte Disziplinarverfassung; die Rechte der Privatbeamten regeln sich nach einem beliebigen Vertrag. Wenn sie es wollten, könnten sie ganz nach Art der Arbeiter einen Streik unternehmen, was ja in Rußland und Frankreich freilich auch Staatsbeamte schon getan haben — begrifflich aber ist das eine Revolution und würde bei uns auch als solche behandelt werden. Wie also sollen Staats- und Privatbeamte sich in einem Geiste zu politischer Aktion zusammenfinden?

Ob das Unternehmen eine Zukunft hat, ist schwer vorauszusagen, aber so ganz aussichtslos scheint es mir nicht. Es wird sich fragen, wie die Regierung sich dazu stellt und ob sie etwa von vornherein unter Einsetzung ihrer ganzen Autorität ihren Beamten die Teilnahme verbietet. Die Besorgnis, daß durch die Vereinigung zu einem großen politischen Bunde (politisch nur in dem Sinne, wie die Gewerkvereine, der Bund der Landwirte und der Hansa politisch sind, die ja auch im strikten Sinne des Worts diese Bezeichnung ablehnen, im weiteren Sinne aber doch unter diesem Begriff subsumiert werden müssen) die Besorgnis also, daß durch einen solchen Bund die unentbehrliche Beamtendisziplin bedroht werden würde, liegt ja sehr nahe. Freilich, daß das Streikrecht, das dem Privatbeamten unzweifelhaft zusteht, durch den Bund auch in den Gedankenkreis der Staatsbeamten übergeführt werden könnte, ist gewiß nicht zu besorgen. Streik ist Krieg, und selbst ein siegreicher Krieg bringt ja unter allen Umständen so große Verluste, daß man ihn lieber vermeidet, und alle vernünftigen sozialen Bestrebungen in der Arbeiterwelt gehen darauf hinaus, den Streik, wenn er auch prinzipiell erlaubt bleiben muß, doch praktisch nach Möglichkeit auszuschalten. Für die Privatbeamten wäre es das denkbar Verkehrteste, auf diesem Wege Besserung ihrer Lage zu erstreben. Ein allgemeiner Beamtenbund würde sicherlich dazu führen, nicht die Staatsbeamten mit dem Geist des Privatbeamtentums zu erfüllen, sondern umgekehrt bei den Privatbeamten das Bestreben zu nähren, sich mehr und mehr dem Charakter des Staatsbeamtentums anzufügen. Unter diesem Gesichtspunkt also sehe ich keine Gefahr, dennoch wäre es ein Ereignis von grundstürzender Bedeutung, wenn die entscheidenden Impulse für die politische Stellungnahme der Beamten bei den Wahlen nicht mehr von der Regierung ausgehen, sondern von der Direktion einer eigenen Vereinigung beschlossen werden könnten. Man erinnere sich an die Erlasse, in denen Fürst Bismarck die Gefolgschaft des Beamtentums bei den politischen Wahlen derart forderte, daß für selbständige politische Ueberzeugungen im Beamtentum nur ein höchst geringfügiger oder gar kein Spielraum mehr blieb. Immer wieder haben wir es erlebt, daß Beamte, die sich bei den Wahlen der Regierung unbequem erwiesen, im Interesse des Dienstes ver-

setzt, wenn nicht gar diszipliniert wurden. Noch vor einigen Jahren wurde ein polnischer Kanzleibeamter bei Strafe der Dienstentlassung bei einer Kommunalwahl gezwungen, nicht etwa nur sich der Stimme zu enthalten, sondern gegen seine Ueberzeugung zu stimmen, und der Provinzialsteuerdirektor, der eine solche Politik nicht mitmachen wollte, erhielt darüber seinen Abschied. Ein solches Kommandieren der Beamten in der Wahlschlacht ist von dem Augenblick an nicht mehr möglich, wo der Einzelne hinter sich die große Organisation hat, die unter allen Umständen das Interesse und die Macht hat, ihren Mitgliedern das Recht der politischen Selbständigkeit (innerhalb der gegebenen Schranken) zu wahren und zu verteidigen. Man sieht, es steht bei dieser neuen Gründung etwas auf dem Spiel. Aber es ist auch etwas dabei zu gewinnen. Man darf als sicher voraussetzen, daß dieser Bund der Festbesoldeten niemals geneigt sein wird, seine Gunst und seine Unterstützung extremen Parteien zuzuwenden. Allenthalben wird er mit seinem persönlichen Einfluß und seinen Stimmen dahin zu wirken suchen, daß die Ausbeutung des Staates durch besondere Interessengruppen verhindert werde. Er würde die Unterbeamten von dem Abgleiten in die Sozialdemokratie zurückhalten und der natürliche Repräsentant der mittleren Linie sein. Man könnte sagen: wenn die Regierung z. B. die Aufstellung eines extremen Agrariers zu verhindern wünscht, so hat sie ja auch jetzt schon auf die Beamten im Wahlkreis eine so starke Ingerenz, daß sie es durch diese erreichen kann, soweit sie überhaupt dazu die Macht hat. Aber so ist es doch nicht. Ein Bund der Festbesoldeten, der aus sich heraus seine Stimme im Wahlkreis geltend und seine Mitglieder mobil macht, würde doch noch einen ganz anderen, viel stärkeren Einfluß ausüben, als der Herr Regierungspräsident und der Herr Landrat, und unter diesem Gesichtspunkt kann der Bund der Festbesoldeten in eben dem Maße eine Stärkung der Regierung im Wahlkampf darstellen wie er durch die Einschränkung der unmittelbaren Befehls- und Disziplinargewalt die Stellung der Regierung schwächt.

Es gibt noch einen zweiten Gesichtspunkt, unter dem man den Bund der Festbesoldeten willkommen heißen muß. Die großen Interessenverbände stehen sich mit tiefer Feindseligkeit einander gegenüber. Die Feindseligkeit ist oft schlimmer und gehässiger als der Gegensatz der politischen Parteien. Organisationen, die den Gegensatz abmildern, dürfen daher von vornherein für nützlich gelten. Der Bund der Festbesoldeten würde aber sicherlich abmildernd wirken, da er zwar einerseits im Gegensatz zu allen anderen steht, anderseits aber auch mit seiner Sphäre in alle andern hineingreift. „Festbesoldet“ sind ja auch die Beamten der Gewerkvereine, der großen landwirtschaftlichen Betriebe und namentlich die kaufmännischen und industriellen Angestellten, die als solche zum Hansabund gehören. Je mehr Persönlichkeiten gleichzeitig Mitglieder von zwei verschiedenen der großen Interessen-Gemeinschaften sind, desto leichter wird es sein, die verschiedenen Interessen miteinander auszugleichen. Die Gefahr, in welche unser Staatswesen geraten ist, indem wesentlich nur zwei große Interessen machtvoll

genug organisiert waren, um in den Wahlkampf einzugreifen, die Industriearbeiter und die Landwirte, diese Gefahr wird durch die weiteren parallelen Organisationen nicht vergrößert, sondern im Gegenteil wieder aufgehoben. Die Krankheit trägt, wie so oft, ihr Heilmittel in sich selbst. Alle diese Betrachtungen würden selbst dann, wie ich meine, einen gewissen theoretischen Wert behalten, wenn sich schließlich herausstellen sollte, daß der „Bund der Festbesoldeten" keine Aussicht hat, in dem erwarteten großen Maßstabe realisiert zu werden.

Eines der großen Interessen, das alle „Festbesoldeten" untereinander verknüpft, ist von einer Natur, daß es mich in diesem Augenblick besonders nahe berührt, es ist die Forderung einer sachgemäßen Veranlagung der direkten Steuern. Die Höhe unserer direkten Steuern, und namentlich die Höhe der Kommunal-Zuschläge, rührt davon her, daß zahllose Gewerbetreibende, Landwirte und Rentner viel zu niedrig, oft nur zur Hälfte oder einem Drittel des Gesetzlichen veranlagt sind. Das ist unwiderleglich statistisch nachgewiesen.*) Diejenige Schicht, die neben den Industriearbeitern die gesetzliche Leistung voll erfüllt, sind die vermögenslosen Festbesoldeten, deren Einkommen der Steuerbehörde genau bekannt wird. Der Finanzminister und seine Verwaltung kann nicht so sehr viel tun für ein gerechteres Verfahren, da die Kommissionen unabhängig sind und ein scharfes Eingreifen von oben zu viel Unzufriedenheit erregen und politische Gefahren bringen würde. Wie würde ein Kreis bei den nächsten Wahlen aussehen, wenn plötzlich ein großer Teil der Gewerbetreibenden und Landwirte um 50% in der Steuerveranlagung heraufgesetzt würde? Nur wenn es gelingt, in der öffentlichen Meinung eine deutliche Empfindung von der heute herrschenden Ungerechtigkeit hervorzurufen, kann man hoffen, daß etwas Wesentliches gebessert werde. Der Bund der Festbesoldeten fände hier ein höchst dankbares Feld für seine Tätigkeit und könnte durch Herabdrückung der Kommunalzuschläge seinen Mitgliedern nützen.

Ich muß nunmehr noch einmal speziell auf dieses Thema zurückkommen, da das, was ich im vorigen Heft dazu mitgeteilt habe, angegriffen und bestritten worden ist.

Ich habe eine schon oft ausgesprochene Klage, daß die ländlichen Buchführungsstellen eine starke Mitschuld trügen an den ländlichen Unterveranlagungen, belegt durch den Auszug aus der Inventur eines sächsischen Rittergutes, die von dem Institut des Professors Howard resp. in den

---

*) Ich habe in das Septemberheft einen Aufsatz von Herrn May aufnehmen lassen, der zwar auch noch immer eine große Unterveranlagung konstatierte, meine eigenen Ansätze aber doch erheblich reduzieren will. Ich habe sogleich hinzugefügt, daß ich selbst durch die Mayschen Berechnungen nicht überzeugt worden sei und im wesentlichen an meinen Zahlen festhielte. Im nächsten Heft hoffe ich nun einen Aufsatz von einem Versicherungs-Fachmann zu bringen, der in einem der wichtigsten Kapitel, dem Werte der Feuerversicherung, die Mayschen Berechnungen einer Revision unterziehen wird.

letzten Jahren des Herrn Behn, der früher eine Howardsche Filiale leitete und sich dann selbständig gemacht hat, angefertigt ist und mir bekannt geworden war. Der Wert, der hier für die Hauptteile des Gutes angenommen war, war so offenbar weit unter dem richtigen, daß ich den Verdacht aussprach, die Steuerveranlagungen auf Grund solcher Buchführung seien viel zu niedrig. Wie hoch tatsächlich das betreffende Gut zur Vermögenssteuer veranlagt ist, war mir nicht bekannt, auch nicht, ob und was für eine Deklaration etwa eingereicht war, meine Anklage begründete sich allein darauf, daß zwischen dem buchmäßigen Abschluß und der Steuer notwendig ein Zusammenhang bestehen muß und der buchmäßige Abschluß evident unrichtig war.

Auf diesen Artikel hat zunächst Herr Professor Howard mit zwei offenen Briefen (Deutsche Tageszeitung Nr. 515 und 532) geantwortet. Er behauptet, der Auszug aus der Inventur, den ich gegeben, sei tendenziös; wenn ich die volle Zahl nennte, so würden meine Schlüsse zusammenbrechen. Das ist eine ganz leere Ausflucht, aber um sie abzuschneiden, seien auch noch die geforderten weiteren Zahlen aus der Inventur genannt. Die Schlußsumme, auf die sich Herr Howard beruft, beträgt 1 515 782,16 Mark oder nach Abzug der Passiva 1 435 771,41 Mark, dabei ist aber eingeschlossen, außer dem Forst, den Mühlen und den neugekauften Grundstücken, ein erheblicher Besitz an Pfandbriefen und anderen Papieren, Bankkonto und andere Forderungen, deren Einzelbetrag zu veröffentlichen, Herr Howard mir wohl erlassen wird. Mein Auszug hat daher mit peinlicher Korrektheit die Zahlen angegeben, die eine wirkliche Anschauung von der Sache geben, während die von Herrn Howard geforderte Schlußsumme den Tatbestand verwischt.

Herr Howard behauptet weiter, nach den Grundsätzen ländlicher Buchführung sei es richtig, den Acker dauernd mit dem Preise einzusetzen, zu dem er seinerzeit (in diesem Falle im Jahre 1855) gekauft worden sei. Angenommen, dieser Grundsatz sei richtig vom Standpunkt der Buchführung, so kann er doch unmöglich richtig sein, sobald diese Buchführung auch nur in die entfernteste Beziehung zur Steuerveranlagung gebracht wird. Daß das aber der Fall ist, daß, auch wenn die Steuerveranlagung nicht einfach die Zahlen der Buchführung kopiert, doch immer eine starke Beeinflussung dieser durch jene stattfindet, darüber vergleiche man die Mitteilungen des Herrn v. Ubisch aus der Buchstelle des Bundes der Landwirte in unserm letzten Heft, die offiziöse Mitteilung des Herrn Finanzministers, sowie schließlich den Fortgang dieses Artikels. Uebrigens ist in dem vorliegenden Fall der Zusammenhang dadurch sichergestellt, daß der Besitzer einmal um Aufschub für seine Deklaration eingekommen ist, weil der Howard'sche Abschluß bei ihm nicht rechtzeitig eingetroffen war.

Auf einen ganz andern Boden als bisher ist nun die Streitfrage geschoben worden dadurch, daß in einer Zuschrift an die „Deutsche Tageszeitung" (Nr. 537) sich der Besitzer des Gutes, Herr W. Rimpau, ge-

meldet und behauptet hat, ich sei von meinem Gewährsmann auf schmähliche Weise getäuscht worden, da sein Gut Langenstein, um das es sich handle, mit mehr als 1 800 000 Mk. zur Ergänzungssteuer veranlagt sei. Ich habe auf diese Erklärung bereits vorläufig in der „Täglichen Rundschau“ (Nr. 548) geantwortet und dargelegt, daß ganz im Gegenteil meine Behauptungen durch die Rimpausche Erklärung nur bestätigt würden. Herr Rimpau legt mir die Behauptung unter, Langenstein sei nur mit 900 000 Mark in der Steuer veranlagt. Es ist mir nicht eingefallen, das zu sagen. Herr Rimpau beschwert sich, daß ich seine Molkerei- und Zuckerfabrik-Anteile in die Gutsinventur eingerechnet habe, während er sie beim Kapitalvermögen verrechne. In der mir vorliegenden Inventur sind sie beim Gute mitgerechnet, was ja auch nicht so irrationell wäre. Aber was ändert sich, wenn wir diese Summe (50 400 Mk.) nunmehr ausscheiden? Daß der Howardsche Abschluß seiner Steuerveranlagung zugrunde gelegt ist, das sagt uns jetzt Herr Rimpau selbst, und daß das Gut mit über 1 800 000 Mark veranlagt ist (was bisher unbekannt war), hat er jetzt auch selber mitgeteilt. Die Frage ist also nur noch: ist diese Veranlagung richtig und gesetzmäßig oder nicht? Daß sie um einige hunderttausend Mark höher ist als der Howard-Behnsche Buchwert, ist anzuerkennen und war von vorn herein zu vermuten, ob diese Differenz etwas größer oder geringer ist, ist irrelevant, entscheidend ist allein die Frage, die wir erst jetzt, nachdem Herr Rimpau selbst die Zahl veröffentlicht hat, stellen können: entspricht eine Veranlagung von rund 1 800 000 Mk. für ein Rittergut wie Langenstein den gesetzlichen Vorschriften oder nicht?

Nach den Grundsätzen unserer Steuerverwaltung ist bei Gütern, Fabriken usw. der gemeine Wert zu veranlagen, d. h. derjenige Wert, den das Objekt für jeden anderen auch hat (also mit Ausschluß der Liebhaberwerte).*)

Dieser Wert wird festgestellt durch Vergleich mit den Preisen, die in der Nachbarschaft für ähnliche Güter tatsächlich bezahlt worden sind. Naturgemäß wird die Steuerveranlagung immer um einiges hinter den letztgezahlten Preisen zurückbleiben, denn es können ja dabei zufällige Konjunkturen, Optimismus eines Käufers und dergleichen mitgespielt haben. In einer Novelle von 1904 ist deshalb für landwirtschaftliche Grundstücke bestimmt worden, daß der Durchschnitt der Preise von analogen Grundstücken in den letzten zehn Jahren zu Grunde gelegt werden soll.

Langenstein, Kreis Halberstadt, hat 495,99 Hektar Acker, 17,01 Hektar Wiesen, 43,99 Hektar Hütung, 258,43 Hektar Wald, also rund 3000

*) In dem jüngsten Steuergesetz ist diese Bestimmung abgeschafft und an die Stelle des gemeinen Werts der Ertragswert gesetzt worden. Einzelne Unzuträglichkeiten, die die Veranlagung zum gemeinen Wert für ertraglose Güter mit sich brachte, haben diese Modifikation herbeigeführt, die im übrigen keineswegs als eine Verbesserung, sondern eine große Erschwerung der Veranlagung anzusehen ist. In Kraft tritt diese neue Art der Veranlagung erst mit dem 1. April 1911.

Morgen. Es ist ein Saatzuchtgut in höchster Kultur, es hat drei Mühlen und ein prächtiges Schloß. Mein Gewährsmann, der die Verhältnisse sehr genau kennt, behauptet, daß nach den sonst in der Gegend geforderten und gegebenen Preisen der wahre Wert über das Doppelte des Veranlagten betrage.

Erst vor gar nicht langer Zeit ist ein ähnliches, kleineres Gut in der Nähe von Langenstein zum Verkauf angeboten worden. Herr Rimpau wird mir nicht bestreiten, daß an dem hier geforderten Preise gemessen der Wert von Langenstein sogar über das eben Gesagte noch hinausgehen würde.

Der Streit über den Wert des Ritterguts Langenstein geht nicht bloß den Herrn Besitzer und mich an, sondern hat für alle Steuerzahler im Königreich Preußen seine Bedeutung. Dadurch, daß Herr Rimpau die Veranlagung seines Gutes aus freien Stücken der Oeffentlichkeit mitgeteilt, hat er sich ein großes Verdienst erworben. Er ist offenbar durchaus gutgläubig und meint, daß sein Gut mit 600 Mk. für den Morgen hoch genug veranlagt sei, während es schwerlich viel unter 1000 Mk. sein dürften. Eben deshalb ist zu vermuten, daß auch alle andern Güter im Kreise Halberstadt ähnlich niedrig veranlagt sind, und sollte es dann in den andern Kreisen der Provinz Sachsen viel anders sein? Und sollte es in den andern preußischen Provinzen wieder anders sein als in Sachsen?

Damit ist die Tragweite der Frage aber noch keineswegs erschöpft. Ich habe seinerzeit in diesen Jahrbüchern (Aprilheft, S. 178) auf Grund von Mitteilungen, die mir im Finanzministerium gemacht wurden, dargelegt, daß die Vermögensveranlagung bei den Landwirten der relativ beste Teil in der Einschätzung sei, daß deren dunkelster Punkt gerade bei den Landwirten aber in der Deklaration und Veranlagung des Einkommens liege. Herr Rimpau geht in seiner „Erklärung" auch auf diese Frage ein, indem er (ohne Zahlen zu nennen) einfließen läßt, daß seine Deklaration den „Einschätzungsnormen für die besten Böden der Provinz Sachsen" entspreche und als solche anerkannt sei. Da wäre es nun von höchstem Interesse zu erfahren, was das für Normen sind. Auch im „Tag" (12. 6. 09) hat Herr v. Hanenfeldt-Grünenfeld von solchen „Normen" gesprochen, nach denen deklariert werde. Ich habe nach allem was bekannt geworden ist, den Verdacht, daß diese „Normen" keineswegs das erreichen, was ein „normaler" Landwirt tatsächlich herauswirtschaftet. Da Herr Rimpau, wie er mitteilt, selber eine Nachprüfung seiner Veranlagung beantragt und also wohl eine amtliche Mitteilung über das Ergebnis zu erwarten steht, so möchte ich den Herrn Finanzminister bitten, auch die Sätze der „Normen", auf die Herr Rimpau sich berufen hat, bekannt zu geben. Zugleich möchte ich raten, bekannt zu geben, wie viel Pacht von Domänen oder anderen Gütern derselben Art in derselben Gegend für den Morgen gegeben wird. Durch Vergleich der beiden Zahlen, indem man für den Lebensunterhalt des Pächters noch einen entsprechenden Zuschlag macht, kann dann leicht festgestellt werden, ob die „Normen" zutreffend gewesen sind oder nicht.

Im Kieler Werftprozeß hat jüngst einer der angeklagten Kaufleute gesagt, es sei ganz selbstverständlich, daß ein städtischer Gewerbetreibender ein geringeres Einkommen deklariere als er habe, und Justizrat Bamberger hat im vorigen Heft dieser „Jahrbücher" berechnet, daß bei der bestehenden Erbschaftssteuer noch nicht die Hälfte des wirklich Vererbten zur Versteuerung gelange. Nicht bloß durch administrative, sondern nur durch neugesetzliche Maßregeln wird es möglich sein, diesen ungeheuerlichen Mißbräuchen entgegenzuwirken. Vor allem muß aber die Unterstützung der Oeffentlichkeit herangezogen werden. Die Aufrüttelung der öffentlichen Meinung ist notwendig, sowohl um genügend scharfe neue Gesetzesbestimmungen durchzubringen, als auch um damit auf das Gewissen der Steuerdeklaranten und der Mitglieder der Veranlagungskommissionen zu wirken. In diesem Sinne glaube ich es auch auf mich nehmen zu können, das folgende Aktenstück, das von Hand zu Hand gehend endlich auch an mich gelangt ist, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Herr Finanzminister hat schon im August an die Veranlagungskommissionen ein Rundschreiben erlassen, in dem auf verschiedene Unzulässigkeiten, die bei Steuerdeklarationen bemerkt worden sind, aufmerksam gemacht wird. Der erste Passus dieses Rundschreibens lautet:

„In einem Regierungsbezirk sind bei der Prüfung von Steuererklärungen folgende Fälle von unrichtigen Buchungen festgestellt worden, welche, wenn sie nicht rechtzeitig entdeckt worden wären, zur Verkürzung der Staatskasse hätten führen können:

1. Ein Besitzer sandte der Veranlagungskommission sein Jahresabschlußbuch ein, das von der Buchstelle der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft äußerst sauber nach Art der doppelten Buchhaltung angefertigt war und in dem bei den Wirtschaftsunkosten u. a. folgende nicht abzugsfähige Ausgaben verrechnet waren:

| | | |
|---|---|---|
| Gehalt an den Besitzer als Betriebsleiter . . . . . | 4000,— | Mk. |
| Sonstiges . . . . . . . . . . . . . . . . . | 6068.36 | „ |
| Ferner für Neuanschaffungen von Maschinen und Geräten | 5076,40 | „ |
| Neubauten . . . . . . . . . . . . . . . . | 4170,49 | „ |
| Neuanlagen (Pflasterung, Drainage) . . . . . . . | 2989,73 | „ |
| Sonstiges (Gehälter und Löhne) . . . . . . . . | 4167,06 | „ |
| Haushalt . . . . . . . . . . . . . . . . | 9962.67 | „ |

Darunter Wirtschaftsgeld 6000 Mk."

Ich möchte nicht unterlassen, ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich es für ausgeschlossen halte, daß die Buchstelle der „Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft" diesen Jahresabschluß zum Zweck der Steuerdeklaration angefertigt hat. Der Steuerpflichtige wird ihn auf eigene Hand dazu verwandt haben. Immerhin kann es kein vereinzelter Fall sein, da er sonst nicht in so energischer Weise als warnendes Exempel von der Zentralbehörde zur Nutzanwendung gebracht worden wäre. Im übrigen sprechen die 36434,71 Mark „unberechtigter Abzüge" für sich selbst und der Leser braucht nur zu

wählen, welcher Posten ihn der vergnüglichste zu sein scheint, die 4000 Mk. Gehalt, die der Besitzer sich selbst zahlt, die 12236,62 Mk. für Neubauten und Neuanschaffungen, die 9962,67 Mk. für den Haushalt, die 4167,06 für Hauslehrer, Gouvernante, Diener, Zofe und Köchin, oder der schöne Posten „Sonstiges“ mit 6068,36 Mk. Daß Gutsbesitzer sich berechtigt glauben, ein Gehalt für sich selbst von ihrem Einkommen in Abzug zu bringen, ist mir auch früher schon aus Landwirtschafts-Kreisen erzählt worden — ich habe es aber nicht glauben wollen, bis ich es nun schwarz auf weiß vor mir hatte.

Man hat mir vorgeworfen, daß ich mit den Enthüllungen über die ungenügenden Leistungen der besitzenden Klassen in den direkten Steuern den Sozialdemokraten Stoff für ihre Agitation liefere. Ich kann das leider nicht leugnen, aber dagegen einwenden, daß wenn gesündigt wird, der Sünder der Schuldige ist und nicht der Bußprediger. Ich vermag um so weniger zu schweigen, als ja das Heilmittel auf der Hand liegt. Den Sozialdemokraten ist die Möglichkeit, mit den Leichen dieses Schlachtfeldes zu krebsen, in dem Augenblick abgeschnitten, wo die bürgerlichen Parteien, statt wie die „Deutsche Tageszeitung“ die handgreifliche Wahrheit abzustreiten, sich entschließen, für Besserung zu sorgen. Grade die Konservativen haben keinen Grund das zu scheuen, da sie es gewesen sind, die seiner Zeit bei Einführung der Deklaration für scharfe Controll-Maßregeln waren, während die Liberalen sie ablehnten. Ein Volk zur Ehrlichkeit nicht nur den Nebenmenschen, sondern auch dem Fiskus gegenüber zu erziehen, ist der Natur der Dinge nach immer ein langwieriges Werk. Erst 16 Jahre existiert jetzt die Selbst-Deklaration, da ist vielleicht nicht mehr zu verlangen, als bisher geleistet ist. Begnügen aber dürfen wir uns damit nicht, sondern müssen weiter. Alle Parteien sollten darin miteinander rivalisieren und in jedes politische Programm künftig die Forderung einstellen, daß Vorsorge für gerechte Steuer-Veranlagung getroffen werde. Um wie kleine Summen wird oft in den Volksvertretungen hin- und herdebattiert, wie oft müssen nützliche Zwecke vernachlässigt werden, weil die Fonds nicht reichen, und hier handelt es sich um die Millionen und dutzende von Millionen, die jahraus jahrein von besitzenden und vermögenden Leuten dem Staate entzogen werden! Daß es von sehr Vielen in einem gewissen guten Glauben geschieht, ändert nichts an der Notwendigkeit, Wandel zu schaffen.

26. 11. 09. D.

## Nachwort

zu dem Artikel: „**Das neue kirchliche Spruchkollegium**".

Im „Tag" (23. Nov.) hat Professor Sohm in Leipzig unter dem Titel „Der Lehrgerichtshof" das neue Kirchengesetz einer Kritik unterzogen. Er findet, man sei mit diesem Gesetz auf dem besten Wege zum Katholizismus; „die beabsichtigte Milderung des Lehrzwangs führt in ihrem Ergebnis zu einer Steigerung der Lehrgewalt der Kirche, wie sie bisher noch niemals dagewesen ist." Das Gesetz ist daher durchaus zu verwerfen.

Die Kritik Sohms ruht auf Voraussetzungen inbezug auf das Wesen des Evangeliums, des Bekenntnisses, der Gemeinde, der Kirche und des Rechts, die er uns wiederholt und ausführlich dargelegt hat und die hier nicht erörtert werden können*). Sie umschließen gesunde evangelische Grundgedanken, aber unterschätzen meines Erachtens das Wesen des Gemeinschaftlichen, welches zur Religion gehört, und sind gegen einen pneumatischen Independentismus nicht genügend geschützt.

Jedoch — in diesem Artikel hat Sohm Grenzen für den Independentismus gefunden; aber indem er sie zieht, gerät er mit sich selbst in Widerspruch. Wer die Ausführungen bis kurz vor dem Schlusse verfolgt, muß annehmen, Sohm sei ein grundsätzlicher Gegner jedes Einschreitens gegen Geistliche in Lehrfragen. Dies ist aber nicht seine Meinung. Er erklärt vielmehr:

„Das protestantische Kirchenregiment soll und kann keine Macht über die Kirchenlehre haben. Die Lehre des Geistlichen geht nicht die Kirchenbehörde an, sondern nur seine Gemeinde. Diese kann den Schutz des Bekenntnisses anrufen, sofern der Geistliche ihr nicht die Lehre bringt, welche sie zu erwarten berechtigt war. Darin erschöpft sich heute tatsächlich die rechtliche Geltung des Bekentnisses. Für diese Gemeinde kann die Ungeeignetheit des Geistlichen rechtlich

*) Der Zufall will es, daß eine Auseinandersetzung mit ihnen von meiner Seite demnächst die Presse verlassen wird.

„festgestellt“ werden, nicht für die Kirche. Ist aber die rechtlich verfaßte Gemeinde mit ihrem Geistlichen zufrieden, so gibt es keinerlei Rechtstitel, kraft dessen das Kirchenregiment einzuschreiten befugt wäre.“

Verstehe ich Sohm richtig — und ich weiß nicht, wie man ihn anders verstehen kann —, so läßt er sich das neue Spruchkollegium oder irgend etwas Aehnliches, jedenfalls die Entfernung des Geistlichen aus dem Amte von Rechts wegen (wobei doch irgendwie eine Kirchenbehörde beteiligt sein muß) gefallen, ja fordert sie, wenn die Gemeinde Einspruch gegen seine Lehre erhebt. Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen seiner Ansicht und dem Gesetze besteht also gar nicht. Sohm erkennt die rechtliche Geltung des Bekenntnisses sowie Möglichkeit und Recht tatsächlicher Feststellungen inbezug auf die Lehre an. Der Unterschied besteht nur darin, daß das Gesetz die Landeskirche, Sohm aber die Gemeinde ins Auge faßt, indem er die Landeskirche lediglich als ein Aggregat selbständiger Gemeinden beurteilt. Welcher Standpunkt meines Erachtens der richtige ist, habe ich in meinem Aufsatze gezeigt. Sohm ist vollkommen im Rechte, wenn er die Berücksichtigung der Gemeinde in dem Gesetze vermißt. Konnte die Gemeinde an dem Spruchkollegium nicht selbst beteiligt werden, so mußte man wenigstens die Einspruchskompetenz so regeln, daß sie zu ihrem Rechte kommt. Aber es ist schlechterdings nicht abzusehen, wenn Feststellungen hier kein Nonsens und nicht unevangelisch sind — und das sind sie nach Sohm nicht —, warum was der Gemeinde gebührt, nicht auch der Landeskirche billig ist. Meines Erachtens hätte Sohm alles das, was er in der größeren ersten Hälfte seines Artikels über Lehrzwang, Macht über das Evangelium, richterliches Urteil empört niedergeschrieben hat, streichen und nur bedingt gegen das Gesetz auftreten müssen, wenn er sich doch im Fortgang seiner Niederschrift davon überzeugt hat, daß „die Ungeeignetheit eines Geistlichen für eine Gemeinde aus Gründen der Lehre“ — sogar „rechtlich“ — festgestellt werden kann und muß. Umgekehrt, wer denkt daran, daß das Spruchkollegium ein Gottesurteil oder das Urteil der **vera ecclesia** sei? Sein Urteil ist ein genau so „weltliches“, jedem Irrtum ausgesetztes Urteil, wie der Oberkirchenrat, die Generalsynode, das Spruchkollegium und — die Gemeindevertretung „weltliche“ Behörden sind. Sie entscheiden nicht darüber, ob der betreffende Geistliche ein evangelischer Christ ist, sondern ob seine Lehre im Rahmen der Landeskirche erträglich

ist. Kann man aber einwenden, jede evangelische Gemeinschaft müsse eine Lehre als evangelisch dulden, deren Vertreter sie den evangelischen Christenstand nicht abzusprechen vermag, so verlangt dieser Einwurf gewiß Berücksichtigung; aber ihn Sohm gegenüber zu widerlegen liegt kein Anlaß vor, denn er hebt ihn durch die Konzession, die er der „Gemeinde" macht, selbst auf.

Gemeinde oder Landeskirche — das allein steht nach den Sohmschen Ausführungen zur Frage, und hier bedarf es nur eines Blicks auf die tatsächlichen Verhältnisse, um zu erkennen, daß der Standpunkt Sohms nicht haltbar ist.

Er ist nicht haltbar, vor allem weil tatsächlich Gemeinde und Gemeinde heutzutage etwas ganz Verschiedenes ist; ein bedeutender Teil sind große, völlig zufällige Gebilde, unselbständige Gebilde, Evangelisationsgemeinden ohne religiöse Erfahrung und ohne kirchliche Bildung, zusammengewehte Sandhaufen, die gar nicht wären, wenn die Landeskirche sie nicht geschaffen hätte. Sie in dem Sinne Sohms zu betrachten und ohne geistige und brüderliche Unterstützung (in Form einer festen Verbindung) zu lassen, wäre eine Fiktion und eine verhängnisvolle Unterlassung zugleich. Ferner, es müßte einfach zur Sprengung der Landeskirche führen, wenn die Gemeinde selbst, ohne Appellation, auf Entfernung ihres Geistlichen vom Amte zu erkennen das Recht hätte. Bedarf das einer näheren Ausführung? Ist sie aber gehalten, eine andere Instanz anzurufen, so ist die verpönte Landeskirche wieder da, und es wird ungefähr so, wie das neue Gesetz es will. Endlich, soll denn der Geistliche gegenüber der Gemeinde gar keine Rechte haben, „wenn er ihr nicht die Lehre bringt, welche sie zu erwarten berechtigt war?" Wie nun, wenn er ihr eine gut evangelische Lehre bringt, sie aber gerade diese nicht hören will? Sohm sagt uns nichts darüber, was dann zu geschehen hat. Ist nicht die Landeskirche, d. h. die organische Vereinigung der Gemeinden, in dieser wie in anderen wichtigen Beziehungen etwas Wertvolles? Ich kann es verstehen, daß dieser Eindruck gegenüber manchem harten Druck, den sie ausübt, vielen evangelischen Christen schwindet; aber es ist auffallend, daß ein Kirchenrechtslehrer ihn nicht festhält. Wenn dieser, wie Sohm, ein Feststellungsverfahren unter Umständen für notwendig hält, so müßte er sich doch freuen, daß dieses Verfahren nicht der Zufälligkeit der Zusammensetzung einer Gemeinde, sondern einem sorgfältig ausgewählten Kollegium anvertraut wird. Aber, wendet Sohm ein, geht man über den Rahmen der Gemeinde

hinaus, so meldet sich das Kirchenregiment an, das Kirchenregiment mit seinem „Kirchenrecht“, überhaupt mit seinem „Recht“, das es in der Kirche Christi nicht geben darf! Aber ist das etwas anderes als ein Streit um Namen? Ist das, wozu die Gemeinde nach Sohm befugt sein soll, nicht auch „Kirchenregiment“ und „Kirchenrecht“?

Sohms Kritik am neuen Gesetze ist widerspruchsvoll und hebt sich selbst auf. Aber es läßt sich doch sehr Ernstes aus ihr lernen. Erstlich — ausdrücklich sei es noch einmal gesagt — er legt mit Recht den Finger darauf, daß die Gemeinde zu wenig berücksichtigt ist. Hätte man ihr (d. h. dem Gemeindekirchenrat) einerseits und dem Superintendenten andrerseits allein die Einspruchskompetenz zugesprochen, so wäre den Interessen der Gemeinde und der Landeskirche Genüge geschehen. Sodann aber gibt es zu denken, daß ein Mann von der Gesinnung Sohms das Gesetz ablehnt. Nicht seine Gründe fallen schwer ins Gewicht, sondern seine Stimmung als freier evangelischer Christ und seine Befürchtungen. Er befürchtet Lehrprozesse in wachsender Zahl, Beschränkung der evangelischen Freiheit, Lehrzwang und die Aufrichtung eines katholischen Lehrtribunals. Ich teile diese Befürchtungen nicht, d. h. ich sehe nicht, daß das neue Gesetz an dem bisherigen Zustande der Dinge — und man darf doch nur diesen, nicht aber einen idealen voraussetzen — in ungünstigem Sinne etwas ändert. Ich bin vielmehr der Meinung, daß das Gesetz einen Fortschritt bedeutet. Dennoch aber empfinde ich es mit Sohm als ein schweres Kreuz für die evangelische Landeskirche, daß sie sich mit Lehrfeststellungen inbezug auf ihre Geistlichen überhaupt befassen muß. Indem das Gesetz dieses Kreuz uns zu Gemüte führt, erweckt es in uns Niedergeschlagenheit und Trauer. Es wird Sache des Spruchkollegiums sein, seine Aufgabe in wahrhaft evangelischem Geiste zu erfüllen, durch die Begründung und Form des Urteils diesen Geist zum Ausdruck zu bringen und dadurch zu zeigen, daß das Gesetz ein Fortschritt ist.

Adolf Harnack.

---

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

**Abseits von der grossen Heerstrasse. — Beschauliche Gedanken eines Suchenden.** M. 1.—. Berlin, Karl Curtius.

**Achleitner, Arthur.** — Des Zündlers Leid und Liebe. **Erzählung aus tirolischen** Bergen. M. 3.—. Berlin, Gebrüder Paetel

**Barth, Chr. G.** — Unsere Schutzgebiete nach ihren **wirtschaftlichen Verhältnissen.** M. 1.—, geb. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

**Baudelaire, Charles.** — Raketen. M. 1.—. Berlin, Verlag Oesterheld & Co.
**Behr, Friedrich.** — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Entwicklung in der Schuhindustrie. (Sinsheimer, Dr. Ludwig. — Technisch-volkswirtschaftliche Monographien. Band VIII.) Geh. 3.50, geb. 4.50. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
**Bertling, Dr. O.** — Was ist Wahrheit? Ein Wort zum Kampfe der Weltanschauungen M. 3.—. geb M. 4.—. Leipzig, J. C. Hinrichs.
**Bovensiepen, Dr. Rudolf** — Die Kurhessische Gewerbepolitik und die wirtschaftliche Lage des zünftigen Handwerks in Kurhessen von 1816—1867. M. 4.—. Marburg, N. G. Elwert.
**Braasch, A. H.** — Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Zweite Auflage. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 66. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Braun, Lily.** — Memoiren einer Sozialistin. M. 6.—, geb. M. 7.50. München, Albert Langen.
**Breasted, J. H.** — Geschichte Aegyptens. Deutsch von H. Ranke. Heft I. M. 1.80. Berlin, Karl Curtius.
**Brieger, Theodor.** — Der Speierer Reichstag von 1526 und die religiöse Frage der Zeit. Ein geschichtlicher Umriss. 79 S. Leipzig, Alexander Edelmann.
**Buek, Dr Otto.** — Immanuel Kants kleinere Schriften zur Naturphilosophie. M. 4.—. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Büttner, Hermann** — Meister Eckeharts Schriften und Predigten. Bd. II. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50. Jena, Eugen Diederichs.
**Byhan, Dr. A.** — Die Polarvölker. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
**Christ, Wilhelm.** — Geschichte der griechischen Literatur. 5. Aufl. II, 1. M. 4.50 München, Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
**de Coster, Charles.** — Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak. Geh. M. 6.50, geb. M. 8.—. Jena, Eugen Diederichs.
**Creanga, Dr. G. D.** — Grundbesitzverteilung und Bauernfrage in Rumänien. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Heft 140.) M. 4.60. Leipzig, Duncker & Humblot.
**Crener, Dr. Johannes.** — Die Geschichte der Agrarischen Bewegung in Deutschland. M. 5.—. Berlin, Georg Reimer.
**Daab, Friedrich und Wegener, Hans.** — Das Suchen der Zeit. Band V. M. 2.50. Giessen, Alfred Töpelmann.
**Deutsche Arbeit.** — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrg. 9. Heft 2. M. 1.20. Prag, Karl Bellmann.
**Donat, Dr. Josef S. J.** — Die Freiheit der Wissenschaft. Ein Gang durch das moderne Geistesleben Brosch. M. 4.08, geb. M. 4.95 Innsbruck, Felizian Rauch.
**Diederich, Dr. Benno.** — Die Hamburger. Charakterbilder aus der Literatur unserer Zeit. 295 S. Blankenese b. Hamburg, Johs. Kröger,
**Dostojewski, F. M.** — Onkelchens Traum. Die fremde Frau und der Mann unterm Bett. — Das Krokodil oder Was in der Passage passiert ist. Drei humoristische Novellen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. München, R. Piper & Co.
**Duncker, Dora.** — Kämpfer. Roman. M. 4.—. Berlin, Gebr. Paetel.
**Eilers, Ernst.** — Haus Ellerbrook. Roman. Geh. M. 4.50, geb. M. 5.50. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.
**Engel, Eduard.** — Goethe. Der Mann und das Werk. Mit 32 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Handschriften. Vierte Auflage. Geh. M. 8.50, geb. in Leinen M. 10.—, in Halbfranz M. 12.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
**Fajans, W.** — Die russische Goldwährung. Staats- und wissenschaftl. Forschungen. Band 141.) M. 4.50 Leipzig. Duncker & Humblot.
**Ferrandiz, Padre Don José.** — Das heutige Spanien unter dem „Joch des Papsttums". Autorisierte Uebersetzung von Don Ibero. Geb. M. 3.50. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.
**Fincke, Ewald.** — Ecclesia triumphans oder Auf dem Todespfade. M. 6.—, geb. M. 7.—. Leipzig, Eduard Pfeiffer.
**Frischeisen-Köhler, Dr. M.** — Shaftesbury. Ein Brief über den Enthusiasmus. Die Moralisten. M. 3.—. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Fuldner, Fritz.** — Ein Kampf um Gott. Bilder aus dem Lebensbuche eines Befreiten. Heidelberg, Carl Winter.
**Gaederts, Karl Theodor.** — Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1910. Mit Buchschmuck und Silhouetten von Johann Bahr, Porträts gezeichnet von Fritz Reuter, einem handschr. Scherzgedicht Reuters, sowie Abbildungen nach alten Original-Vorlagen und neuen Aufnahmen. Leipzig, Theodor Weicher.
**Gizycki, Dr. Paul.** — Geradeaus. Ein Kompass für die Fahrt durchs Leben. M. 2.—, geb. M. 2.50. Berlin, Karl Curtius.
**Goethe-Kalender** auf das Jahr 1910. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum und C. Schüddekopf. Geb M. 1.80. Leipzig, Theodor Weicher.
**v. d. Goltz, Colmar Frh.** — Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. I. Teil: Im Zeitalter Napoleons Mit 1 grossen Karte und 60 Skizzen. Brosch. M. 10.—, gebunden in Leinband M. 11.50, in Halbfranz M. 12.50. Berlin, Georg Bondi.
**Unterrichtswesen, Das Griechische.** M. 4.—. Leipzig, Dürrsche Buchhdlg.
**Heyderhoff, Julius.** — Johann Friedrich Benzenberg, der erste rheinische Liberale. M. 4.20. Düsseldorf, Ed. Lintz.
**Himmel und Erde.** XXII. Jahrg. Heft 1. M. 1.60. Leipzig, B. G. Teubner.
**Hirschberg, Julius.** — Hellas-Fahrten. M. 5.—. Leipzig, Veit & Co.
**Hochland,** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. — München und Kempten, Köselsche Buchhandlung.
**v. Hoffmeister, E.** — Kairo, Bagdad, Konstantinopel. Geb. M. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.

**Jaenicke, Dr. Hermann** — Die Geschichte Polens. Ein Beitrag zum Verständnis der polnischen Frage. M. 1.50. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.
**Jahrbuch** für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich. 33. Jahrg. IV. Heft. Herausgegeben von Gustav Schmoller. M. 11.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
**Ilgenstein, Heinrich.** — Die beiden Hartungs. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.–. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
**Jünger, Nathanael.** — Pastor Ritgerodts Reich. Ein Roman aus der Lüneburger Heide. M. 4.–, geb. M. 5.—. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhdlg.
**Jürgensohn, Arnold.** — Weltporto-Reform. Geb. M. 6.50. Berlin, Liebheit & Thiesen.
**Kirsten, Otto** — Stein. Nationaldrama in 5 Aufzügen. Bühnenausgabe. M. 2.–. Berlin SO 26, Selbstverlag.
**Kluge, Friedrich.** — Unser Deutsch. M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
**Köster, Adolf.** — Die zehn Schornsteine. Erzählungen. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.–. München, Albert Langen.
**Kolonialreich, Das Deutsche.** Eine Länderkunde der deutschen Schutzgebiete. Unter Mitarbeit von Prof. Dr. Siegfr. Passarge, Prof. Dr. Leonh. Schultze, Prof. Dr. Wilh. Sievers und Dr. Georg Wegener herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Mit 12 Tafeln in Farbendruck, 55 Doppeltafeln in Holzschnitt und Aetzung, 48 farbigen Kartenbeilagen und 56 Textkarten, Profilen und Diagrammen. Zwei Bände, in Leinen gebunden zu je 15 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)
**Kommunales Jahrbuch,** herausgegeben von Dr. H. Lindemann und Dr. A. Südekum. Zweiter Jahrgang 1909. Zwei Bände. M. 18.—, geb. M. 20.—. Jena, Gustav Fischer.
**Konnerth, Hermann.** — Die Kunsttheorie Conrad Fiedlers. München, R. Piper & Co.
**Kretzer, Max.** — Mut zur Sünde. Roman. M. 4.—, geb. M. 5.—. Glogau, Oskar Hellmann.
**Lamprecht, Dr. Karl.** — Das Königl. Sächsische Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig. M. 0.60. Leipzig, Röder & Schunke.
**Lazarus, Dr. Johann.** — Das Unsüchtige und die Kunst. Eine juristische Studie für Juristen und Nichtjuristen. M. 3.50. Berlin, J. Guttentag.
**Leo, Felicitas.** — Gedichte. M. 2.—, geb. M. 3.—. München, R. Piper & Co.
**Lindau, Paul.** — Ausflüge ins Kriminalistische. M. 3.–, geb. M. 4.50. München, Albert Langen.
**Löwenstern, Eduard v.** — Mit Graf Pahlens Reiterei gegen Napoleon. Geb. M. 6.–, geb. M. 7. . Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
**Maurenbrecher, Max.** — Von Nazareth nach Golgatha. Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Christentums. 275 S. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe".
**Maurus.** — Ave Caesar. Deutsche Luftschiffe im Kampfe um Marokko. M. 2.50, geb. M. 3.—. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhdlg.
**Mayer, J. E.** — Heizung und Lüftung. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 241.) M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
**Meinhold, H.** — Sabbat und Sonntag. Wissenschaft und Bildung. Bd. 45. Geh. M. 1.–, geb. M. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
**Mitteilungen** der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Jahrgang III. Heft 8. Jahrgang IV. Heft 1—2, 3, 4, 5, 6. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus.
**Möbius, P. J.** — Ausgewählte Werke. Band V. Nietzsche. M. 3.—, geb. M. 4.50. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.
**Münch, Wilhelm.** — Gedanken über Fürstenerziehung aus alter und neuer Zeit. Brosch. M. 6.50, geb. M. 7.50, in Pgtbd. geb. M. 10.—. München, C. H. Beck.
**Nordenskjöld, Otto.** — Die Polarwelt und ihre Nachbarländer. M. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.

---

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.



---

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Hans Delbrück, Grunewald.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Dezember 1909. Band 138. Heft III.

# Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
**Hans Delbrück.**

Inhalt:



(Fortsetzung siehe Innenseite.)

**Erscheint jeden Monat.**
**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.**
**Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.**

**Berlin**
Verlag von Georg Stilke.
**1909.**

Ausgegeben den 1. Dezember 1909.

## Notizen und Besprechungen.

**Philosophie.** Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: A. Rausch, Elem... Philosophie. (S. 500.) — A. Lasson, Aristoteles Nikomachische Ethik. (S. 502.)

**Politik.** Dr. Otto Seidl, München: Südostdeutschtum. (S. 504.)

**Archäologie.** Dr. Friedrich Koepp, Professor an der Universität Münster: Das Ale... mosaik aus Pompeji. (S. 507.)

**Literatur.** Gymnasialdirektor Professor Dr. A. Nebe: Eine neue Bürgerausgabe. (S. ...) — Prof. Lic. Adolf Metz, Hamburg: A. Biese, Deutsche Literaturgeschichte. II. (S. 517.) Marie Fuhrmann, Greifswald: El-Correl, Siehe, es beginnt zu tagen. (S. 522.) C. v. Dornau, Gäste auf Ober-Friebach. (S. 523. — K. Ewald, Mein kleiner ... (S. 523.) — V. von Heidenstam, Volke Filbyter. (S. 525.)

**Erklärung** von Professor Dr. Otto Schroeder. (S. 526.)

## Theater-Korrespondenz.

Hermann Conrad: Kainz als Richard II. im Königlichen Schauspielhause. (S. 52...) — Shakspeares As you like it im Königlichen Operntheater. (S. 530.)

## Politische Korrespondenz.

Dr. Emil Daniels: Racconigi und England. Krisis und „Chaos" in England. — ... Attentat auf den Vizekönig von Indien und die Proklamation General Kitcheners an ... indischen Truppen. Ein Schmerzensschrei aus Persien. — Ernte, Nachwahlen ... Nationalismus in Rußland. (S. 536.)

D.: Das Anwachsen der Sozialdemokratie. — Erbschaftssteuer für Preußen? — Der „... der Festbesoldeten". — Weiteres über Steuer-Veranlagung. (S. 551.)

**Adolf Harnack:** Nachwort zu dem Artikel: „Das neue kirchliche Spruchkollegium". (S. 55...)

# ZUR EINFÜHRUNG

ieses monumentale Werk aus der Feder eines unserer besten Kenner der Antike bringt uns die seit langem ersehnte Gesamtdarstellung der römischen Kaiser. Mehr als 300 Jahre reichster, politischer, wirtschaftlicher und geistiger Entfaltung ziehen an dem Leser vorbei, eine in der Geschichte einzigartige Epoche friedlicher Entwicklung. Frei von allem gelehrten Apparate gibt Verfasser in klassisch schöner, von dichterischem Geiste durchwehter Darstellung ein Bild von den großen Persönlichkeiten und treibenden Kräften jener Zeit. Den höchsten Grad der Anschaulichkeit zu erreichen war sein Streben. Die Persönlichkeiten der Kaiser treten handelnd auf und die Ereignisse vollziehen sich in voller Wirklichkeit. Dies gilt auch für jene Zeiten, wo die Kaiser bisher nur leere Namen waren. So erschließt sich dem Leser die innere Notwendigkeit, welche den Verlauf der Kaisergeschichte beherrscht. Besonders beachtenswert ist die Stellungnahme des Verfassers zu seinen Quellen, denen er ein größeres Vertrauen entgegenbringen zu müssen glaubt, als dies die Forschung bisher tat, weil selbst die dürftigsten Nachrichten der Darstellung großer Meister der Geschichtsschreibung zugrunde liegen. — Der römischen Kaisergeschichte hat sich die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte immer mehr zugewandt; die religionsgeschichtlichen Fragen, die Papyrusfunde, die Ausgrabungen usw. haben die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise in steigendem Maße auf diese Geschichtsepoche konzentriert. So wird dieses Werk von allen Freunden und Forschern der Antike dankbar begrüßt werden.

# INHALT DES I. BANDES:



# INHALT DES II. BANDES:

# PROBESEITEN

## AUS DER EINLEITUNG.

Die Geschichte der Kaiser, die einst über das Weltreich der Römer geboten, erweckt in unseren Tagen einen stets wachsenden Anteil bei Gelehrten sowohl, die sich forschend in die Vergangenheit versenken, als auch bei allen, welche die Voraussetzungen des eigenen Daseins zu begreifen bemüht sind. Worin ist es begründet, daß Ereignisse, die soviele Menschenalter hinter unserer Zeit zurückliegen, das Nachdenken wie die Betrachtung immer von neuem anregen?

Der Untergang einer großen und edeln Cultur, der sich in dieser Weise niemals sonst vollzogen hat, läßt die Geschichte der Kaiser so inhaltsschwer erscheinen, daß uns selbst auf der Sonnenhöhe unserer Cultur die Furcht beschleicht vor dem Wandel alles Irdischen. Der Glanz und die Macht dieses Reiches, sein Sturz in eine tausendjährige Nacht tiefer Barbarei, erfüllt uns bei dem Anblick dieser Zerstörung mit dem Gefühle des Erhabenen, wie es das Spiel der tragischen Muse durch den Untergang des Edeln in unserem Gemüte erzeugt. Die drohende Mahnung an ein dunkles Verhängnis erschüttert uns um so tiefer, weil unser eigenes Dasein mit tausend Wurzeln in dem Boden dieses Weltreiches haftet.

Der Schauplatz der Kaisergeschichte, jenes Mittelmeerreich, dessen Länder von der Natur dazu geschaffen waren, die edleren Formen des menschlichen Lebens zu erzeugen, ist auch die Stätte, wo die moderne Civilisation eigenartig emporgewachsen ist. Über die Jahrhunderte hinweg ist der Boden des Römerreiches unsere eigene Heimat geblieben. So sind die Bedingungen, welche die Natur für das Entstehen, Werden und Vergehen der antiken Cultur vorgebildet hatte, uns unmittelbar verständlich als die Voraussetzungen unseres eigenen Lebens. Die Naturformen des

Daseins, auf denen sich die höheren der Civilisation aufbauen, sind uns und der Antike gemeinsam. Deshalb erscheinen die Gesänge Homers, die das Jugendalter Griechenlands widerspiegeln, als das Ewigmenschliche, als das Unvergängliche. Diese Wurzel der antiken Cultur treibt ihre schimmernden Blüten auch in unserer Sonne. Gerade an Homer erkennen wir die Wesensgleichheit unseres eigenen Volkstumes mit den Griechen und Römern. Jene Eigenart der Indogermanen, die einzig und allein Träger einer wahren Civilisation gewesen ist. Unsere älteren Brüder waren jene antiken Völker, deren Schicksale unser eigenes Schicksal vorbedeuten. Daher der tiefe Anteil, mit dem wir den Ursachen des Unterganges der Römer nachdenken; was ihnen verderblich geworden, das wird auch uns dereinst den Untergang bereiten. Diese Stimmung des Gemütes ist es, welche den forschenden Geist zur Betrachtung der Kaiserzeit antreibt. Der denkende Verstand, indem er das Problem zergliedert, entdeckt immer neue Seiten von hoher Bedeutung.

Das Weltreich der Römer ist ein Erbe des Freistaates, dem nach der Besiegung der Carthager die Vorherrschaft im Gebiete des Mittelmeeres fast ohne Kampf zufiel. Widerstrebend hatte der Adel Roms diese Herrschaft ergriffen und die Staaten an den Ufern des Mittelmeeres, die sich selbst nicht mehr zu regieren vermochten, an das italische Reich angeschlossen. Nur dem Namen nach bildeten Italien und die Provinzen eine staatliche Einheit. Denn im Westen wie im Osten ist die Oberhoheit nur eine lose, jederzeit der Erschütterung durch fremde Staaten ausgesetzt. Die Einheit und die Sicherheit des Reiches ist erst eine Schöpfung der Kaiser, die das Reich bis an seine natürlichen Grenzen, den Rhein und die Donau im Westen, den Euphrat im Osten erweiterten und durch ein stehendes Heer behaupteten. Wie im Westen römische Art die politischen Bildungen, die Sprache und die Formen des Lebens bestimmte, so hatte im Osten lange vor den Römern der griechische Geist fremdartige Völker zu einem neuen Dasein erweckt. Tiefwirkend hatte sich die Civilisation der Römer und Griechen da erwiesen, wo sie feste Stützpunkte besaß an den eigenen Siedlungen dieser Völker. Nur die Küsten des östlichen und südlichen Spaniens . . . . . . . . . . usw.

Schon hatte Caesar seine Vorbereitungen zum Partherkriege getroffen, der für das Schicksal des Crassus und seiner Legionen Sühne nehmen sollte. Die Notwendigkeit, während seiner Abwesenheit die Leitung des Staates Männern anzuvertrauen, die sich in seinen Diensten bewährt hatten, bestimmte ihn, die Consulate auch für die beiden folgenden Jahre zu besetzen. Aulus Hirtius und Vibius Pansa wurden für das Jahr 43, Decimus Albinus und Munatius Plancus für das Jahr 42 zu Consuln designiert. Für die übrigen Ämter des Staates behielt sich Caesar die Ernennung der Hälfte der Beamten vor. Wie um das Werk der Monarchie zu krönen, beschloß der Senat, wieder nach dem Vorbild des hellenistischen Königtums, für die Verehrung Caesars einen Flamen Iulianus einzusetzen und sein Haus gleich den Tempeln der Götter mit einem Giebel zu krönen, dem Juppiter Julius einen Tag der Circenses der Ludi Romani zu weihen. Auf den Antrag des Consuls Antonius wurde diese neue Religion vom Volke zum Gesetze erhoben. In feierlichem Zuge begab sich der Senat auf das Forum Julium, Caesar die Beschlüsse zu überreichen. Er war eben damit beschäftigt, für den Bau des Tempels seiner Schutzgöttin, der Venus Genetrix, Anweisungen zu erteilen, so daß er es versäumte, vor dem herannahenden Senate sich zu erheben. Beides, die Beschlüsse, die nach Caesars Sinn gewesen sein müssen, wie die Mißachtung des Senates, reizten endlich die Verschworenen zur Tat zu schreiten. Schon früher hatten sie erwogen, Caesar auf dem Wege von seinem Hause auf der sacra via oder bei der Leitung der Wahlen auf dem Marsfelde zu ermorden; jetzt entschieden sie sich für die Sitzung des Senates, die am 15. März in der Curia des Pompeius abgehalten werden sollte. Hier konnten sie den Wehrlosen umstellen ohne Verdacht zu erregen. Stärker noch sprach die Feigheit der Mordgesellen, die immer nur für ihr eigenes Leben bangten. Denn in der nahegelegenen Porticus des Pompeius konnte Decimus Albinus seine gemieteten Fechterbanden während der Spiele, die im Theater an diesem Tage abgehalten wurden, zum Schutze der Verschworenen versammeln. Lange harrte der Senat, in seiner Mitte die Verschworenen voll banger Erwartung, des Dictators, den furchtbare Vorzeichen nach dem Glauben der

Nachwelt, unheilvolle Träume am Kommen hinderten. Denn es erschien späteren Geschlechtern undenkbar, daß die wissenden Götter die ruchloseste aller Taten geschehen ließen, ohne den Edeln zu warnen. So wurde aus der Mitte der Verschworenen der vertraute Freund des Dictators, der Waffengefährte vieler Jahre, Decimus Albinus, entsendet, um das Opfer heranzuführen. Es gelang seiner Überredung, Caesar, den Krankheit am Kommen gehindert hatte, zu bestimmen, daß er sich in einer Sänfte nach dem Sitzungssaale tragen ließ, um den Senat, den er berufen, nicht zu verletzen. An der Türe des Saales wurde Antonius, dessen Mut und Entschlossenheit die Verschworenen zu fürchten hatten, von Trebonius im Gespräche festgehalten, während Caesar durch die Reihen des Senates, der sich, ihn zu ehren, von seinen Bänken erhoben hatte, auf den Thronsessel zuschritt. Kaum hatte Caesar sich auf seinem Sitze niedergelassen, als Tillius Cimber vor ihm auf die Kniee sank, um ihn anzuflehen, seinen Bruder aus der Verbannung zurückzurufen, und die anderen Verschworenen, wie um seine Bitte zu unterstützen, Caesar umringten. Da ergriff Cimber, das verabredete Zeichen, im Drange seines Flehens den Mantel des Herrschers; in diesem Augenblicke stieß Servilius Casca mit dem Schwerte nach Caesars Schulter. Vergebens fiel Caesar mit dem Rufe: verruchter Casca, was tust Du, dem Mörder in den Arm und durchbohrte seine Hand mit dem Griffel. Von allen Seiten blitzten ihm die Dolche der Verschworenen entgegen. Aus 23 Wunden blutend, sank der hohe Mann sterbend vor dem Standbild des Pompeius zur Erde.

So war das Furchtbare geschehen, die Tat frevelhaften Wahnwitzes vollbracht. Der erhabene Geist Caesars erlosch in dem Augenblicke, wo sein Lebenswerk erst beginnen sollte. All sein gewaltiges Ringen war vergeblich gewesen, am Ziele wurde er dahingerafft, als er seine unvergleichlichen Herrschergaben zum Heile der Welt betätigen wollte. Die Rachegeister erhoben sich an seiner Leiche und stürzten das römische Volk in neue blutige Wirren, Vergeltung übend an Schuldigen und Unschuldigen. Und die Alleinherrschaft, die die Befreier, wie sie sich nannten, hatten austilgen wollen, sie erstand über dem Grabe des ersten Kaisers von neuem. Nicht die Staatsform . . . . . . . . usw.

Eines hatten die Deutschen von den Römern willig gelernt, die neue Zucht des Krieges. Unter römischen Führern gebildet, war ihr Heerbann nicht mehr Spreu vor dem geschlossenen Wall der Legionen. Ihre Edelinge hatten die freien Volkgenossen unter der Fahne der Römer geführt und den Herrn die Kunst abgelauscht, Krieg und Schlacht planvoll zu leiten. Die Besten unter ihnen sannen seit langem auf Mittel und Wege, das verhaßte Joch der Fremden abzuschütteln, und auch der gemeine Mann war jetzt nach Jahren der Fremdherrschaft bereit, Gut und Blut daran zu setzen, sie wieder außer Landes zu jagen. Über die Feindschaft der Stämme hatte die gemeinsame Not die Brücke der Freundschaft geschlagen. Der Chatte und der Cheruscer, der Bructerer und der Chauce, waren sie nicht Söhne derselben Erde? einig in dem Glauben an Wotan und die Helden von Walhalla, in deren ewigjunge Reihen die Schlachtenjungfrauen den Tapfersten führten? Am mächtigsten war der Gedanke der Erhebung bei den Cheruscern, die der Herrschaft Roms erst wenige Jahre sich wieder gefügt hatten und an ihren adeligen Sippen bewährte Führer besaßen. Die Feindschaft, die am schärfsten die zu trennen pflegt, welche die Bande des Blutes aufs engste verknüpfen sollten, hatte unter diesen Adeligen Segestes aus Haß gegen sein Geschlecht völlig zum Römling werden lassen, da ihn die Römer über die Seinen erhoben. Manche, wie jener Flavus, von römischem Waffenglanze geblendet, waren ganz in die Reihen des römischen Heeres getreten. Julier nannten sich diese stolzen Deutschen, den neuen Adel der Fremden in dem Namen des Herrschers der Römer tragend. Andere desselben Hauses waren die Führer geworden in dem Bunde der Deutschen gegen die Herrschaft der Fremden. Der jüngste dieser Helden, Arminius, war es, der ein Retter erstand seinem Volke. Die höchsten Gaben hatten die Götter ihm verliehen, die Kraft der Überredung, die Stärke der Überzeugung und die herrlichste aller Gaben, ein Heer zu leiten im Sturm der Schlacht, und den göttlichen Mut der Jugend, den noch keine Erfahrung gebeugt hat. Als Führer des Heerbannes der Cheruscer standen sie in dem Lager an der Weser, wo Quintilius Varus inmitten der drei Legionen Niedergermaniens seinen Richterstuhl aufgeschlagen hatte, um die neue

Lehre des Gehorsams im Lande der Cheruscer zu verbreiten. Die Ruten der Lictoren zeichneten den Rücken der Freien und ihre Beile fällten die Häupter der Stolzen. Und doch, im Spätherbste des Jahres 9, als Mord und Brand in den Bergen Dalmatiens wüteten, war das Netz des Verderbens in den Wäldern Deutschlands gestellt, dem Varus und seine Legionen nimmermehr entrinnen sollten.

Unwirtlich wurde es in dem nordischen Lande, und Varus gedachte heimzukehren nach seinem Palaste in Cöln, wo doch das Behagen römischen Lebens winkte. Den Rückmarsch trat das Heer an, in seinem Gefolge die Cheruscer. Schon hatte man das Waldgebirge erreicht, in dessen Mitte die Feste Aliso als letzte Burg der Römer die Grenze römischen Bodens bezeichnete. Aber seltsam unbotmäßig waren diese Deutschen gewesen in diesem Sommer, und wieder berichteten Boten dem Varus, daß ein Stamm im Teutoburger Walde den Gehorsam verweigere. Kurz vor seinem Ziele bog das Heer ab von der gesicherten Straße nach dem Rhein und betrat, um dem römischen Namen Achtung zu schaffen durch Züchtigung der Abtrünnigen, die von versumpften Tälern durchschnittenen Wälder des Gebirges, durch das keine Straße führte. Da war es an der Quelle der Hunte, daß die drohende Gefahr dem Heere offenkundig wurde. Als Varus im Feldherrnzelte nach der Sitte die römischen Obersten und auch die Führer der Deutschen im Heere an der mächtigen Tafel zum abendlichen Mahle versammelt hatte, erhob sich Segestes, den sorglosen Römer zum letzten Male vor seiner eigenen Sippe zu warnen. Er forderte, alle die Deutschen, wie sie da saßen, in Ketten zu legen, damit sie die Treue nicht brächen. Arminius trotzte den drohenden Worten, und ehe Varus die Mahnung nur befolgen konnte, hatten er und die Seinen das Zelt verlassen. Am Lagertore schwangen sie sich auf ihre Rosse und eilten hinaus in den Wald, an dessen Rande die Deutschen ihrer Führer harrten.

So begann am folgenden Morgen der Kampf mit den Römern, in dem alle Stämme, die je das Joch getragen hatten, vom Main bis an das Ufer des Meeres einmütig zusammenstanden. Alles war hier gegen die Römer: . . . . . . . . . . . . . . usw.

# JULIER UND CLAUDIER

## CALIGULA.



n der Schwelle von Tiberius Sterbegemach lauschte sein Erbe den letzten Atemzügen des Dahinscheidenden. Endlich war die Herrschaft sein. Der letzte Sprosse des iulischen Hauses Gaius Julius Cäsar, der Sohn des Germanicus und der Agrippina, bestieg zur Freude der Welt den Thron. Gewöhnlich führt er in der Geschichte den Namen Caligula, wie ihn die Laune der Soldaten genannt hatte, als er ein Bübchen, von seiner Mutter zum Legionar herausgeputzt, in den Rheinlagern heranwuchs. Sein wahres Erbe war der Wahnsinn eines untergehenden Geschlechtes. Auch seine äußere Erscheinung zeigte nur die Verzerrung der edeln Züge seines Hauses. Die hochaufgeschossene Gestalt mit dem bleichen Antlitz, den tiefliegenden Augen und den eingesunkenen Schläfen trug das Gepräge der Laster, denen er seit seiner ersten Jugend gefrönt hatte. Das volle Maß der sittlichen Verworfenheit, die er zur Scham der Menschheit auf dem Kaiserthrone bewährte, hatte er erst in der furchtbaren Schule zu Capreae erworben. Ohne mit einem Auge zu zucken, nahm er das gräßliche Ende seiner Mutter und seiner Brüder hin, einzig bemüht, durch hündischen Gehorsam sein eigenes Leben zu retten. Wohl durchschaute ihn der Menschenhasser, wenn er sagte, er werde alle Laster Sullas besitzen und keine seiner Tugenden. Und doch hat Tiberius die schwerste Schuld auf sich geladen, als er diesem von bösartigem Wahnsinn besessenen Menschen das Reich auslieferte. Caligula hatte mit der Schlauheit des Irren die Gefahr, die ihn beim Thronwechsel allein bedrohen konnte, den Widerstand des mächtigen Präfekten der Garde Naevius Macro zu beseitigen gewußt. Er unterhielt seit Jahren mit Macros alterndem Weibe Ennia ein Liebesverhältnis, und hatte ihr im Falle seiner Thronbesteigung die

Ehe schriftlich zugesichert. Unter dem Schutze dieses würdigen Paares erschien so der letzte Julier in der Stadt seiner Väter.

Ganz Italien atmete auf von dem Drucke, der in den letzten Jahren des Tiberius auf allen gelastet hatte, und begrüßte den neuen Herrscher als den Bringer einer bessern Zeit. Man umgab den verkommenen Sohn mit dem Schimmer der Verklärung, der die Heldengestalt seines Vaters Germanicus umflossen hatte. Schon am 18. März, zwei Tage nach Tiberius Tode, hatte der Senat alle Ehren und Rechte des Princeps auf Caligula übertragen. Auf seinem Zuge nach Rom wurde er gefeiert, als sei ein Gott auf die Erde niedergestiegen. Zu Tausenden drängte sich die Menge, welche aus den benachbarten Landstädten herbeigeeilt war, auf den Straßen und begrüßte ihn mit Segenswünschen, überall flammten die Altäre, und Opferwolken stiegen auf. Am 28. März betrat er Rom, und es schien, als ob die goldene Zeit sich nun verwirklichen sollte. Zwar den letzten Willen des Tiberius, der ihn und seinen Vetter Tiberius zu Erben gleichen Rechtes eingesetzt hatte, stieß er um, da die Nachfolge in das Vermögen sich nun einmal von der Thronfolge nicht trennen ließ. Aber er nahm den Vetter an Sohnesstatt an und bezeichnete ihn als seinen Nachfolger, indem er ihm den Titel eines Princeps iuventutis verlieh. Der Garde erhöhte er das Legat, ein Drittel ihres Jahressoldes, auf das Doppelte, und dem Volke wurde nicht nur die letzte Liberalitas, die ihm Tiberius zugedacht hatte, sondern auch jene zuteil, die ihm versprochen worden war, als Caligula von Tiberius das Männerkleid erhielt. Tiberius, dem diese Vergeudung der Staatsgelder, die das Herkommen forderte, ein Greuel war, hatte seine Mildtätigkeit lieber in Fällen wahrer Not geübt. Auch den Glanz der Feste, um derentwillen die Menge den Herrschern alles verzieh, sollte nach so vielen kargen Jahren weiser Sparsamkeit der neue Herrscher den beglückten Untertanen wiedergeben. Die Erhebung des toten Kaisers unter die Götter des Staates wagte er denn doch nicht von dem haßerfüllten Senat zu begehren. Aber er bestattete ihn mit großem Gepränge und hielt ihm selbst mit tränenerstickter Stimme die Leichenrede.

Wie konnte man von diesem . . . . . . . . . . . usw.

Eine dauernde Anordnung traf Nero in dieser Zeit für die Erhebung der indirekten Steuern. Klagen über die Erpressungen der Steuerpächter ließen ihn einen Augenblick daran denken, diese verhaßte Steuerquelle ganz zu beseitigen. Das unreife Wohlwollen schwand vor dem Gebote der Wirklichkeit. Dennoch wurde die Entscheidung in streitigen Fällen den ordentlichen Gerichten überwiesen und die außerordentlichen Zuschläge, durch die die Pächter ihren Gewinn steigerten, beseitigt. Auch Erleichterungen für die Kaufleute, die Italien mit Getreide versorgten, zeigten dieselbe Einsicht.

Da ist es wieder eine Liebschaft des Kaisers, die den ruhigen Gang der Staatsleitung Senecas zu stören begann. Diesmal war der Lüstling einer kalten Schönen ins Garn gegangen, die seit langem durch den Schein der Züchtigkeit und Zurückhaltung den Wert ihrer Reize zu steigern verstand. Gewandt in der Unterhaltung und nicht ohne Geist, war ihr über der Ausschweifung der Unterschied zwischen Ehegatten und Liebhabern längst entschwunden. So schloß sie wieder eine Ehe mit Salvius Otho, die ihr nur eine Brücke war, durch diesen Freund des Kaisers sich ihrem Ziele leichter zu nähern. Der treffliche Otho war gerne bereit, durch seine Lobeserhebungen der unvergleichlichen Schönheit der Frau die Aufmerksamkeit Neros zu erwecken, der um so angenehmer überrascht wurde, als die Unnahbare ihre Liebesglut für ihn kaum zu verbergen wußte. Der gefällige Gatte mußte gar bald der Eifersucht des Herrschers weichen und ging als Statthalter Lusitaniens in eine freudlose Verbannung. Die Gefahr lag darin, daß diese Frau, Poppaea Sabina, von vornehmer Herkunft und großem Reichtum, sich mit der Rolle einer Geliebten keineswegs zufrieden gab.

Dennoch ist sie freizusprechen von der Mitschuld an dem Verbrechen, das Nero seit langem plante, nur daß ihr beständiges Drängen, sie zur Kaiserin zu erheben, in Nero den Haß gegen Octavia und ihre Beschützerin Agrippina gesteigert haben mag. Vor dem Unbegreiflichen muß man sich zu dem Entsetzlichen bekennen, daß der Ruchlose in seiner Mutter ihre einzige Tugend, die Hoheit ihres Herrschergefühles, gehaßt hat, weil dieser stille Vorwurf der ohnmächtigen Frau, die Gemeinheit, von der sein

Herz schwoll, hervorzubrechen hinderte. Ihr bloßer Anblick war ihm verhaßt. Seit langem drängte er sie, auf dem Lande zu weilen. Aber auch ihre Entfernung ließ ihn nicht ruhen. Nur ihre Ermordung konnte ihn befreien. Das Gift, das Eisen, jede Gewalt schien zu offenkundig, zu gefährlich. Da erbot sich im Rate seiner Getreuen Anicetus, der Praefekt der Flotte zu Misenum, einst sein Erzieher und mit Agrippina verfeindet, den Mord im Geheimnis des Meeres zu begraben. Am Feste der Minerva, dem 19. März, erschien Nero, von Antium kommend, auf seinem Landsitz zu Baiae, wo Agrippina den Langentbehrten voll Liebe und Sehnsucht erwartete. In dem festlichen Treiben, das Baiae erfüllte, beging Nero mit der Mutter das Mahl in freundlichem Gespräche, und er hielt sie fest, bis das Dunkel der Nacht eintrat; endlich entließ er sie mit liebevoller Umarmung, als sie zur Heimfahrt nach Baiae die prachtvoll geschmückte Triere bestieg. Das Schiff glitt auf der stillen See, die im Lichte des Mondes und der Sterne erglänzte, ruhig dahin. Da löste sich der kunstreich gefügte Bau des Verdeckes und brach über Agrippina und ihrem Gefolge zusammen. Noch lebte Agrippina und ihre Begleiterin Aceronia. Nach einem vergeblichen Versuche, durch Neigen die Triere zum Kentern zu bringen, stürmte das Schiffsvolk mit Äxten und Hacken auf die Frauen ein und erschlug Aceronia, die sie für die Kaiserin hielten. Agrippina, nur leicht verwundet, warf sich ins Meer und erreichte, zuerst schwimmend, bald auf einem Kahne gerettet, die Küste.

Bei der Nachricht von der Rettung der Mutter empfand Nero nur die sinnlose Angst um das eigene Leben, wenn Agrippina, nach Rom zurückkehrend, den Senat und das Volk gegen den Meuchelmörder aufrufen sollte. Er berief Seneca und Burrus, die niedrig genug waren, den Mord, den zu befehlen sie ablehnten, nicht zu hindern. In diesem Augenblicke des Schwankens erschien ein Freigelassener Agrippinas, um im Auftrage der geistesstarken Frau die glückliche Rettung der Mutter zu melden. Er wurde ergriffen, als sei er ein ausgesandter Mörder. Endlich erbot sich Anicetus zu vollenden, was er begonnen. Mitten durch die aufgeregte Menge, die auf die Kunde des Unfalles, der die Kaiserin betroffen, im Hafen sich drängte, . . . . . . usw.

# MARCUS ANTONIUS.

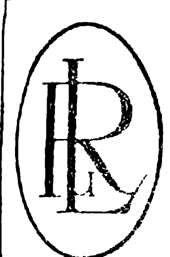
Nie in der Geschichte Roms hatte das Geschick gnadenvoller über der Stadt gewaltet, als in diesem Augenblicke, wo Marcus Aurelius Antonius an der Leiche seines Vaters die schwere Last der Herrschaft mit ergebenem Sinn auf sich nahm. Er sah sie kommen die furchtbaren Stürme, die das Reich in seinen Grundfesten erschüttern mußten, und er sah sich selbst inmitten dieser Gefahren, den keine überlegenen Gaben des Feldherrn oder Staatsmannes, nur die Kraft sittlicher Überzeugung aufrecht erhalten konnte. Eine stete Schule war ihm bisher das Leben gewesen in den einfachen Pflichten seiner hohen Stellung im Staate und den schwereren, die seiner noch harrten. Das Gleichgewicht der Seele, welches die Natur den zum Glück Geborenen verleiht, hatte er durch mühsames Denken errungen. Nicht in der festgebundenen Sitte der Vorfahren, die den Zweifel über das eigene Handeln ausschließt, war er herangewachsen, sondern in der Zucht einer Lebensauffassung, welche den Einzelnen auf den Urgrund seines eigenen Daseins stellt. Nicht mehr in der Vergangenheit Griechenlands und Roms wurzelte er, dem die Welt zur Heimat geworden war. Über dem Römer und dem Fremden, dem Hochgeborenen und dem Sohne der Knechtschaft waltete dasselbe Geschick mit der schwersten Forderung, sich in reiner Sittlichkeit zu behaupten gegen alle die Anfechtungen, die unseres Fleisches Erbteil sind, In stiller Betrachtung war sie zu finden, diese Ruhe der Seele des Weisen, und ihn zwang die eiserne Pflicht, sie zu bewähren im Drange eines Lebens, das die Verantwortung für das Wohl eines Weltreiches in sich schloß. Und doch, er hat es zur Wahrheit gemacht, das Unversöhnliche. Er trug ihn, den Mantel des Weisen auf dem Throne, der einzige

Probeseite: Marcus Antonius

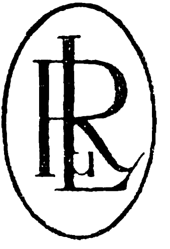
aller Herrscher, so schlicht und einfach, so treu und recht, daß er all den Purpur dieser Welt überstrahlte. In ihm lebte der Geist der Antike, losgelöst von den Bedingungen eines Volkes und einer Zeit, wie er bestimmt war einzugehen unvergänglich in alle Zeiten. War das Göttliche auch in allen Gestalten verehrungswürdig, so hatte es am sichtbarsten gewaltet in dem Staate der Römer. Und es war die Pflicht des Weisen, was der Glaube und die Sitte der Vorväter geheiligt, selbst hochzuhalten. So ruht auch Marcus unbeirrt durch die Duldung und Liebe für alle Menschen, welcher Herkunft sie auch seien, fest auf dem Rechte und dem Glauben seines Volkes.

Seine Leitung des Staates ist trotz aller Milde für die Gebrechen, die der menschlichen Natur anhaften, keineswegs unklar oder unsicher, sondern den schwierigsten Aufgaben gewachsen. Wo sein eigenes Vermögen versagte, fand er die begabteren Helfer in der Zahl seiner Freunde, die an Wohlwollen und Adel der Gesinnung seinesgleichen waren. Keine Rücksicht band ihn, als das Gefühl der Dankbarkeit und der Achtung vor fremdem Verdienst. Die unerschütterliche Ruhe bewahrte er in Lagen, die den Kühnsten hätten verzweifeln lassen. Ein Vorbild in der harten Not der Zeit, an dem die andern sich aufrichteten. So ist er wahrhaft ein Herrscher auf dem Throne, den Schrecken des Krieges und dem verheerenden Wüten der Seuche, die im Vereine das Reich aufzulösen drohten, mit Hoheit gebietend, wie ihn das Reiterstandbild auf dem Capitol dem denken Betrachter vor Augen stellt.

Gerechtigkeit hieß ihn, den Sohn jenes Ceionius Commodus, den Lucius Aurelius Verus, wie er als Kaißer hieß, zum Mitherrscher erheben. So entstand eine Doppelherrschaft, die jedem gleiche Rechte gab, so daß alle ihre Amtshandlungen von beiden ausgingen. Einmütige, brüderliche Liebe allein, wie sie die beiden so verschieden gearteten Männer verband, konnte einer solchen Gestaltung der obersten Leitung des Staates Dauer geben. Er verlobte den Mitherrscher seiner Tochter Lucilla und ersah ihn, den Krieg zu führen, der an der Euphratgrenze gefährlicher als je vorher mit den Parthern entbrannt war. Wenig würdig war der jüngere Mann seines Vertrauens. . . . . . . . . . . . usw.



# Literarische Anstalt Rütten und Loening Frankfurt am Main



## NEUERSCHEINUNGEN 1909·1910

ALEXANDER ULAR / DIE ZWERGENSCHLACHT
EIN SOZIALER ROMAN

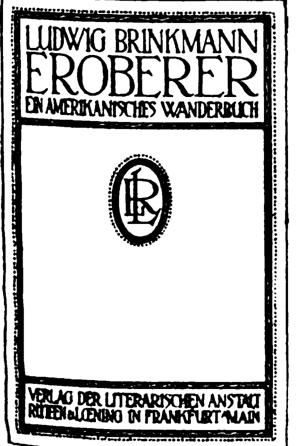


VERLAG DER LITERARISCHEN ANSTALT RÜTTEN & LOENING IN FRANKFURT A. MAIN

## A. ULAR: DIE ZWERGENSCHLACHT

**Ein sozialer Roman. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.50**

Während Ulars voriger, mit so viel Beifall aufgenommener Roman „Die gelbe Flut" den moralischen und wirtschaftlichen Konflikt zwischen den beiden größten Rassen, der europäischen und der chinesischen, behandelte — entwirft sein neustes Werk ein vielgestaltiges, freskenartiges Gemälde des Konfliktes zwischen den beiden größten sozialen Klassen in der modernen Kulturwelt: dem organisierten internationalen Proletariat und dem internationalen Großkapital. Die eigentlich handelnden Personen dieser Geschichte sind weniger einzelne Menschen, als vielmehr riesige Kollektivitäten. Der Schauplatz ist nicht eine Stadt oder ein Land, sondern die ganze Welt: New-York, Amsterdam, Berlin, Paris, alle großen Kulturzentren bilden den Hintergrund für die weltumspannenden Ereignisse, die Ular schildert. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein amerikanischer Milliardär, der seine unbegrenzten Mittel und seinen enormen Einfluß, durch Gründung eines Riesentrusts in den Dienst der Utopie des Weltfriedens stellt. Dieses Unterfangen führt bald zu einer Weltkrise, die in allen ihren Phasen mit geradezu erstaunlich drastischen Mitteln uns in erschütternder Weise vorgeführt wird. Durch diese soziale Handlung schlingt sich eine reizvolle Liebesgeschichte. Es ist nicht nur ein spannender, farben- und gestaltenreicher Roman, sondern auch ein Buch, das auf Schritt und Tritt neue Lichter auf die verwickeltsten sozialen Fragen der Gegenwart wirft. Es ist im wahrsten Sinne ein Buch unserer Zeit.




## LUDWIG BRINKMANN: EROBERER

**Ein amerikanisches Wanderbuch. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—**

Unzählige Europäer haben über Amerika geschrieben, aber wohl kaum einer mit einem so starken Gefühl für das Neue und Zukunfttragende, das Bauende und Erobernde, wie Ludwig Brinkmann in diesem Wanderbuche, in dem er die denkwürdigsten Eindrücke seiner Amerikajahre in dichterisch fein empfundenen Erzählungen und Studien niedergelegt hat. „Eroberer" nennt er es, denn er will den „Erobererzug eines eisernen Geschlechts" schildern, will zeigen, daß Amerika noch nicht wirklich entdeckt ist; daß hier in Wahrheit eine neue Welt ist: ein neues Heldentum und eine neue Schönheit des Lebens; und daß hier „eine Kraft verborgen liegt, die uns über uns hinaushelfen kann". Und so erzählt er von den Ländern, die er gesehen hat; von den großen Werken, deren glückliches oder wechselvolles Schicksal er miterlebt hat; und vor allem von den Menschen, denen er begegnet ist und deren Geheimnisse er erfahren hat. Und wovon immer er erzählt, immer ist es die gleiche frische, feste, freudige Art, der gleiche helle und weite Blick, der das Echte in jeder Verkleidung erkennt. Und die Form, in der er uns dies alles nahezubringen weiß, zeigt uns, daß Ludwig Brinkmann ein Schriftsteller ersten Ranges ist.

# NEUERSCHEINUNGEN




## JÜRGEN JÜRGENSEN
## CHRISTIAN SVARRES KONGOFAHRT

**Eine Geschichte aus dem Urwald. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—**

Seit Multatulis „Max Havelaar" ist kein Roman geschrieben worden, der das Kolonialproblem mit einer solchen Größe der Auffassung und in solch lebhafter, dabei dichterisch schöner Darstellung behandelt. Sieben Jahre hat Jürgensen im Innern des Kongolandes gelebt, fern von allen Europäer-Ansiedlungen — zumeist allein mit den Eingeborenen. Dabei hat er in seinen Geist, in seine Sprache etwas vom Wesen des Urwalds aufgenommen, so daß diese von dessen Geheimnissen ganz erfüllt erscheinen; und so sagt er, gleichsam mit der Sprache des Urwalds, das, was er als Quintessenz seiner Erfahrungen feststellen will: wie ohnmächtig, absurd und brutal zugleich alle Zivilisierungssysteme sind; daß man überhaupt nicht daran denken kann, Europa den Afrikanern aufzudrängen, daß dabei vielmehr eide — sowohl die Eingeborenen wie die europäischen Beamten zugrunde gerichtet werden; und daß nur ein gutes System gibt, kein System zu haben und bloß zu versuchen, die bestehenden ebensformen der Urwaldbewohner, ihren Glauben und ihre Sitten, als dem „Milieu" entsprechend, zu spektieren und allein ihre Kultivierung anzustreben. Bei alledem ist das Buch vollkommen frei von dweder trockenen theoretischen Abhandlung; der Verfasser erzählt vielmehr nur von Selbsterlebtem nd Selbstgeschautem, läßt uns teilnehmen an all den interessanten Erfahrungen, die er emacht, und allen den aufregenden, gefährlichen Abenteuern, die er zu bestehen gehabt. r entwirft ein so überaus packendes Bild von der Eingeborenenpsychologie, daß man is dem Banne des Buches nicht mehr herauskommt, alles begreift und nichts mehr davon vergessen kann.




## E. NORDENSKIÖLD: WÄLDER

**Streifzüge in Südamerika. Buchausstattung von Max Schwerdtfeger. Geh. M. 3.—, gebund. M. 4.50 Numerierte Luxusausgabe in Leder gebd. M. 15.—**

Von einer der drei südamerikanischen Reisen, die der schwedische Forscher Erland Nordenskiöld unternommen hat, brachte er außer wissenschaftlichen Ergebnissen auch noch ein kleineres Manuskript nicht wissenschaftlicher Natur mit, das eine Art Tagebuch darstellte. Darin waren seine Reiseerlebnisse, seine Eindrücke, seine Stimmungen aufgezeichnet, und zwar in völlig spontaner, impressionistischer Weise, ohne alle Gekünsteltheit — ganz so, wie sie sich ihm gerade darboten. Dies Tagebuch, das in eigenartiger, charakteristischer Ausstattung als reizvolles Buch soeben in Deutschland erscheint, erzählt von den Kreolen und den Indianern, mit denen der Verfsser in Berührung gekommen ist,. von seltenen Tieren und Pflanzen, von Funden alter Waffen nd Bildwerke längst ausgestorbener und vergessener Indianerstämme, von dem Leben des Uralds und von den Denkmälern einer vergangenen großen Zeit, von Selbsterlebtem — scheinbar nz durcheinander — so wie es erlebt worden ist. Und in dieser ihrer Ursprünglichkeit haben diese ufzeichnungen einen Reiz, der nur sehr wenigen anderen Reisebeschreibungen innewohnt, den die akten, fleißigen, wohlgeordneten völlig entbehren: den Reiz des Unmittelbaren. Aus dem Worte steigt der Atem seiner Stunde auf, das gelesene Wort wirkt wie ein gesprochenes — noch mehr, fast wie ein gedachtes, das wir irgendwie belauschen. Und so kommt es, daß nem die Wildnis durch die man in diesem Buche streift, nicht als etwas Fremdes — Fernes itgegentritt, sondern einen so heimatlich anmutet, als wäre es ein längst vertrautes Land.

# NEUERSCHEINUNGEN




## PERCEVAL GIBBON: WAS VROUW GROBELAAR ERZÄHLT

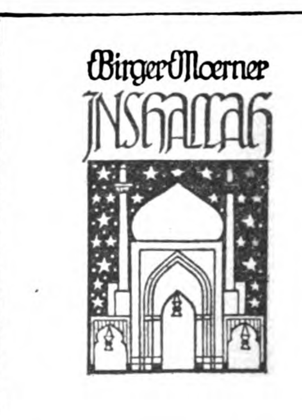
**Geschichten aus Transvaal. Zweites Tausend. Geh. M. 4.50, geb. M. 6.—. Numerierte Ausg. in Pergament geb. M. 25.—**

Ein neuer Mann entdeckt sich in diesem Buche. Er hat die wundervolle Unbefangenheit und die Kraft aller ursprünglichen Begabungen... Seine Geschichten spielen alle in Transvaal, unter Buren und Kaffern. Zum erstenmal sieht man dieses Land in einem literarischen Spiegel. Man sieht die Buren auf ihren Farmen, ihr hartes, arbeitsreiches und frommes Leben; sieht sie in fortwährendem Kampf mit der afrikanischen Erde und mit den faulen Kaffern. Besonders die Burenfrauen lernt man in vielen prächtigen, tapferen und blühenden Gestalten kennen. Eine alte Burenfrau ist es auch, der Gibbon seine Erzählungen in den Mund legt.... Vielleicht knüpfen sich manche an wirkliche Begebenheiten, aber in der Phantasie Gibbons sind sie ganz zur lebendigsten Dichtung geworden, erhöhte Wirklichkeit; und wie sie erzählt sind, ungemein plastisch, leidenschaftlich bewegt, zu dramatischen Wirkungen neigend, gerade nach den stärksten Wirkungen greifend, unsentimental — das ist Kunst von hervorragendem Rang.

Die Zeit, Wien

Der leise Humor, der die Darstellungsweise des Autors durchklingt, macht auch die krausesten und mitunter recht spukhaften Geschichten zu einer angenehmen, genußreichen und dabei höchst spannenden Lektüre. Dazu erweist sich der junge Dichter in der zarten, andeutenden Technik schon als vollendeter Meister. Wir zweifeln deshalb nicht, daß seine kleinen Kunstwerke, so wie sie stofflich den weitesten Leserkreis packen, gerade durch ihre Form auch den literarischen Feinschmeckern auffallen werden.

Frankfurter Zeitung




## BIRGER MOERNER: INSHALLAH

**Türkische Impressionen. Buchausstattung von E. R. Weiss. 2. Tausend. Geheftet M. 3.50, geb. M. 5.— Numerierte Luxusausgabe in Leder gebd. M. 20.—**

Dieses Buch ist so farblos, so still, so objektiv, daß es anfangs kalt, wie photographische Aufnahmen anmutet. Je weiter man aber darin liest, desto mehr nimmt es gefangen. Die scheinbar trockenen Zeichnungen sind von feiner diskreter Stimmung. Bild um Bild zieht kurz und knapp an uns vorüber..... Nur die äußeren Umrisse der Gestalt und des Lebens der Kalifenstadt werden uns gezeigt. Mit Reflexionen darüber spart Birger Moerner. Aber eben diese völlige Hingabe an den sinnlichen Eindruck ist von großem Reiz. Betrachtend, nicht forschend — schauend, nicht durchdringend, steht er den Bildern gegenüber, die an ihm vorüberziehen. Die Stimmung des Orients, seine Gebräuche und Sitten gehen durch bloße Anschauung auf ihn über. Wenn wir uns in Birger Moerners schlichtes, dabei trefflich übersetztes Buch vertiefen, glauben wir ein Stück von der Seele Konstantinopels zu erleben. Und das verdanken wir nicht prüfendem Verstande, wir schulden es einem sinnenden, sehenden Auge, dem Blick eines Dichters.

Literarisches Echo

Der Schwede Moerner ist ein Dichter. Einer, der das rohe Gold der Natur emsig schürft, es mit künstlerischem Empfinden klärt, formt und die gewonnenen Schätze, mit eigener Prägung versehen, verteilt. ... Diese farbigen, lebendigen, tief ergreifenden, schönen Impressionen konnte nur ein Dichter schreiben, einer „von Gottes Gnaden“.

Allgemeines Literaturblatt

# NEUERSCHEINUNGEN

Johannes Linnankoski
Das Lied von der glutroten Blume
Roman



## JOHANNES LINNANKOSKI: DAS LIED VON DER GLUTROTEN BLUME

**Roman. Geheftet M. 4.—, in Leinen gebunden M. 5.—**

Eines Liebesabenteuers wegen verläßt Olof, ein junger Nordlandsrecke, im Zwiespalt mit seinen Eltern den väterlichen Hof und durchstreift als Flößerknecht sechs Jahre lang die finnischen Wälder seiner Heimat, alle Burschen überragend an Gewandheit, Stärke und Tollkühnheit — alle Mädchenherzen bezwingend mit süßer Schmeichelrede und klugwägenden Mannesworten. ... Heiße Glut durchloht alle seine Liebeshändel; aber nie sinken sie in das absichtlich Erotische hinab. Jeder einzelne bildet einen kleinen Roman für sich; eine bewunderungswürdige Technik schließt sie jedoch alle zu künstlerischer Einheit zusammen ... Ganz einzig ist Linnankoskis Kunst einer personifizierenden Naturbelebung. Den eigenartigen Reiz des Buches aber kann ein knapper Bericht nicht wiedergeben. In der deutschen Übertragung kommt die sprachliche Vollendung des Originals zur rechten Geltung.

Schlesische Zeitung

Einen jauchzenden Gruß an Leben und Liebe, Stärke und Sturm bietet dieses Buch. Und der es schrieb, hielt sein Ohr an die Schlüfte und Gründe des Daseins, wo die Pulse lauter und vernehmlicher klopfen. Durch die unscheinbarsten Begebnisse lugt das Gesicht tieferer Bedeutung und zeigt unter dem oberflächlichen Sinn einen tieferen Ernst. Die Spiele der Knaben und Mädchen werden eine Entfaltung ihrer körperlichen Schönheit, eine Offenbarung ihrer leiblichen Wunder, ein Kampf um den Preis der Liebe. Märchen erzählt das Wehen der Birken, ein Lob des Landes bedeutet der Gesang der Vögel. Alles lebt und reift und drängt mit schmetternder Lust von Ziel zu Ziel. „Wach sind nur die Blühenden!" Eine Melodie innigster Daseinsfreude reißt uns mit sich und triumphiert über tausendfache Leiden und Beklemmungen. Die verworrenen Rätsel eines sagenhaften Abenteurerdranges, die den unbekümmerten Helden Olof wie Schlinggewächse zu erstricken drohen, löst das ewig alte Mysterium der Ankunft eines Neuen, Lebendigen in dieser ewig jungen Welt.

Die Waage, Wien




Verlag der literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a/M

## STEFAN ZEROMSKI: DIE GESCHICHTE EINER SÜNDE

**Roman. Geh. M. 6.—, geb. M. 7,50. Erscheint Anfang 1910**

„Die Geschichte einer Sünde" ist eine der bedeutendsten Schöpfungen des in Wahrheit besten polnischen Romanciers der Gegenwart, Stefan Zeromskis. Von den vielen Geschichten „gefallener" und „verlorener" Frauen, die in diesem Jahrzehnt geschrieben wurden, dürfte dieser vor allen der Rang eines h o h e n K u n s t - u n d M e n s c h h e i t s w e r k e s zukommen; sie dürfte von ihnen allen die k ü h n s t e, die t r a g i s c h s t e und die d i c h t e r i s c h w a h r s t e sein: wahr in der rücksichtslosen, alles durchschauenden und doch wieder aller Liebe kundigen Darstellung einer Frauennatur, die weder dämonisch noch heilig, dafür aber unsagbar menschlich ist. Hier wird nicht verdammt, aber auch nicht verklärt; hier wird erzählt und wird bewiesen. Während am Anfange die Handlung des Buches ganz langsam, fast träge und ohne große Ereignisse dahinschleicht, gestaltet sie sich bald zu einer lebhaft bewegten, um gegen die Mitte des Buches zu einer geradezu aufregenden und ergreifenden zu werden. Kaleidoskopartig überstürzen einander die Erlebnisse, wie auch die Schauplätze: Warschau, Rom, Paris, Wien, Corsica, Nizza, Monte Carlo mit seinen Spielsälen miteinander wechseln. Und wir fühlen uns gefesselt bis zur letzten Zeile des nahezu 700 Seiten starken Buches. —

# LAFCADIO HEARNS WERKE

## IN KÜNSTLERISCHER BUCHAUSSTATTUNG VON EMIL ORLIK




Jeder Band geh. M. 5.—, in Ganzpergament geb. M. 7.—, in numer. Luxusausg. M. 25.—

Band I :KOKORO: 12. Tausend
Band II :::LOTOS::: 6. Tausend
Band III :::IZUMO::: 6. Tausend
Band IV ::KYŪSHŪ:: 5. Tausend
Band V KWAIDAN 3. Tausend
Band VI :BUDDHA: 3. Tausend

Alle 6 Bände gebunden in einer eigenartigen Hülse M. 42.—

Als Lafcadio Hearns erste Bücher (mit liebevollem Gefühl und feinem Verständnis für ihren Inhalt von Berta Franzos übertragen) in Deutschland erschienen, erregten sie das Aufsehen in hohem Maße. Seine Art, die tiefsten Tiefen der japanischen Volksseele zu erfassen, sie ihrer Rätsel zu entschleiern, das verborgene Wunderbare erlösend zu heben, ohne seinen Reiz, seinen überirdischen Glanz zu zerstören, fesselte, und man erkannte sofort die hervorragende künstlerische Vollendung seiner Darstellungen, die große, tief und schön gesehene Kulturbilder aus einer fernen fremden Welt brachten. Es gab eine Erregung; sie erfaßte freilich zuerst nur einzelne. Kenner und Feinschmecker waren es, solche, die ihre stille Sehnsucht nach dem fernen, schönen, eigenartigen Lande vor den farbenreichen und zartlinigen Holzschnitten alter japanischer Künstler angefeuert hatten, auszufliegen, die den reichen Formenschatz, die Unerschöpflichkeit der Ornamentik all der wunderbaren Meister kannten, die die Linie von Moronobu zu Harunobu, zu dem überlegenen Utamaro, der die japanischen Frauen zeichnete, zu Hokusai und seinen „Hundert Ansichten des Fuji" bilden; sie aber griffen dafür um so beherzter zu und hielten Hearns Bücher wie Heiligtümer, durch die ihnen ihr Traumland in eine Nähe und Greifbarkeit gerückt, in ein Licht gestellt wurde, in dem sie es noch nicht kannten.

Wir besitzen nun heute von Hearns Schriften eine deutsche Ausgabe, die in ihrer Art, d. h. in japanisierendem Charakter, eine hervorragende Leistung der deutschen Buchkunst darstellt. Seinen Büchern „KOKORO" und „LOTOS" folgten nach und nach vier weitere: „IZUMO", „KYŪSHŪ", „KWAIDAN" und „BUDDHA". In allen gleich verteilt, tritt mit dem Dichter Hearn auch der gewandte Chronist und liebenswürdige, immer reizvolle Plauderer vor uns hin. Fast sind mir die in den letzten Worten verbundenen Begriffe für Hearns Werke nicht wertvoll genug, denn ein jedes seiner Essays ist, trotz des leicht dahinfließenden Tones sprachlich ein Meisterwerk. Es gibt in diesem sechsbändigen Werk Hearns keine Seite, die den Leser nicht zu fesseln imstande wäre; denn immerzu erweitert sich der Reigen der seltsamen Dinge, und zwischendurch spricht er von den Vorzügen und von den Fehlern des japanischen Volkes, von seiner Sparsamkeit, von Fleiß, Höflichkeit, Geduld und Beharrlichkeit, von der Kindesliebe und den Ahnenkulten. Wie wunderbar schildert er uns in seiner dichterischen Sprache einfach, ohne jede Aufdringlichkeit, die japanischen Gärten, Straßen und Städte. Unerschöpflichkeit! — das ist das bewegende Moment, wenn ich an die Bücher Lafcadio Hearns denke, die Bücher eines seltsamen Menschen. Sie sind Schatzkammern mit unendlichem Reichtum, Schatzkammern, die sich aber einem jeden öffnen, der an sie herantritt, der an ihre Pforten pocht und Einlaß begehrt. Ich will zum Schluß dieser Betrachtung bekennen, daß mich Hearns Bücher schon in vielen Stunden reich und glücklich gemacht haben, und daß ich immer wieder neu und gern in ihre Wunderwelt hineinpilgere, um mich — um mit Lafcadio Hearn zu sprechen — an dem „duftigsten aller blauen Himmel, diesem japanischen Himmel, der mir höher erscheint als irgendein anderer", aufzurichten und zu erfreuen. National-Zeitung

Ausführlicher Prospekt mit Textproben auf Verlangen kostenlos zur Verfügung

## G. RECK: MEINE GROSSMUTTER Novellen

Preis: geheftet Mark 2.—, in originellem Leinenband gebunden Mark 3.—

Es ist das Erstlingswerk G. Recks, allerdings ein sehr viel versprechendes, das nirgends die Spuren des Anfängertums trägt. Im Gegenteil, die Routine, mit der hier an sich gar nicht besonders interessante Stoffe behandelt werden, läßt eher auf langjährige schriftstellerische Tätigkeit schließen. Jedenfalls besitzt Reck eine starke dichterische Begabung, die auffallend nach der Seite der Psychologie gravitiert, und wenn er seine Feder mit dem gleichen Erfolge in den Dienst größerer Arbeiten stellt, dann werden wir ihm in absehbarer Zeit in den vorderen Reihen unserer Erzähler begegnen.

Breslauer Morgenzeitung

Alle drei Geschichten klingen seltsam aus. Es ist beinahe, als hätte weit in der Ferne eine Stradivarigeige geklungen und plötzlich wäre eine Saite gesprungen. Oder vielleicht glaubst du beim Lesen eine seltene Blume sich erschließen zu sehen und kaum erblüht wieder welken. Oder du hast dich warm gelesen und, schlägst du die letzte Seite um, fröstelt's dich.... Neue Hamburger Zeitung

## CHRISTIAN HOUMARK: PETER LUND

Eine Kleinstadtgeschichte. Preis: geheftet M. 2.—, in Leinen gebund. M. 3.—

Das kleine Leben eines kleinen Menschleins. Aber es ist so groß erzählt, daß aus all der Kleinheit und Alltäglichkeit das Schicksal selber zu einem redet, nicht minder erschreckend, erschütternd und ergreifend, als wenn es aus dem Leben irgend eines der Starken, Aufrechtschreitenden genommen wäre. Eine erstaunliche Reife und Klarheit ist in diesem Buche, ein diskretes Wissen, eine lichte Traurigkeit, die alle Stürme der Empörung, alle Schauer der Verzweiflung überwunden und still lächeln, sprechen, erzählen gelernt hat. Mit diesem kleinen Buche dürfte ein wirklicher Dichter seine Einführung in Deutschland finden.

## ALFRED POLGAR: BEWEGUNG IST ALLES

Novellen. Zweites Tausend. Preis: geheftet M. 2.—, in Leinen gebund. M. 3.—

Gott sei Dank! Endlich ein humoristisches Buch, ein Buch das wirklich in gute Laune versetzt.... In der Zahl der neuen Humoristen ist nun auch Alfred Polgar, der Dichter dieses famosen Skizzenbuches zu nennen. Es stehn in diesem schmalen Büchlein ganz entzückende Sächelchen. Sprechen wir gleich von dem allerniedlichsten mit dem verfänglichen Titel: „Das Mädchen, welches..." Das ist die Geschichte einer hübschen Barmamsell, die (o glücklicher Widerspruch!) tugendhaft bleibt und darüber zur großen Sehenswürdigkeit wird. Dieses freche Geschichtchen ist so glücklich erzählt, daß man allein seinetwegen das kleine Buch lesen müßte, wäre der übrige Inhalt auch noch so fad. Das ist aber nicht der Fall. Erreichen die andern auch nicht dieselbe Höhe wie diese Skizze, so haben sie doch so erfreuliche Einzelheiten und überraschende Wendungen, daß man auch sie mit Behagen liest.

Berliner Tageblatt

## HANNS HOLZSCHUHER<br>VOM SPRECHENDEN BAUM

Ein Tagbuch. Titelzeichnung von Leo Impekoven. Elegant geheftet M. 2.50

Seine Sammlung von Legenden, Gedichten, Sprüchen u. dgl. hat Hanns Holzschuher nach der ersten seiner Legenden „Vom sprechenden Baum" genannt. Es sind zartlyrische Tagebuch-Einträge, voll weicher Empfindung und voll Duft der Sprache. Denn auch die Prosastücke sind, ähnlich wie einst bei Turgenjew, „Gedichte in Prosa". Vieles erinnert stofflich, gedanklich und in der Grazie der Darstellung an Meister Nietzsche. Ein schönes Büchlein für stille Stunden. Fränkische Nachrichten

... Holzschuhers Sprache ist kultiviert und tönend. ... Hamburger Nachrichten

... Am hübschesten und echtesten ist die Legende: „Wie das Mitleid auf die Erde kam", die an die raffiniert naiven Märchen Oscar Wildes erinnert. Neue Freie Presse

## SOPHUS MICHAELIS: GIOVANNA

**Eine Geschichte aus der Stadt mit den schönen Türmen. Drittes Tausend
Buchausstattung von Walter Tiemann. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—**

Michaelis führt uns in die Zeit der Renaissance. Es sind nur einfache, unkomplizierte Empfindungen von solcher Ruhe und Harmonie, wie sie dieser Zeit eigen gewesen sind. Und eine wundersame klassische Ruhe, wie ein verklärender Glanz von Schönheit liegt über der ganzen Darstellung der einzelnen Handlung. Es ist, als ob man ein farbenvolles Bild sähe, über dem eine klare, heitere Sonne steht. Die Sprache ist voll süßen Wohllauts und bildlicher Kraft. — Sophus Michaelis ist ein Lyriker der Prosa, und seine Novelle ist wie ein süßes Lied, wie eine Romanze, und man meint die Klänge des Spielmanns zu hören, der sie singt. Nord und Süd

Wer alte Gobelins liebt, geschnittene Steine und den feierlichen Majolikaglanz altitalischer Vasen, der greife nach diesem Buche. Es ist echt wie ein Märchen. Die Handlung erzählen, hieße ihr den Schmelz abbürsten. Sie will vom Leser schaudernd selbst erlebt sein.
Rheinisch-Westfälische Zeitung

## THOMAS P. KRAG: IM JOSTHOF Roman

**Zweites Tausend. Preis: geheftet Mark 2.50, in Halbleder gebunden Mark 3.50**

Wer ist Krag? Wenige kennen ihn. Aber die ihn kennen, wissen, daß er in einigen Jahren sehr bekannt sein wird. Sie glauben, das große Publikum wird sich darauf stürzen. Fast möchte man das bedauern. Man möchte diese Bücher am liebsten nur ein paar Freunde lesen lassen. So schön sind sie. Wunderbar harmonische Menschen leben auf dem Josthofe. ... Am schönsten ist der Josthof selbst geschildert. In der Nacht werden merkwürdige Geräusche in den Mauern laut. Das Haus lebt mit den Bewohnern. Aber die Bewohner ziehen in die Welt hinaus, und eines Tages ist alles verödet. — Man kann nicht genug zum Lobe dieses Buches sagen. Der Weg, Wien

Ein Stück Literatur ist uns mit diesem Buche geschenkt worden, das uns zur nordischen Dichtkunst mit erneuter Hochachtung aufschauen läßt. Nationalzeitung, Basel

## THOMAS P. KRAG: JON GRÄFF Erzählung

**Zweites Tausend. Preis: geheftet Mark 2.50, in Halbleder gebunden Mark 3.50**

Der Verfasser erzählt die Lebensgeschichte des geschätzten Bootskünstlers, der als Tunichtgut dem Waisenpfleger davonlief, nach Jahren aus der Verschollenheit mit üblem Ruf wieder auftauchte und gemieden wurde, mit der Ruhe, Traurigkeit und dem leisen stillen Mitleid, mit denen man an langen Winterabenden, in Abgeschiedenheit von der großen Welt, sich derer erinnert, die uns nahe gestanden und vor uns in Stürmen wehklagend dahin gingen. Und das Schaurige, das Unheimliche, das solchen Geschichten am flackernden Herdfeuer zugehört, fehlt hier auch nicht. Da wird das, was sonst klein ist, groß und legt sich gespenstisch aufs Gemüt. ... Ein düsterer, unerfreulicher Gegenstand, aber eine herrliche, künstlerische Darstellung. Die von Julia Koppel besorgte Übersetzung hat sehr viel Eigenart, daß sie sich wie ein Original von echt norwegischer Stimmungsfarbe liest. Breslauer Morgenzeitung

## CHRISTENSEN
## AUS DEM LEBEN EINES JUNGGESELLEN

**Zweites Tausend. Preis: geheftet M. 2.—, in Leinwand gebunden M. 3.—**

Zwanzig kleine Skizzen aus dem Leben eines Junggesellen enthält dieses sehr geschmackvoll ausgestattete Bändchen, und es ist ein wahrer Meister der feuilletonistischen Kleinkunst, der sie schrieb. Dieser Däne Christensen hat sich die Grazie der Franzosen in seinem Genre erworben. Seine Skizzen sind wohl gelegentlich, zur Saison, an Tagesereignisse anknüpfend entstanden, doch bindet sie die liebenswürdige Individualität ihres Autors zu einem einheitlichen Ganzen, das die Berechtigung zur Buchausgabe in sich selber trägt. Die Zeit, Wien

Diese graziösen Plaudereien sind weich und süß, prickelnd und flüchtig wie Champagnerschaum und in ihrer espritvollen Mischung aus Pose, Ironie und Gemütlichkeit eine Unterhaltung, die für verwöhnte Literaturgenießer wie geschaffen ist. Hamburger Nachrichten

## K. GJELLERUP: DER PILGER KAMANITA

**Ein Legendenroman. Buchausstattung von Emil Orlik. Viertes Tausend**
**Geheftet M. 5.—, geb. M. 6.50. Numer. Luxusausg. in Pergament geb. M. 25.—**

Ich habe mir schon oft gewünscht, mich mit der Lehre des Buddhismus tiefer vertraut zu machen, und ich habe immer gehofft, eines Tages auf ein Buch zu stoßen, das sie uns in irgendeiner Kunstform nahebringen könnte. Ein Berufener hat meinen Wunsch verwirklicht. Kein Geringerer als Gjellerup hat sich an das Werk gemacht und einen Roman des Buddha geschrieben, wie ich ihn mir nicht schöner und tiefer denken kann. Ludwig Finckh

So gehört das Buch, dessen Sprache wie edle Musik tönt und das auch in seinem Außern durch Emil Orliks zeichnerischen Schmuck und die ganze sonstige Ausstattung Genuß bietet, nicht in die große Bücherreihe hinein, sondern in einen kleinen Schrein für sich. Und freudiger denn je begrüßen wir Gjellerup als einen unserer feinsten und besten Dichter. Ottomar Enking

## KARL GJELLERUP: DAS WEIB DES VOLLENDETEN

**Ein Legendendrama in drei Akten und einem dramatischen Vorspiel**
**Preis: geheftet Mark 3.50, in biegsamen Leineneinband gebunden Mark 5.—**

Karl Gjellerup hat sich schon in seinem „Pilger Kaminita" als tiefsinniger Gestalter altindischen Lebens und Denkens gezeigt. Er ist ein begeisterter Jünger Buddhas. Wie dort im Roman, so auch hier im Drama. Ich wüßte keine Dichtung der neuesten Zeit, aus der uns ein so reiner und warmer Strom religiöser Begeisterung entgegenrauschte. Es ist zugleich ein farbenprächtiges Kulturgemälde aus dem alten Indien und ein Gedankendrama im besten Sinne des Wortes. Dazu eine Sprache von führender Bildkraft und packender Innerlichkeit — Worte, die mit dem Gedanken entstanden und gewachsen sind. Hamburger Fremdenblatt

## ALEXANDER ULAR: DIE GELBE FLUT

**Ein Rassenroman. 2. Tsd. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50. Num. Luxusausg. geb. M. 25.—**

Endlich einmal etwas Neues, etwas, das aus dem Rahmen der hergebrachten Romanliteratur gänzlich heraustritt, um uns in eine neue, nur den Allerwenigsten bekannte Welt einzuführen, in die Welt, in der sich drei gewaltige Faktoren kämpfend und ringend gegenüberstehen; das alte bezopfte konservative China, das neue Reformchina und das Europäertum, das in China Boden fassen und das Riesenreich auf industriell-merkantilem Wege für Europa erobern will. Straßburger Post

Ein Freskogemälde von wunderbarer Kraft. Breit, farbensatt, mit starken, nach außen gekehrten Kontrasten. Das größte Rassenproblem der Erde hat endlich in Ulars Werk eine dem Stande unserer Erkenntnis entsprechende kongeniale Wiedergabe gefunden. Das Problem verdient es, die Aufmerksamkeit Europas auf sich zu lenken. Die Zeit (Wien)

Es ist der erste wertvolle deutsche Roman über China. Frankfurter Zeitung

## CLAUDE FARRÈRE
## DER MANN, DER EINEN MORD BEGING

**Roman. Zweites Tausend. Geheftet Mark 3.50, in Leinen gebunden Mark 4.50**

Ein französischer Militärattaché erzählt seine Erlebnisse in Konstantinopel, die darin gipfeln, daß er den brutalen Mann einer edlen, von ihm selber heimlich geliebten Lady ermordet, um sie vor den Folgen der bevorstehenden Scheidung zu bewahren. ... Also ganz der Stoff für einen Kriminal- und Abenteurerroman. Die Hand Farrères dagegen hat ein Kabinettstück psychologischer Ziselierkunst daraus geschaffen. Wie wenig es ihm darum zu tun war, der Sensationslust Rechnung zu tragen, geht allein schon daraus hervor, daß er über den Mord selbst in feinsinniger Weise hinweggeht, um nur ja die wundervolle Stimmung nicht zu stören, die uns keineswegs zu ihrem Nachteil an Märchen aus Tausend und einer Nacht erinnert. Rheinisch-Westfälische Zeitung

Das Buch ist in einer fast klassisch schönen Sprache geschrieben. ... Die Feinheit der künstlerischen Form ist bewundernswert. Man legt das Buch mit dem Gefühl eines starken ästhetischen Eindrucks aus der Hand. Wiesbadener Zeitung

# Zeitschrift für Säuglingsschutz

**ZEITSCHRIFT**
**des**
**Kaiserin Auguste Victoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reiche**



**Zeitschrift**
**der**
**Deutschen Vereinigung für Säuglingsschutz**

Herausgegeben von

**Dr. jur. et med. h. c. von Behr-Pinnow**
Kabinetsrat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin

**Professor Dr. Dietrich**
Geh. Ober-Medizinalrat und vortragender Rat im Preuss. Kultusministerium

**Dr. Heubner**
Geh. Medizinalrat u. ordentl. Professor für Kinderheilkunde an der Universität Berlin

**Dr. Rubner**
Geh. Medizinalrat und ordentl. Professor für Physiologie an der Universität Berlin

Redigiert von **Professor Dr. Arthur Keller**, Direktor des Kaiserin Auguste Victoria-Hauses

---

**Die Zeitschrift erscheint monatlich einmal**

---

Den Aufgaben des Kaiserin Auguste Victoria-Hauses und den Bedürfnissen moderner Wohlfahrtspflege entsprechend, wird die Zeitschrift, welche sich an alle dafür interessierten Kreise wendet, sich in den Dienst des Säuglingsschutzes stellen, in dem Sinne jedoch, dass ihr Inhalt nicht nur für die allgemeine Wohlfahrtspflege, sondern mehr für die Familie, für die Behörden und Vereine, wie für die Mutter, für Verwaltungsbeamte und Juristen ebenso wie für Aerzte bestimmt ist.

Besonderer Wert wird aber darauf gelegt, zur Belehrung der Mutter populäre Aufsätze von autoritativer Seite über Pflege und Ernährung des Säuglings, über Wochenpflege, Hygiene der Kinderstube, Erziehung der Kinder etc. zu veröffentlichen.

---

**Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) Mark 6,—**

**Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen, Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. — — Probenummern stehen zur Verfügung.**

**Verlag von GEORG STILKE in Berlin NW. 7**


D D F

# Inhaltsübersicht.



# Textprobe des Abschnitts „Afrika".

**Weltstellung des Erdteils.** Die große Wüste der Nordhälfte hat es bewirkt, daß bis vor etwa hundert Jahren nur der Nordrand des Erdteils und Ägypten in den Kulturbereich der übrigen Welt hineingezogen waren. Die Küsten freilich waren an zahlreichen Punkten berührt und auch wohl besiedelt worden, und die europäischen wie arabischen Faktoreien holten sich gegen geringes Entgelt aus dem geduldigen Erdteil dessen Überschuß an Waren, vor allem die lebendige Ware, die Arbeitskraft seiner Schwarzen. Von den Nachkommen der so verschleppten Neger und ihren Mischlingen sind allein in Amerika an 30 Millionen vorhanden und bilden eine Sorge für die Staaten jenes Erdteils. Desgleichen wurde die Tierwelt ausgeplündert, so zwar, daß die Zähne des Elefanten und des Flußpferdes jahrhundertelang fast die einzige Ware des Großhandels mit Innerafrika bildeten. Damit geht es nun zu Ende. Aber seitdem Afrika als erforscht gelten kann, ist die Überzeugung gewachsen, daß es dort Anbauflächen genug gibt, auf denen die Waren erzeugt werden könnten, die aus den übrigen Erdteilen nicht mehr reichlich oder nicht billig genug zu gewinnen sind — wie Baumwolle, Kautschuk, Kakao, Kaffee —, und daß lockende Bodenschätze (Edelsteine, Gold, Kupfer) vorhanden sind. Um solche Erwerbszweige zu heben, bedarf es wiederum der **Arbeitskraft des Negers**, und dieser soll nunmehr zu einer halb freiwilligen Arbeit „erzogen" werden. Indessen begehrt er nicht sich erziehen zu lassen, und zu dieser Abneigung ist ein kräftigeres Selbstbewußtsein, auch wohl Stammesgefühl bei ihm erwacht, von N. her erweckt durch den Islam, im S. angeregt durch die „äthiopische Bewegung". Diese ist von christlichen Negern Nordamerikas auf kirchlichem Gebiete geweckt worden und hatte zunächst eine Sonderkirche der Eingeborenen zum Ziele, aber schon fängt an der Ruf zu ertönen: „Afrika den Afrikanern!" Indessen kann er noch nicht in die Massen gedrungen sein. Aber auch ohnedem ist der Neger ebenso wie der Abessinier und der Hottentotte kein verächtlicher Gegner mehr. Er besitzt Ware genug, sich die besten Schußwaffen zu kaufen, und hat es erstaunlich schnell gelernt, den Truppen seiner weißen Herren ihre Fertigkeiten abzusehen. Die Frage, wie die Arbeitskraft des Negers zu gewinnen ist, bleibt die wichtigste für die nächste Zukunft des Schwarzen Erdteils.

Durchschnitt durch Afrika auf 25° O. 50fach überhöht.

## Textprobe des Abschnitts „Landeskunde von Deutschland".

Das Hochland der **Rauhen Alb** trägt an vielen Stellen ein rauhes, ärmliches Gepräge. Über die baumlosen, steinübersäten Flächen, die mageren Fruchtfelder, die kahlen Weiden führt einsam die Straße, und die Dörfer, statt in Obsthaine sich zu bergen, liegen spärlich verstreut, schutzlos dem Winde bloßgestellt. In den Höhlen und Spalten des Jurakalkes verlieren sich die Wasser; daher die Quellenarmut, die leeren Bachrinnen, die Hungerbrunnen, d. h. Quellen, die nur in nassen — hier geringen — Jahren fließen

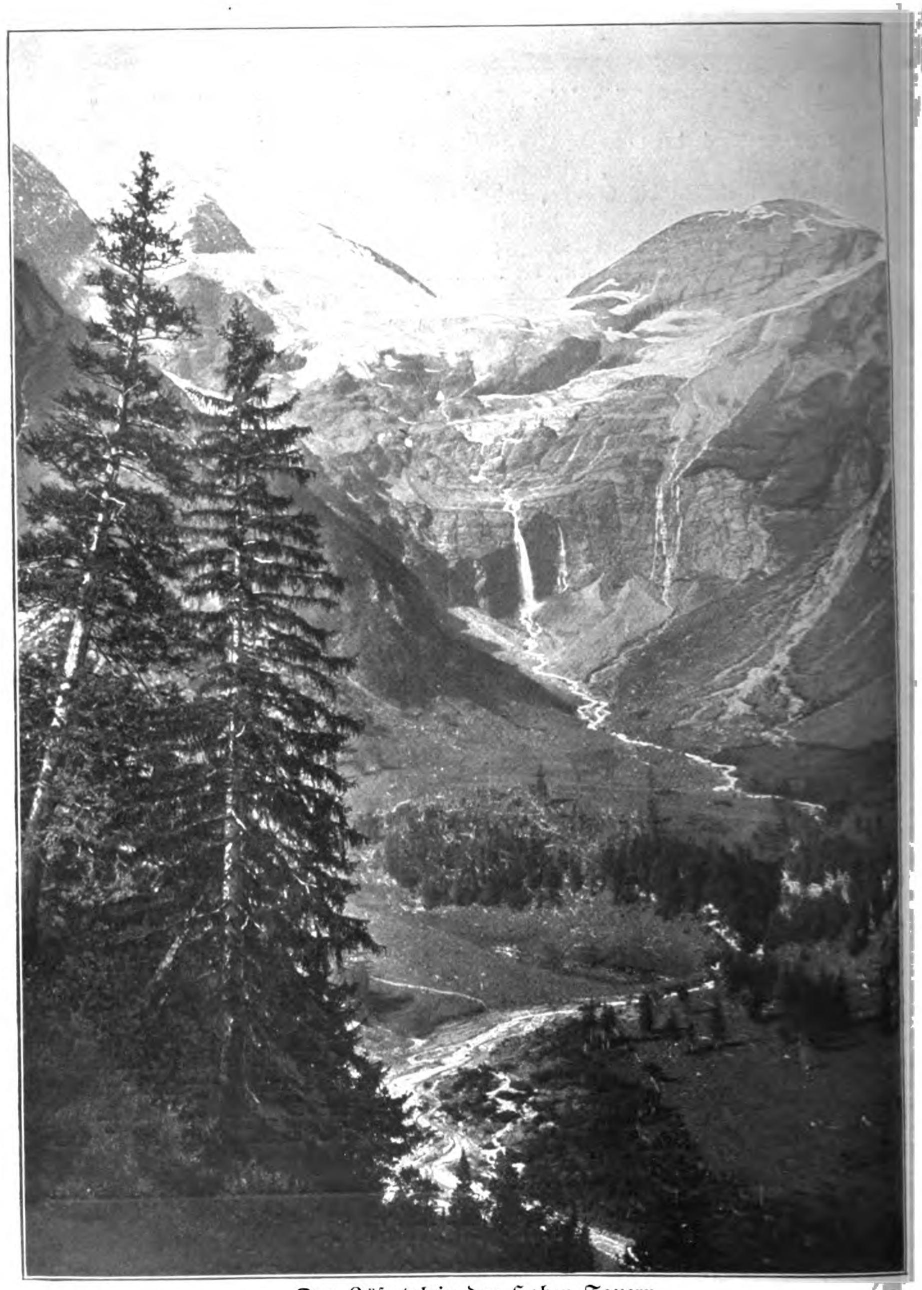


Durchbruch der Donau durch die Rauhe Alb. Die Donau floß ursprünglich an der Grenze der nördlichen Alpen und des Deutschen Jurazuges. Durch die gewaltigen Moränenablagerungen des Alpenvorlandes an einigen Stellen nach Norden gedrängt, mußte sie sich in den Jura wie in den Bayrischen Wald ein enges Bett eingraben, das sie an manchen Stellen später in südlicher Richtung wieder verlassen hat.

und somit auf Mißwachs deuten; doch ist der Wasserarmut durch Anlegung von mehr als 60 Hochwasserbehältern abgeholfen. Aber es fehlt auch hier nicht an fruchtbaren, korn- und obstreichen Strichen, an Laubwäldern und vorzüglichen Weiden für die Schafzucht, und die kleinen Täler bieten eine Fülle anziehender Naturbilder und behaglichen Lebens. Eisenerzeinlagerungen im Tale der Altmühl, um Eichstätt. Die feinkörnigen Lithographenschiefer von Solnhofen, am Durchbruche der Altmühl durch den Fränkischen Jura, sind die besten der Erde. —

## Textprobe aus der „Handelsgeographie".

**Südfrüchte** beziehen die Industrieländer besonders aus den Mittelmeerländern. Das Deutsche Reich führte 1906 davon 157000 t für 20,9 Mill. ℳ ein. Am meisten Apfelsinen führen Italien (Messina, Palermo) und Spanien (Valencia, Almeria) aus. Feigen an Schnüren (Kranzfeigen) liefert der Peloponnes, in Fässern Triest, in Körben (Korbfeigen) Kalabrien, die besten in Kisten (Kistenfeigen) Smyrna. Mandeln kommen von Valencia und Málaga, Sizilien, Apulien usw., Rosinen besonders von Smyrna, Málaga und Kreta, Korinthen vom Peloponnes. Die früher beträchtliche Ausfuhr Südeuropas nach der Union ist infolge des Wachsens der Eigenerzeugung in dieser zurückgegangen. Großbritannien, das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Rußland, Schweiz sind jetzt die besten Abnehmer von Südfrüchten u. dgl.



Das Käfertal in den Hohen Tauern.

Der kesselartige Abschluß des Käfertales kann als Typus eines „Kars" oder „Talzirkus" gelten, einer Talform, welche die Stätte eines ehemaligen Gletschers gewesen und durch seine Einwirkung entstanden ist. Von den steilen Rändern schauen Firnflecken herab; auf der hohen Rückwand des Kars liegt das Bockkar-Kees mit seinem über die Felswand abstürzenden Abflusse, dem Bockkar-Bach, der sich durch das breite, vom Gletscher ausgeschliffene Trogtal windet. Schräg ansteigende Schutthalden liegen besonders an den Felswänden rechts.



Nr. 81. XI 08. Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 8115



